

Vol XIV.

REALLEXIKON
DER VORGESCHICHTE

VIERZEHNTER BAND

14



+ Inv. N. 26.057

~~03/3202~~

Reallexikon der Vorgeschichte

UNTER MITWIRKUNG
ZAHLREICHER FACHGELEHRTER

HERAUSGEGEBEN VON

MAX EBERT

ORD. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BERLIN



VIERZEHNTER BAND

UCKERMARCK—ZYPRIISCHE SCHLEIFENNADEL

MIT 135 TAFELN

14

74422

Berlin 1929

VERLAG WALTER DE GRUYTER & CO.

VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG — J. GUTTENTAG, VERLAGS-
BUCHHANDLUNG — GEORG REIMER — KARL J. TRÜBNER — VEIT & COMP.

Biblioteca Centrală Universitară

B U . R E S T I

Cota III 467/469....

Inventar 7492....

Printed in Germany

Copyright 1929 by Walter de Gruyter & Co., Berlin

U

Uckermark (StZ) s. Molkenberger Typus, Nordischer Kreis A § 5 b 5 α.
Ujuk s. Öjuk.

Ukraine s. Südrußland.

Ul (Kuban-Gebiet, Südrußland; Tf. 1—3).

§ 1. Bei Ul sind in den Jahren 1898, 1908 und 1909 von Veselovskij eine Reihe von Grabhügeln untersucht worden, die außer wichtigen Funden der frühen Metallzeit (s. Kuban; Band VII Tf. 87 h) auch solche der ältesten skyth. Periode gespendet haben. — Der interessanteste von ihnen ist der Hügel I der Grabung von 1898. Er hatte eine H. von 15 m und war, wie das auch bei anderen großen skyth. Kurganen beobachtet ist (z. B. Solocha; s. d.), in zwei Aufschüttungen hergestellt. Auf seiner Kuppe durch den Einbau einer Batterie-stellung, im Innern durch Raubgräberei beschädigt, hat er, wenn auch die Grabung keineswegs berechtigten Ansprüchen genügt, doch das imposanteste Bild einer skyth. Bestattung mit Pferde-Hekatomben gegeben.

§ 2. Etwa 10 m unter der Kuppe des Hügels lagen als Zeugen eines gewaltigen Tieropfers auf einer Fläche die Skelette von etwa 50 Pferden, andere waren auch sonst noch im Aufschutt verstreut. Auf dem gewachsenen Boden (Tf. 1a) war in der Mitte, nur in den Resten erhalten, ein viereckiger Holzbau (L. 7,45; Br. 5,70 m) bzw. ein Zelt mit hölzernem Gerüst errichtet. Auf den beiden Schmalseiten fanden sich (in gestörter Lagerung) Skelette von zwei Stieren und von Pferden, unter ihnen und dem Holzbau eine dünne Holzschicht. 4,25 m nach S von der Hüttenwand entfernt und parallel zu ihr standen 6 Pfähle, um jeden lagen in strahlenförmiger Anordnung 18 (= 6 × 3) Pferdegerippe. Weitere 4,25 m nach S standen 2 aus je 4 Pfosten gebildete Barrieren, n. und s. von diesen Barrieren lagen gleichfalls je 18 Pferde. Im ganzen lagen also auf

der Südseite des Hauses $108 + 72 = 180$ (6 × 30) Pferdeskelette. Die Anordnung auf der Nordseite war die gleiche, nur daß hier die Barrieren dem Hause zunächst standen.

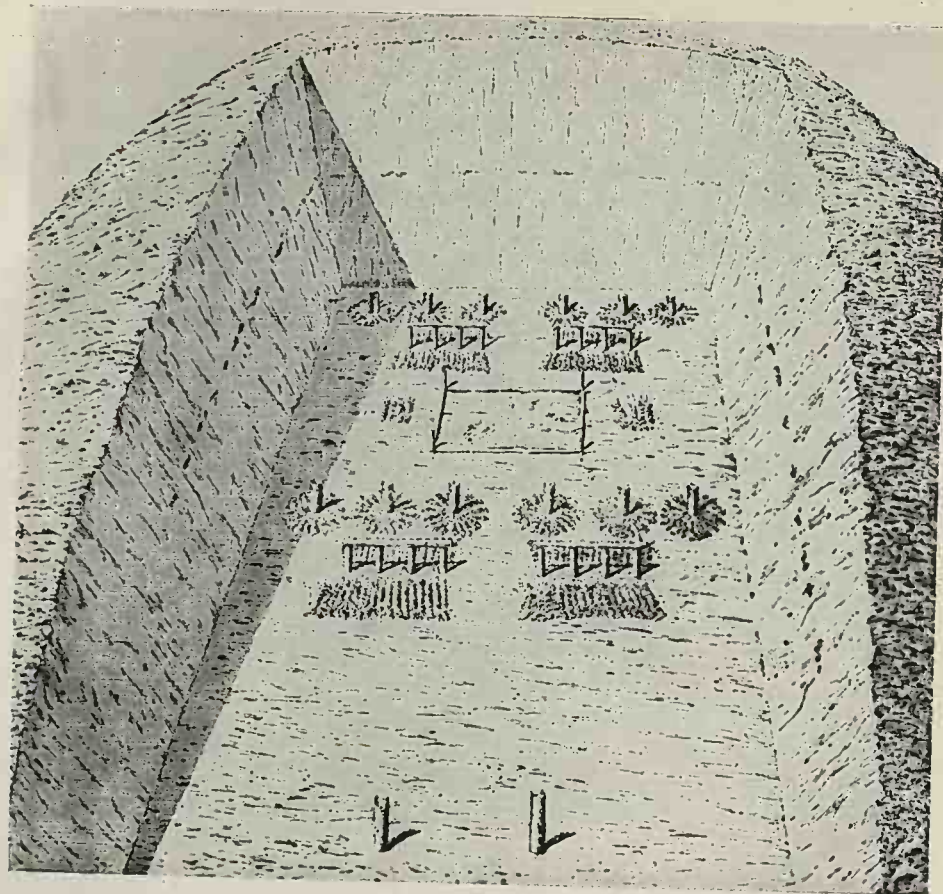
§ 3. Sicherlich ahmt diese ganze Anlage: die in regelmäßigen Abständen errichteten Pfosten und Barrieren zum Anbinden einer größeren Zahl von Pferden um ein Holzhaus, eine solche aus dem Leben nach, wie sie nötig war, wenn eine Beratung, ein Kriegszug o. ä. den Stamm oder einen Teil von ihm vor das Zelt des Fürsten führte. Ebenso sicher ist aber, daß das Bild, welches die Zeichnung Tf. 1a von dieser Anlage gibt, nicht vollständig ist, da die Ausgrabung sich mit einem 25 m br., 60 m l. Schnitt begnügte, der weder seitlich erweitert noch in die Tiefe geführt wurde. So erfährt man nichts Genaueres über die Lage des angenommenen (durch Raubgrabung zerstörten) Hauptgrabes. Zu ihm scheint aber Veselovskij eine große Steinplatte (L. 1,42; Br. 0,98 m) mit einem viereckigen Loch (0,53 × 0,40 m) in der Mitte zu rechnen. An Fundstücken werden ein Goldblech mit Tierdarstellungen (CR Pétersb. 1898 S. 30 Abb. 42), ein „Häufchen“ eiserner Pfeilspitzen mit langer, am unteren Rande verstärkter Tülle — eine seltenere Form — (a. a. O. S. 31 Abb. 43), Stücke von zwei Kupferkesseln, Scherben griech. Vasen (ohne nähere Angabe) u. a. genannt. Die Datierung ist somit schwierig, doch darf man den Kurgan wohl der ältesten Gruppe zu rechnen. — Ein zweiter, n. davon gelegener, doch weit niedrigerer Hügel (H. 3,20 m), ebenfalls gestört, enthielt auch eine reiche Pferdebestattung mit Geschirr und Schmuck und Scherben eines schwarzfigurigen Gefäßes (a. a. O. S. 32 Abb. 47) aus der Mitte des 6. Jh. v. C.

§ 4. Von dem im J. 1909 untersuchten Hügel I (H. 6 m; gestört) existieren weder

ein Plan noch Abb. der Fundstücke. Doch geht aus der summarischen Beschreibung hervor, daß die Anlage und die Ausstattung des Grabes denen des Hügels I der Grabung von 1898 sehr ähnlich war: ein hölzerner Bau in der Mitte, um diesen herum zahlreiche Pferdebestattungen. Bei den Pferden Trensen und andere Ausrüstungsstücke, sonst aus dem gestörten Hauptgrab goldene Ohringe, Goldbleche, Bernsteinstücke, eine eiserne Lanzenspitze, Panzerteile u. a. — Ebenso steht es mit dem gleichfalls geplünderten Hügel II (1909; H. 4 m), der trotzdem noch einige der wichtigsten Stücke des skyth. Altertums geliefert hat: einen aus Goldblech getriebenen Pferdekopf mit Bernsteineinlagen in Zellenfassung (Tf. 1b; CR Pétersb. 1909—10 S. 149 Abb. 211), eine gut modellierte Hirschfigur vom Rande eines skyth. Kessels (Izvestija Ak. Mat. Kult. 2 [1922] S. 193—203 Borovka) zweifellos griech. Arbeit (Tf. 1c; s. a. Michajlovo-Apostolovo § 3), die schönen silbernen Psalien (Tf. 2), in Raubvogelköpfe endend und mit eingravierten Tierdarstellungen, sowie 5 bronzene Stangenköpfe, drei birnenförmig durchbrochen mit vortrefflich gearbeitetem Stierkopf (CR Pétersb. 1909—10 S. 150 Abb. 215), und zwei mit weiter Tülle, in einen Raubvogelkopf auslaufend (Tf. 3), zwei Prachtstücke des archaischen skyth. Tierstiles; ferner 13 silberne, durchbrochene Stirnbleche vom Pferdegeschirr mit Email-Einlagen vom kaukasischen Typus (CR Pétersb. 1909—10 S. 52 Abb. 218). S. Kuban.

Diese Stangenköpfe sind neben denen von Kerlesmes (s. d.; Arch. Anz. 25 [1910] S. 196ff. Farmakovskij; Rostovcev *Iranians and Greeks* 1922 S. 56 Tf. 10; Borovka *Scythian Art* 1928 Tf. 26, 27) die ältesten bisher aus Südrussland bekannten Stücke. Zu den apotropäischen Augen an den Stücken Tf. 3a, b vgl. die Schwertscheide von Vetersfelde Tf. 45a. In den ungefähr gleichaltrigen Bestattungen der Jelisavetinskaja und Marjevskaja Stanica fehlen die Stangenköpfe. Aus der klassischen Zeit (5.—4. Jh.) sind sie seltener, treten dagegen im 4.—3. Jh. sehr häufig im unteren und mittleren Dnjepr-Gebiet auf. So in den Kurganen von Alexandropol (s. d.; Kondakoff *Antiq. Russie mérid.* S. 241 Abb. 217 [geflogelte Frauenfigur], Abb. 218 [dreizack-artig, mit Vögeln, die Glöckchen im Schnabel haben], S. 243 Abb. 220 [Greif in viereckiger, durchbrochener Platte, an der zwei Glöckchen hängen], Abb. 221 [schellenbaum-artig, Vogel auf dreieckig durchbrochener Tülle; [Recueil d'Antiq. Scythie Hér. Tf. 2, 6, 7)], Čertomlyk (s. d.; ASH Tf. 28, 3, 4

[Vierfüßler auf lyra-artiger Basis und flachem Stiel], ebd. Tf. 28, 1, 2 [Hirsch auf durchbrochener Tülle], Krasnokutsk (s. d.; ASH Tf. 24, 4, 5 [Tüllen, dreieckig durchbrochen, mit Vögeln], ebd. Tf. 24, 1, 2 [Tüllen mit Greif], ebd. Tf. 25, 1, 2 [Tüllen, dreieckig durchbrochen, mit Greif], ebd. Tf. 25, 3, 4 [Tülle mit Greif, Vierfüßler zerreißend]), Slonovskaja Bliznica (ebd. Tf. 26, 1, 2 [Tülle mit Greif, der einen Vierfüßler zerreißt]), Bëlozerka (CR Pétersb. 1898 S. 80 Abb. 143 [Hirsch, flacher Befestigungsteil mit 2 Nietlöchern]). Die Stücke aus den eben genannten Fürstengräbern sind besonders wichtig, denn hier liegen Beobachtungen über die Bedeutung dieser sog. Standarten oder Würdezeichen vor (vgl. z. B. den Fundbericht über die Ausgrabung des Hügels von Krasnokutsk *Antiq. Scythie Hér.* S. 45—48). Es gehören danach je vier zu den Leichenwagen, die den Toten bis an den Rand der Grabkammer fahren, oder zu dem Baldachin (Poltavasche und Kijevsche Gruppe), unter dem er vom Wagen aus zum Grabe getragen wurde. (Das Fürstengrab von Maikop [s. d.], wo man mit großer Wahrscheinlichkeit auf solch ein Zelt hat schließen wollen, hat einen zu großen zeitlichen Abstand—es ist in die 2. Hälfte des 3. Jht. v. C. zu setzen—, als daß man es ohne weiteres mit den skyth. Gräbern zusammenstellen kann, die große Konservativität orient. Grabsitten, um die es sich hier handelt, gar wohl in Rechnung gesetzt.) [Vgl. über diese Frage Rostovcev *Dekor. Malerei* S. 47f., 511f.; ders. *Skifija i Bospor* 1925 S. 411. Sie kommen aber nicht immer zu vieren vor und sind auch anderweitig verwendet worden. In dem Grabe von Žurovka (s. d.; Nr. 407; *Izvestija* 14 [1906] S. 32 ff., Plan des Grabes ebd. Abb. 75) fanden sich zwei eiserne Stangenköpfe. Aber leider war das Grab gestört und ist die Lage der Beigaben (vgl. die Bemerkung a. a. O. S. 33) nicht genügend sorgfältig beobachtet worden. Beispiele solcher „Buntuki“ aus dem Kr. Romnyabg. bei Bobrinskoi *Smëla* III Tf. 9 und 17, 5: birnen- oder apfelförmiger Aufsatz, durchbrochen, mit Kugel, oben meist in ein Tier oder ein Tierprotom endend; bei Charenko *Collection* II Nr. 224 Tf. 11 (Volkovcy [s. d.]; 4 Stück, doppelkonisch, mit kleinen, dreieckigen Durchbrechungen, oben Hirsch, unten an Ösen je 2 [an jedem Stück] Glöckchen), ebd. III Nr. 347 Tf. 43 (= Bobrinskoi *Smëla* III 67 Abb. 16 Kanev, Gouv. Kijev; verhältnismäßig lange Tülle, oben Kopf eines Vierfüßlers); Bobrinskoi *Smëla* I 66 (Aksjutincy [s. d.]; 4 Stück); Bobrinskoi *Smëla* III 66 Abb. 20 (von Maikop [s. d.] im Kuban-Gebiet; kuglig, längs durchbrochen, Hirschfigur). — Über die Verbreitung dieser Stangenköpfe im W (Ungarn [s. Band XII Tf. 67a—c], Rumänen [s. d. B § 7; Band XI Tf. 37a]) vgl. Arch. Ertesitö 12 (1894) S. 385ff. Smirnov; ebd. 13 (1893) S. 385 Hampel; ebd. 17 (1897) S. 1ff. Reinecke; Ethnol. Mitt. aus Ungarn 4 (1895) S. 1ff. Hampel; ZfEthn. 28 (1896) S. 1ff. ders.; G. Nagy *A Skythak* 1909 S. 48ff. — Parallelen auch in Sibirien (vgl. z. B. Tallgren *Collection Tavostine* 1917 S. 53) und China, wohin sie durch die Skythen gebracht sind. Die



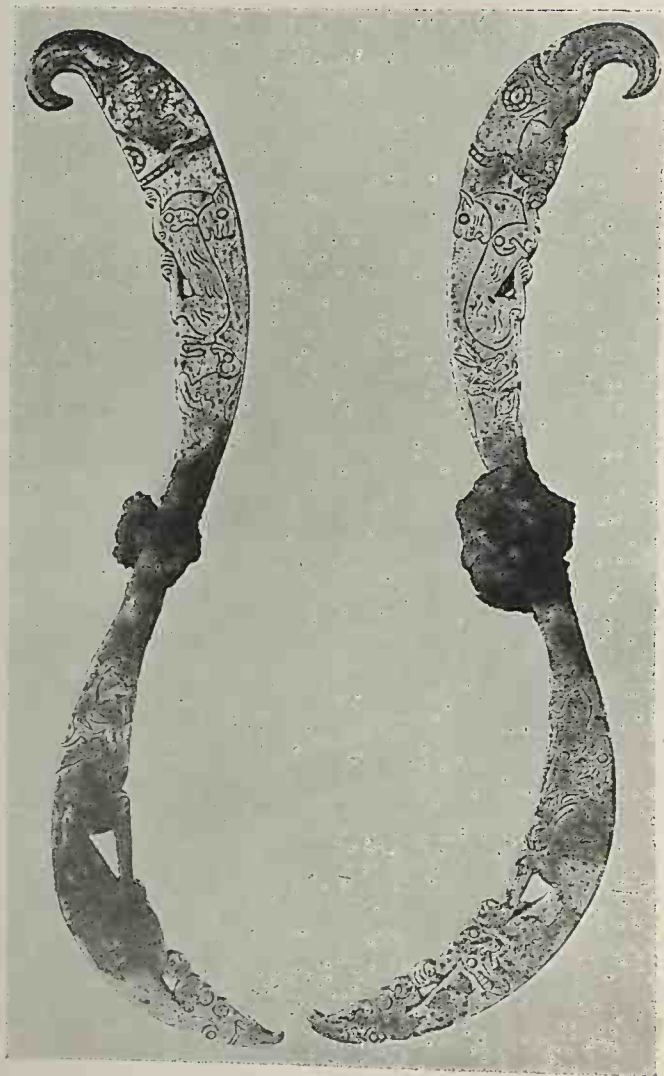
a

b₁b₂

c

UI

a. Schnitt in den Grabhügel I (1898). — b. Tierkopfförmiger goldener Endbeschlag mit Bernsteineinlage. Ca. $\frac{1}{2}$ n. Gr. — c. Bronzenes Hirschfigürchen von einem skyth. Kessel. $\frac{1}{2}$ n. Gr. — Nach CRPetersb. 1898 und 1909/10.



UI

Doppelsichelförmige Psalien aus Kurgan II (1909). Nach Arch. Anz. 1910 S. 198.

Prototypen sind in Kleinasien (Stangenköpfe aus Kappadokien abg. bei Rostovcev *Iranians and Greeks* 1922 Tf. 2 und 5₃) nachweisbar und gehören dort offenbar zum Kreise der Chaldischen Kunstindustrie (s. Tuschpa).

§ 5. Der vollständig zerstörte Hügel III (H. 5 m) lieferte neben eisernen Trensen Teile eines Panzers und Tongefäßscherben, Stücke eines bronzenen Helmes (s. Pastyrskoje § 2), ein weiterer (H. 4,50 m; gestört) außer dem Fragment eines Stangenkopfes, eisernen und bronzenen Pfeilspitzen, Panzerteilen u. a. zwei goldene, mit Email verzierte Ohringe. Über verwandte Hügelgräber der Kuban-Gruppe s. Südrußland D (Jelisavetinskaja, Marjevskaja) und Kostromskaja Mogila.

CR Pétersb. 1898 S. 30ff.; ebd. 1908 S. 118ff.; ebd. 1909/10 S. 147ff.; Arch. Anz. 1910 S. 197 Farmakovskij; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 228f.; Rostovcev *Skifija i Bospor* 1925 S. 314ff.; Bulletin of the Metropolitan Museum of art 17 (1922) S. 36ff. ders. M. Ebert

Ulbjerg (Amt Viborg, Jütland). Interessanter Urnengrab-Fund aus einer kleinen Steinkiste unter flacher Erde. Er gehört der I. Per. der vorröm. EZ an und enthält unter anderen Gegenständen zwei gleichartige Fibeln (Nachbildungen der kontinentalen Frühlatène-Fibel), die einzigen ihrer Art im N (Band IX Tf. 153d). S. Nordischer Kreis C I § 4, 7.

Aarb. 1892 S. 219ff. C. Neergaard; Müller NAK. II 28ff.; ders. *Ordning* II Abb. 17.

Hanna Rydh

Uldal (Ksp. Skrydstrup, Hadersleben, Schleswig). Großes Gräberfeld der vorröm. EZ. S. Nordischer Kreis C I § 7.

F. Knorr *Friedhöfe d. ält. Eisens. in Schleswig-Holstein* 1910; Aarb. 1916 S. 231ff. C. Neergaard.

Hanna Rydh

Ulme. Die U., die vom Mittelmeergebiet weit nach N geht, tritt weniger in geschlossenen Beständen auf, als daß sie an Waldrändern und Flüssen zerstreut wächst. Oft wurde sie aber auch angepflanzt, wie schon seit alter Zeit am Mittelmeer als Stützbaum für die Weinreben. Ihr Saft ist süß und wird hier und da als Leckerei benutzt. Die Blätter dienen gelegentlich als Gemüse, der Bast wird zu Fischkörben, Reusen und Schuhen verwendet und soll auch böse Geister fesseln. Die Rinde wird zum Gerben und Färben benutzt, das Holz scheint in England den Sarg herzugeben.

Der auch gebräuchliche Name *Iffe* (niederdeutsch *Ibe*) führt gelegentlich zu Verwechslungen mit der Eibe (s. d.).

† Ed. Hahn

Umbrier s. Italiker.

Umlaufstil. U. oder peripherischer Stil. Nach Hoernes: Betonung des gleichmäßigen Umlaufs in den wagerechten Gefäßzonen durch Reihung der gleichen Elemente oder durch ein fortschreitendes Bandmuster. Zum Umlaufstil rechnet Hoernes die ältere Pfahlbautenkeramik, die Spiral-Mäander-, Winkel- und Stichband-, sowie die südwestd. Furchenstich-Keramik; als typisches Beispiel gilt ihm das fortlaufende Spiralbandmuster. Schon diese Zusammenstellung lehrt, daß der Begriff U. zur stilkritischen Unterscheidung ungeeignet ist. Der U. beschränkt sich auch nicht auf die genannten, grobenteils der Bandkeramik angehörigen Gruppen, sondern ist auch in der nordd.-skand. Keramik der j. Stz vielfach anzutreffen (Muschelhaufen-, Megalith-, Schnurkeramik). Die Unterscheidung eines früheren U. und eines späteren Rahmenstils (s. d.) ist nur in besonderen Fällen möglich, wie z. B. beim Verhältnis zwischen Band- und ostalpiner Keramik. Das Fehlen einer senkrechten Gliederung der Gefäße braucht an sich nicht zum U. zu führen (Glockenbecher). Die weitere, von Hoernes vorgeschlagene Bezeichnung des U. als „flächenbedeckend“ oder „flächenfüllend“ ist besser zu vermeiden.

Hoernes *Urgesch.*³ S. 258ff.

F. A. v. Scheltema

Umma. An der Stelle von Dschocha, 45° 52' O Gr. und 31° 45' N, w. des Schatt el Hai, lag das antike U., geschrieben *Giš-uh^{ki}*, *Umma* oder *Ummi*, die Rivalin der Stadt Lagasch (s. d.). Den Hügel besuchten Fraser und Ainsworth; W. K. Loftus fand dort 1854 eine Dioritstatue, die er nach England sandte. Weitere Untersuchungen unternahm die Wolfe-Expedition 1885 und Peters sowie 1902 W. Andrae. Es ist ein länglicher, nach NO gerichteter, 1 km l., aber nur 400 m br. Hügelzug, 15 m h.; an der nw. Seite tritt ein Einzelbau von 70 m Br. im Quadrat hervor. Die Stadt spielte in der Geschichte eine gewisse Rolle. Als selbständige Herrscher sind eine Reihe von Fürsten bekannt: Zu den ältesten gehörte

Eabzu, der etwa zur Zeit Mesilims von Kisch regierte. Später ist Usch Patesi von Umma, dann Enakalli, Urlumma und Ii, die in Verwicklungen mit ihren Zeitgenossen der Nachbarstadt Lagasch, Eannatum, Enannatum I. und Entemena, traten. Der hervorragendste Herrscher war Lugal-zag-gisi, der Sohn des Ukusch. Er hatte sogar die Hegemonie über Babylonien inne, bis ihn Sargon von Akkad stürzte. Andre Patesis sind: zur Zeit Manischtusus von Kisch: Papschisch (Manischtusu-Obelisk A 12, 24); Lu-Babbar (CT I 50, VAB I 150, 3); Suruschkin (AO 4798: Rev. d'Assyr. 9 S. 76); Ur-Negun (Rec. de Trav. 37 [1915] S. 127f.). Die Herrscher der 3. Dyn. von Ur übten in Umma die Herrschaft aus, gemäß den Urkunden des Ur-Nammu (Yale Orient. Ser. I Nr. 16. Tf. 11 S. 13f. A. T. Clay); des Dungi (ebd. Nr. 17 Tf. 11 S. 15); des Šu-Sin (ebd. Nr. 20 Tf. 12 S. 16; ZfAssyr. 29 S. 179 Tf. 1 E. Unger; OLZ 18 [1915] S. 201f. W. Förtsch). Ähnlich wie in Lagasch scheint die Besiedlung nach der Dyn. von Ur aufzuhören, da spätere Urkunden fehlen. W. Andrae fand dementsprechend Ziegel von kleinen, plankonvexen Formaten an bis zu den größeren der letztgenannten Periode. Nach Contenau war in U. die Kleider-Industrie von besonderer Bedeutung (Rev. d'Assyr. 12 S. 147).

ZfAssyr. 20 S. 421f. Hrozný; OLZ 1918 S. 219 B. Meissner; MDOG 16 S. 20f. W. Andrae; AO 11 (1910) 3—4 S. 30 R. Zehnpfund; de Genouillac *Textes économiques d'Oumma de l'époque d'Our* Paris 1922; W. K. Loftus *Travels* S. 116 Anm.

Eckhard Unger

Umm el-Ga'äb (Ägypten). Außerhalb der späteren Friedhöfe von Abydos (s. d.) liegt ohne Zusammenhang mit ihnen am Gebirgsrande ein Hügel, namens Umm el-Ga'äb („Mutter der Töpfe“), der die Gräber der Könige der beiden ersten Dyn. birgt. Er hat seinen Namen nach den zahllosen Scherben von Tonkrügen, die in späterer Zeit hier als Weihgeschenke am Osiris-Grabe niedergelegt worden sind. Für das Osiris-Grab erklärte man, vielleicht seit dem MR, das Grab des Königs Zer (Chent, Dyn. 1).

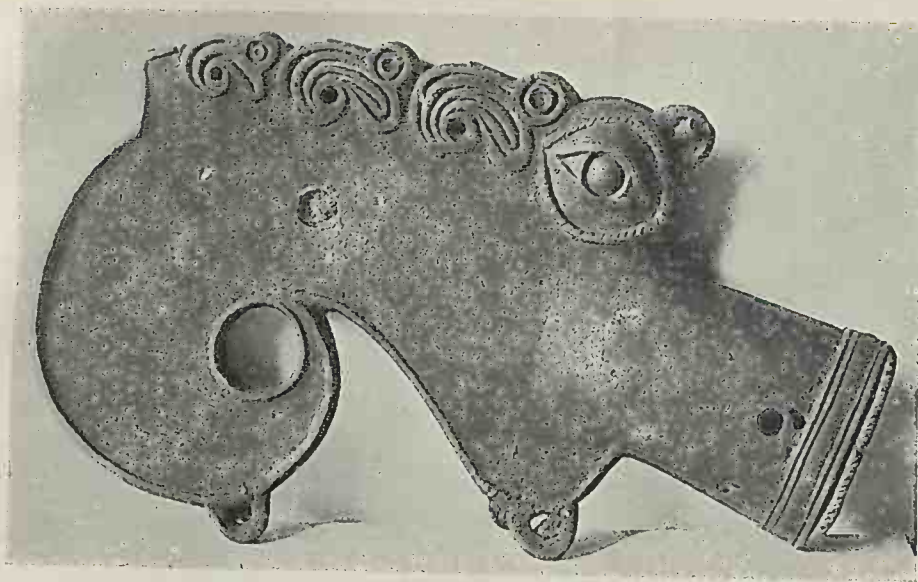
Die Königsgräber sind in Ziegeln erbaut als unterirdische Kammern, zu denen eine Treppe hinabführt (s. Grab D § 11c, d). Beigaben sind dem König mitgegeben, entweder

wie die Jahrestafeln als Dokumente seiner Regierung oder andererseits Speisen als Wegzehrung für das jenseitige Leben. Die Königsgräber (s. a. Ägypten B § 34ff.) sind von Amélineau und Petrie freigelegt. Veröffentlichungen bei Ed. Meyer *G. d. A.* 2 I 2 § 206. Naville hat eine Nachuntersuchung gemacht und noch eine Reihe von Gegenständen gefunden (*Cem. Abydos I* [1914] S. 35ff. mit Tf. 8—21).

Roeder

Umrißzeichnung s. Kunst (besonders A), Primitive Kunst.

Unendliches Muster. § 1. In den späten Entwicklungsstufen der StZ, BZ und EZ besteht die klar zutagetretende Neigung, unbegrenzte und unbegrenzbare Muster zu schaffen. Während die einfache Reihung der gleichen Motive (Striche, Kreise, Tiergestalten usw.) jede Unterbrechung gestattet, können die Elemente der Reihe so gewählt werden, daß ihrer je zwei die entsprechende Grundform einer zweiten Reihe bestimmen und umgekehrt, so daß eine Unterbrechung der einen Reihe nicht möglich ist, ohne ein Element der zweiten zu zerschneiden. Die einfachsten Beispiele solcher „reziproken“, sich gegenseitig bestimmenden und endlos ergänzenden Muster bietet das Spätneol.: das Winkel- oder das Zickzackband (s. Winkelband, Zickzackmuster) verlangt eine endlose Fortsetzung, weil jede Unterbrechung ein stehendes bzw. hängendes Schenkelpaar unergänzt läßt. Häufig tritt das U.M. im Zusammenhang mit negativen (s. d.) Mustern auf: wird die Reihe schraffierter Dreiecke abgebrochen, so wird die mit ihr verkettete Reihe aus reziproken, ungemusterten Dreiecken zerschnitten; bestimmen zwei gegenständige Dreiecksketten ein negatives Rautenband, so führt die Beendigung der ersteren zur Halbierung einer Raute, die Unterbrechung des Rautenbandes zur Zerschneidung zweier Dreiecke usw. Neben diesen einseitig gerichteten unendlichen Mustern hat das Spätneol. aber auch durch mehrfache Wiederholung der gleichen Reihen in alternierender Reihenfolge unbegrenzte Flächenmuster geschaffen, bei denen die einzelnen Elemente (Dreiecke, Rauten, Rechtecke; s. Schachbrettmuster) zugleich als die Glieder einer horizontalen, einer vertikalen und zweier-diagonalen



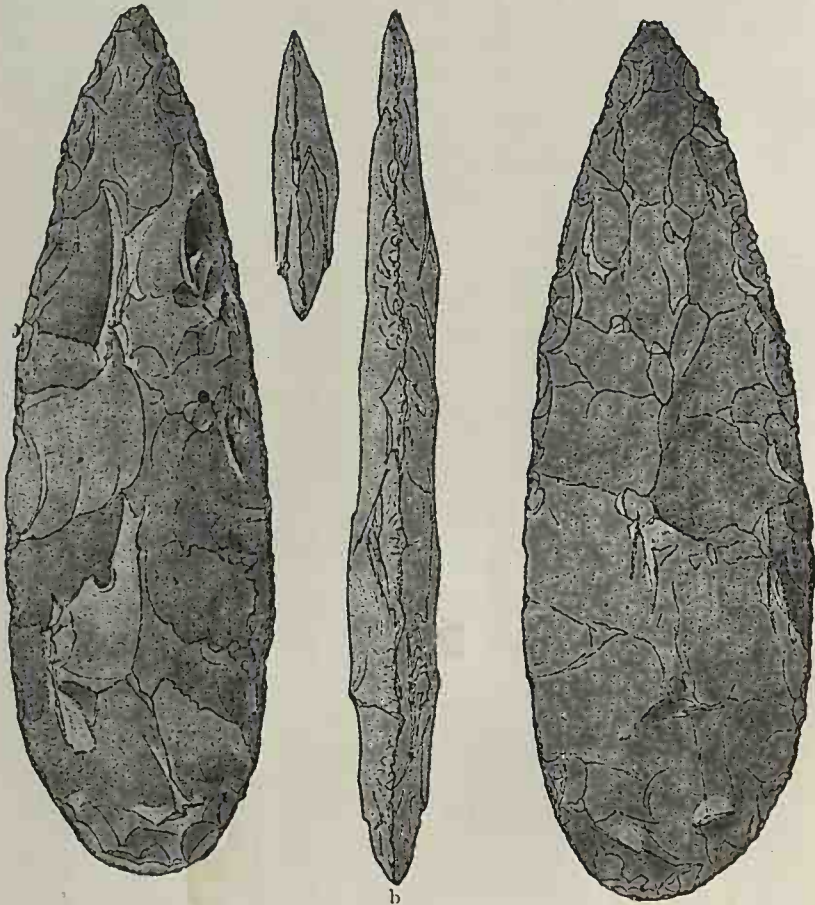
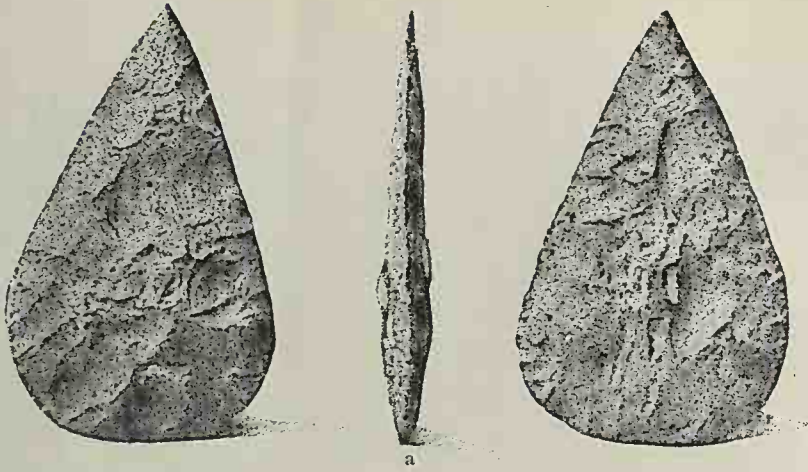
a



b

U1

a, b. Bronzene Stangenköpfe aus Kurgan II (1909). Ca. $\frac{1}{2}$ n. Gr. Nach Arch. Anzeiger 1910 S. 201.



Ungarn A. Paläolithikum

Ungarisches Solutréen: a. Miskolcz (Petöfi-Gasse). — b. Szeleta-Höhle. — $\frac{1}{1}$ n. Gr. — Nach E. Hillebrand.

nalere Ketten auftreten. Es handelt sich um die einfachsten Beispiele des „Teppich“- oder „unendlichen Rapportmusters“, bei dem jede Begrenzung die erwartete Ergänzung irgendeiner Reihe verhindert (am klarsten bei den ineinandergreifenden Rautenreihen an Kugelamphoren (s. d. A; Band VII Tf. 89, 7. 8) und späten englischen Bechern.

§ 2. Es ist für den Gegensatz zwischen der Form der StZ und der der BZ von grundlegender Wichtigkeit, daß schon der Kreis, als endlos in sich zurückkehrende Linie, ein U.M. darstellt. Im Gegensatz zu der Kreisreihe bieten wiederum die sich ein- und wieder ausrollende Spirale, in der späteren II. Per. Mont. der nord. BZ auch das um die Kreisbogen sich schlängelnde Wellenband (s. Wellenornament) Beispiele endlos sich fortsetzender Muster. Daneben können auch in der nord. BZ durch die Verbindung der Augen mehrerer Spiralreihen gleichzeitig mit den über-, unter- und nebengeordneten Nachbarn flächenfüllende, an äg.-myk. Deckenverzierungen erinnernde Teppichmuster entstehen (vgl. a. Band IX Tf. 108i mit Band VII Tf. 180 rechts; s. Spiralmuster B). Während das Spiralmotiv der früheren BZ immer noch den Eindruck isolierter, nur durch einen dünnen Faden verbundener, leicht trennbarer Zellen erweckt, beruht die Wirkung der Wellenbandmuster der späten nord. BZ ganz auf der endlos weiterfließenden Bewegung, sei es, daß diese nach dem Aufsteigen in den Spiralhaken wieder in das nächste Wellental zurückgeleitet wird, oder durch die unteilbare Verkettung der aus der Verbindung zweier gegenständigen und alternierenden Wellen entstandenen reziproken Motive (vgl. Band IX Tf. 137, 138; s. Rhythmus, Wellenornament).

§ 3. Das Verhältnis der Hallstattkunst zum U.M. ist unklar. In der geradlinigen Gefäßdekoration der III. Per. Reinecke leben altbekannte und bereicherte U.M. aus der StZ, namentlich als felderfüllende Teppichmuster, wieder auf; als neues, charakteristisch reziprokes Muster wird der Mäander (s. d.) aus der s. Kunst übernommen. Dagegen widerspricht die beliebte Reihung der gleichen Motive grundsätzlich dem Charakter des U.M. — Eine ganz andere Bedeutung erhielt das U.M. in der Latène-

ornamentik, wo die Teilbarkeit und Begrenzbarkeit der reziprok ineinandergeschobenen, stilisierten Blattformen oft geflissentlich vermieden wird (s. Latènestil). — Zu den charakteristischsten Motiven, die eine endlos fortgesetzte Bewegung suggerieren, gehören die auf ganz verschiedener Grundlage in der früheren und späteren nord. BZ sowie in der LTZ entstehenden Wirbelformen (s. Wirbelmotiv).

F. A. v. Scheltema

Unfreier s. Höriger, Sklave, Stände.

Ungarische Posamenteriefibel s. Fibel A § 17.

Ungarische Schleifenfibel s. Fibel A § 15.

Ungarisches Schwert. Der Typus des ungar. Sch. mit vollgegossenem Griff (s. a. Griffzungenschwert) zeigt in seiner Klinge blattförmige Gestalt mit eingezogenem Oberteil und starker Verbreiterung im unteren Drittel (Band XI Tf. 85z). Den ovalen Griff schmücken gewöhnlich erhabene Ringbänder; als Knauf trägt er eine meistens runde Platte mit Mittelknopf, die sich bei der jüngsten Abart dieser Gruppe zu einer Schale vertieft (s. Hajdu-Böszörmény; Band V Tf. 14). Der Griff ist in den einzelnen Teilen reich verziert (ungar. Spiralmotiv). Die stärkste Verbreitung hat dieser Schwerttypus in Ungarn gefunden; außerdem erstreckt sich sein Vorkommen auf Österreich, Polen (Posen, Galizien; Band X Tf. 88 b—d), Süddeutschland, Schweiz, Frankreich, Norddeutschland (Band IX Tf. 148b), Schweden. S. a. Schwert A § 5.

Naue *Die römischen Schwertformen* 1903 S. 52ff.; Déchelette *Manuel* II I S. 396; Przegład 1 (1919) S. 33ff., ebd. 2 (1922) S. 11ff.; Schlemm *Wörterbuch* s. v. Ungar. Schwerter (mit älterer Literatur). W. Gaerte

Ungarn (Tf. 4—12^B).

A. Paläolithikum.

§ 1. Geschichtliche Daten. — § 2. Altpaläolithikum (Miskolcz, Háromkút, Tata, Kiskevény). — § 3. Jungpaläolithikum: Aurignacien (Istállóskő), Solutréen. — § 4. Magdalénien.

§ 1. Als der erste Vorläufer der systematischen Paläolithforschung in Ungarn hat S. Roth zu gelten, welcher im J. 1879 in der „großen“ Ó-Ruzsiner-Höhle auf diluv. Feuerstätten stieß. Die seit 1891 in Miskolcz zutage getretenen Funde veranlaßten O. Her-

man, dem gleichen Probleme nahezutreten; zu endgültigen Ergebnissen führten jedoch erst die großen, im J. 1906 begonnenen Untersuchungen in den Höhlen des Bükk-Gebirges. Unter den ungar. Forschern der Gegenwart heben sich vor allem E. Hillebrand, O. Kadič und Th. Kormos ab, wertvolle zusammenfassende Übersichten verdanken wir dem ersteren (1919) und H. Breuil (1923).

Die von ungar. Fachleuten erschlossene Pálffy-Höhle bei Detrekö-Szentmiklós, sowie die Stationen von Korlath und Ipolyság gehören seit 1919 zur Tschecho-Slowakei und sind unter Böhmen-Mähren (A II § 2) behandelt; die siebenbürgischen FO Czoklovina-Höhle, Höhle Magyarbodza, Ohaba Ponor-Höhle und Igriez-Höhle sind Rumänien (s. d. A) einverleibt.

§ 2. Das Altpaläolithikum hat sich vorläufig nur spärlich eingestellt. Die in Miskolcz ohne sichere Stratigraphie zum Vorschein gekommenen zwei großen, faustkeilähnlichen Geräte des Bársony-Hauses sind nach Hillebrand und Breuil mit großer Wahrscheinlichkeit solutréenzeitlich, und der nämlichen Stufe ist wohl auch die feine Jaspis-Spitze aus der Petöfi-Gasse, ebenda, zuzuteilen. Daß der von O. Kadič in der Höhle von Háromkút (Harumkut, unweit Ómassa, Bükk-Gebirge) in einer Höhlenbärenschicht gefundene ovoide Abschlag dem jung. Acheulien angehört, ist keineswegs ausgeschlossen.

Ein typisches jung. Moustérien spiegelt die von Th. Kormos entdeckte Industrie von Tata, am rechten Donau-Ufer und etwa 65 km w. von Budapest, wieder. Sie lagerte, zusammen mit *Elephas primigenius* und *Rhinoceros tichorhinus*, in einer zwischen zwei Kalktuffstraten eingeschlossenen Lößschicht. Gleichen Alters dürften, nach Breuil, die tiefsten Funde der Höhle von Kiskevély (bei Budapest) sein.

§ 3. Jungpaläolithikum. Dem Aurignacien teilt Breuil die etwas höheren Straten der eben genannten, erst unvollständig ausgegrabenen Kiskevély-Höhle zu; in einwandfreier Entwicklung ist diese Per., als Mittel-Aurignacien, in der von E. Hillebrand erforschten Höhle von Istállóskő (Bükk-Gebirge) vertreten, mit kräftig retuschiertem Klingensmaterial, einigen typischen Knochen-
spitzen u. a.

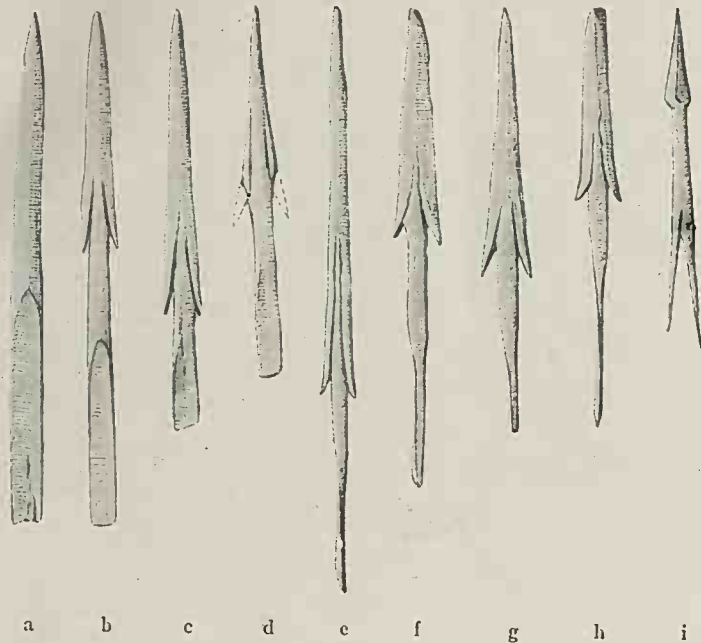
Der nämlichen Kulturstufe möchte der obige frz. Gewährsmann, wenn auch mit gewissen Reserven, die folgenden Vorkommnisse einverleiben: Peskö-Höhle (tiefstes Niveau), Balla-Höhle (tiefstes Niveau) und Herman Otto-Höhle, sämtlich im Bükk-Gebirge, sw. von Miskolcz gelegen. Ihre Fauna umfaßt das Mammut, sibir. Nashorn, den Riesenhirsch usw.

Zu den wichtigsten Ergebnissen der ungar. Forschung gehört die Feststellung, daß diese Zone während des Solutréen ein bedeutsames Kulturzentrum war, in welchem diese letztgenannte Stufe höchstwahrscheinlich zur Ausbildung und vollen Prägung gelangte (s. Solutréen § 2).

In arch. Hinsicht berechtigen ansehnliche Typendifferenzen, von einem Primitiv-Solutréen bzw. Hoch-Solutréen zu sprechen. Das erstere dürfte im dortigen ausgehenden Altpaläol. wurzeln und findet sich in der wichtigen Szeleta-Höhle (bei Miskolcz; überlagert von Hoch-Solutréen), in der Balla-Höhle (ebd.), in der Pálffy-Höhle (mit Aurignacien als Liegendem) und in der Kiskevély-Höhle (mit Magdalénien als Hangendem). Hoch-Solutréen liegt weiterhin aus der Bajóter Jankovich-Höhle (bei Gran) und der Puskaporos-Felsnische (Bükk-Gebirge) vor. Hierher sind endlich wohl auch die Miskolczter Stücke zu rechnen (s. o. § 2).

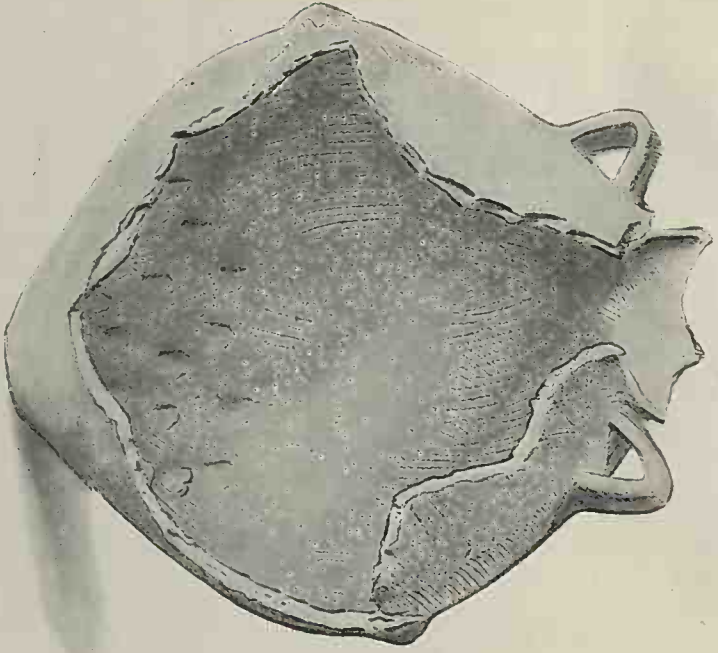
Die Blattspitzen des Primitiv-Solutréen erwecken den Eindruck evolutionierter kleiner Faustkeile; ihre Begleit-Industrie verrät desgleichen ziemlich intensive Moustérien-Reminiszenzen; feinere Klingentypen sind verhältnismäßig selten, ebenso wie nennenswerte Aurignacien-Einschläge. Das Hoch-Solutréen kulminiert in formvollendeten Blattspitzen, um alsdann in ebenmäßigen Flachtypen zu verblühen, und ohne zur (westeurop.) Spätstufe mit Kerbspitzen zu gelangen (Tf. 4). Knochen-
geräte sind selten; die von E. Hillebrand zitierten „Klingen“ aus Höhlenbärenzähnen (Wien. Präh. Z. 5 [1918] S. 14ff.) sind wohl natürliche Bruchprodukte.

Die Fauna umfaßt *Ursus spelaeus* (überaus häufig), *Felis spelaea*, *F. lynx*, *Hyaena spelaea*, *Canis lupus*, *C. vulpes*, *Cervus elaphus*, *C. megaceros*, *Rangifer tarandus* (selten), *Capra ibex*, *Capella rupicapra*, *Equus*

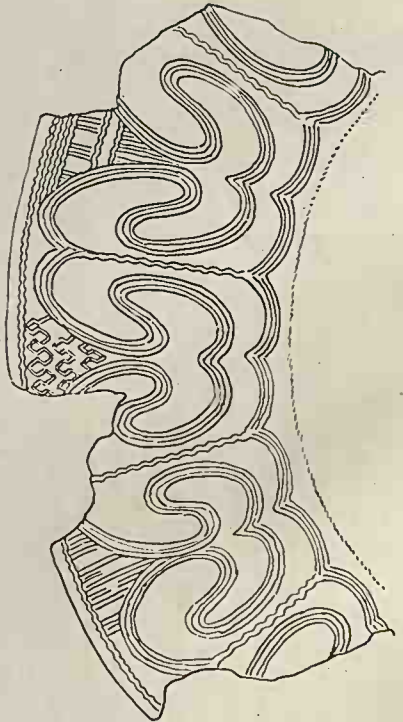


Ungarn C. Neolithikum

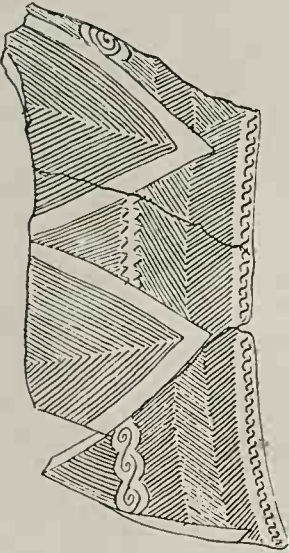
Tószeg: a—i. Harpunen aus Bein. — k—l. Schlauchgefäße aus Ton. — Nach L. Bella.



a



b



c

Ungarn C. Neolithikum, D. Kupferzeit

a. Guttopf. Hatvan. — b. Ornament einer Schale. Bodrogkeresztúr. — c. Randstück einer Schüssel. Budöspester Höhle. — Nach J. Bella.

caballus. In Kontakt mit den Basalstraten findet sich *Elephas primigenius*, im Oberniveau machen sich arktische Nager geltend.

§ 4. Das Magdalénien ist derzeit bekannt aus der Pilisszántóer Felsnische, Kiskévly-Höhle und Jankovich-Grotte (sämtlich in den Bergen bei Budapest), sowie aus der Peskö-Höhle, Puskaporos-Nische und Balla-Höhle (sämtl. im Bükk-Gebirge). Das Rentier und arktische Nager wiegen im Faunenkatologe vor; der Höhlenbär existiert in der Pálffy-Grotte noch im tieferen Magdalénien, nicht mehr aber im höheren.

Die Kulturüberreste dieser Stufe sind vorläufig geringfügig; in dem nicht seltenen Mikrolith-Material erscheinen, abgesehen von unretuschierten Splissen, Klingen mit sorgsam abgestumpftem Rücken, deren Retuschen dann und wann an Solutréen-Technik erinnern. „Degenerierte Spitzen“ vom Font-Robert-Typus gemahnen desgleichen an das benachbarte Sonder-Magdalénien („Swidérien“) Polens (s. d. A § 2), das bei systematischen Nachforschungen sicherlich auch in den alten Sanddünen Ungarns zutage kommen dürfte.

Knochen-Artefakte sind im ungar. Höhlenmagdalénien abermals nur ärmlich vertreten. Es sind hauptsächlich polierte Pfiemen und eine feine Knochennadel (Jankovich-Höhle); noch dürftiger sind Belege für künstlerische Betätigung: ein Knochenstäbchen mit zickzackförmiger Gravierung, ein angehörtes, strichverziertes Elfenbeinplättchen (beide aus der Jankovich-Höhle), sowie eine runde flache, in der Mitte durchbohrte Perle (Peskö-Höhle).

Belege des Azilien fehlen. Diluv. Menschenreste kamen einzig im Magdalénienniveau der Balla-Höhle (s. d.) bei Répáshuta zutage, in Gestalt eines Kindergrabes.

E. Hillebrand *Das Paläolithikum Ungarns* Wien. Präh. Z. 6 (1919) S. 14ff.; H. Breuil *Notes de voyage paléolithique en Europe Centrale. I. Les industries paléolithiques en Hongrie* L'Anthrop. 33 (1923) S. 323ff. (mit vollständigen Literaturangaben).
H. Obermaier

B. Mesolithikum. Funde, die mit einiger Wahrscheinlichkeit den nacheiszeitlichen Kulturen Westeuropas (Azilien, Tardenoisien, Tourassien) und der Yoldia- und Ancyclus-Stufe des nördlichen Mitteleuropas

an die Seite gestellt werden könnten, sind in U. bisher noch nicht angetroffen worden. Wohl finden sich auch hier wie in anderen Teilen Mitteleuropas sog. „Steinwerkstätten“ häufig genug, die nur Steinabschläge u. dgl. enthalten, und es erscheinen in diesen „Steinspangebieten“ vielfach auch mikrolith. Formen (halbmondförmige Klingen u. dgl. m.), wie sie für das Tardenoisien charakteristisch sind. Aber da es sich hierbei immer nur um Oberflächenfunde handelt und die genannten Formen auch noch in den jüng. Phasen der StZ vorkommen, so genügt dies noch nicht zur Aufstellung einer besonderen Kulturstufe, zumal alle sonstigen, für diese Frühkulturen charakteristischen Gerätetypen, wie die aus Elchknochen hergestellten ein- und doppelseitig gezähnten Harpunen, die verzierten Knochenspitzen, die Ellbogenknochendolche, Tüllenäxte u. dgl., fehlen (Kossinna *Die Indogermanen* 1921 S. 9ff. und Abb. 9—35).

C. Neolithikum.

§ 1. Frühneolithikum. — § 2—3. Gerätetypen des Vollneolithikum. — § 4—5. Neol. Keramik. — § 6. Figurale Plastik. — § 7. Sonstige Ton-Artefakte. — § 8. Neol. Haus. — § 9. Lebensweise. — § 10. Gewerbliche Tätigkeit. — § 11. Bestattungsform.

§ 1. Ebensowenig wie über das Mesol. sind wir bisher über die ält. Abschnitte des ungar. Neol., die etwa der Zeit der jung. Kjökkenmöddinger des N an die Seite zu stellen wären, unterrichtet. Einigermaßen in Betracht hierfür könnten höchstens einige Steingeräte und Faustkeile von Miskolcz kommen, die Bayer seiner Askalon-Kultur (s. a. Palästina-Syrien A § 5) oder dem Campignien zuweist. Doch werden diese Geräte von Breuil und Bella dem Solutréen zugeschrieben und zu ganz gleichartigen Stücken aus den Höhlen des Bükker-Gebirges in Beziehung gesetzt.

§ 2. Sehr zahlreiche Funde liegen dagegen aus dem Vollneol. vor, und wenn auch bei der sehr ungleichmäßigen Durchforschung des Landes und den vielfach recht unzulänglichen Fund- und Ausgrabungsberichten bisher weder eine genauere chronol. Gliederung in einzelne Unterstufen noch eine scharfe Abgrenzung regionaler Kulturgebiete möglich ist, so vermögen wir aus dem bekanntgewordenen reichen Material doch wenigstens ein allg. Bild über die neol. Kultur U. zu

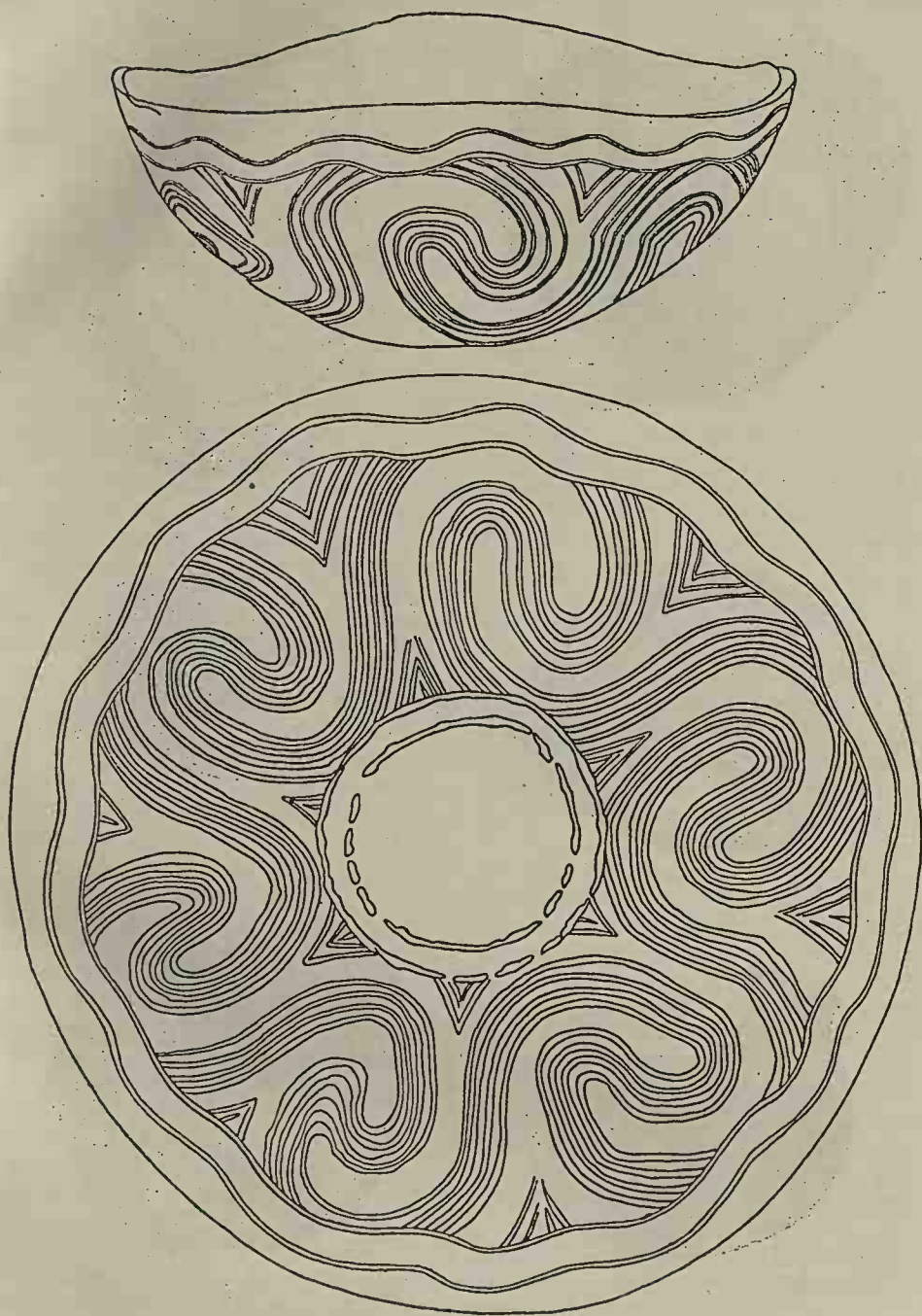
entwerfen. In Betracht kommen — neben zahllosen Einzel- und Zufallsfunden — die, besonders in Oberungarn, sehr häufigen Höhlensiedelungen (Baradla-Höhle [s. d.] bei Aggtelek; Höhlen der Gegend von Hámor, Kom. Borsod; Höhle von Falfalu, Kom. Gómör; Höhle von Porác, Kom. Szepes; Höhle bei Jászó, Kom. Abaúj; Liszkowaer Höhle, Kom. Liptó u. a.), künstliche Wohnhügel und Terramaren (s. d. A), die namentlich im Duab und der großen Tiefebene ö. der Theiß, aber auch in Südungarn außerordentlich zahlreich erscheinen (Láposhalom [s. d.], Kovácsalom [s. d.], Ó-Besenyő u. v. a.), und sonstige Landansiedelungen, die oft auf schwer zugänglichen Höhen liegen und dann bisweilen auch noch durch Wälle und Gräben geschützt sind (Velem St. Vid [s. d.], Lengyel [s. d.; Band III Tf. 65], Erösd [s. d.], Wiesenberg bei Schäßburg usw.). Außerdem sind auch noch zahlreiche Gräber bekannt geworden, die größtenteils in den Siedelungen selbst liegen (Lengyel [s. d.] u. a. Stationen), und ebenso haben sich in den Höhlen (Baradla-Höhle u. a.) verschiedenfach Bestattungen gefunden.

Die in diesen Stationen aufgedeckten Gerätetypen usw. zeigen im allg. das gleiche Gepräge wie die des übrigen s. Mitteleuropa. Die überwiegende Mehrzahl der im Querschnitt meist halbovalen Steinäxte, die — von einigen wenigen Importstücken abgesehen — durchweg aus Feldstein bestehen, ist in der Aufsicht trapezförmig oder rechteckig, bisweilen auch quadratisch, während spitznackige Äxte seltener, und zwar vorwiegend mit bemalter Keramik, vorkommen (Tagungsber. d. deutsch. Anthrop. Ges. in Salzburg 1926 S. 154 H. Schroller). Sehr häufig sind auch die für den ganzen bandkeramischen Formenkreis so charakteristischen Schuhleistenkeile (s. d.). Unter den durchbohrten Steinwerkzeugen lassen sich zwei Hauptformen unterscheiden: bei der ersten steht das Stielloch senkrecht zur Schneide, die regelmäßig einseitig zugeschliffen ist (Hacke); bei der zweiten Gruppe verläuft das Stielloch parallel zur Schneide, die überwiegend doppelseitig zugeschliffen ist (Äxte und Axt-hämmer). Höchst selten sind doppelschneidige Streitäxte, etwas häufiger facettierte Äxte und doppelspitzige Pickel, die jedoch

erst der Kupferzeit (s. hier D) angehören. Endlich kommen auch noch Streitkolben mit Stielloch vor. Zu Kleingeräten (Schabern, Spänen, Messern, Pfeilspitzen von sehr verschiedener Form usw.) wurde neben Feuerstein, Hornstein, Jaspis u. a. Gesteinsarten vor allem Obsidian verwendet, der auf dem Hegyallya-Gebirge in großer Menge vorkommt und von dort aus nicht nur über fast ganz U., sondern auch nach Schlesien (s. Obsidian B), Mähren und Böhmen vertrieben wurde.

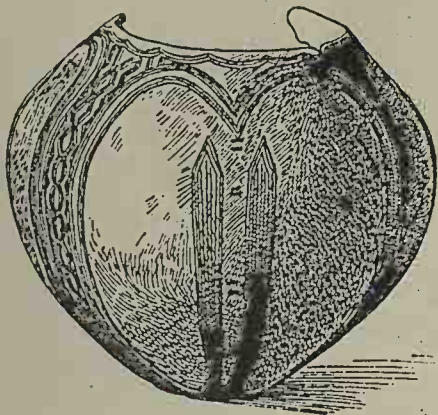
§ 3. Neben den Steingeräten finden sich auch in großer Zahl Geräte aus Knochen und Hirschgeweih (Pfriemen, Näh- und Schmucknadeln, Tätowiernadeln, Glätter, Hirschhornhacken mit rektangulärem und rundem Stielloch, Harpunen [Tf. 5a—i] und Fischstecher, Lanzen, Pfeile, Angelhaken u. dgl. m.), wie sie auch sonst überall wiederkehren. Eine singuläre Erscheinung bildet eine trapezförmige Knochenplatte, deren untere Längsseite in eine scharfe Schneide ausläuft, während unter der gegenüberliegenden Seite zwei Löcher angebracht sind (Miske *Velem St. Vid* Tf. 6, 8). Ebenso sei auf eine Hirschgeweihaxt vom Kovácsalom (s. d.) bei Szeghalom mit dem eingravierten Kopf eines Achtenders hingewiesen.

§ 4. Ziemlich große Unterschiede bestehen in den einzelnen Gebieten in keramischer Hinsicht, wenn auch einzelne Formen, wie die sehr charakteristischen Fußschalen mit hohem, durchbrochenen oder undurchbrochenen, einfach konischen oder glockenförmig geschweiften Hohlfuß ziemlich gleichmäßig über das ganze Land verbreitet sind. Als eine sehr scharf ausgeprägte Sondergruppe hebt sich im SO die Siebenbürgische Gruppe mit Weißmalerei ab (F. László *Les types de vases peints d'Ariusd [Erösd] Dacia I* [1924] S. 1—27; V. Párvan *Getica* 1926 S. 186ff.; s. a. Brenndorf und Tordos sowie Band II Tf. 67a, b). Die bemerkenswertesten Gefäßformen bilden hier — neben den überall in ähnlicher Weise wiederkehrenden, oft künstlich gerauhten und mit geraden oder bogenförmigen Tupfenleisten versehenen Gebrauchs- und Vorratsgefäßen — weitmundige Näpfe, glockenförmige Becher mit breit ausladendem Fuß und mehreren Zierwarzen, Schalen mit scharf abgesetztem,

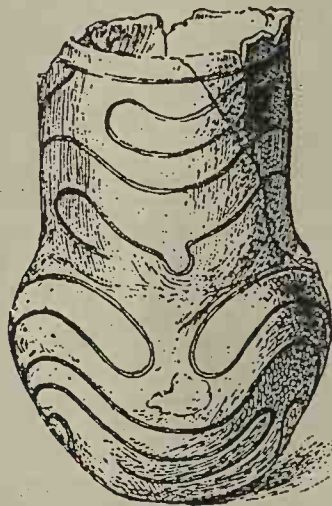


Ungarn D. Kupferzeit

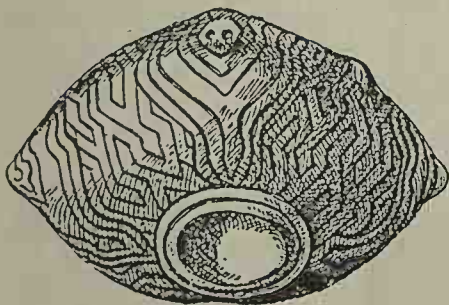
Schüssel aus der Aggteleker Höhle. Nach L. Bella.



a



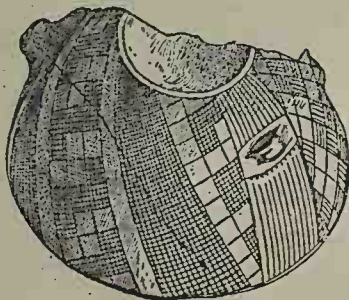
b



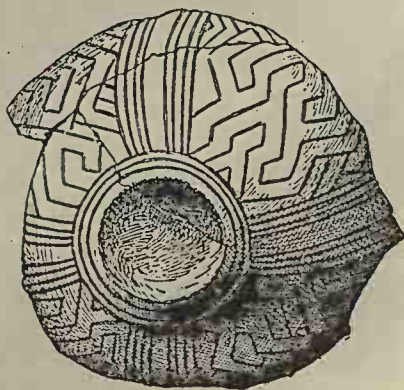
c



d



e



f

Ungarn D. Kupferzeit

a-f. Keramik des Bükker Typus. Nach Mitteil. Anthrop. Gesellschaft Wien 58 (1928).

eingezogenen Rand und Zierwarzen, flaschenförmige Gefäße mit vier Buckeln oder Vorsprüngen an der weitesten Stelle des Bauches, hochgehenkelte Tassen mit abgeschrägtem Rande, Schnurösengefäße von Topf-, Flaschen-, Eimer- und Becherform, an Villanova-Urnen erinnernde doppelkonische Gefäße u. dgl. m. Die am meisten charakteristische Verzierungsweise bildet die Weißmalerei, bei der auf der farbigen, meist roten oder rotbraunen, sorgfältig polierten Oberfläche die weiße Farbe so aufgetragen wird, daß der von ihr ausgesparte farbige Tongrund die eigentl. Ziermuster bildet, die dann gewöhnlich noch durch schwarze Linien von der weißen Farbe abgegrenzt werden. Neben dieser Weißmalerei findet sich aber auch noch häufig Mattmalerei, bei der die ganze Gefäßoberfläche gleichmäßig einen weißen oder gelblichen Überzug erhält, auf den die Ornamentmuster mit matten roten, violett-roten oder violettbraunen Farben aufgetragen werden. Die vorherrschenden Motive bilden bei beiden Gattungen der Gefäßmalerei Zickzackmuster mit Zwickelfüllung und namentlich mäandrische und Voluten- oder spiraloide Muster, die aber hier in völlig entarteter Gestalt auftreten und sich dadurch scharf von den in streng mathematischen Formen sich bewegenden Volutenmotiven der eigentl. Spiralmäanderkeramik und ebenso auch von dem Ornamentstil der Tripolje-Kultur (s. Südrußland B) der Ukraine und des nordungar. Höhlengebietes unterscheiden. Doch findet sich in Siebenbürgen, namentlich in Tordos (s. d.), neben der Gefäßmalerei auch die echte Spiralmäanderkeramik ziemlich häufig, bei der die Muster in den naturfarbenen Tongrund in einfacher Furchentechnik eingetieft sind, und die mit Butmir (s. d.; Band II Tf. 112) die größte Übereinstimmung zeigt, andererseits aber auch der Keramik in den steinzeitl. Stationen am Mostiștea- und Boian-See in Rumänien nahe verwandt ist (Dacia 2 [1925] S. 249ff. V. Christescu). Endlich erscheint in Siebenbürgen noch eine kleine keramische Gruppe, bei der die Verzierungen in „Absatz“- oder „Furchenstichtechnik“ eingestochen und z. T. weiß inkrustiert sind. Die Anordnung und Verteilung der Motive dieser Gattung, die gleichfalls am Boian-See

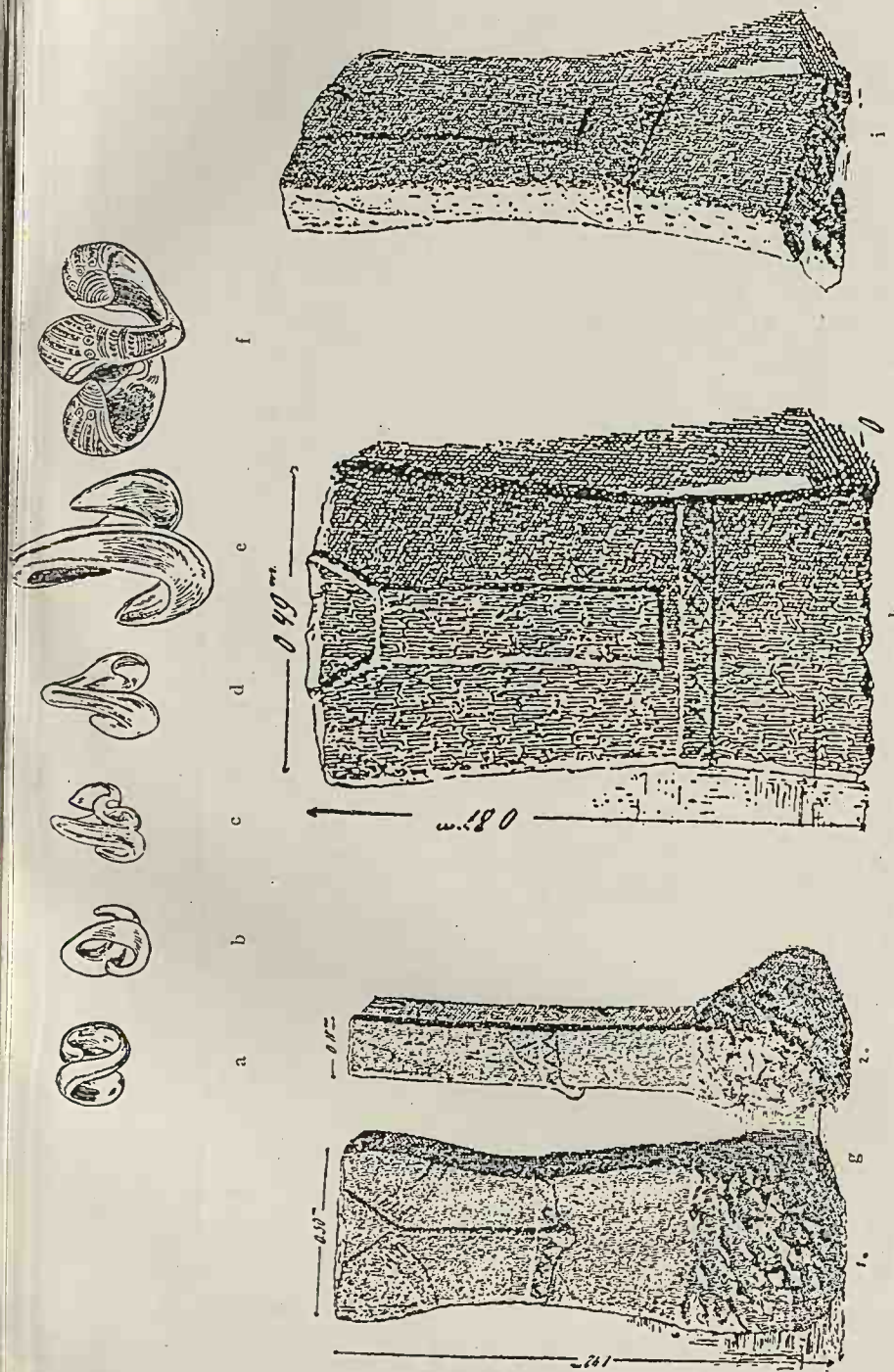
wiederkehrt (a. a. O. Tf. 7, 10 u. a.), erinnert teilweise lebhaft an den sog. Rössener Stil (s. Rössener Typus). Daß auch die Schnurkeramik (s. d. A), wie Roska (Dolgozatok 1914 Nr. 2, ebd. 1915 Nr. 1) auf Grund zweier Fragmente von Erösd und einiger weiterer angeblich siebenbürgischer Topfscherben und facettierter Streitäxte in den Museen von Budapest und Klausenburg glaubte annehmen zu dürfen, bis nach Siebenbürgen gelangt ist, wird von einzelnen Forschern bezweifelt, da die siebenbürgische Herkunft der betreffenden Stücke nicht hinreichend gesichert sei (Hoernes *Urgesch.*³ S. 608). Doch ist in Oláh-Lapád bei Nagy-Enyed eine Amphore zum Vorschein gekommen, die sowohl in ihrer Form wie namentlich auch hinsichtlich der Anordnung der Ornamente auf der Gefäßschulter (hängende Dreiecke zwischen zwei breiten Bändern von Horizontalfurchen) sehr genau den Amphoren der sächs.-thüring. Gruppe der Schnurkeramik entspricht (ZfEthn. 1903 S. 442 Abb. 17). Und neuerdings hat M. Roska noch einige weitere schnurkeramische Gefäßreste vom Örkö-Berge bei Sepsiszentgyörgy, von einer äneol. Siedlung zwischen diesem und Gidófalva und vom Füvenyestetö bei Bad Málnás (sämtlich im Háromszéker Komitat) veröffentlicht (Präh. Z. 16 [1925] S. 85f.). Das wenn auch nur sporadische Auftreten der Schnurkeramik in Siebenbürgen dürfte hiernach gesichert sein. Wie sich diese verschiedenen keramischen Gattungen zeitlich zueinander verhalten, ist bei dem Fehlen exakter einschlägiger Beobachtungen z. Z. nicht sicher zu entscheiden, doch darf man wohl auf Grund der anderwärts, namentlich in Mähren (Wien. Präh. Z. 1 S. 256ff. Palliardi), gemachten Beobachtungen annehmen, daß die Linearkeramik (Stufe von Butmir) die älteste Gruppe bildet; ihr folgten die Stichekeramik, die Matt- und Weißmalerei, die nord. Keramik und ganz am Schluß die Schnurkeramik. Hinsichtlich des relativen Alters der Gefäßmalerei sei auf H. Schrollers Ausführungen verwiesen (a. a. O. S. 154).

§ 5. Ein wesentlich anderes Gepräge als die siebenbürgische Keramik zeigt die des nordungar. Höhlengebietes. Als älteste Typen erscheinen hier, wie auch in einigen

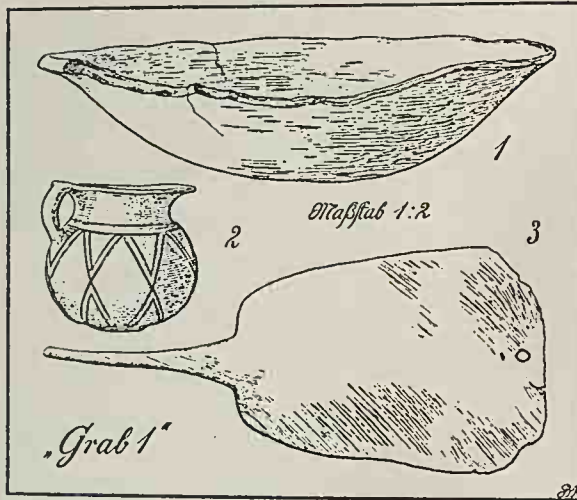
anderen Gebieten Ungarns, Gefäßformen, die sich noch deutlich als Nachbildungen des Lederbeutels erweisen und wie dieser dicht unter dem Rande eine ringsumlaufende Reihe von Löchern (bisweilen auch zwei Reihen übereinander) aufweisen. In etwas jüngerer Zeit wurden dann die Löcher nur noch durch einfache Grübchen angedeutet und die Zugschnur des Beutels durch ringsumlaufende, nähtstichartige Linien wiedergegeben, die sich dann zu mehr oder minder breiten Bändern entwickeln. Andere häufiger vorkommende Formen sind bombenartige Gefäße mit rundem Boden — die übrigens nichts mit dem Kürbis zu tun haben (Präh. Z. 1 S. 37ff. C. Schuchhardt), sondern, wie sich aus den auf ihnen öfter vorkommenden Flechtwerkabdrücken und dem Ornamentstil ergibt, aus analogen Flechtarbeiten hervorgegangen sind (G. Wilke *Spiralmäander-Keram. u. Gefäßmalerei* S. 2ff.; Hoernes *Urgesch.*³ S. 263) —; ferner Schüsseln, Schalen und Tassen, oft mit hochstehendem Henkel, Fußschalen usw. Besonders bemerkenswert sind die an der Innenwandung mit Buckeln bedeckten sog. Gluttöpfe (s. d.; Tf. 6 a), von denen sich Reste auch in Velem St. Vid (s. d.) gefunden haben; ebenso die namentlich im Theiß-Gebiete sehr häufigen „Salzgefäße“, deren Prototypen einfache, rechteckige Tonblöcke mit einer schalenförmigen Vertiefung bilden (Band VII Tf. 201 i). Häufig sind auch, wie übrigens sonst noch in U., die hohen Fußschalen oder pilzförmigen Gefäße, die gleichfalls in verschiedenen Entwicklungsstufen auftreten, und endlich schlauchförmige Gefäße mit zwei Halsen nebeneinander (Tf. 5k, l; Arch. Ertesitő 29 S. 156 Abb. 2 und 3, S. 157 Abb. 4 und 5 u. a.). Die Gefäße sind teils naturfarben und dann bald in Furchen- oder Stichtechnik verziert, bisweilen auch weiß inkrustiert, teils dreifarbig bemalt. In stilistischer Hinsicht schließt sich diese Polychromie eng an die Tripolje-Kultur Ostgaliziens (s. Polen B § 6) und Südrußlands (s. d. B) an, während zu Siebenbürgen nur geringe Beziehungen bestehen (s. Baradla-Höhle, Bodrogeresztúr; Tf. 6b, Band II Tf. 13). Nahe verwandt mit dieser ist dann auch noch die Keramik des Duab und der Tiefebene ö. der Theiß (s. Lápshalom, Terramare A)

und namentlich Nordwestungarns, von wo sie sich dann weiter nach Mähren, Böhmen und Schlesien fortsetzt (s. Lengyel; Band VII Tf. 201). Die Keramik Süd- und Südostungarns endlich lehnt sich eng an die nwbalkanische Gruppe der Band- oder Spiralmäanderkeramik, in ihren jüng. Stufen an die ostalpine Pfahlbaukultur (s. Pfahlbau F) an, die namentlich in Kroatien und Slavonien in reichster Entwicklung auftritt. Dagegen sind von der nord. Keramik, die noch im benachbarten Schlesien (s. d. B) und Mähren eine so große Rolle spielt, und die auch bis weit nach Südrußland hinein ihren Weg gefunden hat (vgl. die Verbreitungskarte der Trichterrandbecher, Kugellamphoren und der Schnurkeramik von Kossinna in Mannus 2 [1910]), nur einige schnurkeramische Formen (z. B. ein Becher von Buj, Kom. Szabolcs; Roska a. a. O.), und auch diese anscheinend nur in Nordungarn und Siebenbürgen (Tordos, Seps-Szentgyörgy, Füvenyestető; Präh. Z. 16 S. 85f. Roska), spärlich vertreten. Außerdem macht sich auch noch eine Beeinflussung durch den sog. Rössener Typus (s. d.) bemerkbar, mit dem die ungar. Keramik nicht nur gewisse Gefäßformen, wie die scharf profilierten Vasen und Henkelkrüge (MAGW 1900 S. 114; Wosinsky *Lengyel* Tf. 38 Abb. 301 u. a.), die zylindrischen Becher (Archiv f. Anthr. 1909 S. 305 Abb. 13—15 Wilke), die Schalen mit vier niedrigen Füßchen usw. gemein hat, sondern dem sie auch sowohl in technischer wie stilistischer Hinsicht mancherlei Ornamentformen entlehnt hat (S. a. Band II Tf. 84a).

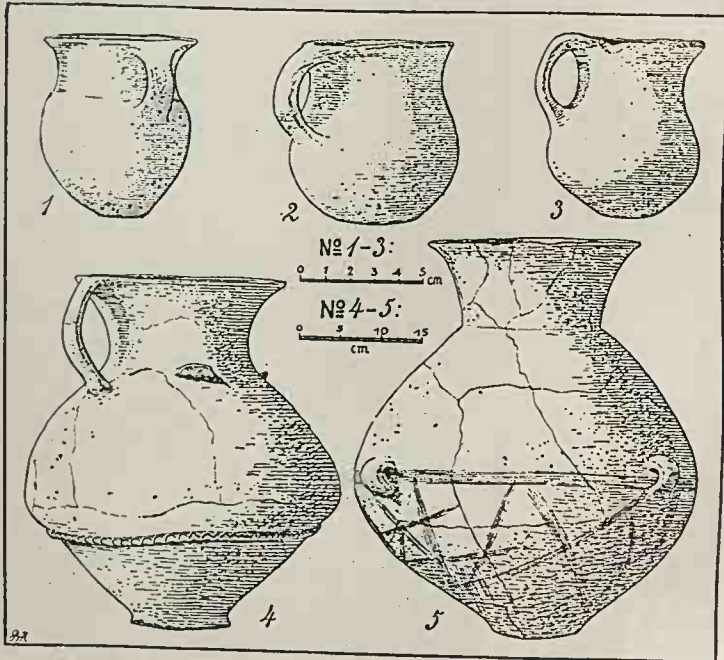
§ 6. Sehr reich vertreten ist, namentlich in Südungarn und Siebenbürgen, die figurale Tonplastik. Besonders häufig sind Statuetten nackter Frauen mit Armstümpfen, kleinen Brüsten und großer, meist völlig unnatürlich übertriebener Gesäßpartie. Eine technische Eigentümlichkeit dieser Statuetten, die auch in Mähren wiederkehrt (Mitt. präh. Kom. 1 S. 240 Abb. 20 Palliardi), besteht darin, daß sie häufig aus zwei aneinander geklebten Tonwülsten gebildet wurden, die später auseinanderfielen, so daß von manchen Figuren nur die eine Hälfte vorliegt. Bemalung dieser Statuetten ist selten, ebenso Einritzungen, die erst in etwas jüngerer Zeit häufig auftreten (z. B. Orsova; Wosinsky *Inkrustierte*



Ungarn D. Kupferzeit, E. Bronzezeit
 a—f. Hängeschmuck aus Gold. Siebenbürgen. Privatsammlung, Budapest. Nach L. Bella. — g, h. Menhir-Statuen von Körösbánya.
 Nach Dacia 2 (1925) S. 423.



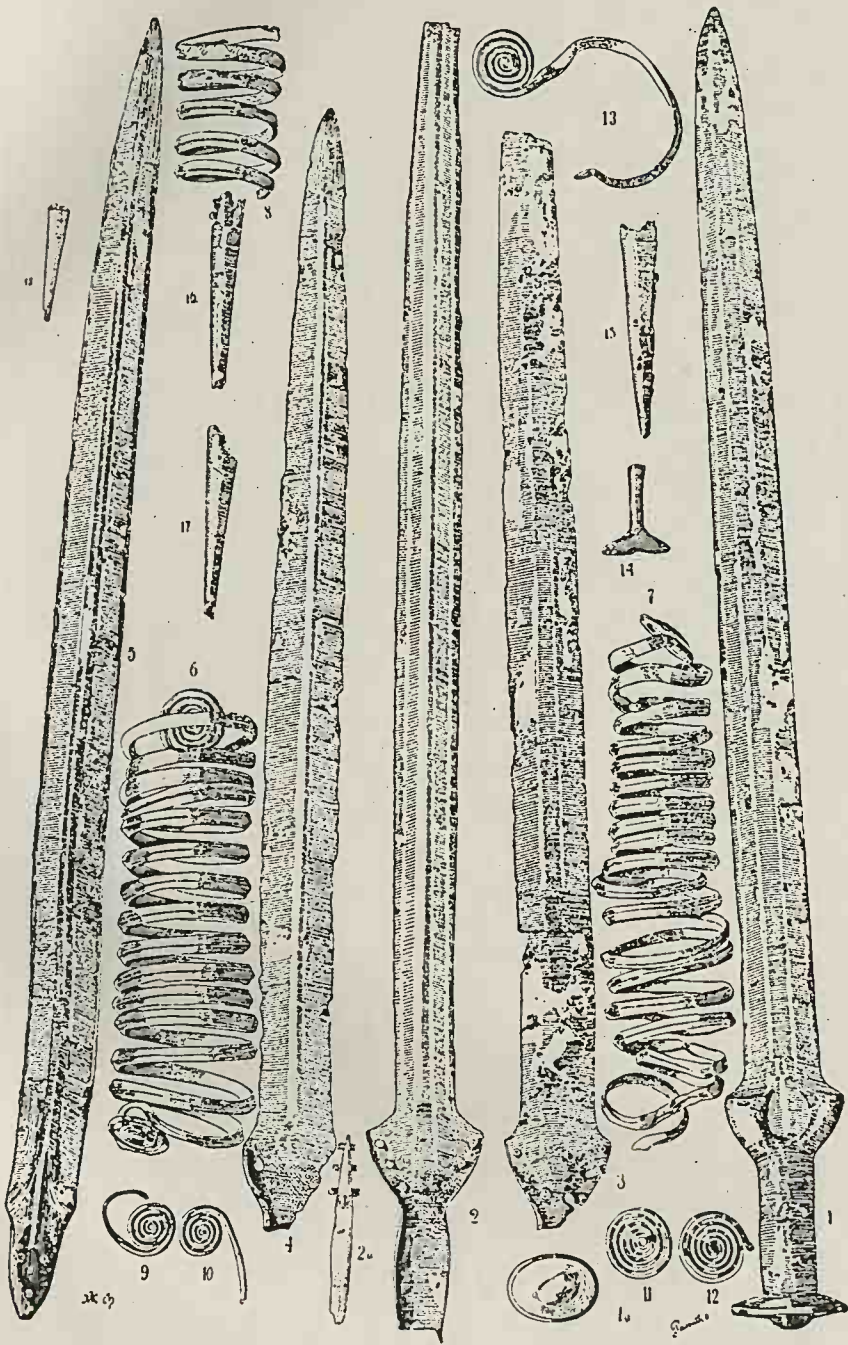
a



b

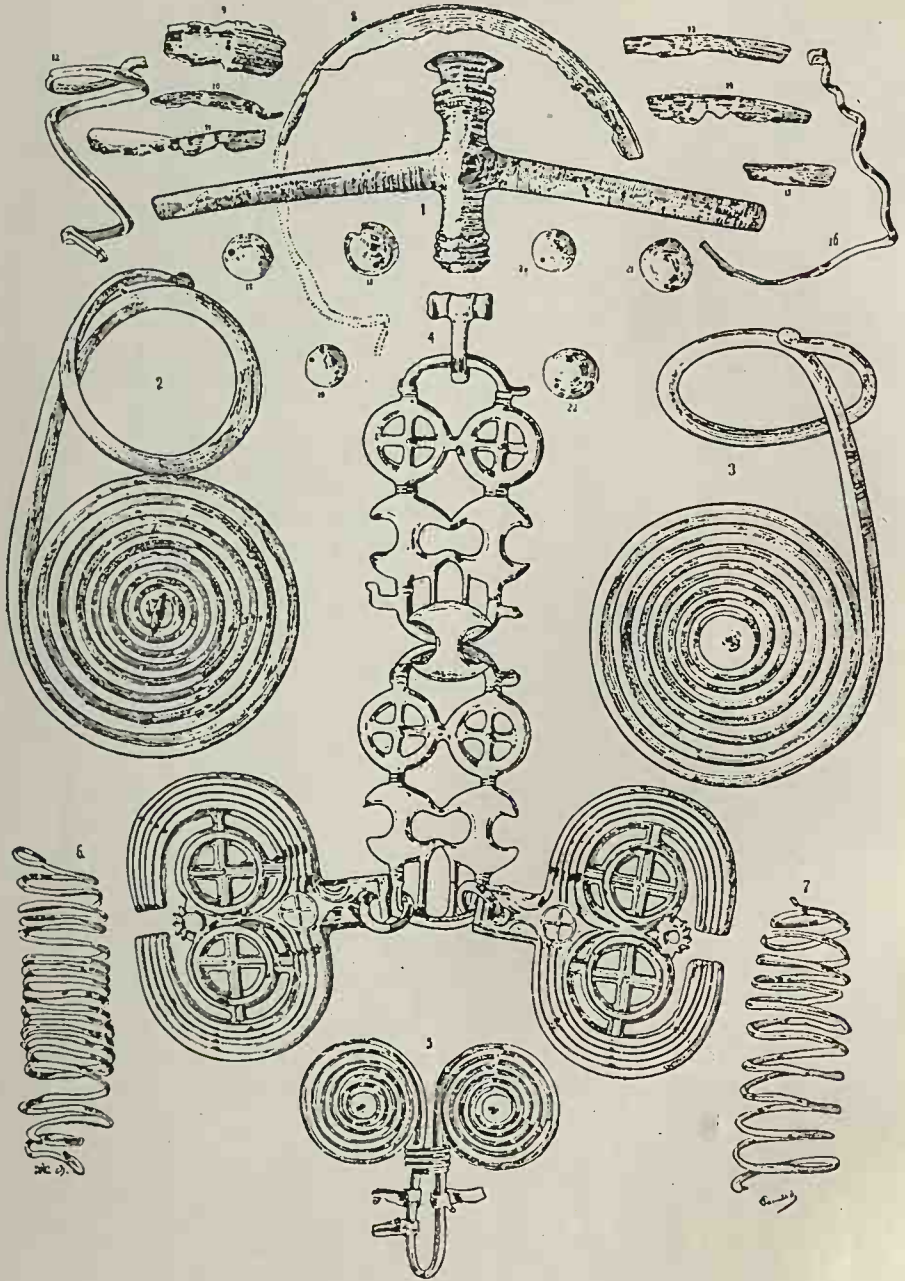
Ungarn E. Bronzezeit

Frühbronzeitliche Funde von Duna-Pentele. Nach Präh. Zeitschr. 11/12 (1919/20) S. 118, 121.



Ungarn E. Bronzezeit

Depotfund von Rima-Szombat, Com. Gömör. Ca. $\frac{1}{3}$ n. Gr. Nach J. Hampel.



Ungarn E. Bronzezeit

Depotsfund von Rima-Szombat, Com. Gömör. Ca. $\frac{1}{3}$ n. Gr. Nach J. Hampel.

Keramik Tf. 102). Von Tierfiguren finden sich häufig Rinder, Widder und Ziegen, die zuweilen mit dem Hakenkreuz (Lengyel) verziert sind. Seltener kommen Schweine und Hunde vor (F. László a. a. O.). S. a. Band II Tf. 67c.

§ 7. Von sonstigen Tongebilden erscheinen noch sehr häufig Spinnwirtel, Netzenker und ringförmige Gefäßuntersätze, die später mit dem Gefäßboden fest vereinigt wurden und so zur Bildung der Gefäße mit Standing und schließlich der von Ägypten bis Spanien reichenden Schalen mit Hohlfuß führten. Außerdem begegnen tönerner, als Amulette dienende Miniatur-Hammerbeile und in sehr großen Massen Tonpyramiden von sehr verschiedener Größe, die teils als Webstuhlgewichte, teils als Feuerhunde dienten und vereinzelt wohl auch, wie verwandte Stücke aus Jugoslawien (s. d. B) und Bulgarien (s. Světi Kirilovo); die Bedeutung anikonischer Idole hatten und dann auf einen alten Mondkult hinweisen, da die Mondgöttheit bei fast allen Völkern der Erde zum Spinnen und Weben in engster Beziehung steht (Wilke *Religion der Indogermanen* 1923 S. 148, 174ff.). Das gleiche gilt jedenfalls auch von den vereinzelt vorkommenden Gefäßen in Tiergestalt von Erösd, Sepsiszent-György u. a. FO (Dolgozatok 1911 S. 70 Abb. 86 F. László; Dacia 1 [1924] S. 22 ders.), die ihre Parallelen in der Ägäis, Ägypten [auch Kleinasien] und dem susanischen Formenkreis haben, in Europa aber sonst in dieser Per. noch fehlen und erst von der HZ ab häufiger auftreten (Wilke a. a. O. S. 169ff.; v. Spieß *Die Behälter des Unsterblichkeitstrankes* MAGW 44 [1914] S. 17ff.). Eine kultische Bedeutung hatte schließlich offenbar auch noch die Mehrzahl der sog. „Mondbilder“ (s. Mondidol; vgl. Band VII Tf. 201 g), mag es sich nun dabei, wie manche meinen, um Feuerböcke oder um Bekrönungen von „Hörneraltaren“ handeln, wie wir sie von der Pyrenäenhalbinsel und von Kreta in Originalen, außerdem auch noch aus zahlreichen bildlichen Darstellungen kennen (s. Ödenburg), und wie sie auch mehrfach schriftlich belegt sind (besonders im Hymnos auf Apollo von Kallimachos; Wilke a. a. O. S. 166). Ihre nächsten Analogien haben sie in Gumelnița (Dacia 2 [1925] S. 99

Dumitrescu) und Căscioarele (ebd. S. 187 Gh. Ștefan) in Rumänien. Unbekannt sind dagegen in Siebenbürgen die in Serbien und namentlich Bulgarien und Rumänien ziemlich zahlreich vorkommenden thronenden Gottheiten und die Miniaturstühle und -tische.

§ 8. Nur ganz mangelhaft sind wir über die Hausform des ungar. Neol. unterrichtet. In Lengyel (s. d.; Band VII Tf. 201 a) fanden sich bienenkorbförmige, an den Wänden z. T. mit Rohrgeflecht und Lehmbewurf bekleidete Höhlungen von 3—4 m Tiefe und 2—3 m Dm mit enger Einstiegöffnung. Doch handelt es sich dabei, wie namentlich die geringen Dimensionen wahrscheinlich machen, wohl nur um kellerartige, bloß zu vorübergehendem Aufenthalt bestimmte Anbauten, wie sie Tacitus (Germ. c. 16) von den Germanen kennt, und wie sie in Gestalt der Erdgaden oder Dungkeller besonders auf Island sich noch lange erhalten haben (ZfEthn. Verh. 29 [1897] S. 595ff. v. Schulenburg). Bei den künstlichen Wohnhügeln und Terramaren haben wir, wie die erhaltenen Hüttenbewurfreste zeigen (s. Láposhalom), zweifellos das Viereckhaus vorauszusetzen, bei den letzteren im besonderen ein Pfahlhaus, wie es eine Hüttenurne von Bodrogeresztúr (s. d.) veranschaulicht (s. a. Hausurne A § 7 und Band V Tf. 72a.). Ob diese Hütten jedoch schon gegliedert und Vorhallenhäuser waren, wie die Dachkonstruktion war usw., ist z. Z. meist nicht zu entscheiden, da brauchbare Angaben bisher nur von der durch L. Márton untersuchten Terramare von Tószeg (Tf. 5) und namentlich von der mustergültig nach neuzeitlichen Gesichtspunkten von F. László durchforschten Terramare von Erösd (s. d.) vorliegen. In beiden Stationen fanden sich Viereckhäuser von ausgeprägtem Megaron-Typus, und zwar in der letzteren teilweise mit Gliederung des Hauptraumes in einen Vorder- und Hinterraum (Dolgozatok 1914 S. 279ff. [mit Plänen] F. László). Ebenso fanden sich mehrfach Viereckhäuser in den spätneol. Siedelungen von Ermihályfalva und Bihar, beide im Kom. Bihar, doch wurden in Bihar auch zwei Rundhütten festgestellt (Dacia 1 [1924] S. 313), und das gleiche war auch auf dem Várhegy bei Ottomány, Kom. Bihar, der Fall, wo auch 12 Pfostenlöcher

der Rundhütte zum Vorschein kamen (Dacia 2 [1925] S. 401f. Abb. 1 Roska).

§ 9. Ihren Lebensunterhalt bestritten die neol. Bewohner U. wie anderwärts durch die Jagd (Reste von Hirsch, Reh, Wildschwein, Bär usw.) und Fischerei (zahlreiche einseitig und doppelseitig gezahnte Harpunen, Angelhaken, Netzsenker, Reste von Fischen, besonders auch durchbohrte Fischwirbel), namentlich aber durch Viehzucht und Ackerbau. Gezüchtet wurden (außer dem Hund) das podolische Rind, das Sumpfschwein, Ziege und Schaf. Von Bodenfrüchten erscheinen Weizen, Gerste, Hirse, Erbse, Linse, Mohn. Die Urheimat dieser Kulturgewächse ist nicht im Orient, sondern im SW Europas zu suchen. Denn hier tritt nicht nur der Bodenbau schon sehr frühzeitig auf, sondern dahin verweist insbesondere auch die Verbreitung der wildwachsenden Stammformen der in U. und überhaupt in Mitteleuropa kultivierten, von den asiat. und ägypt. teilweise artverschiedenen Getreideformen und der mit ihnen auftretenden Acker-Unkräuter, deren Heimat vorwiegend die westlichen Mittelmeerländer bilden (MAGW 38 [1908] S. 195ff. M. Much). Ja ein besonders wichtiges Ackerunkraut, *Silene coarctata*, ist wildwachsend bisher überhaupt nur aus Spanien bekannt. Und ähnlich verhält es sich mit der u. a. auch in Lengyel (s. d.) nachgewiesenen Kornrade und der Kornblume, die in Sizilien ihre Heimat hat (a. a. O. S. 211). Diese Feststellung ist für die Ermittlung alter Kulturzusammenhänge, ja für die Frage nach den letzten Wurzeln der neol. Kultur Ungarns überhaupt von ausschlaggebender Bedeutung. Sie können eben nur im W Europas gesucht werden.

§ 10. Von der gewerblichen Tätigkeit berichten außer den keramischen Resten und den vielgestaltigen Geräteformen die auf Gefäßen öfter vorkommenden Flechtwerkabdrücke, die meist von groben Geflechtherrühren, und die zahlreichen Spinnerei- und Webereigeräte (Spinnwirtel, Tonpyramiden, Weberschiffchen aus Eberzahn u. dgl. m.); vereinzelt sind auch Gewebereste aufgedeckt worden, über deren Beschaffenheit jedoch nähere Angaben nicht vorliegen.

§ 11. Die Bestattung erfolgte vorwiegend in den Siedelungen oder in den Wohnungen selbst (s. Wohnungsbestattung). Die fast

ausschließlich geübte Bestattungsform war die der seitlichen Hocker mit hochgezogenen Beinen (s. Hockerbestattung B; Band II Tf. 14 d). Die sonst im handkeramischen Formenkreise ziemlich häufig vorkommende Brandbestattung (s. Leichenverbrennung B) ist im ungar. Neol., wie es scheint, bisher noch nicht beobachtet worden. Nur in Siebenbürgen und dem kulturell sich ihm anschließenden Rumänien (Tinosul; s. d.) tritt sie vereinzelt auf (Radu Vulpe und Ecaterina Vulpe *Les fouilles de Tinosul* Dacia 1 [1924] S. 187f.).

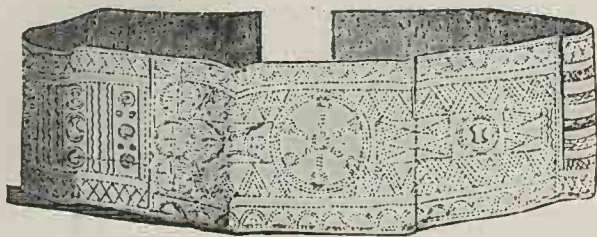
D. Kupferzeit.

§ 1. Kupferreichtum. — § 2. Flachäxte. — § 3. Tüllenäxte. — § 4. Äxte. — § 5. Hämmer. — § 6. Doppeläxte. — § 7. Dolche. — § 8. Schwerter. — § 9. Schutzwaffen. — § 10. Ringformen. — § 11. Doppelspiralen. — § 12. Sonstige Schmucksachen. — § 13. Keramik. — § 14. Bestattungsform.

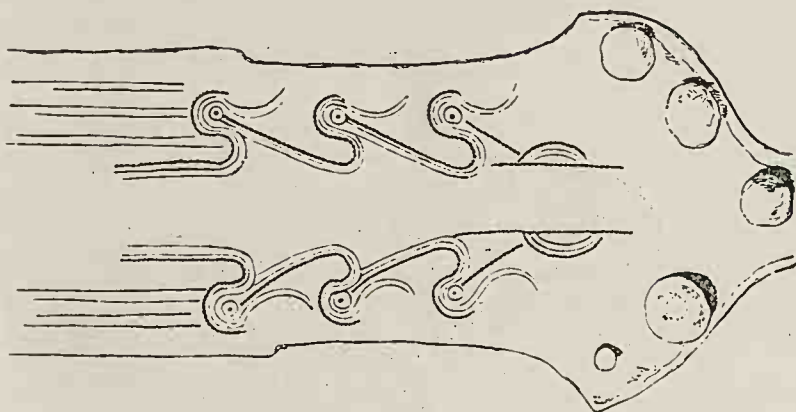
§ 1. Außerordentlich reich entwickelt ist in Ungarn die Kupferzeit, die wir in gleicher Entwicklung sonst nur noch (außer auf Zypern [s. Kypros] und in Ägypten) in Irland (s. Großbritannien und Irland B § 1, C) und auf der Pyrenäenhalbinsel (s. d. B) antreffen, während die gleichfalls noch durch das Auftreten zahlreicher Kupfergeräte ausgezeichnete benachbarte nordalpine Pfahlbaukultur und selbst auch Jugoslawien hinter Ungarn in dieser Hinsicht schon wesentlich zurückstehen (s. Kupferzeit).

§ 2. Unter den mannigfachen Werkzeugtypen sind zunächst zwei Formen von Flachäxten hervorzuheben: 1. eine fast elliptische, für die in U. selbst die entsprechenden Vorstufen aus Stein fehlen, und die sich daher wohl aus w. Prototypen entwickelte; und 2. ungleichmäßig gewölbte Äxte mit rollenförmig umgebogenem Bahnende und ausladender Schneide, die augenscheinlich auf s. Muster zurückgehen. Vereinzelt sind die Ränder auch schon leicht aufgekantet. Die Herstellung der Flachäxte erfolgte teils durch Hämmern, teils, wie u. a. mehrere Gußformen von Szihalom lehren (Hampel *Bronzezeit* Tf. 3, 1 und 3), durch Guß. Eine singuläre Erscheinung bildet ein mit Strichgruppen und Kreisen verzierter Schmalmeißel der Fehrschen Sammlg. in Zürich (Arch. Ertesitö 1878 S. 203 1.).

§ 3. Sehr bemerkenswert sind ferner Äxte mit nach oben sich erweiternder



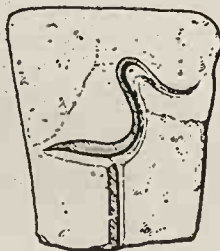
a



b



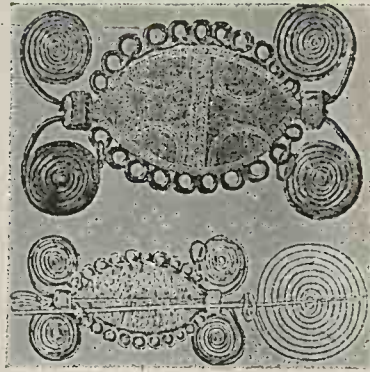
c



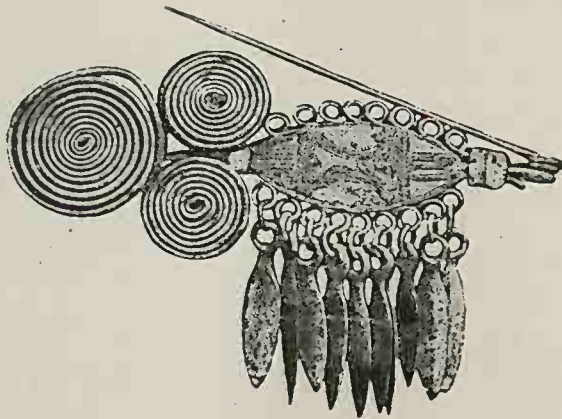
d

Ungarn F. Hallstattzeit

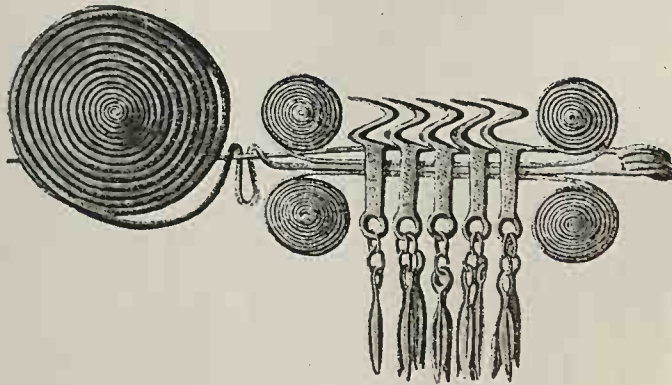
a. Gürtelblech von Erzsébetfalva-Güsterifa. Nach Arch. Ert. 4 (1870) S. 81. — b. Schwertstück aus dem Depottfund von Podhering. $\frac{2}{3}$ n. Gr. Nach Hampel. — c. Tongefäß von Hatvan, Com. Heves. $\frac{1}{4}$ n. Gr. Nach Hampel. — d. Steinerne Gußform. Angeblich von Dolány, Com. Nógrád. $\frac{1}{4}$ n. Gr. Nach Mainzer Zeitschr. 2 S. 44 Abb. 7c.



a



b



c

Ungarn · F. Hallstattzeit

a, b. Fibeln vom karpathischen Typus: a. Ungarn, b. Suseni. — c. Bronzefibel von Medvedze, Com. Árva (jetzt Tschechoslowakei). — Nach Dacia I (1924) S. 360/1.

Tülle und stark ausladender Schneide, die ihre nächsten Analogien in Sibirien haben und dort nicht nur aus Kupfer und Bronze, sondern auch aus Bein hergestellt wurden. Ihre Auffassung als Gerberei-Geräte (Martin *Minoussinsk* Tf. 9 Abb. 24 und 25; ZfEthn. 1896 S. 61 Hampel) dürfte wohl zutreffen.

§ 4. In ziemlich großer Zahl liegen durchlochte Äxte, Hämmer und Doppelhacken oder -äxte vor. Die Axt erscheint in drei Abarten: Der 1. Typus hat eine gebogene Klinge, und der Rand der Tülle, die schräg zur Längsachse der Klinge gerichtet ist, erhebt sich nicht über den Klingenrand (Band II Tf. 100c). Parallelen dafür finden sich in großer Zahl im Ural- und Wolga-Gebiete (Compte-rendu Budapest 1 S. 681 Aspelin), doch kehrt diese Form auch in Rumänien, Galizien, Görz, im Laibacher Moor und in Böhmen wieder (MUCH *Kupferzeit*² S. 43, 45, 46, 59). Beim 2. Typus ist die Klingenachse gerade und das Stielloch, das sich öfters nach unten in eine kurze, zylindrische Tülle fortsetzt, senkrecht zu ihr gerichtet. Auch diese Form ist im ural-altaischen Gebiete und ebenso in Südrussland (s. d. C) weit verbreitet (Aspelin *Antiquités* Nr. 229—235, 327—338; Compte-rendu 1 S. 681; M. Ebert *Südrussland* S. 65, 66, 67), kehrt aber auch in Jugoslawien (s. d. B), im Ostalpengebiete, in Italien (s. d. B), in Schlesien (Alt-Schlesien 1 S. 47; Band XI Tf. 80k), Posen (Mannus 9 S. 152) und andererseits in den kupferzeitlichen Nekropolen des westpersischen Randgebietes wieder (Jahrb. d. Städt. Mus. f. Völkerk. Leipzig 7 [1915/17] S. 42f. Wilke; vgl. a. Band VIII Tf. 48m). Beim 3. Typus, der allerdings vorwiegend schon der Bronzezeit angehört, aber auch noch in Kupfer vorkommt, ist die Klinge meist elegant geschweift; der obere Stiellochrand bildet, von der Seite gesehen, einen nach unten gerichteten Bogen, und der freie Rand der am unteren Ende befindlichen Tülle ist vorn und hinten spitzwinklig ausgezogen. Dieser in verschiedenen Abarten auftretenden, in jüngerer Zeit oft ungemein reich verzierten Form, die man in Ungarn Fokosch nennt, gehören auch die Prachtstücke des Goldfundes von Czofalva (s. d.; Band II Tf. 171) an, doch kommt sie auch in Rumänien (s. d. B; Band XI Tf. 36a; ZfEthn. 1911 S. 596

Abb. 15 H. Schmidt) und namentlich Jugoslawien (s. d. B) sehr häufig vor, dgl. auch in Bulgarien (Band II Tf. 101b, 102e).

§ 5. Außerordentlich formenreich ist die Gruppe der in großer Zahl vorliegenden Hämmer, deren stumpfer Arm bei einigen Exemplaren kaum 2 cm, bei anderen wieder bis zu 14 cm l. ist. Der Querschnitt der Klinge und des stumpfen Armes ist bald annähernd viereckig, bald mehr rundlich, die Randlinie verläuft meist gerade, bisweilen aber auch leicht gebogen. Ähnliche Formen kehren auch in Jugoslawien, Österreich und Schlesien wieder. Ebenso wiederholen sie sich im ural-altaischen Gebiete (Aspelin a. a. O. Nr. 411—414, 835—837), sind aber hier nicht aus Kupfer, sondern aus Eisen.

§ 6. Sehr zahlreich sind auch die Doppeläxte mit gleich und namentlich mit über Kreuz gestellten Schneiden, die in ganz gleicher Form auch in Jugoslawien (s. d. B), Dalmatien, Albanien (s. d.) und Bulgarien (Band II Tf. 99) sehr häufig vorkommen und w. und nw. sich bis Mitteldeutschland (Carow, Kr. Jerichow II, und Auleben, Kr. Sangerhausen; Sächs. Jahresschr. 10 [1911] S. 73ff. Mötelfindt) und Schlesien (Alt-Altmannsdorf, Kr. Frankenstein; Band XI Tf. 80f; Schl. Vorz. NF 5 S. 1 Abb. 1) ausbreiten, andererseits aber auch zu den typischen Erscheinungen des ural-altaischen Gebietes gehören, wo allerdings die beiden Klängen meist gleichgerichtet sind (Aspelin a. a. O. Nr. 218—220, 226, 233). Eine Variante davon bilden die sog. Bergwerks-Hauen mit verkümmertem hinteren Arme, die gleichfalls in Schlesien (Jordansmühl; Schles. Vorz. NF 3 S. 51 Abb. 2; hier Band XI Tf. 80c) wiederkehren; ferner ein sehr eigentümlicher Typus, dessen langer, etwas abwärts gekrümmter Hauptarm in eine Spitze ausläuft, während der ganz kurze hintere Arm Dreiecksgestalt hat. Endlich gehört hierher noch ein rätselhaftes Kupferwerkzeug, dessen hintere Stiellochwand leicht hammerartig verdickt ist, während der vordere Arm einen etwa 20 cm l., nach vorn sich verjüngenden und ursprünglich wohl spitz endenden Rundstab bildet.

§ 7. Unter den Waffen sind besonders wichtig die Dolche, die in mehreren Typen auftreten: 1. Kleine, dreieckige Dolche mit kurzem

Griff, oft von Pfeilen nicht zu unterscheiden, deren steinzeitliche Prototypen wohl auch als Vorbilder für die Dolche gedient haben, da solche aus Stein in Ungarn selbst nicht vorkommen. 2. Dreieckige, ungestielte Dolche mit bogenförmigen Schneiden, vertieftem Mittelteile und mehreren Nietlöchern; die Form hat sich vielleicht aus westlichen oder nordischen Steinzeitdolchen entwickelt. 3. Eine ähnliche Form mit scharfem Mittelgrat und Nietlöchern. 4. Dolche mit langer, aufgekanteter Griffzunge, deren oberes Ende in einem Kreissegment ausladet (ZfEthn. 1896 S. 75 Abb. 37 aus dem Kom. Hont). Dieser Typus kehrt auch in Griechenland (Archiv f. Anthr. 21 [1892] S. 29, 31 Montelius; ders. *La Grèce Préclassique* Tf. 13) und Ägypten (Undset *Études sur l'âge de bronze de la Hongrie* S. 148ff.) wieder, doch bestehen diese s. Stücke durchweg aus Bronze, wie es auch bei einem ungar. Exemplar aus einem Hügelgrab von Nyitra-Novák der Fall ist (Arch. Ertesitő 9 [1899] S. 389 v. Rakovszky; Hampel *Bronzezeit* II Tf. 137, 25). Die Heimat dieser Form ist somit wohl in Ungarn zu suchen. Einen 5. Typus endlich bilden die in einer Reihe von Kupferexemplaren (Csorvás, Kom. Békés [Montelius *Chron. ält. BZ.* S. 179 Abb. 440]) vorliegenden „zyprischen Dolche“ mit hakenförmiger Griffangel, von denen in Aranyos (Arch. Ertesitő 1895 S. 194 Nr. 9) auch ein Exemplar aus Bronze zum Vorschein gekommen ist (vgl. Band XI Tf. 137l).

§ 8. Den Dolchen schließen sich mehrere Kurzschwerte von verschiedenem Typus, darunter auch eines von der Form der zyprischen Dolche, und ein kupferner Tüllenaxtdolch der älteren Form mit Dreieckfortsatz an der hinteren Tüllenwand an, wie sie für die bronzezeitl. Per. I b Kossinnas charakteristisch sind.

§ 9. Als Panzerteile hat Hampel (ZfEthn. 1896 S. 78) einen aus der Gegend von Miskolcz stammenden Satz von 17 glatten, in der Mitte und an den beiden Enden etwas verbreiterten, gekrümmten Kupferstäben von 22—24 cm L. angesprochen, die wohl aber als Metallbarren aufzufassen sind.

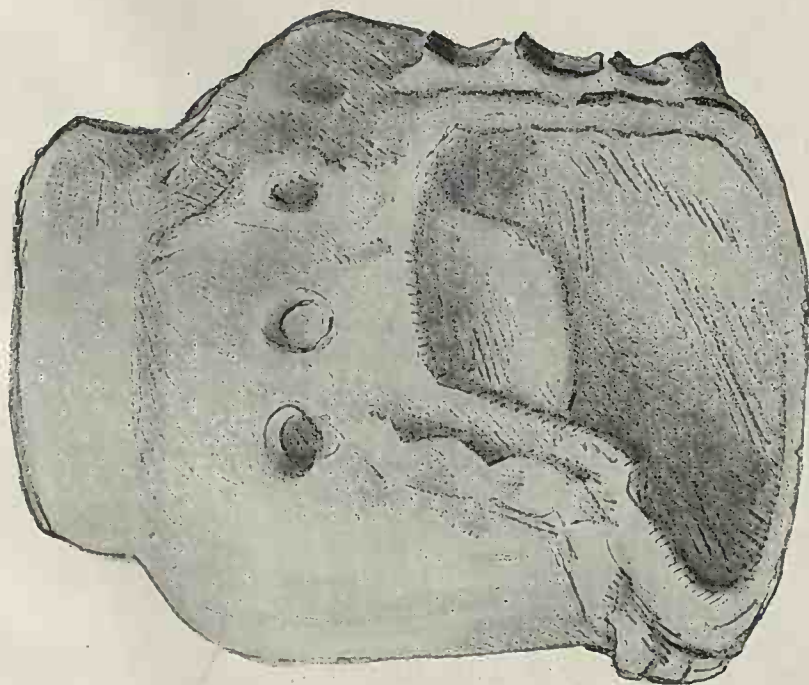
§ 10. Unter den Schmuckstücken sind am zahlreichsten vertreten die bekannten offenen Halsringe mit abgeflachten, ösenartig umgerollten Enden und meist rundem Quer-

schnitt, von denen allein der Depotfund von Ungarisch-Altenburg über 1000 Stück enthielt, die indes wohl gleichfalls mehr die Bedeutung von Metallbarren hatten. Eigentümlich ist ein steigbügelförmiger Ring von dreieckigem Querschnitt mit ziemlich scharfer Außenkante und konkaver oberer Seite, der seine nächste Parallele in einem ähnlichen Steinring aus der Gegend von Szegedin hat (Arch. Ertesitő 1892 S. 93) und auch noch an die bekannten westeuropäischen, ägyptischen und indischen Ringe erinnert (Wilke *Südwesteurop. Megalithkultur* 1912 S. 96). Endlich ist noch ein in Zürich aufbewahrtes, verdrehtes Kupferingfragment bemerkenswert, weil es entgegen der sonst überall hervortretenden Ornamentlosigkeit (vgl. oben § 2) Verzierungen trägt (Flechtornamente).

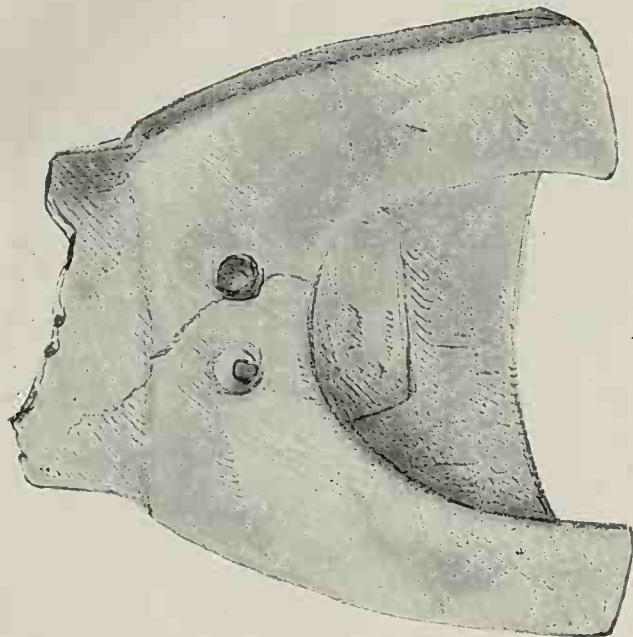
§ 11. Neben den „Ösenhalsringen“ treten unter den Schmuckstücken besonders häufig Doppelspiralen auf, die z. T. wohl nur, wie ganz ähnliche Formen von Jordansmühl (Band VI Tf. 52b; Schles. Vorz. NF 7 S. 6 Abb. 19 H. Seger), als Hängeschmuck dienten, z. T. aber auch nach Art unserer heutigen Heftel zum Verschluss der Kleidung bestimmt waren; beim männlichen Teil ist dann das bogenförmige Verbindungsstück der beiden Spiralen zu einem kurzen Haken umgebogen, der in den Bogen des weiblichen Teils eingehakt wurde.

§ 12. Von sonstigen häufiger vorkommenden Schmuckstücken seien noch kurz die in dieser Per. überall auftretenden, von den britischen Inseln und der Iber. Halbinsel bis Persien (Mannus-Bibl. Nr. 10 S. 60 Wilke) verbreiteten Knöpfe mit V-Bohrung, die Kupferperlen verschiedener Form und Größe und die Ringe und Schmuckplatten aus Spondylus erwähnt, deren FU freilich meist nicht bekannt sind, und die z. T. wohl noch dem reinen Neol. angehören.

§ 13. Die Keramik zeigt auch in dieser Per. in den einzelnen Gebieten einen sehr verschiedenen Charakter. Während die Gräberfelder von Bodrogkeresztúr (s. d.), Lengyel (s. d.), Luczka u. a. sich durch eine äußerst spärliche Ornamentik kennzeichnen, treten im S Ungarns in dieser Per. die Vorläufer der pannonischen (s. d.) Keramik mit ihren ungem. reichen, weiß ausgefüllten Ornamenten auf, so daß es im einzelnen Falle oft

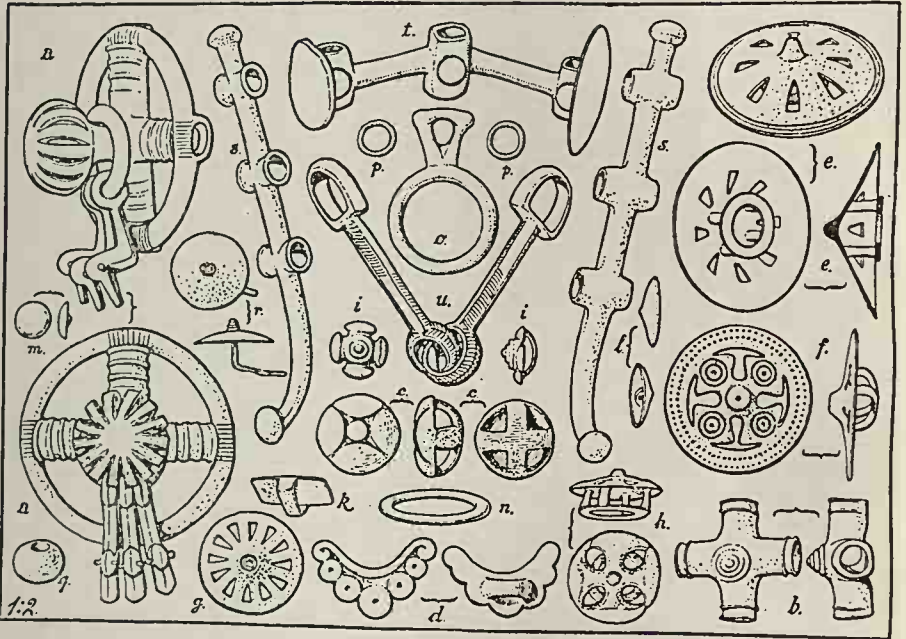


a

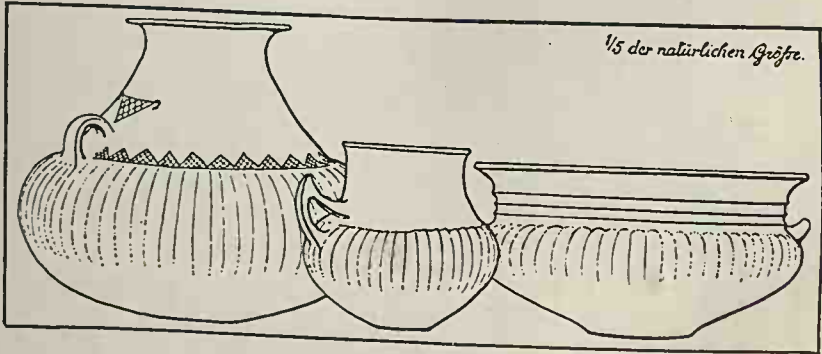


b

Ungarn
Schmelztiegel samt Ofen aus der Gegend von Sarkad (a) und Pilin (b). Nach L. Bella.



1



2

Ungarn F. Hallstattzeit

1. Bronzen von Kisköszeg. — 2. Tongefäße aus Westungarn. Nach Mainzer Zeitschrift 2 S. 42, 48.

unmöglich ist, die keramischen Reste chronol. sicher zu bestimmen. Im Bükker Gebiete (Tf. 6c, 7^{A, B}) fallen in diese Stufe z. T. noch die Spätformen der Tripolje-Keramik, und in Siebenbürgen gehört zu ihr ein guter Teil der Weißmalerei (s. Brenndorf, Erösd). Auf der Donau-Insel Csepel und in den Nachbargebieten endlich treffen wir, wie anderwärts im s. Mitteleuropa und namentlich auf der Pyrenäenhalbinsel, in Verbindung mit Kupfergeräten und sonstigen gleichalterigen Kulturerscheinungen die reich entwickelte Glockenbecherkeramik, deren Ausgangspunkt sicher auf der Iberischen Halbinsel zu suchen ist (s. Glockenbecherkultur § 65, Tököl und Band IV Tf. 152f, h).

§ 14. Die fast ausschließlich herrschende Bestattungsform bildet in dieser Per. noch immer die der seitlichen Hocker mit hochangezogenen Beinen. Doch finden sich in den Gräbern mit Glockenbecherkeramik auch Skelette in sitzender Stellung mit ausgestreckten Beinen, und auch die Brandbestattung, die sonst in Ungarn in dieser Stufe nur sehr selten vorkommt, bildet hier eine ziemlich häufige Erscheinung (s. Tököl). Dieser Zeit gehören wohl auch die eigentümlichen Statues-Menhirs von Szamos-Ujvár (Arch. Ertesitő 24 [1904] S. 405f. Orosz) und Körösbánya (s. d. und Tf. 8g, h) an, zu denen sich ganz neuerdings noch eine sehr bemerkenswerte, namentlich den Statues-Menhirs von Körösbánya eng verwandte Stele aus einem Skelettgrabe von Hamangia in der Dobrudscha gesellt hat (V. Pár van La „Statue-Menhir“ de Hamangia Dacia 2 [1925] S. 422ff.). S. a. Warna.

E. Bronzezeit.

§ 1—2. Auftreten der Bronzezeitkultur. — § 3. Bestattungsform. — § 4. Formenschatz der frühesten BZ. — § 5—10. II. Per. der BZ. — § 11—13. III. Per. der BZ.

§ 1. In der BZ erreicht die Kultur U. einen Hochstand, wie wir es in Europa sonst nur noch — von der kret.-myk. Kultur abgesehen — im N beobachten. Allerdings fehlt es in U. und namentlich Siebenbürgen noch sehr an Funden der älteren, der Per. Ia Kossinnas entsprechenden Aunjetitzer Stufe (2400—2000 v. C.; vgl. Mannus 11/12 [1919/20] S. 135ff. Wilke), die hier offenbar noch durch die jüngsten Ausläufer der ungar. Kupferkultur, im S, namentlich

in Slavonien, durch die jüngsten Phasen der in Spuren bis zum Boian-See in Rumänien vordringenden (Dacia 2 [1925] S. 264f. Tf. 7—10) ostalpinen Pfahlbaukultur (s. Pfahlbau F) und die aus ihr sich entwickelnde pannonische Kultur vertreten wird. Denn mit Kossinna (Mannus 4 [1912] S. 174) aus dem Mangel an Aunjetitzer Funden auf eine so gut wie völlige Verödung des Landes innerhalb dieses Zeitabschnittes zu schließen, liegt m. E. schon deshalb keine Veranlassung vor, weil die kupferzeitlichen keramischen Formen zum guten Teil auch noch in der Folgezeit weiterleben, und weil es namentlich in Südungarn und Slavonien fast unmöglich ist, die bronzezeitliche pannonische (s. d.) Keramik und figurale Tonplastik von den kupferzeitlichen Erzeugnissen scharf zu trennen. Auch fehlen ja die für diese Unterstufe charakteristischen Geräteformen keineswegs vollständig, nur sind sie hier vielfach noch nicht wie in der Tschechoslowakei und anderwärts aus Bronze, sondern aus reinem Kupfer (wie beispielsweise der oben erwähnte zyprische Dolch von Csorvás und — mit Ausnahme eines einzigen — die gleichen Exemplare von Aranyos, ferner gewisse Axtformen usw.) oder — wie die namentlich in Siebenbürgen und im Alföld (Ásotthalom [s. d.]; Láposhalom [s. d.]) häufig vorkommenden, westwärts bis in die Gegend von Csorna (Hosszúdomb = „langer Hügel“) reichenden, als Lockenhalter angesprochenen Hängespiralen — aus Gold (Tf. 8a) hergestellt. Ja, aus reinem Kupfer bestehende Geräte begegnen sogar noch in der Per. Ic Kossinnas (2000—1800 v. C. nach meiner Chronologie), so der gleichfalls schon erwähnte Kupferdolch mit aufgekanteter, oben in ein breites Kreissegment ausladender Griffzunge, dessen Alter durch den Dolch von Nyitra-Novák hinreichend genau bestimmt wird. Ebenso besteht auch der aus dem Kom. Hont stammende Axtdolch mit Tülle und dreieckigem Klingennacken vom Brandenburger Typus, der im N durchweg nur aus Bronze hergestellt und hier für die Per. Ib charakteristisch ist, noch aus reinem Kupfer, und das gleiche gilt wohl auch von den drei anderen bekannt gewordenen ungarischen Axt-dolchen (s. d.), über deren speziellen Typus und Zusammensetzung ich allerdings keine nähere Kenntnis habe. Endlich sind aus U.

auch noch mehrere Schwerter aus Kupfer bekannt, die im N gleichfalls nur aus Bronze bestehen und hier erstmalig in Per. I c auftreten.

§ 2. Wenn also auch von einer Leere U. innerhalb der Per. I a wohl kaum die Rede sein kann, so fehlt hier doch die anderwärts für diesen Zeitabschnitt so charakteristische ältere Aunjetitzer (s. d.) Kultur. Diese erscheint in U. vielmehr erst in der Per. I b und namentlich I c, wo sie insbesondere in einer der Mönitz-niederösterreichischen Gruppe ziemlich nahestehenden Form in den Gräberfeldern von Dunakeszi, Duna-Pentele (s. d.; Tf. 9^A), Szabátka bei Kecskemét, Gata, Jesshof, Gattendorf, Gran, Ó-Béba, Simon-tornya usw. vorliegt (O. Menghin *Die Südgrenze der Mönitzer Kultur* Festschr. d. Ver. für Landeskunde von Niederösterreich 1914).

§ 3. Die herrschende Bestattungsform innerhalb dieser Periode ist noch immer die althergebrachte der seitlich liegenden Hocker, doch findet sich, namentlich in dem Gebiete mit „frühpannonischer Keramik“, vielfach auch schon Brandbestattung, die höchstwahrscheinlich ebenfalls auf dem Gräberfelde von Duna-Pentele herrscht. Wenigstens deuten darauf die dort vorkommenden großen Gefäße, die ganz den Eindruck von Ossuarien machen (Präh. Z. 11/12 [1919/20] S. 122 Behrens). Es erscheint daher auch nicht zweckmäßig, mit Kálmán v. Miske (Archiv f. Anthr. 43 [1917] S. 263) die Bestattungsarten als Grundlage für eine chronol. Gliederung der ungar. Bronzezeit zu benutzen, und zwar um so weniger, weil einwandfreies Material aus Grabfunden bisher überhaupt erst in sehr geringer Zahl vorliegt.

§ 4. Die wichtigsten Leitformen dieser Stufe bilden neben den noch immer fortlebenden Flachäxten Randäxte mit niedrigen Rändern und die schon in der Kupferzeit auftretenden, auch in Jugoslavien weit verbreiteten geschweiften Tüllenäxte, darunter der langlebige sog. „Fokosch“ (Ó-Béba). Unter den Dolchen überwiegen die grifflosen Dreieckformen, doch erscheinen ganz am Schlusse auch die bereits erwähnten Griffzungen-Dolche (Hügelgrab von Nyitra). Ebenso reichen bis in diese Stufe die ältesten Schwertformen, die mit den frühbronzezeitl. nord. Typen durchaus übereinstimmen. Als Armschmuck dienen große Spiralarmbänder

und Vorstufen der Manschetten-Armbänder, einfache Armringe mit verjüngten Enden usw., als Halsringe die überall wiederkehrenden Ösenringe, die freilich wohl vielfach nur Metallbarren waren. Von Nadeln finden sich die zyprischen (s. d.) Schleifennadeln (Ó-Béba), einfache Rollennadeln (s. d.), geflammte Nadeln, Scheibennadeln verschiedener Form, die jüngeren Nadeln mit senkrecht durchlochtem Kopfe u. dgl. m. Eigentümlich ist die Verwendung der Nadeln zu einer Art Diadem wie in Felső-Eces bei Szentes. Ziemlich häufig sind, besonders auch in Siebenbürgen, goldene Hängespiralen und Noppenringe verschiedener Form, zu denen auch die oben erwähnten „Lockenhalter“ (Tf. 8 a) gehören; ebenso finden sich „Saltaleoni“, Anhänger, namentlich solche in Halbmondform, Zierknöpfe usw. Endlich gehört in die Übergangszeit zur Per. II noch ein sehr eigentümliches, zweifellos als Kultgegenstand (wohl Altar) aufzufassendes Bronzegerät von Haschendorf (s. d.), das mit einem gleichartigen Stücke aus einem Torfmoore bei Balkákra (s. d.) weit Ystad in Schonen (Montelius *Chron. ält. BZ.* S. 74 Abb. 199) bis auf einige Einzelheiten genau übereinstimmt und mit diesem offenbar aus derselben Werkstätte hervorgegangen ist (Band I Tf. 73). Auffallend ist der hohe Antimon-Gehalt vieler Bronzen, der bis 18⁰/₀ beträgt. Fabrikations- und Handelszentren dieser Antimon-Bronze, die als Ersatz für die Zinn-Bronze diente, waren Nordungarn, Siebenbürgen und vor allem Velem St. Vid (s. d.). Von hier aus wurde sie dann weiter nach Schlesien und Westpreußen und selbst bis Schweden verhandelt, während sie in w. Richtung namentlich nach der Schweiz ausgeführt wurde (vgl. hierzu die Analysen-Tabellen bei v. Miske *Velem St. Vid* 1908 S. 25 ff.). Die Keramik (Tf. 9^A) steht im allgemeinen der spät-aunjetitzer Gruppe Niederösterreichs sehr nahe, mit der sie besonders auch die wohl aus der Lengyel-Jordansmühler Gruppe entwickelten Doppelhenkelkrüge, die bis in die Spiralmäanderkeramik zurückreichenden Schalen mit lappenartig ausgezogenem Rande (Tf. 9^A a 1) und die scharfe Gefäßprofilierung gemein hat, doch scheinen gewisse regionale Schattierungen zu bestehen, und insbesondere weicht die Gruppe von Simon-tornya durch die hohe und schlanke Form der Gefäße und

die Henkelbildung einigermaßen ab. Inwiefern die im S herrschende „pannonische Keramik“ (s. d.) in diese Stufe einzugliedern ist, läßt sich bei der unzureichenden Zahl von Grabfunden nicht entscheiden (Hoernes *Urgesch.*³ S. 404ff.).

§ 5. In der II. Per. (1800—1400 v. C.) bleiben die älteren Typen zum Teil zunächst noch weiter bestehen, verschwinden dann aber oder wandeln sich in neue Formen um. So erscheinen jetzt erstmalig Absatzäxte verschiedener Form (Vár-Palota, Ráczegres, Szomolány, Vattina usw.), die älteren Tüllenäxte, doppelseitige Streitäxte mit exzentrischer, röhrenförmiger Schafttülle, Streitäxte ohne (Hampel Tf. 83) oder mit verlängerter Tülle (ebd. Tf. 84 u. v. a.), scheibenförmigem Kopf und zum Teil reicher Verzierung, die weit nach N exportiert werden (s. Gaura; Band IV Tf. 94; XI Tf. 2 Abb. 2); ebenso die ziemlich seltenen — im ganzen nur 8 Exemplare — und, abgesehen von einem Exemplar von Repeč in Böhmen (s. Böhmen-Mähren D § 44), nur auf Ungarn beschränkten „Kommando-Äxte“ oder „Helmbrecher“, bei denen an Stelle des Klingenteiles der Streitäxte ein etwas nach abwärts gebogener, rundstabiger, nach unten sich verzweigender Ast tritt. Beim Fokosch wird die randständige verlängerte Tülle noch weiter entwickelt. Zu den älteren Dolchen und Schwertern, deren weit ausladende Griffplatte z. T. schon die typische Spiralverzierung dieser Per. zeigt (Archiv f. Anthr. 1917 S. 257 Tf. 4, 9), treten jetzt die vom N übernommenen, aber regional abgewandelten, auch noch in dem großen Depotfunde von Draşna-de-Jos bei Valeni (Dacia 2 [1925] S. 351 Andrieşescu) und in Bucium bei Jassy (ebd. S. 356 Abb. 3) wiederkehrenden Griffzungenschwerter der Per. II b und c (Mannus 5 S. 274ff. Kossinna) und am Ende dieser Per. die Schwerter vom donauländischen Typus mit reicher Griffverzierung. Unter den Fernwaffen endlich sind die jetzt erstmalig und zwar in mehreren Abarten auftretenden Bronzelanzenspitzen (s. d.) mit Längsrippen bemerkenswert, die in U. beheimatet sind (Sövényháza, Abaúj-Szántó, Zsejke, Domahida [s. d.], Sajó-Gömör u. a. FO), sich aber von hier aus auch über Ostdeutschland und Polen bis nach Mecklenburg ausbreiten.

§ 6. Auch der Schmuck erfährt eine wesentliche Bereicherung. Besonders typisch sind lange Armspiralen, die entweder aus einem dreikantigen Draht oder einem Band mit Mittelrippe gebildet werden (Hampel *Bronzezeit* Tf. 36 und 44; Archiv f. Anthr. 1917 S. 257 Tf. 4, 13, 14), ferner Finger- und Armbergen mit dreikantigem Mittelstück und Endspirale an beiden (Band XI Tf. 3 Abb. 5; Hampel Tf. 87, 5) oder nur an einem Ende (Tf. 9^c 2, 3; Hampel Tf. 37); gerippte Armbänder (Band XI Tf. 3 Abb. 6; Hampel Tf. 87, 6), dicke Armringe mit Endstollen und Augenverzierung (Band XI Tf. 2 Abb. 3) usw. Von Nadeln sind besonders bemerkenswert neben den noch bis in die Per. II a fortlebenden Nadeln mit senkrecht durchbohrtem Kopfe solche mit durchlochtem, scheibenförmigen Kopf und Öse unterhalb der meist ornamentierten, gewölbten Scheibe (Band XI Tf. 3 Abb. 7; Hampel a. a. O. Tf. 114, 13—20 u. a.), Nadeln mit geschwollenem, durchlochtem Halse usw. Die Anhänger sind anfänglich noch die gleichen wie in der vorhergehenden Periode. Dazu gesellen sich die langlebigen zungenartigen Anhänger (z. B. Hampel Tf. 109, 32—34) und sehr komplizierte, wohl als Pferdeschmuck dienende Formen, wie beispielsweise ein Stück von Rima-Szombat (Tf. 9^c 4; Hampel a. a. O. Tf. 112, 4). Häufig sind ferner Tutuli (Band XI Tf. 3 Abb. 10), Zierknöpfe und ähnliches, seltener Ohringe (s. § 8).

§ 7. Von Gebrauchsgeräten endlich seien erwähnt neben Messern verschiedenen, meist nord. Typus die jetzt erstmalig in größerer Zahl auftretenden Loch- und Dornsicheln (Zf. Ethn. 1904 S. 418ff. H. Schmidt).

§ 8. Die wichtigste Erscheinung aber bildet die in dieser Per. sich vollziehende Entwicklung des Ornamentstiles. Während im ersten Abschnitt wie in der nord. Per. II a der Verzierungsstil sich durchweg nur geradliniger Muster (Sparren-Ornamente, schraffierte Dreiecke, Sanduhrmuster u. dgl.) und konzentrischer Kreise oder Halbkreise bedient (Hampel Tf. 29, 1), treten von der Mitte dieser Periode (II b) ab vor allem spiraloide oder Voluten-Muster auf, die dann gegen Ende der Per. ihre reichste Entwicklung erfahren, und die zwar den gleichaltrigen nord. Spiralmotiven bis zu einem gewissen Grade verwandt erscheinen, sich

aber doch in ihrer Anordnung und Gruppierung nicht unwesentlich von ihnen unterscheiden. In besonders prächtigen Formen beobachten wir diese Motive an manchen Schwertklingen (Hampel a. a. O. Tf. 85), an den geschweiften Beilen mit randständiger Tülle (ebd. Tf. 32, 5) und den Streit-äxten mit exzentrischem Schaftloch oder Röhrentülle und Kopfscheibe, hier auch bei einem Stück sicher ungarischer Provenienz aus dem gut datierbaren Depotfund von Krüssow in Pommern (Balt. Stud. NF 5 [1901] Tf. 1), das sehr genau mit einem gleichartigen Stück von Gaura (s. d.), Kom. Szatmár, übereinstimmt und so die Möglichkeit einer exakten Datierung auch der ungar. Typen bietet. Die Herstellung der Verzierungen erfolgte in der Hauptsache durch Punzen, die bisweilen, wie ein Exemplar von Velem St. Vid, zur Herstellung von Parallellinien eine doppelte Schneide haben (Miske *Velem St. Vid* Tf. 29, 26). Doch finden sich vereinzelt auch getriebene Ornamente, so ein Goldohrring mit Buckelverzierung aus der Gegend von Nyiregyháza (Arch. Ertesítő 36 [1916] S. 206), eine Verzierungsart, die in ganz ähnlicher Weise auch bei einem konsekrationshornartigen Goldanhänger aus der reichen Siedlung von Gumelnița a. d. Donau in Rumänien wiederkehrt (Dacia 2 [1925] S. 99 Abb. 75 V. Dumitrescu). Die Bronzen zeichnen sich auch jetzt noch — wie übrigens auch noch in allen späteren Per. — häufig durch einen hohen Antimon-Gehalt aus.

§ 9. Sehr große Schwierigkeiten bereitet bei der geringen Zahl gut beobachteter Grabfunde die Keramik, die jedenfalls große regionale Verschiedenheiten aufweist. Häufiger vorkommende Formen sind Schalen mit oder ohne Henkel, schlanke, amphorenartige Gefäße mit hohem, auswärts geschweiften Hals und kleinem Ösenhenkel am Halsansatz (Lovasberény), hohe Doppelhenkelkrüge mit Bauchkante, hohem Hals und ansalunata-artig verlängerten, randständigen Henkeln (Rákos-Palota; Band XI Tf. 2 Abb. 1) usw., also Typen, die z. T. für die sog. „pannonische Keramik“ (s. d.) charakteristisch sind, die aber teilweise auch noch bis in die Per. IV oder Hallstattstufe A fortleben (Szelevény und Hatvan; Hampel a. a. O. Tf. 88). Gleich-

falls dieser Per. dürften ein Teil der Buckelgefäße angehören, deren Buckel das Zentrum einfacher oder doppelter Spirallinien bilden (Hampel a. a. O. Tf. 76), eine Verzierungsform, die ihre Vorläufer schon in gewissen spätneolithischen Formen Mährens hat (Červinka *Moravské starožitnosti* II [1911] S. 80 Abb. 60, 4; S. 76 Abb. 59), ja selbst schon an Gefäßen der reinen Spiralmäanderperiode erscheint (a. a. O. S. 67 Abb. 53, hier statt der Buckel Schnurösen; Mannus 1 S. 92 Abb. 4 r. o. von Karbitz in Böhmen u. a.), andererseits aber auch noch in der folgenden Per. und vielleicht sogar noch in der frühesten HZ fortlebt (vgl. Band II Tf. 84).

§ 10. Die vorwiegend geübte Bestattungsform bildet noch immer die Körperbestattung in meist niedrigen Grabhügeln oder Flachgräbern (Szomolány, Keszthely mit reich verziertem Bronzeschwert u. a.), doch breitet sich die Brandbestattung in Tumulis oder Flachgräbern immer weiter aus, die auf dem großen Friedhofe von Lovasberény und verschiedenen anderen gleichaltrigen Gräberfeldern auf dem rechten Donau-Ufer die ausschließlich geübte Bestattungsform bildet. Die mit einem Napfe bedeckte Aschenurne wird meist ohne jeden Schutz in der freien Erde beigesetzt.

§ 11. In der Per. III wird, wie auch in den übrigen Gebieten Mitteleuropas, die Leichenverbrennung (s. d. B) allg. üblich. Die Bestattung erfolgt in Flach- oder Hügelgräbern. Das Grab selbst ist meist mit Steinsetzungen, bisweilen nach Art eines falschen Gewölbes, oder mit Steinplatten umstellt (Nagy-Lehota und Novak, Kom. Neutra; Csáb-Rendek u. a.). Außerordentlich groß ist die Zahl der aus dieser Per. stammenden Bronzegeräte, die allerdings vielfach noch denen der vorhergehenden Per. entsprechen. Als neue Schwertformen erscheinen die wiederum dem N entlehnten Griffzungenschwerter mit Zungenfortsatz (Mannus 5 S. 161 ff. Kossinna), von denen eines der etwas jüngeren (Per. IIIa) Abart (mit hohem, breiten Zungenfortsatz) in der Donau bei Ofen zusammen mit einem für die Per. III charakteristischen südd. Schwert gefunden wurde, dessen massiver, im Querschnitt ovaler, nach auswärts geschweiffter Griff mit 6 senkrechten Reihen kleiner Doppelspiralen bedeckt ist (Hampel a. a. O. Tf. 197).

Abb. 5, 6). Endlich seien als dritter Typus die jedenfalls aus Mykenai entlehnten, schmalen, degenförmigen Griffangelschwerter erwähnt, die freilich anscheinend auf Siebenbürgen beschränkt bleiben und außerhalb davon bisher nur noch einmal in Poszony-Szent-György am Fuße der Kleinen Karpathen beobachtet sind. Von Beilen und Äxten bleiben die verschiedenen Streitaxtformen der vorigen Per. unverändert weiter bestehen, ebenso die Tüllen- und mittelständigen Lappenäxte. Häufig sind Sicheln und Messer, die teils gewissen Pfahlbautypen, teils, wie die Messer mit aufgekanteter, durchlochter Griffzunge von Bodrogkeresztúr, Sajó-Lád, Rinya-Szent-Kiraly, Szendrő usw. und noch einige andere Typen, den nordischen Formen sehr nahe stehen (Beltz *VAM* Tf. 29 Nr. 35 und 42).

§ 12. Unter den Schmucksachen begegnen nach wie vor Armbergen und lange Spiralarmbänder, daneben dicke, offene, meist zugespitzte, kantige Armringe mit Mustern, die schon an die Hallstattstufe A erinnern (Schatzfund von Ráczegres). Einen ziemlichen Formenreichtum weisen die Nadeln auf, die, wie die Ösennadel mit Scheibenkopf und dickem Hals von Aranyos, die Nadeln mit anschwellendem Halse und knaufförmigem Kopfe von Nagy-Lehota u. a. m., meist bloße Weiterentwicklungen der älteren Typen bilden (Schatzfund von Ráczegres). Bemerkenswert sind endlich noch mehrere eingliedrige Fibeln, die gleichfalls nur Weiterbildungen der älteren Formen, d. h. des Vaczer (Waitzener) Typus, darstellen und sich von ihm nur durch die Vermehrung der Windungen des Kopfteils und die Bildung einer Spiralscheibe statt des Nadelhalters unterscheiden (Bodrogkeresztúr u. a.). Aus diesem Urtypus entwickeln sich dann die typischen ungarischen Formen der folgenden Stufe.

§ 13. In der Keramik erfahren die schon in der vorhergehenden Stufe auftretenden Buckelgefäße mit Spiralverzierung eine weitere Ausgestaltung (Hampel a. a. O. Tf. 72 ff.). Dazu gesellen sich in NW-Ungarn Gefäßformen wie doppelkonische Vasen, Henkelschalen, Henkelkrüge, Henkelbecher, Halsurnen mit halbkreisförmig umrandeten Buckeln usw., die einesteils der Lausitzer Keramik Mährens und Schlesiens sehr nahe

stehen, andererseits auch ihre Parallelen in Troja haben. Im S dagegen herrscht die pannonische (s. d.) Keramik weiter, die sich jetzt zur höchsten Blüte entfaltet (Vattina bei Werschetz u. a.; Band X Tf. 9) und offenbar mancherlei Elemente, wie die hohe Zylinderhalsurne, die Buckel mit halbkreisförmiger Umfurchung usw., dem Lausitzer Formenkreise entnimmt.

F. Hallstattzeit.

§ 1. Beginn der HZ. — § 2—8. HZA. — § 9—11. HZ B. — § 12—14. HZ C. — § 15—18. HZ D.

§ 1. Die der südd. Hallstattstufe A (s. Mittel- und Süddeutschland D § 1 f.) zeitlich entsprechende Kultur U. hat wie die der nord. Per. IV noch ein rein bronzezeitl. Gepräge. Wenn sie hier trotzdem nicht, wie es gewöhnlich geschieht, als Per. IV aufgeführt, sondern schon als hallstattzeitlich bezeichnet wird, so geschieht dies aus rein praktischen Gründen, um sie leichter der betreffenden, ihr in vieler Beziehung nahestehenden Kulturstufe Süddeutschlands und namentlich auch der älteren Villanova-Stufe Italiens angleichen zu können, zu der sie ebenfalls mancherlei Beziehungen aufweist. Im allg. stellt sich auch das Inventar dieser Per., in der wir mit Reinecke zwei zeitlich getrennte Phasen (1. Depotfunde von Hajdu-Böszörmény [s. d.], Podhering, Egres, Komjáth usw.; 2. Depotfunde von Gyermely, Kis-Apáti, Bonyhád, Tisza-Szent-Imre, Kemece usw.) unterscheiden können, als eine Weiterentwicklung der Typen der vorangegangenen Stufe dar.

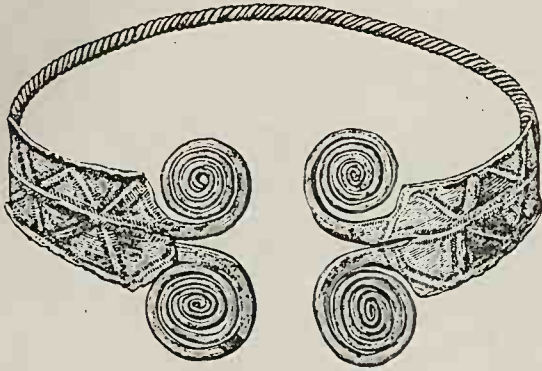
§ 2. Unter den Schwertern sind besonders charakteristisch solche mit vollem, meist reich verzierten Griff und scheiben- oder schalenförmigem Knauf (Band V Tf. 14), doch finden sich daneben auch Griffzungenschwerter, die sich indes von den älteren Typen in mehrfacher Hinsicht nicht unwesentlich unterscheiden. Charakteristisch für fast alle Schwerter dieser Per. ist die starke Verbreiterung der Klinge nach der Spitze zu. Auch ist bei vielen Exemplaren der oberste Klingenteil eingezogen und scharf von dem übrigen Klingensblatt abgesetzt (z. B. Hampel *Bronzezeit* Tf. 24, 1—5; 25 u. a.; s. a. hier Tf. 9^D b). Sehr kennzeichnend sind ferner kurze, breite Lanzenspitzen mit den Mittelgrat entlang laufenden Längsrippen, die

noch über die Basis des Klingenblattes etwas herausragen (z. B. aus dem Gußstättenfund von Lázárpaták, Kom. Bereg; Hampel a. a. O. Tf. 109, 3—7). Dolche fehlen in dieser Per. so gut wie vollständig, und wo sie ausnahmsweise in Depotfunden auftreten, handelt es sich wohl fast immer um ältere Stücke, die nur zufällig mit den jüngeren Formen zum Einschmelzen zusammengekommen sind. Die noch immer fortlebenden „Helmbröcher“ und Streitäxte zeigen im allgemeinen die gleichen Formen wie früher, nur erscheint die Schneide gegenüber den älteren Stücken etwas verbreitert (Depotfund von Domahida; s. d.). Die geschweiften Schaftlochäxte erhalten wie im benachbarten Jugoslawien eine mehrfache Rippung und sind bisweilen auch, wie in dem Goldfunde von Czofalva (s. d.), mit figürlichen Darstellungen verziert. An Stelle der mittelständigen Lappenäxte treten jetzt die zwischenständigen Typen, und ebenso weisen die Hohläxte, die sich in verschiedene Abarten differenzieren, nicht unwesentliche Abweichungen auf. Eine neue Erscheinung bilden Bronzehelme von halbkugliger Hauben- oder Kegelform mit rundem Knauf (Kisköszeg [s. d.]: Mainz. Zschr. 2 [1907] S. 43 Abb. 6h Reinecke; Endröd und Hajdu-Böszörmény [Band V Tf. 15a]: Hampel Tf. 33, 1 und 2), für die sich Analogien in Sehlsdorf bei Dobbertin (Beltz *VAM* Tf. 42, 88) und Pförten (Undset *Eisen* Tf. 20, 10) finden (s. Helm A § 4 und Band V Tf. 87b). Endlich sei hier noch einer spezifisch ungarischen Sonderform der Sichel (s. d. A; Typus III Hubert Schmidt) mit hakenförmig umgebogenem Griffende gedacht, die außer in U. selbst (Bodrogkeresztúr, Kér, Ispánlaka, Szent-Erzsébet) auch noch in sehr großer Zahl in dem großen Depotfunde von Drajna-de-Jos bei Valeni in Rumänien erscheint (Dacia 2 [1925] S. 345 ff. J. Andrieşescu) und sich von da über Südrußland (Odessa, Cherson, Jekaterinoslaw, Krim) bis zum Kaukasus (Bekeşev [Mortillet *Mus. préhist.* Tf. 78, 862] und Kabarda [Chantre *Caucase* I Tf. 6, 1]) verfolgen läßt (Hampel I Tf. 15, 4, 5, Tf. 95, 24; ebd. II Tf. 148, 1—13; ZfEthn. 1904 S. 431 Hub. Schmidt).

§ 3. Einen großen Formenreichtum zeigt das Schmuckgerät, unter dem besonders die eleganten Diademe (Blatniza, Michał-

ków usw.), die verschiedenen Formen der Armbänder, namentlich die reich profilierten mit doppelten Endspiralen der Michałkówer Gruppe, die reich dekorierten Gürtel, die Hängezierate, die Zierknöpfe, die verschiedenen Nadeltypen, die kreuzförmigen, auf der Rückseite mit einer Öse versehenen oder mit Stegen auf einem Ring befestigten und zum Aufreihen auf einer Schnur eingerichteten Zierstücke (s. Michałków) u. dgl. hervorgehoben seien. S. Band VIII Tf. 52—56.

§ 4. Besonders wichtig aber ist die Ausgestaltung der Fibel. Die aus einem Drahtstück hergestellte eingliedrige Fibel mit Spiralfußscheibe und rollenartiger Verbreiterung der Kopfwindungen (der sog. ungar. Typus) bleibt zunächst noch weiter bestehen (z. B. eine harfenförmige Fibel in Verbindung mit einem Schalenknaußschwert von Miskolcz; ungar. Fibel in Gesellschaft einer Bronzeschüssel mit getriebenen Buckeln von Madacsa usw.), verschwindet aber dann in dem jüngeren Abschnitt unserer Per., und an ihre Stelle treten als jüngere Entwicklungsformen eingliedrige Fibeln mit Spiralscheibenfuß, deren drahtförmiger oder gedrehter Bügel zunächst nur am Kopf- und Fußteil je eine Achterschleife, etwas später aber eine ganze Reihe solcher Schleifen bildet (Band III Tf. 102c; Arch. Ert. 1911 S. 335 Tf. 1, 4—9). Aus dieser Vorstufe entwickeln sich dann weiter Fibeln, deren drahtförmiger Bügel beiderseits mit je zwei oder mehr Drahtspiralen verziert ist, die mit Ringen daran befestigt sind (Band III Tf. 103b; a. a. O. S. 343 Tf. 3, 14—20). Eine ähnliche Entwicklung zeigt auch die ungar. Schildfibel mit schildstatt drahtförmigem Bügel; auch hier ist bei den älteren Entwicklungsformen zwischen den Bügelenden einerseits und der Fußspirale und Kopfrolle andererseits je eine Achterschleife eingeschaltet (Arch. Ert. 1911 S. 335 Tf. 1, 11), dann wird diese Form weiter ausgestaltet, bis schließlich ziemlich komplizierte Gebilde wie Hampel *Bronzezeit* Tf. 43, 1, 2 (hier Tf. 10^A) oder die prächtige Fibel aus dem großen Depotfunde von Felső-Ujfalú (rum. Suseni) entstehen (Tf. 10^Ab; Dacia 1 [1924] S. 343 Abb. 76 Filimon). Noch eine andere wichtige Entwicklungsreihe bildet die Bogenfibel vom Koban-Typus (s. Koban



a



b



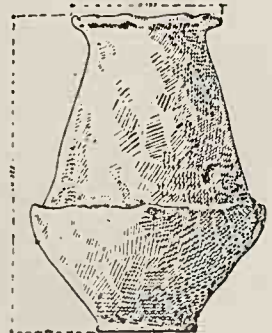
c



d



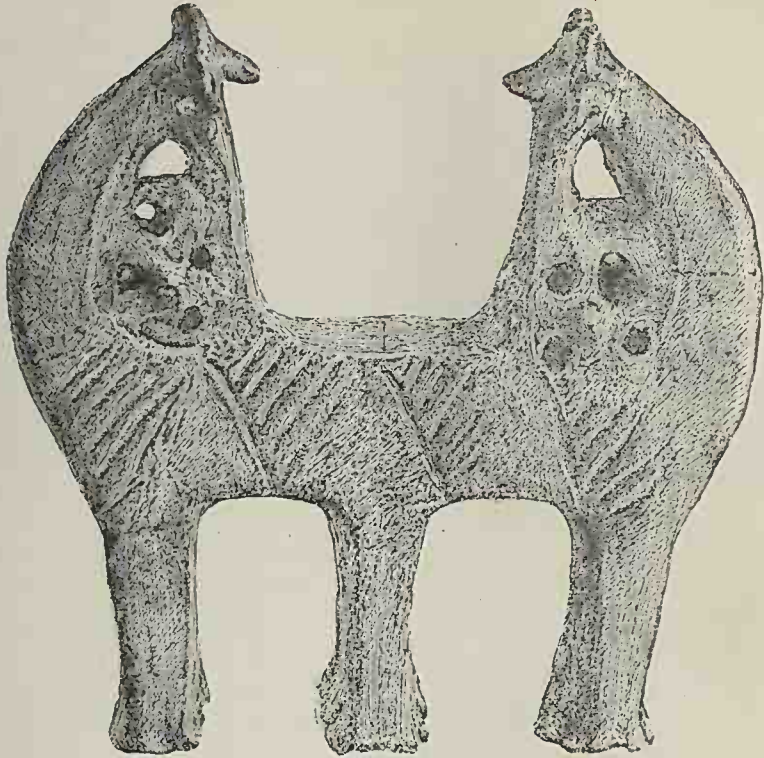
e



f

Ungarn F. Hallstattzeit

a. Diadem von Blatnicza, Com. Túrócz. $\frac{1}{3}$ n. Gr. Nach Hampel. — b—f. Tongefäße der skythischen Gruppe. Nach Parvân *Getica* S. 425ff.



a



b

Ungarn F. Hallstattzeit
a. „Feuerbock“ aus dem Grabhügel von Sauerbrunn bei Sopron-Keresztúr. Nach L. Bella. — b. Gefäß
von Donnerskirchen (Fehéregyháza), Com. Sopron. Privatsammlung. Nach Photographie.

und Band VII Tf. 7 oben). Allerdings ist die einschleifige Fibel (Arch. Ert. 1913 S. 144 Tf. 6, 31) in U. selbst nur dreimal vertreten (je eine mangelhaft erhaltene im Nat.-Mus. in Budapest und im slovakischen Mus. von Turócz, sowie ein gut erhaltenes Stück im Mus. von Preßburg). An ihre Stelle treten vielmehr die auch in Bosnien und den Ostalpenländern weit verbreiteten Zweischleifenfibeln mit meist langer, dreieckiger (Arch. Ert. 1913 S. 151 Abb. 42, 43) oder viereckiger (a. a. O. Abb. 44), dann oben oft halbmondförmig (a. a. O. Abb. 45) ausgeschnittener Fußplatte. Der Bügel aber erhält einen Perlenschmuck, der bald aus einfachen Rund- oder Scheibenperlen, bald aus reich profilierten, getriebenen Gold- oder Bronzeperlen, bald auch aus perlenartig aneinandergereihten Zierkreuzen besteht, und der alsbald im Guß nachgeahmt wird und so erstarrt. Beispiele für diese verschiedenen Entwicklungsstufen bilden die öfter vorkommende Knoten- (Arch. Ert. 1913 S. 145 Tf. 6, 34—37) und Raupenfibeln (a. a. O. 1915 S. 47ff. Tf. 8, 46—49), die Fibel von Kisközseg (a. a. O. S. 39) und die Fibel aus dem Goldschatz von Fokoru (Band VIII Tf. 56^A b; s. auch Michałkó; ebd. Tf. 52a). Ganz in den Schluß dieser und den Übergang zur nächsten Stufe fallen die aus einer Platte ausgeschnittenen Tierfibeln von Michałkó (s. d.; ebd. Tf. 53) und Dalya (s. d.; Österr. Jahresh. 1908 S. 260 Abb. 115 Ebert), für die ziemlich genaue Entsprechungen aus dem bekannten, dem 12. Jh. v. C. angehörigen Gräberfelde von Oberkoban im Kaukasus vorliegen (Chantre).

§ 5. Nicht selten sind in dieser Per. Teile der Pferdeausrüstung. Neben den z. T. noch bis in die Stufe der eisernen Hallstattschwerter fortlebenden Trensen mit vorn aufgebogenen und in einen Knopf auslaufenden, von trichterförmigen Ansätzen durchbrochenen Trensenstangen (Tf. 10^C 15) und einigen anderen Typen gehören hierzu insbesondere die als Riemenkreuzungen dienenden kreuzförmigen Röhrengebilde, deren Vorderseite eine kegelförmige Erhebung mit dem für diese Phase so charakteristischen „Stufenprofil“ ziert (Tf. 10^C 1 b). Bisweilen sind diese Röhrengebilde noch von einem an der Mündung der Kreuzschenkel durchbrochenen Ring umschlossen und tragen

dann statt der kegelförmigen Erhebung einen kräftig geschlitzten Knopf auf langem Stiel, von dem an einem Ringe Vogelprotome herabhängen (Tf. 10^C 1 a). Ebenso gehören hierzu die auch sonst noch häufig vorkommenden Zierbuckel und radförmig geschlitzten Zierscheiben, die an der Unterseite entweder mit Ösen ausgestattet sind oder mit vier Stegen auf einem Ring aufsitzen (Tf. 10^C 1 e—h); auch sie zeigen auf der Schauseite bisweilen die kegelförmige Erhebung mit dem charakteristischen Stufenprofil (vgl. a. Hampel *Bronzezeit* Tf. 55, 5 u. a.). Von Wagenteilen ist außer den öfter vorkommenden Ziernägeln, die vielleicht zur Dekoration der Wagenbretter dienten (Reinecke a. a. O. S. 43), besonders bemerkenswert eine Achsenkapsel mit zugehörigem, durch drei typische Hallstattvögel verzierten Achsenstift von Komjáth (Hampel *Bronzezeit* Tf. 56, 1 a—c), für den noch ein Gegenstück unbekanntes Fundortes (a. a. O. Tf. 56, 2) vorliegt. Ebenso das Schlußstück einer Wagendeichsel aus dem Schatzfunde von Zsujta, Kom. Abaúj (Hampel *Bronzezeit* Tf. 57), für das es mehrere Gegenstücke aus Böhmen (darunter auch ein meines Wissens noch nicht publiziertes Stück aus der Gegend von Außig [Mus. Außig]) und aus Brandenburg (Vorgesch. Staatsslg. Berlin Kat. VI L. 3) gibt. Endlich ist hier noch ein mit Vögeln besetzter kleiner Kesselwagen (s. d. A) von Szászvárosszék in Siebenbürgen zu erwähnen (Hampel a. a. O. Tf. 58, 2), der einmal zu den mittel- und nordeurop. Kesselwagen der Per. III (*AuhV* 5 S. 213 Reinecke), andererseits zu den Vogelwagen Bosniens (Hoernes *Urgesch.* 1 S. 452f.), Schlesiens (Mertins *Wegweiser* S. 71 Abb. 175) usw. in gewissen Beziehungen steht, und der jedenfalls dem Regenzauber diente (G. Wilke *Religion der Indogermanen* 1923 S. 8).

§ 6. Ein wesentlich anderes Aussehen als in der vorhergehenden Periode zeigt der Ornamentstil. Zwar finden sich auch jetzt noch, namentlich an den Schwertgriffen, Spiralmuster nicht selten (Hampel *Bronzezeit* Tf. 24, 2. 3 u. a.), aber sie unterscheiden sich doch wesentlich von denen der früheren Periode. Häufig sind konzentrische (a. a. O. Tf. 25, 1, 4; 24, 4) oder

tangential miteinander verbundene Kreise (sog. „falsche Spiralen“), wie bei einem Gürtel und Zierknopf aus dem Goldschatz von Fokoru (Band VIII Tf. 56^A a, e; Hoernes *Urgesch.*³ S. 23 Abb. 2, 4) usw., Reihen von Halbkreisen und Bogenverzerrungen (Hampel *Bronzezeit* Tf. 92, 4, 5) u. dgl. m. Auch Doppelaxtfiguren (Potság, Tisza-Szent-Imre, Erzsébetfalva-Guşteriŕa [Tf. 9^Da], Felsö-Ujfalu u. a. FO; Dacia I [1924] S. 361 V. Párvan) und allerhand Sternmuster, die man wie noch mancherlei andere spätbronze- oder frühhallstattzeitliche Ornamentmotive — aber wohl kaum mit Recht — aus dem myk. Formenschatze herzuleiten versucht hat (Ath. Mitt. 22 S. 257 Sam Wide), bilden, namentlich bei den Zierscheiben (Ottlaka; s. d.), Gürteln (Erzsébetfalva-Hammersdorf-Guşteriŕa; Dacia I [1924] S. 362 Abb. 5) und Schwertknäufen (Hampel a. a. O. Tf. 23—25), ein beliebtes Motiv; ebenso das Wolfszahn-Ornament, Schachbrettmuster, sanduhrartige Motive u. dgl. Besonders aber sind die Dekorationsmotive hervorzuheben, die durch eine Übertragung losen plastischen Schmucks (Zierkreuze) auf die Flächenornamentik gewonnen wurden, wie es Hoernes für die Ornamentmuster der Goldsachen der Michałkóv-Gruppe (s. Michałkóv) nachgewiesen hat. Endlich erscheinen jetzt hin und wieder auch schon figürliche Darstellungen, so stilisierte Vogelköpfe auf einem Schwerte von Podhering (Tf. 9^Db), die Tierdarstellung auf der Fibel von Dalya (s. o.), die Zeichnungen auf einer der goldenen Votiv-Äxte von Czofalva (s. d.; Band II Tf. 171b) und die Figurengruppe auf einer der Goldscheiben von Ottlaka (s. d.). Aus dem Gebiete der plastischen Kunst gehören zu dieser Stufe die in U. freilich nur seltenen Schwanenfiguren auf Stiften (Gußform von Dolány; Mainz. Z. 2 S. 44 Abb. 7c; hier Tf. 9^Dd; Depotfund von Nagydem: Hampel a. a. O. Tf. 195, 18), die etwas häufiger vorkommenden Vogelprotome, die Bronzegefäße in Form eines gehörnten oder ungehörnten Vogels (Hampel a. a. O. Tf. 67, 3; 68, 5) und ähnliche Stücke.

§ 7. Die besonders durch Spätformen von Buckelurnen, Etagegefäße (s. d.) und durch kannelierte Ware charakterisierte Keramik Westungarns, für die typische Beispiele aus

den frühhallstattzeitlichen Gräberfeldern von Kisközeg und Dalya vorliegen (Tf. 10^C 2; Arch. Ertesitö 1903 S. 30f.; vgl. auch Archiv f. Anthr. 1905 S. 265 Hoernes), zeigt in ihren Formen mancherlei Beziehungen zur jüngeren Lausitzer Kultur der Tschechoslowakei, noch mehr aber zu den frühhallstatt. Urnengräbern Niederösterreichs und Steiermarks. Daneben machen sich jedoch auch deutliche Einflüsse vom Villanova-Kreise her bemerkbar, so insbesondere die typische Villanova-Urne, die sich ostwärts bis nach Siebenbürgen verbreitet (Dolgozatok usw. 1915 S. 248 Abb. 22), und die sich dann in den folgenden Per. fast unverändert weiter erhält und schließlich auch von der skythischen Kultur (s. Skythen A 3) übernommen wird (a. a. O. Abb. 29—35; s. unten § 15). Endlich leben auch noch die Nachklänge der pannonischen (s. d.) Keramik fort, und auf dem Urnenfriedhofe von Hatvan, Kom. Heves, und einer Siedelung von Szelevény, Kom. Jász-Nagy-Kun-Szolnok, erscheinen hochhalsige Doppelhenkelkrüge (Tf. 9^Dc), die in ihrem Gesamthabitus und namentlich in der Henkelbildung lebhaft an das oben genannte Gefäß von Rákos-Palota (s. d.) erinnern, sich aber von ihm durch etwas reichere Profilierung des Gefäßkörpers und die für unsere Stufe so charakteristischen Sternmuster unterscheiden (Hampel a. a. O. Tf. 88, 1—3). Vereinzelt treten in dieser Periode auch schon figürliche Darstellungen auf, so an einem wannenförmigen Gefäß von Szelevény, ein Gefäßtypus, der in den jüngeren Perioden im allgemeinen auf den nord. Formenkreis der Per. V beschränkt bleibt, der aber auch schon im Laibacher Moor, in Anghelu Ruju und Persien vorkommt (Wilke *Rel. d. Indog.* 1923 S. 119f.) und vielleicht zur Bewahrung des Dauerfeuers diente.

§ 8. Endlich ist noch des in dieser Per. einsetzenden regen Handelsverkehrs mit dem Villanova-Kreise zu gedenken, dem U. außer mancherlei sonstigen Geräten vor allem die jetzt schon in ziemlicher Zahl vorliegenden Bronzegefäße verdankt (s. Hajdu-Böszörmény; Band V Tf. 15b—e); der Handel hat auch auf die Entwicklung der Keramik und der einheimischen Bronzekunst befruchtend eingewirkt.

§ 9. In der nun folgenden Phase (Hallstattstufe B Reineckes), die besonders

durch die Depotfunde von Kraszna-Horka, Kom. Árva, sowie von Ördöngös-Füzes (Fizeşul-Gherlii) und vom Martinsberg in Siebenbürgen vertreten wird, schreitet die Differenzierung der Geräteformen noch weiter fort, und insbesondere zeichnen sich die Fibelformen durch reiche Mannigfaltigkeit aus. Nicht nur leben die im vorigen Abschnitt behandelten Bogen-, Schild- und „Posamentierfibeln“, immer neue Varianten entwickelnd (Arch. Ertesitö 1911 S. 350 Abb. 13), weiter, sondern es treten jetzt auch andere Formen auf. So die auf ital. Vorbilder zurückgehenden Fibeln, bei denen auf dem bandförmigen Bügel Querstäbe befestigt sind, deren gabelförmig geteilte Enden nach Art eines Schneckengehäuses aufgerollt sind (a. a. O. S. 346 Abb. 6—9); ebenso die vielleicht von Griechenland übernommenen, auch in Bosnien und den Ostalpenländern sowie anderwärts (ZfEthn. 1913 S. 682 Beltz) weit verbreiteten eingliedrigen Spiralscheiben- oder „Brillenfibeln“ mit oder ohne Achterschleife (z. B. Kraszna-Horka: Arch. Ertesitö 1911 S. 349 Tf. 4, 21—23) und die daraus hervorgegangenen Varianten mit vier Spiralscheiben (a. a. O. Tf. 4, 24—29), die allerdings zum guten Teil wohl erst in die folgende Stufe fallen. Weniger formenreich ist das sonstige Schmuckgerät, unter dem neben vereinzelten „Diademen“ vom Typus von Blaticza (Tf. 10^a) besonders die in großer Zahl auftretenden jüngeren Vasenkopfnadeln (s. d.; v. Miske *Velem St. Vid* Tf. 11 und 12), die gedrehten Bronzehalsringe mit breiten Ösenenden (Kraszna-Horka), die dicken Bronze-armringe mit übereinandergreifenden Enden (ebd.) und ähnliche, auch im ostd. Hallstattkreise öfter vorkommende Typen hervorgehoben seien.

§ 10. Von den verschiedenartigen Waffen setzen sich die einheimischen Schwertformen fast unverändert fort. Als neue Typen erscheinen im Beginn dieser, vielleicht auch schon gegen Ende der vorhergehenden Phase das bisher freilich nur einmal (Depot von Komjáth) beobachtete Möriger und das gleichfalls sehr seltene Antennenschwert (Szász-Buda = Bodendorf in Siebenbürgen: Hampel Tf. 197, 4; Mezö-Szilvás: Arch. Ertesitö 1888 S. 245 Abb. 3; Stuckenried bei Felka: ebd. 1911 S. 350 Abb. 10), beides Typen, die man gewöhnlich als s. Import-

stücke auffaßt, die aber ebensowohl nord. Herkunft sein könnten, da sie hier nicht minder häufig sind als im S (Mannus 8 [1917] S. 119f. Kossinna). Aus dem seitherigen Formenschatz scheiden nunmehr völlig aus die verschiedenen Typen der Streitäxte, während die bisweilen schon aus Eisen bestehenden Tüllenäxte nicht unerheblich von den älteren Typen abweichen und namentlich die kleineren Stücke (Groß-Schenk u. a.; s. o.) sich ziemlich eng den nordd.-skand. Stücken anschließen. Von Lappenäxten finden sich nur noch die endständigen Typen, und die Lappen haben sich hier fast zur Tülle geschlossen. Von sonstigen Formen seien noch erwähnt die jetzt erstmalig auftretenden, in Ungarn sehr häufig vorkommenden, aber auch im ostd.-österreich. Formenkreise nicht seltenen eisernen „Ärmchenbeile“ (vgl. Band XI Tf. 87 m, u; Lengyel, Somlyó, Kisköszeg u. a.), die sich auch noch in die nächste Stufe fortsetzen. Die Messer- und Sicheltypen zeigen die im übrigen Mitteleuropa herrschenden Formen.

§ 11. In keramischer Hinsicht steht U. noch immer in ziemlich enger Fühlung mit den nw. Nachbargebieten, der Tschechoslowakei und Schlesien, von dem es die sog. „Schlesische Keramik“ (s. Schlesischer Typus) übernimmt. Noch größer aber ist die Übereinstimmung mit der Keramik Niederösterreichs und Steiermarks, die namentlich in der Ödenburger Gruppe (s. Ödenburg; Band III Tf. 119, 120) in reicher Entwicklung wiederkehrt. Doch ist eine genauere zeitliche Gliederung meist noch nicht möglich.

§ 12. Ziemlich reich ist auch der Formenschatz in der III. Hallstattstufe. Zu den schon in der vorhergehenden Stufe aufkommenden „Brillenfibeln“ und ihren Varianten gesellen sich als neue Formen die „Halbmond“- oder „Gehängefibeln“ (s. Fibel A § 21), die sich aber von den verwandten Formen des donauländischen Kreises nicht unerheblich durch die Endspiralen, in die die halbmondförmige Platte ausläuft, unterscheiden (Arch. Ertesitö 1913 S. 158 Abb. 15). Ebenso begegnen jetzt sehr häufig die aus den alten Bogenfibeln hervorgegangenen, meist reich mit Würfelaugen, Sparrenornament usw. verzierten Kahn- und Schalenfibeln (a. a. O. S. 197 Tf. 9, 50—59). Besonders mannigfaltig

sind die Nadelformen (Spindelnadeln; N. mit Spiralscheiben- oder Doppelspiralscheibenkopf; N. mit Kugelnaukopf; N. mit fein profiliertem Kopf u. a. m.; vgl. Hampel a. a. O. Tf. 53, 7. 8. 11. 12; v. Miske *Velem St. Vid* Tf. 9—13, wo aber die einzelnen Typen zeitlich nicht gesondert sind), die sich im allgemeinen eng an die der Nachbargebiete anschließen. Das gleiche gilt auch von dem Hals- und Armschmuck, ob schon manche der ostd.-österr. Formen, wie die „Turbanringe“ usw., in U. anscheinend unbekannt sind. Ebenso wiederholt sich in U. der für die Ostalpenländer so typische Hängeschmuck (trapezförmige Bronzeblechplatten mit getriebener Buckelverzierung usw.; vgl. v. Miske a. a. O. Tf. 38), und auch die ubiquitären Toiletten-Garnituren mit Ohrlöffeln (v. Miske a. a. O. Tf. 38, 3), Haarpinzetten (ebd. Tf. 14, 34—36) usw. sind vertreten.

§ 13. Dagegen fehlen vollständig die für den nordalpinen Formenkreis so charakteristischen langen, eisernen Schwerter; vielmehr hält man anscheinend noch immer an den althergebrachten Bronzeschwertern ungar. Typus fest. Dolche fehlen. Von Äxten finden sich neben Tüllenäxten besonders bronzene und eiserne endständige Lappenäxte mit stark verbreitertem Bahnteil und weit ausladender, meist wenig gebogener Schneide (v. Miske *Velem St. Vid* Tf. 16, 3. 5) und die schon erwähnten Ärmchenbeile. Die Eisenmesser zeichnen sich durch meist starke Schweifung der Klinge aus. Das Pferdegeschirr erscheint in den in Mitteleuropa auch sonst üblichen Formen.

§ 14. Die Keramik schließt sich nach wie vor den in den Nachbargebieten, vor allem Niederösterreich und Steiermark, herrschenden Formen an (s. Ödenburg). Besonders charakteristisch sind weitbauchige, graphitierte, z. T. auch bemalte Urnen mit hohem, kegelförmigen, nach oben sich verjüngenden Halse und auswärts gelegtem Rand, die dem Metallgeschirr nachgebildeten Fußschalen auf konischem, nach unten sich verbreiternden Hohlfuß, Schalen und Näpfe mit breitem, hochstehenden Henkel, Zwillings-, Drillings- und selbst Vierlingsgefäße, die manchmal mit Widderköpfen verziert sind, durch Scheidewände geteilte Gefäße und Gefäße mit mehrfacher Mündung (Lampen), die bis-

weilen gleichfalls mit Widderköpfen geschmückt sind, wie beispielsweise ein schönes Stück aus einem großen Tumulus bei Fehéregyháza (Donnerskirchen), Kom. Ödenburg (Tf. 11b). Die Gefäße sind teils monochrom, dann meist dunkel und unverziert; teils mit einem Graphitüberzug versehen und dann oft noch bemalt. Der Dekorationsstil ist im wesentl. der gleiche wie in den Nachbargebieten. Bemerkenswert sind die nicht allzu seltenen figürlichen Darstellungen (s. Ödenburg), die wohl durchweg kultische Szenen behandeln. Von sonstigen Tongebilden seien nur noch die jetzt recht häufig vorkommenden Mondbilder erwähnt, von denen von Sopronkeresztúr (Tf. 11a), Ödenburg usw. zahlreiche Beispiele vorliegen (über ihre Bedeutung s. Ödenburg).

§ 15. Während bisher in ganz Ungarn — von gewissen regionalen Kulturschattierungen abgesehen — der Gesamtcharakter der Kultur im wesentl. überall der gleiche war und die Kulturentwicklung sich in allen Teilen des Landes immer in der gleichen Weise vollzogen hatte, tritt in der letzten Phase der HZ eine wesentl. Änderung in dieser Beziehung ein. In Siebenbürgen und im Alfold bricht die zeitherige Kultur so gut wie vollständig ab, und es erscheinen jetzt Siedelungen und Skelettgräber mit gestreckten Skeletten und völlig neuen Gerätetypen (eigenartige Dolchformen; dreikantige und dreiflügelige Pfeilspitzen; Schild- und Köcherbeschläge; beckenartige Kessel mit großen, feststehenden Henkeln; Spiegel mit kanneliertem Griff; scharf ausgeprägte Eigentümlichkeiten des Dekorationsstiles u. dgl.), die in ganz gleicher Weise in Südrubland (s. d. D) und weiter ostwärts bis nach Ostsibirien hin wiederkehren, und die zweifellos auf den Einbruch neuer, osteuropäischer, d. h. skyth. Stämme zurückzuführen sind (s. Skythen A 3). Nur die althergebrachten keramischen Formen, insbesondere die jüngeren Entwicklungsformen der Villanova-Urnen (Tf. 10^Dd—f; Temesvár [Párva *Getica* S. 426 Abb. 290], Blaj [ebd. Abb. 291, 292], Marosvásárhely [s. d.] u. a. FO), die in verschiedener Ausführung auftretenden Fußschalen (Tf. 10^Dc; Piski; a. a. O. S. 427 Abb. 293), die Drillingsgefäße (Tf. 10^Db; Bandul de Câmpie; a. a. O. S. 425 Abb. 289), bleiben weiter bestehen, ein Zeichen dafür, daß die

alteingesessene Bevölkerung beim Einbruch der Skythen keineswegs, wie vielfach behauptet wird, völlig abgewandert sein kann, und daß diese vielmehr von jener die keramischen Formen übernahmen, dabei allerdings auch eigene Elemente, wie namentlich die sehr charakteristischen weiten, walzenförmigen Henkel, hinzufügend. Der Einbruch der Skythen erfolgte nach V. Pârvans einleuchtenden Darlegungen auf drei Wegen: 1. Von Podolien über Ostgalizien (s. Ostpolnische gemischte Gräberfelder) und die Nordkarpathen in die ungar. Tiefebene, also in der gleichen Richtung, die 1914 die russischen Truppen eingeschlagen haben (Bureni [Dacia 2 (1925) S. 417 ff. G. Bratianu], Satul Mare, Munkács, Bene, Rakamaz, Pilin u. v. a. FO). 2. Von der Gegend von Braila über das untere Donautiefland und die Dobrudscha (s. d.) in die Walachei und Südungarn (Scorțaru, Năeni, Bukarest, Bălănoaia, Turnu-Măgurele, Craiova, Paroina, Werschetz, Nagy Gáj). 3. Über die Ostkarpathen nach Siebenbürgen (Makfalva, Marosvásárhely [s. d.], Gernyeszeg, Oláh-Zsákod, Marosgombás, Pókafalva, Piski, Deva, Somhid und zahlreiche a. FO) und von da weiter ins Gebiet der mittleren Theiß (Nasfalva, Téglás, Gyoma, Gyöngyös) und der mittleren Donau (Aszód, Komorn, Ó-Szőny, Koronczó; Pârvan *Getica* Abschn. III und VI). Die letzten Ausläufer dieser Skythen-Invasion erstreckten sich über Schlesien (s. d. E § 37) bis in die Niederlausitz (Vettersfelde; s. d.). Durch sie erklärt sich jedenfalls die offenbar gewaltsame Zerstörung einer Reihe hallstattzeitl. schlesischer (illyrischer) Befestigungsanlagen mit typischen skyth. Waffenresten, während die damals bereits von den kriegerischen Ostgermanen besiedelten Gebiete Posens usw. von den Eroberungszügen der Skythen verschont blieben (M. Jahns Vortrag bei der Tagung d. Dtsch. Anthr. Ges. in Köln a. Rh. 1927). S. auch Band XII Tf. 64—69.

§ 16. In West- und Südungarn dagegen vollzieht sich der Übergang von der dritten zur vierten Hallstattstufe wie in den w. Nachbargebieten völlig stetig, und dem gleichen Formenschatz wie in diesen Ländern begegnen wir daher im allgemeinen auch an der mittleren Donau und im unteren Save- und Drave-Gebiete. Die führenden Leit-

formen bilden wiederum die jetzt in ungezählten Mengen und großer Mannigfaltigkeit auftretenden Fibeln, unter denen namentlich die vielgestaltigen, aus den älteren Kahnfibeln hervorgegangenen Schälchen-, Pauken- und Kniefibeln mit langem Fuße, die noch von der vorhergehenden Stufe übernommenen Schlangenfibeln, die Zweiknopffibeln, die älteren Certosa-Typen, die Tierfibeln und ähnliche Typen charakteristisch sind (v. Miske Tf. 38, 40, 42, 54; Arch. Ertesitő 1913 S. 201 Tf. 11—15 A). Von Nadeln sind besonders erwähnenswert die öfter vorkommenden, freilich z. T. wohl noch der folgenden Stufe angehörenden Nadeln mit spatelförmigem Kopf, die sich von ihren mitteleuropäischen Gegenstücken der Jastorf-Stufe a (Präh. Z. 1 [1909] S. 144 Abb. 11 und 12) im wesentlichen nur durch das Fehlen einer Kropfbildung unterscheiden, eine recht auffallende Erscheinung, die wir auch bei den sonstigen Nadeln Ungarns beobachten. Als Armschmuck dienen einfache, geschlossene oder offene, unverzierte oder an den verdickten Enden mit einfacher Strichelung versehene Drahtreifen und die noch aus der vorhergehenden Stufe übernommenen Formen. Nur sehr wenig sind wir bei dem Mangel gut beobachteter Grabfunde über den Waffenvorrat dieser Stufe unterrichtet. Langschwerter scheinen, wie anderwärts, zu fehlen, ebenso aber auch die weiter westwärts herrschenden Dolche und Hiebmesser, von denen sich nur einige wenige Exemplare mit hakenförmig umgebogenem Griff oder Ring am Griffende gefunden haben (v. Miske a. a. O. Tf. 47, 4; 48, 5. 6; 49, 5. 6.) Vom Pferdegeschirr liegen vereinzelte Trensenstangen und eiserne Ketten vor, die vielleicht dieser Stufe angehören. Ebenso sind ihr wohl die mehrfach aufgedeckten Wagenräder zuzuweisen (vgl. hierzu V. Pârvan *Getica* S. 737 über die vierrädrigen Opferwagen der Geten).

§ 17. Noch völlig ungeklärt ist die Keramik dieser Stufe, doch dürfen wir ihr wohl einen guten Teil der verschwommenen, meist unverzierten Gefäße und der groben, rohen Tonware mit künstlicher Rauhung und Tupfenleisten zuschreiben, die in den Siedlungen Westungarns in großer Menge auftreten (s. Velem St. Vid), und die völlig mit den entsprechenden keramischen Resten

der westlich anstoßenden Gebiete übereinstimmen.

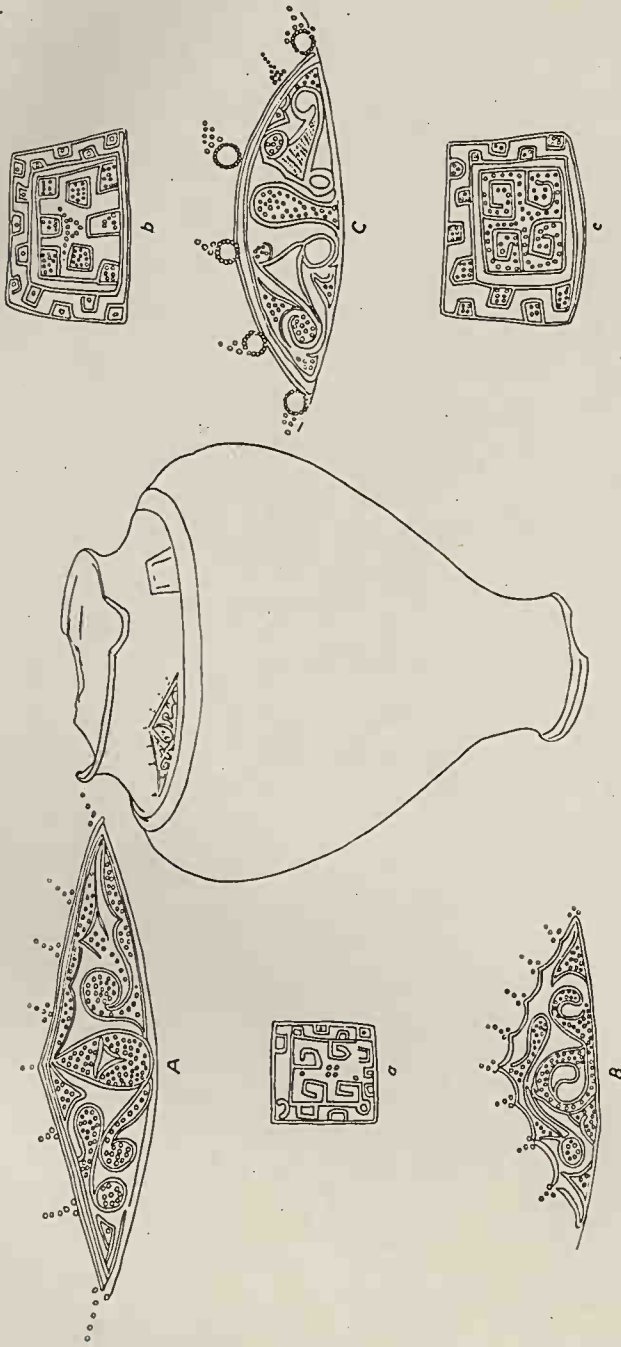
§ 18. Endlich sei noch kurz auf die aus Italien und Griechenland eingeführten Metallgefäße hingewiesen. Dem ersten Gebiete entstammen die ganz vereinzelt aufgedeckten enggerippten Zisten (s. d.) mit seitlichen Griffen oder beweglichen Henkeln, sowie die Becken mit Doppelhenkel und kreuzförmigen Attaschen. Dagegen sind die für die Ostalpenländer so charakteristischen Erzeugnisse der venetischen Situlenkunst nicht bis U. gelangt. Aus Griechenland stammt die reich verzierte Hydria von Bene, Kom. Bereg (Dolgozatok 1914 S. 17 ff. Béla Pósta). [Die im J. 1831 bei Egyed (Kom. Sopron) gefundene von A. Hekler und F. W. v. Bisping (Arch. Jahrb. 24 (1909) S. 28—46) behandelte und von ihnen in die Mitte des 3. Jh. v. C. datierte Kanne mit Darstellungen aus der ägyptischen Religion (zusammen mit einer Metallpfanne) stammt erst aus der RKZ; Ebert *Truso* Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft 3, 1 (1926) S. 85 f.]

G. Latènezeit.

§ 1. LTZ A. — § 2—6. Formenschatz LTZ B—D. — § 7. Lebensweise. — § 8. Bestattungsform. — § 9. Einbruch und Ausbreitung der Kelten. — § 10. Einzelne keltische Stämme.

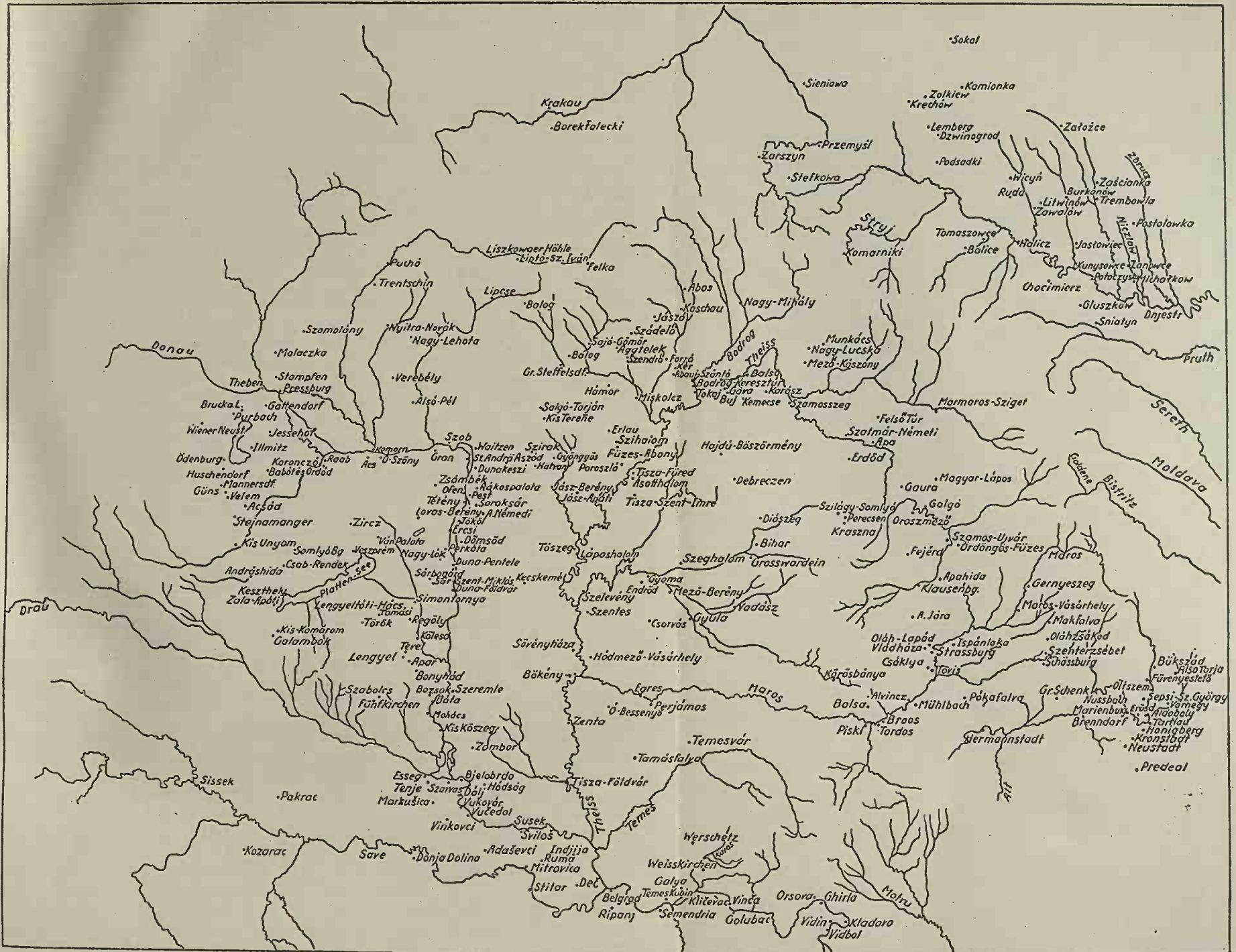
§ 1. Die gleiche räumliche Scheidung wie in der letzten Hallstattstufe macht sich auch noch in der folgenden Phase bemerkbar, die der Latènestufe A der nordalpinen Gebiete entspricht. In Siebenbürgen, im Alföld und in Nordungarn herrscht noch durchweg die skyth. Kultur, die gerade innerhalb und am Schluß dieser Per. ihre höchste Blüte erreicht (s. Skythen A 3; Band XII Tf. 64—69). Denn dieser Zeit gehören in der Hauptsache die reich dekorierten Spiegel mit kanneliertem Griff u. dgl. an. Ebenso setzt sich in Süd- und Westungarn die Kultur der letzten Hallstattstufe völlig in das 5. und zum guten Teil auch noch das 4. Jh. fort. Besonders deutlich tritt uns dies außer in einigen Brandgräbern Pannoniens in einer Reihe von Skelettgräbern Slavoniens und Syrmiens (Adaševci, Vučedol [s. d.], Mitrovica usw.) entgegen, deren Geräteformen sich unschwer als Fortsetzung und Weiterentwicklungen der alten Certosa-Typen erkennen lassen, und die kaum etwas mit den Alt-Latène-Typen Südwest-

deutschlands und Böhmens gemein haben. Die besten Leitformen bilden auch hier wieder die Fibeln, unter denen neben einigen späteren Typen der Paukenfibel u. dgl. vor allem die recht häufig vorkommenden zweigliederigen Armbrust-Certosafibeln mit aufgerichtetem Endknopf am viereckigen Nadelhalter hervorzuheben sind (Arch. Ertesitő 1913 S. 331 ff. Tf. 16—18). Nicht selten tritt auch an Stelle dieses Knopfes, ähnlich wie bei manchen Schmucknadeln (v. Miske Tf. 54, 6—9; 55, 10—12), ein stilisierter Pferdekopf, ähnlich dem der Gürtelhaken (v. Miske Tf. 39, 25 und 26; 42, 25—28), eine Form, zu der offenbar die typischen Tierkopf-Fibeln des kelt. Formenkreises die Anregung geboten haben, die sich aber trotzdem von den südwestd. Stücken scharf unterscheidet. Doch erscheinen daneben auch andere Tierkopf-Fibeln, namentlich solche mit Widderkopf (Balf am Neusiedler See), und selbst Maskenfibeln treten vereinzelt auf (V. Párvan *Gelica* S. 553). Von sonstigen in chronol. Hinsicht wichtigen Schmuckformen seien nur noch die mehrfach vorkommenden, in Ägypten fabrikmäßig hergestellten „geschichteten Augenperlen“ erwähnt, die aus wechselnden Lagen milchweißen und dunkelblauen Glases in zumeist undurchsichtigem, orangegelben oder durchscheinend meergrünem Glase gebildet werden (v. Miske a. a. O. Tf. 43, 14—18, 30), und die in Mitteleuropa das 5. Jh. abwärts nicht überschreiten, andererseits aber hier auch noch nicht in der jüngsten Hallstattstufe auftreten (Anthrop. Korr.-Bl. 35 [1904] S. 14 Reinecke). Endlich fallen in diese Per. auch noch der wichtige Silberfund von Regöly (s. d.) und der nicht weniger bemerkenswerte Goldfund von Szarazol (s. d.), in denen Hadaczek (Röm. Mitt. 21 [1906] S. 387 f.) zwar mit Recht „freie, zum Teil unbeholfene Imitationen etrusk. Werke der Kleinkunst“ erkannte, ohne sich aber dabei darüber klar zu werden, daß es sich bei diesen Kunstformen um typische etruskisierende keltische Metallarbeiten der frühesten Latène-Stufe handelt, wie sie uns in dieser Per. in den kelt. Gebieten von Ostfrankreich bis Böhmen in großer Zahl entgegentreten. Trotzdem wird man diese Arbeiten nicht als einheimische Erzeugnisse auffassen dürfen, sondern nur als Importstücke aus kelt. Ge-



Ungarn G. Latènezeit

Latènevase vom Alsó-Pél-Puszta, Com. Baranya. Nach L. Bella.



Ungarn

Karte wichtiger Fundorte in Ungarn und den Nachbargebieten.

biete, da die Invasion der Kelten in Westungarn zweifellos erst im 4. Jh., in Südungarn und Slavonien sogar erst in der III. Latène-Stufe erfolgt ist. S. Band XI Tf. 8, 9.

§ 2. Sehr deutlich spricht sich dieser Einbruch der Kelten — außer in den typischen Skelettgräbern — zunächst in gewissen keramischen Erscheinungen aus. Die für die erste Latène-Stufe des nordostbayerisch-böhmischen Gebietes so charakteristischen, den um 400 v. C. beginnenden bojischen Flachgräberfeldern aber bereits fremden hochhalsigen Linsenflaschen (Band VIII Tf. 89 Mitte) kehren auch in Pannonien wieder (Arch. Ertesitő 1891 S. 58; ebd. 1894 S. 303), hier aber in Verbindung mit Gerätetypen der zweiten Latène-Stufe; ebenso die etwas jüngeren Formen mit mäßig weitem, niedrigen Halse, die flachen Omphalos-Schalen mit steilem Rande (Arch. Ert. 1891 S. 59), die größeren Töpfe mit bauchigem Körper und mäßig engem Halse usw. Die große Mehrzahl dieser nur ausnahmsweise gehenkelt (Dolgozatok 1915 S. 24 Abb. 6) älteren und mittellatènezeitl. Gefäße ist unverziert und nur durch plastisch vortretende Reifen und Wülste belebt. Doch erscheinen bisweilen auch Gefäße mit reicherer Verzierung. So namentlich eine in U. freilich bisher noch ganz isoliert dastehende elegante Fußvase aus einem Gräberfelde mit typischem Inventar der II. Latène-Stufe aus der Alsó-Pél-Puszta, Kom. Baranya (Tf. 12^A), für die sich zahlreiche Parallelen in den Gräberfeldern des mittl. Rhein- und Nahegebietes (Balde-Behrens *Birkenfeld. Kat.* 1914 S. 51 Abb. 20, 1; Tf. 13, 1), des Marne- und Aisne-Gebietes (*Brit. Mus. Cat. Early Iron Age* 1905 S. 25 Abb. 19, S. 66 Abb. 57 u. a.) und auch aus England (a. a. O. S. 26, Abb. 22, 23 u. a.) finden. Ebenso erscheinen öfter eingestempelte Kreise, Reihen von S-Figuren (wie an LTZ A-Gefäßen der Oberpfalz; *AuhV* 5 Tf. 50), halbmondförmige Muster, gitterförmige Motive (Dolgozatok 1915 S. 27 Abb. 10) u. dgl. (s. a. Munkács). Für die Spätlatènezeit endlich sind besonders charakteristisch die auf der Drehscheibe gefertigten Schüsseln mit eingezogenem Rand (v. Miske *Velem St. Vid* Tf. 65, 8), die schlanken, hohen Vasen mit leicht konvexer Wandung (a. a. O. Tf. 65, 4, 6; vgl. auch Balde-Behrens a. a. O. S. 47 Abb. 18, 5 und Tf. 14) und die hohen

Flaschen mit niedrigem Hals (a. a. O. Tf. 66, 5; Balde-Behrens a. a. O. Tf. 14, 20). Ebenso erscheinen häufig Gefäße mit typischer Kammstrichverzierung, und auch die bemalte Keramik ist in einem bisher allerdings noch ganz vereinzelt Exemplar vertreten (v. Miske a. a. O. Kunstbeilage), das in Technik, Farbe und Verzierungsmotiven sehr genau mit den entsprechenden Gefäßen von Stradonitz (s. d.; Band II Tf. 48) und vom Mont Beuvray (s. Bibracte) übereinstimmt.

§ 3. Von Waffen sind zunächst die in größerer Zahl vorliegenden, auch in Rumänien (Gruia, Turnu-Severin; V. Pârvan *Gelica* Tf. 37 Abb. 1 und 3) wiederkehrenden, zweischneidigen Eisenschwerter vom Früh- und Mittellatène-Typus, z. T. mit zugehörigem Ortband, Scheide und Schwertkette, bemerkenswert, darunter auch, namentlich in den slavonischen Gräberfeldern, solche mit Verzierung (s. u.). Nicht selten sind auch Hiebmesser (s. d.), die sich aber von den südd., hier in der Hauptsache auf die I. Latène-Stufe beschränkten, in der II. Stufe schon ziemlich seltenen Typen durch die Bildung des kurzen, runden, mit Knöpfen besetzten Griffes nicht unwesentlich unterscheiden und daher als jüngere Weiterentwicklungen von ihnen aufzufassen sind (Mainz. Z. 2 S. 46 Reinecke). Eine bisher in Ungarn noch ganz singuläre Erscheinung bilden zwei Maskengriffkurzscherer (s. Schwert A § 16); eins mit vollentwickeltem Kopf, in Verbindung mit einem typischen, plattbauchigen Gefäß der dritten Latène-Stufe, bei Dinnyés nahe Stuhlweißenburg gefunden, entspricht ziemlich genau den Stücken von Stradonitz und aus Gallien (z. B. Jahn a. a. O. S. 24 Abb. 5); das zweite, mit verkümmertem Maske, für das gleichfalls auf gall. Gebiete zahlreiche Analogien vorkommen, hat im unteren Donau-Gebiete ein Gegenstück in einem Dolche von Semendria in Serbien (vgl. a. Reinach *La sculpture en Europe avant les influences gréco-romaines* L'Anthrop. 1894/96 S. 51f.). Von Lanzen spitzen erscheinen sowohl die langen, schmalen als auch die breiten, gedrungenen Exemplare, z. T. wie die Schwerter und Schwertscheiden (Csabrendek: Arch. Ertesitő 10 [1890] S. 180; Perkáta: ebd. S. 265/6; Hatvan: ebd. 15 [1895] S. 23; Simunovec:

ebd. 22 [1902] S. 428; vgl. a. ZfEthn. 1905 S. 369ff. Kossinna) mit Arabesken und Rankenwerk (Csabrendek: Arch. Ert. 10 [1890] S. 243; ZfEthn. 1905 S. 374 Abb. 3) oder mit einfachen mäandrischen Motiven (Ödenburg: ZfEthn. 1905 S. 373 Abb. 1, 2) verziert, wie wir es in ganz gleicher Weise auch bei den Waffen der kelt. Helvetier, in Böhmen dagegen nur ganz vereinzelt und hier nur auf Schwertscheiden (Sobtschitz: *Pič Starožitnosti* II 1 S. 13f. Abb. 6, 4c) beobachten (ZfEthn. 1905 S. 371 Kossinna). Endlich gehören zu den Angriffswaffen noch gewisse, von manchen Forschern als Ornavasso-Typus bezeichnete eiserne Streitäxte (*Velem St. Vid* Tf. 48, 2; Kisköszeg: Arch. Ert. 24 [1904] S. 348), die aber mit V. Párvan wohl besser von den altbodenständigen ungar. BZ-Typen hergeleitet werden (V. Párvan *Getica* S. 483), und die vielleicht mit der *cateia* der alten Autoren identisch sind (Déchelette *Manuel* III 1356). Von Schutzwaffen haben sich außer einigen Helmen in Nordungarn (*AuhV* 5 S. 285 Reinecke) und einem gleichfalls eisernen Helm mit Endknopf, verzierten Rosetten und reich ornamentiertem, angenieteten Stirnschirm aus einem Grabe von Oláh-Szilvás, Kom. Alsó-Fehér (jetzt Silvás; Band XI Tf. 38^B), bisher nur einzelne Beschlagteile vom Schild: bronzene Schildrandbeschläge (s. *Velem St. Vid*), Schildfesseln (ebd.) und die typischen Schildbuckel gefunden, insbesondere die jüngeren Typen mit dreizipfliger Nietplatte (Mainz. Z. 2 S. 46 Abb. 9h), doch fehlen auch die älteren Typen mit viereckigen Nietplatten, die im W vereinzelt schon in der II. Latène-Stufe auftreten (Jahn *Die Bewaffnung der Germanen* S. 37f.), nicht vollständig (Mainz. Z. 2 S. 46 Abb. 9g). Dagegen sind die anderwärts bei den Kelten festgestellten Ringbrünnen oder Schuppenpanzer (Jahn a. a. O. S. 43 Abb. 55) in U. noch nicht beobachtet worden.

§ 4. Ungemein reich vertreten ist, wie auch sonst auf kelt. Gebiete, das Schmuckgerät, unter dem wieder die Fibeln, namentlich wegen ihrer chronol. Bedeutung, an erster Stelle zu erwähnen sind. Fast ganz unbekannt sind in Ungarn die für LTZ A so charakteristischen Masken- und Tierkopffibeln, von denen nur die letzten eine gewisse Entsprechung in den oben erwähnten, aber

von den no.-bayer.-böhm. Vogelkopffibeln doch völlig abweichenden Pferde- und Widderkopffibeln haben. In sehr großen Mengen dagegen finden sich namentlich in den Siedelungen und Gräberfeldern W- und N-Ungarns (*Velem St. Vid* [s. d.], Wiener Berg bei Ödenburg, Babot, Somlyó, Andrásida, Szob [s. d.] u. v. a.) die LTZ B-Typen und noch mehr die LTZ C-Formen (Balsa, Csabrendek, Alsó-Pél-Pusztá, Kisköszeg, Szob u. v. a.), die nunmehr auch in Südungarn, Slavonien und Siebenbürgen in großer Zahl erscheinen (V. Párvan *Getica* Tf. 37). Ebenso treffen wir in U. in Mengen auch die LTZ D-Typen, besonders solche, die zwar noch das Mittel-Latène-Schema aufweisen, aber doch erst der LTZ D-Stufe angehören (Anthrop. Korrr.-Bl. 1903 S. 36f. Reinecke). Von Nadeln seien als auffallendere Formen die in zwei Varianten auftretenden, aus Jugoslawien (s. d. B) entlehnten, seltenen Doppelnadeln (v. Miske *Velem St. Vid* Tf. 12, 35 und 36) und eine nordische Flügelnadel (Typus II Kostrzewski) von Gáva, Kom. Szabolcs, erwähnt (Arch. Ertesitő 36 [1915] S. 204 Abb. 12), die wohl schon der Stufe C angehört.

§ 5. Von sonstigem Schmuck sind besonders bemerkenswert die Arm- oder Fußringe mit dicken Knoten (z. B. Andrásida: Arch. Ert. 1911 S. 357 Abb. 7, 5 A. Börzsöny) und die Puffer-Hals- und Armringe (Andrásida: a. a. O. Abb. 7, 4), aus der III. Latène-Stufe die nicht seltenen Hohlshalen- oder Nußarmringe (*Velem St. Vid*, Tevel, Galambok, Babony, Szentes, Baracska, Zich-Szöllőhegy, Makarhegy, Fünfkirchen [Mus. Budapest], Recs usw.; Arch. Ert. 1913 S. 95 Abb. 1—5 L. v. Márton) und die vollgegossenen Ringe, die mit einzeln oder zu dritt stehenden Knoten, Perlen oder kleinen Schnecken besetzt sind, und die z. T. auch beim Pferdegeschirr verwendet wurden (v. Miske a. a. O. Tf. 40, 54—69; 46, 5. 7—9. 12 u. a.). Ebenso sind Glasinge ziemlich häufig, die in den älteren Latène-Stufen meist glatt und dunkelblau, oft auch violett und durchscheinend, in den jüngeren hellblau und profiliert sind, bisweilen auch, insbesondere in LTZ D, weiße oder aufgelegte Zickzackmuster haben (v. Miske a. a. O. S. 55 und Tf. 43; vgl. a. hier Band IV Tf. 136 Nr. 246 und 247). Zahlreich sind ferner Gürtelbeschläge (v. Miske

a. a. O. Tf. 45, 34—37) und in einen primitiven Entenkopf auslaufende bronzene Gürtelhaken (ebd. Tf. 46, 32), daneben auch jüngere eiserne Typen, die sich schon der Schnallenform nähern (ebd. Tf. 45, 26; 46, 28), und gegen Ende der LTZ auch wirkliche Schnallen (ebd. Tf. 45, 38—46). Nur ganz kurz sei endlich noch auf die öfter vorkommenden LTZ-Ketten und den in den mannigfachsten Formen auftretenden Hängeschmuck hingewiesen (v. Miske a. a. O. Tf. 45 und 46). Ebenso sei hier noch der figürlichen Darstellungen aus Bronze gedacht, unter denen freilich menschliche Figuren, wie ein Stück von Ödenburg, recht selten erscheinen.

§ 6. Sehr groß ist auch der Formenbestand an Gebrauchs-, Wirtschafts- und Arbeitsgeräten, und in Szalacska (s. d.) ist sogar eine ganze Werk- und Münzprägstätte mit allem Zubehör zum Vorschein gekommen. Häufiger auftretende charakteristische Formen sind große, schwere Eisenäxte mit einseitigen, fast oder ganz geschlossenen Lappen (Lovácska, Gallishegy, Velem St. Vid u. a.; v. Miske Tf. 47, 1—3; 52, 4—5), wie sie in ganz gleicher Form auch in La Tène (s. d.), Stradonitz (s. d.), Bibracte (s. d.) usw. wiederkehren, eiserne Messer verschiedenen Typus (darunter auch dem Weinbau dienende Rebmesser), Scheren, Feilen, Luppenzangen und Feuerschürer (ähnlich denen von Stradonitz und vom Mont Beuvray), Eisensicheln, Löffel, Bohrer (LTZ D-Formen), Meißel und Punzen, Nägel, eiserne Krepfen oder Klammern von wechselnder Größe, Wagebalken, Ketten u. dgl. m. Auch chirurgische Instrumente haben sich öfter gefunden, besonders Pflasterspatel, bronzene Sonden u. dgl. (v. Miske a. a. O. Tf. 45, 32—33), wie sie ähnlich auch in Aquileja, Stradonitz und auf dem Mont Beuvray vorkommen. Ja, in einem Grabe von Kisközseg soll sich sogar ein ganzes Amputationsbesteck mit Wundhaken, Elevatorium, Raspatorium, Schlingenführer usw. gefunden haben (Präh. Z. 5 S. 595f. Ebert und Sudhoff), für das der von Ried (Archiv f. Anthr. NF 12 S. 225ff.) veröffentlichte Münchener Fund eine Parallele bildet, und das vielleicht griech. Provenienz ist (s. Kisközseg).

§ 7. Diese mannigfachen Geräteformen geben uns auch ein Bild von der Lebensweise der latènezeitlichen Bewohner U., das

noch ergänzt wird durch die in den Gräbern und Siedelungen vorkommenden Tier- und Getreidereste u. dgl. Die Siedelungen liegen mit Vorliebe an schwer zugänglichen Steilhängen (Lechința-de-Mures, Kom. Torda, Lovácska- und Gallisberg bei Munkács; Felschlucht Szádelö, Kom. Abaúj u. a.). Die Wohnungen bestehen hier aus 5—6 m l., 0,60—1,00 m t. Viereckgruben, über denen sich das wahrscheinlich von Eisenbändern getragene Dach erhob (s. Munkács). Eine Gliederung des Innenraumes fehlt anscheinend.

§ 8. Die herrschende Bestattungsform ist in der LTZ B-Stufe, wie auch im benachbarten Rumänien (Gruia u. a.), noch durchaus die brandlose Bestattung in Flach- oder Hügelgräbern. In der III. Latène-Stufe treten daneben aber auch schon häufig Brandgräber (Csabrendek; Apahida; Balsa, Kom. Szabolcs und zahlreiche andere) auf, die gleichfalls in Rumänien (Tinosul, Piscul-Crasăni, Piscul-Coconi; Dacia I S. 187) wiederkehren. Man hat diese Brandgräber der keltisierten alteingesessenen Bevölkerung, die von jeher die Brandbestattung übte, zuschreiben wollen. Doch liegt zu dieser Annahme keine Veranlassung vor, da die Brandgräber in ihrer Ausstattung sich in nichts von den gleichalterigen Skelettgräbern unterscheiden und der gleiche Wechsel der Bestattungsform innerhalb der III. Latène-Stufe auch in anderen keltischen Gebieten zu beobachten ist (Mainz. Z. 8/9 [1913/14] S. 111ff. Reinecke). Vor allem aber dürften die Brandgräber mit Wagenresten (z. B. Balsa: Dolgozatok 1915 S. 25 Abb. 8) den Kelten zuzuschreiben sein, da Wagengräber, die in U. auch sonst noch recht häufig vorkommen (Tétény, Sár-Szent-Miklós, Somodor, Nagylok, Duna-Földvár, Ó-Buda, Zsámbék) eine ausgesprochene kelt. Grabsitte bilden. Neben Wagengräbern finden sich vereinzelt auch noch Reitergräber, so in Gyoma, Kom. Szatmár. S. a. Wagengrab A.

§ 9. Der erste Einbruch der Kelten ist jedenfalls, wie die oben (§ 2) erwähnten keramischen Formen von nordbayer.-böhm. Gepräge (Linsenflaschen u. dgl.) zeigen, im Beginn des 4. Jh. v. C. von Böhmen her nach NW-Ungarn und Pannonien erfolgt, wo freilich die zahlreichen, um diese Zeit erheblich verstärkten Befestigungsanlagen der altein-

gesessenen illyr. Bevölkerung (s. Ödenburg) dem Vordringen der Kelten beträchtlichen Widerstand leisten mochten. Von NW bewegte sich dieser kelt. Völkerstrom über die Komitate Turóc, Liptó nach dem erzeichen Zólyom, Hont, Bars, Nógrád und Gömör vor, um sich dann entlang des Matra- und des Bükk-Gebirges bis in die Gegend von Munkács (s. d.) vorzuschieben, von wo ein Teil über die Karpathen bis in die Gegend von Kijev vordrang, während die Hauptmasse in sö. Richtung abbog und sich dauernd in dem goldreichen Siebenbürgen niederließ. Weitere neue Einbrüche mögen dann im Beginn der III. Latène-Stufe von W her ins s. Pannonien und Slavonien erfolgt sein (Gräberfelder von Mitrovica), und zur Sicherung der eroberten Gebiete wurden zahlreiche starke Burgen (Puchó; Skalka bei Trentschin; Dëvin-Theben ö. Komarno [„Leanyvár“ = Mädchenburg]; Klačanowo bei Mukačwo u. v. a.) vom Typus des Stradonitzer Hradiště errichtet oder die der altingesessenen Bevölkerung abgenommenen Festungsanlagen umgebaut und erweitert (s. Ödenburg). — Von U. aus hat offenbar auch die Walachei ihre kelt. Bevölkerung erhalten, denn eine Besiedelung von W (Jugoslawien; s. d. B) her ist kaum anzunehmen, da einmal aus Altserbien, bisher wenigstens, kelt. Funde so gut wie unbekannt sind (V. Párvan *Considerations sur les sculptures de Gruia Dacia* 1 [1924] S. 42 Karte Abb. 11; s. a. Mahreviči) und andererseits die LTZ-Funde Bosniens im Gegensatz zu den rein keltischen Niederschlägen in Rumänien durchweg den Charakter einer kelto-illyr. Mischkultur zeigen (s. Jugoslawien B § 8). Der Einbruch der Kelten in die Walachei dürfte auf zwei Wegen erfolgt sein: 1. Vom Banat über Turnu-Severin (Dacia 1 S. 280 ff. A. Bărcăcilă), Orevița, Gruia (s. o.), Gârla Mare, Maglavit bis in die Gegend von Craiova, Adancala de jos. 2. Von Siebenbürgen durch die Täler des Olt, des Argeșul und der Jalomița und ihrer Nebenflüsse. Zu dieser Gruppe gehört neben zahlreichen anderen, aber z. T. noch nicht völlig aufgeschlossenen FO (Drajna, Stoenesti, Gemenea, Bogaț, Slatina, Turnu Măgurele, Zimnicea, Piscul Crăsanilor, Coconi, Mănăstirea, Odaia-Vlădicchiu u. v. a.) die große Siedelung von Tinosul (s. d.), die außer

zahlreichen Funden aus älteren Perioden auch ein reiches Material vornehmlich der LTZ-Stufen C und D Reinecks geliefert hat (Dacia 1 [1924] S. 166—223 R. und E. Vulpe).

§ 10. Was endlich die Siedlungsgebiete bestimmter kelt. Stämme anlangt, so vermögen uns darüber die Verbreitungsgebiete der in großer Zahl vorliegenden kelt. Münztypen (s. Keltisches Münzwesen) einigermaßen Aufschluß zu geben. Danach nahmen die Osthälfte Pannoniens die Evariker ein, die Ipolygengend und die Bergwerke U. die Cotini, während die Komitate Bereg, Zemplén, Borsod, Szatmár und Szolnok-Doboka den Coistobokern gehörten (Gróf Desseffy *Miklós barbár pénzei* 1910 mit 18 Lichtdrucktafeln; Arch. Ertesitő 1911 S. 82 ff. L. v. Márton; Präh. Z. 4 [1912] S. 183 f. ders.). Vgl. hierzu auch noch die Siedlungskarte in V. Párvan *Getica* 1926 Karte II.*) G. Wilke

Unkräuter. U. müssen, auch in ihren oft kleinen, ja kleinsten Samen, beachtet werden. Kann doch gerade aus ihnen oft auf die Herkunft der Kulturpflanzen und damit auch auf weitere Kulturbeziehungen geschlossen werden. Wir brauchen dafür nur eine der vielen Arbeiten Schweinfurths heranzuziehen (z. B. *ZfEthn.* 23 [1891] S. 662). Auf der anderen Seite hat Engelbrecht (*Geograph. Zeitschr.* 22 [1916] S. 328—334) sehr überzeugend darauf hingewiesen, daß gerade aus den U. und Ruderal-Pflanzen häufig genug Kulturpflanzen entstanden sind (s. Roggen). U. und Ruderal-Pflanzen unterscheiden sich in der Weise, daß U. allg. daran gewöhnt sind, immer auf bearbeitetem (gepflügtem) Boden zu wachsen, Ruderal-Pflanzen davon mehr absehen können und oft an Wegen, im Abraume u. dgl. vorkommen. — Aber wie sich aus U. neue Kulturpflanzen bilden konnten, so haben wir andererseits auch ehemalige Kulturpflanzen heute nur als U. unter uns, so daß auch nach dieser Richtung die Suche sich überraschend lohnen kann. † Ed. Hahn

Unterglauheim (Bayern). Im J. 1834 wurde bei U. (Bezirksamt Dillingen, bayer. Schwaben) ein reicher spätbronzezeitl. Depotfund gehoben, der die einzigen bisher in

*) Herrn Direktor L. Bella in Budapest, der für die Ausarbeitung dieses Artikels freundlicher Weise Material zur Verfügung gestellt hat, sei auch hier verbindlichst gedankt. E.

Süddeutschland zutage gekommenen Goldgefäße enthält. Es sind zwei Tassen, aus Goldblech getrieben, mit quergestrichelten Bändern, Punkten und konzentrischen Kreisen in gleicher Technik verziert, dazu ein großer Bronzeimer mit zwei Griffen und getriebener Verzierung, zwei Bronzebecken mit kreuzförmigen Henkelösen, feiner Golddraht und Gefäßscherben (Band VIII Tf. 77c).

1. Jahresber. d. histor. Ver. im Oberdonaukreis 1836 S. 12ff. Tf. 6, 62—65; *AuhV* 4 Tf. 19, 1—4; Behrens *Bronzezeit* S. 27.

Behrens

Untergrombacher Typus s. Michelsberger Typus.

Unterradl (Niederösterreich). Aus einem Brandgräberfeld wurden zahlreiche Bronzeartefakte, wie ein Schwert, eine Axt, Messer, Nadeln, Fibeln, Knöpfe und Tutuli, Noppenfingerringe, ein Bronzeschalenfragment, dann Goldspiraldrähte und eine Zylinderhalsurne, Schalen mit hochgezogenem Henkel, eine Fußschüssel u. a. gehoben. Das Brandgräberfeld gehört ans Ende der BZ.

O. Menghin *Vorgeschichtliche Sammlungen aus Niederösterreich* Wien. Präh. Z. 1915 S. 65. G. Kyrle

Unterzügersdorf (Niederösterreich). In einem mächtigen Tumulus wurden Holzbohlenwände, eine starke Kohlschicht, gebrannte Knochen und verschmolzene Bronzen gefunden. Innerhalb der Bohlenwände traf man ferner einige Kugelformnadeln und Kegelhalsurnen, sowie Henkel-schalen, teils mit Rautenmuster, teils polychrom verziert, an. Jüngere HZ.

H. Mannseld *Durchforschung des Tumulus von Zegersdorf* MAGW 1874 S. 175—185. G. Kyrle

Upflamör s. Festung A § 20.

Ur (Tf. 13—14^D). Die heutige Ruinenstätte Muqajjar ist die altbabyl. Stadt *Ur*, *Šūr^{ki}*, *Uri^{ki}*, *Uri-unu^{ki}*, *Uru^{ki}* genannt, 46° 3' O Gr. und 30° 56' N, am r. Euphrat-Ufer gelegen. Muqajjar wurde 1625 von Pietro della Valle besucht, der einen Ziegel Ur-Nammus und Siegelzylinder mit nach Europa brachte. Genauere Untersuchungen des Hügels machten Fraser 1835, W. K. Loftus 1854 und Taylor, seit 1919 H. R. Hall, Thompson und Woolley, zuletzt gemeinsam mit der amerik. Universität in Philadelphia, wobei unerwartete Goldschätze aus der Königsnekropole um 3300 v. C. gehoben wurden.

Die Ruine besteht aus mehreren im Oval gruppierten Hügeln, davon im N der Haupthügel,

der Tempelturm (s. d.). Ur spielte in altsumer. Zeit die größte politische Rolle; vier Dyn. (s. Herrscherliste B) beherrschten das ganze Land. Der 1., um 3300 v. C. regierenden Dyn. gehörten an: *Mešannipadda*, seine Gemahlin *Nin-kur-nin*, sein Sohn *Aannipadda*, aus Ur und Obeid (s. d.) bekannt; früher sind *Meš-kalam-dug* und die Königin *Šub-ad*, denen ein reicher Goldschatz ins Grab folgte. Um 3200 sind *Lugal-kigubnūdudu*, *Enšagkušanna*, *Lugal-kisalsi* Könige von Uruk (s. d.) und Ur; um 3100 besaß *Eannatum* und *Entemena* (Band VII Tf. 133b) von Lagasch (s. d.) Ur; ebenso auch *Gudea* (um 2600, Dioritkopf und Inschrift: MJ 1925 S. 47 f.). In höchster Blüte stand Ur unter den Königen der 3. Dyn.: *Ur-Nammu* (Relief: Tf. 13), *Dungi* (*Šulgi*, Statuette: *Antiqu. Journ.* 6 Tf. 51 c), *Bur-Sin* (MJ 1925 S. 295, 297), *Šu-Sin* (a. a. O., S. 293, 299), *Ibi-Sin* (*Unger Sumer. u. Akkad. Kunst Abb.* 57; MJ 1926 S. 372 ff. Legrain). Ur blieb ein Zentrum der Kultur unter der Dyn. von Larsa (s. d.), *Warad-Sin* (MJ 1925 S. 305), *Rim-Sin*, *Enannatum* (Ningal-Statue: MJ 1927 S. 223 ff.). Der Kassite *Kurigalzu* (1340; MJ 1925 S. 46, 305), der assyr. Statthalter des Assurbanipal *Sin-balassu-iqbi* (650; MJ 1925 S. 34, 294), *Nebukadnezar II.*, *Nabonaid*, der seine Tochter *Bél-galli-Nannar* zur Priesterin weihte, bauten in Ur, zuletzt *Kyros* (a. a. O. S. 306). Außer dem Tempel des Mondgottes *Sin*, *Egišširgal* oder *Elementil* mit dem Turm *Ešuganulul*, gab es den Tempel der Ningal, Kapellen und profane Gebäude: *Ekarzidda*, *Enunmah*, *Ešargub*, *Edublamah* (die Gerichtshalle), *Egippar* (*Ant. Journ.* 5 S. 347 ff., ebd. 6 S. 365 ff.; MJ 1925 S. 217 ff.). Im SO des Tempelbezirks (Band I Tf. 97) entdeckte Woolley die Königsnekropole in drei Schichten übereinander; die oberste enthielt zwei Siegel von Beamten der Tochter des *Sargon* von Akkad (2800), die mittelste Siegel der Gattin des *Mešannipadda*, *Nin-kur-nin*, die unterste, unter einer Zwischenschicht, barg die Goldschätze des *Meš-kalam-dug* und der *Šub-ad* (Tf. 14^A—14^D, Tf. 54^A a, b), Waffen, Schmuck, den Königswagen, mit Maultieren—nach M. Hilzheimer—bespannt (vgl. die Kalksteinstele mit dem königlichen Leichenbegängnis: Tf. 54^A c), zwei vierrädrige Wagen (s. d. C) mit Dreigespannen von Ochsen (Illustr. *Lond. News* Nr. 4637, vom 3. III. 1928), Spielbretter (s. Spiel D), ein goldenes Straußenei, einen sieben-gliedrigen goldenen Haarpfeil mit achtblättrigen Sternblumen, Kränze von goldenen Maulbeer- und Weidenblättern und Früchten, Tierfiguren, höchst naturalistisch (a. a. O.), ein silbernes Ruderboot (BMQ II, Abb. LXVI b) usw. Männer und Frauen des Hofstaats sowie die Zugtiere waren im Grab getötet worden. Dieser Fund zeigt die Blüte altsumer. Kultur mit einem Hochstand der Metallurgie um 3300 v. C., der eine Dekadenz (Ur-Nina von Lagasch, 3200) folgte.

Pietro della Valle *Reisebeschreibung* Genf 1674 IV 184; W. K. Loftus *Travels* S. 127—135; *Journ. Asiat. Society* 15 (1855) S. 260—276 Taylor; H. R. Hall *Archaeologia* 1920 S. 103; *Journ. of the Manchester Egypt and*

Or. Soc. 1921 S. 9f. H. R. Hall; Proc. of the Soc. of Antiqu. 32 (1919) S. 22—42 H. R. Hall; Archaeologia 1920 S. 138 Thompson; E. Grice *Records from Ur and Larsa* Yale Or. Ser. V; AO 11. 1910) 3—4 S. 55 f. R. Zehnpfund; Archiv f. Orientforschung 4 S. 36f.; ebd. S. 112f. Weidner; Antiquaries Journal 4 S. 329 (Obeid); ebd. 5 S. 1f., 347ff.; ebd. 6 S. 365ff. Woolley; MJ (Univ. Philadelphia) 1923 S. 249ff. Gordon; ebd. 1925 S. 27f., 57f. Woolley; ebd. S. 81, 202f., 217ff.; ebd. 1926 S. 245ff. Legrain; ebd. 1927 S. 217ff. ders.; Illustrated London News Nr. 4592, 4623, 4626, 4631, 4635, 4637 Woolley.

Eckhard Unger

Ur (Urrind, Urstier) s. Diluvialfauna § 5.

Urartu. § 1. Die Landschaft im N von Assyrien, mit dem Zentrum am Wan-See, hieß bei den Assyrern U. und ist dem heutigen s. Armenien gleichzusetzen. Die genaue Grenze des Landes gegen Assyrien ist nicht sicher bekannt. Nach einer Angabe des Sanherib (Luckenbill *Annals of Sennacherib* 1924 S. 79 Z. 12, S. 84 Z. 54) lag der Berg *Tas*, wo sich Sanherib einen königlichen Lustgarten anlegen ließ (WVDOG 52 [1927] Bachmann; vgl. OLZ 1928 S. 17—20 E. Unger), „an der Grenze von U.“. *Tas* entspricht dem heutigen Bawian (s. Maltaja und Bawian). Auch Muşasir (s. d.) gehörte zu U. und stand in Vasallenverhältnis zu ihm.

§ 2. Als Städte von U. werden genannt die Hauptstadt Tuschpa (s. d.), auch Turuschpa genannt, Arzaškun, Sugunia (s. Fremdvölker C § 16), ferner einige Landschaften, Himme, Uatqun, Maš(Bar)gun, Salua, Halila, Luḫa (Eluḫat), Ni(Sal)lipahir und Zingun (AOB I S. 113 Anm. 9 E. F. Weidner), deren Lokalisierung noch nicht bestimmt werden kann.

§ 3. Die älteste Erwähnung von U. als Uruatri findet sich um 1300 v. C. bei dem assyr. König Salmanassar I. (AOB a. a. O.). Besonders im 9. und 8. Jh. stand U. in feindlichen Beziehungen zu Assyrien. Salmanassar III. besiegt den König Aram um 856 mehrmals (s. Fremdvölker C § 16). Dieser Aram gilt den heutigen Armeniern noch als Stammkönig; mit ihm erlosch eine ältere Dyn., welche von den sog. Chaldern (s. Tuschpa) verdrängt wurde, die bis 585 v. C. regierten, wo sie von den Medern gestürzt wurden. An Königen sind bekannt: Lutipris; Sardur I. (um 830); Išpuinis (vor 817); Menuas (810—785?); Argistis I. (785—60?); Sar-

dur III. (760—33?); Rusas I. (733—14); Argistis II. (714—680?); Rusas II. (680—645?); Sardur IV. (645—25?); Erime-nas (625—605?); Rusas III. (605—585). Interessant ist, daß der Name U. auch noch in pers. Zeit, z. Z. des Darius II., um 415 v. C., bekannt ist. Ein Hauptmann (*šaknu*) der Leute von Uraštu (= U.) und der Leute von Melidu (s. Melidia), namens Šamēš-barakku, Sohn des Nidintum-Bêl, hat seinen Siegelabdruck auf einer Tafel hinterlassen (Univ. Pennsylv. Babyl. Sect. 14 Nr. 995 Legrain).

S. a. Tuschpa; ferner Fremdvölker C § 16, Band IV Tf. 72b, 76b, 82; Zf. Assyrl. 14 S. 103ff. Streck; MVAG 1915, 3 S. 21 Forrer; ZfAssyrl. 33 S. 27f. Lehmann-Haupt.

Eckhard Unger

Uräus. § 1. Schlangen gehören zu den Tieren, die in Ä. an vielen Orten als heilig galten. Sie sind mehreren Göttern und Göttinnen geweiht, so daß man für jeden Einzelfall von vornherein nicht sagen kann, mit welcher Gottheit das betreffende Tier in Verbindung zu bringen ist. Schlangen werden auf Denksteinen von Privatleuten gelegentlich verehrt, und den Gott der Insel bei dem Lande Punt (s. d.) dachte man sich im MR als eine große Schlange („Drache“). Schlangensärge aus Bronze, oft von beträchtlicher Länge, sind uns in größerer Zahl erhalten (Band XI Tf. 10a).

§ 2. In der bildenden Kunst wird die Schlange in verschiedener Form häufig als Dekorationsmotiv verwendet, abgesehen von den bildlichen Darstellungen des Jenseits, in denen eine große Schlange eine Rolle spielt. In ornamentaler Form erscheint die Schlange mit geringeltem Leib gern am Dach von Kapellen und Schreinen, zuweilen, wie auch sonst, in der Verwendung als heiliges Tier, lange Flügel vorstreckend. Aus Schlangen wird gern ein Fries gebildet, der als Krönung von Kapellen, als Aufsatz auf Hohlkehlen, besonders über Türen, und sonst wie eine Abschlußleiste verwendet wird (Band XII Tf. 88a). Dabei sind entweder sämtliche Schlangen in Vorderansicht gezeichnet, oder wenn sie in Seitenansicht gegeben werden, wendet sich die eine Hälfte nach l., die andere nach rechts. In jedem Falle pflegt jede Schlange eine Sonnenscheibe auf dem Kopf zu tragen. S. a. Band I Tf. 1b.

§ 3. Eine Gruppe für sich bildet die Ver-



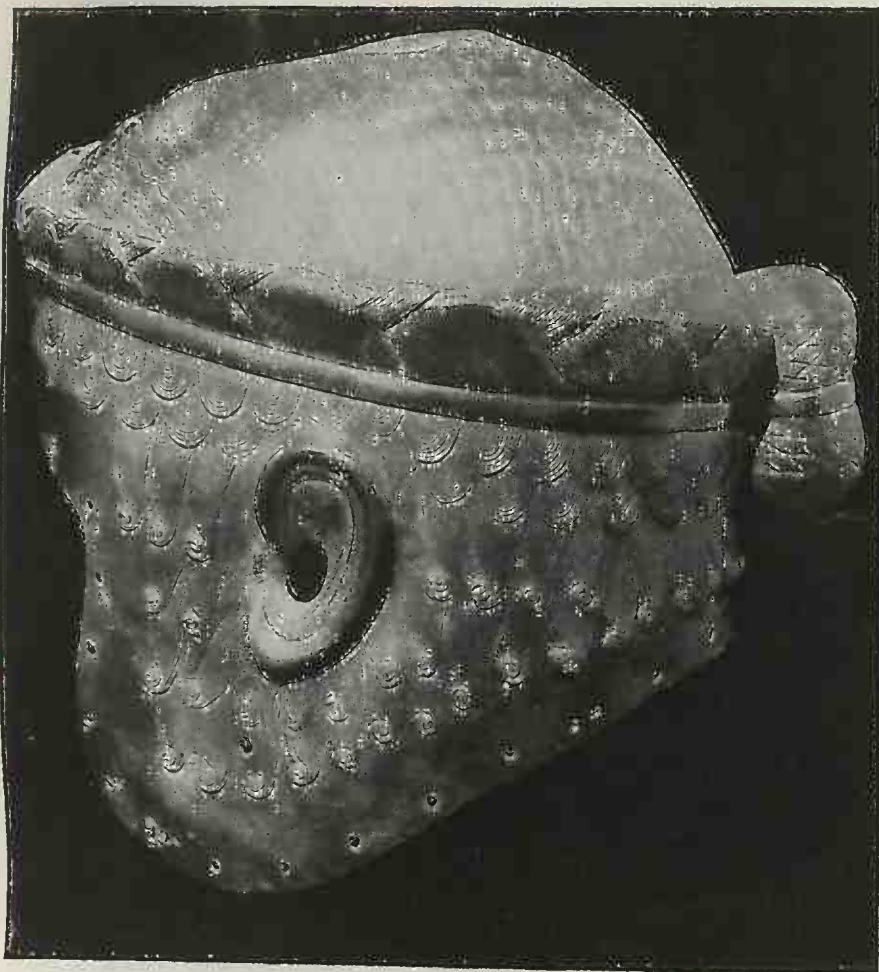
Ur

Reliefstele des Ur-Nammu von Ur. Vom Sin-Tempel in Ur. Kalkstein. Br. 1,50 m. London. Nach Antiquaries Journal 1925



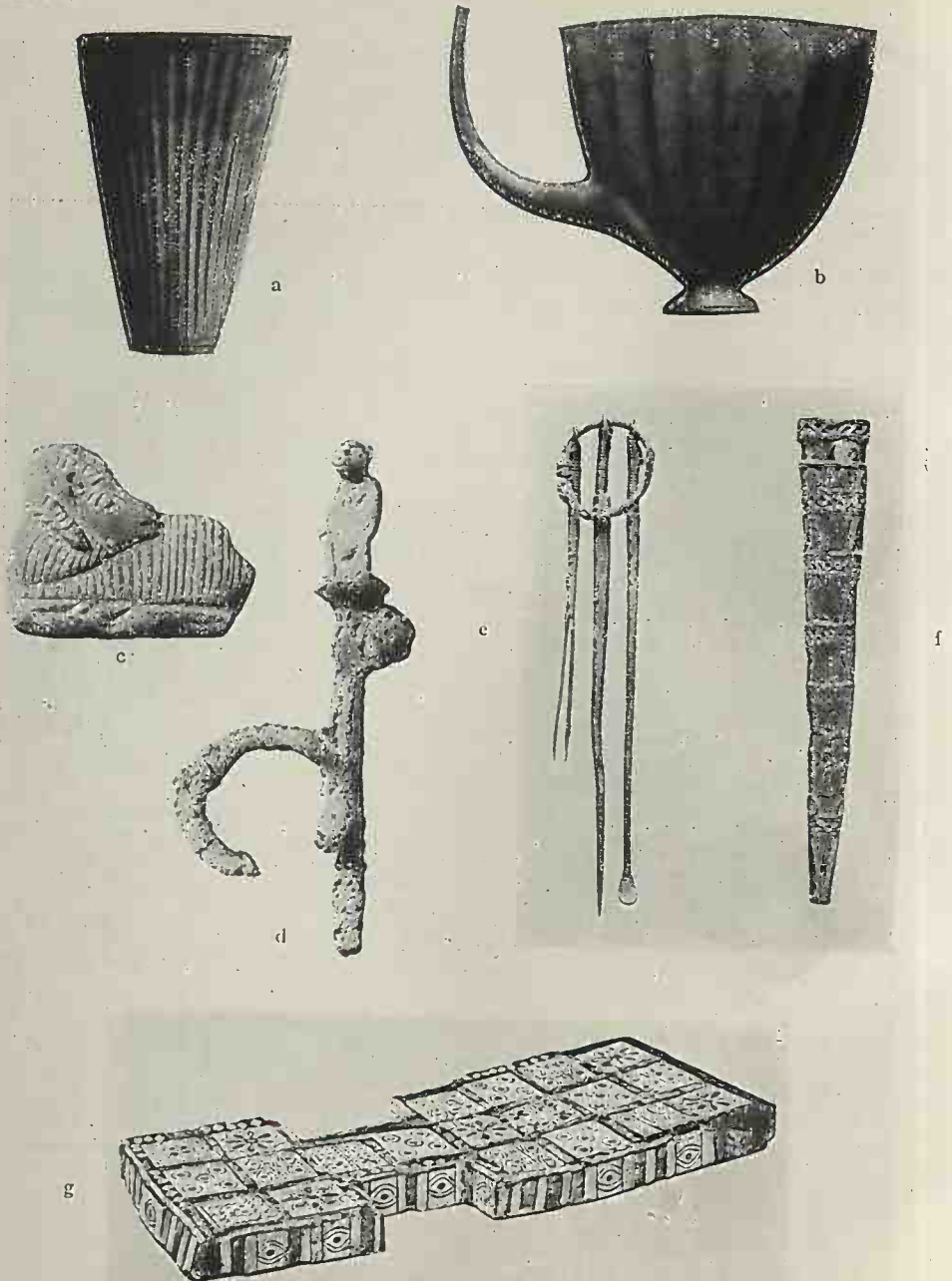
Ur

Goldener Dolch, mit Goldperlen besetzter Lapislazuli-Griff, scharf geschliffene Schneide mit archaischem Keilschriftzeichen „Heuschrecke“ in der Bedeutung „Vernichtung“; durchbrochene polierte Scheide; um 3300 v. C. — Königsnekropole in Ur. Nach Illustrated London News Nr. 4623, vom 26. XI. 1927, S. 959 (Woolley).



Ur

Goldene Sturmhaube des Königs *Meschkalamdug* von Ur (um 3300 v. C.) in getriebener Arbeit: Flechtband mit Knoten und Diademband, Haare, Locken und durchlöcherteres Ohr; innen mit Zeug gefüttert. Königsnekropole in Ur. Nach *Illustrated London News* Nr. 4626, vom 17. XII. 1927, S. 1091 (Woolley).



Ur

Goldschätze von der Königsnekropole: a. Getriebener Goldbecher. — b. Goldenes Schöpfgefäß mit Griff. — c. Hausschaf aus Lapislazuli. — d. Kupfernadel mit goldenem Affen. — e—f. Gold-Etui (f) mit goldenem Ohrhörer, Zahnstocher und Haarpinzette am Silberring. — g. Spielbrett aus Lapislazuli, Perlmutter, Muschel und Paste. Um 3300 v. C. — a—b. Nach Illustr. London News Nr. 4631, vom 21. I. 1928, S. 91 (Woolley); c—d. Nach a. a. O. Nr. 4626, vom 17. XII. 1927, S. 1093 (ders.); e—g. Nach BMQ. II, 1 (H. R. Hall).



a



b



c



d



e



f



g

Ur

Goldschätze von der Königsnekropole (um 3300 v. C.): a. Goldkelch. — b. Getriebene Goldtasse. — c. Goldtasse mit Namen des Königs *Meschkalamdug*. — d. Silberkanne mit Kupferbecken. — e. Jochansatz mit Zügelringen vom Königswagen aus Elektron. — f. Elektron-Axt. — g. Goldene Säge. — a, g. Nach Illustr. London News Nr. 4631, vom 21. I. 1928, S. 91 (Woolley); b—f. nach a. a. O. Nr. 4626, vom 17. XII. 1927 (ders.).

wendung der Schlangen an den Kronen der Götter und Könige (s. Königstracht; Band I Tf. 74a, 77b rechts). An den zusammengesetzten Kronenaufbauten in den Reliefs der späten Epochen sind an verschiedenen Stellen Schlangen in Seitenansicht eingezeichnet, teils auf den wagerechten Widderhörnern sitzend, teils von ihnen herabhängend. Die Königin trägt auf dem Kopfe als Untersatz zu dem komplizierten Aufbau, der sich aus ihm erhebt, einen Kranz von auswärts gewendeten Schlangen, sämtlich in Vorderansicht. An den Kronen, die der König unmittelbar auf dem Kopfe und ihn umschließend zu tragen pflegt, sitzt vom MR ab dicht über der Stirn eine Schlange, deren Leib mehr oder weniger geringelt nach oben aufliegt. Diese Schlange ist mit Sicherheit dasselbe Tier, das von der ältesten Zeit ab über der Stirn des Königs sitzt, wenn er eine Perücke oder einen Stirnreif trägt, während man von den zahlreichen Schlangen, die sonst an Königs- oder Götterkronen angebracht werden, nicht ohne weiteres dasselbe in gleichem Umfange sagen kann. Die Stirn- Schlange des Königs wehrt von dort durch ihren feurigen Atem die Feinde ab. Sie ist ein göttliches Wesen, das in Liedern angerufen und dann großen Göttinnen gleichgesetzt wird, z. B. den löwinnenköpfigen Sachmet und Uto. Diese beiden Göttinnen werden auch mit einer einzigen großen Schlange als Kopfschmuck dargestellt.

§ 4. Nach zahlreichen Andeutungen in den äg. Texten ist es klar, daß der König seine Stirn- Schlange von dem Sonnengott erhalten hat, bei dem sie von Anfang an ebenfalls als Schutzgöttin an seinem Haupte auftritt. Die Schlange heißt *Tochter des Re* oder *Auge des Re* und gehört zu den Wesen im Sagenkreis des Sonnengottes, die für Re in einer bestimmten Weise eingetreten sind. Das Sonnenauge ist eine Göttin von Bedeutung, und durch die Verbindung mit ihr hat die feuerspeiende Stirn- Schlange des Sonnengottes und des Königs erhöhte Wichtigkeit erhalten. Die Griechen nannten die Stirn- Schlange *Uräus*. Ihr Vorbild in der Natur ist die Brillenschlange, die sich vor einem Feinde mit aufgeblähtem Vorderleib aufrichtet und ihn angreift; ihr Gift wirkt tödlich.

ÄZ 41 (1904) S. 62 Schäfer; Wiedemann Äg. 1920 S. 248; Erman-Ranke Äg.² 1923 S. 64.
Roeder

Urfibel (sog. Nordische) s. Fibel A § 3 ff.

Urfirnis s. Vase B I § 9.

Urfjala-Keramik s. Kammkeramik § 3.

Urmitz (Kr. Koblenz, Rheinprovinz). Am Neuwieder Becken zwischen U. und Weißenturm liegt auf einer Bimssand-Anschwemmung, die sich bis etwa 12 m über den normalen Rheinwasserstand erhebt, die bekannte größte Festung des Michelsberger (s. d.) Typus in Westdeutschland. Die stets hochwasserfreie Stelle ist in den verschiedensten vorgesch. Per. besiedelt worden. Zwei augusteische Erdkastelle, die infolge der fortifikatorisch günstigen Lage auf demselben Platze angelegt sind, haben bei der ersten Untersuchung den falschen Glauben hervorgerufen, daß es sich bei der großen neol. Anlage um Cäsars Rheinfestung handele. Die Befestigung besteht aus zwei parallelen Sohlgräben sowie einem dahinter angelegten Palisadenzaun und bildet ein unregelmäßiges Dreiviertel-Oval von etwa 1275 m L. und 840 m Br., das sich direkt an den Fluß mit seiner offenen Seite anlehnt (Band III Tf. 62). Da aber durch den Abbau des Bimssandes eine Verfolgung der Gräben nach dem Rheine zu nicht mehr möglich ist, muß die Frage offen bleiben, ob auf der Flußseite, wie es nach den Plänen den Anschein hat, nur der Fluß die Festung schützte, oder ob wenigstens der Palisadenzaun ganz herumließ, oder ob nicht gar alle drei Befestigungslinien die ganze Anlage einfaßten. Die Entfernung der beiden 8—9 m br. Sohlgräben voneinander beträgt 11, die der Pfahlwand vom inneren Graben durchschnittlich 6 m. Die aus den Gräben ausgehobene Erde war anscheinend zwischen den beiden zu einem Walle aufgetürmt. Im äußeren Graben finden sich mindestens 22 damm-artige Durchlässe, im inneren fast die doppelte Anzahl. Den Durchlässen im äußeren Graben entspricht meist auch einer des inneren und des Palisadenzaunes. Dies sind also die eigentlichen Tore. Die dazwischenliegenden Öffnungen des inneren Grabens erklärt Lehner als Zugänge zum Wall für die Verteidiger. Die sog. Turmschanzen des ersten Ausgrabungsberichtes,

die sich in den durchschnittlich 6 m breiten Toren des inneren Grabens finden, hufeisenförmige Pfahlgräbchen, sind die Reste vorübergehender Verrammungen der Tore, wie sie auch in Mayen (s. d.) gefunden wurden, nicht ständiger Torbauten (Band III Tf. 63). Dafür sprechen auch die völlig unregelmäßigen Verrammungen, die man in einzelnen Toren gefunden hat. Die Tordurchgänge der Palisade sind nur 1—1,5 m breit. Eine Reihe von Hüttenstellen im Innern des Erdwerks und die Einschüsse der Sohlgräben ergaben typisches Inventar der Michelsberger Periode (s. Michelsberger Typus). Eine Reihe von Gefäßen und Scherben vom Typus der „Schnurzonenebecher“ (s. d.), die im Innern und in der Nähe der Festung gefunden wurden, stammen wohl aus Gräbern, die nichts mehr mit dieser zu tun haben, scheinbar Hockergräbern mit facettierten Hämmern. In einem Falle ist auch eine Steinkiste nachgewiesen. Eine Siedlung des Rössen-Niersteiner Typus ist etwa 1 Stunde entfernt nahe dem Jägerhause bei Mülheim gefunden. S. a. Festung A § 1 f.

BJ 104 (1899) S. 1 ff. H. Nissen und C. Koenen; ebd. 105 (1900) S. 164 ff., ebd. 107 (1901) S. 203 ff., ebd. 110 (1903) S. 131 ff.; Präh. Z. 2 (1910) S. 8 ff. H. Lehner; Mannus 2 (1910) S. 49 f. A. Günther; K. Schumacher *Materialien zur Besiedlungsgeschichte Deutschlands* 1913 S. 77; ders. *Rheinlande I* (1921) S. 26 f.; Schnurzonenebecher: BJ 110 (1903) S. 135 f. Tf. 7; Mannus 2 (1910) S. 56, 177 ff. A. Günther; Jägerhaus: Günther a. a. O. S. 51 f.

† W. Bremer

Urnfelderkultur, Süddeutsche. Die südd. Urnfelderkultur ist eine spätbronzezeitl. Per., die ganz vereinzelt schon Eisen kennt, allerdings nur in kleinen Mengen als Schmuckeinlage in Schwertgriffen und Armingen verwendet. Darum haben zuerst Reinecke (*AuhV* 5 S. 239 f.) und nach ihm andere die südd. Urnfelderstufe als erste Per. der HZ angesprochen, allerdings ohne damit durchzuführen. Die bisherige Zuteilung zur BZ haben verteidigt Schliz (Archiv f. Anthr. 1910 S. 241), Déchelette (*Manuel* II 1 [1910] S. 104 Anm. 2), Kossinna (Mannus 8 [1917] S. 73 Anm. 2) und Schumacher (10. Ber. röm.-germ. Kom. 1917 S. 53 f.; *Rheinlande I* [1921] S. 61), denen auch wir hier folgen.

Der Ursprung der U. ist noch nicht geklärt. Sie breitet sich in den Haupttälern

Süddeutschlands aus, nach Schumacher (*Rheinlande I* [1921] S. 70 f.) von SO kommend, vielleicht als „Nachkommen der Bandkeramiker, die an die Alpenränder, namentlich die Ostalpen zurückgedrängt wurden“, während Wolff (Arch. f. hess. Gesch. NF 13 [1920] S. 21) die Urnfelderleute der Wetterau als Nachkommen der einheimischen Bandkeramiker, vielleicht vermisch mit den Vertretern der Hügelgräberbronzezeit, anspricht. Schuchhardt wiederum (*Alt-europa*¹ S. 270) glaubt an die Zuwanderung einer neuen Bevölkerung, die „offenbar von der alten Bevölkerung aufgesogen worden ist, denn die dann folgende Hallstattkultur ignoriert ihren Hausrat und baut weiter auf der Grundlage der alten Hügelgräberzeit“.

Ihre Verbreitung durch die fruchtbarsten Täler Süddeutschlands erstreckt sich von den Alpen bis zur Mainlinie, überschreitet diese nur im Unterlauf des Flusses, dringt aber hier weit nach Mitteleuropa vor bis in die Kasseler Gegend. Rheinabwärts ist sie zu verfolgen bis zum Siebengebirge, nach W bis zur unteren Saar und weit nach Frankreich (s. d. C.) hinein. Näheres s. Mittel- und Süddeutschland C.

AuhV 5 S. 239 ff. P. Reinecke; Behrens *Bronzezeit* S. 269 ff.; 10. Ber. röm.-germ. Kom. 1917 S. 47 ff. Schumacher; ders. *Rheinlande I* (1921) S. 70 ff.; [BJ 131 (1926) S. 154 ff. G. Kraft]. Behrens

Urnengrab. § 1. Im Gegensatz zu den Brandgruben (s. d.)- und Brandflächengräbern, bei denen die Leichenbrandreste in vergänglichen Behältern, wie Lederbeutel, Holzkisten u. dgl., beigesetzt oder auf dem Boden des Grabes ausgebreitet wurden, versteht man unter U. solche Brandgräber, in denen die vom Scheiterhaufen sorgfältig gesammelten und von Asche, Kohle und Erde gesäuberten und gewaschenen Knochenteile in einem besonderen Ossuarium bestattet sind. In den älteren Gräberfeldern werden hierzu nur Tongefäße verwendet, deren Form im allgemeinen der des gewöhnlichen Gebrauchsgeschirrs gleicht. Doch mögen sie vielfach zu funerals Zwecken besonders angefertigt worden sein. Mit Bestimmtheit muß man dies für die von der frühen HZ ab in Italien und Skandinavien fast gleichzeitig auftretenden Hausurnen (s. d.) annehmen, die sich von hier aus bis in das Harz- und mittlere Elbe-Gebiet

ausbreiten, und in denen in veredelter Form die Auffassung des Grabes als Totenwohnung zum Ausdruck gelangt. Ebenso von den nur wenig jüngeren, gleichfalls in Italien und Nordostdeutschland, außerdem auch noch in Palästina (s. Bethsean) üblichen Gesichtsurnen (s. Gesichtsurnenkultur), die, wie die Totenmasken (s. d.) der äg., myk. und Tschuden-Gräber (s. Gipsmaske [Sibirische]) und die steinernen Baby (s. Steinmütterchen) Rußlands, das Bild des Verstorbenen festhalten sollten, teilweise aber auch, wie die herausgestreckte Zunge bei mehreren norddeutschen Gesichtsurnen lehrt, eine Totengottheit darstellen. Von der RKZ ab treten an Stelle der Tongefäße nicht selten Bronze- oder kostbare Glasgefäße.

§ 2. In den Urnen der älteren Zeit, namentlich auf den Lausitzer Gräberfeldern (s. Lausitzische Kultur), sind die Knochen meist so gelagert, daß die Fußknochen zu unterst, die Schädelknochen obenauf liegen. Oft sind die Urnen mit einem Stein, einem größeren Scherben oder auch anderen Gefäßen bedeckt. Andererseits zeigen sie auch oft absichtliche Beschädigungen, und namentlich ist nicht selten in die Wandung oder den Boden ein Loch eingeschlagen (s. a. Seelenloch).

§ 3. Die Urne steht entweder vollständig frei im Boden oder in einer Steinpackung oder, namentlich im germ. Gebiete, in einer Steinkiste, die in der Übergangszeit von der Körper- zur Brandbestattung noch Körperlänge hat und erst allmählich zusammenschumpft.

§ 4. Die Beigaben, deren Menge zeitlich und landschaftlich sehr wechselt, liegen in der Urne gewöhnlich obenauf, seltener zwischen den einzelnen Knochen. Beigefäße erscheinen auf den nordischen Urnenfriedhöfen in der Bronze- und vorrömischen Eisenzeit meist nur in geringer Zahl, in großer Menge dagegen in den U. vom Lausitzer Typus, namentlich dessen jüngeren Abarten, sowie in Südwestdeutschland und am Mittelrhein, wo sich beispielsweise in einem Grabhügel bei Muschenheim 18, bei Lützellinden 22 und in einem Grabe der Gündlinger (s. d.) Stufe von Ihringen sogar 41 Gefäße fanden. Meist sind die Beigefäße, wie es auch auf den ital. Gräberfeldern der Villanova-Stufe und anderwärts der Fall ist,

um die Aschenurne gruppiert, in den mittelh. und süddeutschen Gräberfeldern der ausgehenden Bronze- und frühen Hallstattzeit sind sie dagegen in einem großen, gewöhnlich mit einer Steinplatte oder Schüssel abgedeckten Pithos untergebracht, der auch die Asche oder Aschenurne enthält (Präh. Z. 11/12 [1919/20] S. 140 Schumacher).

Die ältesten U. gehen bis in die Spätabschnitte des Neol. zurück. Andererseits haben sie sich in weiten Gebieten bis zur Übernahme des Christentums erhalten.

G. Wilke

Uruk. § 1. In dem ausgedehnten Ruinenfelde von Warka, 45° 23' O Gr. und 31° 19' N, befindet sich die Stadt U., die einst am Euphrat lag. Der Name ist *Unu^{ki}*, *U-ru-uk*, biblisch *Erech*, griech. Ὀρχοή. Die Ruine wurde zuerst ausgegraben 1854 von W. K. Loftus, 1885 von der Wolfe-Expedition, 1898 von E. Sachau sowie 1900 von J. P. Peters besucht und neuerdings von J. Jordan im Auftrag der Deutschen Orient-Gesellschaft 1912—13 teilweise ausgegraben. Eine große Anzahl von Hügeln ist von einer sieben-eckigen Mauer etwa kreisförmig umgeben; in der Mitte liegt der „Buwarije“, w. der „Wuswas“ und noch der „Südwestbau“. U. war in religiöser und politischer Hinsicht von großer Bedeutung bis in griech. Zeit hinein. Fünfmal hat die Stadt die Hegemonie über Babylonien ausgeübt. Zur 1. Dyn. gehört der berühmte Gilgamesch. Die Herrscher der 2. hist. Dyn. waren vermutlich Enschakuschanna, Lugalkigubnudu und sein Sohn Lugalkisalsi, die sich auch Könige von Ur nennen (3000 v. C.). Das drittemal errichtete König Lugalzaggisi von Umma die Oberherrschaft, die die Dyn. von Akkad (2800) übernahm, welche wieder von der 4. Dyn. von Uruk abgelöst wurde, die 5 Könige (Ur-Nigin bis Ur-Utu; 2600) umfaßte. Nach ihrem Sturz durch die Gutäer gelang es U., nach langer Fremdherrschaft die Hegemonie an sich zu bringen (2300) durch Utu-ḫegal, der die 5. und letzte Dyn. der Stadt darstellt.

§ 2. In der Folgezeit haben die Könige der 3. Dyn. von Ur hier geherrscht. Ur-Nammu erneuerte den Tempel. Aus späterer Zeit sind als selbständige Könige von U. Anam, Singamil und Singaschid bekannt. Von letzterem stammt

eine Wiederherstellung des Tempels. U. war unter der Dyn. von Larsa wieder abhängig und ist es bis zuletzt geblieben. Als Bauherren nennen sich der Kassite Karaindasch, der Chaldäer Mardukaplaiddina II., die Assyrer Sargon, Asarhaddon und Assurbanipal; letzterer führte die von den Elamiten 2280 geraubte Götterstatue der Nanâ wieder aus Susa zurück (s. Elam A § 2, B § 1). Aus dem 2. Jh. stammt eine Inschrift des Statthalters Anu-uballit-Kiplunnu von seinem Palaste, dem „Wuswas“. Der „Südwestbau“ war der Palast des Singaschid. Der „Buwarije“ war der Tempel Eanna der Göttin Ninni, Innina, Nanâ oder Ištar, der Tochter des Anu (s. d.), der ebenfalls in U. verehrt wurde. Außerdem gab es den Tempelturm E-gig-imina, ferner die Kapellen E-nir-gal-anna und E-schargubanna, ferner einen Tempel der Nammu, der Gemahlin des Anu. An Tontafeln sind große Funde zu verzeichnen, die allen Zeiten angehören, besonders sind die Urkunden der Priesterschulen bis ins 1. Jh. hinein bekannt, die sich auf berühmte Priester und Gelehrte zurückführen, wie Kusu, Schadi, Siniquinninni, Ach'utu und Ekurzakir. An Stein-Inschriften sind zu erwähnen die des Anam (CT 36 Tf. 5 A. T. Clay; YOS 1 Nr. 35—36 Tf. 30), die Vaseninschrift eines Sohnes des Lugalkisalsi (A. T. Clay *Collection Morgan* IV Nr. 45 Tf. 45; J. Banks *Bismaya* S. 365), Steintafel des Ur-Nammu (A. T. Clay a. a. O. Nr. 44 Tf. 44), archaische Geschäftsurkunde (J. B. Nies und C. E. Keiser *Historical, religious and economic texts: Babyl. Inscr. in the Coll. of J. B. Nies* II Nr. 2 Tf. 59), eine Vase im Berliner Museum (VA 3123) und ein Keulenkopf (vgl. a. Band VII Tf. 169b), beide an Gilgamesch (s. d.) geweiht (Yale Babylonian Collection, Pamphlet Nr. 2 Abb. 2). Skulpturen sind nur wenige bisher aufgetaucht: Statuette der Nammu des Lugalkisalsi in Berlin (VA 4855; Aml. Ber. Pr. S. 36 [1914] S. 73f. O. Weber), Basalt-Relief eines Kriegers (W. K. Loftus *Travels* S. 185—186). Kupferskulpturen von Stier und Widder in der Sammlung J. B. Nies (a. a. O. S. 53 Tf. 68) stammen wohl aus Obeid (s. d.), dem sog. *Speicher von Uruk*. Endlich seien genannt Tonplomben (s. d.) mit Siegelabdrücken aus babyl. und

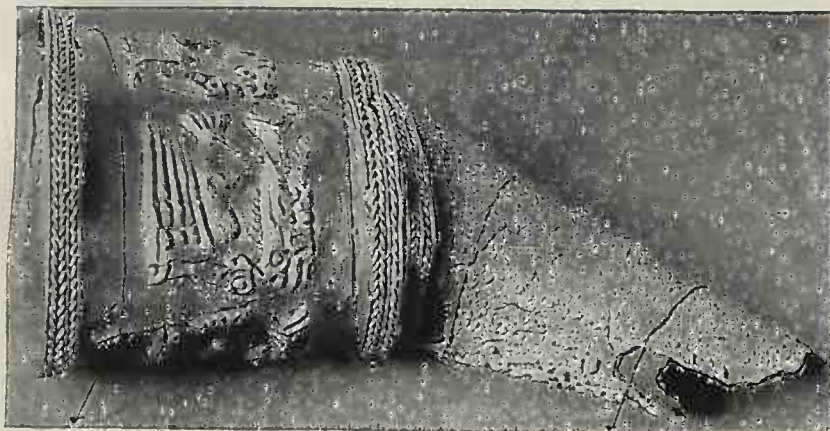
griech. Zeit der „Güterverwaltung“ und der „Saline“ von Orchoë (MDOG 53 S. 12; A. T. Clay *Coll. Morgan* IV Nr. 54 S. 52 Tf. 6); ferner einige Terrakotten auch aus der griech. Per. (MDOG 53 S. 12 Abb. 3). Als Kuriosität ist auch eine himjarische Inschrift auf Kalkstein in U. zum Vorschein gekommen.

AO 11 (1910) S. 48f. R. Zehnpfund; W. K. Loftus *Travels* S. 185f.; MDOG 51 S. 47ff. J. Jordan; ebd. 53 S. 9—17 ders.; A. Eberharter *Die babyl. Ruinenstätte Warka* Theol.-prakt. Quartalschrift 67 (1914) S. 630f.; Pinches *Glimpses of Life in Erech* Expository Times 25 (1914) S. 420; A. T. Clay *Legal Documents from Erech. Seleucid. Era. Coll. Morgan* II (1920); ders. *Neobabyl. Letters from Erech* YOS 3; Yale Or. Ser. 1 Tf. 23f. ders.; F. Thureau-Dangin *Tablettes d'Uruk* 1922; R. Dougherty *Records from Erech* YOS 6; O. Schroeder *Das Pantheon der Stadt Uruk in der Seleukidenzeit* SB. Preuß. Ak. 1916 S. 1180f.; ders. *Das Alter der sog. Wuswas-Inschrift* OZL 1919 S. 210f.; ders. *Kontrakte der Seleukidenzeit aus Warka* VASD 15 (1916); C. E. Keiser *Letters and Contracts from Erech* Coll. 7. B. Nies I (1917); J. N. Strassmeier *Die albabylonischen Verträge aus Warka*; Dougherty *Archives from Erech, Time of Nebuchadrezzar and Nabonidus* New Haven 1923.

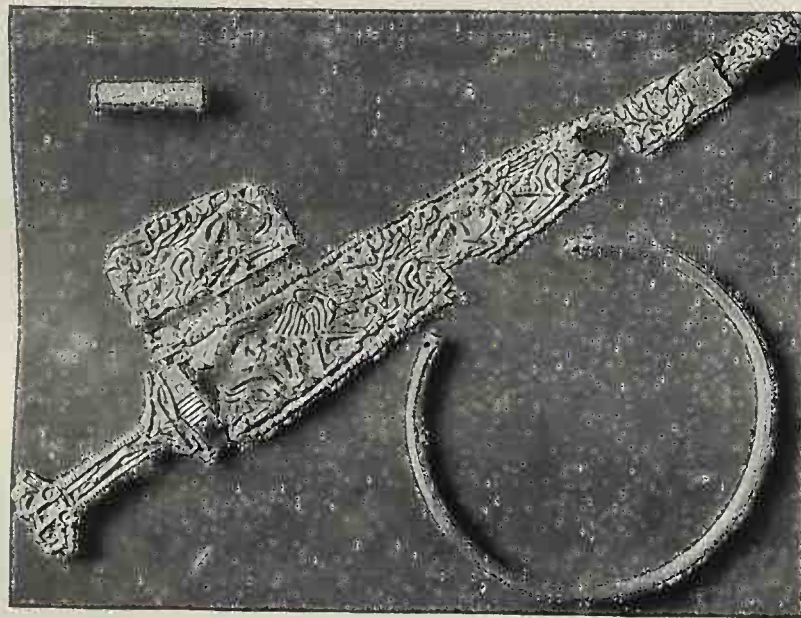
Eckhard Unger

Ušakov-Fund (Don-Gebiet; Tf. 15, 16). § 1.

So wird nach dem Entdecker I. I. Ušakov in der russ. Literatur ein wichtiger, aus der Grabhügel-Nekropole bei dem Gorodišče von Jelisavetovskaja im Don-Delta gemachter Grabfund genannt. (Es ist der Kurgan Nr. 16 der Müllerschen Grabungen von 1909; Izvěstija Arch. Kom. 35 [1910] S. 108.) Nach dem, was von ihm bekannt ist, stimmten Grab- und Bestattungsform mit denen der übrigen Grabfunde aus der Jelisavetovskajer Nekropole überein. Das wichtigste Stück des Grabes ist das zuerst von Kieseritzki veröffentlichte Ortband eines Kurzschwertes (CR Pétersb. 1901 S. 150; Arch. Anz. 17 [1902] S. 44f.), das typologisch zusammengehört mit einem von A. Müller 1909 in der Nekropole von Jelisavetovskaja gefundenen Akinakes (CR Pétersb. 1909/10 [1913] S. 145 Abb. 210; Arch. Anz. 26 [1911] S. 198 Abb. 5) mit Antennenknäuf und die halbe Länge der Scheide ausmachendem seitlichen Lappen (schwerlich älter als das 5. Jh.; vgl. mit dem Greif mit Fischschwanz das Stück aus dem IV. Kurgan der Sieben Brüder [s. d.; Rostovcev *Iranians and*



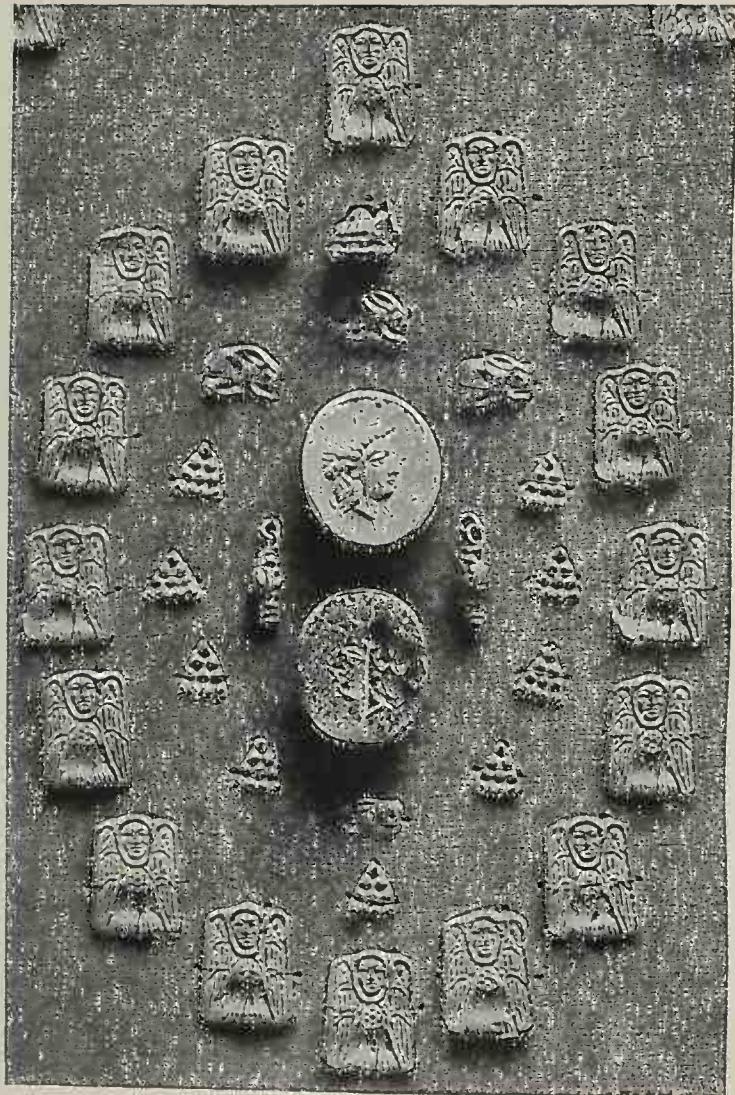
b



a

Ušakov-Fund

a. Akinakes mit Scheide, Röhrechen und Halsring. Jelisavetovskaja. Kurgan 10. — b. Rhyton. Silber belegt, oben mit Gold eingefasst.
Ebd. Kurgan 9. — Nach Arch. Anz. 1910 S. 205/6.



Ušakov-Fund

Funde aus Kurganen bei Jelisavetovskaja. In der Mitte Glasmedaillon mit eingeschnittenem Apollokopf und Gipsabdruck aus Kurgan 15, Goldbleche (Sirenen, Hasen, Dreiecke) und Anhänger aus Kurgan 14. — Nach Arch. Anz. 1910 S. 207.

Greeks 1922 Tf. 13 D]; das Grab [Hügel I der Grabung Müllers 1909/10] enthielt keine weiteren Beigaben, auch keine Keramik; vgl. CR Pétersb. 1909/10 S. 145).

§ 2. Der in das Ortband eingepreßte Figurenfries stellt einen nach links schreitenden Eber dar, dem zwei Löwen folgen, alle drei Tiere stark stilisiert in einer an Alt-orientalisches erinnernden Manier, aber mit Besonderheiten (in Vogelköpfe endende Löwenschwänze; Verdrehung der Hinterbeine des letzten Löwen, um die Endrundung auszufüllen), die derskytho-sibirischen Kunst eigen sind (vgl. z. B. Kondakov *Antiq. Russie mérid.* S. 391 Abb. 351; ebd. S. 389 Abb. 348; s. a. Goldfunde E). Schwerter mit solchen Ortbändern finden sich nur in der ältesten archaischen Gruppe (Kelermes, Melgunov-Fund, Ostraja Mogila [bei Tomakovka], Šumejko, Vetttersfelde, Zolotoj-Kurgan [bei Simferopol]; s. diese Artikel); und wenn auch der allgemeine Charakter des Gräberfeldes von Jelisavetovskaja jünger sein mag (die schwarzgefirnigten Scherben aus dem Ušakov-Grabe sind leider nicht veröffentlicht), so wird man (gegen Rostovcev) dies Schwert kaum unter das 6. Jh. herabsetzen können.

§ 3. Die Grabhügel-Nekropole von Jelisavetovskaja Stanica, die in der Debatte über die Lage des alten Tanaïs eine Rolle spielt, liegt n. der Station. Diese befindet sich auf einer Insel, die vom Don, von der Kalanča und einem Don und Kalanča verbindenden Flußlauf gebildet wird (vgl. das Kärtchen *Izvěstija Arch. Kom.* 35 [1910] S. 86 Abb. 1), im Inundationsgebiet der Don-Gewässer. Auf dem erhöhten Gebiet n. von ihr liegt (auf dem Plan bei B) die befestigte Siedlung (Gorodišče) und zwischen ihr und der Station, wö. sich vom Gute Abučov in der Richtung auf die „Fünf-Brüder“-Kurgane (bei Δ) entlangziehend, das Gräberfeld (bei C).

Zur Tanaïs-Frage vgl. Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 566ff.; Ebert *Südrussland* 1921 S. 256ff.; Rostovcev *Bronzovaja fibuly sa nadjisjami iz Donskoj oblasti* *Izvěstija* 65 (1918) S. 221f. — (Nahe bei Nedvigovka gefundene Aucissa-Fibeln; auch aus dem Kuban- und Kaukasus-Gebiet bekannt; *Arch. Journal* 60 [1903] S. 240ff. Haverfield, vgl. a. *CIL* XIII 3, 2 S. 699; — und besonders wichtig eine bei Nedvigovka gefundene spätrotfigurige Pelike: *Izvěstija* a. a. O. S. 24 Abb. 2; Rostovcev

Skifija i Bospor 1925 S. 529ff.) Über die anscheinend der Dnjepr-Gruppe nahestehenden „Fünf-Brüder“, etwa 2 km ö. der Jelisavetovskajer Nekropole, vgl. CR Pétersb. 1870/71 S. XLIIIf.

§ 4. Die Grabungen in der umfangreichen Nekropole von Jelisavetovskaja Stanica wurden ohne wesentliche Ergebnisse von Leontijev im J. 1853 begonnen, der hier das alte Tanaïs suchte (Leontijev *Razyskanija v ustvjach Donja* [Russ.] Propyläen 4 [mir nicht zugänglich] S. 387ff.), 1870 fortgesetzt (CR Pétersb. 1870/71 S. XLII) und dann von 1908 ab in größerem Umfange von A. A. Müller durchgeführt. Trotzdem fast alle Kurgane, wie gewöhnlich, gestört waren, ist das Ergebnis doch wichtig. Die Grabhügel waren im allgemeinen niedrig (H. 1 m und weniger), doch kommen auch eine Anzahl höhere vor. Die Grabform ist ein flacher, viereckiger oder runder Schacht, der zumeist einen, seltener mehrere Tote aufnahm, auf dem Boden sowie an den Wänden mit Schilf belegt und oben von solchem überdacht war. Die Aussteuer der Gräber ist nicht eben ärmlich, aber keineswegs so reich wie etwa die der Gräber des Kuban- oder Dnjepr-Gebietes. An Waffen finden sich griech. Helme, eiserne und bronzene Schuppenpanzer, Kurzschwerter vom Akinakes-Typus, darunter außer den beiden schon genannten älteren Stücken ein schönes Stück mit zusammengewachsenem Antennenknauf (Tf. 15a; vgl. Band XII Tf. 81a von Solocha; s. d. § 7) und goldener Scheide (gute Abb.: *Izvěstija* 35 [1910] Tf. 5; vgl. a. ebd. 56 [1914] S. 229 Abb. 22, S. 243 Abb. 57, S. 236 Abb. 34), eiserne Messer und Lanzen spitzen (vgl. z. B. *Izvěstija* 35 S. 114 Abb. 20) sowie skyth. Pfeilspitzen (a. a. O. S. 114 Abb. 19 sind [ausnahmsweise] einmal die Typen in guten Zeichnungen dargestellt); ferner Spiegel mit angegossenem Griff (a. a. O. S. 95 Abb. 5) oder einem Griff aus Holz oder Knochen (a. a. O. S. 111 Abb. 14), Perlen- und Ringschmuck, sowie gepreßte Goldbleche, unter denen viereckige mit Sirenendarstellung (a. a. O. S. 118 Abb. 26 oben) hervorzuheben wären (Tf. 16). Auch ein Goldband von einem Peitschengriff (a. a. O. S. 95 Abb. 5 Mitte) wurde gefunden. Unter dem Metallgeschirr befinden sich skyth. Bronzekessel (s. d.; a. a. O. S. 112 Abb. 17) und ein silbernes Rhyton mit goldenem

Mündungsblech, das von Flechtbändern eingefasst ist und als Verzierung einen Fries von Raubvögeln trägt, die einen Fisch zerreißen (Tf. 15b; a. a. O. Tf. 5 Abb. 24).

§ 5. Einheimische Keramik fehlt in den Gräbern vollständig und wird von dem offenbar massenhaft aus Pantikapaion importierten griech. Geschirr (spätrotfig. Ware, schwarzlackierte Tassen und Schalen mit eingestempelten Palmetten, größeres importiertes Tongeschirr und große Wein-Amphoren; vgl. a. a. O. z. B. S. 107 Abb. 13—16; ebd. S. 105 Abb. 10—12) ersetzt, erscheint dagegen zahlreich auf der Burg. Obwohl der Unterschied in der Grabaussteuer wie auch in der Grabform in die Augen fällt, ist dies letztere doch ein Zug, der dies Gräberfeld mit der Nekropole von Maricyon (s. d.) mit ihrer hellenisierten Mischbevölkerung verbindet. In ihrer überwiegenden Masse gehören die Kurgane von Jelisavetovskaja dem 4./3. Jh. an; unter den abgebildeten und beschriebenen Stücken ist jedenfalls keines als jünger anzusehen. Älter sind nur die Gräber mit den in § 1 und 2 genannten Schwertern und eines, das eine panathenäische Preis-Amphora (Izvestija 45 [1912] S. 83 Tf. 6 N. E. Radlov; Arch. Anz. 1912 S. 374f., Abb. 66/67 Farmakovskij) vom Ende des 5. Jh. enthielt.

Die von A. A. Müller abg. und beschriebene Statue mit Darstellung von Rhyton, Köcher und Akinakes vom Kurgan 8 der Grabung 1910 läßt sich leider nicht mit Sicherheit datieren, da der Hügel gestört war und die dargestellten Typen nicht deutlich genug sind. S. a. Steinmütterchen.

(Russische) Propyläen 4 S. 520ff. Leontijev; CR Pétersb. 1870/71 S. XLII; ebd. 1908 S. 129ff.; ebd. 1909/10 S. 141ff.; ebd. 1911 S. 46ff.; Izvestija Arch. Kom. 56 (1914) S. 220ff.; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 566ff.; Rostovcev *Iranians and Greeks* 1922 S. 124f. (Beziehungen zur Orenburg-Gruppe); ders. *Skifija i Bospor* 1925 S. 529ff.; Izvestija Ak. Mat. Kult. 4 (1925) S. 100ff. A. A. Müller; W. Ginters *Das Schwert der Skythen und Sarmaten in Südrußland* Vorgeschichtliche Forschungen 2, 1 (1928) S. 9ff. M. Ebert

Uschebti s. Menschenopfer A.

Uspeter s. Germanen B § 5.

Uskela-Keramik s. Kammkeramik § 3.

Uspenskaja s. Südrußland D.

Ust-Labinskaja (Kuban-Gebiet; Südrußland). § 1. Einer der wichtigsten Fundplätze der späthellenistischen und römischen Stufe

der Kuban-Gruppe. Insbesondere ist der von Veselovskij 1902 untersuchte Kurgan Nr. 29 der „Neun-Brüder“-Gruppe hervorzuheben. Der 4,25 m h. Hügel enthielt im Zentrum ein dürftig ausgestattetes Kindergrab, auf der Westseite ein Kammergrab, durch eine Wand aus ungebrannten Ziegeln verschlossen (L. 4,72 m; Br. 2,75 m; T. vom gewachsenen Boden ab 3,96 m). Das Grab war gestört, barg aber trotzdem noch ein reiches Inventar. In dem Raubgräberschacht fanden sich Scherben von Glas- und Tongefäßen und vergoldete Schuppen eines Eisenpanzers. An der hinteren Wand der Kammer lagen ein goldener „Bären“-Kopf und einige Goldplättchen zum Aufnähen, auf der anderen Seite Knochenplättchen und ein großes, bauchiges Henkelgefäß (CR Pétersb. 1902 S. 78 Abb. 163). Nach der Plünderung war das Grab zu späteren Bestattungen (ohne Beigaben) benutzt.

Nach deren Beseitigung gelang es, noch eine Menge von Stücken des älteren Grabes zu bergen, unter denen Glas- und Tonperlen, eiserne (vermutlich dreiflügelige) Pfeilspitzen, eine runde Gürtelscheibe aus Gold mit Tierverzierung (ebd. S. 78 Abb. 164), zwei silberne Schalen mit Ringgriff und vertikal laufenden Reihen von Blattornamenten in getriebener Arbeit (die eine Schale mit einem [ebd. Abb. 165], die andere mit zwei Ringhaken) und eine bronzene Lampe (ebd. Abb. 167) hervorgehoben seien, die das Grab in die Zeit um C. Geb. oder spätestens ins 1. Jh. n. C. setzen. — Aus diesem Rahmen heraus fällt ein in Teilen erhaltener, schöner, bronzener Kandelaber archaischen Stiles (ebd. Abb. 166, 168; Arch. Anz. 1903 S. 82 ff. Abb. 1, 2), dessen Auftreten in einem so späten Funde ebenso zu beurteilen sein wird wie ähnliche Erscheinungen in andern Gräbern der sarmatischen Stufe der Kuban-Gruppe (Tifliskaja, Zubov-Kurgan [s. d.] und Kurgan Nr. 10 der Čiaginskaja Stanica; CR Pétersb. 1906 S. 105), sowie auch in älteren südruss. Gräbern (z. B. pers. Akinakes des 5. Jh. im Kurgan von Čertomlyk; s. d.). Unter den übrigen Hügeln, die bei der Grabung 1902 untersucht wurden, seien noch hervorgehoben der Kurgan Nr. 32 mit einer reichen Bestattung in einem Kammergrab: zahlreiche Perlen (Bernstein, Serdolik, Glas, Ton usw.),

goldgefaßte Medaillons (Scheibenfibeln) mit Halbedelsteinen (ebd. S. 80 Abb. 169, 170), ein eisernes Kurzschwert (nicht näher gekennzeichnet!), eiserne Trensen, eine silberne, nach einem Terrasgillata-Modell gefertigte Henkelschale (ebd. Abb. 172), ein goldener Armreif mit doppelter Rückumwicklung (ebd. Abb. 171), eine Glas-Amphora (ebd. Abb. 173), eine bronzene Fibel in Form eines Löwen, der ein anderes Tier zwischen den Vorderfüßen hält (ebd. Abb. 175), Tongefäße u. a. m. — 1. Jh. n. C. — Ins 2.—3. Jh. n. C. gehört der Kurgan Nr. 42 mit spätem skyth. Kessel (ebd. S. 83 Abb. 183), einem kleinen Parfümfläschchen aus Gold, mit Edelsteinen besetzt (ebd. S. 83 Abb. 184; s. a. Novočerkask § 3), drei goldenen Plättchen zum Aufnähen auf die Kleidung, rosettenförmig mit Email-Einlage (ebd. Abb. 185) u. a.; ins 2. Jh. n. C. Kurgan Nr. 41 mit eisernem Panzer, Goldblechen von dreieckiger, viereckiger und rautenartiger Form zum Aufnähen auf die Kleidung (ebd. Abb. 179—181), einem Bronzesieb vom Typus mit ruderartigem Griff (ebd. Abb. 182 = Willers *Neue Untersuchungen* 1907 S. 83 Abb. 50) u. a. m.

§ 2. Einen anderen Charakter hat eine neuerdings untersuchte Gruppe, von der im Gegensatz zu der obigen gute Fundprotokolle und Pläne vorliegen. Im J. 1924/25 hat A. Miller bei U.-L. eine Reihe von Burgwällen aufgenommen und ein größtenteils zerstörtes Hügelgräberfeld nahe dem r. Kuban-Ufer untersucht (Plan: Soobščenija 1 S. 83 Abb. 11). Es handelt sich dabei um einfache Schachtgräber mit Erdbestattung, ähnlich wie bei den Kurganen der Orenburg-Gruppe (s. Prochorovka) und den neuerdings von P. Rykov und P. Rau ausgegrabenen Gräberfeldern im Gebiet der deutschen Wolga-Republik. Im Inventar überwiegt die keramische Aussteuer (flache Schalen mit und ohne Vertikalhenkel, bauchige Väschen, Näpfe mit Standfläche, flaschenartige Krüge, ungegliederte Töpfe mit breiter Standfläche; die Dekoration ausschließlich zarte Horizontalrillen; dünnwandig aus grauem oder rotem Ton, scharf gebrannt; vgl. Soobščenija 1 S. 87 Abb. 13, S. 89 Abb. 14). Alabaster-Gefäße und steinerne Spinnwirtel werden nicht gemeldet. In den Männergräbern liegen eiserne Gürtelschnallen, Wurfspieß, Lanze und kurzes

eisernes Ringknaufschwert (L. der beiden Stücke aus Grab 5 und 10: 51,5 und 58 cm; vgl. Soobščenija 1 S. 89 Abb. 15, S. 92 Abb. 17, S. 93 Abb. 18) des Typus der Stücke aus dem Vozdviženskaja (s. d.)-Grab, der auch von den Pantikapäischen Grabstelen römischer Zeit bekannt ist (Kieseritzky-Watzinger *Südrussische Grabreliefs* 1909 Nr. 267, 486, 599, 609, 664, 665). Die hier dargestellte Tragweise — an der rechten Hüfte — ist auch in den Gräbern von U.-L. beobachtet.

Das jüngste, genauer datierbare Ringknaufschwert stammt aus Ungarn (Gáva, Kom. Szabolcs) und ist zusammen mit einer Kupfermünze aus der Zeit Konstantins (306—307 n. C.) gefunden. Vgl. Hampel *Allertümer I* Abb. 303; Béla Pósta *Archäol. Studien auf russ. Boden I* Abb. 6. Es löst im allgemeinen im ukrainischen Osten das in Südrußland in späthellenistischer Zeit herrschende Eisenschwert vom „sarmatischen“ Typus mit gerader Parierstange und sichelförmigem Griffabschluß ab. Gute Beobachtungen darüber in *Mitteil. des Zentralmuseums Pokrovsk 2, 1* (1927) S. 9, 54f. P. Rau.

Unter den Beigaben sind weiter bemerkenswert zahlreiche Perlen, eiserne Messer und Trensen mit radförmigen Querstangen (Soobščenija 1 S. 92 Abb. 17), sowie die Mitgabe von Hammelteilen, die für eine verwandte Gruppe im Wolga-Gebiet (Norka und Lebjažja [Funde im Historischen Museum Moskau], Blumenfeld, Herzog, Friedenbergl, Alt-Weimar u. a.) typisch ist. Auffällig ist das Fehlen von (eisernen) dreikantigen Pfeilspitzen. Endlich sei noch eine goldene Tierfibel in Form eines laufenden Hasens, dicht mit aufgelöteten Goldkörnchen bedeckt, genannt, die ebenfalls Gegenstücke in anderen Kuban-Gräbern der Spätzeit hat (Soobščenija 1 S. 87 Abb. 12). Die Gräber gehören in die frührömische Stufe: 1.—2. Jh. n. C.

CR Pétersb. 1902 S. 77ff.; Arch. Anz. 1903 S. 82ff.; E. H. Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 232, 235, 277, 378, 409; Rostovcev *Skifija i Bospor* 1925 S. 564, 573ff.; A. A. Miller *Severo-Kavkazskaja Ekspediciija v 1924 i 1925 gg* Soobščenija (Gosudarstvennoj Akademii Istorii Materialnoj Kultury) 1 (1926) S. 83ff. M. Ebert

Ustrine. § 1. Bei der Brandbestattung konnte die Einäscherung der Leichen entweder im Grabe selbst erfolgen (s. Bustum) oder getrennt davon auf einem besonderen, meist mit Steinpflaster versehenen Verbren-

nungsplätze, einer U., auf der unter Umständen auch mehrere Leichen gleichzeitig verbrannt werden konnten. So berichtet Macrobius in *Saturnalia conviviatorum* 7, 7 (vermutlich nach Plutarch, *quaest. conviv.* 3, 4), man habe früher bisweilen mehrere Leichen zugleich verbrannt, derart, daß auf 10 Männerleichen eine Weiberleiche hinzugetan sei, und daß mit Hilfe dieser, die gleichsam feuriger Natur und daher schnell verbrennend war, die übrigen verbrannten. Man hat sich also anscheinend die Beobachtung zunutze gemacht, daß das Fettpolster des weiblichen Körpers die Verbrennung befördert. In den älteren Per. dienten als U. anscheinend nur flache Plätze. In der RKZ scheint man jedoch schon regelrechte Verbrennungsöfen benutzt zu haben, die aus einer mannslangen, 1 m t. Grube bestanden und oben wahrscheinlich durch eine Lehmkuppel abgeschlossen waren. Doch glaubt Truhelka auf dem großen Gräberfelde der j. HZ und LTZ von Gorica (s. d. A) in Bosnien ein regelrechtes Krematorium sogar mit getrenntem Verbrennungs- und Heizraum und anstoßendem Depotraum auch schon für eine viel frühere Zeit nachgewiesen zu haben.

§ 2. Der Nachweis der U. auf Brandgräberfeldern ist häufig recht schwer. Die bloße Feststellung von Brandstellen außerhalb der Gräber genügt natürlich nicht, da diese ebensogut von Opfer- und Zeremonialfeuern oder, falls die Grabstätten in einer Siedlung liegen, von Herdstellen herrühren können. Nur da, wo auf einer solchen Brandstelle menschliche Knochenreste sicher nachweisbar sind, wird man von einer U. sprechen dürfen. So namentlich auf den schlesischen, Lausitzer und preußischen Urnenfeldern (Niederl. Mitt. 1 S. 105 Jentsch; Kasiski *Vaterl. Altert. im Neustettiner und Schlochauer Kreise* Danzig 1881 S. 85 u. a.). Hierher gehören auch die „Brandhügel“ v. Estorffs (*Altertümer von Ülzen* Hannover 1846 S. 23 ff. u. a.), die bei einem Umfang von 100 Fuß und einer H. bis zu 7 Fuß nur Holzkohle, Asche und in der Brandglut zurückgebliebene menschliche Knochen und Anticaglien enthielten. Und in Süddeutschland beispielsweise auf dem Urnenfriedhofe von Gottmadingen (Wagner *Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden* Karlsruhe 1885 S. 15 f.).

Doch muß es auch auf den meisten sonstigen Urnenfriedhöfen U. gegeben haben, da sich auf ihnen meist keine Spuren einer in oder auf dem Grabe vorgenommenen Verbrennung, wie etwa hartgebrannte Erde, gefunden haben.

§ 3. Auf größeren Urnenfriedhöfen, wie beispielsweise dem von Santa Lucia (s. d.) bei Tolmein im Küstenlande, finden sich meist mehrere U. über das ganze Gräberfeld frei verteilt. Doch erscheint es mehr als fraglich, ob man darin besondere Familienverbrennungsplätze erblicken darf, wie sie auf dem Gräberfelde von Este (s. d.) nachgewiesen sind.

Olshausen *Leichenverbrennung* ZfEthn. Verh. 1892 S. 129 ff.; ders. *Leichenverbrennung in Japan* ebd. 1908 S. 100 ff.; M. Hoernes *Natur-u. Urgesch. d. Menschen* 1909 S. 430 f.

G. Wilke

Uttendorf (Oberösterreich). Unweit von U. liegen mehrere große Grabhügel, bis 4 m h. und 150 m im Umfange. Nach den topographischen Verhältnissen scheint das Material zur Aufführung der Hügel von weiterher gebracht worden zu sein. Ein Hügel, der vom Museum in Linz geöffnet wurde, ergab in einer etwa 5 cm starken Aschen- und Kohlschichte einen Halsring aus Goldblech mit Öse und Verschlussknopf, mit getriebenen Punkten, schraffierten Dreiecken, konzentrischen Kreisen und Rhomben verziert. Der äußere Umfang des Ringes beträgt 65 cm. Ferner fand man zwei Bronzebecken mit kreuzförmigen Henkelattaschen und Bestandteile eines Korbwagens mit Rutengeflechten und Bronzebeschlägen, sowie Deichselstangen- und Radbeschläge aus Eisen.

Die anderen Hügel, soweit sie untersucht wurden, ergaben hauptsächlich keramische Reste, insbesondere solche von graphitierter Keramik, dann Armringe aus Bronze, einzelne Eisenstücke und Bernsteinperlen. Auch Reste von Holz-Einbauten wurden gefunden. Bei einigen Hügeln scheint bereits Beraubung im Altertum vorzuliegen. Es handelt sich um eine Hügelgräber-Nekropole der j. HZ.

J. Straberger *Prähistorische Grabhügel zu Uttendorf* Berichte über das Museum Francisco-Carolinum 44 (1886); E. Theuer *Urgeschichte Oberösterreichs* Linz 1925 S. 45 und die dort zitierte Literatur.

G. Kyrle

V

Vaalse-Vig (Falster) s. Nordischer Kreis A § 3 b 1.

Val (La) ... del Charco del Agua Amarga s. Cueva del Charco del Agua Amarga.

Valdejunco-Felsen s. Alburquerque.

Valdesi s. Sizilien B I § 20.

Vällängen (Ksp. Kvänum, Västergötland, Schweden). Brandgräberfeld der vorröm. EZ mit etwa 50 Gräbern, wovon mehr als die Hälfte mit Tonurnen; in einigen Gräbern fanden sich Harzdichtungen für Holzschachteln. S. Nordischer Kreis C 1.

Fornvännen 1919 S. 203 T. Arne.

Hanna Rydh

Vallelunga Pratoameno s. Sizilien B II § 5.

Vallinfernallen s. Kunst A § 2.

Valltorta-Schlucht („Barranco de Valltorta“). Gelegen zwischen Albocácer und Tirig (span. Provinz Castellón). Entdeckt von Alberto Roda (1917), studiert von H. Obermaier und P. Wernert. Umfaßt 15 Felsüberhänge mit paläol. Malereien von hohem wissenschaftlichen Interesse, die sich auf die Gemeindebezirke Albocácer, Tirig und Cuevas de Vinromá verteilen (Tf. 17).

a) „Cuevas del Civil“ (drei Felsnischen); zahlreiche Bilder, darunter eine wichtige Sammelgruppe von Kriegern, welche jüngst leider stark beschädigt wurde (Band VII Tf. 109a).

b) „Cueva dels Tolls“; wenige, unvollständige Malereien, darunter die Nachbildung von Tierfährten.

c) „Cueva Rull“; vereinzelte Malereien.

d) „Cueva de los Caballos“ (Tf. 17a); bedeutsamer Felsüberhang, mit zahlreichen menschlichen Wiedergaben, welche wichtige Aufschlüsse über Stil, Schmuck und Bewaffnung liefern (Band VII Tf. 109b, 110a; XI Tf. 93k). Beachtenswert ist eine lebensvolle Treibjagd auf Hirsche.

e) „Abrigo del Arco“; belanglos.

f) „Cueva Mas d'en Josep“, mit einer ziemlichen Anzahl von Malereien, darunter eine Hirschjagd (Band VII Tf. 111; XI Tf. 94b, c).

g) „Cueva Llidoné“; von untergeordnetem Interesse.

h) „Cueva Saltadora“ (Tf. 17b); bilderreiche Nischenserie von großer Bedeutung, ähnlich wie die Caballos-Höhle (Band VII Tf. 108b, 110b; XI Tf. 94a, d).

i) Höhlen des Puntal; drei Nischen mit vereinzelt Darstellungen. Auch die Plätze d), f) und h) erfuhren neuestens nichtwieder-gutzumachende Beschädigungen.

Zu diesen von mir studierten Stätten kommen, nach A. Durán und M. Pallarès, des weiteren:

k) Die „Coveta de Montegordo“, ohne Belang.

l) Der „Cingle de l'Ermita del Barranc Fondo“, mit meist sehr defekten menschlichen Darstellungen. S. Kunst A III.

H. Obermaier und P. Wernert *Las Pinturas rupestres del Barranco de Valltorta (Castellón) Memor. Comisión 23 (1919)*; A. Durán und M. Pallarès *Exploració arqueológica del Barranc de la Valltorta Anuari Inst. 6 (1915—1920) Barcelona 1920.*

H. Obermaier

Valsavoia s. Sizilien B II § 5.

Vandellós. N. von Tortosa (span. Prov. Tarragona). Im „Barranco de les Porcuies“ liegen die Felsüberhänge Cova del Recó d'en Perdigo und Cova de l'Escoda, mit einigen paläol. Malereien von untergeordnetem Interesse. Entdeckt von J. Colominas bzw. L. Brull (1921), studiert von P. Bosch Gimpera. Unveröffentlicht. S. Kunst A III.

H. Obermaier

Vangionen s. Germanen B § 5.

Vaphio. Dorf in Lakonien, beim alten Amyklai. Auf dem Hügel Palaiopyrgos myk. Ansiedlung, im Gipfel des n. anstoßenden Hügel ein großes, einst sehr reiches, jetzt

ganz zerstörtes Kuppelgrab; eine Grube mit Aschenschicht im Stomion, eine zum Glück unversehrte im Innern der Tholos, die alle Beigaben auf der und um die Leiche in ihrer ursprünglichen Lage enthielt, daher für den ältermyk. Bestattungsritus besonders wichtig ist. Die Funde (um 1500 v. C. oder wenig später) umfassen die berühmten Goldbecher (Band IV Tf. 172, 173), zahlreiche, als Hals- und Armbänder gereichte Gemmen, Ringe aus Gold, Silber, Eisen, Waffen, Gerät, schöne Vasen.

Ἐρ. ἀγγ. 1888 S. 197ff.; ebd. 1889 S. 129ff. Chr. Tsuntas. — Becher: Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 325 Tf. 9—12. — Vasen: JHS 24 (1904) S. 3, 17ff. Tf. 11 R.C. Bosanquet. — Neue Ausgrabungen in Amyklai: Ath. Mitt. 51 (1926) Buschor-Massow. G. Karo

Varduler s. Basken § 3.

Varna s. Warna.

Vasall. Unter V. versteht man Häuptlinge oder Statthalter, die in einem Schutzverhältnis zu mächtigeren Personen, Fürsten oder Königen stehen und diesen dafür Treue und Gefolgschaft schulden, gewöhnlich auch noch aus dem ihnen unterstehenden Gebiet der Hofhaltung des Herrschers Abgaben entrichten. Vor allem ist der V. von dem aus eigenem Recht kraft seiner Familien-Autorität regierenden Angehörigen einer Oberschicht (s. Adel, Kaste A, Schichtung) zu unterscheiden. Während das in der Regel sakrale Adelsoberrhaupt, auch wenn es Abgaben leistet (s. Tribut), vermöge der Angehörigkeit zu seiner Familie seine Autorität ausübt (s. Häuptling), leitet der V. seine Macht von einem Oberherrn, dem Fürsten oder König, ab (s. Despotie). Das ist auch der Fall, wenn der V. der Adelschicht angehört (s. Politische Entwicklung, Staat). Im Beamtenstaat ist der V. ein vom König eingesetzter Statthalter, durch dessen Vermittlung einerseits Befehle des Königs an die Bevölkerung der Landschaft, andererseits die Abgaben und Dienste der Landschaft an den König gelangen. S. a. Lehen, Staat. Thurnwald

Vasconen. S. a. Basken § 3. — Vorfahren der heutigen Basken, teils als Iberer, teils als Ligurer aufgefaßt, wahrscheinlich ursprünglich Angehörige der Mittelmeerrasse (*Homo mediterraneus*; s. d.), also kleinwüchsig, langschädlig und dunkelfarbig.

Später drangen Angehörige der kurzköpfigen „alpinen“ Rasse (*Homo brachycephalus*, var. *europaea*) allmählich ein, und heute sind die Basken eine Mischbevölkerung zwischen Mittelmeer-, alpiner und nord. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.).

A. Schulten *Die Keliberer* usw. 1914 S. 67ff.; T. Aranzadi *Sintesis metrica de craneos vascos* Sociedad de estudios vascos 1922; P. Bosch Gimpera *El problema etnológico vasco y la arqueología* Revista internacional de Estudios Vascos 1923. Reche

Vase. S. a. Töpferei.

A. 1. Paläolithikum s. Belgien A § 1, Italien A § 3, Jagd A § 8, Jungpaläolithikum § 1.

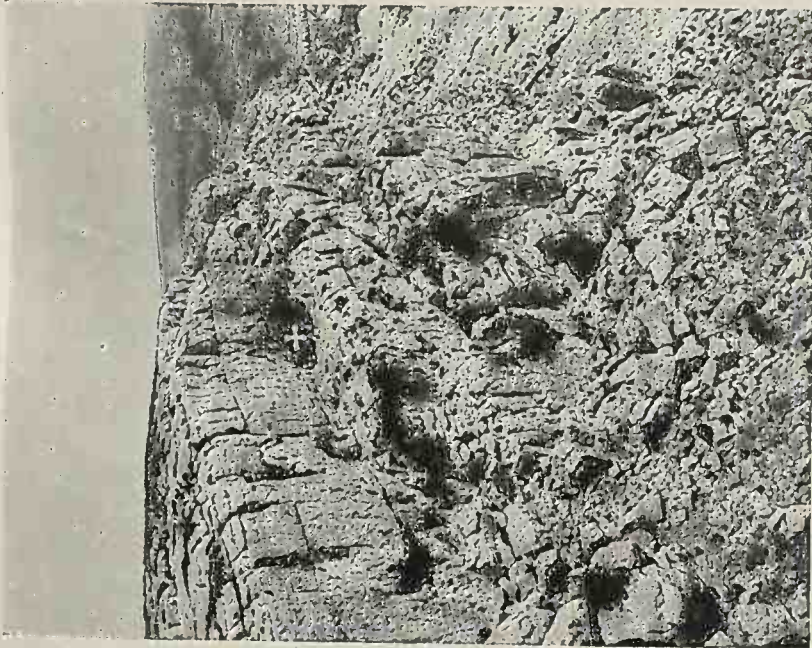
A. 2. Europa. Allgemein. S. die Keramischen Typen und die Behandlung unter den einzelnen Gebieten.

B. Ägäischer Kreis (Tf. 18—28).

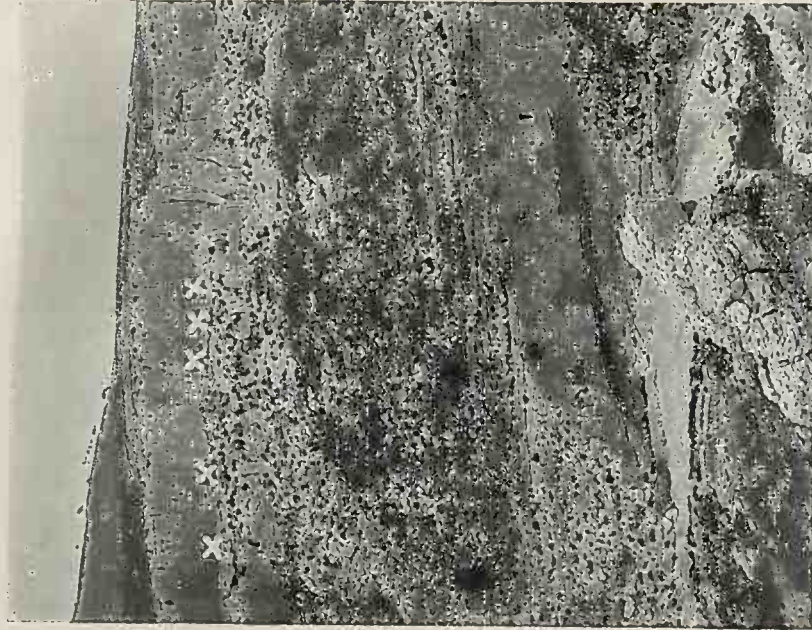
1. Neolithikum und Bronzezeit. § 1.

A. Neol. Periode. Zwei große Gebiete lassen sich klar scheiden: I. Das festländische, von Makedonien bis in den Peloponnes hinab, wo jüngst in der Argolis, Arkadien, Lakonien Neol. aufgetaucht ist; die Analogien führen nach der n. Balkanhalbinsel, Ungarn, Südrußland. II. Kreta, mit vermutlichen Beziehungen nach Kleinasien. Die übrigen Inseln und die Troas haben bisher nichts Neol. geliefert.

I. Die reichsten Funde stammen aus Thessalien und Boiotien; sehr viel spärlicher und meist später ist die Ausbeute in Lokris, Phokis und im Peloponnes (besonders Korinth). Attika und W-Griechenland (außer Leukas) bieten bisher nichts Neolithisches. In Thessalien scheidet sich eine ältere Gattung mit roten Linearmustern auf weißlichem, meistpoliertem Überzug (sog. Sesklo-Ware) von einer jüngeren mit schwarzen Mustern auf gräugelbem oder rotem Überzug (Dimini-Ware; Band I Tf. 8). Formen, Technik, Muster sind verschieden. Die Sesklo-Ware bietet geradwandige Schüsseln, halbkugelige Schalen, bauchige Näpfe, Henkelbecher; stets geradlinige Ornamente, Zickzack; gezackte und gestufte Bänder, Dreiecke, Rauten, Schachbrett, die einfachen Elemente reich und charakteristisch komponiert (Varianten der Technik: ausgekrazte Muster in Lianokladi; weiße Muster auf meist rötlich poliertem Tongrund;



a



b

Vallorta-Schlucht

a. Caballos-Höhle (X). — b. Saltadora-Nischen (X X X X X X X X). — Nach Aufnahmen von H. Obermaier.

daneben feine rote und schwarze, monochrome Ware, bisweilen mit Ritzung oder plastischen Knöpfen). Dagegen herrschen in der Dimini-Ware fußlose Schalen mit abgeplattetem Boden und 4 kleinen Schnurösen am Rande, dieselben mit hohem, hohlen Untersatz, tiefe Näpfe, bauchige Henkelkannen, auch sog. Fruchtständer (s. d.) und Bratspießhalter; die geradlinigen Muster sind aus denselben Elementen meist ganz anders gruppiert, charakteristisch die Feldereinteilung, der oft sehr komplizierte Mäander und die mitten in diese Muster regellos eingefügten Spiralhaken und Schnörkel, ferner um die Ösen oder Henkelansätze zuweilen Gesichtsdarstellungen (technische Spielarten: schwarzgeränderte, weißgelbliche Muster auf rotem Überzug, dicke, weiße oder rosa und weiße Muster auf grauschwarzem oder braunem Grund); daneben schwarzbraune, monochrome Ware mit ähnlichen Graviermustern, aber z. T. anderen Formen, vor allem kugelige oder kantige, kleine Amphoren mit oder ohne Fuß (Band I Tf. 9 d). Die jüngere, schon an die Kupferzeit grenzende Per. scheint nur in Thessalien bis zum Othrys nachweisbar, der von nun an eine Kultur-grenze bildet (vgl. die Karte Band I Tf. 6).

Grundlegend: Chr. Tsuntas *Διμίνιον και Σέσκιον* 1908; Wace-Thompson *Prehistoric Thessaly* 1912; D. Fimmen *Kret.-myk. Kultur*² 1924 S. 25 ff. (Verbreitung, mit Bibliographie), 69 ff., 125 ff.; S. Casson *Macedonia, Thrace and Illyria* 1926 S. 111 ff., 163 ff., 294 ff.

§ 2. II. Das neol. Kreta bietet ausschließlich monochrome, braune oder schwarze Keramik ziemlich geringer Qualität, mit polierter Oberfläche und einfachster, geradliniger Ritzornamentik, mit Vorliebe in wagrechten Bändern, die weiß, selten rot gefüllt zu sein pflegen. Auch gekerbte und punktierte Muster kommen vor (Band VII Tf. 33). Gelegentlich bildet die Politur leicht gewellte Streifen, eine Vorstufe zu der min. sog. *rippled ware*. Die Gefäße sind meist klein, plump und dickwandig, die Formen aber nur z. T. primitiv. Entwickelte Henkelformen an kantigen Schalen, kleine, steilwandige Täßchen, Näpfe mit Ausguß, ein dreigeteiltes Gefäß (Band VII Tf. 32) bezeugen schon eine fortgeschrittene Stufe des Neol., welche steinerne, rechteckige Hausfundamente bestätigen (Verkehr mit Ägypten s. Verkehrsmittel).

A. Evans *Palace Minos I* 32 ff.; Fimmen a. a. O. S. 127 f.

§ 3. B. Kupfer- und Bronzezeit. Eine strenge Trennung der reinen Kupferzeit von der folgenden Per. ist aus Mangel an genügend zahlreichen Analysen der Metallfunde noch nicht möglich, Bronze jedenfalls schon hoch im 2. Jht. (m. W. noch nicht im 3. Jht.) nachgewiesen. Die keramische Entwicklung ist am klarsten und einheitlichsten zu überblicken auf:

I. Kreta. 1. Frühminoisches (Tf. 18; FM von Evans in 3 Per. geteilt, die sich aber vielfach überschneiden; 3. Jht. v. C.). Trotz einzelner Beziehungen zum Neol. beginnt hier eine ganz neue Epoche, zunächst mit einem Rückschritt zu gröberer, unpolierter, grauer oder schwarzer Ware mit neuen Formen: plumpe Löffel, runde oder viereckige Schälchen, henkellose Becher, Deckelbüchsen (Tf. 18 a), kugelige Töpfe mit Schnurösen oder Henkeln, oft mit Stülpdeckeln wie die troischen (Band XIII Tf. 66 b, c). Die Technik hebt sich zwar wieder, die ganz einfachen Ritzmuster mit ihrer Tendenz zu wagrechter oder senkrechter Füllung der Wandung durch parallele Striche und konzentrische Bögen, häufig auf punktiertem Grunde, sind trotz einer gewissen Dürftigkeit nicht ungefällig. Komplizierte Formen, vor allem Vasengruppen auf gemeinsamer Basis (Kernoï; s. d.; Tf. 18 a; vgl. Band VI Tf. 65 c, d), Teller und Schalen auf schlankem Fuß, hochfüßige Becher, auch Gefäße in Tierform treten im Laufe der Entwicklung auf. Doch bleibt die monochrome Ware immer untergeordnet, die FM-Töpfer streben vor allem nach bemalter Keramik. Sicher seit FM II, der Blütezeit dieser Per., sind folgende Gattungen nachweisbar: a) Einfache, überwiegend geradlinige Linear-muster, vor allem parallele Striche, konzentrische Bögen, gegitterte Dreiecke, „Stundenglas“, in schwach glänzender, rotbrauner oder schwarzer Malfarbe auf gelbem oder lederfarbigem Tongrund (selten auf weißlichem Überzug). Streifen- und Felderteilung. Sehr zahlreiche, oft spielerische Formen, besonders typisch Schnabelkannen (Tf. 18 a; Band VII Tf. 56 a), Schüsseln mit wagrecht abgesetztem Rande, tiefe Becher auf sehr hohem Fuß, die durch Profilierung und unregelmäßige, einer Maserung ähnliche Muster

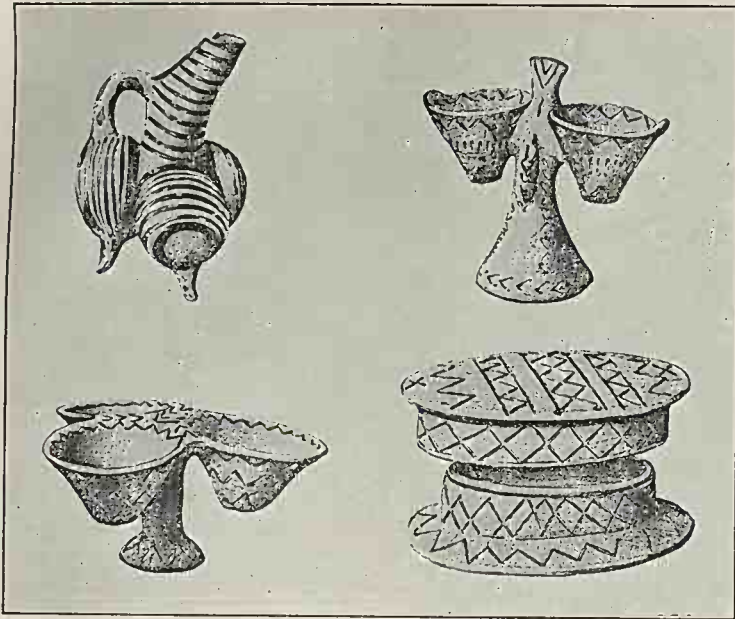
Vorbilder aus gedrechseltem Holz nachahmen (Band VII Tf. 41; Grund hier grau, die polierten schwarzen Muster erinnern an neol. Technik). Auch Tiervasen kommen vor. b) Geflammte Ware (*mottled ware*; Band VII Tf. 40). Die ganze Oberfläche ist mit einer Farbe bedeckt; die durch ein besonderes Brandverfahren rot, braun, schwarz (mit verschiedenen Zwischentönen) gefleckt erscheint, bisweilen in welligen Bändern. Seltener bleibt ein Teil der Vase frei vom Überzug und trägt dann Linear-muster wie a), in derselben Malfarbe, die eine Vorstufe des sog. Firnisses darstellt und dem festländischen „Urfinis“ entspricht. Hauptformen: schlankere Schnabelkannen mit steilem Hals, breite, kugelige Gußgefäße mit Henkel, Ringfuß und Ausguß (dieser oft grotesk lang, vogelkopffähnlich, mit Andeutung von Augen; ebd. Tf. 40 B), geradwandige Näpfe mit Ausguß, halbkugelige, henkellose Becher mit geschweiftem Fuß. Diese sehr eigenartige und schöne Keramik bleibt auf Kreta beschränkt, während a) nach den Kykladen (s. d.) exportiert wurde und dort und vielleicht bis auf das Festland weiterwirkte. Den Anstoß zur geflammten Technik gaben wohl bunte Steingefäße (s. d. B; vgl. Band VII Tf. 42b), die in den gleichen Formen vorkommen. c) Formal der letzten Gattung verwandt, aber im ganzen jünger (FM III) ist eine ganz oder fast ganz schwarz „gefirnißte“ Ware mit gelblichweißen, aufgemalten Linearmustern gleich denen von a), aber durch Kreise, Kurven, Spiralkranken, und, bei jungen Exemplaren, durch Reihen von Fischen und gelegentlich Vierfüßlern bereichert (Tf. 18 b). Auch kommt auf einzelnen Gefäßen Rot neben Weiß vor. Dies bezeichnet den Übergang zum MM, der sich ohne Bruch vollzieht. Der reichen figürlichen Entwicklung der Glyptik (s. d. A) entsprechend sind Vasen in Form von Vögeln, Stieren (z. T. mit kleinen Akrobaten zwischen den Hörnern), Menschen nicht ganz selten, die Anfänge des min. Rhytons (s. d.).

Fimmen a. a. O. S. 85ff., 128ff.; Evans a. a. O. S. 56ff., 73ff., 108ff.; Xanthudidis *Vaulted Tombs of Mesara* Tf. 1f., 18ff., 25ff.; Arch. Anz. 1922 S. 326ff. Schweitzer; Bosanquet-Dawkins *Unpubl. Objects fr. Palaikastro* S. 3ff. Tf. 2ff. — Farbige Abb. Mon. Lincei 19 Tf. 2; Trans. Univ. Penns. 1 Tf. 35; Boyd-Hawes *Gournia* Tf. Aff.

§ 4. 2. Mittelminoisches (Tf. 19—22 und Band VII Tf. 52 a, 53—55, 56 b—e; etwa 2100—1600 v. C.). a) MM I setzt die Entwicklung von FM III (unter 1 c) fort, sowohl in den Formen wie in der weißtönen, durch Gelb bereicherten Malerei auf Firnisgrund (Kamares-Ware). Die Töpfer-scheibe scheint in dieser Per. in Aufnahme gekommen zu sein, sie bedingt eine steigende Veredelung der alten, plumpen Formen. Auch macht sich Nachahmung von Metall-vorbildern geltend (schlanke Becher, Tassen, Kantharoi z. T. mit gewellten Rändern, Fruchtständer [Band VII Tf. 53], Amphoren), daneben auch Kopien bunter Steingefäße. Neu tritt die Barbotine-Technik (aufgetropfte Relief-Ornamente; vgl. Tf. 20, 5) auf, ferner die gelegentliche Verzierung des Schalen-Innen mit kleinen plastischen Tieren und Menschen (Tf. 19). Mehr oder minder naturnahe pflanzliche Motive, frei bewegte Fische (einmal zwischen Korallen oder Schwämmen) dringen in die lineare Ornamentik ein. Daneben hält sich aber, wenn auch kümmerlich und ohne Fortentwicklung, die alte gravierte, monochrome Ware, und die Vasen mit einfachen Linearmustern auf Tongrund bleiben als gewöhnliches Gebrauchsgeschirr sehr häufig; gelegentlich erscheinen hier lebendige Firnis-Silhouetten von Vögeln, Wildziegen, Insekten, offenbar unter dem Einfluß zeitgenössischer Glyptik. Doch halten sich die Vasenmaler von solchen Motiven im allgemeinen fern.

Kamares-Ware: BSA 11 Tf. 1, 19, Tf. 5; Evans a. a. O. Tf. 1 (farbig); Mon. Lincei 6 Tf. 9ff., ebd. 12 Tf. 8; JHS 21 (1901) S. 84f. Tf. 6f. (Barbotine); Evans a. a. O. S. 166ff. (monochrom und helltonig), S. 174ff. (Nachahmung von Stein und Bronze, Figuren, freie Motive, Tierbilder), S. 191ff. (Metallnachahmung); Bosanquet-Dawkins *Unpubl. Objects fr. Palaikastro* S. 9ff. Tf. 4ff. (vorzügliche Beispiele); Reisinger *Kret. Vasenmalerei* S. 4ff. und Fimmen a. a. O. S. 87ff., 131ff. sind durch Funde und Publikationen hier überholt.

MM II ist die Blütezeit des bunten „Kamares-Stils“: höchste Vollendung in der Technik der z. T. eierschalendünnen Gefäße, in der Sicherheit der vielfach vom Metall beeinflussten Formen (vor allem kugelige Gußgefäße, Becher und Tassen verschiedener Typen; Band VII Tf. 53ff.), dem Reichtum und der Feinheit der Ornamente: Nachahmung bunten Gesteins, Verbindung rein



a



b

Vase B. Ägäischer Kreis

a. Frühminoisch. Pyrgos. — b. dgl. Gurnes. — Nach Arch. Anz. 37 (1922) S. 326, 330.



a



b

Vase B. Ägäischer Kreis

Palaikastro. MM I. Becher und Schalen. Auf der Innenseite von b Schäfer mit Herde, plastisch modelliert. Nach BSA Suppl. 1 (1923) Tf. 6, 7.

dekorativer Muster mit Rosetten, Blattstäben, Ranken von unerschöpflicher Erfindungsgabe (Band VII Tf. 54 f.); neben einem streng stilisierten Oktopus erscheinen, offenbar unter dem Einfluß zeitgenössischer Wandmalerei, gegen Ende der Per. (oder schon in MM III?) frei bewegte Krokospflanzen, monumental gestaltete Palmbäume (Band VII Tf. 56 b; s. Kreta B § 9). Rhyta in Form von Stierköpfen und Straußeneiern treten auf. Ein ganzer Schatz feinsten Meisterwerke dieser Gattung war in Magazinen im NO des Palastes von Knossos aufbewahrt, eine Art königlicher Manufaktur muß hier bestanden haben. Neben dieser Fülle tritt die helltonige Keramik mit einfacher Firnismalerei in den Hintergrund, ohne indessen zu verschwinden. Feinste bunte Vasen haben bisweilen tongrundigen Boden mit Firnismustern. Die gewaltigen, z. T. weit über mannshohen Pithoi sind mit Knöpfen, Reliefbändern (Nachahmung von Umschnürung) und grob aufgeklatschten Firniskleckslen verziert, selten und spät (wohl schon MM III) mit großen, einfachen, roten und weißen Flächenmustern bemalt.

JHS 23 (1903) S. 171 Tf. 5 ff.; ebd. 26 (1906) S. 254 Tf. 8 D. Mackenzie; Mon. Lincei 14 Tf. 42 f.; BSA 19 Tf. 4—12; Evans a. a. O. S. 231 ff. (Pithoi), S. 237 ff. Tf. 2—3 (feinste Ware), S. 244 f. (helltonige Teile), S. 254 ff. (spätere Vasen), S. 594 ff. (Straußeneier).

§ 5. MM III ist z. T. die am schwersten zu umgrenzende Per., weil Evans sehr viele ihr zugeordnete Vasen und Gruppen von solchen jetzt in MM II setzt. Ihre Hauptmerkmale sind: Vergrößerung der Technik, Zurücktreten der feinen, kleinen Gefäße gegenüber schwereren, größeren, schlankeren, steileren Formen, Nachlassen der Polychromie, bis schließlich fast nur noch Weiß verwendet wird, Vordringen der Firnismalerei auf Tongrund, oft in abwechselnden gleichwertigen Feldern neben der Polychromie, auf denselben Gefäßen; Vereinfachung der Muster, Zunahme großer, mehr und mehr naturnaher Pflanzendarstellungen; auch Fische, Delphine, Vorstufen zu Seelandschaften kommen vor, vereinzelt auch Darstellungen von Altären und anderem Kultgerät (vgl. Band VII Tf. 57). Daneben erhalten sich alte Typen, Nachahmung bunter Gesteine u. a. Natürlich findet sich auch grobes Gebrauchsgeschirr, tongrundig oder bloß mit einfachsten

Mustern und Firniskleckslen verziert. Solches Geschirr zusammen mit melischen Kannen (den ersten importierten Vasen auf Kreta!) lag in dem Temple Repositories (s. Kreta B § 10) neben den köstlichsten Fayence-Nachahmungen von Metallgefäßen, mit naturwahren Pflanzen (Tf. 22 a). Mit den Fayence-reliefs gleicher Herkunft (Band III Tf. 35) gehen Reste von tönernen Schüsseln oder Tafeln mit wunderbaren Meertieren in Relief zusammen (Tf. 22 b). Gleichzeitig sind kleine Pithoi mit Lilien (Band VII Tf. 56 d), Vasen mit Wickenpflanzen und große Pithoi mit vielen kleinen Henkeln und rosetten geschmückten Relief-Medaillons.

Mackenzie a. a. O.; Reisinger a. a. O. S. 7 ff.; Mon. Lincei 14 S. 457 ff. Tf. 42 f. L. Pernier; Evans a. a. O. S. 255 ff. (nach E. MM II b), S. 413 ff., 596 f. Tf. 7 (Nachahmung von buntem Stein), S. 555 ff., 565 ff., 587 ff. (grobes Geschirr, melische Vasen), S. 562 ff. (Pithoi), S. 576 ff., 602 ff. (späte Vasen mit Lilien, Wicken, Delphinen), S. 498 ff. (Fayence-Vasen), S. 521 f. (Relief-Tiere); Bosanquet-Dawkins *Palai-kastro* Tf. 12.

§ 6. 3. Spätminoisches (Tf. 23 b, 24 und Band VII Tf. 56 f, 73, 74; etwa 1600—1200). Der Übergang vom MM zu SM I vollzieht sich ohne Bruch und ohne daß, wie viele vermutet haben, fremder Einfluß anzunehmen wäre. Weder die Firnismalerei auf Tongrund noch der sog. Naturalismus in der SM-Malerei sind einem politischen Umschwung oder gar einem Bevölkerungswechselerentsprungen, sondern entwickeln sich ganz folgerichtig aus dem MM. Dieselben Bilder kommen in beiden Techniken vor.

In SM I ist weiße und rote Innenzeichnung auf Firnismalerei noch häufig, ebenso das Fortleben der älteren Technik an untergeordneten Teilen der Vasen. Die „naturalistischen“ Bilder, besonders die „Seelandschaften“, lassen sich ungezwungen aus uralter, vor allem glyptischer Tradition (vgl. Band VII Tf. 58), ferner aus MM-Wandgemälden und Fayence- oder Tonreliefs ableiten. Allerdings ist SM I eine Per. gewaltigen neuen Aufschwungs. Er bringt auch einige neue oder neu entwickelte Vasenformen: dreihenklige „Amphoren“ (Band X Tf. 114 a) und niedrige, „Büchsen“, Kannen mit runder Mündung, Bügelkannen (s. d. und Band II Tf. 86), ei- und trichterförmige Rhyta (s. d.), auch figürliche Rhyta von besonderer Schönheit. Stein- und Metall-

gefäße sind auch hier die Vorbilder. Neben Darstellungen aus der Natur, die aber mit weiser Beschränkung ausgewählt sind (Pflanzen, vor allem Schilf, Gräser, Lilien, Krokus, Papyrus; Meergetier aller Art [Tf. 23 b, 24]; Vierfüßler und Menschen fehlen), erscheinen schöne Ornamente, besonders reiche Spiralbänder (Band VII Tf. 56f) und -netze, ferner Kultsymbole (Doppelbeile, bisweilen auf Stierköpfen aufgepflanzt [Band II Tf. 210]), sog. Horns of Consecration (s. d.), „boiotische“ Schilde, Bandschleifen). Die großen Pithoi tragen nur wellenförmige Strickverzierung in Relief, keine Bemalung mehr.

Reisinger a. a. O. S. 15ff.; Fimmen a. a. O. S. 88ff.; R. Seager *Pseira* S. 33 Tf. 7; ders. *Mochlos* Tf. 11; JHS 23 (1903) S. 183ff.; Bosanquet-Dawkins *Palaikastro* S. 21ff. Tf. 13—21. — Steinerne Vorbilder: Evans *Palace Minos I* 412f. — Pithoi: ebd. S. 231 (in der Mitte), S. 459f.

§ 7. SM II (15. Jh. v. C.) bildet die organische Fortsetzung von SM I; aber, abgesehen von dem knossischen Palaststil, der einige monumental wirkende Gefäße mit Ornamenten und stilisierten Pflanzen geliefert hat, ist der Niedergang unverkennbar, sogar bei ein paar Vasen aus dem sog. Königsgrab von Isopata (Band IV Tf. 214b) bei Knossos (s. d.). Die Formen werden schlanker, aber auch schwächer. Die gesamte Dekoration wird immer lebloser, die einzelnen Elemente, besonders die pflanzlichen und tierischen, verknöchern oder zerfallen (Band II Tf. 86), ein Zustrom von neuen Motiven fehlt fast ganz (vgl. etwa Band VII Tf. 73 mit Band II Tf. 210). Eine Darstellung, wie das Hornsymbol zwischen zwei Säulen auf einer knossischen Scherbe (Evans *Pal. Minos* S. 494), ist von Architektur Fresken ganz unpassend auf die Vase übertragen, nicht minder die im Palaststil beliebten architektonischen Ornamentbänder. — Eine merkwürdige Sonderklasse bilden Gefäße aus der Nekropole von Knossos, die, offenbar nur fürs Grab gefertigt, mit leicht löslichen Wasserfarben (Rot in zwei Tönen, Schwarz und dem sonst der min. Keramik fremden Blau) bemalt sind. Ein Unikum ist eine Schnabelkanne aus dem „kleinen Palast“ von Knossos, altertümlicher Form, mit vielleicht religiösen Emblemen in flachem Relief.

A. Evans *Prehistoric Tombs of Knossos* S. 156ff.; ders. *Tomb of Double Axes* S. 7, 32, 46ff. (16 mit Tf. 2 und 20 wohl schon aus dem Beginn von SM III); bunte Vasen S. 26ff., Reliefkanne S. 77f.

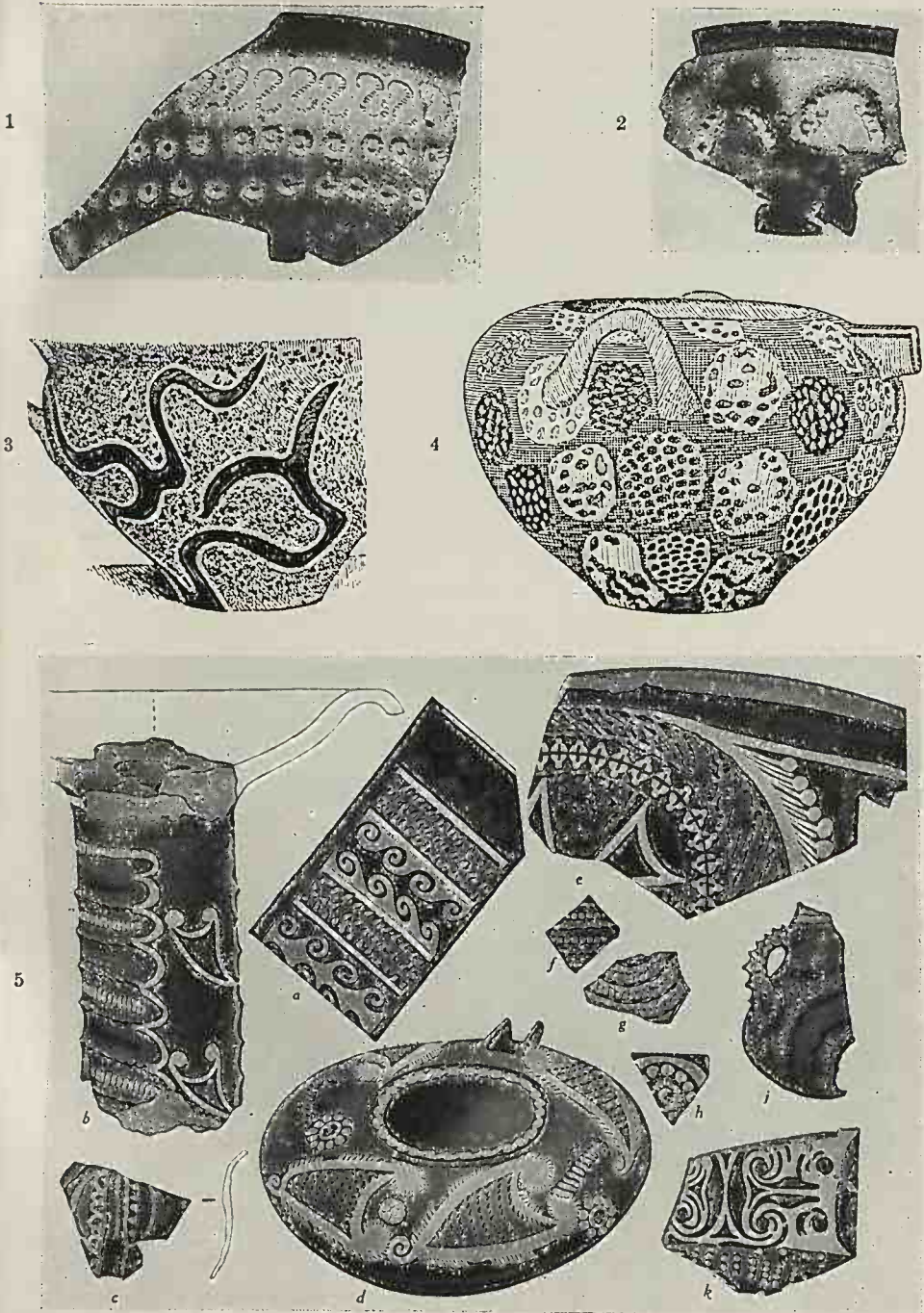
§ 8. SM III (Band VII Tf. 74) ist auf Kreta eine Per. fortschreitenden Verfalls (1400—1200 v. C.), da zu Ende von SM II die min. Macht gebrochen und die großen Paläste endgültig zerstört waren. Das Festland übernimmt nun die Führung, die Keramik der myk. Koine wird daher besser geschlossen behandelt (s. u. § 23).

A. Evans *Prehist. Tombs* S. 96f., 120ff.; Boyd-Hawes *Gournia* Tf. 10; Bosanquet-Dawkins *Palaikastro* S. 74ff. Tf. 23; E. Hall *Excavations at Vrokastro* Anthropol. Publ. Univ. Penns. 3 (1914) S. 92.

§ 9. II. Festland. Die neuesten Ausgrabungen von Asine (s. d.) haben den Beweis für die Beziehungen der Argolis (s. d.) mit Kreta seit dem 3. Jht. erbracht; aber ein starker min. Einfluß war vor dem 16. Jh. nicht vorhanden, die Entwicklung der festländischen BZ ist anderthalb Jahrtausende fast ganz selbständig. Wace und Blegen haben sie, dem min. System von Evans entsprechend, in drei große „helladische“ Perioden eingeteilt: FH = FM und MM I; MH = MM II—III; SH = SM.

BSA 22 S. 175ff. Tf. 6—11 Wace-Blegen; C. W. Blegen *Korakou* 1921.

1. FH. Neben polierter, monochromer Ware (ziegelrot, lederbraun, schwarz, gelegentlich mit einfachen linearen Ritzmustern; Hauptform flache Schalen) ist die charakteristische Keramik die sog. Urfirmisware, meist gutes, bisweilen sehr dünnwandiges, handgemachtes, hart gebranntes Geschirr, mit einer glänzenden Malfarbe ganz oder teilweise überzogen. Diese durchläuft alle Töne von Schwarz über Braun und Rot zu Grau und Rahmgelb. Bisweilen wechselt die Farbe auf demselben Gefäß, der offenbar beabsichtigte Eindruck erinnert dann an die geflammte FM-Ware. Ob der Urfirmis eine kret. Erfindung war und über die Kykladen (s. d.) auf das Festland gelangte, ist unsicher. Die FH-Formen sind jedenfalls ganz unkret.: henkellose Schalen und Becher mit eingebogenem Rande und kleinem Ringfuß, Schnabel- und Schlauchkannen (*Askoi*), zweihenklige Humpen oder Krüge, ferner besonders eigenartig große, sehr dünnwandige,

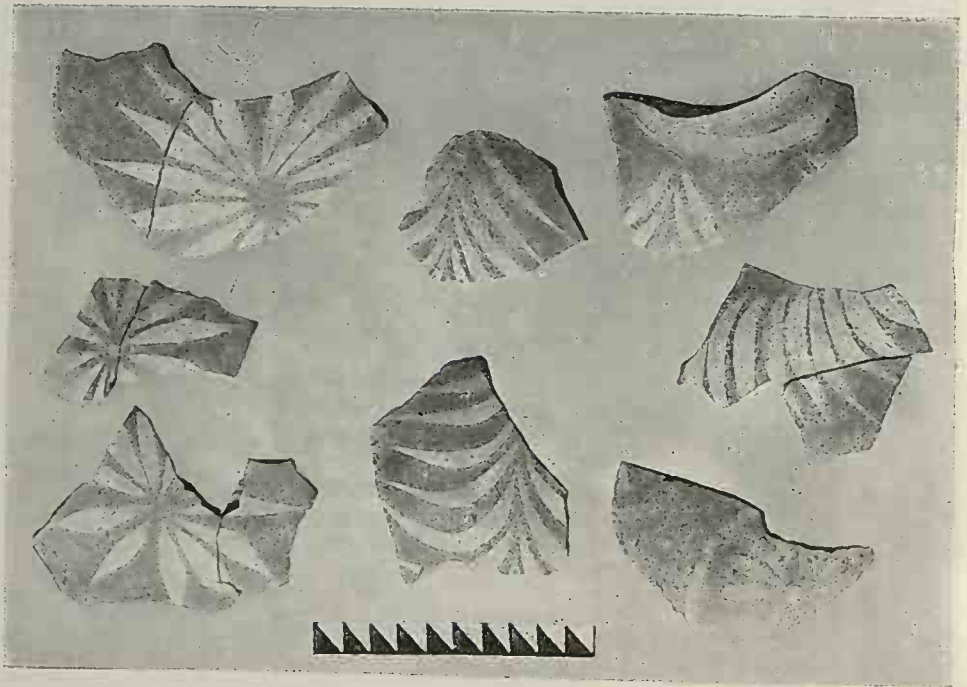


Vase B. Ägäischer Kreis

1, 2. Gestempelte Ware mit metallisch glänzendem Überzug. Knossos. — 3, 4. Kamares-Gefäße von Knossos (3) und aus der Kamares-Höhle (4). — 5. Bemalte Barbotine-Ware (a—j) und bemaltes Stuckstück (k) aus dem frühen Palast von Knossos mit Nachahmung der Barbotine-Technik. — MM II. — Nach Evans *Pal. Minos* I Tf. 1 und S. 238, 242.



a



b

Vase B. Ägäischer Kreis

- a. Polychrome Vase mit Krokusmuster. Kamares-Höhle. MM II. Nach Evans *Pal. Minos* I 264. —
b. Kamares-Scherben von Ägina. Nach *Arch. Anz.* 40 (1925) S. 31.

kugelige Vorratsgefäße mit kleinem, geschweiften Halse, endlich Saucières (s. d. und Tf. 23 a), die merkwürdigste, auch durch ein goldenes Exemplar aus Arkadien (s. d.) vertretene Form. Eine jüngere Gruppe zeigt auf denselben Formen in der Mitte oder am oberen Rande ausgesparte Streifen mit ganz einfachen, aber charakteristischen, geradlinigen Mustern in demselben Urfirmis. Die Vorbilder sind wohl Korbflechtmuster. Bisweilen bleibt die Vase bis auf jene Streifen tongrundig. Selten sind ähnliche Muster in mattem Weiß auf Urfirmis. In dieselbe Zeit gehören Pithoi mit Reliefbändern, die in Urfirmis bemalt sind, und ein singuläres, mächtiges Vorratsgefäß von Tiryns (s. d.).

Die Urfirmis-Ware ist bisher nachgewiesen in der Argolis, Korinth, Attika, Ägina (s. d.), Boiotien (vor allem in Orchomenos [s. d.] und der Umgebung von Chaironeia [s. d.]), im s. Thessalien (s. d.), auf Leukas (s. d.), vereinzelt Stücke auch in Olympia (s. d.) und Amyklai; ferner auf Naxos (s. d.), Paros, Syros, Melos (s. d.). Nord-Thessalien und Kreta liegen außerhalb des Bereiches dieser wichtigen, in sich geschlossenen Gattung noch nicht bekannter Herkunft. Eines ihrer Zentren war offenbar die Argolis (s. d.), ein zweites Boiotien (s. d.); Fimmen hat die ganze Gattung irreführend nach dem reichsten Fundort bei Chaironeia, H. Marina, benennen wollen.

Wace-Blegen a. a. O. S. 176ff. Tf. 6f.; Blegen *Korakou* S. 14ff.; Fimmen a. a. O. S. 75f., 132ff. (die Saucière S. 136 Abb. 132 stammt aus Syra, nicht aus Phaleron); Frödin-Persson *Rapport sur les fouilles d'Asiné* Bull. Soc. R. de Lund 1924/25 S. 59ff. Tf. 23ff. (Teilung des FH in drei Perioden). Vase von Tiryns: G. Karo *Führer d. Tiryns* 1915 S. 9.

§ 10. 2. MH. Diese Per. (etwa 2000—1600 v. C.) wird durch zwei neue Gattungen bezeichnet, während der Urfirmis bald verschwindet. a) Auf der Töpferscheibe hergestellte, monochrome, graue Ware, die nach ihrem Vorkommen in Orchomenos den konventionellen Namen „minysch“ führt (Fimmens „Orchomenos-Ware“ ist abzulehnen). Schwer und dickwandig, mit einer polierten, sich fettig anfühlenden Oberfläche, erzielt sie doch durch scharfe, oft wie gedrechselt anmutende Profilierung und wenige sparsame Ritzmuster (Streifen, Bögen) eine eigenartig befriedigende Wirkung (Band I Tf. 9 b, c).

Hauptformen sind zweihenklige Becher mit hohem, geriefelten Fuß und niedrige, fußlose Näpfe mit zwei hohen Bandhenkeln. Neben der grauen Farbe kommt auch eine gelbe oder gelbbraune vor, in der Argolis und Korinth eine lokale Abart aus dickem, roten Ton mit schwarzem oder braungelbem Überzug, auf Melos eine rotpolierte Abart. Das Verbreitungsgebiet des Minyschen ist sehr groß, es umfaßt bisher ganz Nord- und Mittelgriechenland, Leukas, Ägina, die Argolis, Olympia, Paros, Syros, Melos, fehlt aber auf Kreta. Zeitlich reicht es ins 16.—15. Jh. hinab: Schachtgräber von Mykenai (s. d.), Kuppelgräber von Thorikos (s. d.). In diese Spätzeit fällt eine Gruppe gelber, zweihenkliger Becher mit je einer Blüte o. ä. als einzigem Schmuck, offenbar von Kreta beeinflusst, die Wace und Blegen ephyraisch nennen (Tf. 23 c); sie bilden die Verbindung vom Minyschen zum Mykenischen.

Wace-Blegen a. a. O. S. 180ff. Tf. 10; Blegen *Korakou* S. 15f., 54ff. Tf. 6f.; Fimmen a. a. O. S. 79f., 141; JHS 34 (1914) S. 126ff. Forsdyke; ebd. 35 (1915) S. 196ff. Child; Frödin-Persson a. a. O. S. 67ff.; BSA 17 S. 17ff. Tf. 7 Dawkins-Droop.

§ 11. b) Mattmalerei. Unter diesem Namen wird eine Reihe von Gruppen zusammengefaßt, deren nähere Bestimmung und Scheidung noch aussteht. Wir kennen zunächst eine handgemachte Ware mit braunen oder schwarzen, matten Linearmustern (gitterte Dreiecke, Kreise mit Kreuz, Schachbrett, gekreuzte Linien, selten Spiralen) auf meist grüngelbem, sehr charakteristischen Ton, deren Hauptformen bauchige Pithoi mit zwei Seitengriffen, flache Schalen, Becher und Kannen sind (Band I Tf. 10e), von Fimmen Ägina-Ware genannt; ihre Verbreitung läßt allerdings auf Herkunft aus dieser Gegend schließen, obwohl sie vereinzelt bis nach Boiotien, Thessalien, Leukas, Elis, Lakonien vorkommt, in einer verwandten Gattung auch auf Melos. Eine jüngere, wohl schon unter minoischem Einfluß auf dem Rade hergestellte Spielart dieser Gattung ist durch ihr Vorkommen in den Schachtgräbern von Mykenai etwa ins 16. Jh. datiert; steilwandige Becher und Schnabelkannen sind die häufigsten Formen dieser verfeinerten Gruppe. Ihr parallel läuft eine auch aus den Schachtgräbern belegte, auf dem Rad gemachte rottonige

Gattung mit einfachen Streifenmustern in mattem Schwarzbraun und Weinrot, die häufig Felder mit Vögeln oder Greifen umrahmen. Die Hauptformen sind Schnabelkannen mit zurückgebogenem Halse und große, bauchige Töpfe mit zwei Henkeln. Diese Gattung führt nach Melos und von dort zu den Temple Repositories von Knossos, gehört also zeitlich in MM III und SM I. Es gibt aber, wie vor allem die myk. Schachtgräber lehren, noch andere, unerforschte Varianten der Mattmalerei. Die an sich unpraktische Technik (die Farben sind leicht löslich) verschwindet mit dem Ende des 16. Jh.

Furtwängler-Loeschke *Myk. Thongef.* Tf. 2, 4f., 8ff.; dies. *Myk. Vasen* S. 6 Tf. 24f.; Fimmen a. a. O. S. 76ff., 141ff.; Wace-Blegen a. a. O. S. 183ff. Tf. 10f.; Frödin-Persson a. a. O. S. 70ff. Tf. 27ff.; *Excav. at Phylakopi* S. 102ff. Tf. 11ff., 20f.; BSA 17 S. 10, 17; Evans *Pal. Minos* I 556ff.; *Ath. Mitt.* 40 (1915) S. 139ff. G. Karo (Schachtgräberkeramik).

§ 12. III. Kykladen (s. Band I Tf. 9a, e; VI Tf. 65c, d und Kernos). Neol. ist bisher nicht gefunden, auch nicht auf Melos (s. d.), obwohl melischer Obsidian (s. d. E) in neol. Schichten Kretas und des Festlandes auftritt. Seit dem FM ist minoischer Einfluß in Phylakopi (s. d.), der melischen Obsidian-Stadt, immer stärker fühlbar, so daß man sogar an kret. Oberhoheit denken kann. Die früh entwickelte melische Keramik ahmt die importierte min. Ware vom 3. Jht. bis zur Mitte des 2. mit Geschick und einer gewissen Selbständigkeit nach. Daneben gehen einheimische Gattungen, sowohl monochrome Kykladen-Keramik wie helltonige, geom. bemalte. Obwohl Urfirnis-Scherben auf Melos vorkommen, läßt sich diese Technik auf einheimischen Vasen nicht nachweisen, da der poröse, vulkanische Ton der Malfarbe ihren Glanz raubt und sie matt erscheinen läßt. Eigentliche Mattmalerei ist auf Melos sehr beliebt, sowohl von andern Inseln importierte (s. u.) wie einheimische, vor allem gelb- oder rotbraunpolierte Gefäße (Hauptform bauchige Schnabelkannen; Band I Tf. 9a) mit schwarzen und weinroten Mustern, Vögeln, Fabeltieren (Sphinx oder Greif, sehr rohe Nachbildung min. Typen); diese Gattung wird nach Kreta (Temple Repositories) und der Argolis (myk. Schachtgräber) exportiert. Gleichzeitig sind

neben Echt-Minyschem auftretende lokale Nachahmungen davon. Seit etwa 1400 herrscht das festländisch Myken. auf Melos und wird dort auch nachgeahmt. Auf Thera (s. d.) mögen die Verhältnisse verwandt gelegen haben, doch ist unser Material von dort zu spärlich für weitgehende Schlüsse.

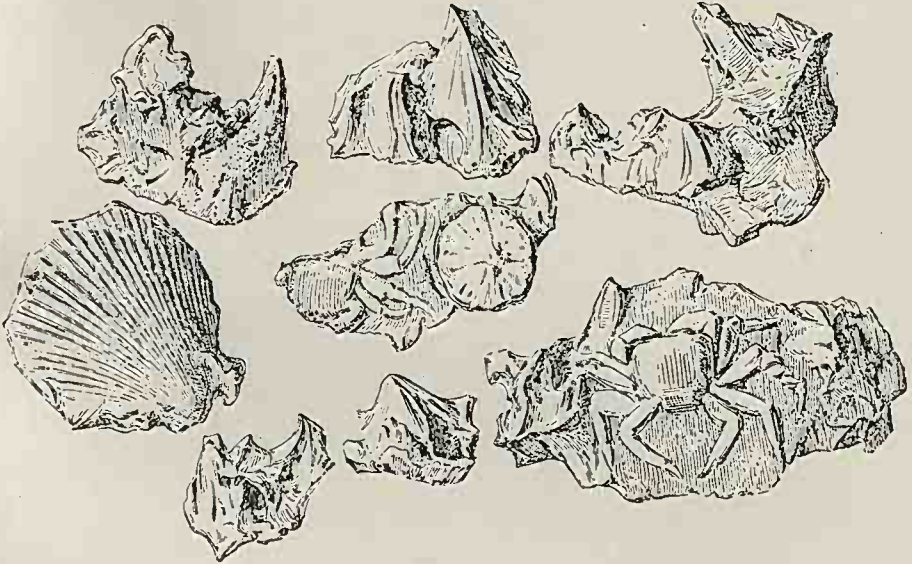
Excavations at Phylakopi 1904 S. 80ff. Tf. 4ff. Edgar; BSA 17 S. 11f. Dawkins-Droop; Fimmen a. a. O. S. 76ff., 142f.; Evans *Pal. Minos* I 557 ff. (Fabelwesen). — Thera: Fouqué *Santorin et ses éruptions* 1879 S. 94ff. Tf. 34ff.; R. Zahn in F. Hiller v. Gaertringen *Thera* III 39ff.; *Bull. corr. hell.* 46 (1922) S. 113ff. L. Renaudin.

§ 13. Die übrigen Kykladen (s. d.) zeigen eine einfachere Entwicklung. Etwa gleichzeitig dringen FM-Keramik aus Kreta (wohl über Melos) und Urfirnisware vom Festlande ein und befruchten die einheimische Produktion. Daneben aber gibt es bodenständiges monochromes Geschirr, z. T. größer und handgemacht, z. T. feiner, auf der Drehscheibe hergestellt wie die gleichzeitigen Marmorvasen, deren Hauptform, ein Kugelgefäß auf geradem oder geschweiftem Fuß, in Ton nachgebildet wird. Wie dieses ist die zweite typische Form, die „Bratpfanne“ (s. Kykladen und Band VII Tf. 180) auf die Kykladen beschränkt (Ausläufer in Euboia und Phokis), ebenso die Verzierung aus eingestempelten Ornamenten (Spiralhaken in Kreisen, Spiralnetz, konzentrische Kreise, durch Tangenten zu einem Netz verbunden; vgl. Band I Tf. 9e); danebengeritzte, punktierte, gekerbte Linear-muster, auf den Pfannen auch Schiffsdarstellungen (Band XI Tf. 61 a). Diese Vasen tragen einen schwarzen „Urfirnis“-Überzug, darauf vereinzelt noch weiße und (sehr selten) rote Striche. Eine zeitliche und örtliche Einteilung der Kykladen-Ware ist noch kaum möglich, vor allem, da bisher nur Syros durch Tsuntas und Naxos durch Kl. Stephanos einigermaßen erforscht sind. Man wird das meiste der 1. Hälfte des 2. Jht., nur wenig den letzten Jh. des 3. Jht. zuweisen.

Grundlegend: F. Dümmler *Kl. Schr.* III 45ff.; 'Ερ άρρ. 1889 S. 137ff. Tf. 8ff., ebd. 1899 S. 73ff. Tf. 7ff. Chr. Tsuntas; *Ath. Mitt.* 38 (1913) S. 148ff. Tf. 7ff. U. Kahrstedt (in den Folgerungen vielfach irrig); BSA 22 Tf. 7ff. vgl. S. 186f. Wace-Blegen; Fimmen a. a. O. S. 13ff., 134ff.; *Ath. Mitt.* 42 (1917) S. 11f. Rubensohn (Paros); *Congrès arch. d'Athènes* (1905) S. 216ff. Kl. Stephanos (Naxos).



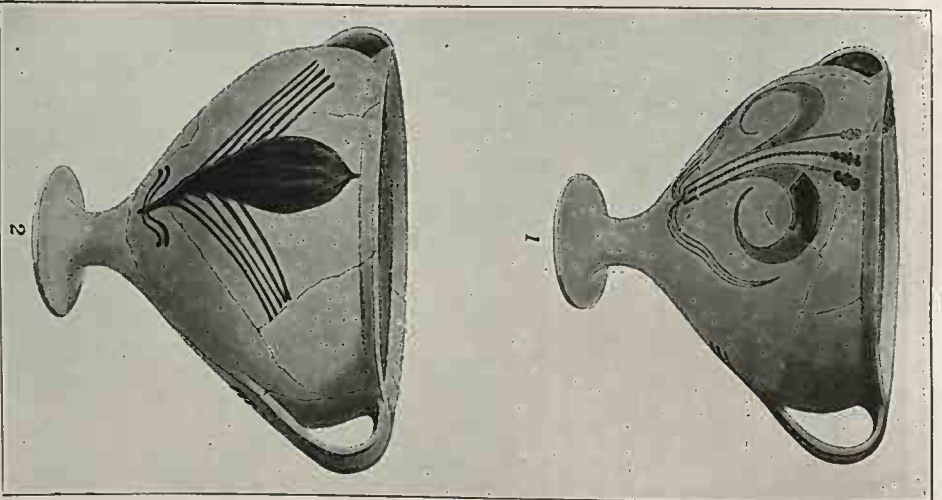
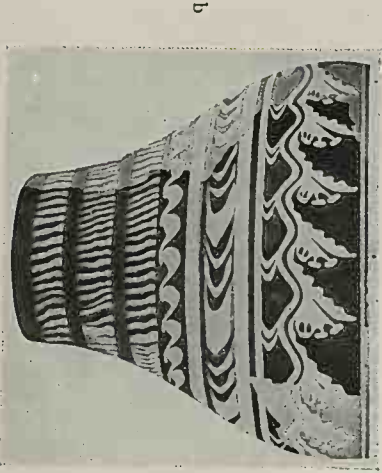
a



b

Vase B. Ägäischer Kreis

- a. Fayence-Gefäße mit plastischem Blattschmuck. Knossos. MM III. Nach Evans *Pal. Minos* I 499.
 b. Terrakotta-Reliefs mit Seetieren. Knossos. MM III. Nach Evans *Pal. Minos* I 521.



Vase B. Ägäischer Kreis

a. Sauciere von Spedos auf Naxos. Frühhelladisch. Nach BSA 22 Tf. 7, 2. — b. Becher, Palatkaastro. SM I. Nach BSA Suppl. I (1923) Tf. 23. c. „Ephyraische“ Becher. Koraku. Nach Arch. Anz. 37 (1922) S. 290.



Vase B. Ägäischer Kreis

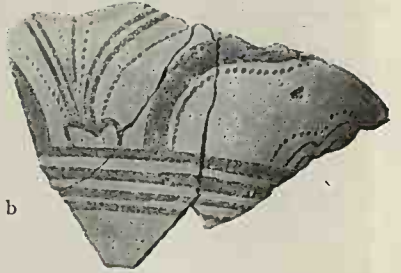
a, b. Rhyta. — c. Doppelhenklige Flasche und Kanne. Palaikastro. SM I. Nach BSA I (1923)
Tf. 18, 22, 21.



a



b



c



Vase B. Ägäischer Kreis

a. Späthelladische Amphora und äginetische Nachbildung (b). — c. Späthelladische Schnabelkanne.
Nach Arch. Anz. 40 (1925) S. 322, 323.

§ 14. IV. Troja (s. d. und Band XIII Tf. 66, 67). Auch hier findet sich nichts sicher Neolithisches. Die ältesten Vasen (Troja I) erinnern schon mitunter an FM-Formen und Urfirnis, II—V sind durch die goldene Saucière (s. d.; Band XIII Tf. 69a) des großen Schatzes, Analogien gewisser Schmuckformen mit kykladischen, endlich durch das Vorkommen des troischen $\delta\epsilon\pi\alpha\varsigma$ $\alpha\mu\phi\iota\kappa\upsilon\pi\epsilon\lambda\lambda\omicron\nu$ (s. d. und Band XIII Tf. 67a) in Orchomenos II und auf Syros sicher ins 3.—2. Jht. datiert, und zwar das Ende von Troja II schon nach 2000 v. C. Im übrigen bildet die troische Keramik, welche Bemalung verschmähnt und an der monochromen Technik und sehr einfacher Ritzornamentik festhält (s. Troja § 3), zusammen mit den Vasen des nahen Yortan (s. d.) am Kaikos und entsprechenden aus Phrygien bis zur pisidischen Grenze hin, eine im Grunde unägäische, kleinasiatische Gattung. Nach W erstreckt sie sich m. W. bisher nicht über den sog. Tumulus des Protesilaos, am europ. Ufer der Dardanellen, hinaus; alle thrakischen Fundstätten sind neolithisch. Die makedon. Keramik der BZ weicht von der troischen ab, sowohl in den Formen (besonders hochhenklige Kugelgefäße und Näpfe, ferner Kannen mit runder Mündung, Pyxiden und Schalen) wie in den Graviermustern (Zickzack auf gestricheltem Grunde, Doppelspiralen) und den einfachen Linear-mustern (gegitterte Dreiecke, tangentierte Kreise, Spiralhaken) einer seltenen, hellgelben Gattung mit mattbrauner Bemalung. Die Beziehungen führen hier zur mittelgriech. Urfirnisware und der Mattmalerei. Casson nimmt eine gemeinsame Abstammung troischer und makedon. BZ-Kultur von Ungarn an, m. E. mit Unrecht.

H. Schmidt bei Dörpfeld *Troja und Ilion I* 243 ff.; d. ers. *H. Schliemanns Samml. trojan.* *All.* 1902 S. 1ff.; Fimmen a. a. O. S. 136f. (Datierung), 102f. (Yortan); St. Casson *Macedonia, Thrace and Illyria* 1926 S. 111ff.; R. Demangel *Le Tumulus dit de Protesilaos* 1926.

§ 15. V. Kypros (Band VII Tf. 182^{B,C}). Auch hier fehlt Neol. bisher so gut wie völlig. Die einzigen Funde so früher Zeit, beim Dorfe Frenaros, sind mir noch nicht näher bekannt. Die Keramik der BZ — oder vielmehr der Kupferzeit, denn alle bisher vorgenommenen Analysen ergaben reines Kupfer — hat, auf den

Vorarbeiten von Myres und Ohne-falsch-Richter weiterbauend, Einar Gjerstad jüngst in ein einleuchtendes, dem Min.-Myk. parallelaufendes chronol. System gebracht: Frühkyprisch (FK) I—III: etwa 3000—2100 v. C.; MK I: 2100—1900, II: 1900—1750, III: 1750—1600; SK I: 1600—1400, II: 1400—1200, III: 1200—1000. Der wesentliche Unterschied gegenüber dem Min.-Myk. liegt in der Ausdehnung des SK bis 1000 v. C., also zwei Jahrhunderte nach dem Untergang jener Kultur. In den Unterabteilungen der Per. und Gattungen geht Gjerstad sehr weit, ich fasse hier nur die Hauptgesichtspunkte zusammen.

Die gesamte kypr. Keramik dieser Per. ist handgemacht, der Ton meist bräunlich oder grau, etwas grießig und spröde, die Formgebung von Anfang an von der Nachahmung des Flaschenkürbisses bestimmt (Band VII Tf. 182^B, 182^{a,b}). Daraus ergeben sich die wichtigsten Formen: die halbkugelige, flache oder tiefe Schale, mit oder ohne Henkel-Ansatz, offenem oder geschlossenem Ausguß, und die Schnabelkanne mit kugeligem Leib und steilem Halse. Aus diesen Grundformen abgeleitet oder neben ihnen hergehend, erscheinen in wachsender Mannigfaltigkeit andere: bauchige Amphoren, Flaschen, Trichter, Näpfe, Tassen und recht früh schon verschiedene Formen von Askoi, Vasen in Tierform, Kernoi (s. d.), mehrfach zusammengekuppelte Gefäße. Ziemlich bald tritt auch Nachahmung lederner Beutel und runder Flechtkörbe neben die vom Flaschenkürbis abgeleiteten Formen. Charakteristisch bleibt lange Zeit das Fehlen des Fußes, eine abgeplattete Standfläche erscheint neben einfach gerundetem Boden.

§ 16. Die bei weitem wichtigste ältere Ware ist die rotpolierte: der bräunliche Ton trägt einen leicht glänzenden, eisenhaltigen Überzug, der, je nach dem Grad der Oxydierung, von Hochrot zu Dunkelbraun spielt. Primitive Relief-Ornamente (darunter Mondsicheln und Stierköpfe) oder Bänder einfachster Ritzmuster (parallele Striche, Zickzack, ohne weiße Füllung) beleben zunächst nur selten die Wandung des Gefäßes (Rotpol. I); bald aber verfeinert sich die Technik, die Politur gewinnt an Glanz, man spielt mit der Farbe: eine Gruppe von Schalen ist innen und am äußeren Rande

tiefschwarz, sonst außen hochrot (eine zufällige Analogie zu den viel älteren, in ihren Formen grundverschiedenen frühägypt. Vasen; s. Vase C § 8, D § 3). Die Ritzmuster werden nun stets weiß gefüllt und durch Dreiecke und Rauten, konzentrische Kreise und Bögen, Kreuze, Räder u. ä. bereichert; meist in wagrechten Friesen angeordnet, überziehen sie nur selten das ganze Gefäß. Dies ist die Blütezeit der Gattung (Rotpol. II, im ganzen FK vorwiegend), die beliebteste kyprische Ware überhaupt. Nach einiger Zeit erfolgt ein Niedergang (Rotpol. III, seit FK III), der sich weniger in der Technik geltend macht als im Nachlassen der straff geschlossenen Formgebung und Dekoration. Bizarren spielerischen Formen nehmen überhand, die Muster verarmen wieder. Dieser Prozeß setzt sich fort in Rotpol. IV, in dem ich bloß eine Unterabteilung von Rotpol. III sehe: der Einfluß der Gattungen mit schwarzem Überzug und Weißmalerei macht sich nun in der bisher ganz selbständigen roten Ware geltend. Einen Seitenschößling dieser führenden Keramik wird man auch in der „schwarzpolierten“ Gattung erkennen, einer Serie kleiner Vasen aus kohlehaltigem, weichen, grauen Ton mit glänzend schwarz poliertem Überzug, die in Formen und Verzierung Rotpol. II—III gleichen, aber schon den Einfluß der Weißmalerei zeigen und in MK I gehören.

§ 17. *Black Slip Ware* nennen Myres und Gjerstad eine dem Rotpolierten eng verwandte Keramik gleichen Tones, aber mit glänzend schwarzem, nur gelegentlich durch starke Feuerung rot geflecktem Überzug, die in Formen und Ornament etwa Rotpol. III entspricht (also später als die rote Ware einsetzt), dafür aber in ihrer weiteren Entwicklung (Gjerstad scheidet drei Phasen) immer stärker den Einfluß der weißbemalten und sogar spätkypr. Gattungen erfährt, da sie bis weit in die myk. Per. herabreicht. Auch die weißbemalte Ware gleicht im Ton und zunächst auch in den Formen der Rotpol. II—III; aber im Gegensatz zu dieser ist der glänzende Überzug bläulichweiß, bisweilen auch gelblich, rötlich oder lederfarbig und trägt statt geritzter Ornamente solche in glänzendem Rot, derselben Malfarbe wie der Überzug der rotpol. Vasen. Die Muster haben die Sicherheit der

roten Ware verloren und zeigen das charakteristische Schwanken eines Übergangsstils. Im Verlaufe der Entwicklung (Gjerstad scheidet 5 Phasen) wird für die Malerei neben Rot immer mehr Braun oder Schwarz verwendet, das oft seinen Glanz völlig verloren hat. Auch verschwindet in den letzten Phasen häufig der Überzug, die mattschwarzen Muster stehen dann auf dem hellbraunen Tongrund. Die Formen werden allmählich spielerisch, vielfach geradezu grotesk, figürliche Gefäße und zu mehreren verbundene Vasen sind nicht selten. Das Ornament wird mit der Zeit ganz ärmlich. Obwohl die weiße Ware die rote lange überlebt (sie beginnt gegen Ende von FK, beherrscht neben der roten das MK und reicht tief ins SK herab), hat sie verhältnismäßig wenige fremde Einflüsse aufgenommen und ist stets typisch kyprisch geblieben.

§ 18. Gjerstads „einfache weiße“ Ware (gröberes Gebrauchsgeschirr), die *Red-on-black Ware* mit mattroten Mustern auf schwarzem Überzug, die sehr unpraktisch „monochrom“ genannte Gattung, die in Wahrheit einen dünnen, schwarzen oder braunroten Überzug trägt und starke fremde Einwirkungen zeigt, und die *White Slip Ware* mit ihrem dicken, weißen oder weißgrauen Überzug und matter Bemalung (im SK häufig, von der alten weißen Keramik abweichende Dekoration): diese alle sind im Grunde bloß Abarten und Weiterbildungen der beiden alten Hauptgattungen. Dagegen weist die *Base-ring Ware* zwar im braunen Ton und dem schwarzen Überzug die alt-einheimische Tradition auf, die charakteristischen kleinen Ringfüße aber sind Kypros fremd und ebenso wie manche Vasenformen dieser Gattung dem Einwirken syrischer und myk. Vorbilder entsprungen, mit denen zusammen diese Ware in SK-Gräbern erscheint. Endlich dringt auch der Gebrauch der Töpferscheibe in die kypr. Keramik ein, wenn auch nur sporadisch in einer Gattung, die Gjerstad sehr mit Unrecht *Bucchero* nennt: hat doch auch sie einen grauen oder schwarzen Überzug auf dem braunen oder weißlichen Ton, während echter *Bucchero* (s. d.) durch beigemengten Kohlenstaub im Scherben schwarz ist.

§ 19. Von fremdem Tongeschirr ist zunächst das sehr reichlich vertretene syrische

zu nennen, rote, schwarze und weiße (glatte oder einfach bemalte) Ware, die nach den Funden in ihrer Heimat und in Ägypten noch weiter durchgearbeitet werden muß. Sie erscheint seit MK I und ist für die Datierung der kypr. Keramik sehr wichtig, nicht minder natürlich die kret.-myk., die mit einigen wenigen SM-II-Scherben und ältermyk. Vasen gegen Ende von SK I einsetzt, während in SK II (1400—1200) eine ungeheure Masse offenbar festländ. myk. Geschirrs importiert wird (Band VII Tf. 182^c—d). Auch die häufig für kypr. gehaltenen großen Kratere mit Figuren und Tieren hat Gjerstad als Import erwiesen, die späten und sehr geringen lokalen Nachahmungen myk. Geschirrs fallen erst in SK III (= „submykenisch“), als die Quellen der echten Ware versiegt waren: eine dürftige Übergangsperiode (etwa 1200—1000), die zum Geometr. führt. Dieses ist auf Kypros durch wenige importierte Gefäße vertreten. Die heimische Produktion wurzelt weiter in der starken Tradition der BZ; die ältere geometr. Ware beschränkt sich auf wenige einfache, aber originelle Muster und gibt diesen durch die Verbindung von roter und schwarzer Malfarbe eine im festländ. Geometr. unerhörte Farbigkeit, die gegen Ende der Per. auch auf die kret. Keramik einwirkt, in Formen und Mustern sogar auf Attika. Besonders die Verbindung von figürlicher Verzierung mit aus „naturalistischen“ Formen erstarrten Ornamenten ist dabei bemerkenswert (Band VII Tf. 182^c e).

§ 20. Im FK ist die große Insel im wesentlichen ganz selbständig gewesen. Nach der Ägäis führen gar keine Verbindungen, erst gegen Ende der Per. deuten vereinzelte ägypt. Fayence-Perlen auf Kypros und kypr. Vasen in Syrien auf Handelsbeziehungen zu diesen Ländern. Man wird mit Myres, auf Grund unzweifelhafter Analogien der FK-Keramik zu Anatolien, annehmen, daß jene ursprünglich aus dem s. Kleinasien nach Kypros gelangte. Aber wir kennen sie erst in einer völlig vom alten Mutterlande losgelösten, selbständigen Entwicklung, die im MK zu einer bedeutenden Ausstrahlung gelangte. Das beweist die große Zahl der schon jetzt, trotz mangelhafter Erforschung Syriens und Palästinas, in diesen Ländern sowie in Ägypten gefundenen kyprischen,

vor allem jüngeren, weißbemalten Vasen, die durch die Fundumstände in die 12. bis 18. Dyn. datiert sind (genaue Zusammenstellung bei Gjerstad S. 303ff.; s. a. Ägäischer Einfluß auf Palästina-Syrien § 2 und Band I Tf. 10c, d). Sie wiegen an Bedeutung die gleichzeitig nach Kypros importierten syrischen Vasen auf, die trotz ihrer Menge noch keinen nennenswerten Einfluß auf die einheimische Keramik ausübten. Die ägäische Welt scheint für die große Kupfer-Insel im MK noch nicht zu existieren.

§ 21. Man erkennt die Wirkung des Fremden erst seit dem Anfang von SK. Durch die immer weiter ausgedehnten Beziehungen zu Syrien, Ägypten, Nubien (östlichste Fundstelle kypr. Vasen bisher Damaskus, südlichste Dekka, 1300 km vom Nildelta) gelangt vereinzelt auch der Gebrauch der Töpferscheibe nach Kypros. Aber erst der seit etwa 1400 einsetzende Massenimport des überlegenen myk. Geschirrs hat das Einheimische sozusagen degradiert, während dieses nach der Ägäis nur ganz selten exportiert wird (Gjerstad S. 324f.) und sein eintöniges Dasein in der Heimat fristet. Nach dem Zusammenbruch der myk. Kultur gewinnt die kypr. Keramik wieder an Lebendigkeit, sie hat im Verlaufe der geometr. Per. sogar auf Hellas eingewirkt. S. a. Kypros (wo aber Gjerstad noch nicht verwertet ist).

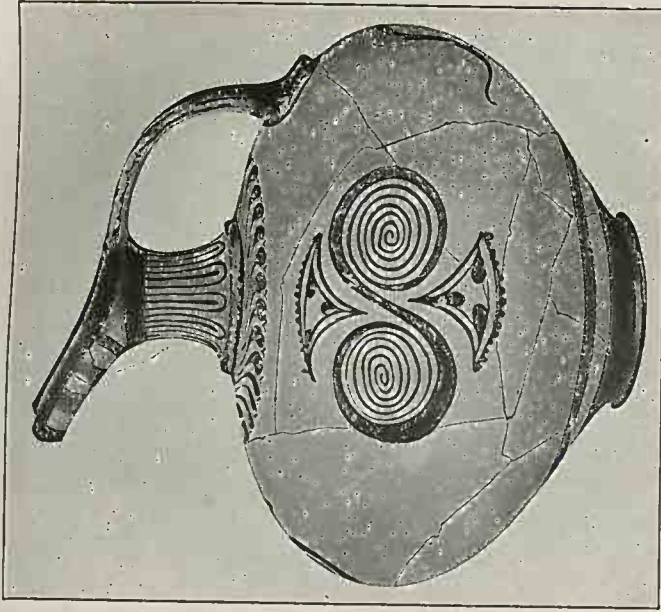
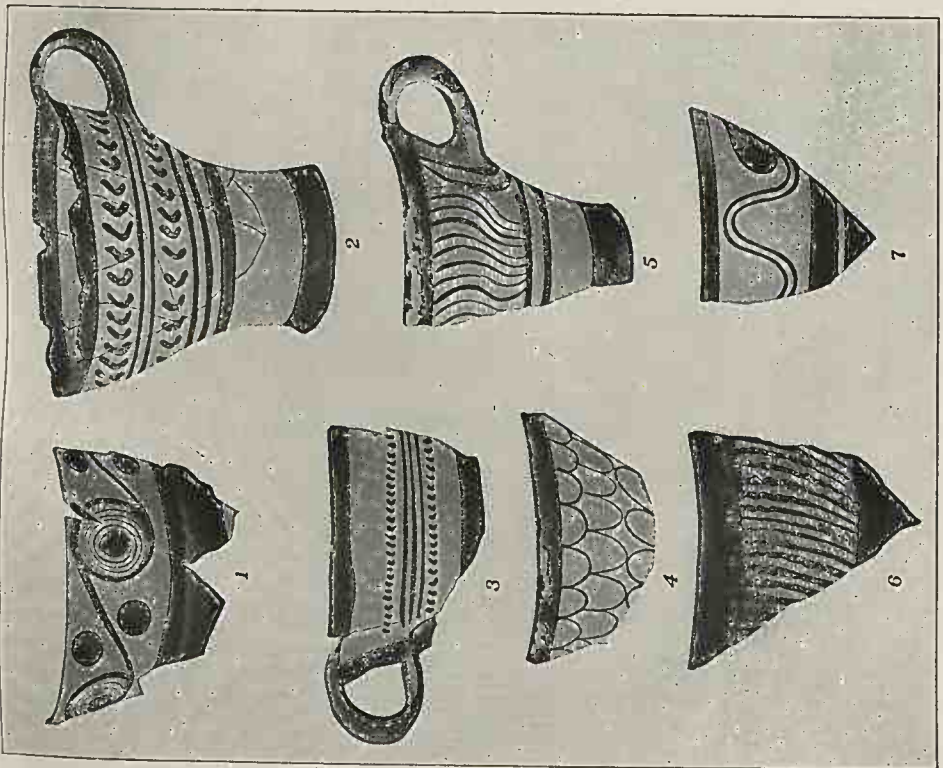
F. Dümmler *Kl. Schr.* III 94ff. (= *Ath. Mitt.* 11 [1881] S. 220ff.); Myres-Ohnefalsch-Richter *Catalogue of the Cyprus Museum* 1899 S. 36ff.; J. L. Myres *Handbook of the Cesnola Collection* 1914 S. 3ff.; H. B. Walters *Catalogue of Vases in the Brit. Museum* I 2 (1922) S. IXff., 1ff.; E. Gjerstad *Studies on Prehist. Cyprus* 1926 S. 88—228, 263—335. — Neol. Reste: Myres-Richter a. a. O. S. 13f.; Svenska Örientaliska kapets Årsbok 1925 S. 5 ff. (= *Antiquaries Journal* 1926 S. 54ff.) E. Gjerstad. — Analysen der Metallgeräte: R. Dussaud *Civilis. préhellén.* S. 252ff.; Gjerstad *Studies* S. 229f. — Syrische Keramik: ebd. S. 200ff. — Schichtengrabung von Askalon: ebd. S. 277f., nach Quarterly stat. 1923 S. 60ff. Phytian-Adams. — Beziehungen zu Anatolien: *Journ. anthr. inst.* 33 (1903) S. 367ff. J. L. Myres; *BSA* 16 S. 89ff. Tf. 7; ebd. 18 S. 80ff. Tf. 5ff.; ebd. 19 S. 56 H. A. Ormerod; *JHS* 39 (1919) S. 185ff. J. C. Thallon; Gjerstad a. a. O. S. 294ff. — Beziehungen zur Ägäis: ebd. S. 308ff. — Spätmyk. Nekropolen: A. Murray u. a. *Excavations in Cyprus* 1893. — „Submykenisches“: Walters a. a. O. S. 132ff.; Gjerstad a. a. O. S. 220ff. — Geometrisches:

Myres *Handbook* S. 62ff.; Walters a. a. O. S. 141ff.; B. Schweitzer *Unters. z. Chronol. d. geom. Stile in Griech.* 1917 S. 24ff., 59ff. (z. T. korrigiert von Gjerstad S. 226f.) und Ath. Mitt. 43 (1918) S. 53ff., 128ff., 144ff. — Importierte geom. Vasen auf Kypros: Myres *Handbook* S. 285ff. — Kyprische Einflüsse auf Kreta: A. Evans *Tomb of Double Axes* S. 17 (alles Wichtigste noch unpubl.); Ath. Mitt. 43 (1918) S. 144ff.

§ 22. VI. Mykenisches. Trotz vielälteren Beziehungen (s. o. § 9 Anfang) hat Kreta erst seit dem 17.—16. Jh. stark auf das Festland eingewirkt. Bezeichnend ist das Vorkommen schöner, echter Kamares-Ware (MM I—III) in ansehnlicher Menge auf Melos, während auf Ägina nur etwas MM II—III erscheint, auf dem Festlande, abgesehen von ein paar kleinen Scherben von Asine, m. W. gar nichts. Die ziemlich zahlreichen angeblichen Kamares-Scherben von Ägina, Tiryns, Asine, Mykenai u. a. sind (mit den eben angeführten Ausnahmen) durchweg Nachahmungen von echter MM III-Ware, deren Herstellungsort leider noch unbekannt bleibt (gegen Ägina spricht der Ton). Auch die Scherben aus den myk. Schachtgräbern sind solche Nachahmungen, sie können daher die aus anderen Gründen gesicherte Zuweisung jener Gräber ins SM I nicht umstoßen: ein sehr wichtiges Ergebnis, da hier nebeneinander ein echter SM I-Trichter mit Spiralen, eine geringe lokale Nachahmung einer feinen Tasse mit Seetieren und andere Nachbildungen kret. Gefäße lagen, die nicht alle gleicher Herkunft sein können. Von den min. Originalen scheiden sie die Technik sowohl wie Einzelheiten der Form und des Ornaments, obwohl bei einigen Stücken die Entscheidung nur für wirkliche Kenner des Materials gesichert ist. Die Schachtgräber bilden somit den Ausgangspunkt einer reichen Serie pseudominoischer Keramik, die den Hauptbestand der Kuppelgräber (vor allem Kakovatos-Pylos [s. Pylos], Vaphio [s. d.], Mykenai [s. d.], Heraion von Argos [s. d.]) bildet und dadurch ins 15. Jh. (SM II) datiert ist. Ihre Herkunft ist leider noch nicht festgestellt, wohl im Peloponnes zu suchen. Formen, Malweise, Ornamentik lehnen sich eng an SM II an, doch sind die Unterschiede ebenso wie die wachsende Selbständigkeit gegenüber den kret. Vorbildern leicht zu erkennen. Von solchen

sind nur wenige Beispiele in denselben Gräbern und Fundschichten ausgegraben worden. Außerhalb des eigentlichen Hellas tritt diese ganze Gattung nicht auf, die in Asien und Ägypten gefundenen Stücke des 17.—16. Jh. sind echt kret.: Scherben der SM I = *rippled ware* in Samarra am Tigris, Scherben von Kahun (s. d.) am Rande des Fajjum, MM II-Vase von Abydos (s. d.; Band VII Tf. 60a; die ebd. b abgebildete Vase aus Anibe in Nubien ist nach freundlicher Mitteilung von Mrs. Dohan [geb. Edith Hall] und D. Mackenzie eine lokale Nachahmung von SM I). Erst im späteren Verlauf des 15. Jh. tritt wohl das Festland mit Kreta in Wettbewerb. So wird die Tasse aus dem sog. Maket-Grabe bei Kahun kaum echtes SM II sein.

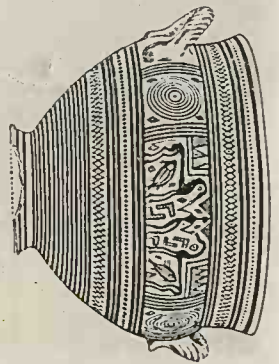
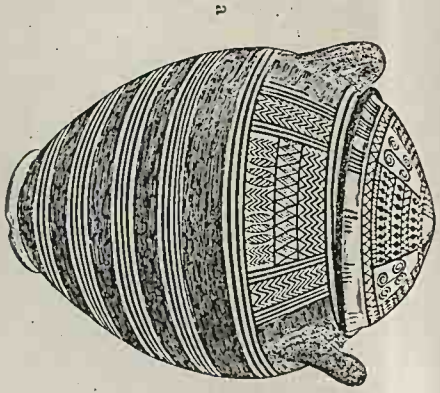
§ 23. Mit dem Zusammenbruch der kret. Macht (um 1400) verschieben sich vollends die Verhältnisse. Die festländ. „mykenische“ Keramik beherrscht nun das Feld, sie erobert sogar Melos, wo Kreta so lange führend gewesen war, dringt im O nach Rhodos, Kleinasien, Kypros (s. o. § 19), Syrien vor, im W bis Unteritalien und Sizilien (s. d. B III § 4), desgleichen nach Ägypten. Im einzelnen wird hier noch nachzuprüfen sein, wieweit z. B. in Tell-Amarna (s. Amarna [EI]) SM III oder „Mykenisches“ erscheint. Auch die Analogien und Unterschiede zwischen diesen beiden Gattungen, die Mundarten der „myk. Koine“, sind noch kaum erforscht. Nur in ganz großen Zügen läßt sich sagen, daß im 14.—13. Jh. die alten Formen, dreihenklige „Amphora“, niedrige „Pyxis“, Bügelkanne, hochfüßige Becher u. a., sich im Sinne weicherer, fließender Profilierung entwickeln, einige neue späte Formen hinzutreten (besonders zweihenklige, steilwandige Becher, Kratere und krater-ähnliche Näpfe, große Amphoren), die Ornamentik sich fortschreitend in Einzelelemente auflöst, so daß die ursprünglichen Pflanzen- oder Tiermotive unkenntlich werden, oder in der Richtung einfacher Linearmuster erstarrt. Daneben treten, wohl unter dem Einfluß der späten, festländischen Wandmalerei, Darstellungen von Rindern und Pferden, Menschen und Gespannen (das bekannteste Stück die myk. Kriegervase), welche die min. Töpfer wohlweislich gemieden hatten. Auch diese Bilder verfallen auf ganz späten kypr.-myk.



b

Vase B. Ägäischer Kreis
a. Koraku. Meist Späthelladisch I. — b. Koraku. Späthelladisch II. — Nach Arch. Anz. 37 (1922) S. 286, 287.

a



Vase B. Ägäischer Kreis

Geometrische Keramik: a. Kreta. — b. Thera. — c. Melos. Nach Archäol. Jahrb. 14 (1899). — d—f. Attika. Nach Archäol. Anzeiger 1914 S. 469f. Abb. 1—3.



Vase B. Ägäischer Kreis

Dipylon-Vase im Britischen Museum. Nach The British Museum Quarterly 2 (1927) Nr. 2.

Krateren einer erneuten Auflösung in ornamentale Gebilde.

Die Entwicklung mündet in völlige Verarmung des dekorativen Typenschatzes, kurz vor dem Untergang der min.-myk. Kultur (um 1200), und dauert dann noch eine Zeitlang fort, mit mehr oder minder glattem Übergang in die geom. Keramik. Diese „submyk.“ Keramik trägt an verschiedenen Orten ein leicht abweichendes Gepräge. Die Gräber von Salamis (s. d.) und Asine (s. d.) enthalten Vasen, die denen der entsprechenden Nekropolen auf Kreta (z. B. Knossos, Kurtes, Praisos, Vrokastro) ähneln, aber nicht ganz gleichen. Die Übergangszeit kann nicht sehr lange gewährt haben.

Furtwängler-Loeschke *Myk. Thongefäße* 1879; dies. *Myk. Vasen* 1886 (grundlegende, noch nicht ersetzte Sammlung des damals bekannten Materials). — Schachtgräber: Ath. Mitt. 40 (1915) S. 139ff. G. Karo. — Ägina: Arch. Anz. 1925 S. 319ff. G. Welter. — Asine: Frödin-Persson a. a. O. S. 79ff. Tf. 31ff. — Kuppelgräber: Ath. Mitt. 34 (1909) S. 302ff. Tf. 16ff. K. Müller (grundlegend für Scheidung festländ. und min. Keramik). — Kreta: Evans *Prehist. Tombs* S. 96ff., 120ff.; ders. *Tomb of Double Axes* S. 16ff.; *Ep. äpy.* 1904 S. 21ff. St. Xanthudidis (sehr spät); Maraghiannis *Ant. cré.* I Tf. 14, 21, 30; II Tf. 39, 41; III Tf. 45ff. — Übergangszeit: Ath. Mitt. 35 (1910) S. 17ff. S. Wide (Salamis); BSA 8 S. 240ff. (Praisos); Amer. Journ. Arch. 1901 S. 125ff. (Kavusi), S. 287ff. (Kurtes), S. 399ff. (Prinia); Anthr. Publ. Univ. Penns. 3 (1914) S. 94ff. (Vrokastro); Fimmen a. a. O. S. 2ff. (Fundstatistik), S. 89ff., 137ff., 152ff. (ägypt. Beziehungen).

B 2. Geometrische Zeit (Tf. 27, 28).

Wir bezeichnen mit dem Namen „Geometrische Keramik“ von den zahlreichen Gattungen mit geom. Mustern nur die zwischen dem Ende der myk. Kultur (um 1200 v. C.) und dem Beginn der orientalisierenden griech. Kunst (Ende des 8. Jh.) herrschenden Stile, auf dem weiten Gebiet, das Griechenland mit allen Inseln bis nach Kypros, die W-Küste von Kleinasien und Teile von Großgriechenland umfaßt. Innerhalb dieses halbttausendjährigen Zeitraumes feste zeitliche Grenzen zu ziehen, ist bisher deshalb unmöglich, weil mit dem Ende der myk. Kultur der rege Verkehr mit Ägypten, der genau datierbare Gegenstände mitbrachte, aufhört, und der nun herrschende phönikische Handel nichts Entsprechendes liefert. Indessen ergibt sich aus zahlreichen Einzelbeobachtungen folgende Einteilung im

wesentlichen als gesichert (die sehr viel höheren Zeitansätze Dörpfelds kann ich nicht annehmen).

Im 12. und auch noch im 11. Jh. wirkt die myk. Keramik, in ihrer letzten Entwicklung schon ganz erstarrt und oft fast „geom.“ anmutend, in Form und Ornament noch gelegentlich nach. Die Ägäis besitzt in dieser Zeit eine ziemlich einheitliche, dürrtige Ware. Im Gegensatz zu dem reichen myk. Formenschatz behaupten wenige Formen das Feld, vor allem Kannen und Kännchen, Näpfe, Amphoren, Hydrien, kleine und größere Tassen und Kantharoi. Die plumpen, sackartigen Profile entfernen sich mehr und mehr von der feinen myk. Elastizität. Der ganze untere Teil der Vase ist meist gefirnißt, nur auf der Schulter ein einfaches Band (Dreiecke oder konzentrische Halbkreise, die myk. Spirale ist verschwunden). Auf diese dürrtige, sog. protogeom. Per., die im O der Ägäis ins neue Jht. beträchtlich hinabreicht, folgt im W eine ganz anders geartete, die vom Myk. durch 2 Jh., noch mehr durch tiefe Gegensatzlichkeit des Geistes und Stils, getrennt ist. Der Bildgrund als Farbwert und die Beweglichkeit der Muster waren min. Erfindungen; der neue geom. Stil ist völlig einfarbig, Gefäßform und Grund spielen keine Rolle, die Ornamentik ist streng abstrakt, gewissermaßen arithmetisch komponiert, zunächst ohne jede tektonische Tendenz. Dieser frühgeom. Stil (etwa 10.—9. Jh.) wurzelt vor allem in Attika, der Argolis, den Kykladen, Kreta, natürlich mit starken örtlichen Verschiedenheiten. Am reinsten ausgebildet ist der attische Dipylonstil (s. Dipylon). Neben protogeom. Formen erscheinen neue: hohe oder flache, gerundete Pyxiden (Büchsen), schlanke Amphoren, Nachbildungen metallener Stabdreifüße u. a. Das mehr oder minder gefirnißte Gefäß wird mit einfachen Ornamentbändern, die stets rundum laufen, ganz gefüllt. (Dagegen überwiegen im O, vor allem auf Kypros, noch spätmyk. Formen und zum großen Teil tongrundige Vasen mit Metopen-Verzierung.) Die festländ. Muster sind zunächst nur geradlinige einfachster Art: Zickzack, Punkt- und Zackenreihen, Strichgruppen, Mäander, Fischgräten, Rauten (noch kein Schachbrett, das den Grund als Farbwert gelten läßt und

im O von Anfang an häufig ist). Dieser reine Stil erfährt schon früh im 9. Jh. allerhand Einflüsse, infolge des verblüffend ausgedehnten Vasenhandels. In Athen sind zwar fremde Gefäße selten, im Peloponnes, auf Kreta und Kypros schon häufiger, die Kykladen, vor allem Thera, zeigen neben ausgebildeter einheimischer Ware eine Menge verschiedenartigsten Imports. So gelangt die auf den Inseln von Anfang an beliebte Kreis-Ornamentik bald nach Athen, anderseits wirkt die Arithmetik des attischen Stils, der zuerst ganz konsequent drei Streifen oder Linien zur Begrenzung der Muster verwendet, dann zwei, endlich vier oder mehr, auf die Argolis u. a. Orte ein. Im O (Kreta, Thera, Kleinasien, Kypros) scheint ein Zweistreifensystem beliebt, ohne ganz streng durchgeführt zu sein.

Erst etwas später dringt der tektonische Aufbau des Ornaments, von O kommend, auf dem Festlande ein, ebenso die Metopen-Teilung mit Mittel- und Seitenfeldern. Figürliche Darstellungen, Vögel, Rehe, Pferde, bald auch Menschen, füllen diese neuen Raumgebilde, desgleichen umlaufende Friese. Sie sind aber stets dem strengen Gesetz der geom. Stilisierung und ihres fortlaufenden Rhythmus unterworfen. Erst ganz spät, unter oriental. Einfluß, erscheint die antithetische Gruppe, zugleich wird das Gesetz der einfach schwarzen Silhouetten durchbrochen, Augen, Köpfe, Gewandteile ausgespart oder im Umriß gezeichnet. — In dieser späten Zeit (etwa Ende des 9.—8. Jh.) kommen als neue Formen hochhalsige Amphoren, Kannen mit runder oder kleeblattförmiger Mündung, hochwandige Becher, kantige Schalen mit hohem Fuße hinzu, anderseits, offenbar unter Einfluß der Inseln (Rhodos, Kreta, Kypros), halslose Amphoren und Pithoi, sowie die großen Kratere mit figurenreichen Darstellungen der Leichenklage, des Begräbnisses, der Schlachten zu Lande und zu Wasser u. ä. (Tf. 28, Band II Tf. 203, XI Tf. 63). Bezeichnend für diese nüchtern sachliche Kunst ist das Fehlen von Mythen, Fabelwesen, Göttern, die erst ganz am Ende des Stils auftreten. Diese meist für den Totenkult geschaffenen Vasen standen oft als Grabdenkmäler über der Gruft. — Die Freude an der Farbe bereichert auf Kypros und Kreta die einfach schwarze

Ornamentik mit Rot und Weiß. Davon hält sich Attika frei, bis orientalisierende Einflüsse den überalterten Dipylon-Stil rasch zersetzen und im sog. Früh-Attischen eine hybride Mischkunst erzeugen (7. Jh., ähnliches in Boiotien, in der Argolis, auf Ägina, Kreta und wohl auch an anderen Orten, wo unser Material noch spärlich ist). Ans Ende des Dipylon-Stils gehört noch die Kanne mit der ältesten attischen Inschrift (8. Jh.; s. Schrift G und Abb. Band XI S. 357).

A. Conze *Die Anfänge d. griech. Kunst* (bahnbrechend); H. Brunn *Griech. Kunstgesch.* I 52ff.; H. Dragendorff *Theraeische Gräber* (= Hiller v. Gaertringen *Thera II*) 1903; Arch. Jahrb. 14 (1899) S. 26ff., 78ff., 188ff., ebd. 15 (1900) S. 49ff. S. Wide; Ath. Mitt. 28 (1903) S. 1ff. E. Pfuhl; Fr. Poulsen *Die Dipylongräber und die Dipylonvasen* 1905; B. Schweitzer *Untersuch. z. Chron. d. geom. Stile in Griech.* I (1917), II (1918) [= Ath. Mitt. 43 (1918) S. 1ff.]; E. Pfuhl *Maleret u. Zeichnung d. Griechen I* (1922) S. 55ff.; E. Buschor *Griech. Vasenmalerei*² 1914 S. 30ff. — Kanne mit Inschrift: Ath. Mitt. 6 (1881) Tf. 3 (s. a. Schrift G § 1 und Band XI S. 357) A. Furtwängler; Berl. Phil. Woch. 1918 S. 454ff. W. Bannier. — Dörpfelds Chronologie zuletzt: Ath. Mitt. 50 (1925) S. 77ff. G. Karo

C. Ägypten (Tf. 29—36).

§ 1. Einleitendes. — § 2. Darstellungen der Töpferei. — § 3—15. I. Vorgeschichte. — § 16—18. II. Altes Reich bis Hyksos-Zeit. — § 19—21. III. Neues Reich.

§ 1. Die äg. Keramik (Tonware) hat weder die Vielseitigkeit der Formen noch die reiche Verschiedenheit der Ornamentik und Bemalung wie die anderer Länder aufzuweisen. Es wird immer verwunderlich bleiben, weshalb der sonst in jedem Handwerk und Kunstgewerbe wahrhaft künstlerisch schaffende Äg. gerade die Keramik in dieser Beziehung vernachlässigt hat, wenn man auch ein gutes Teil der Schuld der schon in vorgesch. Zeit feststellbaren, dann rasch aufblühenden Fayence-Industrie (s. Fayence B) zuschreiben kann, die vornehmlich alle Zierformen besser und schöner lieferte als der gewöhnliche Ton. Bei einem Überblick über die gesamten keramischen Funde aus rund 4 Jahrtausend läßt sich unschwer ein Einschnitt in der Entwicklung zur Zeit der ersten beiden Dyn. um 3200 v. C. (nach Ed. Meyer) feststellen; äußerlich ist dieser Schnitt durch das Auftreten der Töpfer-



a



b



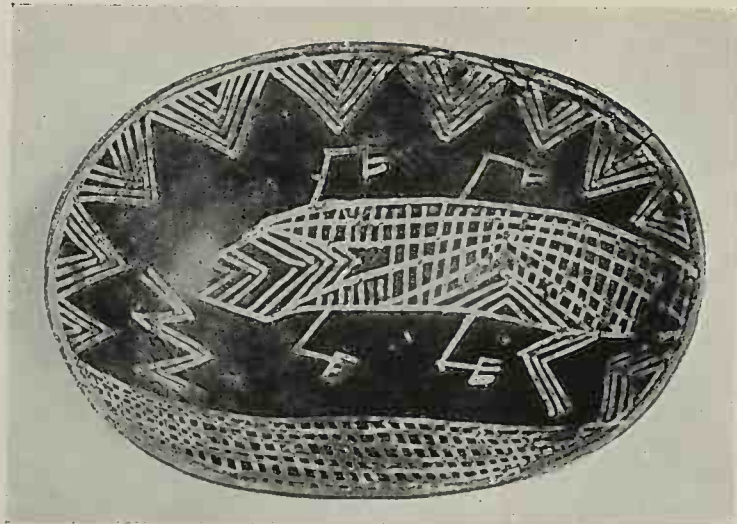
c



d

Vase C. Ägypten

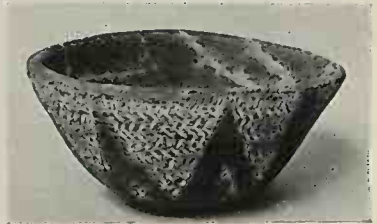
Vorgeschichtliche Tongefäße: a. Schwarzrandig. — b. Rot gestrichen und poliert. — c. Gewöhnliche grobe Ware. — d. Großes Vorratsgefäß, geglättet. — Nach Originalen des Berliner Museums.



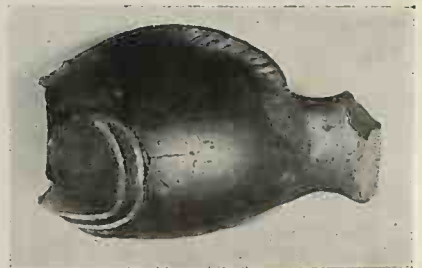
a



b



c



d

Vase C. Ägypten

Vorgeschichtliche Tongefäße: a. Weißfigurig, mit Zeichnung eines Krokodils. — b. Mit plastisch aufgesetzten Elefanten. — c. Schwarzer Napf mit weiß ausgeriebenem Ritzmuster. — d. Gefäß in Fischform. — Nach Originalen des Berliner Museums.

scheibe gekennzeichnet. Vorher, also in der Vorgeschichte, haben wir nach Art des Materials, der Formen und der Verzierung eine reich ausgebildete Keramik — nachher, vor allem im AR, fast ohne Anknüpfung an das Frühere, eine recht rohe Ware, die mit wenig Ausnahmen erst im NR etwas besser ausgestaltet wird.

§ 2. Herstellung der Töpfe. Über die Anfertigung von Tongefäßen sind wir durch Bilder gut unterrichtet. Abgesehen von religiösen Bildern, die die Götter Ptah oder Chnum das Welt-Ei, bzw. den Menschen auf der Töpferscheibe formend darstellen (Rosellini *Monumenti del Culto* Tf. 21 und A. Gayet *Le temple de Louxor* 1894 Mém. Miss. 15 Tf. 63 Abb. 202), ist das Formen von Tongefäßen mit der Hand bei R. Lepsius *Denkm.* II 74a (AR) dargestellt, das Arbeiten mit der Scheibe am ausführlichsten bei P. Newberry *Beni Hasan* II Tf. 7 (MR). Man sieht das Kneten des grauen Tones, das Fertigen des Topfes auf der mit der Hand bewegten Töpferscheibe, das Brennen in einem etwa mannshohen Ofen, aus dem oben die Flamme herausschlägt, und das Herausnehmen der nunmehr rot gebrannten Gefäße. Wie heutzutage noch in Ä. und Nubien, geschah die Herstellung von Tongefäßen keineswegs fabrikmäßig, sondern war der handwerklichen Fertigkeit des Einzelnen überlassen, woraus sich die große Verschiedenheit in Material und Güte erklärt; auch war die Töpferscheibe keineswegs überall im Gebrauch, wie deutlich nur mit der Hand geformte, unregelmäßige Gefäße aus allen Zeiten beweisen. Lehrreich ist eine Schilderung, wie im heutigen Nubien die Töpfe hergestellt werden; denn gleich vielen andern Handfertigkeiten hat sich auch die Töpferei in Technik und gewissen Gefäßformen ziemlich unverändert bis auf den heutigen Tag im Nil-Tal erhalten. Danach ist die Herstellung der Töpfe zumeist Frauenarbeit. Die Töpferin knetet aus Ton und klein geklopftem Eselsmist einen Teig mit Beimischung von etwas Asche. Das Gefäß wird freihändig geformt und mit einer Muschel geglättet. Nachdem es getrocknet ist, wird es mit Röteln rot gestrichen. Die fertigen Töpfe werden aufgeschichtet, die großen bauchigen zu unterst, Nöpfe und Teller obenauf, und in einem

offenen, hauptsächlich von Mist genährten Feuer gebrannt. Nach zwei Tagen werden die fertig gebrannten Gefäße dem Gebrauch übergeben. (H. Junker und H. Schäfer *Nubische Texte im Kenzi-Dialekt* III [1921] S. 135ff. — Weitere Bemerkungen zur Technik bei Junker *Kubanieh-Süd* S. 45.) Über die Verwendung der Gefäße im Grabe, absichtliches Unbrauchbarmachen (Töten) usw. s. Beigabe B.

Darstellungen der Töpferei im AR: Steindorff *Grab des Ti* 1913 Tf. 83, 84; im MR: P. Newberry *Beni Hasan* 1893 I Tf. 11, 29; II Tf. 7; IV Tf. 20; ders. *El Bersheh* o. J. I Tf. 25; hölzernes Modell (MR) einer Töpferei bei Quibell *Excav. Saqqarah* 1906/07 Tf. 17, 1. 3.

I. Vorgeschichte. § 3. Einteilung der vorgesch. Keramik. — Eine zusammenfassende Darstellung der äg. Keramik; insbesondere derjenigen der Vorgeschichte, ist eine dringend nötige Aufgabe der Zukunft. Man wird dann vielleicht auch örtliche Stile, z. B. der Gegend von Memphis oder des n. Oberäg. (FO: Turah [s. d.], Tarkhan [s. d.] und Abusir el-Meleq [s. d.]) und von Abydos (s. d.) oder dem s. Oberäg. (Negade [s. d.], Diospolis [s. d.], El Amrah [s. Amrah <El>], Mahasna [s. d.]) scheidern lernen. Der Versuch von Bissings, bestimmte Gruppen nach Formen zu scheidern, ist leider nicht zu Ende geführt und im vorliegenden Teil seiner Arbeit noch nicht begründet worden (F. W. von Bissing *Tongefäße* I [1913] Cat. gén. des Antiqu. égypt. du Musée du Caire). Scharfsinnig durchdacht und aufgebaut ist Petries Versuch, die vorgesch. Keramik und ihr dann folgend auch alle andern Grabfunde und die Gräber selbst in eine relative Chronologie hineinzubringen (s. Staffeldatierung). Die folgende Darstellung schließt sich unter Beachtung der Staffeldatierung (*Sequence dates*) der Petrieschen, wenn auch manchmal etwas oberflächlichen Gruppeneinteilung an, da das weitaus größte Material unter diesen Gesichtspunkten geordnet und veröffentlicht ist. Petrie hat neuerdings innerhalb der Staffeldaten drei Kulturen unterschieden, deren erste (SD. 30—38) und zweite (SD. 38—63) man auch als Früh- und Mittelpräh. bezeichnen kann, während die dritte oder spätpräh. Kultur (von SD. 63 an) schon zur fröhdy. Zeit überleitet (*Prehistoric Egypt* S. 46). Zur ersten Kultur gehören vor-

nehmlich die in § 6—8 beschriebenen Gefäßarten, zur zweiten diejenigen von § 4, 9 und 12. Am deutlichsten werden die beiden Kulturen durch die weißfigurige Ware (§ 7) der ersten und die rotfigurige (§ 12) der zweiten gekennzeichnet, die niemals zusammen in einem Grabe vorkommen. Die erste Kultur ist bisher nur auf den Friedhöfen des s. Oberägyptens (Negade [s. d.], Diospolis [s. d.] usw.) nachgewiesen und besitzt nordafrikanisch-hamitische Bestandteile (ÄZ 61 [1925] S. 16 A. Scharff); die zweite Kultur zeigt dagegen gewisse Zusammenhänge mit dem Mittelmeergebiet und Palästina; sie allein findet sich auf den n. Friedhöfen Oberägyptens (Abusir el-Meleq [s. d.], Gerzch [s. d.]) und hat sich nach und nach von hier aus nach S vorgeschoben, so daß sie z. B. in Negade, auf dessen Keramik Petries System aufgebaut ist, als zweite Kultur erscheint (vgl. darüber G. Möller-A. Scharff *Abusir el-Meleq* 1926).

Übersicht über das gesamte Material der Petrieschen Grabungen: W. M. Flinders Petrie *Prehistoric Egypt Corpus* 1921, dazu Texterläuterungen in dess. *Prehistoric Egypt* 1920 S. 3ff. Die Einzelpubl., aus denen das Corpus zusammengestellt ist, s. am Schluß von § 15.

§ 4. Gemeinsame Merkmale der Gefäße. Sämtliche auf uns gekommenen Gefäße vorgesch. Zeit waren Grabbeigaben. Ob und inwieweit sich die Gebrauchsware von ihnen unterschied, läßt sich nicht sagen. Für die in den § 5—14 besprochenen Gefäßarten und darüber hinaus auch für jene der geschichtl. Zeit ist zweierlei allg. hervorzuheben: 1. Eine sehr große Zahl äg. Gefäße hat keine Standfläche, sie waren entweder in den Boden eingegraben, ruhten auf tönernen Untersätzen (z. B. Naville *Cem. Abydos* I Tf. 16 Nr. 1) oder steckten in Ständern, wie man es oft abgebildet sieht (z. B. Wreszinski *Atlas* Tf. 169); halbkugelige Näpfe standen auch ohne besonderes Auflager infolge der Breite der Wölbung fest. 2. Der Henkel zum Tragen des Gefäßes ist der äg. Keramik von Hause aus fremd (vgl. aber den sog. Wellenhenkel in § 5). Wo immer Henkel auftreten, wird man auf irgendwelchen fremden Einfluß schließen dürfen. Typisch ist er nur — und zwar sind es dann stets zwei Henkel — bei den vom NR an häufigen sog. „Pilgerflaschen“ (s. § 20), die, allerdings ebenfalls Fremdlinge, aus Zypern stammen.

§ 5. Gefäße mit Wellenhenkeln (Tf. 31, 32 a; Band XI Tf. 47 e). Eine scheinbare Ausnahme von dem eben allg. über Henkel Gesagten bilden die Gefäße mit sog. Wellenhenkeln, besser: gewellten Tragansätzen. Die nach der Petrieschen Ordnung ältesten Gefäße dieser Gattung sind dickbauchig und zeigen auf beiden Seiten ungefähr in der Mitte des Bauches je einen Wulst, in den mehrere Vertiefungen mit den Fingern eingedrückt sind. Das Abgleiten der Hände beim Tragen wurde dadurch verhindert. Doch müssen die Vorzüge dieser Tragweise früh außer acht gelassen worden sein. Denn die Wülste werden bald zum reinen Ornament; die Fingereindrücke werden kleiner, die Wülste breiter und dünner, wellenförmiger, sie stoßen schließlich zusammen und rücken als ein gewelltes, aufgesetztes Ornamentband höher hinauf nach dem Rande der im Laufe dieser Entwicklung immer zylindrischer werdenden Gefäße. In frühdyn. Zeit umzieht eine Punktreihe oder die Nachbildung einer Schnur die Gefäße dicht unter dem etwas verdickten Rand. Während die älteren Gefäße meist aus einem körnigen, rötlichen Ton gefertigt sind, bestehen die jüngeren aus fein geschlammter, grauer Ware, die Gefäße aus der 1. Dyn. sind zuweilen mit einem glasure-artigen Überzug versehen. Vereinzelt sind diese Gefäße mit einem rotfarbigen Netzmuster bemalt, das die Tragweise dieser Gefäße in einem Netz andeuten sollte (Tf. 31c). In einigen Gefäßen der älteren Typen fanden sich eingedickte Ölreste, in den jüngeren Formen nur Ersatzstoffe (Sand, Asche). Man hat daher angenommen, daß diese wegen der Tragansätze für Ä. so merkwürdigen Gefäße ursprünglich als fremde Ware mit der Ölfuhr nach Ä. kamen. In der Tat fanden sich an vielen FO in Palästina, wo der Ölbaum im Gegensatz zu Ä. heimisch war, und das daher mit Recht als Öl-Ausfuhrland bezeichnet werden kann, ähnliche Gefäße mit wellenförmigen Ansätzen, immer dickbauchige Formen, vereinzelt sogar mit rotbraunem Tragnetzmuster bemalt (z. B. Sellin-Watzinger *Jericho* Tf. 20A 3a und b; Karge *Rephaim* 1917 S. 227 Abb. 42 und S. 229 Abb. 44; vgl. dazu H. Frankfort *Studies in early pottery of the near East* I [1924] S. 105 und Vase E § 6 mit Tf. 39b, 40^a a rechts).



a



b



c



d

Vase C. Ägypten

Vorgeschichtliche Tongefäße: a—d. Die Entwicklung des wellenförmigen Tragansatzes zum Ornament. — c. Außerdem mit Netzmuster bemalt. — Nach Originalen des Berliner Museums.



a



b

Vase C. Ägypten

Vorgeschichtliche Tongefäße mit roter Bemalung: a. Mit Schiffen und [Flamingos bemalt, auf dem einen Schiff ein Mann. — b. Mit Spiralen und gewellten Linien bemalt. — Nach Originalen des Berliner Museums.

Die paläst. Wellenhenkelkrüge erhalten häufig richtige Traghenkel, was wiederum vereinzelt auch in Ä. zu belegen ist (*Pottery Corpus* Tf. 28 Nr. 2a—c) und mir ganz besonders für den Zusammenhang mit Palästina zu sprechen scheint. Die Chronologie, die die äg. Gefäße (zweite Hälfte des 4. Jht.) um rund 1000 J. von den paläst. (zweite Hälfte des 3. Jht.) trennt, bildet aber eine vorläufig unüberbrückbare Kluft zwischen den arch. so greifbaren Zusammenhängen (s. a. Vase E § 5). Über die Nachahmung von Wellenhenkelgefäßen in Stein s. Steingefäß C § 5; ferner vgl. hier § 12 (Bemalte Gefäße).

W. M. Flinders Petrie *Corpus of prehist. Pottery and Palettes* 1921 Tf. 28—30.

§ 6. Rot polierte Gefäße ohne Bemalung (Tf. 29b). Eine sehr häufige, bis in die ältesten Grabfunde hinaufreichende Ware. Die mit der Hand geformten Gefäße werden mit einem Kiesel oder einer Muschel geglättet und dann vor dem Brand mit einer Eisenoxydlösung rot gestrichen, schließlich glatt poliert. Die Gefäße zeichnen sich durch eine leuchtend rote bis braunrote Färbung aus. Junker hat den Unterschied zwischen dunkelrot und hellrot polierter Ware eingeführt; letztere ist ohne Farbbad poliert (*Kubanieh-Süd* S. 64 und 67). Die Formen sind sehr verschiedenartig: flache und halbkugelige Näpfe und Schüsseln, bauchige, später schlanker werdende Krüge, Flaschen mit länglichem Halse. Vereinzelt kommen auch halbpolierte Näpfe vor, bei denen nur das Innere und der Rand außen rot gestrichen sind (Abusir el-Meleq; unveröff.). Auch die Gruppe Sonderformen von § 11 gehört größtenteils hierher.

W. M. Flinders Petrie *Corpus of prehist. Pottery and Palettes* 1921 Tf. 9—14.

§ 7. Rot polierte Gefäße mit weißer Bemalung oder weißfigurige Ware (Tf. 30a—b). Rot polierte Gefäße, aber fast durchweg von einem anderen Formenschatz, kommen auch mit weißer Bemalung vor, und zwar nach der Staffeldatierung gerade in den ältesten Gräbern, während sie in den jüngeren, in denen unbemalte, rot polierte Ware noch häufig ist, nicht mehr belegt sind. Petrie denkt an libyschen Einfluß und vergleicht die Ware mit moderner kabyllischer Keramik (*Diospolis* S. 14; vgl. Maciver-Wilkin *Libyan*

Notes 1901 [Titelblatt]). Wenn auch diese Art der Formenvergleichung abzulehnen ist, so sprechen doch mancherlei Darstellungen auf den Gefäßen, z. B. Männer mit Phallus-Taschen libyscher Art, dafür, daß die weißfigurige Ware zum afrikanisch-hamitischen Bestand der äg. Kultur gehört (*ÄZ* 61 [1925] S. 16ff. A. Scharff). Die weiße Bemalung ist eine Strichmalerei, die Körper sind wie aus Gitterarbeit. Am häufigsten finden sich geometrische Muster (Dreiecke, Kreise, Zickzacklinien in Sternform), daneben auch naturalistische (Bäume, Tiere — vor allem Krokodil [Tf. 30a] und Gazelle —, seltener Menschen, u. a. als Jäger mit Hunden). Eigenartig sind einige Becher mit drei Füßen und Gefäße mit auf den Rand plastisch aufgesetzten Tieren: Elefanten (Tf. 30b), Nilpferde (*ÄZ* 61 [1925] S. 16 A. Scharff; Ayrton-Loat *Mahasna* Tf. 11, 3). Schließlich sind einige weißfigurige Gefäße am Rande geschwärzt, weisen also auf die in § 8 besprochene Ware hin, mit der unsere Gruppe nach Material und Technik ebenso verwandt ist wie mit der unbemalten von § 6 (z. B. de Morgan *Origines* I Tf. 1 Nr. 5, Berlin äg. Inv. Nr. 15784, Herkunft unbekannt).

W. M. Flinders Petrie *Corpus of prehist. Pottery and Palettes* 1921 Tf. 20—25; vgl. dazu H. Frankfort *Studies in early pottery of the near East* I (1924) S. 94.

§ 8. Teilweise geschwärzte (rot-schwarze) Gefäße (Tf. 29a). Im Grunde dieselbe Ware wie die in § 6 geschilderte. Die Gefäße wurden beim Brennen mit der Öffnung in die Asche gestellt und diese wahrscheinlich noch mit Mist o. ä. zugedeckt, so daß sich hier keine richtige Flamme entwickelte. So konnte das Feuer nur an den herausragenden Teil des Gefäßes heran und ihn richtig durchbrennen, während der in der Asche stehende Teil innen und außen nur geschwärzt (geschmaucht) wurde. Bei diesem Prozeß spielen auch noch chemische Vorgänge eine besondere Rolle. Interessant ist ein Vergleich mit der Herstellung ähnlicher Tongefäße in Indien: F. W. v. Bissing *Prähist. Töpfe aus Indien und Ägypten* 1911 (Bayr. Akad. 6. Abh.) S. 10 Anm. 1. Über moderne Versuche zur Erzielung einer ähnlichen Tonware vgl. Maciver-Woolley

Areika Eckley Coxe Exp. to Nubia I (1909) S. 17. Ursprünglich werden diese ältesten Gefäße ein Unvermögen des Herstellers bewiesen haben. Später, als man in festen Öfen, wie wir sie auf Bildern der geschichtlichen Zeit sehen, die rotgestrichenen Gefäße richtig zu brennen gelernt hatte, blieben die geschwärzten neben diesen als bewußte Kunstform und in bestimmten Typen bestehen. Die Ware hielt sich besonders lange in Nubien, wo man zwischen schwarz gebänderter und schwarz gesäumter Ware zu scheiden hat (s. Vase D § 3). Die Formen ähneln denen der rot polierten Ware, jedoch herrschen längliche Gefäße mit kleiner Standfläche vor, während bauchige Gefäße und Flaschen fast gänzlich fehlen. Über die Zusammengehörigkeit mit der weißfigurigen Ware s. § 7.

W. M. Flinders Petrie *Corpus of prehist. Pottery and Palettes* 1921 Tf. 1—8.

§ 9. Völlig geschwärzte Gefäße ohne Bemalung. Führt man das eben beschriebene Schmauchen der Gefäße intensiver durch, so erhält man völlig geschwärzte Gefäße. Ihr Vorkommen ist so selten, daß sie Petrie bei seiner ursprünglichen Klasseneinteilung nicht berücksichtigt hat. Belegt sind langhalsige Flaschen und ganz kleine Töpfchen mit Schnurösen, deren Form den Steingefäßen entlehnt ist. Es sind billige Nachahmungen der kostbareren Steingefäße. Besonders bezeichnend ist ein Gefäß, das die weiße Sprengelung des Steins dadurch nachahmen sollte, daß eingestochene Löcher mit einer weißen Masse ausgerieben wurden (MDOG 30 [1906] S. 14 Abb. 13). Petrie wollte die in den Königsgräbern der 1. Dyn. gefundenen schwarzen Gefäße als unägyptisch dem ägäischen Kulturkreis zuweisen (*Abydos* II 38 sowie Tf. 15 Nr. 267—269 und Tf. 42 Nr. 20—36), was aber sicher mit Recht abzulehnen ist (Fimmen *Kret.-myken. Kultur*² 1924 S. 153). Erwähnt sei ferner eine besondere Art grober, geschwärzter Gefäße, die während der Ausgrabung bei Turah, aber nicht in den Gräbern des Friedhofs selbst, gefunden wurde und nach Material und Form nichts mit den bisher besprochenen Gefäßen zu tun hat. Junker möchte in diesen Gefäßen Spuren der sonst ja unbekanntenen Delta-Keramik erblicken (Junker *Turah* S. 2 Abb. 1).

W. M. Flinders Petrie *Corpus of prehist. Pottery and Palettes* 1921 Tf. 19 (unter den Sonderformen).

§ 10. Schwarze Gefäße mit eingeritzten Ornamenten (Tf. 30 c). Diese merkwürdige Ware ist selten belegt. Zumeist sind es kleinere, dickwandige Näpfe und Schalen, in deren Außen- und manchmal auch Innenseite mit einem spitzen Gegenstand Ornamente (Bänder, Dreiecke, vereinzelt Schachbrettmuster, ganz selten ein Tier) eingeritzt, zuweilen auch eingestochen sind, die mit einer weißen Kalkmasse ausgerieben wurden. Eine ähnliche, aber doch auf den ersten Blick leicht unterscheidbare Ware findet sich im MR in Nubien und von dort aus auch in den sog. Pfannengräbern in Ä. (s. Grab D § 16, Vase D § 5). Petrie möchte auch in dieser Ware einen mittelländischen Einfluß erkennen (*Diospolis* S. 14 Class N), was aber von Fimmen (*Kret.-myken. Kultur*² 1924 S. 152) durchaus abgelehnt wird. Möglich wäre vielleicht eine Beeinflussung vom westmittelländischen Kreis her durch Nordafrika, denn eine ähnliche Ware mit eingeritzten Band- und Dreiecksmustern kommt in Spanien, z. B. in Ciempozuelos (s. d. und Band II Tf. 161), vor. Doch ist ein Zusammenhang bislang noch nicht nachweisbar. Schließlich soll nicht verschwiegen werden, daß ein in den äg. Formenschatz durchaus nicht hineinpassender, kelchartiger Becher auffallend an den europ. Tulpenbecher erinnert (Petrie *Pottery Corpus* Tf. 27 Nr. 58; vgl. Band II Tf. 12 Abb. 26). Doch soll hier keinerlei Zusammenhängen das Wort geredet werden, bevor diese nicht greifbarer geworden sind.

W. M. Flinders Petrie *Corpus of prehist. Pottery and Palettes* 1921 Tf. 26—27.

§ 11. Gruppe der Sonderformen. Die Gruppe ist nach Art des Materials und der Farbe zum größten Teil den rotpolierten Gefäßen (s. § 6) zuzurechnen. Petrie hat in ihr alle ungewöhnlichen Typen zusammengefaßt, wie Doppelgefäße, Gefäße mit Untersatz oder auch mit mehreren Füßen, Flaschen mit mehrfach eingezogenem Hals, mit besonderem Ausguß (vor allem mit seitlichem Ausguß aus der Halsöffnung, diese Formen sind spät und der Technik der Kupfer-



a



b



c



d

Vase C. Ägypten

a—b. Waschgefäß des Alten Reiches. — c, d. Gefäße des Mittleren Reiches. — d. Auf einem
tönernen Untersatz. — Nach Originalen des Berliner Museums.



d



a



b



c

Vase C. Ägypten

Unägyptische Gefäße: a. Aus den Hyksos-Gräbern von Abusir el-Meleq. — b. Tell el-Jehudije-Kännchen; etwa Hyksos-Zeit. — c. Zyprisches Henkelkännchen, Neues Reich. — d. Syrisches Ölkännchen, Neues Reich. — Nach Originalen des Berliner Museums.

gefäße entlehnt), in Form zweier kommunizierender Röhren, und schließlich eine Reihe von Gefäßen in Tierform, vor allem Fischen (Tf. 30d) und Vögeln (s. Steingefäß C § 7). Auch ein kleiner Napf mit einem Kranz aufgesetzter Buckel ist hierher zu rechnen (MDOG 30 [1906] S. 12 Abb. 9 links, S. 13 Abb. 11 und 12 Mitte).

W. M. Flinders Petrie *Corpus of prehist. Pottery and Palettes* 1921 Tf. 15—18.

§ 12. Gefäße mit roter Bemalung oder rotfigurige Ware (Tf. 32). Die rot bemalten Gefäße gehören nach Form und Material (bräunlicher Ton ohne Politur) einerseits mit den älteren bauchigen Typen der Wellenhenkelkrüge (s. § 5) zusammen und zeigen demnach auch zuweilen die dort besprochenen wulstigen Handhaben (immer in der alten, ausgebildeten Form), andererseits ahmen sie gewisse Formen der bunten Steingefäße (s. Steingefäß C § 5) nach und entlehnen von ihnen die Schnurösen, die merkwürdigerweise sogar manchmal neben den Wellenansätzen am gleichen Gefäß auftreten. Vereinzelt kommen Doppelgefäße, wie in der Gruppe Sonderformen (s. § 11), vor. Die beiden Haupttypen der Steingefäße, die niedrige, dickbauchige und die tonnenförmige Vase mit Standfläche — beide mit Schnurösen — sind auch die Hauptformen der rotfigurigen Keramik (s. Steingefäß C § 2, 3, 5). Zuweilen sollte eine unregelmäßige Tupfenbemalung den Eindruck des viel schwerer herzustellenden, bunt gemusterten Steingefäßes hervorrufen (ähnlich § 9). In der Hauptsache unterscheidet man ornamentale und naturalistische Malereien. Zur ersten Gruppe gehören: Wellenlinien (ob etwa Wasser darstellend zur Andeutung des Gefäßinhalts?) in verschiedenster Anordnung, rot ausgefüllte, aufrechte Dreiecke (sicher keine Berge, wie man zuweilen lesen kann), Netzmuster in schachbrettartiger Anordnung, dicke Punkte und Striche, schließlich einfach gekrümmte Linien und Spiralen, diese stets einzeln für sich wie ein aufgewickelter Faden, niemals fortlaufend (Tf. 32b). Größere Bedeutung beansprucht die zweite Gruppe durch die Bemalung mit allen möglichen Bildern aus der Natur. Man sieht Bäume und Schiffe, diese mit alten Gauzeichen als Standarten, Kajüten und

zahlreichen langen Rudern (Tf. 32a), Menschen und Tiere in buntem Wechsel, unter den letzteren vor allem Giraffen, Flamingos, Krokodile und Gazellen verschiedenster Art. Im Gegensatz zur weißfigurigen Malerei (s. § 7) sind die Figuren hier mit geringen Ausnahmen vollständig ausgemalt. S. a. Band I Tf. 15a.

W. M. Flinders Petrie *Corpus of prehist. Pottery and Palettes* 1921 Tf. 31—37; Gefäß mit Giraffen bemalt: Berlin Inv. Nr. 15129, Herkunft unbekannt; Jean Capart *Primitive Art in Egypt*. 1905 S. 113ff.; *Revue des Études Ethnogr. et Sociolog.* 1908 S. 1ff. Charles Boreux.

§ 13. Gefäße aus grobem Ton (Tf. 29c). Nach diesen infolge ihrer Gestalt, Farbe, Bemalung ausgesonderten Gruppen bleibt der große Rest der Gefäße ohne besondere Merkmale. Sie zerfallen nach der Staffeldatierung in eine Gruppe aus rohem, schlecht geschlämmten und schlecht gebrannten Ton, der häufig nur ein mit allem möglichen Schmutz durchsetzter Lehm oder Nilschlamm ist, und eine jüngere, bessere Gruppe (s. § 14). Die Formen sind ähnlich denen der anderen Gruppen, es überwiegen sehr große, unten spitz zulaufende, oben mit einem wulstartigen Rand versehene Vorratsgefäße.

W. M. Flinders Petrie *Corpus of prehist. Pottery and Palettes* 1921 Tf. 38—44.

§ 14. Gefäße aus mittelgrobem Ton (Tf. 29d). Die Ware, die durchweg den Gräbern der späten Vorgeschichte und der ersten Dyn. entstammt und sich als einzige in die geschichtliche Zeit des AR hinübergerettet hat, ist aus besser geschlämmtem Ton gefertigt und zeigt zumeist eine helle, graue, auch ins Gelbliche spielende Farbe. Wieder herrschen wie bei der vorigen Gruppe bis zu 60 cm h. Vorratsgefäße vor, daneben vor allem Nöpfe und Schüsseln.

W. M. Flinders Petrie *Corpus of prehist. Pottery and Palettes* 1921 Tf. 45—51.

§ 15. Verschiedenes. Besonderes Interesse verdient ein Fund von teilweise bemalten Scherben großer Henkelkrüge, den Petrie in einem Königsgrab der 1. Dyn. (s. Grab D § 11c) gemacht und als zum ägäischen Kreise gehörig angesprochen hat (*Royal Tombs II* Tf. 54; ähnliche Scherben bei Petrie *Abydos I* Tf. 8, 1—5; ders. *Tarkhan II* Tf. 9, 21—25); drei nahezu voll-

ständige Henkelkrüge in dess. *Lahun II* [1920] Tf. 53). Fimmen weist demgegenüber darauf hin, daß ähnliche Gefäße auf Kreta und den Inseln nicht vorkommen, daß vielmehr Syrien als Ursprungsland dieser Henkelkrüge, die auf Bildern des AR z. B. neben Bären vom Libanon vorkommen (L. Borchardt *Grabdenkmal des Sahure* 1913 WYDOG 26 Tf.-Band Bl. 3), anzusehen ist (Fimmen *Kret.-myken. Kultur*² 1924 S. 153; vgl. dazu Vase E § 4 und Ägäischer Einfluß auf Ägypten § 4). An unägyptischen Gefäßen sind ferner zu nennen ein mit rotbraunen Linien (nach Art der Gefäße von § 12) bemalter Amphoriskos von Abusir el-Meleq und eine ähnlich bemalte Henkeltasse von Gerzeh (MDOG 34 [1907] S. 9 Abb. 7 und Petrie *Gerzeh* S. 21 Tf. 11 Nr. 100). Beide Gefäße weisen ähnlich den Wellenhenkeltöpfen auf den paläst.-ostmittelmeerländischen Kulturkreis (vgl. Karge *Rephaim* 1917 S. 241 und A. Möller-A. Scharff *Abusir el-Meleq* 1926). Als fremd in Ä. sind fernerhin die etwa seit der 1. Dyn. vorkommenden Krug-Untersätze aufzufassen, die entweder mit dem Gefäß eine Einheit bilden (MDOG 30 [1906] S. 13 Abb. 11) oder für sich gearbeitet sind. Sie haben etwa die Form eines Kegelstumpfs, der oben durch einen dicken Wulst als Auflager für das Gefäß abgeschlossen ist, oder sie gleichen einer weit ausladenden Schale mit breiter Standfläche; in beiden Fällen ist die Fläche häufig von runden oder dreieckigen Löchern durchbohrt (Petrie *Pottery Corpus* Tf. 51 Nr. 80—88). H. Frankfort bringt sie mit ähnlichen Gebilden aus Assur und andern mesopotamischen Orten zusammen (*Studies in early pottery of the near East I* [1924] S. 127 und Abb. 13 auf S. 129). — Von besonderen Merkwürdigkeiten sind ferner zu erwähnen: Töpfe der groben Ware (s. § 13) mit durchlöcherterem Einsatz in der Öffnung nach Art der heute noch in Ä. üblichen Wasserflaschen (Gullen; Berlin Inv. Nr. 13060 von Negade, *Diospolis* Tf. 19 Nr. 50b—c), ein tönernes Sieb (Berlin Inv. Nr. 18047 von Abydos), ferner Krugverschlüsse in Form von Kegeln oder Kugelabschnitten. Sie saßen auf der Öffnung besonders der großen Vorratsgefäße und waren mit Nilschlamm daran festgebacken und gesiegelt (*Royal Tombs II* Tf. 15, 105—110). Auch kommen

Deckelgefäße vor, bei denen der kegelförmige Deckel durch Schnüre mit dem hierzu durchlöcherter Gefäßrand kunstvoll verbunden war (MDOG 30 [1906] S. 12 Abb. 9 Mitte; Petrie *Pottery Corpus* Tf. 27 Nr. 67, 68, 70). — Vielfach finden sich auf den Gefäßen eingeritzte Topfmarken, Zeichen des Verfertigers oder des Besitzers, von Strichen in mannigfachster Anordnung an bis zu gut gezeichneten Tieren (Berlin Inv. Nr. 14336 im Handel erworben) und zu Vorläufern gewisser Hieroglyphen (z. B. Zeichen des Königspalastes). Auch rohe Tintenaufschriften kommen vor. (Beides gut zusammengestellt von Junker *Turah* S. 47 ff.). Eine merkwürdige Art der Ausbesserung von Gefäßen läßt sich zuweilen feststellen: auf beiden Seiten der Bruchstelle sind kleine Löcher gebohrt, durch die eine Schnur gezogen wurde zum Zusammenhalten der Stücke (so Berlin Inv. Nr. 21029 aus Abusir el-Meleq; Ayrton-Loat *Mahasna* Tf. 26, 6; vgl. für Nubien Junker *Kubanieh-Süd* S. 45; ders. *Kubanieh-Nord* S. 62). — Ob die verschiedenen Gefäßtypen bestimmten Zwecken gedient haben, wird sich nie ermitteln lassen. Über den Inhalt der Wellenhenkelgefäße vgl. § 5; bei der Ausgrabung in Abusir el-Meleq fanden sich Stücke grüner Augenschminke in kleinen, kugeligen Töpfchen, ferner Reste grob gemahlener Korner von der Bierbereitung her in einem großen Krüge, und schließlich feiner, weißer Sand, den Möller als Scheinmehl deutete, das man dem Toten zur Brotbereitung im Jenseits mitgab (MDOG 30 [1906] S. 11, 14; ebd. 34 [1907] S. 9). — Zum Schluß folge die Aufzählung der Literatur, aus der das oben allein zitierte Corpus zusammengestellt ist. In jeder der englischen Publikationen der Petrieschen Schule sind sämtliche in § 5—14 besprochenen Gruppen vertreten; Reisner und Junker weichen in ihren Gruppen vielfach von Petrie ab. Gruppe I umfaßt Publikationen der frühen und mittleren Vorgeschichte, Gruppe II diejenigen der späten Vorgeschichte und fröhdyn. Zeit. Die Zusammenstellung bei J. de Morgan *Recherches sur les Origines de l'Égypte* 1896 S. 151 ff. und Tf. 1—10 ist durch die neueren Publikationen jetzt so gut wie wertlos geworden.

I: W. M. Flinders Petrie und J. E. Quibell *Naqada and Ballas* 1896 Tf. 18—42; Petrie *Dios-*



a



b



c



d

Vase C. Ägypten

Bemalte Tongefäße des Neuen Reiches: a. Wassergefäß mit Ausguß und Deckel. — b. Mit bunten Kränzen und Lotosblüten bemalt. 19. Dyn. — c. Mit Pferden bemalt; Farben braun und rot. 18. Dyn. — d. Mit blauen Kränzen bemalt. 19. Dyn.



a



b



c



d

Vase C. Ägypten

Tongefäße des Neuen Reiches mit glaserartigem Überzug, teilweise mit Henkeln und brauner Bemalung. — d. Sogenannte Pilgerflasche. — Nach Originalen des Berliner Museums.

polis Parva 1901 Tf. 13—23; D. Randall-Maciver und A. C. Mace *El Amrah and Abydos* 1902 Tf. 8, 13—15; John Garstang *Mahásna and Bêt Khalláf* 1902 Tf. 3; Edward R. Ayrton und W. L. S. Loat *Predynastic Cemetery at El Mahasna* 1911 Tf. 11, 14, 19, 24—38; W. M. Flinders Petrie und G. A. Wainwright *The Labyrinth, Gizeh and Masghuneh* 1912 Tf. 9—11; E. Naville-T. Eric Peet *The Cemeteries of Abydos I* (1914) Tf. 5—6, 11—13; ebd. II Tf. 1, 4, 10, 27—28. — II: Georg Möller *Ausgrabung auf dem vorgesch. Friedhof bei Abusir el-Meleq* MDOG 30 (1906) und 34 (1907); Hermann Junker *Bericht über die Grabungen auf dem Friedhof in Turah* Denkschr. d. k. Akad. d. Wiss. in Wien 56 (1912) S. 30ff. Tf. 37—43; W. M. Flinders Petrie *Tarkhan I* (1913) Tf. 19—22, 46—58; ders. *Tarkhan II* (1914) Tf. 28—31; ders. *Royal Tombs I* (1910) Tf. 39—58; ders. *Abydos I* (1902) Tf. 6—8, 28—41; George A. Reisner *The Early Dynastic Cemeteries of Naga ed-Dér I* (1908) Tf. 51—56, 73—75; Arthur C. Mace *dass.* II (1909) Tf. 49—54.

II. Altes Reich bis Hyksos-Zeit (etwa 3000—1600 v. C.). § 16. Tongefäße des AR (Tf. 33a, b). Von der Keramik der geschichtlichen Epochen kann im Rahmen dieses Werkes nur ein ganz knapper Überblick gegeben werden unter besonderer Berücksichtigung alles dessen, was sich mit andern, zu denselben Zeiten noch vorgesch. Kulturkreisen berührt. Die in § 14 geschilderten Gefäße der späteren Vor- und der Frühzeit sind die einzigen, die in das AR hineinreichen. Im übrigen sehen wir wie auch bei so vielen anderen Dingen etwa in der 2. Dyn. einen starken Einschnitt zwischen der so mannigfaltigen Keramik der vorgesch. und frühdyn. Zeit und der jüngeren des AR. Wenigstens müssen wir so nach den Funden des AR urteilen, das uns trotz der erst jetzt auftretenden Töpferscheibe nach Material und Formgebung mit wenig Ausnahmen eine gleich schlechte, rohe Ware hinterlassen hat. Allerdings kommen auch nur wenig Fundstellen in Betracht, da die ergiebigen Hockergräber — Erdgräber sind von jetzt ab mit entsprechend einfacher Keramik nur noch bei den unteren Bevölkerungsschichten in Gebrauch — und die reichhaltigen Königsgräber jetzt den Felsengräbern, Mastabas und Pyramiden Platz gemacht haben und die Mitgabe von Tongefäßen hier nicht mehr die frühere Rolle spielt. Aus Ansiedlungen des AR konnte bisher überhaupt keine Tonware bekannt werden, weil

keinerlei nennenswerte Hausruinen aufgedeckt worden sind. Das Berliner Museum besitzt einige unten spitz zulaufende, schlecht gearbeitete Töpfe mit hieratischen Aufschriften aus dem AR (Inv. Nr. 13653ff.) und einige Scherben (darunter eine kräftig dunkelrot gestrichene und polierte; s. § 6) aus den dtsh. Grabungen an den Pyramiden-Tempeln (z. B. Inv. Nr. 15604, 16192). Mehrfach kommt jetzt auch das aus Reliefs bekannte typisch äg. Waschgefäß aus rot gestrichenem und poliertem Ton vor: ein unten schmaler, oben breiter werdender und weit ausladender Napf und darin ein Gefäß mit Ausguß und einer Öffnung oben in der Mitte (Tf. 33a, b; Naville *Cem. Ab. I* Tf. 2 Nr. 5 und 8); ferner flache Schalen mit Ausgußstülpe und schlanke Kruguntersätze (Garstang *Mahasna* Tf. 32). Keramik des AR ist zusammengestellt bei:

John Garstang *Mahásna and Bêt Khalláf* 1902 Tf. 30—32, 41—42; ders. *Tombs of the 3^d Egypt. Dynasty* 1904 Tf. 13, 31 oben rechts; Edouard Naville *The Cemeteries of Abydos I* (1914) Tf. 6 unten, 15—16; T. Eric Peet und W. L. S. Loat *The Cemeteries of Abydos III* (1913) Tf. 4, 8; W. M. Flinders Petrie *Gizeh and Rifeh* 1907 Tf. 7F; ders. *Sedment I* (1924) Tf. 29—35 (spätes AR).

§ 17. Keramik des MR (etwa 2100—1700 v. C.; Tf. 33c, d). Die recht rohe, unverzierte Keramik des MR läßt sich aus den Funden der Stadtrüine von Illahun (meist fälschlich Kahun [s. d.] genannt) und denen aus den Privatgräbern der niederen Bevölkerung unterhalb der berühmten Felsgräber von Beni Hasan am besten kennenlernen. Es sind einfache, unverzierte und unbemalte Schalen, Nöpfe, Schüsseln, unten spitz zulaufende Krüge, wie sie zum Hausgebrauch benötigt wurden. Ziergefäße wurden aus Fayence (s. d. B) hergestellt. Nur vereinzelt beginnt man die Dekorationsmotive (Fische, Blumen) der Fayence-Gefäße auch zur Bemalung der Tonware zu verwenden (z. B. Petrie *Illahun* Tf. 5).

W. M. Flinders Petrie *Kahun, Gurob and Hawara* 1890 Tf. 12—13; ders. *Illahun* usw. 1891 Tf. 4; ders. *Gizeh and Rifeh* 1907 Tf. 13a—d; ders. *Qurneh* 1909 Tf. 13—20; T. Eric Peet *The Cemeteries of Abydos II* Tf. 28 unten links; John Garstang *Burial Customs of Ancient Egypt* 1907 Tf. 10—16 (Gräber von Beni Hasan); J. E. Quibell *El Kab* 1898 Tf. 13—17; R. Engelbach *Riqqeh and Memphis VI* (1915) Tf. 28—33.

Bezeichnend für das MR sind die verschiedenartigen Haus- und Kornspeichermodelle (vgl. a. Band V Tf. 61b, c), auch Opfertafeln aus gebranntem Ton, von Petrie „Seelenhäuser“ genannt; am übersichtlichsten zusammengestellt bei Petrie *Gizeh and Rifeh* Tf. 1, 14—22 d.

Wichtig sind schließlich die in Illahun gefundenen Kamares-Scherben (Petrie *Illahun* usw. Tf. 1) und die in Abydos gefundene vollständige Kamares-Vase (Band VII Tf. 60a; s. Kreta B § 11; Vase B I § 22; Ägäischer Einfluß auf Ägypten § 3).

§ 18. Keramik der Hyksos-Zeit (etwa 1700—1580 v. C.). Aus der in Einzelheiten sonst schwer faßbaren Hyksos-Zeit sind merkwürdige Gefäßtypen erhalten, die stärker als zu andern Zeiten nach dem Ausland hinweisen. In Abusir el-Meleq fand Möller in einem Grabe aus jener Zeit zwei kleine, mit einem braunen Linienmuster bemalte Deckelgefäße aus gelblichgrauem Ton, die zum Durchziehen von Tragschnüren an der Schulter mehrmals und in der Mitte des Deckels durchbohrt sind; bei dieser Verschnürung konnte der Deckel niemals herunterfallen oder verloren gehen. Die Gefäße sind unägyptisch, wahrscheinlich nord-syrisch (vgl. Tf. 34 a; MDOG 34 S. 11 Abb. 10). — Ferner gehören in dieselbe Zeit die nach ihrem hauptsächlichsten Fundort so genannten Tell-el-Jehudijevasen, kleine, schwarze Henkelkännchen mit eingeritzten oder eingestochenen, dann weiß ausgeriebenen Mustern (vgl. Tf. 34 b und z. B. Petrie *Hyksos and Israelite Cities* 1906 Tf. 7—8; dieselben Gefäße aus Gezer; Band I Tf. 10b). Sie wurden früher meist für zyprisch gehalten, sind aber jetzt von Junker wohl mit Sicherheit als nub. Ursprungs nachgewiesen (Junker *Der nubische Ursprung der sogenannten Tell el-Jahudijevasen* 1921 SB. Wien. Ak. Bd. 198, 3. Abh.; dagegen neuerdings H. Bonnet in *AZ* 59 [1924] S. 119 ff.). Die von Junker mit den schwarzen Kännchen zusammengekommenen und ebenfalls für nub. erklärten Henkelkännchen aus hellgrauem Ton mit schwarzer und roter Bemalung scheinen mir dagegen mit Bonnet sicher in den paläst. Kreis hineinzugehören (Hyksos-Gräber von Abusir el-Meleq unveröff.; Petrie *Hyksos and Israelite Cities* 1906 Tf. 7 Nr. 2, Tf. 8 Nr. 51, 58; ders.

Sedment I [1924] Tf. 45 Nr. 67—71). Nub. Einflüsse machen sich in dieser Zeit vielfach bemerkbar, vor allem bei der aus den Pfannengravern (s. Grab D § 16) stammenden Ware (Wainwright *Balabish* Tf. 5 und 14). Auch schwarzrote Keramik (s. § 8) ist in bestimmten Näpfen mit weit ausladendem, geschwärtzten Rande hier wieder vertreten (z. B. Peet *Cemeteries of Abydos II* Tf. 13 Nr. 11; s. Vase D § 5). Verschiedene Keramik der Hyksos-Zeit ist zusammengestellt bei Garstang *El Arabah* 1901 Tf. 27 und Petrie *Sedment I* (1924) Tf. 44—45.

III. Keramik des Neuen Reiches (rund 1580—1000 v. C.; Tf. 34c, d, 35, 36). § 19. Bemalte Keramik. Die im MR bemerkbaren geringen Ansätze zur Bemalung der Tongefäße (s. § 17) entwickeln sich im NR zu einer schönen Blüte. Die Bemalung, völlig verschieden von der in § 12 geschilderten vorgesch., entnimmt ihre Motive den mit Wasserpflanzen und Fischen verzierten Fayence-Schalen (s. Fayence B) und der Natur selbst. Blumenkränze sind bei den großen Weinkrügen am häufigsten, auch Tiere — das Pferd erscheint hier zum erstenmal im alten Äg. (s. Tf. 35c; eine ähnliche Vase vgl. L. Borchardt *Kunstwerke a. d. ägypt. Museum zu Kairo* o. J. [1908] Tf. 46). — kommen vor. Die häufigste Form ist der dickbauchige Weinkrug, der mit seinem spitzen Unterteil im Boden oder einem Gestell saß und daher unten niemals bemalt ist. Daneben sind auch längliche Gefäße gefunden worden und Flaschen mit zwei Henkeln (vor der Bemalung weiß gestrichen, um Alabaster vorzutäuschen); flache Schalen sind seltener. Zuweilen wird das Gefäß vor der eigentl. Bemalung blau gestrichen, um ihm das Aussehen der kostbareren Fayence zu geben. Für die erste Hälfte der 18. Dyn. (etwa 1580—1450 v. C.) ist die Bemalung mit braunschwarzer und roter Farbe bezeichnend, während in der Folgezeit (vor allem in El Amarna) blaue Bemalung vorherrscht. Um 1300 v. C. hört die Bemalung nach kurzer Blüte wieder völlig auf und erscheint bei eigentlich äg. Gefäßen der Folgezeit nie mehr wieder. — Eine gute Übersicht bietet Möller in *Amtl. Ber. Pr. S.* 39. Jahrg. Nr. 10 (1918).

§ 20. Unbemalte Keramik und Sonderformen. Neben der bemalten Keramik



a



b



c



d

Vase D. Nubien

a. Schwarzgesäumte Schale, vorgeschichtlich. — b. Schwarzrandiger Becher der Kerma- und der Pfannengräber-Kultur. — c—d. Näpfe der C-Gruppe. — d. Mit weißausgeriebenem Ritzmuster. —
 Nach Originalen des Berliner Museums.

bleibt die rohe, unbemalte ungefähr die gleiche wie im MR. Gefunden wurden einfache Gebrauchsgefäße bis zu großen, eingegrabenen Weinkrügen fast überall in Gräbern und Hausruinen (Material z. B. bei Petrie *Illahun* usw. 1891 Tf. 19 und 21, aus Gurob; ders. *Six Temples* 1897 Tf. 4, 5, 7; ders. *Qurneh* 1909 Tf. 40—42; ders. *Labyrinth* 1912 Tf. 17—19; ders. *Sedment II* [1924] Tf. 62—65; R. Engelbach *Riqqeh and Memphis VI* [1915] Tf. 34—39; viel unveröff. Material aus El Amarna im Berliner Museum). Eine besondere Rolle spielen Henkelgefäße (Tf. 36b, c) mit bis zu 4 Henkeln; die mit einer gelblichgrauen, glasartigen Schicht überzogen sind. Bauchige Töpfchen mit dickem Hals und ohne Henkel, aber von der gleichen Technik, tragen eine einfache, rotbraune Strichbemalung, die in der Regel bis auf den Gefäßrand hinaufgeht (Tf. 36a). Diese Gattung ist bis jetzt nirgends besonders untersucht und zusammengestellt worden, doch wird sie schon wegen des Henkels unäq. sein (z. B. Petrie *Sedment II* Tf. 61 Nr. 74, Tf. 65 Nr. 34 R und 49 D; Peet-Loat *Cem. Ab.* III Tf. 12, 1). Als spielerische Sonderformen seien genannt: Gefäße in Tierform, z. B. eine eigenartige Vase in Berlin (Inv. Nr. 2217), die einen schreitenden Ochs zeigt, auf dem ein Junge reitet; das Innere des Tieres sowohl wie zwei Weinkrüge, die zu beiden Seiten herunterhängen, sind als Gefäße ausgehöhlt; ferner die sog. Pilgerflasche (Tf. 36d), die vor allem in Fayence (s. d. B) eine ungeheure Verbreitung findet. Es ist dies eine kleine Flasche mit ungefähr ovalem Querschnitt, kurzem Hals und zwei kleinen Henkeln, die auf der Schulter sitzen. Pilgerflaschen aus Ton. vgl. z. B. bei Petrie *Qurneh* 1909 Tf. 42 Nr. 742, 743, 757.

§ 21. Fremde Keramik in Ägypten. S. a. Ägäischer Einfluß auf Ägypten, Kreta B, Kypros, Vase B1. — Noch weit häufiger als in den älteren Per. findet sich im NR ausländische Ware in Ä. Ein berühmter FO dafür ist das Maket-Grab in Illahun, wo man eine myk. Vase mit Efeublatt-Ornament und viele schlanke, zyprische Ölkännchen fand (Petrie *Illahun* usw. 1891 Tf. 26—27). Vor allem ist Zypern (s. Kypros, Vase B1 § 15 ff.) mit seiner Keramik reich in Ä. vertreten: Schnabelkannen des frühen

2. Jht. (z. B. Berlin Inv. Nr. 14926 mit zwei Schnäbeln), Henkelkännchen mit Standfläche und langem, dünnen Hals (einzeln mit Bandornamenten und zu zweien, Berlin Inv. Nr. 22122 aus El Amarna und 20790; s. Tf. 34c), Bügelkannen mykenischer Art (Berlin Inv. Nr. 10280), die schon genannten schlanken Ölkannen (Berlin Inv. Nr. 4618) und schließlich Pilgerflaschen der in § 20 beschriebenen Art mit aufgemalten konzentrischen Kreisen (Berlin Inv. Nr. 11712, unveröff.). Mit diesen sind die entsprechenden Stücke aus Zypern zu vergleichen (Myres-Ohnefalsch-Richter *Cyprus Museum* 1899 Tf. 2 Nr. 171, 277, 252, Tf. 3 Nr. 435, Tf. 2 Nr. 300, Tf. 4 Nr. 973). Weitere FO für myk. und zyprische Keramik in Ägypten sind Gurob (Petrie *Illahun* usw. 1891 Tf. 20) und El Amarna (Petrie *Amarna* 1894 Tf. 26—30; das neuere Berliner Material noch unveröffentlicht). Fremde Keramik des NR ist ferner abgebildet bei Peet-Loat *Cem. Ab.* III Tf. 12 Nr. 2 und 4, Garstang *El Arabah* 1901 Tf. 18, 20, 28—29; Petrie *Labyrinth* 1912 Tf. 21 (die zyprischen Gefäße sind hier als syr. bezeichnet); ders. *Sedment II* (1924) Tf. 48, 59—62; Wainwright *Balabish* S. 61 ff. und Tf. 25.

Scharff

D. Nubien (Tf. 37—38). § 1. Allgemeines. Die Kenntnis der nub. Keramik gründet sich in erster Linie auf die Ausgrabungen Reisners und Firths, die das durch das gewaltige Staubecken s. von Assuan gefährdete Nil-Tal Unternubiens gründlich arch. untersucht und dort 152 Friedhöfe der verschiedensten Zeiten aufgenommen haben. Dazu kommen die Ausgrabungen Junkers bei Kubanieh (s. d.), Ermenne und Toschke, die Grabungen der amerik. Eckley Coxe Expedition bei Areika, Karanog und Buhen, die Griffithsche bei Faras und Sanam (letzteres in der Gegend des 4. Katarakts), diejenige von Reisner bei Kerma (Prov. Dongola) und die von Steindorff bei Anibe; von letzterer ist reiches, noch unveröffentlichtes Material in der äg. Slg. von Leipzig. An Hand der Keramik hat vor allem Junker die Eigenart der nub. gegenüber der äg. Kultur festgestellt und die einheimische Ware von der aus Ä. importierten zu scheiden gesucht. Nach Reisner haben wir in der älteren Zeit drei mit A—C bezeichnete Kulturen in

Nubien zu unterscheiden: der Gruppe A entspricht in Ä. die Zeit der mittl. und späten Vorgeschichte bis zum Anfang des AR, Gruppe B die Zeit des AR, Gruppe C das MR und die Hyksos-Zeit. Die daran anschließende Gruppe D entspricht etwa dem NR in Ä., bleibt aber ebenso wie die späteren Gruppen (bis in die byzantinische Zeit hinein) hier fast ganz außer Betracht. Zur Technik s. Vase C § 2.

F. Weigall *Report on the Antiquities of Lower Nubia* 1907 Tf. 76ff.; George A. Reisner *The Archaeological Survey of Nubia. Report for 1907/08*. Bd. I: *Archaeolog. Report* 1910 (dazu ein besonderer Tafelband); C. M. Firth ebd. *Report for 1908/09* Bd. I, II (1912); über die weiteren Grabungen liegen noch drei Bull. Nr. 5—7 (1910/11) vor; Hermann Junker *Bericht über die Grabungen auf den Friedhöfen von El-Kubanieh-Süd* 1919; ders. *Bericht* usw. von *El-Kubanieh-Nord* 1920 Denkschr. Wien. Ak. 62, 3 und 64, 3. Über Ermenne und Toschke stehen die Publ. noch aus. — D. R. Maciver-C. L. Woolley *Areika* 1909 (Eckley B. Coxe jr. *Exp. to Nubia* Bd. I); dies. *Karanog* 1910/11 (*dass.* Bd. III—V); dies. *Buhen* 1911 (*dass.* Bd. VII—VIII). — Über Faras und Sanam F. Ll. Griffith in den *Liverpool Annals* 8 S. 1 und 65; ebd. 9 S. 67; ebd. 10 S. 73; ebd. 11 S. 115. — G. A. Reisner *Excavations at Kerma* 1923. (Harvard African Studies Bd. 5—6).

§ 2. Ägyptische Importware in Nubien. Inwieweit Import aus Ä. oder heimische Herstellung vorliegt, läßt sich oft sehr schwer entscheiden. Zumeist sind es Typen der mittleren und späten Vorgeschichte, die in Nubien vertreten sind: rotfigurige Gefäße (Junker *Kubanieh-Süd* S. 50/53; s. Vase C § 12), schwarzrote (schwarz gebänderte Ware im Unterschied zu der schwarz gesäumten von § 3; ders. *Kubanieh-Süd* S. 61; s. Vase C § 8), rot polierte (Junker unterscheidet zwischen dunkelrot und hellrot poliert; *Kubanieh-Süd* S. 64—67; s. Vase C § 6), Wellenhenkelgefäße (ders. *Kubanieh-Süd* S. 72/73; s. Vase C § 5) und auch die grobe und mittelgrobe Ware (ders. *Kubanieh-Süd* S. 77 und 75, dazu die Weinkrüge ebd. S. 70; s. Vase C § 13—14). Inwieweit diese gewöhnliche Gebrauchsware eingeführt oder in Nubien selbst gefertigt wurde, läßt sich natürlich nicht sagen. Ähnlich ist der Befund auch auf den von Reisner untersuchten Friedhöfen (s. § 1).

§ 3. Die nubische A-Gruppe und die schwarz gesäumte Ware. Keramik

aus frühvorgesch. Zeit ist in Nubien nur ganz vereinzelt gefunden worden und zeigte dann völlig ägyptischen Typus (z. B. Friedhof 17 bei Reisner *Survey* 1907/08 S. 114ff. und Tf. 60a). Der Unterschied zwischen Ä. und Nubien macht sich von der mittl. Vorgeschichte an dadurch bemerkbar, daß im Gegensatz zum raschen Aufstieg in Ä. Nubien zurückbleibt und, um nur eins zu nennen, die alten keramischen Formen länger beibehält, so daß z. B. äg. Formen der späten Vorgeschichte in Nubien noch in fröhdy. Zeit, ja noch zu Beginn des äg. AR in Gebrauch sind. Diese Per. in Nubien nennen wir die A-Gruppe (vgl. Junker *Kubanieh-Süd* S. 8ff.). Neben den in § 2 aufgeführten Importwaren aus Ä. tritt eine besondere nub. Ware hervor, die schwarz gesäumte (Junker *Kubanieh-Süd* S. 53ff.). Sie findet sich in der Regel bei ungefähr halbkugeligen Näpfen. Während die schwarzrote äg. Ware (s. Vase C § 8) außen einen breiten, schwarzen Rand aufweist, ja oft halb schwarz, halb rot aussieht, zeigen die nub. Gefäße außen nur einen schmalen schwarzen Saum. Aber mehr als durch diesen oft gar nicht so auffälligen Unterschied läßt sich die nub. Ware nach Material, Farbe und Politur deutlich von der ähnlichen äg. scheiden; vor allem ist die nub. Ware wesentlich leichter (Tf. 37a; Abb. nub. Ware bei Junker *Kubanieh-Süd* S. 62/63 und bei Firth *Survey* 1908/09 Tf. 44a).

§ 4. Die B-Gruppe. Die Funde aus der B-Gruppe (also etwa der Zeit des äg. AR entsprechend; s. Vase C § 16) sind äußerst dürftig; die Kultur jener Epoche scheint im Gegensatz zu Ä. außerordentlich tiefstehend gewesen zu sein (Junker *Kubanieh-Süd* S. 16ff.). Das Wenige, was sich über die Keramik sagen läßt, ist, daß sie im wesentl. die Formen der A-Gruppe, aber vergrößert und verschlechtert, bewahrt hat. Ein Friedhof der B-Gruppe z. B. bei Reisner *Survey* 1907/08 S. 211, Friedhof 41, Abb. von Keramik nur zusammen mit den Gräbern bei Reisner *Survey* 1907/08 Tf. 49d—f.

§ 5. Die C-Gruppe (Tf. 37c—d). Mit der C-Gruppe, die zeitlich etwa dem äg. MR entspricht, erreicht die nub. Keramik eine neue Blüte und steht in den ihr eigenen Typen der gleichzeitigen äg. Ware (s. Vase C § 17) über-

legen gegenüber. Zwei Typen sind besonders bezeichnend: 1. die schwarzrote Ware (s. § 3 und Vase C § 8); sie kommt nur bei annähernd halbkugeligen Näpfen vor (Tf. 37 c) und steht in der Ausführung etwa in der Mitte zwischen den oben besprochenen schwarz gebänderten und schwarz gesäumten Gefäßen (Junker *Kubanieh-Nord* S. 63 ff. Abb. Blatt 12 Typen 1 und 2). 2. Eine mit eingeritzten und weißausgefüllten Band-Ornamenten verzierte Ware, teilweise nur mit Randmuster, teils mit ganz dekorierter Außenfläche (Tf. 37 d). Es kommen wieder nur etwa halbkugelige Näpfe vor, seltener rot polierte und schwarzrote, häufig völlig geschwärzte. Die Ornamentierung ähnelt jener bei den in ähnlicher Technik hergestellten ägyptisch-vorgesch. Gefäßen mit eingeritzten Mustern (s. Vase C § 10). Die verschiedenen Bandmuster sind zusammengestellt bei Junker *Kubanieh-Nord* Blatt 5/6 (ferner ders. ebd. S. 67 ff. Abb. Blatt 12 Typen 3—4; weitere Abb. bei Firth *Survey 1908/09* Tf. 46 d, Reisner *Survey 1907/08* Tf. 61 b). — Neben diesen beiden einheimischen Haupttypen gibt es eine sogenannte ägyptisierende Ware, die die gleichzeitigen äg. Formen nachahmt, aber bei genauerem Zusehen doch größtenteils als einheimisch nub. zu bezeichnen ist; ihr gehört die große Masse der in den beiden ersten Gruppen fehlenden Krüge an (Junker *Kubanieh-Nord* S. 71 ff. Abb. Blatt 13). — In den Hauptzügen verschieden von der Kultur der C-Gruppe ist diejenige von Kerma (Prov. Dongola; s. Grab E § 3). Die schwarzen Näpfe mit Ritzmuster kommen dort zwar auch vor, doch überwiegen kelchartige Becher (Tf. 37 b) in der rotschwarzen Technik der Vorgeschichte (s. Vase C § 8), teilweise höhere Rippentöpfe. Seltsam sind ferner dickbauchige Gefäße mit Ausguß und Traghenkel quer über der Öffnung, die Reisner nicht mit Unrecht „Teekannen“ nennt (Kerma [Harvard African Studies 6 (1923)] Tf. 70—78). Die rotschwarzen Becher kommen vereinzelt auch im n. Nubien vor (z. B. *Buhen* [Eckley Coxe Exp. VIII (1911)] Tf. 52) und vor allem typisch in den ober-ägyptischen Pfannengräbern (s. Vase C § 18; vgl. über diese Zusammenhänge H. Junker *Kubanieh-Nord* S. 31 ff.). Schließlich sei auf die sogenannten Tell el-Jehudije-Vasen hin-

gewiesen, über deren Vorkommen in Ägypten und den Mittelmeerländern Vase C § 18 zu vergleichen ist; die Vasen kommen in der C-Periode in Nubien vor, und zwar früher als an den äg. FO (D. Randall-Maciver und C. Leonard Woolley *Buhen 1911* [Eckley Coxe Exp. to Nubia VIII] Tf. 92 und 49), und Junker glaubt sie als nub. nachweisen zu können (Junker *Der nub. Ursprung der sog. Tell el-Jehudije-Vasen 1921* SB. Wien. Ak. 198, 3).

§ 6. Die spätere nubische Keramik. Für die Formen der späteren Zeiten (vom äg. NR bis in die Römer- und Byzantinerzeit hinein) sind vor allem die Funde der amerik. Eckley Coxe Expedition to Nubia und der Griffithschen Ausgrabungen maßgebend. Hervorgehoben sei hier nur die außerordentlich feine Keramik der Spätzeit, bestehend aus fein geschlammtem, grauen Ton, der zu dünnwandigen Bechern verarbeitet und mit Ornamenten verschiedenster Art, auch mit Bildern aus der Natur, bemalt wurde (Tf. 38 a); daneben stehen kürbisförmige bis kugelige Flaschen mit engem Hals aus grobem, oft geschwärzten Ton, ebenfalls häufig bemalt oder auch mit eingestochenen Ornamenten verziert (Tf. 38 c—d).

D. Randall-Maciver und C. Leonard Woolley *Areika 1909* (Bd. I der obeng. Exp.) Tf. 23—31; dies. *Karanog 1910* (Bd. IV wie vorher) Tf. 41—106; dies. *Buhen 1911* (Bd. VIII wie vorher) Tf. 38—40, 45—50, 52, 69; *Liverpool Annals 10* Tf. 17, 18, 33, 34 und ebd. 11 Tf. 15—33, 41—52.

Scharff

E. Palästina-Syrien (Tf. 38^A—42^B).

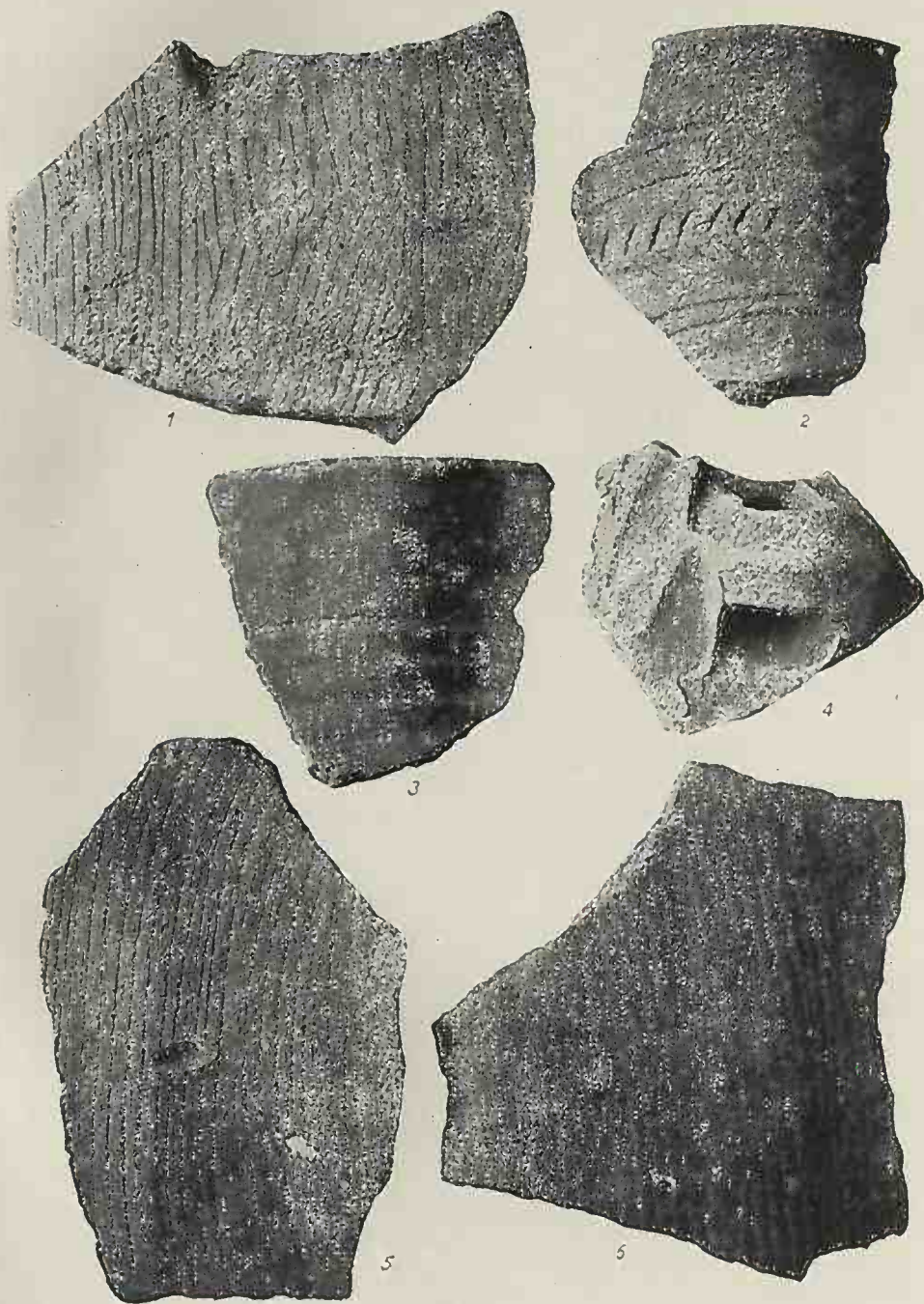
§ 1. Vorbemerkungen. — § 2. Geschichte der Forschung. Einteilung der Funde. — § 3—5. Neol. (§ 3. Phönikien. — § 4. Nordsyrien. — § 5. Palästina). — § 6—12. BZ (§ 6. Altkanaanitische Zeit. — § 7—9. Mittelkanaanitische Zeit. — § 10—12. Spätkanaanitische Zeit). — § 13—16. EZ (§ 13—14. Altpalästinische Zeit. — § 15. Räuchergefäße, Kerno. — § 16. Sog. Philisterkeramik). — § 17. Fayence. — § 18—19. Auswärtige Beziehungen und Einflüsse.

§ 1. Eine Geschichte der Keramik von Palästina-Syrien zu schreiben, ist immer noch nicht möglich, weil dazu die nötigen Unterlagen fehlen oder von mangelhafter Beschaffenheit sind. Wie an anderer Stelle, so muß auch hier betont werden, daß Syrien, also der bei weitem größere Teil des behandelten Gebietes, in dieser Hin-

sicht fast gar nicht erforscht worden ist. Nur an ganz vereinzelt Stellen wurden Funde von Tonwaren gemacht. Für Palästina haben allerdings die Ausgrabungen beträchtliche Mengen von Tongefäßen geliefert. Aber die zeitliche Bestimmung der Fundstücke ist zweifelhaft, da die Leiter der Grabung öfter selbst über das Alter der Schichten im Zweifel waren oder es an genauen Bestimmungen fehlen ließen. Die in Sammlungen auch außerhalb Palästina-Syriens aufbewahrten Gefäße (z. B. Louvre: R. Dussaud *Les monuments palestiniens et judaïques* 1912; Bonn, Berlin, Mainz: ZdPV 37 [1914] S. 154ff. K. Wigand; vgl. sonst P. Thomsen *Kompendium der palästinschen Altertumskunde* 1913 S. 9f.) stammen z. T. aus Raubgrabungen, für die nicht immer der FO angegeben werden kann, geschweige denn die näheren FU. Noch weniger befriedigend geklärt sind Einzelfragen, wie z. B. nach ausländischen Einflüssen oder Einfuhr auswärtiger Erzeugnisse. Auch eine Untersuchung der einzelnen Stücke auf den Stoff, aus dem sie angefertigt sind, sowie auf die Art ihrer Herstellung und Verzierung führt nicht zu vollständig sicheren Schlüssen, da der Ton recht wohl, wenn er an der betr. Stelle fehlte oder ausging, von weither geholt worden sein kann, da nur mit der Hand erzeugte Stücke nachweislich noch zu einer Zeit auftreten, in der die Töpferscheibe allgemein verbreitet war, da Schmuck und Bemalung aus den gleichen Vorstellungen wie anderwärts entstehen mochten, ohne daß irgendwelche Abhängigkeit nachweisbar wäre. So kann im folgenden nur eine gedrängte Übersicht der bisherigen Funde mit kurzen Andeutungen über Herkunft und Art gegeben werden.

§ 2. Wie sehr die Tonwaren und anderen Gefäße zu Beginn der arch. Forschung vernachlässigt wurden, zeigen die Grabungen von E. Renan in Phönikien, Ch. Warren und seinen Nachfolgern in Jerusalem, in deren Berichten solche Funde keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielen (s. Fundstätten, Reisen und Ausgrabungen B). Der erste, der den Scherben bei einer Grabung größere Aufmerksamkeit schenkte, war W. M. Flinders Petrie 1890 auf dem *tell el-ḥesî* (s. Lachis). Er unterschied: I. Amoritische Tonware etwa von

1600—900 v. C., die er nach Form und Farbe gliederte; II. Phönikische Tonware von 1200—600 v. C., mit der er zyprische (900—700 v. C.) und ägäische (1000—700 v. C.) zusammenstellte; III. Jüdische Tonware (900—600 v. C.) als Erbin der amoritischen und phön.; IV. Griechische Tonware (750—300 v. C.); V. Seleuzidische und römische Tonware (Petrie *Tell el Hesî* S. 40ff.). Diese Einteilung folgt also mehr den verschiedenen Völkerschaften als der geschichtlichen Entwicklung. Sein Nachfolger F. J. Bliss behielt sie zunächst bei, änderte sie aber gemeinsam mit R. A. St. Macalister nach ihrer Grabung auf den Schefela-Hügeln dahin, daß folgende Arten angesetzt wurden: I. Frühe vorisraelitische (bis 1500 v. C.); II. Späte vorisraelit. mit mykenischem und phön. Einfluß (bis 900 v. C.); III. Jüdische (bis 400 v. C.) und schließlich seleuzidische und römische (Bliss-Macalister *Excavations* S. 71ff.). Die ersten deutschen Ausgrabungen in Thaanach (s. d.) und Megiddo (s. d.) folgten im allg. diesem Vorbilde. Die reichen Funde, die Macalister in Gezer (s. d.) machte, veranlaßten ihn zu einer schärferen Gliederung: I. Vorsemitisch (bis 2000 v. C.); II. Erste sem. Schicht (bis 1800 v. C.); III. Zweite sem. Schicht (bis 1400 v. C.); IV. Dritte sem. Schicht (bis 1000 v. C.); V. Vierte sem. Schicht (bis 550 v. C.); VI. Persische und hellenistische Schicht (bis 100 v. C.), wobei nicht nur die Bezeichnung als sem. oder nichtsem. zu beanstanden war, sondern auch gelegentlich Irrtümer in der zeitlichen Bestimmung einzelner Fundstücke vorkamen (Macalister *Gezer* II 131ff.). Immerhin waren Macalisters Ansätze für die Grabungen in Jericho (s. d.) und Bethsemes (s. d.) sehr wertvoll. In dem Berichte über Jericho untersuchte C. Watzinger zuerst in größerem Umfange die Beziehungen der paläst. Tonware zu der anderer Völker, insbesondere zum W, wobei er freilich infolge der irrigen Zeitansetzung für die einzelnen Schichten (berichtigt von ihm ZDMG NF 5 [1926] S. 131ff.) manches zu spät ansetzte (Sellin-Watzinger *Jericho* S. 97ff.), dafür aber die w. Einflüsse viel schärfer, als bisher geschehen, bestimmte und den allgemeinen Ausdruck „ägäisch“ durch genaue Orts-



Vase E. Palästina-Syrien

Neolithische Scherben von Nahr el-Kelb. $\frac{5}{8}$ n. Gr. Nach P. G. Zumoffen.



a



b



d



c



e

Vase E. Palästina-Syrien

a—c. Altkanaanitische Tongefäße (BZ I) von Jericho. — Nach Sellin-Watzinger.

angaben ersetzte. Heute sieht man von einer Scheidung nach Volksstämmen ab und teilt nach den großen vorgesch. Zeiträumen ein: I. StZ; II. BZ oder kanaanitische Zeit (1. altkanaanitisch 2500—2000 v. C.; 2. mittelkanaanitisch 2000—1600; 3. spätkanaanitisch 1600—1200); III. EZ oder palästinische Zeit (1. altpalästinisch 1200—600; 2. mittelpalästinisch 600—300; 3. spätpalästinisch 300—50). Freilich bleibt auch hier der Name „kanaanitisch“ ein Notbehelf, da er in ethol. Sinne mißverstanden werden kann, obwohl er nicht so gemeint ist. Bei den neuesten Grabungen ist man durchweg dieser Einteilung gefolgt, auch das Museum in Jerusalem hat sie für die Aufstellung seines Besitzes angenommen (W. J. Phythian-Adams und J. Garstang *Guide Book to the Palestine Museum of Antiquities* 1924). Die beste knappe Darstellung gab L. H. Vincent in seiner *Céramique de la Palestine* 1923; sie ist darum in folgenden zugrunde gelegt. Doch wurde nur der Verlauf der Entwicklung bis zum ersten Abschnitte der EZ berücksichtigt.

§ 3. Altsteinzeitliche Tonware ist bis jetzt in Pal.-Syrien nicht gefunden worden und dort ebensowenig zu erwarten wie anderswo. Erst gegen Ende des Paläol. und Beginn des Neol. scheint die Kunst, aus Ton Gefäße zu formen, hier aufgekommen zu sein. Bis dahin hat sich der Mensch offenbar mit Erzeugnissen, wie sie ihm die Natur bot, beholfen. Lange Kürbisse dienten, an Riemen oder Stricken getragen, als Flaschen, runde zerteilte man in halbkugelige Schalen. Größere Eier, z. B. vom Strauß, benutzte man als Becher, Schläuche als Behälter. Für festere Gegenstände ließen sich eng geflochtene Körbe verwenden, die noch mit Lehm, Wachs oder Harz gedichtet werden konnten. Alles dies benutzten die ersten Töpfer als Vorbild. Deshalb wurden die Seiten des Tongefäßes mit eingeritzten Linien nach dem Muster des Flechtwerkes bedeckt, am Halse bildete man den Strick nach, der früher das Tragen des Kürbisses ermöglicht hatte, oder man stach am oberen Rande zwei Löcher für den Riemen durch. Solche neol. Scherben sind in *sáktsche gözü* (s. Sáktschegözü; *Liverpool Annals* 1 [1908] S. 112 ff., Tf. 44 J. Garstang) und in den Siedlungen Phönikiens gefunden worden,

z. B. bei *gá'ita*, am *rās bērūt*, in *harāḡel* und am *nahr ez-zaherānī* (G. Zumoffen *La Phénicie avant les Phéniciens* 1900 S. 105 ff., 123; *Anthropos* 5 [1910] S. 150 ff., Tf. 4). Die Gefäße waren aus grobem, schlecht durchgearbeiteten und mit Quarzstückchen vermischten Ton mit der Hand gefertigt, dann im Sonnenlichte getrocknet oder am offenen Feuer mangelhaft gebrannt, so daß sie leicht zerbrachen und sehr durchlässig waren. Um dies zu verhindern, wurde auf die Außenseite ein rötlicher Überzug mit einem Holzstücke aufgetragen, innen das Gefäß mit einem Grabüschel rot bestrichen. So erklären sich die vielen (sog. gekämmten) Linien, die in der Oberfläche bemerkbar sind. Zum Schmuck wurden tiefere Striche in einer Art von Flechtmuster eingedrückt. Der Boden war ohne Fuß, rund oder kegelförmig zugespitzt. Henkel fehlen durchweg, nur an einem Stück ist nachträglich ein kleiner Schnurösenhenkel angesetzt worden. Dem Spätneol. (Äneol.?) gehören wohl die Scherben aus *ḡbēl an*, die gekämmte und geritzte Muster tragen, von denen einige weiß ausgefüllt sind (*Liverpool Annals* 9 [1922] S. 38 f., Tf. 9, 1 C. L. Woolley; hier Tf. 38^A).

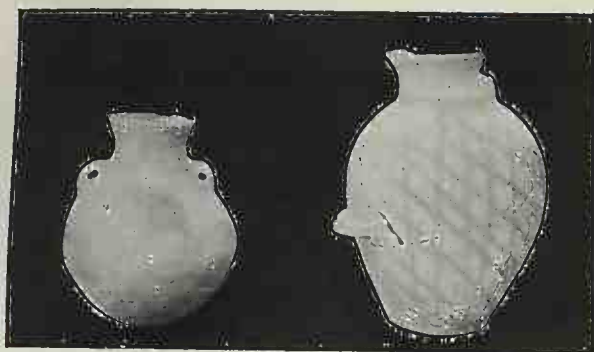
§ 4. Für die Kenntnis der nordsyr. Tonware sind bedeutsam die Funde in den Gräbern der 1. äg. Dyn. (s. Vase C § 15; W. M. Flinders Petrie *The Royal Tombs II* [1901] S. 46; H. Frankfort *Studies in Early Pottery I* [1924] S. 105 ff., Tf. 10). Außer Scherben mit braunem oder rotem Anstrich, die mit Rautenmusterbändern verziert sind (vgl. dazu die Scherben aus *sáktsche gözü* *Liverpool Annals* 1 [1908] S. 116 Tf. 45; ebd. 9 [1922] S. 42 f. [vgl. hier Band XI Tf. 44 b] und die späteren, viel größeren Nachahmungen in Südpalästina Macalister *Gezer II* 134; Petrie *Tell el Hesi* S. 42), fanden sich lange, graubraun oder rot bemalte Krüge (Petrie *Royal Tombs II* Tf. 44; ders. *Abydos I* [1902] Tf. 8, 1 ff.; ders. *Tarkhan I* Tf. 19, 24) mit flachem Boden, engem Halse und scharfem Rande, von dem aus ein senkrecht stehender Henkel zum Bauche des Gefäßes hinabgeht. Solche Krüge sind unter *Sahurē* (um 2700 v. C.) als syr. Tribute dargestellt (*WVDOG* 14 [1910] S. 18 Abb. 12; ebd. 26 [1913] Tf. 3 L. Borchardt; vgl. D. Fimmen *Die kretisch-mykenische Kultur*² 1924 S. 152 ff.) und gewiß wie die späteren Funde

aus Palästina (z. B. Macalister *Gezer* II 177 Abb. 338; *Quarterly Stat.* 55 [1923] Tf. 1, 13 W. J. Phythian-Adams) und aus Ägypten (diese sämtlich aus der Zeit der 18. Dyn.) zur Ölbeförderung verwendet worden (*Arch. Jahrb.* 13 [1898] S. 47ff. W. F. Frhr. von Bissing). Daneben kamen einige weit ausgebauchte Gefäße mit flachem Boden und zwei oder vier Henkeln vor (Petrie *Abydos* I Tf. 8, 6; vgl. das sicher eingeführte, spätere Stück Macalister *Gezer* III Tf. 141, 5 und den Fund in dem Fürstengrabe zu Byblos [s. d.] Syria 3 [1922] Tf. 63, 4 Ch. Virolleaud), sowie Bruchstücke von Ölkrügen mit kürzerem Halse, dickerem Henkel und weißem Anstrich, auf dem mit Punkten gefüllte Dreiecke innerhalb zweier Parallellinien und Zickzackmuster gemalt sind (Petrie *Royal Tombs* II Tf. 54; ders. *Abydos* I Tf. 8, 15ff.). Daß auch diese syr. Ursprungs sind, zeigen Scherben von *sáksche gözü*. (*Liverpool Annals* 1 [1908] Tf. 48, 4. 9f.) und die späteren Nachbildungen, die aber auch nicht in Palästina entstanden sind (Macalister *Gezer* II 137, 150). Alle diese Funde beweisen, wie sehr Nordsyrien in der Töpferkunst Palästina voraus war.

§ 5. In Palästina selbst sind bisher nur spärliche Funde gemacht worden. Ganz eigenartig waren die Tonwaren in einer Grabhöhle am *tell el-harbağ*. Die Gefäße waren aus seifiggelbem Ton mit der Hand gefertigt, meistens ohne Henkel, mit flachem Boden und spitzer Schnauze. Ein Stück hatte zwei kleine Ringhenkel und in einem Henkel einen seitlichen Ausguß. In einer Kammer dieser Höhle lagen zwei gelbe Scherben, mit dünnen, orangefarbenen Bändern bemalt (spätminoisch III), die wohl später hineingefallen waren (*Bulletin British School of Archaeology Jerusalem* Nr. 4 [1922] S. 45f., Tf. 4). Einige ganze Gefäße, die sicher dieser Zeit angehören, wurden außer Scherben bei den Parker-Grabungen und neuerdings in Jerusalem gefunden (*Rev. bibl.* 9 [1921] Tf. 13, 1. 3; 15, 2b; 16 H. Vincent; *Quarterly Stat.* 56 [1924] S. 165 J. Garrow Duncan). Sie machen einen schwerfälligen Eindruck. Um sie tragen zu können, hatte man Löcher in den Hals oder in wagerecht seitlich angebrachte (gelegentlich gewellte) Griffe gestochen

(Macalister *Gezer* III Tf. 16, 8) oder am oberen Teile eine kleine Vertiefung angebracht, in die beim Tragen auf dem Kopfe der Finger hineinfabte. Wahrscheinlich sind auch zu dieser Art Grabungsfunde zu rechnen, die bescheidene Verzierungen erkennen lassen, so wie von einem Kamme herführende Striche (Sellin *Tell Ta'annek* S. 41 Abb. 39; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 29 Abb. 26, 1), parallele Linien, Fingertupfen, keilförmige Vertiefungen, meist nur an bestimmten Stellen angebracht (H. Vincent *Jérusalem sous terre* 1911 Tf. 7, 4; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 28, 5), knopfartige Erhebungen (Macalister *Gezer* I 149 Abb. 50), strickähnliche Leisten (Vincent *Jérusalem sous terre* Tf. 7, 6—8; *Rev. bibl.* 9 [1912] Tf. 15, 2 ders.; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 28, 11f.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 23 Abb. 20 a), Bänder aus sich kreuzenden Strichen (Petrie *Tell el Hesi* Tf. 6, 65ff.). Auch die Bemalung, die gewiß zunächst die von der Natur gebotenen Gefäßformen auf dem künstlichen Geräte andeuten, dann die Schönheit heben will, aber auch in gewissen Fällen magische Bedeutung haben kann, ist noch sehr einfach: dunkelgelbe, dunkelrote oder hellrote Linien sind auf das rohe oder gleichmäßig angestrichene Gefäß aufgetragen (Macalister *Gezer* I 80 Abb. 26; ebd. II 132ff., Abb. 302f.; ebd. III Tf. 32, 1). Als Hauptformen erscheinen der große, eiförmige Krug mit senkrechtem Griff (ebd. II 134 Abb. 304 vgl. dazu die Funde von Byblos *Rev. bibl.* 34 [1925] Tf. 5 L. H. Vincent), der kugelförmige mit senkrechtem Henkel am Halse und zwei wagerechten weiter unten (Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 23, 2), der kleinere mit senkrechtem Henkel (Macalister *Gezer* III Tf. 20, 10), Schüsseln (ebd. III Tf. 22, 5; 23, 1; vgl. II 135 Abb. 305).

§ 6. In der altkanaanitischen Zeit (Tf. 39, 40^a) sind die neol. Formen weiterentwickelt worden. Noch fehlt die Töpferscheibe, der Ton ist schlecht geschlämmt (daher die sog. *porridge-Ware*; Macalister *Gezer* II 132), das Brennen hat unregelmäßig gewirkt. Den Fortschritt erkennt man an den gefälligeren und dauerhafteren Formen. Der Boden, der gelegentlich den Abdruck der untergelegten Matte trägt (*Rev. bibl.* 9



a



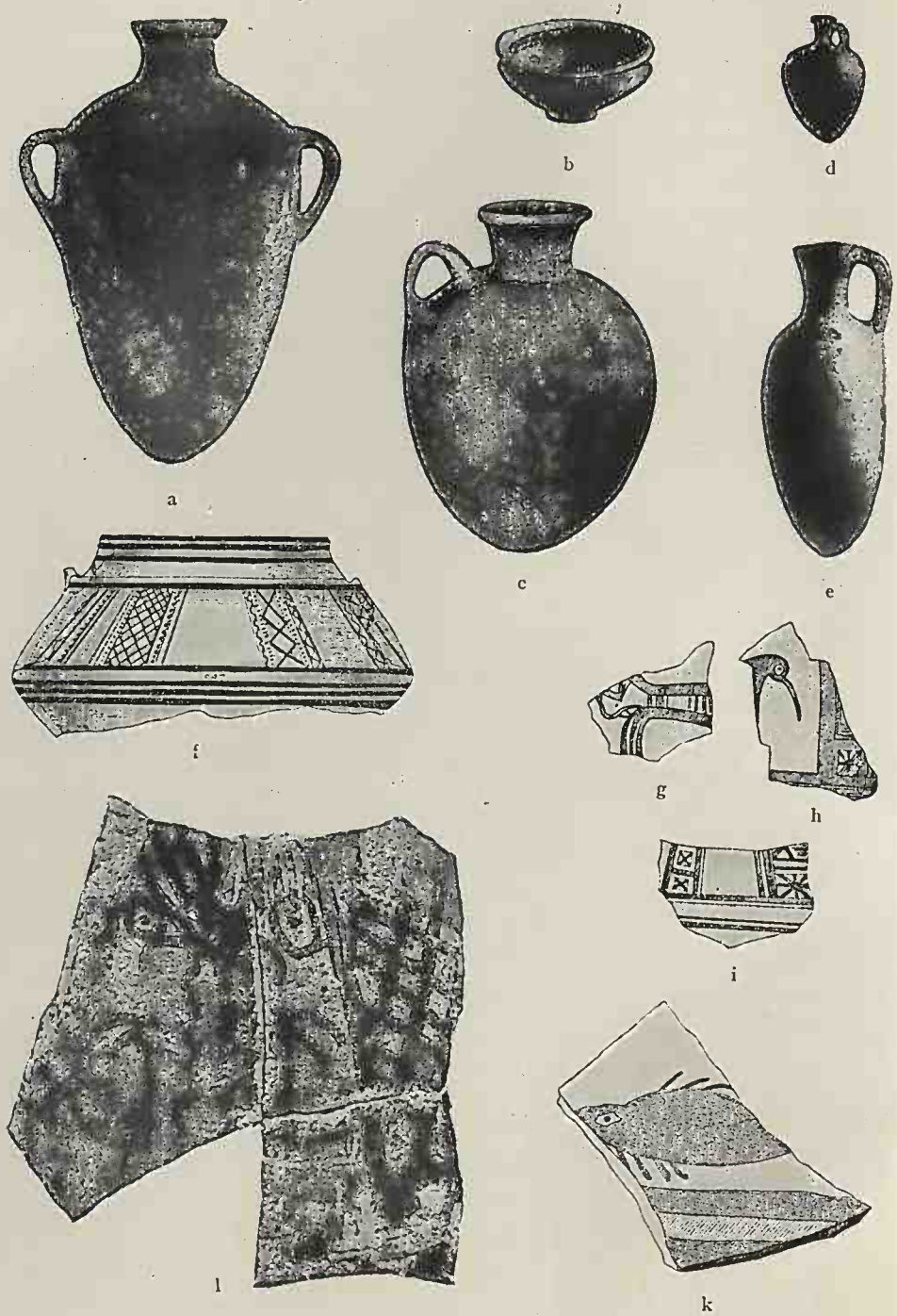
b



c

Vase E. Palästina-Syrien

a. Altkanaanitische Zeit (BZ I). — b. Mittelkanaanitische Zeit (BZ II). — c. Spätkanaanitische Zeit (BZ III). — Nach Aufnahmen von Dr. L. A. Mayer-Jerusalem.



Vase E. Palästina-Syrien

a—c, l. Megiddo: a—c. Funde aus der Grabkammer II (vgl. Band IV Tf. 127). — l. Scherbe mit rotbräuner Bemalung (Palme, Böcke, Gittermuster) vom Nordrand des Tells (BZ II). — f—k. Thaanach: f. Gefäßoberteil, rottonig mit schwarzer Bemalung. — g—k. Scherben mit Bemalung (BZ III). — Nach Arch. Anzeiger 1907 S. 289, 309, 326, 327.

[1912] Tf. 13, 1. 3 H. Vincent), ist flach oder schwach gewölbt, ohne Fuß. Die Wände des Gefäßes sind dick, die Ränder biegen sich nach außen. Der Schnurösenhenkel bleibt zunächst noch erhalten (Sellin-Watzinger *Jericho* S. 103f.). Daneben treten die sog. Wellengriffe auf, die aus einer nach oben geklappten Leiste bestehen. Da sie durch Fingereindrücke gegliedert sind, sollten sie bei den großen Gefäßen dazu dienen, beim Tragen auf dem Kopfe der Hand Halt zu gewähren. Nur als Verzierung sind sie an den kleineren Töpfen angebracht (ebd. S. 104; für äg. Parallelen vgl. W. M. Flinders Petrie *Naqadah and Ballas* 1896 S. 62; P. Karge *Rephaim* 1917 S. 232ff.; H. Frankfort *Studies in Early Pottery I* [1924] S. 104f.; s. a. Vase C § 5). In Syrien weichen die Formen etwas ab (Bulletin American Schools of Oriental Research Nr. 21 [1926] S. 5f. W. F. Albright). Zum Schmuck werden die gekämmten Linien weiter verwendet (Petrie *Tell el Hesi* Tf. 5, 6ff.; Bliss *Tell el Hesi* Tf. 3, 84, 87, 92; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 23, 1; Macalister *Gezer* II 146 Abb. 311; Bulletin British School of Archaeology Jerusalem Nr. 2 [1922] Tf. 6, 19ff.), sodann die eingeritzten Muster, die das Korbflechtwerk nachahmen (Petrie *Tell el Hesi* Tf. 5, 1ff.; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 27, 1ff.) oder als Bänder um das Gefäß laufen (Macalister *Gezer* III Tf. 37, 1; 148, 9; 150, 11), eingeritzte Striche in Form von Fischgräten, Palmzweigen oder geometrischen Figuren meist an besonders sichtbaren Stellen angebracht (ebd. III Tf. 28, 18; 29, 6; 149, 7. 23. 26; 150, 1ff.; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 99, 104, Abb. 79). An das fertige Gefäß werden Verzierungen aus Ton angesetzt, die Stricke nachbilden (Bliss *Tell el Hesi* Tf. 3, 92; Macalister *Gezer* II 137 Abb. 307 [vgl. dazu den großen Krug aus Byblos, der in Form und Deckel ganz einem Funde aus Susa entspricht Rev. bibl. 34 [1925] S. 173ff., Tf. 5 B L. H. Vincent]; III Tf. 20, 9; 28, 5. 13; 29, 2; 150, 9ff.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 23 Abb. 20 a; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 100, 104f., Abb. 80ff., Tf. 21, C 1; Sellin *Tell Ta'annek* Tf. 1, a ff.; Liverpool *Annals* 9 [1922] S. 40 C. L. Woolley) oder Buckel darstellen, offenbar als

Nachbildung weiblicher Brüste (Macalister *Gezer* II 152f., Abb. 314; 316, 21; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 105). Die Außenseite wird besser als früher geglättet, indem man enge Linien senkrecht und wagrecht darauf zieht (Macalister *Gezer* III Tf. 16, 7; 19, 8; 29, 7; 148, 8) und sie meistens rötlich tönt. Auf einem grauen, rötlichen oder weißen Anstrich (sog. *cream ware*) erscheint jetzt auch eine Bemalung, beides wohl erst nach dem Brennen angebracht, meist in schwarzer oder roter Farbe. Gemalt werden gerade oder krumme Bänder, Zickzacklinien, Dreiecke, Sparren, Fischgräten, Punkte (Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 25, 5; Macalister *Gezer* II 154 Abb. 317; III Tf. 141, 5; 143, 11. 21; H. Vincent *Jérusalem sous terre* Tf. 9, 3. 11; 10, 1ff.; 11, 4. 6; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 105). Mehrere Farben auf einem Gefäße scheinen selten vorzukommen (Macalister *Gezer* III Tf. 140, 3. 4. 6). Viele Stücke, vielleicht die überwiegende Masse, sind ohne jeden Schmuck geblieben (ebd. II 137ff., Abb. 308ff., 314ff.; III Tf. 16, 1ff.; 79, 5ff.). Ägyptischen (libyschen?) Eindruck machen Gefäße aus gelbem oder rotem Ton, rötlich oder weiß angestrichen, mit rotem oder schwarzem Rande (ebd. II 150; III Tf. 23, 21; 38, 15; 141, 2ff.; 143, 2; 145, 13; 147, 26f.; Vincent *Jérusalem sous terre* Tf. 11, 1; Rev. bibl. 33 [1924] S. 179 ders.; anders ZdPV 36 [1913] S. 59 H. Thiersch; P. Karge *Rephaim* 1917 S. 250; Journal des Savants 20 [1922] S. 177 R. Dussaud; Syria 2 [1921] S. 179 Tf. 18, 1. 3 C. L. Woolley).

§ 7. Die mittelkanaanitische Zeit (Tf. 40^Ab, 40^B1) bringt die Töpferscheibe allmählich in allg. Gebrauch, wenn auch einfachere Gefäße immer noch mit der Hand hergestellt werden (z. B. auf *et-tell* Annual American Schools of Oriental Research 4 [1924] S. 146 W. F. Albright). Das Brennen erfolgt in besonderen Öfen. Da der Ton sorgfältiger gereinigt wird, lassen sich gefällige Stücke mit ziemlich dünnen Wänden herstellen. Die Metallkunst wirkt mit ihren Vorbildern in gleicher Richtung. Der flache oder schwach nach innen gewölbte Boden erhält eine äußere Leiste und damit Festigkeit. Später wird er nach außen gewölbt, kegelförmig oder spitz. Dann ist manchmal eine flache

Scheibe daruntergesetzt. Solche Gefäße stellte man entweder in Löcher des Bodens oder in besondere Ständer aus Ton (Macalister *Gezer* III Tf. 185, 4; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 45, 13, 15, 21; vgl. H. Frankfort *Studies in Early Pottery* I [1924] S. 127ff., Abb. 13). Die Henkel behalten noch die alte Form. Daneben treten auch einfache, runde Griffe auf, selten in Tierform gestaltet. Oft finden sich geriefte Henkel (Quarterly Stat. 55 [1923] S. 68 Tf. 1, 17 W. J. Phythian-Adams und vgl. die Funde aus Byblos am Schlusse von § 8). Am Krüge entwickelt sich langsam ein besonderer Hals in zylindrischer Form. Die Ausgußöffnung, bei kleineren Gefäßen oft kleeblattförmig, erhält einen Schnabel. Siebe (s. d. C) sind angebracht, zum Verschuß dienen Stöpsel oder Deckel (Macalister *Gezer* III Tf. 191). In den Boden oder die Henkel werden Siegel, Skarabäen oder andere Töpfermarken eingedrückt. Auch in der Verzierung zeigt sich ein Fortschritt, da die Muster besser geordnet und sorgfältig verteilt werden. Die gekämmten Linien bedecken gewöhnlich die ganze Außenseite (Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 25, 4; 27, 1ff.; Macalister *Gezer* III Tf. 23, 10; Sellin *Tell Ta'annek* Tf. 1, 1; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 29 Abb. 26, 1, S. 46 Abb. 42, S. 174 Abb. 258; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 103 Abb. 91). Rechteckig oder schief sich schneidende Linien werden eingeritzt (ebd. S. 102 Abb. 90; Macalister *Gezer* III Tf. 149, 23; 154, 27; Quarterly Stat. 55 [1923] S. 69, Tf. 3, 19ff., 33f. W. J. Phythian-Adams). Daneben erscheinen Wellenlinien (Macalister *Gezer* III Tf. 144, 13; Schumacher *Tell el-mutesellim* Tf. 1, p. q; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 109ff., Abb. 100, 101). Weiß eingelegt sind solche geometrischen Gebilde auf einer schwarzen Schale, die wohl ausländisches Erzeugnis ist (Macalister *Gezer* III Tf. 149, 27). Am Rande der Schüsseln und Krüge oder auf den Henkeln werden Strichmuster eingedrückt (ebd. III Tf. 22, 8ff. 16, 18; 155, 16; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 108, 110, Abb. 94, 102).

§ 8. In derselben Art sind die kleinen, schwarz oder dunkel gefärbten Töpfe verziert, nur daß die Linien weiß eingelegt

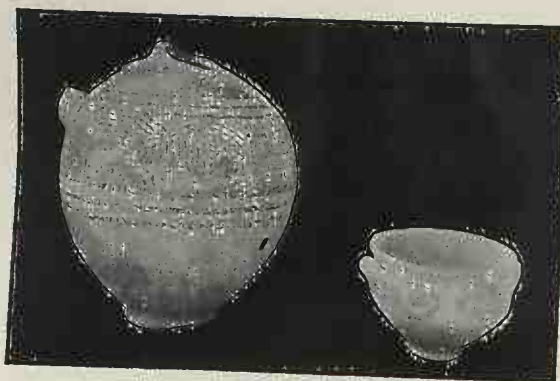
sind (Macalister *Gezer* III Tf. 22, 12; 23, 16; 60, 12; 62, 49; 153, 8; Sellin *Tell Ta'annek* S. 52 Abb. 57; ZdPV 37 [1914] Tf. 23, 14ff. H. Thiersch; Quarterly Stat. 55 [1923] S. 67f., Tf. 1, 16, 18 W. J. Phythian-Adams; s. Ägäischer Einfluß auf Palästina-Syrien und Band I Tf. 10 b). Ihre Herkunft wird verschieden bestimmt, so aus Ägypten (Macalister *Gezer* II 156 f.; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 130; H. B. Walters *Catalogue of Vases in the British Museum* I 2 [1912] S. XII), aus Syrien (W. M. Flinders Petrie *Hyksos and Israelite Cities* II [1906] S. 15, Tf. 7f.; T. E. Peet *The Cemeteries of Abydos* II [1914] S. 68 [von den Hyksos eingeführt]), aus Palästina (Rev. bibl. 33 [1924] S. 180 L. H. Vincent), aus Zypern (MVAG 11 [1906] 2 S. 35 R. Frhr. von Lichtenberg, vgl. J. L. Myres und M. Ohnefalsch-Richter *Catalogue of the Cyprus Museum* 1899 S. 37f.), aus Nubien (B. Schweitzer *Untersuchungen zur Chronologie der geometrischen Stile in Griechenland* I [1917] S. 27; H. Junker *Der nubische Ursprung der sog. Tell-el-Jahudiye-Vasen* SB. Wiener Ak. 198, 3 [1921]; Rev. arch. 16 [1922] S. 44f. E. Naville; OLZ 29 [1926] S. 161ff. M. Pieper; s. a. Vase C § 18, D § 5 und Tf. 34b), aus Vorderasien (AZ 59 [1924] S. 119ff. H. Bonnet). Die meisten Stücke scheinen im Inlande, aber nach fremdem Vorbilde gemacht zu sein (L. H. Vincent *Céramique de la Palestine* 1923 S. 10f.); als Nachahmungen erweisen sich Gefäße mit brauner Farbe (Quarterly Stat. 55 [1923] S. 69 Tf. 3, 35 W. J. Phythian-Adams). Einzigartig ist die Randverzierung von großen Krügen durch einen Tierfries von Löwen und Steinböcken, der mit einem Drehstempel eingedrückt war (Sellin-Watzinger *Jericho* S. 97f., 106, Abb. 66, vielleicht Einfluß aus Mesopotamien, der sich auch bei den Hettitern und später auf Kreta bemerkbar macht). Reihen von aufgesetzten Buckeln kommen noch vor (Macalister *Gezer* III Tf. 152, 19; 155, 9; 156, 15 [nur ein Buckel]; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 70 Abb. 90, h), ebenso die allerdings nicht mehr so deutlichen Nachbildungen von Stricken (Macalister *Gezer* III Tf. 152, 8, 14; 155, 8, 10, 13ff. 19, 22; 157, 18ff.; Sellin-Watzinger



a



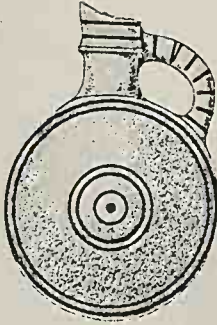
b



c

Vase E. Palästina-Syrien

a, b. Altpalästinensisch (EZ I). — c. Sog. Philisterware (EZ I).
Nach Aufnahme von Dr. L. A. Mayer-Jerusalem.



a



b



f



c



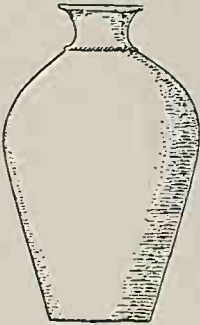
d



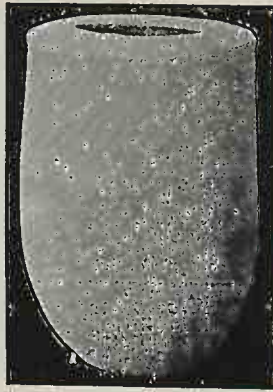
e



g



h



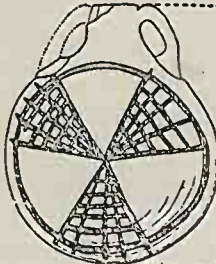
i



k



l



m



n



o

Vase E. Palästina-Syrien

a—e. Zyprische geometrische Ware von Thaanach. Nach Arch. Anzeiger 1907 S. 339. — f. Zyprische Schale von Lachis. — g, k—o. Tell eš-šāfi. — h, i. Tell Zakaria. — Nach Arch. Anzeiger 1908 S. 17, 359.

Jericho Tf. 20, A 2 a. b; Quarterly Stat. 55 [1923] S. 67 Tf. 3, 38. 40). Ein Schaf in Relief trug eine Scherbe (Macalister *Gezer* II 7 Abb. 208). Die unbemalten Gefäße sind sehr sorgfältig poliert, so daß die gelbe oder rote Farbe beinahe metallisch glänzt (ebd. II 177 Abb. 338; III Tf. 20, 6; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 173 Abb. 257, 1; PEF Annual 2 [1912—13] Tf. 17, 1ff. D. Mackenzie). Sehr schöne Stücke dieser Art (sämtlich mit der Töpferscheibe hergestellt) lieferte das Fürstengrab in Byblos (s. d.), nämlich Krüge (H. 56—60 cm), Nöpfe (bis zu 36 cm weit), kleinere Krüge mit einem Henkel und Scheibenboden, zwei Kelche (H. 16 cm; vgl. das Stück ohne Henkel Macalister *Gezer* II 164 Abb. 325), die zwischen Oberteil und Fuß einen dreifach geriefen Ringhenkel haben, sowie Krugständer (Syria 3 [1922] S. 278 ff., Tf. 62 f., 66, Abb. 2 Ch. Virolleaud; Rev. bibl. 32 [1923] S. 566ff. L. H. Vincent).

§ 9. In der Bemalung zeigt sich ein gewaltiger Fortschritt dadurch, daß mehr Farben (Schwarz, Gelb und Rot) als früher verwendet werden, der Grundanstrich wechselt (Gelb, Weiß, Rosa, Hellrot), nach der Bemalung poliert wird, wodurch manche Farben einen leuchtenden Glanz erhalten, gleichzeitig mehrere Farben (meist Rot und Schwarz) auftreten und die geometrischen Muster offenbar unter auswärtigem Einflusse durch Naturdarstellungen ergänzt oder ersetzt werden. Gefäße mit weiter Öffnung (Schalen, Schüsseln und Becher) werden auch im Inneren bemalt (Macalister *Gezer* III Tf. 39, 5; Quarterly Stat. 55 [1923] Tf. 1, 14). Geometrische Muster, aber schon weiter entwickelt, zeigen sich auf einheimischer Ware (Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 36f.; Macalister *Gezer* III Tf. 25, 8; 32, 8. 17f.; 40, 12; 61, 16a; 66, 50f.; 145, 5; 153, 6; 156, 1; 157, 1; Sellin *Tell Ta'annek* S. 17 Abb. 8, b; Tf. 1, 1. n; *Nachlese* S. 17 Abb. 21; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 70 Abb. 90, b; Sellin-Watzinger *Jericho* Tf. 21, F 2. 3; D 4; 22, F 1; PEF Annual 2 [1912—13] Tf. 17, 10 D. Mackenzie). Daneben macht sich zyprischer Einfluß bemerkbar (Bliss *Tell el Hesy* Tf. 4, 181; Sellin *Tell Ta'annek* S. 19 Abb. 12; Schumacher *Tell el-mute-*

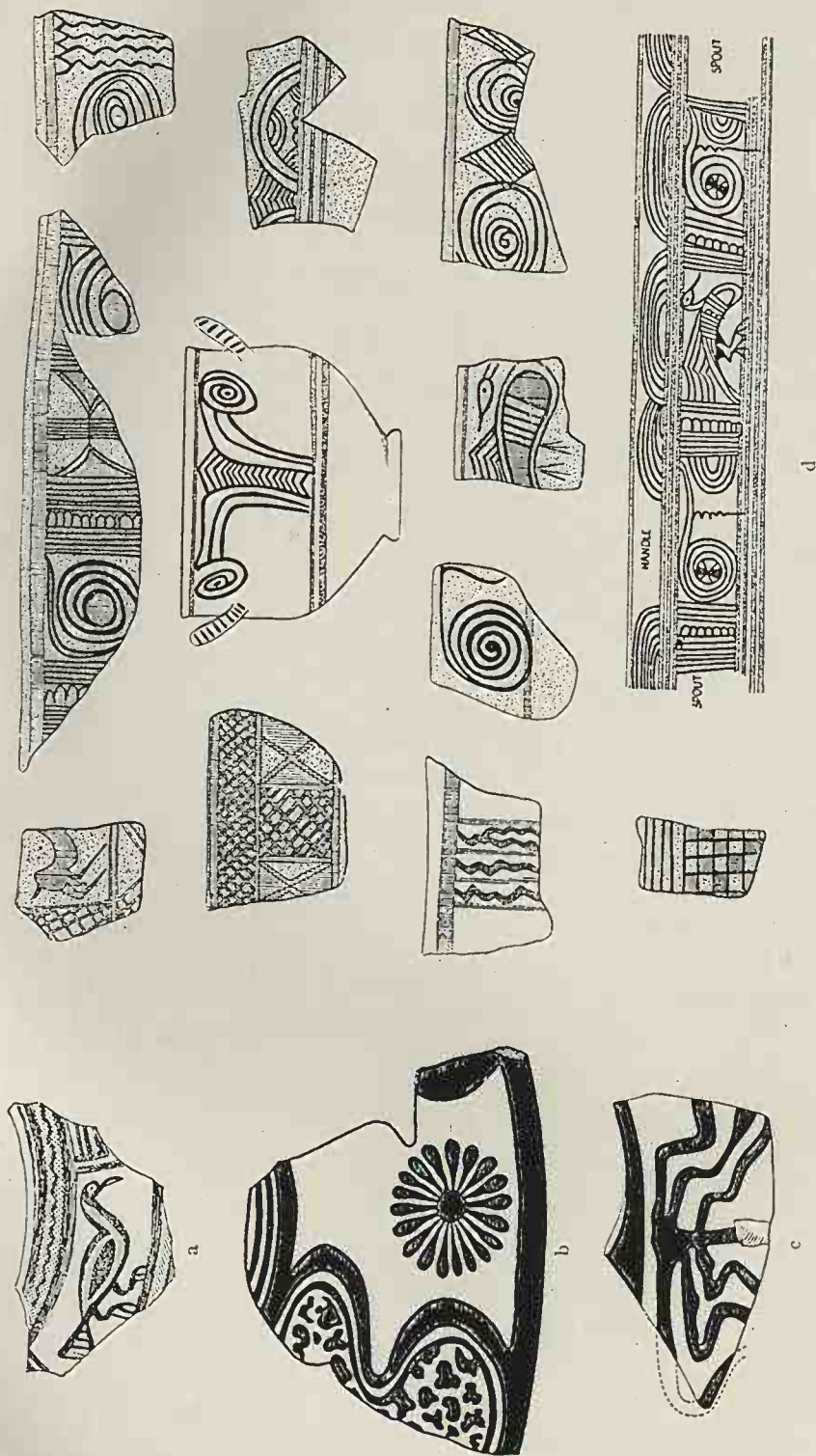
sellim S. 71 Abb. 92; Macalister *Gezer* III Tf. 62, 51; 66, 40; 145, 1f.; Sellin-Watzinger *Jericho* Tf. 21, G 2; R. Dussaud *Les monuments palestiniens et judaïques* 1912 S. 112 Abb. 167; Quarterly Stat. 55 [1923] S. 67, Tf. 1, 9. 12 W. J. Phythian-Adams; Bulletin British School of Archaeology Jerusalem Nr. 2 [1922] S. 13 Tf. 4, 10; Nr. 4 [1922] S. 46: wagerecht abstehender, dreieckiger Henkel, Leiter- oder Sparrenmuster; s. Tf. 42^A f, Band I Tf. 10 c, d), und echt myk. und kret. Ware erscheint (Macalister *Gezer* III Tf. 66, 44-53; 151, 14 kenntlich an der vollendeten Form), ausnahmsweise auch ein äg. Stück (Sellin *Tell Ta'annek* S. 88 Abb. 122 Napf mit rings herumlaufenden Linien). Die Naturdarstellungen sind oft nach Art der Metopen auf den großen Krügen von geometrischen Mustern eingefast. Abgebildet werden Steinböcke (Macalister *Gezer* II 172 Abb. 333; III Tf. 66, 49 vgl. Sellin *Tell Ta'annek* S. 70 Abb. 90; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 41, 131f.), Vögel (Bliss *Tell el Hesy* S. 62 Abb. 106; Macalister *Gezer* II 174 Abb. 336), Wildziegen und Wasservögel (ebd. II 175 Abb. 337), Fische und Vögel (ebd. II 163 Abb. 324), Fische (ebd. II 173 Abb. 334; Sellin *Tell Ta'annek Nachlese* S. 14 Abb. 13), Bäume (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 167 Abb. 244), Steinböcke zu beiden Seiten des heiligen Baumes (ebd. S. 51 Abb. 54). Sehr oft tritt ein achtstrahliger Stern auf (Bliss *Tell el Hesy* S. 63 Abb. 107; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 41, 148; Sellin *Tell Ta'annek* S. 49 Abb. 50; Schumacher *Tell el-mutesellim* Tf. 38 f.; Macalister *Gezer* II 172 Abb. 333; III Tf. 140, 10f.). Zum ersten Male werden Menschen dargestellt (ebd. III Tf. 151, 5 [ägäisch]; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 41, 154 [? palästinisch]). Dem entspricht, daß kleine, namentlich weibliche Gestalten (Hathor [s. Hathor], Astarte [s. Aschera, Ištar]), in Ton gebildet werden (ZdPV 47 [1924] S. 129ff. E. Pilz; s. Ägäischer Einfluß auf Palästina-Syrien § 4; Haartracht C § 12). Natürlich bleibt ein großer Teil der Gefäße gänzlich unverziert. Unter ihnen erscheint gegen Ende dieses Zeitraumes erstmalig die Lampe in ihrer einfachsten Form (s. Beleuchtung C; Band I Tf. 105f). Aus-

ländisches Erzeugnis ist wohl die eiförmige Schale mit und ohne Griff (Macalister *Gezer* III Tf. 20, 2a; 39, 3; 142, 21; Rev. bibl. 33 [1924] S. 180f. Abb. 6 L. H. Vincent).

§ 10. Den Höhepunkt erreicht die Töpferkunst in der spätkanaanitischen Zeit (Tf. 40^Ac, 40^Bf-k, 42^Ba-c). Die durchgehende Verwendung der Töpferscheibe (nur ganz gewöhnliche Stücke werden noch mit der Hand hergestellt), sorgfältigste Reinigung des Tones von fremden Bestandteilen und geschickt ausgeführtes Brennen ermöglichen die Anfertigung künstlerisch vollendeter Gefäße mit ganz dünnen Wänden, die deutlich die kostbareren Metall Vorbilder nachahmen (Sellin-Watzinger *Jericho* S. 130ff.; ZdPV 37 [1914] S. 164ff. K. Wigand [zu spät angesetzte Funde aus *kefr málík*]; B. Schweitzer *Untersuchungen zur Chronologie der geometr. Stile* I [1917] S. 28ff.). Das erkennt man vor allem an der nicht mehr bloß gerundeten, sondern in scharfer Ecke abbrechenden äußeren Form, dem besonders gebildeten Fuß, der den flachen Boden verdrängt, den Henkeln, die fast durchweg senkrecht stehen und fest am Gefäße sitzen (Ohrenhenkel kommen noch bei kleineren Stücken vor; Stücke mit drei Henkeln, die als Füße gebraucht sind, Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 86 Abb. 123; Macalister *Gezer* II 197; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 125, 131, Abb. 122; Tf. 22, A 1; vgl. sonst B. Schweitzer *Untersuchungen* I 16f.), den Schnäbeln und Schnauzen und den zahlreichen Töpfermarken. Freilich ist bei dem Brennen oft das Gefäß durch seine Schwere in sich zusammengesunken, so daß der Hals mit dem Henkel schief steht (Petrie *Tell el Hesy* Tf. 7, 115; Bliss *Tell el Hesy* Tf. 4, 184; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 31, 8; Macalister *Gezer* III Tf. 66, 48; 67, 1; Quarterly Stat. 55 [1923] Tf. 1, 11). Aber auch unter den unverzierten Stücken finden sich viele formvollendete (Macalister *Gezer* III Tf. 65, 32; 67, 1; 68, 18; Quarterly Stat. 55 [1923] Tf. 1, 6). Zur Verzierung verwendet man gekämmte (Sellin *Tell Ta'annek* Tf. 4, k. 1), eingegrabene (Macalister *Gezer* III Tf. 161, 4) und eingedrückte (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 46 Abb. 42, 2; Macalister *Gezer* III Tf. 155, 6; Sellin-Watzinger *Jericho*

S. 130 Abb. 142) Linien und Punkte, oftmals zusammen auf einem Stücke (ebd. S. 108f. Abb. 93ff.; Schumacher *Tell el-mutesellim* Tf. 25, 1).

§ 11. In der Bemalung erkennt man deutlich fremde Einflüsse. Matte Farben aller Art werden verwendet und erhalten durch Polieren Glanz. Der Anstrich ist meist hellrot oder rosa, bei feineren Zeichnungen weiß, hellgelb, orange und rosa, bei gröberen aschgrau, bläulich oder grünlich. Darauf werden mit kräftigen, später dünneren Strichen die Linien in schwarzer, brauner oder roter Farbe gemalt, oft auch die Flächen innerhalb der Linien farbig ausgefüllt. Rein geometrische Muster sind sehr beliebt, z. B. Bänder (Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 30, 1; 31, 6. 12; 43, 1; Macalister *Gezer* III Tf. 81, 9; 82, 5; 83, 2. 5; 85, 12. 14; 161, 16), konzentrische Kreise (Sellin *Tell Ta'annek* S. 44 Abb. 44; Macalister *Gezer* III Tf. 84, 12. 14), Schachbretter (Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 36, 6; 38, 4. 68; 39, 69ff.; 42, 156; Sellin *Tell Ta'annek* S. 27 Abb. 21), Gitter und Sparren (Bliss *Tell el Hesy* Tf. 5, 192; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 36, 1a; 38, 52ff.; Macalister *Gezer* III Tf. 167, 11; Sellin *Tell Ta'annek* S. 19 Abb. 12; Tf. 2, c. d; *Nachlese* S. 13 Abb. 12; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 100 Abb. 82f.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 82 Abb. 112, Tf. 17, c). Ägäischer Einfluß (s. d.) macht sich mehrfach bemerkbar in echten und nachgeahmten Bügelkannen (s. d.; Bliss *Tell el Hesy* S. 63; *Archaeologia* 59, 2 [1905] S. 453, 457, 464; Macalister *Gezer* I 308, 326f., 328, 330f., 334, 343, Abb. 168; 171, 3; II 178, 233, 311, 341, Abb. 339; III Tf. 70, 14; 71, 17. 22. 25; 85, 7; 87, 18; 88, 5; PEF Annual 1 [1911] S. 65 Abb. 14; ebd. 2 [1912-13] S. 10, 13, 36 D. Mackenzie; ZdPV 37 [1914] S. 155 Abb. 6 K. Wigand; Syria 2 [1921] S. 182 Abb. 5 C. L. Woolley [aus *rârisê*]) und sonstigen Gefäßen mit Spiralen (Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 35, 9ff.; Macalister *Gezer* III Tf. 158, 15; 163, 2. 4), ebenso mykenischer (Quarterly Stat. 55 [1923] S. 70, Tf. 3, 7. 15 W. J. Phythian-Adams [Kelche mit besonderem Fuß]) und zyprischer (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 82 Abb. 111; Macalister *Gezer* III



Vase E. Palästina-Syrien

a. Bemalte Scherbe aus der III. Stadt von Lachis (BZ III). — b, c. Mykenische Scherben von Gezer (BZ III). — d. Bemalte Philisterkeramik von Tell es-Şāfi (EZ I). — Nach Arch. Anzeiger 1908 S. 18, 379 und 1909 S. 383, 384.

Tf. 66, 46; 70. 9. 11; 85, 4; ZdPV 37 [1914] S. 156, 160, Tf. 43, 13 K. Wigand [Pilgerflasche; vgl. Tf. 36d]; Macalister *Gezer* III Tf. 74, 3; 85, 2. 6; 158, 2; 160, 1 und Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 31, 9 [sog. *bibils*].

§ 12. Dasselbe zeigt sich in den geometrisch-naturalistischen Mustern auf Krügen (Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 44; Macalister *Gezer* III Tf. 163, 7; PEF Annual 2 [1912—13] Titelbild) oder dem Krater mit zwei Henkeln (Macalister *Gezer* III Tf. 163, 1. 3), bei denen neben den Metopen und Spiralen auch Tiere (Polypen ebd. III Tf. 159, 1; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 41, 142; Vögel mit zurückgebogenem Halse ebd. Tf. 41, 134ff.; Titelbild 138; Macalister *Gezer* III Tf. 160, 4. 9; 165, 9. 11; 166, 6; 168, 8; Sellin *Tell Ta'annek* S. 49 Abb. 50; Vierfüßler Bliss *Tell el Hesy* Tf. 5, 188; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 41, 128ff.; Macalister *Gezer* III Tf. 159, 13; 160, 8; 166, 1) und sogar Menschen (ebd. III Tf. 159, 6; 160, 12; Schumacher *Tell el-mutesellim* Tf. 24 [Krieger mit Schild und Keule]) erscheinen. Einflüsse aus Nordsyrien, die auch in Elam (s. d.) hervortreten, sind deutlich spürbar in den Abbildungen des heiligen Baumes mit dem Paar von Tieren (Bliss-Macalister *Excavations* Titelbild 131; Bulletin British School of Archaeology Jerusalem Nr. 2 [1922] Tf. 4, 1 [vom *tell el-harbag*]; Macalister *Gezer* III Tf. 165, 1. 2; 167, 5; 168, 4; Sellin *Tell Ta'annek Nachlese* S. 19 Abb. 23; Quarterly Stat. 55 [1923] Tf. 4, 28 W. J. Phythian-Adams und vgl. dazu die Scherben des 2. Stils aus Susa H. Frankfort *Studies in Early Pottery* I [1924] S. 41 Abb. 5, S. 70ff.; s. Vase F) oder nur einem Tiere (Macalister *Gezer* III Tf. 85, 17), des Baumes allein (ebd. III Tf. 165, 5; 168, 7; Bliss *Tell el Hesy* Tf. 5, 191), von Steinböcken (Macalister *Gezer* III Tf. 160, 7; 168, 5; Sellin *Tell Ta'annek* S. 62, 64, Abb. 73, 79), von Vögeln (Macalister *Gezer* II 193 Abb. 349; III Tf. 159, 11? 15; 167, 11) und Bären (? Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 41, 133).

§ 13. Die EZ (Tf. 41, 42^B d) bringt die Einwanderung der Israeliten in das Hochland und das Eindringen der Philister an der Küste. Beide Vorgänge haben ihre Nachwirkung in der Keramik

gefunden. In der Küstenebene und den Gebieten, die durch größere Täler, also auf bequemem Wege, von ihr aus erreichbar sind, erhält sich in der altpalästinischen Zeit die Tonware des vorhergehenden Abschnittes ohne wesentliche Änderung (die sog. Philisterkeramik), während im Berglande eine grobe, ungeschickte Ware die Unberührtheit der Israeliten von den großen Kulturströmungen bestätigt. Allerdings leben in ihr alte einheimische Formen weiter, aber schlechter ausgeführt (grober Ton, schlechter Anstrich, plumpe Gestalt, langweilige Bemalung). Als Verzierung werden gekämmte Linien nur noch selten (Macalister *Gezer* III Tf. 170, 14), eingrabene öfter angebracht (ebd. III Tf. 87, 12; 170, 5; 172, 14. 16. 18; 173, 17 [Spirale]; 176, 10. 19). Sehr bescheiden sind die eingedrückten Löcher (ebd. III Tf. 176, 9) und Punkte (ebd. Tf. 176, 17) oder die aufgesetzten Buckel (ebd. Tf. 76, 5; 169, 12; 172, 24ff.; 174, 11; Schumacher *Tell el-mutesellim* Tf. 25, q) und die immer noch an Stricke erinnernden Leisten (ebd. S. 136 Abb. 200; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 141 Abb. 150; Macalister *Gezer* III Tf. 103, 5; 172, 16). Der rote oder braune Anstrich ist teilweise oder ganz poliert (ebd. Tf. 73, 5. 13; 103, 2; 170, 1; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 142 Abb. 153f.), ebenso die schwarzgeräucherten Außenseiten der Krüglein, Töpfe, Flaschen und Tassen (Macalister *Gezer* III Tf. 73, 8; 76, 3. 13f.; 84, 10; 87, 5. 9. 14; 103, 11; 169, 5. 15; 172, 22; PEF Annual 2 [1912—13] Tf. 54, 17. 20 D. Mackenzie; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 143 Abb. 157, Tf. 38).

§ 14. Die Bemalung in Schwarz, Braun, Rot, gelegentlich auch Weiß und Blau, die meistens auf einem roten Anstriche sitzt (Gelb und Weiß sind sehr selten), überzieht die ganze Fläche des Gefäßes oder Teile oder beschränkt sich auf Flecken (Macalister *Gezer* III Tf. 170, 12. 17; 172, 5. 11; 173, 2). Daneben bleiben die einfachen geometrischen Muster, wie Bänder (ebd. III Tf. 73, 6. 7; 87, 7; 91, 19. 20; 103, 1. 3; 161, 2; 169, 9; 172, 1. 9; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 137 Abb. 203 Tf. 25, m; 31, i; 38, b. e; Sellin-Watzinger *Jericho* Tf. 30, E 6; Bulletin British School of Archaeology Jerusalem Nr. 5 [1924] S. 49ff., Tf. 2, 5; 3, 27. 30. 33. 37f. P. L. O. Guy;

Annual American Schools of Oriental Research 4 [1924] S. 15 Tf. 31 W. F. Albright), Kreise (Macalister *Gezer* III Tf. 170, 1; 173, 5, 9; 176, 14b; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 136 Abb. 201; Bull. Brit. School of Arch. Jerusalem Nr. 5 [1924] S. 49ff., Tf. 2, 8, 11; 3, 32, 37), Wellenlinien (Macalister *Gezer* III Tf. 167, 10; 173, 6, 7, 11), Sparren (ebd. Tf. 172, 26; 173, 5), Spiralen (ebd. Tf. 169, 20; 173, 3, 5), Kreuz (ebd. Tf. 88, 17; 171, 10; 172, 23); ebenso die kunstvolleren, wie Friese mit Metopen (Sellin *Tell Ta'annek* S. 27 Abb. 21; *Nachlese* S. 13 Abb. 12), Gittern (Bliss *Tell el Hesy* Tf. 5, 190, 192f.; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 43, 1ff.; Sellin *Tell Ta'annek* S. 65 Abb. 80; *Nachlese* S. 13 Abb. 12; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 128f. Abb. 134ff.; Macalister *Gezer* III Tf. 159 [blau]), Dreiecken (Sellin-Watzinger *Jericho* S. 145f. Abb. 162, 166ff., Tf. 22, B 2), Schachbrettern (Macalister *Gezer* III Tf. 88, 19; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 145 Abb. 163f.; W. Morrison *The Recovery of Jerusalem* 1871 S. 478f.; Perrot-Chipiez *Histoire de l'Art* IV [1887] S. 456 Abb. 244f.; R. Dussaud *Les monuments palestiniens et judaïques* 1912 S. 114f.). Echt zyprisch oder nach zyprischen Vorbildern gearbeitet sind die Flaschen mit Bändern und konzentrischen Kreisen (Sellin *Tell Ta'annek* S. 44 Abb. 44, S. 73 Abb. 94, 98; Schumacher *Tell el-mutesellim* Tf. 40, e; Sellin-Watzinger *Jericho* Tf. 30, G 2ff.; [Pilgerflasche] Macalister *Gezer* III Tf. 90, 6; dagegen *Syria* 2 [1921] S. 177ff., Tf. 18 C. L. Woolley, der nach Funden in der *big'a* diese Gefäße auf eine erobernd aus dem W eingedrungene Bevölkerung zurückführt), Fäßchen (R. Dussaud *Les monuments palestiniens et judaïques* 1912 S. 107 Nr. 150), solche mit drei Hälsen (aus Askalon *Rev. bibl.* 6 [1909] S. 446f. H. Vincent), Schalen (Bull. Brit. School of Arch. Jerusalem Nr. 2 [1922] S. 15 Tf. 6, 4, 6f.) und die Gefäße in Tierform (Macalister *Gezer* II 237, 239, Abb. 389, 391; III Tf. 126, 22).

§ 15. Zum Teil unbemalt sind die merkwürdigen Schalen mit hohem Standfuß (Band I Tf. 105d; Bliss-Macalister *Excavations* S. 104 Tf. 45, 17; 53, 1; Macalister *Gezer* I 321f., 337; III Tf. 81, 1, 2, 6; 82, 11;

84, 7; 88, 1; 90, 1ff.; 91, 12ff.; 152, 3; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 140, 145, Abb. 159ff., Tf. 35, A 47; ZdpV 36 [1913] S. 45f., Abb. 3; ebd. 37 [1914] S. 80, Tf. 24, 11 H. Thiersch; PEF Annual 1 [1911] S. 68 Abb. 15 D. Mackenzie; Quarterly Stat. 56 [1924] S. 177 Abb. 5 J. G. Duncan; Bull. Brit. School of Arch. Jerusalem Nr. 4 [1924] S. 46), die Verwandtschaft mit neol. Ware aus Thessalien, mittel-minoisch-kretischer und melischer Keramik (s. Fruchtständer) und den sog. Champagner-Kelchen auf den hettitischen Denkmälern von Karkamisch (s. d.; *Syria* 1 [1920] S. 285 Abb. 35 E. Pot-tier) zeigen. Da viele Stücke innen Brandspuren aufweisen, sind sie sicher für Räucherzwecke benutzt worden (s. Beleuchtung C § 3). Räuchergeräte (s. d. C) sind auch die zylindrischen Gefäße mit rot-schwarzer Bemalung (Macalister *Gezer* II 337 Abb. 460; III Tf. 106, 6; 169, 10) und die buntbemalten Kalksteingeräte von Megiddo (s. d.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 127f. Abb. 190 und Titelbild). Ganz merkwürdig sind die offenbar für kultische Zwecke bestimmten Tonzylinder aus *bêsân* (s. Beth-sean; 60—80 cm h.), in die Fenster und Türen eingeschnitten sind. In den Türen steht eine Göttin mit Vögeln in der Hand (also Astarte), um die Gefäße winden sich Schlangen (Biblica 7 [1926] S. 115f. Abb. 1 A. Mallon, vgl. JHS 17 [1897] S. 137 Abb. 2 [aus Paraskevi]). Ungeklärt ist der Zweck der Tonringe (Band XIII Tf. 55 b, c), auf denen kleine Töpfchen (gelegentlich in Tierform) mit Blumen oder Granatäpfeln abwechselnd sitzen (Macalister *Gezer* II 201f., 237ff., Abb. 390, 1ff.; III Tf. 172, 15; 175, 9; 176, 1ff.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 137 Abb. 204a; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 141 Abb. 149; vgl. die Kernoï [s. d. und Band VI Tf. 65c, d] auf Kreta, B. Schweitzer *Untersuchungen zur Chronologie der geometr. Stile in Griechenland* I [1917] S. 25). Neu sind ferner die Doppelgefäße (Petrie *Tell el Hesy* S. 43 Tf. 6, 96; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 45, 18; Macalister *Gezer* II 203; III Tf. 170, 8; 173, 1), die innen entweder getrennte oder miteinander verbundene Hohlräume haben (ein sehr altes Stück aus Jerusalem *Rev. bibl.* 9 [1912] Tf. 15, 3w H. Vincent; ausländische Parallelen P. Karge

Rephaim 1917 S. 290). Ein großer Teil der Tongefäße ist völlig unverziert geblieben (Macalister *Gezer* III Tf. 87—91; PEF Annual 2 [1912—13] Tf. 22, 24, 51, 53—58 D. Mackenzie; Sellin-Watzinger *Jericho* Tf. 28f.; Annual American Schools of Oriental Research 4 [1924] S. 10ff. Tf. 25ff. W. F. Albright). Doch erscheinen die ersten althebräischen Buchstaben und Siegelabdrücke (s. Siegel B) auf den Henkeln oder auf dem Bauche (Bliss *Tell el Hesi* S. 88, 102, Abb. 194, 197; Macalister *Gezer* II 209ff., Abb. 359ff.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 109 Abb. 166; PEF Annual 2 [1912—13] S. 87 Abb. 10 D. Mackenzie; Quarterly Stat. 56 [1924] S. 180ff.; ebd. 57 [1925] S. 91ff. S. A. Cook).

§ 16. Eine Gruppe von Scherben (ganze Gefäße sind bisher nicht gefunden worden), die, wenn auch verschlechtert, die geometrisch-naturalistischen Muster der vorhergehenden Zeit trägt, ist von H. Thiersch für die lange gesuchte Philister-Keramik erklärt worden (Arch. Anz. 1908 S. 378ff.; ZDPV 37 [1914] S. 88f. vgl. Sellin-Watzinger *Jericho* S. 134f.; R. A. S. Macalister *The Philistines* 1911 S. 121f.; [Bethsesem; s. d.] PEF Annual 1 [1911] S. 64ff.; ebd. 2 [1912—13] S. 9f., 32ff., 50, 55f. D. Mackenzie; [Askalon; s. d.] Quarterly Stat. 45 [1913] S. 22, Tf. 2 ders.; ebd. 53 [1921] S. 165 ff.; ebd. 55 [1923] S. 64ff., 71ff., Tf. 2 W. J. Phythian-Adams; ebd. 54 [1922] S. 118f. J. Garstang; [Gaza; s. d.] ebd. 55 [1923] S. 29 W. J. Phythian-Adams; Bull. Brit. School of Arch. Jerusalem Nr. 3 (1922) S. 20 ders.; ebd. Nr. 7 [1925] S. 81 G. M. Fitz Gerald; Annual American Schools of Oriental Research 4 [1924] S. 16 W. F. Albright; Liverpool Annals 9 [1922] S. 50f. C. L. Woolley; D. Fimmen *Die kretisch-mykenische Kultur*² 1924 S. 195ff.; B. Schweitzer *Untersuchungen zur Chronologie der geometr. Stile* I [1917] S. 26f.). Als kennzeichnend für diese Gattung betrachtet man vor allem gewisse Formen (Tf. 41c) tiefer und weiter, zweihenkliger Napf (Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 20, 11; 35, 1ff.; Macalister *Gezer* III Tf. 158, 1. 15; 163, 1ff.; Quarterly Stat. 55 [1923] Tf. 2, 7, 10, 12 W. J. Phythian-Adams) und ein der myk. Bügelkanne (s. d.) verwandtes Siebgefäß (s. Sieb C § 1; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 20, 3, 44; PEF

Annual 2 [1912—13] Titelbild D. Mackenzie; Quarterly Stat. 55 [1923] Tf. 2, 8, 17 W. J. Phythian-Adams; Bull. Brit. School of Arch. Jerusalem Nr. 4 [1922] S. 46), sowie mattbraun auf rötlich-weiß gemalte Muster, nämlich Lilienblüten mit spiralförmig eingerollten Enden (Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 35, 10f.; 39, 72ff.; 40, 96ff.), Vögel, Steinböcke, Polypen (ebd. Tf. 41, 128ff.; Macalister *Gezer* II 193, 238, Abb. 348, 390; III Tf. 173, 12, 14f.; 176, 15; Quarterly Stat. 55 [1923] Tf. 4, 17, 27ff.). Diese Muster stehen in Metopenfeldern und wechseln gelegentlich mit Spiralen, Schachbrettern, Malteserkreuzen und Rauten ab (Tf. 42^{Bd}). Schließlich zeigt der gröbere Ton, daß es nicht echt mykenische Ware sein kann. Dagegen ist Einspruch erhoben worden (R. Dussaud *Les civilisations préhelléniques*² 1914 S. 302 „la pseudo-céramique philistine“; Rev. bibl. 31 [1922] S. 102f., 125; ebd. 33 [1924] S. 181ff. L. H. Vincent; Syria 5 [1924] S. 169ff. E. Saussaye [mit Beispielen aus dem Jerusalemer Museum]), indem man darauf hinwies, daß weder die Formen noch die Muster etwas Neues darstellen, sondern im Lande längst bekannt sind, daß einzelne Fundstücke in Schichten auftreten, die älter als die Einwanderung der Philister sind, daß die Technik zwar eine andere ist als die myk., aber recht wohl das Ergebnis einer inländischen Entwicklung sein kann (Vincent *Canaan* S. 324). Jedenfalls wird die Frage erst dann abschließend beantwortet werden können, wenn es gelingt, unzweifelhafte Philisterreste an einer Stelle auszugraben. Fraglich ist endlich noch die Herkunft der merkwürdigen hohen Tonkrüge mit menschlichen Masken aus *bésân* (s. Bethsean und Band II Tf. 1a, b), die sicher dem 1. Abschnitte der EZ angehören und ihresgleichen bisher in Palästina nicht haben, wenn auch die Sitte, Leichen, namentlich solche von Kindern, in Krügen zu bestatten (s. Grab F § 8), an vielen Stellen nachgewiesen ist (Rev. bibl. 32 [1923] S. 435ff. L. H. Vincent).

§ 17. In großen Mengen ist neben den gewöhnlichen Tongefäßen Fayence-Ware gefunden worden. Diese Kunst, eine poröse Masse oder Stein mit einer undurchsichtigen, kupferhaltigen Glasur in grüner oder blauer Farbe zu überziehen, ist eine äg. Erfindung

und in Ägypten zur Vollendung gelangt. Die Farbe sollte den Eindruck hervorrufen, das Stück sei aus den kostbaren Steinen Lapislazuli oder Malachit hergestellt (s. Fayence B). Dementsprechend sind die Funde in Pal.-Syrien (bei denen aber oftmals eine genaue Bezeichnung fehlt oder irrig Email, Paste, Porzellan angegeben wird) durchweg äg. Herkunft. In Betracht kommen Gefäße (Quarterly Stat. 16 [1884] S. 224 Ch. Clermont-Ganneau [Schale mit Ring Ramses II. von Gaza oder Askalon]; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 82, 90, Tf. 23f.; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 151 Abb. 185; Macalister *Gezer* I 96, 335, 337; II 337; III Tf. 24, 34; 87, 13; 90, 23; 211, 13ff.; ZdPV 37 [1914] S. 157f., Tf. 43, 14 K. Wigand), Salbtöpfe in Löwen- und Entenform (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 90 Abb. 128ff.), kleine Figuren (ebd. S. 53 Abb. 52 [Sperber], S. 64 Abb. 79a [Weib], S. 84 Tf. 26 [Anubis]; Sellin *Tell Ta'annek* S. 74; Bliss-Macalister *Excavations* S. 40, Tf. 84, 14 [Bēs]; Macalister *Gezer* II 333 Abb. 457; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 150), Amulette (s. d. C), Perlen (s. Schmuck D), Skarabäen (s. Siegel B § 7). Über Steingefäße s. Mörser B und Alabaster C.

§ 18. Bei einem Überblick über die bisherigen Funde erkennt man deutlich, daß die Tonwaren in Pal.-Syrien von den ältesten Anfängen an eine eigenartige Entwicklung durchgemacht haben, die sie von den Erzeugnissen anderer Länder abhebt. Die Bedürfnisse des täglichen Lebens, für die diese zerbrechliche Ware geschaffen wurde, sind überall verschieden, ebenso die religiösen Vorstellungen, die gewiß auch gestaltend eingewirkt haben. Daneben treten unverkennbar mehr oder minder starke Beziehungen zum Auslande hervor. Bei dem jetzigen Stande der Forschung ist es schwer, ganz Sicheres zu sagen. Nur Andeutungen können gegeben werden. Anscheinend haben wir heute zwei Brennpunkte für die Entwicklung der Töpferkunst zu unterscheiden, nämlich Ägypten und einen weiter n. gelegenen. Daß Ägypten Syrien seit sehr früher Zeit auch auf diesem Gebiete stark beeinflußt hat, zeigen die neuesten Funde in Byblos (s. d.). Durch die Eroberungen der großen Pharaonen der 18. Dyn. sind

diese Einflüsse namentlich in Palästina verstärkt worden. Die gesamte Fayence-Ware z. B. trägt äg. Gepräge. Wo der andere Brennpunkt zu suchen ist, darüber gehen die Meinungen noch auseinander. Sehr auffällig ist die enge Verwandtschaft zwischen Palästina und Elam (s. d.) in den aufgemalten Mustern (z. B. das Paar hörnertragender Tiere mit dem heiligen Baume, Fisch und Vogel nebeneinander, der fliegende Vogel, der als Vorbild des stilisierten heraldischen Adlers zu betrachten ist). Für die Ableitung dieser Motive aus Elam sprechen geschichtliche Tatsachen, wie die wiederholten Eroberungszüge ö. Herrscher bis zum Libanon-Gebiete, Amanus und Mitteländischen Meere, der rege Handelsverkehr bis nach Kleinasien hinein (s. Kappadokische Tontafeln), die Übernahme von Mythen, religiösen Vorstellungen und Bildern, von technischen Künsten (s. Festung C, Siegel B). Deshalb ist neuerdings mit allem Nachdruck Elam als der Ausgangspunkt dieser Tonmalerei bezeichnet worden (Quarterly Stat. 45 [1913] S. 204ff. S. A. Cook; Rev. bibl. 11 [1914] S. 515ff. H. Vincent; Syria 5 [1924] S. 81ff., 186ff., 294ff. ders. mit Berufung auf E. Pottier *Étude historique et chronologique sur les vases peints de l'Acropole de Susa* Mém. de la Délégation en Perse 13 [1912] S. 27ff.). Ein anderer Vorschlag geht dahin, für Palästina wie Elam eine gemeinsame Quelle in Nordsyrien anzunehmen, wofür die Tatsache spricht, daß schon in vordyn. Zeit sehr gut gestaltete Gefäße aus Syrien nach Ägypten ausgeführt worden sind (s. o. § 4; H. Frankfort *Studies in Early Pottery* I [1924]). Die Frage wird sich erst dann entscheiden lassen, wenn Syrien in dieser Beziehung besser als bisher erforscht wird.

§ 19. Klarer erscheinen die Beziehungen zu den w. Kulturen. Es finden sich nicht nur unter Gefäßen, die in Form und Verzierung echt paläst. sind, solche, die unverkennbar aus dem Auslande stammen (Bügelkanne, zyprische Schalen u. a.; s. a. Kypros), sondern die fremden Waren haben auch bald zu immer stärker werdender Nachahmung im Lande selbst geführt, was am deutlichsten in der sog. Philister-Keramik zum Ausdruck kommt. Als Zeitpunkt, von dem ab diese Einflüsse bemerkbar werden,

nimmt man gewöhnlich die Mitte des 2. Jht. an (Beginn der 2. spätminoischen bzw. der mittelmynkenischen Periode). Aber schon früher lassen sich Beziehungen zum W feststellen, so Schulterhenkel, Amphorenform, Strickleisten, aufgesetzte Brustwarzen schon in der altkanaanitischen Zeit, also entsprechend der mittelminoischen Per. auf Kreta und den Kykladen, der vor- und frühmykenischen auf Zypern, wo z. B. die sog. nubischen Kännchen in dieser Zeit auftreten, ferner das Vorbild der Metallgefäße (Palaststil; B. Schweitzer *Untersuchungen zur Chronologie der geometr. Stile* I [1917] S. 29, 35) und die geometrischen Muster in der mittelkanaanitischen Zeit, was besonders Byblos und ein Einzelfund auf dem *tell el-harbağ* gezeigt haben (Rev. bibl. 33 [1924] S. 423 L. H. Vincent). Um 1500 v. C. ist dann die Einfuhr beträchtlich geworden (gegen den Ansatz aller mykenisch-zyprischen Gefäße erst nach 1200 v. C. Syria 2 [1921] S. 186ff. C. L. Woolley, vgl. Rev. bibl. 33 [1924] S. 181f. L. H. Vincent). Im einzelnen wäre freilich noch zu untersuchen, welcher Teil der gebende, welcher der nehmende war, d. h. ob nicht auch die nordsyr. Tonware, die wir aber erst kennen lernen müssen, die der w. Länder beeinflusst hat (vgl. die Gefäße in Tierform H. Frankfort *Studies in Early Pottery* I [1924] S. 73, III f., Tf. 9).

Vincent *Canaan* S. 297ff.; I. Benzinger *Hebräische Archäologie*² 1907 S. 149 (über israelitische Töpferei nach dem AT), 229 ff.; P. Thomsen *Kompendium der palästinischen Allertums-kunde* 1913 S. 67ff.; P. Karge *Rephaim* 1917 S. 216ff.; Rev. bibl. 11 (1914) S. 510ff. H. Vincent; ders. *Union académique internationale. Classification des céramiques antiques; céramique de a Palestine* 1923; H. Frankfort *Studies in Early Pottery* I (1924).

Peter Thomsen

F. Vorderasien (Tf. 43^{A-L}).

§ 1. Allgemeines. — § 2. Kleinasien bis etwa 2200 v. C. — § 3–5. Mittelasiatische bemalte Keramik. (§ 3. Der erste Stil. — § 4. Der zweite Stil. — § 5. Verschiedene Gruppen.) — § 6. Sumerisch-Babylonische Keramik. — § 7. Kleinasien nach 2200 v. C. — § 8. Nord-Syrien.

§ 1. Allgemeines. Das ganze hier behandelte Gebiet ist ungenügend und ungleichmäßig erforscht. Einige systematische Grabungen geben Anhaltspunkte für die Einreihung der Einzelfunde und Raubgrabungen. Dennoch erhält man nur Streif-

lichter auf kurze Per. in den verschiedenen Einzelgebieten; nur in Kleinasien läßt sich wenigstens in großen Zügen die Geschichte der Keramik bis ungefähr 1000 v. C. verfolgen. — Neolithische Keramik ist bisher nirgends in Vorderasien sicher nachgewiesen (unentscheidend die kleine Probegrabung bei Sakschegözü [s. d.]: Liv. Annals 1 S. 112ff.; Rev. d'Anthropol. 1909 S. 312 Dussaud). Soweit wir zurückgehen können, nämlich bis in die letzten Jh. vor 3000 v. C., findet man ganz verschiedene Waren in den verschiedenen Gegenden, die sich noch nicht auf eine gemeinsame Wurzel zurückführen lassen. Auch Europa läßt sich kaum heranziehen, besonders der oft behauptete Zusammenhang der bemalten vorderas. mit der thessal. und sonstigen europ. Ware besteht nachweislich nicht, da Kleinasien, wo die bodenständige keramische Tradition besonders zähe ist (s. unten § 2), mit monochromer Ware anderer Technik die Gebiete vollständig scheidet. Dagegen läßt sich Übereinstimmung wahrnehmen zwischen der frühesten schwarzpolierten Ware aus Anatolien und solcher, die von Makedonien durch die Donauländer bis in die Ost-Alpen verbreitet ist. Nur sind die Übereinstimmungen allgemeiner Art (Technik; Vorliebe für abstrakt-dekorative tektonische Ornamentik, im Gegensatz zum Umlaufstil n., und dem naturalistischen Stil s. von dieser europ.-asiat. Gebirgszone; Verzierungsmotive zweidimensional, also Bandkeramik; Formen öfters vom Kürbis abgeleitet). In Einzelheiten ist der Gegensatz beiderseits des Ägäischen Meeres so groß, daß man nur von einer gemeinsamen Wurzel (vielleicht mit einer Einwanderungswelle kleinasiat. Kurzköpfe zusammenhängend) sprechen darf, worauf übrigens unabhängige Entwicklungen fußen (Frankfort *Studies in Early Pottery of the Near East* II [1927]).

§ 2. Kleinasien. a) Die älteste Topfware ist ohne Scheibe oder sonstige drehbare Unterlage gemacht und durch Anröchern oder Verkohlung von den dem Ton beigemischten organischen Bestandteilen geschwärzt (zur Technik vgl. Franchet *La Céramique primitive* S. 85ff.; Rev. d'Anthropol. 1922 S. 93 ders.; Journ. anthr. inst. 1903 S. 368ff. Myres; Man 1901 S. 78, 95 ders.; H. Schmidt in Dörpfeld *Troja und Ilios*

I 245f.; Virchow in Schliemann *Ilios* S. 250; Hostmann in Schliemann *Troja* S. 37; Junker *El Kubanien-Süd* Denkschr. Wien. Akad. Bd. 62 Abt. 3 [1919]. Die Oberfläche ist poliert.

b) Eingeritzte, mit weißer Substanz inkrustierte Verzierung ist bisher nur im W der Halbinsel nachgewiesen (Troas, Mysien, Pamphylien, Pisidien), kommt aber auch in Sakschegözü (s. d.) in Nordsyrien vor (Tf. 43^Kc, d) und gelegentlich, aber selten in Mesopotamien (s. § 5, 6), denn Syrien und Mesopotamien benutzen von Anfang an leichtfarbige Ware. Die Verzierung hebt Hals und Schulter („Hängeschmuck“) hervor und bedeckt zuweilen auch den Gefäßkörper mit einem Vertikalsystem oder zieht sich im Umlaufstil in einem großen Zickzack oder dessen Varianten ringsumhin. Die Motive sind geometrisch geradlinig und oft in Bändern zwischen zwei Linien zusammengefaßt.

c) Nur in Mysien und in der Troas kommt Bemalung mit weißen Linien vor (Troja I [s. d.], Yortan [s. d.], Panderma-Soma [Berlin, Antiquarium 30673—4], Emed; Nachweise: Frankfort *Studies* II 62). Immer besteht die Verzierung aus demselben Motiv, einem dreifachen Zickzack mit Eckenüberschneidung (Tf. 43^Ac, g, h), auffällig sauber ausgeführt, und nur einmal, bei einem Gefäß von Yortan in Konstantinopel, erscheint nebenbei ein anderes Motiv (gegittertes Dreieck). Diese Art der Verzierung verschwindet spurlos, und da sie nur im äußersten NW der Halbinsel auftritt, kann man sie aus Einflüssen von Europa her erklären.

d) Auch die Poliertechnik selbst ist in Anatolien wie sonst (Syrien, Palästina, Vinča [s. d.], Orchomenos [s. d.]) für dekorative Zwecke verwendet, indem man Teile der Gefäßoberfläche unpoliert, also mattgrau, ließ und dann Gitter usw. mit polierten Linien darauf zog. Die anatolischen Beispiele (Bos Öjök; Ath. Mitt. 1899 Tf. 3, 17; vgl. Frankfort *Studies* I 106, II 62, 75) ähneln den syrisch-paläst., nicht aber den europ. (in Besika-Tepe erscheint ein europ. Stück, wohl Import; Dörpfeld *Troja und Ilios* S. 546 Abb. 467).

e) An plastischen Ornamenten findet man Rillen (Yortan; Pisidien) und Warzen; letztere sind ursprünglich rein ornamental und gliedern die Oberfläche der Gefäße, zusammen mit Henkeln oder Ösen, in zwei,

vier oder mehrere Teile. Nur in Troja werden die Warzen zu Brustwarzen umgedeutet (Band XIII Tf. 66b), als die Gesichtsvase dort erscheint (vgl. dazu Man 1910 S. 57 Ende Tremearne).

f) An Formen sind belegt: 1. Schalen mit verschiedenen Randprofilen, deren eine, bei der der Rand aus einer flachen Verdickung der Gefäßwandung hergestellt ist, nur in der schwarzen Keramik und später nicht mehr erscheint; dasselbe gilt auch von den vertikalen und horizontalen, zylindrischen Schnurösen (H. Schmidt in Dörpfeld *Troja und Ilios* S. 252; diese frühen Typen sind aber allgemein anatolisch: BSA 18 Tf. 7, 8; Berliner Antiquarium 3411). 2. Kannen mit einfach abgeschrägtem Rand (*Schliemann Katal.* 164a; Bos Öjök: Ath. Mitt. 1899 Tf. 11, 1; BSA 18 Tf. 6, 4, 6; Tf. 7, 6, 9, 11; BSA 19 S. 56 Abb. 4), welcher aber schon in Yortan durchweg dazu neigt, sich in phantastischen Proportionen zu einer Schnabelkanne zu entwickeln (Tf. 43^Ah, i, k; auch BSA 18 S. 54 Abb. 3 und öfters; vgl. a. Band XIII Tf. 67 d, f). 3. Krüge, entweder mit langem, zylindrischen Hals und flachem Deckel mit Knopfgrieff (Tf. 43^Ab, c; Band XIII Tf. 66 d, e), oder aber mit kurzem Hals und Stülpedeckel. Die Deckel haben 4 Durchbohrungen bzw. Ösen, die 4 (zuweilen 2) Ösen am Gefäßbauch entsprechen und zum Verschnüren dienen. Die Weiterentwicklung zur Gesichtsvase, wobei das Gesicht auf dem langen Hals oder auf dem Stülpedeckel angebracht wird, ist auf Troja II beschränkt (Band XIII Tf. 66 a—c). Nebst Ösen kommen auch kleine Bandhenkel vor. Die Krüge haben entweder abgeplattete Standfläche oder drei Füßchen. In Troja II entwickelt sich dann ein richtiger Standring (Dörpfeld *Troja und Ilios* Beil. 33, 34; *Brit. Mus. Catal.* Nr. A 45 ff.). 4. Entenvasen, nie eigentlich theriomorph, und die nur in Troja II und Bos Öjök mit Tierkopf versehen sind (*Schliemann Katal.* 607; Ath. Mitt. 1899 Tf. 2, 5); etwas später, aber durchaus zu demselben Typus gehörig, ist ein Kappadokisches Gefäß (Genouillac *Céramique Cappad.* II Tf. 3, 72); sonst haben sie den gewöhnlichen Schnabelkannen-Ausguß, der auf dem Vorderteil aufsteht, und Bügelhenkel (Tf. 43^Ai, k, q). Es sind eigentlich Askoi (Arch. Jahrb. 1909 S. 207 ff.



Vase F. Vorderasien

Schwarze und rote Keramik mit poliertem Überzug. a—k, n—p. Yortan. Nach Forsdyke und Corpus Vasorum Louvre IV. — l. Smyrna. — m. Senirdje. Nach Ormerod. — q—s. Bos Öyük. Nach Körte. — t, u. Kappadozien. Nach Genouillac.



Vase F. Vorderasien

Keramik des ersten Stiles von Susa. Nach de Morgan.

Max. Mayer). Sie sind bekannt von Yortan (Comptes Rendus 1901 Tf. 1; *Brit. Mus. Catal.* A 31, 32; Berliner Antiquarium 3740; Konstantinopel 3432), Bos Öjök, Troja II (*Schliemann Katal.* 607, 608, 1481), Ak Hissar (BSA 19 S. 56 Abb. 4a). 5. Die später in Palästina und Ägypten so verbreitete Pilgerflasche (Tf. 36d) ist schon in dieser frühen Ware vertreten (Archäol. Seminar der Univers. Berlin; s. Tf. 43^A 1). Von Yortan (Berliner Antiquarium 4399) und Troja (*Schliemann Katal.* 631) stammen verwandte, aber etwas spätere Beispiele. 6. Außerordentlich wichtig ist die Flasche mit auf der Schulter angesetztem Siebausguß, wobei der Bügelgriff nicht dem Ausguß gegenüber, sondern seitlich, in einer Fläche, welche rechtwinklig zu der des Ausgusses liegt, steht (Tf. 43^A m; vgl. Band XII Tf. 48 c). Diese Flasche ist später, z. B. in Palästina und in Zypern, ein sicheres Anzeichen anatolischen Einflusses in der Keramik. Sie ist nun auch bei der frühen schwarzen Ware belegt (BSA 18 Tf. 6, 3; 7, 3). Ob das Sieb zum Ausschenken von unklarem Getränk diente (Bier?; vgl. Koerte *Gordion* S. 34) oder nur verhindern sollte, daß Insekten oder sonstige Verunreinigungen mit dem Trinkwasser in den Topf kamen (man konnte es füllen, indem man den offenen Hals der Flasche über das Wasser hielt und nur die Schulter mit dem Sieb untertauchen ließ), sei dahingestellt. 7. Gibt es noch einige weniger wichtige Formen kleiner Gefäße, und dann auch von Yortan (s. d.) die großen Pithoi (Berliner Antiquarium), die als Sargdienten und in Troja II Parallelen haben. —

g) Die schwarze Keramik ist am besten bekannt von der großen Nekropole bei Yortan (s. d.) Kelembö; ihre zeitliche Stellung folgt aber aus dem Befund, der auch für Troja I charakteristisch ist. Sonst kommt sie noch vor in Bos Öjök, Midas-Stadt, Gordion, Langania, Iconium, Ipsus, Adalia, Boghasköj (s. Hatti), Marsovan, Zille, Orta Öjök, Bulgar Maden (s. d.). Weiter an der Bagdad-Linie zwischen Panderma und Soma (Ath. Mitt. 1904 S. 287; Berliner Antiquarium 30673—8), bei Thyatira und Sizma. Der sö. Punkt ist aber Sakschegözü (s. d.), das wohl auf der Grenze zwischen zwei Kulturprovinzen liegt. Das Vorherrschen einer frühen schwarzen Keramik stellt Kleinasien in schroffsten Gegensatz zum übrigen Asien.

h) Die nächste Entwicklungsstufe der anatolischen Keramik ist bedingt durch einen technischen Fortschritt: Eine Verbesserung der Brennethode (mit mehr Luftzufuhr) ergibt höhere Temperaturen, und während eventuelle organische Bestandteile aus dem Ton gebrannt und Ruß und Kohle oxydiert werden, wird das Eisen im Ton zu rotem Fe_2O_3 , während es früher als schwarzes FeO im Kohlenschwarz aufging. Geflammte und auch wohl ganz rote Gefäße, die bei der primitiven Brennung zunächst zufällig entstanden, bewirkten, daß nun die Erzielung roter Ware bewußt gesucht wurde; man mußte dann aber immer auf Verbesserung des Brennens bedacht sein, da sonst schwarze Flecken auftraten. Die Ware wird deshalb härter, kann also auch dünner gemacht werden, und der alte Überzug (*slip*, dünnflüssiger Tonbrei) konnte weggelassen werden. Neben dem ästhetischen Zweck diente dieser, namentlich poliert, dazu, die Durchlässigkeit der schwach gebrannten schwarzen Gefäße zu verhindern. Er wird jetzt durch einen roten Anstrich (*wash*, Malfarbe) ersetzt, der seine rein dekorative Bedeutung dadurch verrät, daß er öfters nur die Oberhälfte des Gefäßes bedeckt und unter den Henkeln usw. weggelassen ist. Er ist häufig poliert und wird in hettit. Zeit so ausgezeichnet, daß er auch ohne Politur glänzt. — Der Übergang von der Schwarz- zur Rotwaren-Manufaktur ist ganz klar in Yortan. Schwarze, geflammte und rote Gefäße mit Überzug kommen dort in identischen Formen vor, sowie auch anderswo (vgl. Ath. Mitt. 1899 Tf. 2 S. 6 mit JHS 19 S. 35 Abb. 2 und BSA 18 Tf. 6, 3 mit Tf. 7, 3 und ebd. Tf. 7, 9 mit 11). Die von Ormerod in Pisidien beobachtete Schichtenlagerung bestätigt das Ergebnis der technischen Analyse (BSA 16 S. 94 ff.). Es gibt auch Schalen, die innen und am Rande rot, auf der Außenseite aber schwarz sind (von Tepe Alevi, bei Marsovan; von Nord-Galatien: JHS 19 S. 38; von Bos Öjök: Ath. Mitt. 1899 S. 24, 32). Ein Zusammenhang mit Ägypten ist abzulehnen; die gleichartigen Funde von Zypern (Gjerstad *Studies in Preh. Cyprus* S. 4) und auch von Palästina (Vincent *Jérusalem sous terre* Tf. 11, 1; Macalister *Gezer* I 271, II 151; s. Vase B 1 § 16) gehören der anatolischen Familie an. Zur Übergangszeit gehört

weiter auch noch eine archaisierende Ware, die schon bei hoher Temperatur gebrannt und dann auch leichtfarbig im Bruch, auf der Oberfläche aber glänzend schwarz ist wie die ältere Ware; hier ist das aber durch absichtliches Räuchern gegen Ende des Brennens erzielt (BSA 16 S. 96ff. A 3). Die beiden letztgenannten Waren zeigen also eine besondere Ausnutzung der neugewonnenen technischen Einsicht zu dekorativen Zwecken. Wenn der Überzug dann durch den Anstrich ersetzt ist, findet man sogar Gefäße ohne irgendwelche Verkleidung des Tones, z. B. die rohen Gebrauchsgefäße und Pithoi in Yortan. Die hohe Temperatur ergibt schließlich eine typische Orangefarbe im Bruch, woran anatolische Ware auch bei ihrem Auftreten in Palästina zur Hyksos-Zeit zu erkennen ist.

i) Ware mit rotem Überzug kommt in Scherben über die ganze Halbinsel hin vor; typisch ist sie für Yortan, Sizma, Troja II und Bos Öjük (parallel mit der 1. Hälfte von Troja II). Ware mit rotem Anstrich ist belegt in Troja II, in Bos Öjük, Langania, Bonat (sw. vom Tatta-See), Tepe Alevi (w. Pontus), Kara Öjük, Boghasköj. Die zeitliche Festlegung der Entwicklungsstadien erfolgt mittels der Schichtenbeobachtung in Troja, wenn diese auch mangelhaft ist. Troja II scheint nicht unmittelbar auf I zu folgen (Dörpfeld *Troja und Ilion* S. 49). Das Fehlende wird am besten durch Zwischenglieder aus Yortan ersetzt, wo man den Übergang von der schwarzen zur roten Ware beobachten kann, ebenso auch in Pisidien. Letztere herrscht dann in Troja II, wo aber richtiges Rot selten ist, vermutlich, weil in der reichen Stadt Tongefäße durch die Fülle von Metallgefäßen in der Schätzung sehr herabgesetzt waren (Frankfort *Studies* II 66ff.). Bessere Ware findet man auf gleichzeitigen Stationen im Binnenland, wie z. B. in Bos Öjük. Der Übergang vom Überzug zum Anstrich gehört aber sicher noch in die Zeit der II. Stadt, und wahrscheinlich in deren zweite Bau-Periode (Frankfort a. a. O. S. 70), in die auch die Einführung der Töpferscheibe fällt; letztere wird bezeichnenderweise zuerst für die Herstellung einer billigen Massenware benutzt. — Bei der roten Ware findet man neben der Weiterentwicklung der schon aus dem vorgehenden Stadium be-

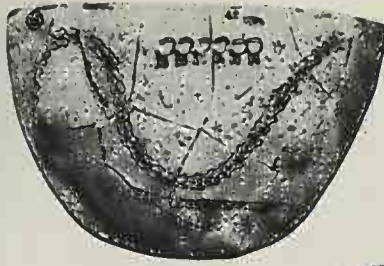
kantten auch neue Formen, insbesondere (nebst der Gesichtsvase) verschiedene Kannen und Tassen; am merkwürdigsten ist ein schön geschwungener Becher mit zwei Henkeln (*Schliemann Katal.* 447, 453, 668, 691, 1418 usw., jetzt auch aus Kappadokien bekannt: Genouillac *Céramique Cappadocienne* II 49; Tf. 43^At). Weiter Väschen auf einem Ring vereinigt, vielleicht Kernoi (s. Kernos; *Schliemann Katal.* 609, 610, 823). Die aufkommende Scheibentechnik beeinflusst die Formen stark (H. Schmidt in Dörpfeld *Troja und Ilion*). Über die Weiterentwicklung s. u. § 7.

j) Die anatolische Keramik erscheint also von ihrem ersten Auftauchen gegen Ende des 4. bis gegen Ende des 3. Jht. in all ihren Abarten vollkommen bodenständig. Der vermutete europ. Einfluß im äußersten NW ist kurzlebig und verschwindet spurlos (s. o. § 2 c). Angedeutet soll hier nur werden, daß der Einfluß in entgegengesetzter Richtung geradezu epochemachend gewesen ist. Denn als bearbeitetes Kupfer aus Asien in Europa einzuziehen begann (s. Bronzezeit), waren die Länder des Ägäischen Meeres von Kleinasien abhängig; und nicht nur die früheste zyprische Keramik (Gjerstad *Studies* S. 299), sondern auch die früh-minoische und die früh-helladische Urfernis-Ware fußt vollständig auf der anatolischen Keramik in ihrem Übergangsstadium von Schwarz zu Rot (Frankfort *Studies* II 85 ff.), dem Stadium von Yortan also, das in Troja fehlt; aber auch andere Indizien legen es nahe, den Ausgangspunkt für die Ausbreitungswelle nach W im SO der Halbinsel zu suchen.

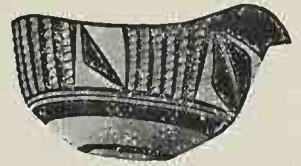
Literaturnachweis: Collignon *Fouilles Gaudin (Yortan)* CR acad. inscr. 1901 S. 811 ff.; *Corpus Vasorum Antiquorum Louvre* Heft IV (Yortan); Danemark *ass.* Heft I (Troja); Forsdyke *Catalogue of Greek and Etruscan Vases in the British Museum* I, 1 (1925); Frankfort *Studies in Early Pottery of the Near East* I (1924), II (1927); Gjerstad *Studies on Prehistoric Cyprus* 1926; Körte *Bos Eujuk* Ath. Mitt. 1899; Myres *Early Potfabrics of Asia Minor* Journ. anthr. inst. 1903; Ormerod *Prehistoric Remains in S. W.-Asia Minor* BSA 16, 18, 19; Robinson *Discovery of Prehist. Site at Sizma* Amer. Journ. Arch. 1927; Hub. Schmidt *Katalog Schliemann Sammlung*; ders. Abschnitt „Keramik“ in Dörpfeld *Troja und Ilion*; Ath. Mitt. 1904 S. 287 Wiegand (Caria).



a



b



c



d



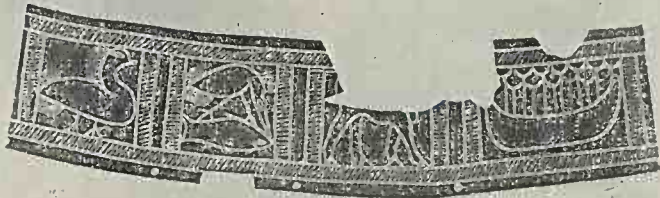
e



f



g



h

Vase F. Vorderasien

a—g. Spätere Formen des ersten Stiles: a, b. Tepe Khasineh. Nach de Morgan. — c, d. El Obeid. Nach Woolley. — e. Urmia. Nach Virchow. — f, g. Samarra. Nach F. Sarre und Hall. — h. Vase von Telloh. Nach Cros-Heuzey.



Vase F. Vorderasien

Keramik des zweiten Stiles: a, b. Tepe Aly Abad. — c—h, k. Susa. Nach de Morgan. — i. Assur. Nach Andrae. — l—o. Dschemdet Nasr. Nach Langdon.

§ 3. Mittelasiatische bemalte Keramik des ersten Stils (Tf. 43^{B,C} und Band VIII Tf. 45, 46 a b). a) Der Ton ist feingeschlämmt sowie sehr kalkhaltig und hat deshalb, besonders in Mesopotamien, eine grünliche Farbe (Rev. d'Anthropol. 1922 S. 100 Franchet). Keine richtige Töpferscheibe, wohl aber irgendein drehbarer Untersatz ist bei der Herstellung benutzt. Die Gefäße sind oft äußerst dünnwandig, gerade in den Fällen, die man aus stilkritischen Gründen für früh hält. Die Brenn-Temperatur ist nicht hoch, steigt aber bei den späteren Gruppen. Ein Überzug ist wegen der Feinheit des Tones überflüssig. — b) Die Verzierung ist in schwarzer Farbe angebracht, die in Susa mit einem alkalinen *flux* aufgetragen wird, aber dennoch öfters abspringt. Die eisenhaltige Erde, aus welcher die Farbe besteht, verursacht, daß zuweilen eine rötliche Schattierung bei Unregelmäßigkeiten im Brennen auftritt. Rot als zweite Malfarbe kommt nur ausnahmsweise vor (*Corpus Louvre I* Ca Tf. 12, 33; 48). — c) An Formen finden sich: in Susa: 1. offene, fast halbkugelige Schalen, selten auf zylindrischem Fuß (Tf. 43^{B1}, q—v; Band VIII Tf. 45 d, e, 46 a); 2. hohe, wasserglasförmige Becher, meistens mit abgeplatteter Standfläche, selten mit Standring (Tf. 43^B e, f, h; Band VIII Tf. 46 b); 3. flache Töpfchen mit scharfer Biegung an Schulter und Bauch, mit vier wagerecht durchbohrten Schnurösen und kurzem, geradem oder leicht ausbiegendem Hals (Tf. 43^B p; Band VIII Tf. 45 b, g); 4. eiförmige Töpfe mit kurzem, ausbiegendem Mündungsrand (Tf. 43^B k, n, o). Die Formen, besonders 1, 2 und 4, sind also vom Töpferstandpunkt aus sehr primitiv, ohne irgendwelche Differenzierung oder Betonung der tektonisch wichtigen Teile. Im Zweistromland findet man aber weiter fortgeschrittene Formen. Nr. 3 ist noch unverändert da und hat die Funktion von Nr. 4 in Al Ubaid (s. Obeid) scheinbar übernommen (Tf. 43^C d). In Samarra erscheint auch noch Nr. 4 (Tf. 43^C g). Die zerbrechlichen Schalen sind aber ersetzt durch verwandte Formen (z. B. Tf. 43^C f) mit Verstärkungen an den meistgefährdeten Teilen; besonders die Schalen sind flacher und haben eine hohlkehlenartige oder wagerecht vorspringende Verdickung am Rand (*Al Ubaid* Tf. I) und zuweilen einen Standring (*Al Ubaid* Tf. L, P. IV). Auch hat

die Schale zuweilen einen Ausguß wie das *Sauce-boat* (s. *Saucière*) in der Ägäis (Tf. 43^C e). Zwei eigenartig geformte Gefäße aus dem s. Zweistromlande (Tf. 43^T g, h) gehören hierher. — d) Der Stil der Bemalung bestätigt die aus den Formen abgeleitete Chronologie. In Susa findet man in der schwungvollen Dekoration zwischen in Umlaufstil gruppierten geometrischen Motiven streng stilisierte Tier- und Menschenfiguren (Tf. 43^B; Band VIII Tf. 45, 46 a, b) in Silhouette auftreten. Die ornamentale Kraft der Verzierung ist ungeheuer groß, und diese ist verschieden, je nach der Art des zu schmückenden Gefäßes. Aber schon in Susa ist eine Entartung zu spüren, wobei Überladung (Tf. 43^B q; Band VIII Tf. 45 e) und schlaife Linienführung auftreten und vor allem sich eine fortschreitende Konventionalisierung der natürlichen Darstellungen zeigt (verursacht durch fortwährendes Kopieren ohne erneute Rücksichtnahme auf die Natur), die bald zur Unkenntlichkeit und damit zum ausschließlichen Vorherrschen des geometrischen Ornaments führt (Congr. intern. préh. Monaco 1908 II 332 ff. Breuil). Diese Stilentwicklung läßt sich auf einigen w. von Susa gelegenen Schutthügeln verfolgen (Tf. 43^C a, b), im Zweistromland (mit Ausnahme von Samarra) sind die Tierdarstellungen ganz verschwunden. — Ob in der Verzierung ursprünglich skeuomorphe Elemente, entweder aus der Leder- oder der Flechttechnik, verarbeitet sind, sei dahingestellt (Frankfort *Studies* I 30 ff.; Präh. Z. 16 [1925] S. 13 ff. W. Bremer; *Acta Orientalia* 1922 S. 200 Six; Matz *Frühkretische Siegel* 79 ff.). — e) Die Verbreitung des ersten Stiles im Zweistromland geht von Bender Bushire, am Persischen Meerbusen (*Mémoires Délég. en Perse* 15 Pézard), bis Tell Zeidan am mittl. Balikh (Man 1926 S. 25 Albright). In Kisch (s. Kiš) sind von Langdon und Mackay einige Scherben gefunden, nicht aber in Zusammenhang mit den Hauptfundgruppen (im Ashmolean Museum, Oxford). Weiter gibt es zahlreiche Scherben und andere Überbleibsel bei Abu Schahrein (Eridu [s. d.]; *Archaeologia* 70 S. 101 ff. Campbell Thompson) und vor allem bei Al Ubaid (Ur; Hall und Woolley *Ur-Excavations* I [1927]). Hier ist sowohl eine Siedelung mit Graben untersucht, wie

auch Gräber mit bemalter Keramik, die von Sumerern der I. Dyn. von Ur zerstört sind. Bei Samarra hat Herzfeld eine Menge Scherben und Gefäße gefunden, die wohl zum ersten Stil zu gehören scheinen, sich aber etwas schwierig einreihen lassen (Der Islam 1914 S. 190ff. Sarre; Centen. Suppl. Journ. Roy. Asiatic Soc. S. 103ff. Hall; Frankfort *Studies* I 60ff.) Man hat hier wieder das Formen-Trio: Schale (mit hohlkehlenförmigem Rand), kleiner Topf mit scharf umbiegender Schulter und eiförmiger Topf, vielleicht mit der Funktion des Bechers. Die Formen sind weniger fortgeschritten als die von Ubaid, und da auch die Verzierung älter ist in dem Sinne, daß sich hier noch verschiedentlich Tier- und Menschen-Figuren finden, ist man geneigt, die Gruppe als ungefähr gleichaltrig mit Mussian (s. Mus-sian Tepe), also zwischen Susa I und Ubaid, anzusetzen. Gleichartige Scherben sind in Schutthügeln bei Assur (s. Aššûr) gefunden (in der Vorderas. Abt. Berlin). Ö. vom Zweistromland erstreckt der erste Stil sich durch ganz Persien, vom Kaukasus bis nach Beludschistan. Von Urmia stammt ein Topf (Zf Ethn. 1900 S. 609 Tf. 9; Frankfort *Studies* II Abb. 21; hier Tf. 43^c e), der technisch identisch ist mit einigen Scherben von Tepe Moh. Djaffar (Mém. Délég. en Perse 8 Abb. 133/4). Der Ton ist rötlich und die Bemalung braunrot und matt. Bei Teheran (Rhagae; Rev. d'Assyr. 1924 de Mecquenem) und in Seistan (Sir Aurel Stein's Expedition; vgl. Burlington Magazine Dec. 1925 Andrews) sind Scherben gefunden, und ganze Gefäße sogar in Beludschistan (Illustrated London News 20. Sept. 1924 S. 531, Oberreihe); diese zeigen dieselbe Auflösung der Ornamentik in schmalen, horizontalen Bändern mit geometrischen Motiven wie die von Samarra und Al Ubaid. Noetelings Funde aus dem Zhub-Tal im ö. Beludschistan gehören vielleicht hierher (Zf Ethn. 1898 S. 460ff.). Die bemalte Keramik, die man sonst noch aus Beludschistan kennt, namentlich von Näl (Archaeol. Survey of India Annual Report 1904/05 S. 105ff.; Illustrated London News 6. März 1926 S. 400 Abb. 8—14), ist viel mehr fortgeschritten in der Technik und sicher später, und die einzige bemalte Ware, die bis jetzt bei Mohenjo Daro in Indien gefunden wurde, ist der von Näl

verwandt (Illustrated London News 20. Sept. 1924 S. 531, rechts, dritte von oben). — Im NO erreicht der erste Stil den Rand des Steppengebietes in Anau (s. d.; Pumpelly *Explorations in Turkestan* I Carnegie Instit. Bd. 73) und in Mohammedabad (Cent. Suppl. Journal Royal Asiat. Soc. Hall). Nur die dritte Anau-Kultur zeigt unzweideutig Zugehörigkeit zum ersten Stil. Die Keramik von Anau I (Band XIII Tf. 92^B f, g) und II hat nicht nur oft ganz eigenartige Formen, sondern ist auch nur teilweise leichtfarbig, oft aber rot und poliert, wie die kleinasiat. Ware, und technisch von dieser nicht zu scheiden. Auf der roten Oberfläche (welche je nach dem Brennen auch lederbraun, gelblich usw. sein kann) sind nach der Polierung zuweilen mit matter schwarzer Farbe geometrische Motive gemalt, die wohl manchmal an den ersten Stil erinnern (Frankfort *Studies* II 187). Das Auftreten der in Kleinasien unbekanntem Maltechnik ist also wohl durch Einfluß aus dem Gebiete unseres ersten Stiles zu erklären; umgekehrt treten derartige rote Gefäße mit mattschwarzer Bemalung gegen Ende von Susa I im S auf (Frankfort *Studies* I 38) und sind auch vom Kaukasus her bekannt (ebd. Tf. V, 1). — f) Der Einfluß des ersten Stils, der in den drei ersten Siedelungen von Anau zu spüren ist, zeigt, daß dieser im Persisch-Armenischen Hochland lange bestanden hat (s. § 4e). Im Zweistromland ist dieser Stil aber bald von dem zweiten verdrängt. Da er dort auch nicht in seinem frühesten Stadium erscheint (s. o. d), liegt es nahe, anzunehmen, daß er in dem genannten Hochlande eigentlich zu Hause ist. Überaus wichtig ist nun das regelmäßige Vorkommen von Kupfersachen mit der Keramik des ersten Stiles. Sogar in China, bei Scha Tching, hat Andersson (*Prelim. Report on Archeol. Research in Kansu* Memoirs Geolog. Survey of China A, 5 S. 41 Anm. 1 und Tf. 11, 1. 2) mit dem ersten Kupfer Keramik gefunden, die dem Urmia-Topf und seinen Verwandten technisch wie stilistisch ähnelt. Zwei weitere Tatschengruppen scheinen die Annahme zu stützen, daß Kupfer (s. d.) zuerst im Bereich der Keramik des ersten Stiles zu Nutzzwecken verwendet wurde. Der Befund in Ägypten, der Ägäis und in Südosteuropa weist auf Kleinasien oder



a



b



c



d



g



e



f



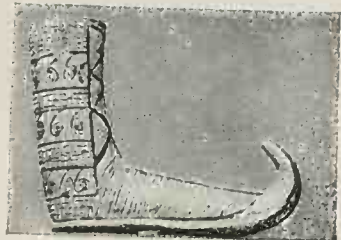
h



i

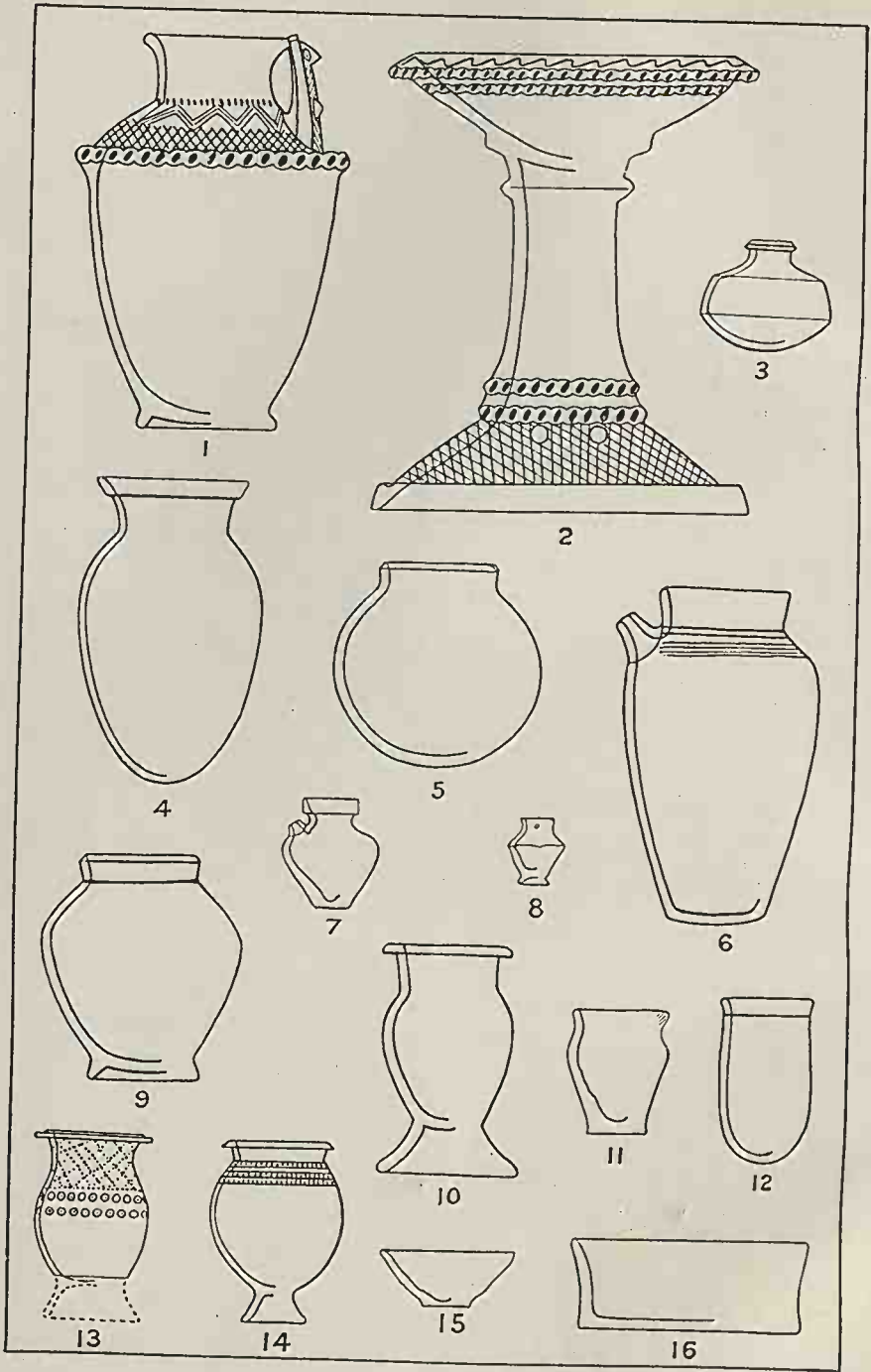


k



l

Vase F. Vorderasien
Keramik aus Kappadokien. Nach Frankfort und Körte.



Vase F. Vorderasien

Keramik von Kisch („Cemetery A“). Nach Mackay.

dessen Hinterland als das Ursprungsland der Erfindung (Frankfort *Studies II* Index: COPPER). Und zweitens enthält die erstaunlich reiche Kupfer-Industrie der frühesten Sumerer in Ur und Kisch eine Unmenge von „kaukasischen“ Formen (*Antiquaries Journal*, April 1928 Frankfort). Letztere Beobachtung legt nun weiter nahe, anzunehmen, daß die Träger des ersten Stiles dem Stammvolk der Sumerer (s. d.) angehörten, und daß somit in Mesopotamien wie in Ägypten die historische Kultur mit unbemalter Keramik aus einer mit bemalter hervorgegangen sei.

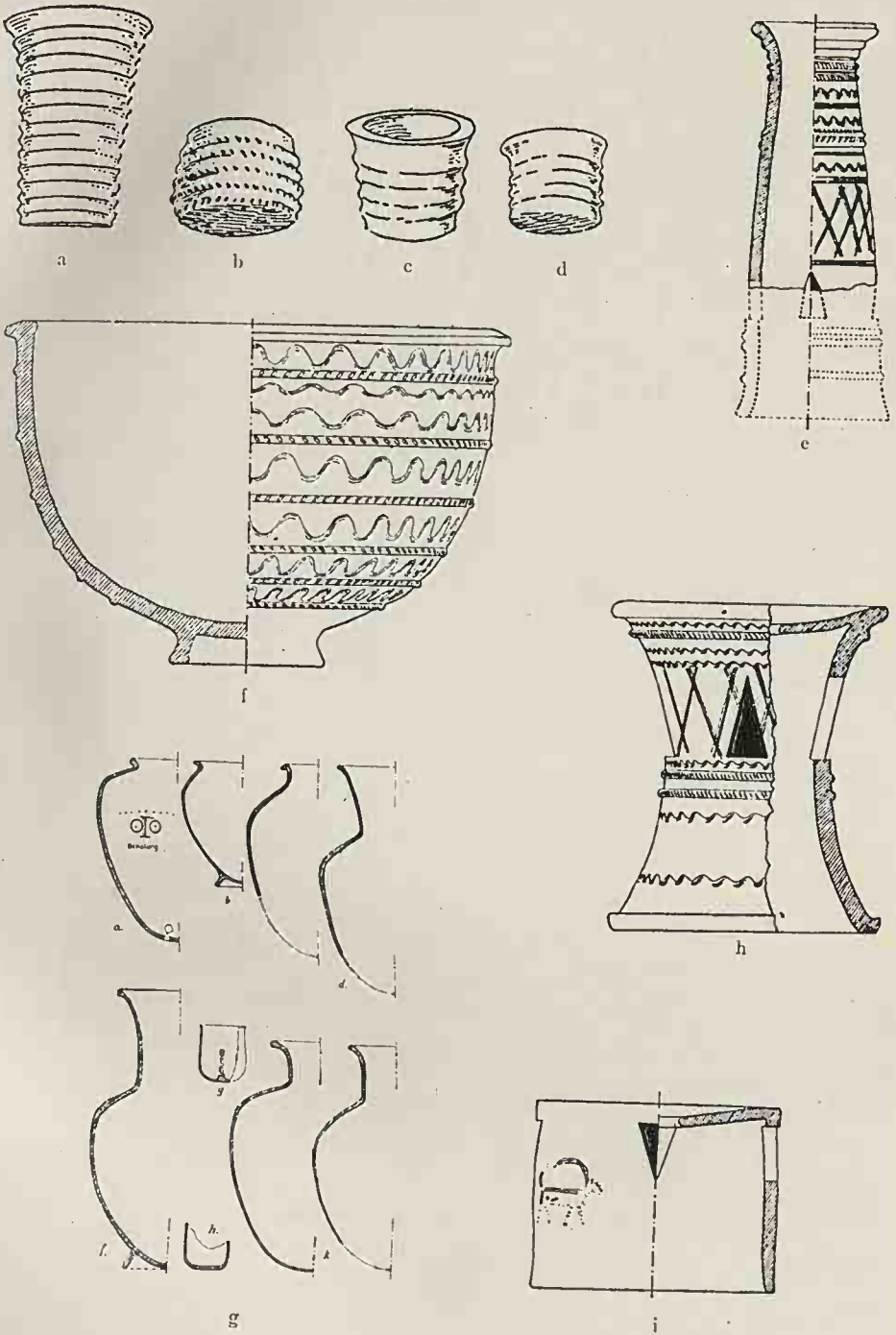
§ 4. Mittelasiatische bemalte Keramik des zweiten Stils (Tf. 43^D und Band VIII Tf. 46c, 47). Auch diese ist zuerst als lokale Erscheinung in Susa aufgefaßt und jetzt als über ein weites Gebiet verbreitet erkannt worden. Man hat eine monochrom und eine polychrom bemalte Gattung zu unterscheiden, deren Verhältnis noch nicht klar ist. — a) Die Gefäße sind aus etwas größerem, leichtfarbenen Ton bei mittlerer Temperatur gebrannt. Ein Überzug fehlt, die Malfarbe ist ohne *flux* aufgebracht. Kleinere Gefäße sind meistens auf der Scheibe, große Vorratsgefäße öfters mit der Hand gemacht. — b) Die Formen sind fortgeschritten und wohldifferenziert. Bei der polychromen Gattung herrschen scharfkantige Formen vor, so wie sie entstehen, wenn Gefäße aus mehreren besonders angefertigten Teilen zusammengesetzt werden (Tf. 43^Da, b, l, n). Im Zweistromland sind von der polychromen Ware sowohl kleine Töpfe wie größere Pithoi erhalten, in Tepe Aly Abad und Susa fast nur die letzteren. Bei diesen läuft gewöhnlich ein Wulst um die Schulter, welcher gelegentlich mit dreieckigen, durchbohrten Stützen versehen ist. Auch plastische Rippen, die in Gruppen von je drei vom Hals zur Schulterbiegung laufen, kommen in Dschemdet Nasr wie in Tepe Aly Abad bei unbemalten Exemplaren dieser Gattung vor. Es besteht gar kein Zusammenhang mit den Formen des ersten Stiles. Merkwürdig ist das Auftreten von Vasen in Tierform (Ton oder Alabaster), sowohl in Susa (s. Band VIII Tf. 47 o; *Mém. Délég. en Perse* 13 Tf. 30, 9) wie in Dschemdet Nasr (s. Tf. 43^Do). Die monochrome Gattung hat die fließenden runden Formen, die für die wie aus einem Guß auf der Scheibe gemachten Gefäße

charakteristisch sind (Tf. 43^Dc, g, h, k; s. a. Band VIII Tf. 47 a—d). Nur wenig monochrome Gefäße sind wie die polychromen geformt. Sonst gibt es enghalsige Flaschen, mit oder ohne Tülle, und weithalsige Krüge. — c) Die Verzierung zeigt bei den polychromen Gefäßen einen strengen Rahmenstil, dessen Charakter noch verstärkt wird durch den Gebrauch der roten Malfarbe, entweder als Füllung oder als Wellenlinie, zwischen zwei schwarzen Geraden, die senkrecht die Oberfläche des Gefäßes teilen. Zwischen den geometrischen Motiven sieht man einmal zwei Menschen im Geschlechtsakt (*Corpus Vasorum* Heft IV Tf. 7, 1), öfters aber Tiere (Ziegen, Vögel), sogar mit Pflanzen umgeben, dargestellt. In Tepe Aly Abad herrscht ein merkwürdiges Motiv („Pfauenauge“; Tf. 43^Da) vor. Die Verzierung der monochromen Gattung ist viel loser gruppiert und schlaffer ausgeführt. Anstatt des Zickzacks findet man die Wellenlinie, und gerade bei den Vasen mit Tierdarstellungen oft den Umlaufstil, obwohl der Rahmenstil bei Gefäßen mit nur geometrischen Motiven und bei den Pithoi vorkommt. Die Darstellungen natürlicher Objekte sind nicht abstrakt-dekorativ, sondern naturalistisch (*Frankfort Studies I* 40 ff.); sie sind nicht nur in Silhouette, sondern auch oft mit durch Liniengruppen gefüllten Körpern (Tf. 43^Dh) abgebildet. — d) Die polychrome Gattung ist durch ganz wenige Exemplare in Susa, dann aber in Mussian Tepe und massenhaft in Tepe Aly Abad vertreten, kommt also im eigentlichen Hochland nicht vor. Im Zweistromland ist sie dann in Assur, in Dschemdet Nasr bei Kisch und in ganz wenigen Exemplaren vielleicht auch in Fara und Ubaid (*AI Ubaid* 155 und P. XV B) gefunden. Die monochrome Gattung ist nur von Susa her einigermaßen bekannt. Im ganzen Zweistromland gibt es nur ein, offensichtlich aus Susa, exportiertes Stück in Telloh (Lagasch; s. d.; Cros-Heuzey *Nouvelles Fouilles de Telloh* S. 310 Abb. 20) und eine Anzahl schwer zu bestimmender von Dschemdet Nasr. In Persien hat Herzfeld Beispiele dieser Gattung gefunden (*Illustrated London News* 17. Nov. 1927), und das Brit. Museum hat neuerdings von Nihawad, w. von Teheran, eine Anzahl Gefäße erworben, unter welchen einige (z. B. 118740, 118742) in

Form und Verzierung sicher zur monochromen Gattung des zweiten Stils gehören (British Museum Quarterly, Juli 1928; s. unten § 5a). Zwei Scherben liegen bei den Funden von Sir Aurel Stein in Seistan (Burlington Mag. Dez. 1925 S. 306/7 Nr. 80, 81) vor, und es scheint also, daß diese monochrome Ware über ganz Persien in Gebrauch war. — e) Pottier hat energisch die Ansicht vertreten, daß der zweite Stil sich aus dem ersten entwickelte (Mém. Délég. en Perse 13; Rev. arch. 1926). Aber nur in Dschemdet Nasr sind ein paar Gefäße gefunden, bei denen man zweifeln kann, ob man ganz späte Vertreter des ersten oder monochrome des zweiten Stiles vor sich hat (s. Tf. 43^{D1}). Die allgemeine Form und die spezielle der Schnurösen weist eher auf den zweiten hin. Die Schichtenlagerung in Susa selbst zeigt einen Bruch zwischen dem Auftreten der beiden Stile (Mém. Délég. en Perse 7 S. 11; ebd. 12 S. 66; ebd. 13 S. 6; Rec. de Trav. 33 S. 39). Verfehlt ist ein Versuch Woolleys, aus einer diagrammatischen Skizze de Morgans herauszulesen, daß Susa I und II gleichzeitig wären (Journ. Asiatic Society Jan. 1928). Das schließt nun nicht aus, daß sonstwo im persischen Hochland, wo der erste Stil lange bestand (s. § 3f), dieser in die Zeit des zweiten hineinragt. In diesem Sinne könnte man auch die zwei Scherben des zweiten Stils, die mit vielen des ersten in Seistan gefunden wurden, auffassen. So könnte die monochrome Gattung des zweiten Stils wenigstens von dem ersten beeinflusst sein. In Susa ist aber diese monochrome Gattung in anderem und wohl sicher späterem Zusammenhang gefunden als die polychrome (Frankfort *Studies* I 66ff.), und ein Vergleich von Formen und Verzierung bestätigt ein derartiges Zeitverhältnis der beiden. Es bleibe also hier unentschieden, ob in der monochromen Ware nur eine Entartung der polychromen oder aber eine Vermischung jener mit Resten des ersten Stils vorliegt. — f) Die polychrome Gattung aber, die in Mesopotamien und bis Susa hin neu erscheint, ist chronol. genau festzulegen und hat auch Verwandte in Vorderasien. In Assur stirbt sie gerade vor der ältesten sumer. Schicht H aus (Andrae *Die Archaischen Ischtar-Tempel* S. 16). In Dschemdet Nasr ist sie gefunden zusammen

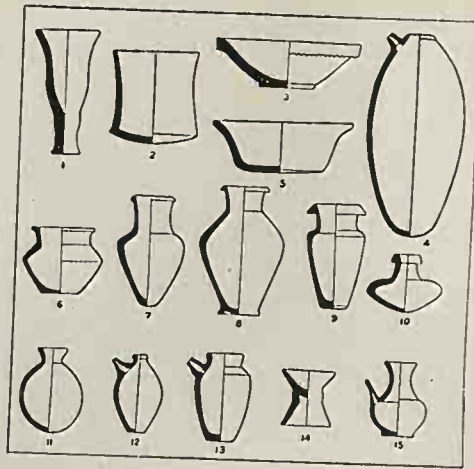
mit Keilschrift-Tafeln, die archaischer sind als sogar die von Fara oder der I. Dyn. von Ur (Gadd, Hall-Woolley *Al Ubaid* S. 128ff.). Letztere, sowie alle späteren Sumerer, benutzen unbemalte Keramik. Die polychrome Gattung ist also schon vor 3100 v. C. ausgestorben, während Susa sich vom Zweistromland dadurch unterscheidet, daß es bis in die sargonidische Zeit (2800 v. C.) die monochrome bemalte Keramik verwendet; denn in einem Vorratsgefäß (Band VIII Tf. 46c) der monochromen Gattung in Susa ist ein Depot von Bronzesachen und Siegelzylindern, dessen jüngster der Epoche Naramsins angehört, gefunden. — Die polychrome Gattung nun ist verwandt mit jüngeren vorderasiatischen Waren, die aber nicht von unserer ältesten mesopotamischen Gattung direkt abzuleiten sind, weil jene alle erst auftreten, nachdem diese schon längst ausgestorben ist. So liegt es nahe, für diese weitverbreitete Ware ein Heimatland zu postulieren in der Mitte der Gegenden, wo sie jedesmal unvermittelt mit Polychromie, Rahmenstil und naturalistischen Tierdarstellungen auftritt. Von diesem Heimatlande aus, wo sie ohne Abbruch weiterexistierte, wäre sie dann infolge von Völkerbewegungen zu verschiedenen Zeiten in den umliegenden Gebieten abgelagert. Diese Ablagerungen sind: 1. die frühe Ausbreitung über Assur und Kisch nach Susa II; 2. in Palästina in der 2. Hälfte des 3. Jht., als das Land semitisiert wird (Abh. Preuß. Akad. Berlin 1926 Sethe); 3. in Ägypten, Kypros und Kleinasien während der Hyksos-Zeit (Frankfort *Studies* II 162 ff.). Als Heimatland bietet sich das bisher unerforschte Nord-Syrien, als Träger eine gemischte semitisierte oder teilweise sem. Bevölkerung dar (Antiquaries Journ. April 1928 Frankfort).

§ 5. Verschiedene Gruppen. Einige schwer einzureihende Gruppen sollen hier nur aufgezählt werden. a) Von Nihawad, im n. Persien, kommen eine Anzahl Gefäße (Rev. arch. 1926 S. 17 Abb. 3, 4; British Museum Quarterly Juli 1928) von scharfkantiger Form, oft mit gut ausgebildetem Fuß und kleinem, richtigen Henkel, wofür es nirgends in Persien oder Mesopotamien genaue Parallelen gibt. Die Verzierung zeigt einfache geometrische Muster, zwischen

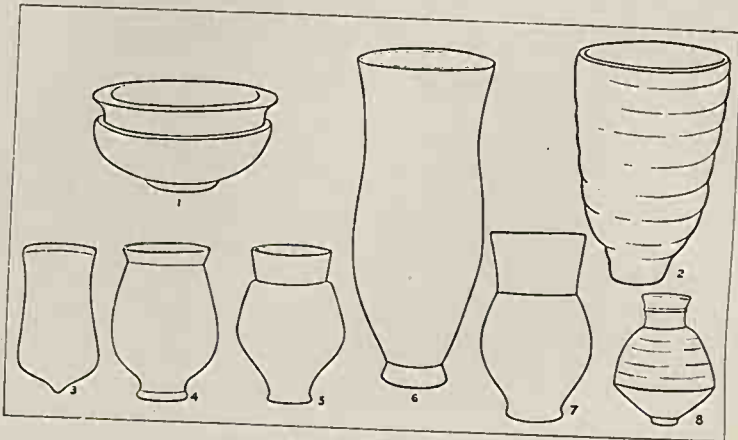


Vase F. Vorderasien

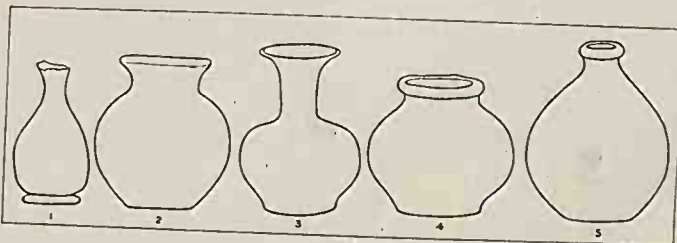
Keramik von Assur (Schicht H und G). Nach Andrae.



a



b



c

Vase F. Vorderasien

a. Frühsumerische Keramik von Ur. Nach Woolley. — b. Keramik von Kisch. Hammurabi-Zeit. Nach Genouillac. — c. Neubabylonische Keramik von Kisch. Nach Genouillac.

die ziemlich unorganisch kleine, rohe Vogel-darstellungen gestreut sind. Vom selben Ort kommen ausgesprochene Gefäße des monochromen zweiten Stiles (s. § 4); es ist aber z. Z. unsicher, wo die hier behandelten Stücke einzureihen sind. — b) Gleichaltrig mit der polychromen Gattung in Susa II scheinen kleine, graue Gefäßchen zu sein, rund, mit kurzem, geraden Hals auf der flachen Oberseite und mit 4 Schnurösen, welche durch ein eingeritztes gegittertes Band verbunden sind (Mém. Délég. en Perse 13 Tf. 32), und zuweilen noch mit einem Bandhenkel obendrein. Sie sind möglicherweise nur billiger Ersatz für gleichförmige alabasterne Vasen. Vielleicht findet man in Ubaid ihre Verwandten (Hall-Woolley *Al Ubaid* Tf. 20, Oberreihe). — c) Im N von Mesopotamien und in Nord-Syrien gibt es eine mit orangener Glanzfarbe bemalte Keramik, deren Fragmente einen ägäischen Eindruck machen, aber wohl mit früher syr.-paläst. Ware verwandt sind (s. u. § 8 b 5). Sie ist von King bei Kuyundschik (Brit. Mus.), von Oppenheim auf dem Tell Halaf (s. Gusa na) und von Woolley in Karkamisch (s. d.) gefunden, während ein Napf mit „mykenischem Schuppenmuster“ und ein gerader Vasenhals mit Wellenlinien auf weißem Überzug in der Vorgesch. Abt. der Staatl. Museen in Berlin aus der Gegend von Wan (Schamiramalti) stammen (Präh. Z. 1928 W. Jenny; s. a. Tuschpa). So rätselhaft wie die letzteren sind zwei kret. ausschauende Scherben von Samarra im Berliner Antiquarium (Frankfort *Studies* I 61f.). — d) Merkwürdig sind Schnabelkannen, zum Teil handgemacht, die bei Urmia sowie im Kaukasus und Anau III auftreten, und die wohl mit den sehr ähnlichen früh-minoischen Formen eine anatolische Ausgangsform gemein haben (Frankfort *Studies* II 177).

§ 6. Sumerisch-Babylonische Keramik. a) Auf diesem Gebiet sind rege Forschungen im Gange. Das chronol. Verhältnis der wichtigsten Fundgruppen ist aber noch nicht ganz sichergestellt. Woolley stellt jetzt (*Antiquaries Journ.* Jan. 1928 S. 3) die frühesten Gräber bei Ur (s. d.) mit den großen Goldfunden der I. Dyn. von Ur ein paar Jh. voran. Die zweite Gruppe würde mit dieser Dyn. I. enden und Kisch „Cemetery A“ hiermit zusammengenhen, während

die dritte Gruppe bei Ur schon sargonidisch sei. Jedoch kommen die merkwürdigen Opferständer, die typisch für Kisch A und Assur H und G sind, bei den beiden ersten Gruppen von Ur vor, fehlen aber in Al Ubaid, wo die Gräber angeblich mit der I. Dyn. von Ur anfangen, und sind in sargonidischer Zeit in Ur verschwunden. Ebensolche Unterschiede gibt es z. B. in der Verbreitung der Rippentöpfe. Die Gleichartigkeit der früh-sumer. Kultur im ganzen Zweistromland spiegelt sich aber doch auch in einer in vielen Hinsichten ähnlichen Keramik ab, obwohl man augenblicklich nur in den wenigsten Fällen entscheiden kann, ob man die Besonderheiten aus lokalen oder aus zeitlichen Gründen zu erklären hat. — b) Die Ware ist durchaus leuchtend, obwohl man in Kisch den Ton der Flußablagerungen benutzte und so etwas dunklere Ware herstellte als die, welche im S sowie in Assur von den Lehmlagerungen der Oberfläche gewonnen wurde. In Kisch neigt die Farbe oft zu Rot hin. Ein Überzug fehlt meistens, und obwohl handgemachte Stücke ausnahmsweise noch vorkommen, so ist schon in den frühesten Gräbern bei Ur die Scheibe in regelmäßigem Gebrauch. Von Bemalung gibt es nur noch Spuren oder wohl eher ärmliche Ansätze (Hall-Woolley *Al Ubaid* S. 521, 522; letzteres hat eine genaue Parallele in Dschemet Nasr; weiter in Assur: Andrae *Archaisch. Ischtar-Tempel* Tf. 25a). — c) 1. Weitverbreitet sind Näpfe und Becher mit Horizontalrillen, die sog. Rippentöpfe (Tf. 43^G a—d), die in Assur (s. Aššûr) und Fara (s. Schuruppak) entweder walzenförmig oder mit ausschweifender Lippe geformt sind (Andrae *Arch. Ischtar-Tempel* S. 40). Ähnliche, aber weniger ausgesprochene Formen gibt es in Al Ubaid (Hall-Woolley *Al Ubaid* Tf. 45 I—VIII; s. hier Tf. 43^H a 1), jedoch nicht bei Kisch. Sie scheinen nur in den frühen Fundgruppen vorzukommen. — 2. Merkwürdig sind die Herd- und Opferständer, durchbohrte Tonröhren, deren Standfestigkeit durch eine Ausbiegung am Fuß erzielt ist. Die Opferständer (Tf. 43^G e) sind schlank und erweitern sich oben zur Aufnahme von Gegenständen, z. B. von Blumensträußen. Die gedrungeneren Herdständer (Tf. 43^G h, i), die zuweilen als Weihrauchbrenner aufzufassen sind, haben oben eine

flache, angeformte Schale, die durchbohrt ist, während auch der Schaft selbst zugunsten der Luftzufuhr drei- oder viereckige oder runde Öffnungen zeigt. Zuweilen fehlt die Schale, und der Ständer konnte entweder ein Kohlenbecken aufnehmen oder auch demselben Zweck wie die Opferständer dienen. Auch in Fara (s. Schuruppak; Andrae a. a. O. S. 47 Abb. 22), bei Mussian (Mém. Délég. en Perse 8 Abb. 278—80), Ur (Antiquaries Journ. Jan. 1928 S. 10 ff. Woolley) und Kisch (Mackay *A Cemetery* S. 24 ff. Tf. 11, 12; s. hier Tf. 43^F 2) kommen solche Ständer vor, an den letzteren Orten weniger schlank als die Opferständer von Assur, aber doch wohl mit derselben Verwendung, da Durchbohrungen fehlen. Alle sind reichlich mit Kammstrichen, Wülsten usw. verziert. Nach-sargonidisch scheinen sie nicht vorzukommen. Es sei hier nur angedeutet, daß vermutlich der Gebrauch dieser Gefäße im Kult sich von Sumer aus nach Ägypten während des Anfangs der historischen Zeit verbreitet hat (Frankfort *Studies* I 127 ff.). Auch in Troja VI taucht ein sehr ähnlicher Ständertypus auf (Schliemann *Slg. Katal.* 3230). Verwandt mit dem Ständer ist der Ring, der als Untersatz für rundliche Gefäße dient (Andrae a. a. O. S. 49). — 3. Allgemein gebraucht während der ganzen Dauer der sumer.-babyl. Kultur werden Tüllenflaschen (Tf. 43^F 6, 7; 43^H a 4, 12, 13, 15; Tf. 43^I b, d, e; Andrae a. a. O. S. 28; Mackay a. a. O. Tf. 14; Hall-Woolley a. a. O. Tf. 59, 60). Die Form ändert sich allmählich im Verlauf der Geschichte, aber eine vollständige Typenreihe kann zurzeit noch nicht gegeben werden. Da bei rituellen Spenden die Tüllenflasche wie der Pokal unten angefaßt wurde, werden sie später (schon in der Hammurabi-Zeit) mit einem Griffuß versehen (Andrae a. a. O. S. 50 Abb. 29; s. hier Tf. 43^H b 6 von Kisch). — 4. Weiter muß noch eine typisch sumerische Lösung des Problems der Standfestigkeit angegeben werden, wobei die Standvorrichtung und der eigentlich runde Körper des Topfes deutlich getrennt bleiben (Tf. 43^F 9, 10, 13, 14). Über die weitere Entwicklung s. unten. Die Formen Tf. 43^F 12 (geschloßförmiges Schöpfgefäß) und 8 (mit Aufhängevorrichtung) sind selten. Merkwürdig ist in Kisch (Mackay a. a. O. S. 35 Tf. 16 Abb. 20—25) eine Serie von

kleinen Gefäßen mit einer Durchbohrung, wo Körperwände und Unterseite zusammenstoßen. Vielleicht dienten sie als Sieb, das in die Mündung größerer Gefäße gesetzt würde. Enghalsige Gefäße, wie Tf. 43^H a 11 von Ur, kommen auch in Kisch vor. — 5. Da die polychrome Keramik schon mit ganz frühen sumer. Tafeln zusammen gefunden ist, nimmt es nicht wunder, daß man in der etwas späteren unbemalten Topfware Anklänge an Formen der ersteren findet. So gibt es z. B. in Menge Krüge mit scharf umbiegender Schulter und scharfer Lippe (Tf. 43^F 3; 43^H a 6, 9; vgl. Tf. 43^D e, n). Auch eine unerklärliche undurchbohrte dreieckige Erhebung befindet sich auf der Schulter von Vorratsgefäßen sowohl in Tepe Aly Abad (bemalt; *Corpus Vasorum* Heft IV Tf. 7, 4. 7. 8. 11 usw.; s. hier Tf. 43^D a), wie in Al Ubaid (Hall-Woolley a. a. O. Tf. 56, 36). Auch Ständer und plastischer Schmuck kommen im Bereich beider Waren vor. — d) 1. Tüllenflaschen und Pokale sind nie verziert. Wassertöpfe (Andrae a. a. O. S. 52; s. hier Tf. 43^G f) und andere große Gefäße sowie Herd- und Opferständer sind mit Strichmustern, Kammlinien oder -wellen oder mit eingeritzten Zeichnungen verziert, und zwar in wagerechten Zonen. Merkwürdig ist die eingeritzte Ziege und das Palmblatt auf dem Herdständer in Assur (Andrae a. a. O. S. 48 Abb. 24, 25; s. hier Tf. 43^G i). — 2. Bei der plastischen Verzierung sei ein Fläschchen in Frauen-Gestalt erwähnt (Andrae a. a. O. S. 52 Abb. 32). Sonst findet sich bei den Gefäßen für den Kultgebrauch im Tempel oder im Grab eine plastische Verzierung mit Tieren, hauptsächlich Schlangen, die häufig den Kopf der Gefäßmündung oder dem Ausgußrohr zuwenden, als ob sie von der Spende trinken wollen (Andrae a. a. O. Tf. 21—23; Mém. Délég. en Perse 12 Abb. 408—415), aber auch eine Schildkröte und sogar Hirsche (Antiq. Journ. Jan. 1928 S. 10 Woolley) kommen vor (Tf. 43^I i; 43^K a, b). Die häufigen plastischen Strickwülste sind schon erwähnt. Die Tierplastik an den Vasen scheint wieder auf die frühsumer. Per. beschränkt zu sein. In Kisch, und nur dort, wenn nicht auch in Susa (vgl. Syria 1927 S. 198 Abb. 2, 3), findet sich eine auffallende Verzierung (s. Tf. 43^F 1): Auf der Schulter von großen Gefäßen erscheinen



a



b



c



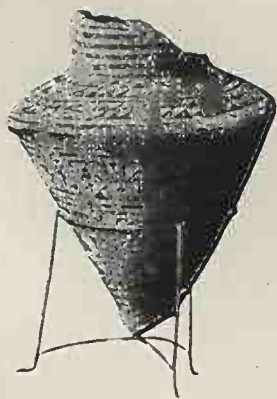
d



e



f



g



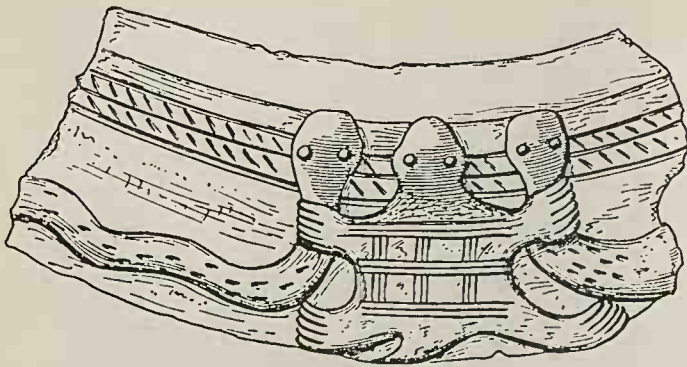
h



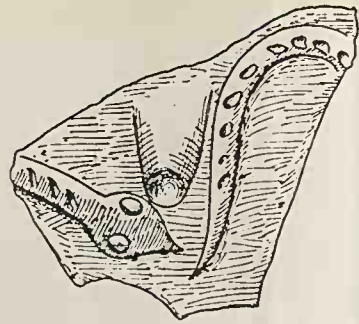
i

Vase F. Vorderasien

a—f, h. Keramik aus altsumer. Zeit (um 3000 v. C.) von Schuruppak (Fara); g. von Lagasch (Tello);
i. von Adab (Bismaja). — Museum Konstantinopel. Nach Photographien.



a



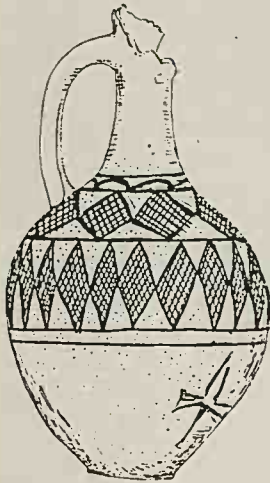
b



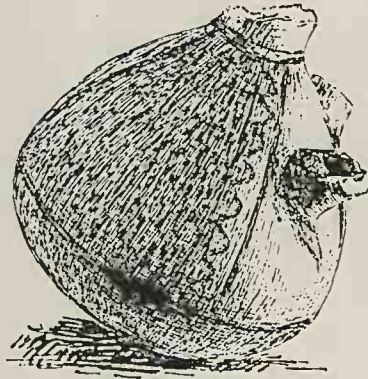
c



d



e



f



g



h

Vase F. Vorderasien

a, b. Keramik mit plastischer Verzierung von Susa. Nach Mém. Délég. en Perse 12. — c, d. Schwarze Keramik mit weißgefüllten eingeritzten Verzierungen von Sakschegözü. Nach Garstang. — e—h. Bemalte syrische Keramik. Nach du Mesnil du Buisson.

Handhaben, die eigentlich wohl verkümmerte Ausgußröhren sind. Sie wurden nie am Mündungsrand befestigt, obwohl sie sich zuweilen daran anlehnen; sie sind aber durch die (nachher wieder geglättete) Schulter hindurchgestochen; in einigen Fällen ist noch eine ganz kleine Öffnung am Ende vorhanden. Diese Röhren sind nun in Frauengestalt gearbeitet, d. h. Gesicht, Brüste und Scham sind summarisch angegeben (Mackay a. a. O. S. 21 Tf. 1, 2, 4). In jedem Grab in „Cemetery A“ bei Kisch war ein derartiger Topf, aufrechtstehend und deshalb wohl ursprünglich mit Wasser gefüllt. Langdon (Mackay a. a. O. S. 23) schlägt vor, in der Frau eine der Göttinnen Nintud oder Nina zu sehen. Diese Töpfe haben auf der Schulter weiterhin eine eingeritzte Verzierung und einen Wulst um die Schulter. Letzterer dient dazu, Schulter und Körper fester zusammenzuhalten und die Stelle zu verdecken, wo die beiden zusammengefügt sind, nachdem sie jeder für sich angefertigt waren. — 3. Eine besondere Stellung nehmen ein paar Gefäße von dunklem Ton mit eingeritzten bzw. eingestempelten Verzierungen ein, die mit weißer Masse ausgefüllt sind (Mackay a. a. O. Tf. 1, 2, 3; s. hier Tf. 43^F 13, 14; Mém. Délég. en Perse 8 S. 142, 287). Da die Formen durchaus mesopotamisch sind, handelt es sich hier wohl um den Einfluß fremder Ware. — 4. In Assur findet sich gelegentlich eine Bemalung mit schwarzer Farbe auf der Schulter der Gefäße: Kreise mit eingeschriebenem Kreuz oder Punktreihen (Andrae a. a. O. Tf. 23—25; s. hier Tf. 43^G g a). Noch einfacher ist die Malerei, die wohl einmal in Kisch oder Ur auftritt und nur aus einigen Linien um die Schulter besteht. Es ist selbstverständlich nicht notwendig, hierin ein Nachleben des älteren Stiles zu sehen. — e) Die weitere Entwicklung der Keramik ist nun in der Hauptsache eine Variierung der schon gefestigten Formen. Es ist unmöglich, sie zu verfolgen, da systematische Beobachtungen nicht publiziert und wohl auch wenig gemacht sind. In sargonidischer Zeit zeigt sich in Assur (Schicht F) neben sonstigem n. Einfluß ein Gefäß mit sichelförmigem Leistenhenkel (Andrae a. a. O. S. 96 Abb. 70, 71). Sonst beobachtet man Weiter-

bildung des Alten (Andrae a. a. O. Tf. 26). In Ur gibt es in dieser Zeit Gefäße mit rotem Anstrich. In Susa stirbt jetzt die monochrome Malerei aus (s. § 4d). Gegen Ende des 2. Jht. findet sich in Assur schwarze Bemalung der Vasenlippen; einige offene Schalen, mit geradlinigen, einfachen, schwarzen Mustern bemalt, von Ur und von Surgul (s. d.; Vorderas. Abt. Berlin) gehören nach freundlicher Mitteilung Woolleys in diese Periode. Sonst ist überall der Zusammenhang mit der älteren Keramik deutlich. Die Schultervase, schon längst im S bekannt (Tf. 43^G g), kommt jetzt nach Assur. — Ganz merkwürdig ist aber eine Gruppe von schwarzen Gefäßen mit eingeritzter Verzierung, wobei zwischen geometrischen Motiven auch Ziegen, Vögel, die auf Fischen stehen, eine Dattelpalme und Schiffe vorkommen (Tf. 43^C h). Die Form ist eine Weiterbildung der oben unter c 4 besprochenen. Die Wände des Gefäßes sind abgeplattet, gehen gerade wie ein Kegelmantel herunter und geben so die Standvorrichtung ab, die eine große Festigkeit besitzt (vgl. den Schnitt bei Cros-Heuzey *Nouvelles Fouilles de Telloh* S. 310 Abb. 36). Diese Gefäße sind gefunden in Lagasch (s. d.; Cros-Heuzey a. a. O. S. 38ff., 127, 136, 138, 140, 144, 147f., 150, 236, 244), bei Dschokha (Umma [s. d.]; Louvre), in Susa (s. d.; Mém. Délég. en Perse 1 S. 135 Nr. 337; Rev. d'Assyr. 1924 S. 111). Sie sind in das letzte Jh. des 2. Jht. v. C. zu datieren.

Man 1926 S. 25 Albright (Tell Zeidan); Andersson *Preliminary Report on Arch. Research in Kansu Memoirs Geol. Survey of China Ser. A 5*; Andrae *Die Archaischen Ischtartempel in Assur* WMDOG 39; Burlington Magazine, Dec. 1925 Andrews (Seistan); W. Bremer *Das Technische Ornament der Steinzeit. Keramik* Präh. Z. 16 (1925); Breuil *Le passage de la figure à l'ornement etc.* Congr. intern. préh. Monaco 1903 II; Archaeologia 70 Campbell Thompson (Abu Schahrein); *Corpus Vasorum Antiquorum, France, Louvre* Heft I—IV; Cros-Heuzey *Les Nouvelles Fouilles de Telloh* 1910/14; Frankfurt *Studies in Early Pottery of the Near East* I (1924); II (1927); ders. *Sumerians, Semites and the origin of Copperworking* Antiquaries Journal April 1928; de Genouillac *Rapport sur les Fouilles franç. 1924*; Hall-Woolley *Ur-Excavations. I. Al Ubaid* 1927; Hall *Notes on the Excavations of 1919 at Muqayyar, el-Obeid and Abu Shahrain* Centenary Suppl. Journ. Asiatic Society 1924; Illustrated London

News, 20. Sept. 1924, 4. Okt. 1924, 6. March 1926, 17. Nov. 1927; Langdon *Ausgrabungen in Babylonien seit 1918* AO 26 (1928); Mackay *The A-Cemetery at Kish* Field Museum of Natural History, Anthropol. Memoirs 1 (1926); Matz *Frühkretische Siegel* 1928; Rec. de Trav. 33 (1911) de Mequenem (Susa) S. 34ff.; Rev. d'Assyriol. 1924 ders.; Mémoires de la Délégation en Perse 1, 7, 8, 12, 13, 15; Pottier *Antiquités de la Susiane* II (1927); ders. *Une nouvelle théorie sur les vases de Suse* Rev. arch. 1926; ZfEthn. 1898 S. 460ff. Noeteling (Tell Kaudeni, Beludschistan); Pumpelly *Excavations in Turkestan* I Carnegie Inst. Bd. 73 (1904); Der Islam 5 (1914) S. 190ff. Sarre (Samarra); Antiquaries Journ. Jan. 1928 Woolley (Ur).

§ 7. Kleinasien nach etwa 2200 v. C.

a) Drei Stadien der Entwicklung sind zu unterscheiden: 1. Um die Wende des 3. und 2. Jht. eine mit den „Kappadokischen Tontafeln“ (s. d.) gleichzeitige Keramik, von der Hroznys Beispiele im Kül-Tepe gefunden hat (Syria 1927). — 2. Die Masse der hettitischen Keramik von Boghasköj (Arch. Seminar der Universität Berlin und Vorderas. Abt. der Staatl. Museen), die wohl in der Hauptsache in die Mitte des 2. Jht. gehört, von Winckler und seinen Mitarbeitern aber nicht weiter gegliedert ist, so daß sich die Entwicklung vom Kül-Tepe-Stadium durch das althettit. Reich hindurch nicht im Detail verfolgen läßt. — 3. Ans Ende des 2. Jht. sind Körtes Funde von Gordion anzusetzen, die sich etwas von der kappadokischen Ware unterscheiden, ohne daß man sagen kann, ob hier ein geogr. neben einem zeitlichen Unterschied vorliegt. Das so gewonnene Bild läßt sich nun durch Heranziehung der gelegentlichen Funde und der gekauften Stücke in den Museen vervollständigen (Louvre; vgl. Genouillac *Céramique Cappadoicienne* 1926; Konstantinopel, einige von Wincklers Fundstücken und Ergebnisse der Grabungen Makridy Bejs in Boghasköj; Liverpool, Arch. Institut der Universität, von Garstang aufgelesene Scherben; Ashmolean Museum, Oxford, Scherben und Töpfe verschiedener Herkunft, teilweise publiziert in Journ. anthropol. inst. 1903). Mit wenigen Ausnahmen stammen die Stücke von Boghasköj, Kara Öjök und Kül-Tepe. Die Funde von Gordion und von Karkamisch (Frankfort *Studies* II 162 Abb. 18) zeigen aber, daß zur Zeit der größten Ausbreitung des hettit. Reiches die Ware durch

ganz Kleinasien, wohl mit Ausnahme des äußersten W, verbreitet war. — b) Die altanatolische Ware mit rotem Anstrich (s. oben § 2 h) scheint bis in die 2. Hälfte des 2. Jht. fortwährend in Gebrauch geblieben zu sein (Tf. 43^E d). Auch an Übergangsformen fehlt es nicht. Eine spitze, handgemachte Schnabelkanne sowie eine „Teekanne“ (mit Sieb, scharfer Schulterbiegung und Rohrausguß mit kleinem „Schnabel“, wie Tf. 43^E g) sind in dieser Ware von Kara Öjök bekannt (*Chantre Mission en Cappadoce* Tf. 7, 1; 8, 3), und letzterer Form, die dort außerordentlich häufig war, ist durch die jüngsten Grabungen Hroznys (Syria 1927 Tf. 4, 5) dem Ausgang des 3. Jht. zugewiesen, da er sie in Kül-Tepe zusammen mit „Kappadokischen Tontafeln“ gefunden hat. Die oben erwähnte Schnabelkanne hat schon ein etwas ausgeprägteres „Kinn“ am Ausguß, das dann für die Formen in Boghasköj geradezu typisch wird. Dort wird meistens der Anstrich von so schöner Qualität, daß er auch ohne mechanische Glättung vollkommen glänzt. Auch jetzt ist öfters nur die Oberfläche der Gefäße mit dem Anstrich bedeckt. Wichtig ist, daß auf dieser Gattung vergoldete hettit. Stempelabdrücke vorkommen (de Genouillac *Céram. Capp.* II 33 Tf. 24, 25; Curtius in Grothe *Meine Vorderasien-Expedition* I 278). Mit der Ware mit rotem Anstrich erscheinen in dieser Zeit auch Hausurnen (s. d. A § 11; Band V Tf. 75), worauf zuweilen plastisch Tiere angebracht sind (*Chantre Missionen Cappadoce* Tf. 20; Syria 1927 Tf. 3, 4). — c) Neben dieser altanatolischen Ware findet sich auch schon in Kül-Tepe (Syria 1927 Tf. 4, 2) eine bemalte, die technisch weniger fortgeschritten ist, da sie noch einen Überzug anstatt des Anstriches benutzt. Sie ist also mit der von Anau I und sonst schon früh im O bekannten technisch identisch (s. o. § 3 e Ende) und wohl mit den der Gründung des hettit. Reiches vorangehenden Völkerverschiebungen in Kleinasien gekommen. Der Überzug wechselt in der Farbe von Tiefrot über Braun bis zu Braungelb, je nach dem Grade des Brennens und den Bestandteilen des Tones. Nach der mechanischen Glättung ist mit mattschwarzer Farbe eine Verzierung angebracht, deren Grundmotiv ein mehrfacher Zickzack ist (s. Tf. 43^E a, f). Nicht



a



b



c



d



e



f



g



h



i



k



m



n



l

Vase F. Vorderasien

a. Tell Ascharat. — d. Kafer Djerra. Nach Frankfort. — c. Byblos. Nach Montet. — b, f—n. Nord-Syrien. Nach Woolley.

nur in dem Vorherrschen dieses Motivs, sondern auch in der Tatsache, daß die tektonisch wichtigen Teile, wie Schulter und Hals, leicht hervorgehoben werden, während doch die Verzierung im Umlaufstil bleibt, zeigt sich deutlich Wesensverwandtschaft mit den ältesten verzierten Waren von Anatolien, z. B. von Yortan (s. o. § 2 b, c). Die Bemalung ist ursprünglich durchaus geradlinig und von Curtius als „Geometrische Mattmalerei des Rautenstils“ analysiert und beschrieben (a. a. O. S. 276, weitere Beispiele: Frankfort *Studies* II Tf. 9). — d) Im hettit. Reich, also im mittleren Drittel des 2. Jht., erscheinen die beiden bis jetzt beschriebenen Arten von Tonware nun mit technischen und stilistischen Neuerungen. Technisch neu ist die Verwendung eines sehr dichten weißen Überzugs, der zuerst als Untergrund für die Bemalung auftritt, also nur Teile des Gefäßes bedeckt, während der übrige Gefäßkörper mit poliertem roten Überzug bedeckt ist (Tf. 43^E b, c, i). Die Gefäße, welche ganz mit Weiß bedeckt und immer nur mit Schwarz bemalt sind, machen einen bestimmt jüngeren Eindruck (s. Tf. 43^E g, l); die Dekoration ist schlaff, es gibt nur ungleiche Wellenlinien, keinen Zickzack, und sie scheinen also wohl zum Ausgang dieses Stils zu gehören. Da systematische Schichtenbeobachtungen aber nie gemacht sind, ist man nicht imstande, innerhalb der hettitischen Keramik anders als nach Stilkriterien alt und jung zu scheiden. — Der weiße Überzug erscheint ungefähr gleichzeitig auf Zypern (Myres *Handbook of the Cesnola Collection* S. 31; Gjerstad *Studies on Prehistoric Cyprus* S. 194 ff., 277 ff., 310 ff.; s. a. Vase B I § 15 ff.), ist aber wohl auf dem Festland entstanden (Journ. anthr. inst. 1903 S. 394 ff.), vielleicht zugunsten des jetzt auftretenden Rots, das auf dem Tongrund der Gefäße nicht zurecht kam. — e) Im schroffsten Gegensatz zu dem alleinheimischen Charakter der „geom. Mattmalerei des Rautenstils“ bei ihrem ersten Erscheinen ist das Auftreten vom Rahmenstil in der hettit. Keramik (Beispiele: Chantre a. a. O. Tf. 11, 1; 12, 4; 13, 1; Perrot-Chipiez *Hist. de l'Art* V Abb. 232, 233; Grothe *Meine Vorderasien-Expedition* I Tf. 18, 5, 7; s. hier Tf. 43^E g, i) und von Tierzeichnungen in Silhouette, schwarz

oder mit Rot ausgefüllt (Beispiele: Journ. anthr. inst. 1903 S. 385, 9, 10; Grothe a. a. O. I Tf. 16, 1, 2; Chantre a. a. O. Tf. 11, 1; 14, 7; Perrot-Chipiez a. a. O. Abb. 232, 233; s. hier Tf. 43^E g). Das Rot tritt auch regelmäßig auf als sekundäre Farbe, und das Vereint-Erscheinen dieser drei Neuerungen weist wieder auf Einfluß von dem schon oben in § 4 f besprochenen nordsyrischen Zentrum (Frankfort *Studies* II 162—170) hin, zumal dort auch die konzentrischen Kreise zu Hause sind (s. u. § 8), die jetzt häufig als Füll-Ornament auftreten (Chantre a. a. O. Tf. 3, 1, 4; 11, 4; Journ. anthr. inst. 1903 Tf. 11, 1, 10), und die sogar in zwei altertümlichen Beispielen von Gordion (Ergänzungsheft V Arch. Jahrb. 56 Abb. 19, 20 Körte) ohne Mittelpunkt gezeichnet sind, im Gegensatz zu den späteren anatolischen und kypri-schen, aber in Übereinstimmung mit den syr.-paläst. Beispielen (vgl. a. Frankfort *Studies* II 165 ff.). — f) Ein weiteres, nicht-anatolisches Element in der Dekoration der hettit. Ware ist die Hakenspirale, die häufig auftritt (Chantre a. a. O. Tf. 14, 3; 11, 5; 12, 4; Mém. Délég. en Perse 13 Abb. 199, 200; Grothe *Meine Vorderasien-Expedition* I Tf. 18, 5; s. hier Tf. 43^E e, l) in einer Weise, die nicht direkt mit den ägäischen Kulturen, wohl aber aufs schlagendste mit einer makedonischen Keramik (die etwas älter ist als das Auftreten der Hakenspirale in Anatolien) zusammenhängt (s. Makedonische Tumuli) und wohl sicher auf die Abwesenheit eines makedonischen (phrygischen?) Elementes im Hettiterreich weist (Frankfort *Studies* II 170—176). Die Hakenspirale erscheint entweder an einer Horizontale angehängt oder in Reihen oder allein an einer Ecke in der Verzierung; oder drei oder mehr sind zu einem kleinen Hakenkreuze zusammengefügt, das als Füllmoment dient, alles genau wie in Makedonien. — g) Über die Formen ist folgendes zu sagen: Verschiedene der kappadokischen Näpfe und Schalen sind in Troja II, zum Teil sogar früh, belegt. Die frühen Schnabelkannen des Rautenstils (z. B. Tf. 43^E f) mit gerade aufsteigendem Schnabel sind belegt in der frühen anatolischen Keramik mit rotem Überzug und deren kypri-schen Abkömmlingen; dort tritt

auch der doppelte Schnabelausguß auf (s. Tf. 43^E g). Der Schnabel mit Kinn (Tf. 43^E i) ist aber nur anatolisch; die Schnabelkanne wird öfters hydrienartig mit drei Henkeln versehen. Anscheinend spät sind die Komplikationen an den Henkeln, entweder in der Form zweier senkrecht angebrachter Scheiben (Boghasköj, Gordion; Tf. 43^E k) oder als Querstange (Gordion, Karkamisch). Merkwürdig sind Erscheinungen, die zum Ägäischen Meere hinweisen, ohne daß man, wie bei der Schnabelkanne, berechtigt ist, eine gemeinschaftliche anatolische Grundform für die Erscheinungen anzunehmen. Es gilt hier die Gefäßform Tf. 43^E a, die in Kreta seit der II. mittelminoischen Per. auftritt, und die Verzierung von Tf. 43^E f, mit Parallelen in Phylakopi (*Excav. in Phyl.* Tf. V, 12 B; XII 9, 20). — h) Eine ähnliche Unsicherheit existiert bei den Rhyta. Technisch das älteste ist ein unten durchbohrtes Gefäß (s. Tf. 43^A u), das in der Form genau dem Steatit-Rhyton mit dem Erntezug von Hagia Triada in Kreta entspricht (s. Schnittervase und Band XI Tf. 95). Die Henkel ruhten auf plastischen Stierköpfen; es gehört zur Ware mit rotem Anstrich. Gleich alt sind vielleicht einige der Stierkopf-Rhyta (Liverpool Annals 6 Tf. 20a; Genouillac *Céram. Capp.* II Tf. 2, 7). Unter der Ware mit rotem Anstrich gibt es auch noch richtige hornförmige Gefäße mit Tierprotomen, bei denen eine kleine Ausgußröhre sich zwischen den Vorderbeinen des Tieres befindet (Genouillac a. a. O. Tf. 2, 6; vgl. a. Arch. Anz. 1923/4 S. 105 ff. v. Bissing). Nächstverwandt mit diesen sind unter der polychromen hettit. Ware Gefäße in der Gestalt einer Ente oder eines liegenden Tieres mit ähnlich gestellter Ausgußröhre (Genouillac a. a. O. Tf. 5, 11, 12). Daneben gibt es dann stehende Tiere, die wohl eine Öffnung mit Mündungsrand auf dem Rücken tragen, aber keine Ausgußröhre besitzen (Frankfort *Studies* II Tf. 11). Zu diesem gehört zweifelsohne der Silberhirsch von Mykenai (Band VIII Tf. 127 a). — Hier sei auch das öftere Auftreten von Hausurnen (s. d. A und Band V Tf. 75) sowie von Gefäßen in Schuhform erwähnt (s. Tf. 42^E l; s. a. Stiefelgefäß). — i) Von der bemalten Verzierung ist oben gesprochen, hingewiesen sei nur noch auf die Vorliebe, eine Reihe gleichartiger Figuren (z. B. Rhomben

oder Dreiecke) durch abwechselnde Füllung, mit Gittern, Strichen oder voller Farbe, zu beleben, eine Erscheinung, die man auch bei der frühen polychromen Keramik in Mesopotamien (s. Tf. 43^D n) und bei der hettit. Ware und gleichzeitig wohl auch auf aus Nord-Syrien nach Ägypten importierten Gefäßen wahrnimmt. Plastische Verzierung ist in einem Falle (s. Tf. 43^E h) in der Weise verwendet, daß eingetiefte Rillen mit verschiedener abwechselnder Farbe (weiß, rot und schwarz) gefüllt werden. Sonst gibt es auch Henkelansätze oder ganze Henkel in Form von Tieren (Steinböcken, Stieren, Pferden) oder Tierköpfen, genau wie sie an den von den Keftiu (s. d.) nach Ägypten als Tribut gebrachten Gefäßen und anderen, vollkommen ähnlichen in Troja VI erscheinen (Man 1928 Nr. 33). — k) Die Weiterentwicklung der kleinasiat. Keramik ist eigentlich nur von Gordion (Phrygien) bekannt. Dort ist von Körte ein Grabtumulus ausgegraben, der wohl aus dem Ende des 2. Jht. v. C. stammt. Hier war dem Toten ein „Bierservice“, wohl schon alter Familienbesitz, mitgegeben. Denn es ist nicht vollständig, und fehlende Gefäße sind durch andere, nicht eigentlich passende ersetzt. Von den bemalten Töpfen sind drei Gefäße der ältesten Stufe der hettit. Keramik sehr ähnlich (A. und G. Körte a. a. O. S. 56 Abb. 19, 20, S. 59 Abb. 25). Bei dem letzteren sowie auch anderen sind die Ziermuster ganz klein geworden und eng wie in einem Teppich aneinandergelegt. Daneben findet sich eine schöne schwarze Bucchero-Ware, die öfters Metallformen nachbildet (s. Bucchero). In beiden Arten kommen die alt-anatolischen Siebkannen (s. o. § 2 f 6), Schnabelkannen und Krüge vor. — Auch in rein hettit. Umgebung erscheint ganz selten einmal eine graue oder schwarze Bucchero-Ware, zuweilen mit eingestempelten, durch Tangenten verbundenen Kreisen. Diese ist aber nur in Scherben belegt. Das gilt auch von einer Ware, die wohl noch etwas jünger ist als die Gordion-Gefäße und von Ormerod in Pisidien angetroffen wurde (BSA 16 Tf. 7). Sie zeigt entweder konzentrische Kreise oder mehrfache aufgemalte Horizontalbänder, wobei jedesmal eine Anzahl schwarzer von einem braun- oder gelbroten abgelöst wird, genau wie in der frühesten

Keramik der kyprischen EZ, wo aber das Rot weniger braun oder gelb ist.

E. Chantre *Mission en Cappadoce* 1898; MAGW 1928 S. 210ff. Christian; L. Curtius in Hugo Grothe *Meine Vorderasien-Expedition* 1911; Frankfort *Studies in Early Pottery of the Near East* II 153—179; H. de Genouillac *Céramique Cappadoicienne* (Louvre, Dép. Antiq. Orient. Série Archéol. Bd. 1, 2 (1927); Hrozny *Rapport Prélim. sur les Fouilles Tchechoslov. du Kullébé Syria* 1927; A. und G. Körte *Gordion* Ergänzungsheft V Arch. Jahrb. 1904; J. L. Myres *The Early Potfabrics of Asia Minor* Journ. anthr. inst. 1903; Ormerod *Explorations in South West Asia Minor* BSA 16.

§ 8. Nord-Syrien. Solange die Töpferware von Karkamisch (s. d.) und Sendschirli (s. Sam'al) noch nicht veröffentlicht ist, sind die sehr komplizierten Verhältnisse, um die es sich hier handelt, unklar, zumal die Unterschiede und Übereinstimmungen mit Mittel-Syrien und dem davon abhängigen Palästina. Nachstehende Bemerkungen sollen also nur den Artikel Vase E (Palästina-Syrien) für Nord-Syrien vervollständigen, indem an der Hand der jüngsten Grabungen festgestellt wird, welche Keramik tatsächlich schon für Nord-Syrien belegt ist. Noch muß vieles von dem, was aus den umliegenden Ländern, besonders Ägypten und Kypros, abgeleitet ist, vorläufig auf sich beruhen bleiben.

a) Die älteste Keramik ist aus den wohl zu unrecht *neolithic floors* genannten tiefsten Schichten eines Probegrabens bei Saktshögözü (s. d.) bekannt (Liverpool Annals I S. 112ff.; Revue de l'école d'anthrop. 1909 S. 312 Dussaud); von den frühen Funden bei Karkamisch ist verschwindend wenig bekannt (Woolley in *Al Ubaid* S. 168 und Liverpools Annals S. 168 ders.). Es gibt in Saktshögözü (alles ohne Scheibe gemacht): 1. Schwarze polierte Ware mit eingeritzten, weißgefüllten Verzierungen (Tf. 43^K c, d), die wohl mit Kleinasien zusammenhängt, da sonst nur ganz ausnahmsweise solche Keramik s. vom Taurus vorkommt. — Verwandt ist vielleicht: 2. Ware mit eingeglätteten Linien, Gittern usw. als Verzierung. Diese Keramik gleicht der kleinas. z. B. von Bos Öjök (s. o. § 2 d) und ist ebenfalls schwarz. Sie kommt aber in Rot oder Braun auch in Mittel-Syrien und Palästina vor (s. o. Vase E § 4) und kann dann sehr gut ohne anatolischen Einfluß aus der

lokalen Töpferei erklärt werden (Frankfort *Studies* II 75). Diese Ware ist auch in der Zeit der 1. Dyn. nach Ägypten ausgeführt. An Formen sind bekannt weite Töpfe mit zwei Henkeln (Frankfort *Studies* I Tf. 10, 1 a) und eine kürbisartige Flasche von Tell Ascharat (Tf. 43^L a). — 3. Es ist fraglich, ob ein paar rote Scherben mit Überzug von Saktshögözü als Import aus Anatolien oder als syr. aufzufassen sind, zumal die von Woolley publizierten Gefäße dieser Ware (Syria 1921 Tf. 18, 2. 3), die nicht Grabungen entstammen, von Gjerstad (*Studies on Preh. Cyprus* S. 302) als kyprisch (oder kleinas.) erkannt sind und daher wohl in älterer oder neuerer Zeit von dort nach Syrien geraten sind. Die schwarzgeränderten Gefäße mit rotem Überzug, die in Palästina ausgegraben sind (s. o. § 2 h und Vase E § 6), gehören zum kleinas. Kreis und sind also wohl alter Export. — 4. Auch polychrome Ware kommt vor in den frühesten Schichten von Saktshögözü und ist sogar charakteristisch für die von Karkamisch. Wie oben § 4 e dargetan ist, liegt es nahe, hiermit die polychrome Töpferei von Dschemdet Nasr und anderen Stellen im Zweistromland und von Susa II in Verbindung zu bringen. In Palästina tritt diese Ware erst später auf. — 5. Eine Ware mit gelb-weißem, meist dickem Überzug und öligem Orangefarben ist in Saktshögözü (Liverpool Annals I Tf. 48, 9) angetroffen und scheint auch in Karkamisch und Tell Halaf vorzukommen. Sie erscheint auch in Palästina (s. Vase E § 4), z. B. in Gezer (s. d.; *cream ware*) sowie Tell el-Harbağ, und ist in Königsgräbern der 1. äg. Dyn. als fremder Import angetroffen (Frankfort *Studies* I 108ff., II 76ff.). Sie ist schwierig gegen schlichtere, gleichzeitig bemalte Ware abzugrenzen; von den Formen seien nur der nach Ägypten exportierte Krug genannt (Petrie *Royal Tombs* II Tf. 54; ders. *Abydos* I Tf. 8, 15—19), da dieser unter etwas späteren Funden von el Mishrife (Katna) vorkommt (s. unten c), und die Schalen und Amphoriskoi. Wichtig ist, daß diese Ware schon das Motiv der konzentrischen Kreise zeigt (Macalister *Excavat. of Gezer* III S. CXLV 4). — b) Der Untergang des AR in Ägypten um die Mitte des 3. Jht. geht zusammen mit großen Völkerverschiebungen durch ganz Vorderasien (Journ. Eg.

Arch. 12 S. 80ff. Frankfort; s. o. § 4f). Als eine Folge dieser Bewegungen erscheint nun auch die nordsyrische polychrome Keramik, die Rot und Schwarz verwendet, sowie Tiervorstellungen in Silhouette und auch den Rahmenstil bringt, in Palästina. Die unter a 5 genannte Ware erscheint nun aber unmißverständlich in Kypros, wo die älteste einheimische bemalte Keramik sich aus ihr entwickelt (Frankfort *Studies* II 81ff. und Tf. 7, 2), und erreicht sogar Kreta (Seager *Mochlos* Abb. 7 II; Frankfort a. a. O. S. 122). — c) Die nächste Per. geht mit der mittel-kanaanitischen in Palästina parallel, umfaßt somit Blüte und Untergang des äg. MR und die Hyksos-Zeit. In einen frühen Teil dieser Per. fällt die älteste Gruppe der von Woolley n. von Aleppo ausgegrabenen Bestattungen (Liverpool Annals 6 S. 87ff.), die durch „Champagner-Gläser“ (s. Tf. 43^Lf) charakterisiert sind. Die sonstige Töpferei (immer auf der Scheibe gemacht) scheint in verschiedenen Punkten der babyl. der Hammurabi-Dynastie zu ähneln, z. B. in den glockenförmigen Gefäßen mit Griffuß. Woolleys nächste Gruppe enthält unter den Leitformen einen „Rippentopf“ (s. Tf. 43^Le) und die Töpfe mit drei Füßchen, letztere (s. Tf. 43^Lg) in Hammam, wo die Sajur in den Euphrat mündet. Typisch ist auch die *ringburnishing*, d. h. eine Polierung, die im Zentrum des Bodens anfängt und dann in einer enggewundenen Spirale bis zum Rande hinaufsteigt, also offenbar auf der Scheibe ausgeführt ist. Die Ware ist rosa oder gelb, und gelegentlich mit einigen roten horizontalen Linien geschmückt (s. Tf. 43^Lb; vgl. a. Woolley *Carchemish* II Tf. 27b—d). Auch schwarze Gefäße kommen hin und wieder vor. Gleichfalls gehören Tf. 43^Lh—l zu dieser Periode, aber ähnliche Topfware hat Woolley auch in Karkamisch bis zu dem angeblich im 11. Jh. v. C. erfolgten Wiederaufbau in Gebrauch gefunden (a. a. O. S. 93). Er führt sie auch aus Gräbern im Sajur-Tal, bei Aintab und ö. bis Tunip an; ebenso erscheinen sie in den frz. Ausgrabungen von Kadesch (s. Qadesch) am Orontes und bei Mishrife (Katna; Syria 1927 Tf. 8—10). Hier kommt nun auch bei der bemalten Keramik (Tf. 43^Ke—h) eine Kanne vor in der Form der Kannen der alten Rot-auf-Weiß-Ware (s. oben a 5), die schon früh in dieser Per. aus-

stirbt. Die polychrome Gattung (s. oben a 4) breitet sich aber jetzt mit den Hyksos (s. d.) über Ägypten und auch über Kypros aus und beeinflußt Kappadokien (Frankfort *Studies* II 165ff. mit Tf. 13 und *Antiq. Journal* April 1928 ders.). Die Annahme ihres nordsyrischen Ursprunges erfolgte aus verschiedenen Gründen, aber jüngst ist tatsächlich ein Exemplar der monochromen, auch in Ägypten und Kypros mehrfach vertretenen Abart in el Mishrife zutage gekommen (s. Tf. 43^Lf). Umgekehrt vermischt sich schon vor der Hyksos-Zeit mit der syr.-paläst. Gattung mit rotem Anstrich die ähnliche, aber in Form und Technik klar zu unterscheidende anatolische Ware (s. o. Vase E § 8 und Frankfort *Studies* II 168ff.). Diese ist besonders in Kafer Djerra (Syria 1925) und auch in Byblos (s. d.) in den Fürstengräbern, die mit den letzten Königen der 12. äg. Dyn. gleichzeitig sind, stark vertreten. Tf. 43^Lc gibt eine sonst nicht belegte Form dieser Ware, die in mehreren Exemplaren vertreten ist, eine „Teekanne“, deren schnabelförmige Mündung den massenhaft in Boghasköj und Kara Öjök gefundenen ähnlich ist, während die dreikantige Form des Ausgußrohres der einer ebenfalls in einem Fürstengrab in Byblos gefundenen silbernen Kanne gleich ist (Syria 1922; *Monuments Piot* 25 und 27). — d) „Spät-hettitisch“ sind in Nord-Syrien nach Woolley (Liverpool Annals 6) Graburnen, meistens ohne Verzierung, zuweilen aber mit geradlinigen schwarzen Motiven bemalt (s. Tf. 43^Lm), über die zuweilen ein großer Krater mit drei Schleifenfüßchen gestellt ist (s. Tf. 43^Ln), wenn sie nicht mit einem einfachen Schüsselchen abgedeckt sind. Diese sollen etwa ins 11. Jh. gehören. Ungefähr in derselben Zeit oder etwas später treten oft kleine, mit konzentrischen Kreisen geschmückte Fläschchen auf, von bestimmt lokaler Manufaktur, aber den kyprischen der EZ sehr ähnlich (Syria 1921 Woolley). Vielleicht sind die kypr. deshalb von den syr. abhängig, weil das Motiv nicht nur an der orange-bemalten Ware (s. oben a 5), sondern auch in der Hyksos-Zeit in Kafer Djerra (s. Tf. 43^Ld) und in Byblos (Frankfort *Studies* II 82 Nr. 1) auftritt.

Frankfort *Studies in Early Pottery of the Near East* II 72—85, 162—170; Liverpool Annals I Gar-

stang (Saktschegözü); Syria 1922, 1923 Montet (Byblos); Monuments Piot 25, 27 ders.; Woolley *La Phénicie et les Peuples Egéens* Syria 1921; ders. *Hittite Burial Customs* Liverpool Annals 9; ders. *Carchemish* II (1921). H. Frankfort

Vasenkopfnadel. § 1. Als V. werden Nadeln bezeichnet, deren Kopf einer kleinen Vase ähnelt, mit annähernd kugelförmigem, seltener mehr oval oder doppelkonisch gestaltetem Bauch, stark eingezogenem Hals und nach außen umgebogenem Trichterrand. Im einzelnen unterscheiden sich die Vertreter dieses Typus durch die Größe des Kopfes, durch das Verhältnis der einzelnen Teile desselben zueinander und durch die Verzierungen.

§ 2. Die älteste Form der V. scheinen großköpfige Nadeln zu bilden, mit doppelkonischem Vasenkörper, der am Umbruch oft mit senkrechten Strichen und darunter mit mehreren wagerechten Linien bzw. Furchen verziert ist (Band VIII Tf. 135 p). Der trichterförmige Hals schließt hier mit einer knopfartige Platte ab, die gewöhnlich breiter oder mindestens ebenso breit ist wie der Vasenkörper. Diese Nadeln scheinen, worauf zuerst Naue hingewiesen hat, aus den südd. Nadeln mit geriefeltem Kopf entstanden zu sein. Sie kommen am häufigsten in Oberbayern vor und sind außerdem vereinzelt im übrigen Süddeutschland sowie in der Schweiz anzutreffen.

§ 3. Aus dieser Urform scheint eine Abart entstanden zu sein, die sich von der vorigen Form hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß zwischen dem Vasenkörper und dem trichterförmigen Oberteil des Nadelkopfs ein zylindrisches Verbindungsstück eingeschoben ist, das bisweilen durch einige Reifen gegliedert ist (Band V Tf. 129 e, f). Der Vasenkörper ist hier gewöhnlich groß, nicht selten oval gebildet und häufig mit alternierend schräg gestellten breiten Furchen oder mit s-förmigen Schrägfurchen verziert. Den Übergang zwischen dem Vasenkopf und dem Schaft vermittelt hier oft eine umgekehrt konische Basis. Bei manchen Nadeln dieser Art ist der Kopf für sich gegossen und mit dem Schaft in der Weise verbunden, daß derselbe durch den durchbohrten Kopf bis ans Ende durchgeschoben und dann vernietet wurde. Auch bei dieser Abart hat der Trichterrand noch häufig einen gleich großen Dm wie der Gefäßkörper. Nadeln dieser Art

sind außer aus Oberbayern besonders häufig aus Tirol bekannt, ferner kommen sie in Oberitalien (z. B. in Peschiera und Bologna-Arnoaldi), in der Schweiz und in den Ostalpenländern (u. a. in Hallstatt; s. d.) vor. Einzelne Stücke sind — wohl als Einfuhrware — nordwärts bis Brandenburg (Stangenhagen, Kr. Jüterbogk-Luckenwalde), ostwärts bis nach West-Ungarn gelangt (Velem St. Vid; s. d.).

§ 4. Die am meisten verbreitete und, wie es scheint, späteste Form repräsentieren Nadeln mit kleinem bzw. sehr kleinem Vasenkopf und entsprechend kleinerer Abschlußplatte (Band IV Tf. 54 Abb. 25–27, VIII Tf. 135 m). Neben Stücken mit direkt auf dem Vasenkörper aufsitzendem Trichterhals kommen auch hier solche mit einem zylindrischen Verbindungsstück in der Mitte vor. Der trichterförmige Oberteil hat hier häufig einen geringeren Dm als der Vasenkörper, und bisweilen schrumpft die trichterförmige Erweiterung des Nadelkopfs auf einen winzigen, konischen Knopf zusammen. Bei anderen Stücken fehlt der Trichterhals, und direkt auf dem zylindrischen Verbindungsstück sitzt eine flache Abschlußplatte. Der Oberteil des Schaftes ist bei diesen Nadeln nicht selten mit wagerechten, z. T. spiralig verlaufenden Linien, ab und zu auch mit ringartigen Verdickungen verziert. Daneben kommen vereinzelt Nadeln mit tordiertem Schaft vor (Starnberger See in Oberbayern und Altenrath in der Rheinprovinz). Die kleinköpfigen Vasenkopfnadeln haben die größte Verbreitung. Sie kommen besonders zahlreich in den Pfahlbauten des Alpengebiets vor und zwar vor allem in der Schweiz, doch auch in Süddeutschland und Ostfrankreich (Côte-d'Or), ferner im ganzen Ostalpengebiet bis nach West-Ungarn hinein. Recht häufig sind sie in den Gräberfeldern der „Lausitzer“ Kultur in Böhmen, Mähren, Ostdeutschland und Polen und kommen spärlicher auch in Norddeutschland (z. B. in den Rheinlanden, in Hannover, Mecklenburg, Schleswig-Holstein) vor. Ein Exemplar ist bis Troja verschlagen worden.

§ 5. Bei einigen Vasenkopfnadeln ist der Hals schwanenhalsartig gebogen. Sie werden bei den Schwanenhalsnadeln (s. d.) behandelt. Eine Sonderstellung nehmen auch einige vielköpfige Vasenkopfnadeln

ein, die anscheinend auf Schlesien und Brandenburg beschränkt sind. Ein dreiköpfiges Exemplar stammt z. B. aus Kl.-Ausker, Kr. Wohlau, ein fünfköpfiges aus Glogau (beide in der Vorgeschichtl. Staatsslg. Berlin), eine fünfzehnköpfige Nadel ist in Fehrbellin, Kr. Osthavelland, gefunden worden, eine zwanzigköpfige in Lübbenow, Kr. Prenzlau (ZiEthn. Verh. 16 [1884] S. 40ff.). Bei den Nadeln mit einer geringeren Anzahl von Köpfen (3—5) wachsen alle, auf langen Stielen befestigt, aus einem gemeinsamen Schaft heraus, bei den übrigen sind je zwei gegenüberstehende Vasenköpfe durch einen bogenförmigen Stiel miteinander verbunden und die Vasenköpfe in fächerförmiger Anordnung vermittelst Nieten am Schaft befestigt.

§ 6. Die Vasenkopfnadeln bestehen fast durchweg aus Bronze, nur aus der Lausitz sind einige eiserne Exemplare bekannt. Was ihre Zeitstellung betrifft, so scheinen die großköpfigen Stücke meist der jüngsten BZ Süddeutschlands anzugehören (Reineckes Per. D = Per. III Mont. für Skandinavien). Die kleinköpfigen Exemplare sind dagegen größtenteils der Frühhallstattzeit (Reineckes Per. A und B = Per. IV und V Mont.) zuzuteilen, während die mehrköpfigen Nadeln wohl erst in die späte HZ (= Per. VI Mont.) fallen. S. a. Nadel A 1 § 56.

Naue *Oberbayern* S. 172ff.; Westd. Z. 5 S. 184
Tischler; Miske *Die prähistorische Ansiedlung*
Velem St. Vid I (1908) S. 7 Tf. 10—12.

J. Kostrzewski

Vasenuerkunde (Vorderasien). Tonvasen werden in Babylonien und Assyrien zuweilen in Tempeln geweiht und mit einer meist kurzen Inschrift versehen, die auf den Geber und den beschenkten Gott oder Tempel anspielt. Die Vase an sich war weniger kostbar als der Inhalt, um dessen Schenkung es sich handelte. Ein neuerdings gemachter Fund zeigt aber, daß eine Vase an sich auch als Urkunde benutzt wurde. Es ist die Tonvase des Entemena von Lagasch, in der Sammlung Nies, die Keiser irrtümlich als „Net-cylinder“ veröffentlichte. Es handelt sich um eine Vase, deren Hals abgebrochen ist. Sie ist zu ergänzen nach der Silbervase des Entemena (Sarzec und Heuzey *Découvertes* Tf. 43, 43^{bis}) und sieht einer von E. J. Banks *Bismaya* 1912

S. 175 (links) veröffentlichten Vase gleich. Der runde, mit unregelmäßigem Netzwerk überzogene Fuß der Vase stand wie die Silbervase in einem Gestell, und das Netzwerk war verdeckt, hatte nicht die von Keiser vermutete symbolische Bedeutung, sondern diente nur als Halt. Der Bauch der Vase ist fast vollständig mit einer 220 Zeilen langen, vertikalen Inschrift — nach alter Schreibweise — bedeckt, und diese ist ein Paralleltext zur Nagel-Inschrift desselben Herrschers (Sarzec und Heuzey *Découvertes* Tf. 32^{bis}, 3, epigr. Teil Tf. XLVII; VAB I 1 S. 36f. [Kegel]). Die Vase enthielt wahrscheinlich einen Teil des vom besiegten Umma an Lagasch gelieferten Getreides (Zeile 138). Sie ist bisher die einzige als Urkunde an sich benutzte Vase.

J. B. Nies und C. E. Keiser *Historical, religious and economic texts and antiquities. Babylonian Inscriptions in the Collection of J. B. Nies* II (1920) S. 1 Nr. 1 Tf. 1—3, 67—68.

Eckhard Unger

Vasiliki. Dorf im ö. Kreta (s. d. B), auf dem Isthmos von Hirapetra. Amerik. Ausgrabungen haben eine FM-Ansiedlung mit schönen Vasen (Band VII Tf. 40) und einem vielzimmerigen, einst zweistöckigen Herrenhaus ergeben, das leider nicht ganz freigelegt ist (ebd. Tf. 39b). Geringe Reste von MM- und SM-Häusern. Ein SM III-Kuppelgrab mit Larnax (s. d.).

Trans. Univ. Pennsylv. 1 (1906) S. 207ff.; ebd. 2 (1907) S. 118ff. R. Seager; Boyd-Hawes *Gourmia* S. 49f.; A. Evans *Palace Minos* I 71f.

G. Karo

Vasi-tomba s. Doliengrab.

Vasjurin-Berg (Südrußland). Höhenzug auf der Halbinsel Taman, zwischen Sennaja und Taman. Auf ihm lagen drei Kurgane mit je einem Kammergrab. Gut erhalten war davon nur die Anlage in Kurgan I. Es war eine aus Kalksteinplatten erbaute, innen gewölbte und bemalte, große Kammer mit Dromos. Eine siebenstufige Treppe führte zu einem überwölbten Eingangstor. An die Treppentwangen angebaut waren zwei Steinkisten, die 4 Pferdebestattungen enthielten. Ein an eiserner Kette gefesselter Hund hütete das Tor. Die behauenen Kalksteinplatten von Dromos und Kammer verbanden eiserne Krampen. Die Wände beider waren bemalt. Das Zentrum des Kammergewölbes

schmückte ein teppichartiges Deckengemälde, unter dem der kistenförmige Holz Sarkophag stand. Neben ihm Tisch und Bank aus Marmor, mit Vasen aus Ton und Bronze bestellt.

Es lag in diesem Grabe ein Krieger mit Schwertern, Lanzen- und Pfeilspitzen, Helm, Panzer u. a. Die Pferde waren mit reichem Zaumzeug griechischer Arbeit beschriftet. Die Bauten in Kurgan II und III glichen dem in I völlig, waren aber stark zerstört. In II fanden sich die Reste des Leichenwagens. Marmorstatuen standen am Eingange des Grabes. Am Rande des Hügels fanden sich Scheiterhaufenreste und Kalksteinplatten eines Opferaltars über einem Erdloch. Auf dem zu III gehörigen Scheiterhaufen waren Waffen und anderes Gerät, auch der Katafalk, verbrannt. In der Hügelanschüttung lag ein skyth. Bronzekessel. Die Gräber des Vasjurin-Berges sind in der 1. Hälfte des 3. Jh. v. C. angelegt und mit denen der „Großen Bliznica“ (s. Bliznica [Bolšaja]) Zeugen von hoch-archaischen Formen des Totenkultes bei den pontischen Griechen hellenistischer Zeit.

Rostovcev *Dekor. Malerei* I 30ff., Atlas Tf. 11, 2, 12—25.

M. Ebert

Vaterfolge s. Vaterrecht.

Vaterherrschaft s. Patriarchat.

Vaterrecht.

§ 1. Die Stellung des V. zu anderen Institutionen. — § 2. V. bei Jäger-Sammlerinnen. — § 3. V. bei Hirten; mütterrechtliche Einstreuungen. — § 4. Patriarchalische gruppenweise Überschichtung. — § 5. Hirten und Feldbauern. — § 6. Individualisierung der Familien. — § 7. Doppelte Berechnung. — § 8. V. und Heiratsordnung.

§ 1. Ebenso wie man Mutterrecht (s. d.) und Mutterfolge (s. d.) von Mutterherrschaft (Matriarchat; s. d.) oder Fraueneinfluß (s. d.) unterscheiden muß, so darf man auch nicht, wie es häufig geschieht, Patriarchat (s. d.), also Vaterherrschaft, mit Vaterrecht und Nachfolge in der väterlichen Linie verwechseln. In den Artikeln „Mutterrecht A“ und „Patriarchat A“ wurden Fälle vorgeführt, die eine Verbindung der beiden scheinbar entgegenstehenden Institutionen nachwiesen.

Wenn wir uns die sozialen und psychischen Vorgänge vergegenwärtigen, die zu der Ausbildung der einen oder anderen Einrichtung führten, und nicht an irgendeinem einlinigen Entwicklungs- oder an

einem mechanischen Kulturkreisschema kleben, so ist das auch keineswegs erstaunlich.

Bei denjenigen Völkern, bei denen die Männer der Jagd und dem Fang nachgehen, die Frauen Sammeltätigkeit ausüben (s. Wirtschaft D), kommt ein Erbgang (s. Erbe) verhältnismäßig wenig in Betracht. Die Werkzeuge und Geräte sind im allg. geschlechtsgebunden und werden, sofern sie nicht als höchst persönlich bewertet mit dem Toten bestattet oder vernichtet werden, innerhalb jedes männlichen oder weiblichen Geschlechts vererbt, zumal eine scharf getrennte Arbeitsteilung herrscht (s. Arbeit). Häufig werden die Wohnplätze, auf denen ein Todesfall sich ereignete, verlassen, so daß eine Vererbung des Hauses kaum in Frage kommt.

Überdies ist die Führerschaft zumeist an die Persönlichkeit gebunden, höchstens kommt noch die Familienangehörigkeit in Betracht. Gewöhnlich spielen allerdings die Alten (s. Altenherrschaft) eine bedeutende Rolle, und unter diesen kann wohl einer besonders hervorragen. Seinem Sohn wird man aber nur dann entscheidenden Einfluß einräumen, wenn er auch persönlich den Anforderungen der Gemeinde entspricht (s. Häuptling). Höchstens spielt die Familienangehörigkeit bei der Nachfolgeschaft in der Führung eine Rolle. Die so häufigen Widersprüche und Unklarheiten von Berichterstattern sind hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß sie unsere Idee einer persönlichen Erbfolge in Zustände hineinragen, für die ganz andere Gesichtspunkte, vor allem solche der Familien- und Sippenzugehörigkeit (s. § 6), entscheidend sind.

Dazu kommt, daß für die primitiven Gemeinwesen keineswegs die politische Führung allein in Betracht kommt, sondern daß sich die Menschen um Persönlichkeiten verschiedener Fähigkeiten, also etwa auch ideell-religiöser, rednerischer, künstlerischer, zauberischer, kriegerischer usw., ballen (s. Soziale Entwicklung).

Dort, wo neben den männlichen Jägern und Fängern die Frauen zur Anlage von Gärten und Feldern mittels des Grabstocks übergegangen sind und der Boden fruchtbar ist, wurden die Frauen in den Stand gesetzt, eine regelmäßige Ernäh-

nung sicherzustellen, was auch für ihre Kinder von Wichtigkeit war. Schon früh kommen im Zusammenhang mit den oft verhältnismäßig weit von einander entfernten Erntezeiten Konservierungsmethoden der Nahrung vor (s. Nahrung A 1). Die Regelmäßigkeit der Versorgung bildete natürlich einen erheblichen Vorteil gegenüber dem Glück oder Mißgeschick der Jäger oder Fänger, sie hob die Bedeutung der Frau. Da auch das Vererben der Frauengeräte und Fertigkeiten, sowie der von ihr bearbeiteten Grundstücke in ihrer Sippe wichtig wurde, so bildeten sich Gepflogenheiten aus, die heute unter dem Namen „Mutterrecht“ zusammengefaßt werden.

Doch führte die eben gekennzeichnete wichtige Stellung der Frau auch zu ihrer Ausnutzung als Arbeitskraft. Der Besitz einer tüchtigen Frau wurde nicht nur die Quelle von Nahrung, sondern auch von sozialer Geltung und Einfluß für den Mann. Die Vielweiberei (s. Polygamie) knüpfte gerade hier an. Denn mehrere Frauen bedeuteten auch eine mehrfache Ernte, durch die der Mann Feste (s. d. A.) bestreiten konnte, wofür er Geschenke bekam (s. Reichtum) und persönliches Ansehen erwarb (s. Auszeichnung).

Um so mehr suchte die Frau gegen Übergriffe des Mannes Anlehnung an ihre eigene Familie, und um so entschiedener sehen wir in solchen Fällen frauen- und mutterrechtliche Einrichtungen in den Vordergrund treten.

Obwohl z. B. die Frau auf der Gazelle-Halbinsel von Neu-Pommern (Südsee) auch noch nach geschlossener Ehe Mitglied derjenigen Familie blieb, aus der sie stammte, galt sie doch als Eigentum des Mannes und mußte für ihn arbeiten (Hahl S. 79).

Das V. hängt fernerhin mit dem Hervortreten der politischen Führung gegenüber anderen Formen und Interessen der Gemeinschaft zusammen (s. Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung). Diese politische Führung erscheint in der Form von Altenherrschaft (s. d.) und patriarchalischem Despotismus (s. Despotie, Patriarchat A). Daß die politische Führung besondere Bedeutung erlangt, ist gewöhnlich auf Wanderungen oder — aggressive oder defensive — Kämpfe zurückzuführen, die

einen strafferen Zusammenschluß bedingen. Aus diesem Grunde sehen wir überhaupt bei aktiveren Stämmen eine Neigung zu patriarchalischen Gestaltungen und infolgedessen zu vaterrechtlichen Einrichtungen.

Diese vaterrechtlichen Einrichtungen können entweder von der Kleinfamilie getragen werden oder von der Sippe. Dementsprechend führen sie zu den zwei Haupttypen vaterrechtlicher Nachfolge: der Kinderfolge und der Bruderfolge.

Überwiegt der Einfluß der Einzelfamilie, so tritt das Kindererbrecht, besonders das der Söhne, und darunter wieder das des ältesten, in bevorzugter Weise hervor (s. § 2 und 6). Das ist namentlich dort der Fall, wo verhältnismäßig unabhängige Familien oft über weite Länderstrecken verstreut leben. Das Brudererbrecht knüpfte an die Bedeutung der Sippe, also eines breiteren Verwandtschaftsverbandes mit selbständigem Besitz, an.

Vaterrecht und Mutterrecht lassen sich nicht allein nach geographischen Grenzen umreißen, vielfach durchsetzen sie sich geradezu unauflösbar. Es ist nicht zulässig, sie bloß mit Verwandtschafts- oder Heiratsorganisationen in Beziehung zu bringen, sondern sie hängen auch mit der Wirtschaft, der Arbeitsteilung der Geschlechter, der politischen Organisation und ihrer Auswirkung zusammen. Neben dem extremen Mutterrecht gibt es auch ein extremes Vaterrecht, dazwischen aber zahlreiche Misch- und Übergangsformen. Immer aber müssen wir uns vor Augen halten, daß ein jeder Stamm, den wir untersuchen, das Ergebnis komplizierter historischer Schicksale darstellt.

§ 2. Wie schon in den Artikeln Mutterrecht A und Patriarchat A erwähnt, ist unter Stämmen, bei denen die Männer Jäger, die Frauen Sammlerinnen sind, z. B. unter den Bergdama Südwestafrikas, jedes Geschlecht an seinen besonderen Lebenskreis gebunden und bedient sich dementsprechend eigener Gegenstände und Werkzeuge. Diese das Leben der Naturvölker in hohem Maße bestimmenden Bindungen führen dazu, daß vorwiegend nur das gleiche Geschlecht für die Nachfolge in dem Besitz der einzelnen Gegenstände in Betracht kommt. Das zweite Moment für die Formung der Nachfolgeordnung

bildet die politische Führung. Wo diese unter Jägern in Gestalt von Altenherrschaft zutage tritt, gibt sie leicht den Ausschlag für eine Vaterfolge. Sind die Verbände dabei klein und isoliert, so kommt es häufig vor, daß dem ältesten Sohn bevorzugte Ansprüche im Verhältnis zu seinen übrigen Brüdern nach der Überlieferung zustehen.

Die Miwok-Indianer der Sierra Nevada des mittleren Kalifornien leben in vaterrechtlichen Familienverbänden oder Vatergeschlechtern, die ursprünglich selbständige politische Einheiten darstellten und *vena* genannt werden. Als *vena* wird aber gleichzeitig auch die Heimat der Ahnen bezeichnet, von der das Geschlecht sich herleitet (s. a. Siedlung A). Der Geschlechtername ist immer ein Ortsname. Heute leben allerdings nur noch wenige *vena* auf ihrem Ahnenheim, doch kennt ein jeder Miwok den Ort, von dem er herstammt. An der Spitze des *vena* steht ein Häuptling, der Patriarch des Geschlechts. Diese Häuptlingsschaft wird vom Vater auf den ältesten Sohn, also in der direkten männlichen Linie, vererbt. Das Geschlecht stellt eine landbesitzende Gruppe dar (s. Gau A, Horde, Klan). Jedes *vena* gehört einer von zwei exogamen vaterrechtlichen Stammeshälfen an, die als „Land“ und „Wasser“ bezeichnet werden (s. Heiratsordnung). Sowohl die Geschlechter als auch die Hälften sind vaterrechtlich aufgebaut. Kinder gehören niemals dem Geschlecht ihrer Mutter an. Durch die heutigen Verhältnisse kommt es allerdings vor, daß die Angehörigen eines Geschlechts nicht mehr zusammen wohnen, sondern verstreut leben.

Mit den beiden vaterrechtlichen Hälften hing die sog. *pota*-Zeremonie zusammen. Auf ein bis drei Pfählen wurden Bilder von Individuen eines Geschlechts und eine Bärenhaut aufgehängt. Diese behandelte die eine Hälfte als Feinde, während sie die anderen, zu deren Geschlechtern die Bilder gezählt wurden, zu verteidigen hatten. In ähnlicher Weise hing auch der Fang eines Prärie-Falken mit einem Geschlechterfest zusammen.

Die Frauen, welche von den Männern eines Geschlechts nach dem Weiler gebracht wurden, waren die einzigen Fremden in der Siedlung, die sonst die männlichen An-

gehörigen ihres Geschlechts, deren Söhne und Sohneskinder umfaßte und eine unabhängige Existenz führte. Das Land eines *vena* hatte immer eine Quelle oder einen kleinen Bach in seinem Gebiet; der Hauptteil des Landes jedoch war gewissermaßen „Stammes-Almende“, auf der Leute aller Geschlechter vegetabilische Nahrung suchen und Tiere jagen konnten. Im Sommer zogen diese Jäger- und Sammlergeschlechter in die höheren Berge, so daß sie immer einmal im Jahr ihren Wohnort veränderten.

In ganz ähnlicher Weise lebten die Caquilla der Wüste, ein Stamm der Shoshonean-Indianer, die in wenigstens 44 Mannesgeschlechter zerfielen und ebenfalls bestimmte Örtlichkeiten an frischem Wasser als Geschlechterheime in Anspruch nahmen. Auch diese waren in zwei vaterrechtliche Hälften geteilt, die Geschlechter wurden von je einem patriarchalischen Häuptling geleitet, der gewöhnlich der älteste Sohn des letzten Häuptlings war. Diese Geschlechter stellten ebenfalls politische Einheiten dar.

Nicht anders ist es bei dem benachbarten Stamm der Serrano, die auch zu den Shoshonean des südlichen Kaliforniens gehören. Ihre Geschlechter sind gewöhnlich nicht stärker als etwa fünfzig Köpfe, wenn man die eingehirateten Frauen anderer Geschlechter ausnimmt.

Die südlichen Diegueño von S-Kalifornien sind in ganz ähnlicher Weise nach vaterrechtlichen Geschlechtern gruppiert, doch fehlt ihnen die Scheidung in zwei Heiratshälften, und auch noch bei anderen mittel- und südkalifornischen Jäger-Sammlerinnenstämmen finden sich ähnliche Gestaltungen.

Bei den Pomo dagegen wird die Häuptlingsschaft mutterrechtlich vererbt, und auch sonst herrschen dort mutterrechtliche Grundsätze (Gifford S. 389 ff.). In gewisser Beziehung erinnern die Frauengeschlechter der Pomo an die der Männergeschlechter der Cupeño und Luiseño. — Gehen wir den Existenzbedingungen nach, so finden wir, daß diese bei den Pomo-Indianern günstiger waren. Sie wurden weniger von Hungersnöten heimgesucht als die andern. Ja, sie scheinen in einem gewissen Wohlstand gelebt zu haben. Dazu kommt noch, daß dank den günstigen Ernährungsbedingungen, auch die handwerklichen Leistungen, z. B.

die Herstellung von Körben, besser als bei ihren Nachbarn waren (Kroeber S. 238ff.). Die Stellung der Frau gestaltete sich hier besonders günstig: nicht nur, daß es weibliche Häuptlinge gab (s. Fraueneinfluß), sondern die Frauen wurden gelegentlich auch zu den geheimen Gesellschaften zugelassen, die erste Weihe von Jünglingen und Mädchen wurde gemeinsam abgehalten, das Haus gehörte bei den östlichen Pomo der ältesten Frau unter den verschiedenen weiblichen Bewohnerinnen desselben. Jedenfalls herrschte eine erhebliche bessere Stellung der Frau als bei den nordwestlichen Stämmen. Es mag auch erwähnt werden, daß in der Sprache das Demonstrativpronomen in bezug auf Weiblichkeit eine Abänderung erfährt, ein Punkt, der deshalb besondere Aufmerksamkeit verdient, weil er in indianischen Sprachen nur selten zu verzeichnen ist (Kroeber S. 256).

Gifford (S. 399f.) weist darauf hin, daß unter den Mohave-, Yuma- und Cocopa-Indianern Kaliforniens die streng zusammengefaßten Stämme ohne lokalisierte Sippen dadurch, daß sie später über ein neues Land zerstreut wurden, ihre ursprüngliche Lokalisation verloren. Insbesondere begründet er diesen Vorgang damit, daß diese Stämme bei dem Übergang von ihrer Wüstenheimat nach dem fruchtbaren Tal des Colorado-Flusses sich entfalten konnten.

Ohne Zweifel sind wir berechtigt, derartige geschichtliche Vorgänge zur Erklärung der überaus bunten Gestaltungen, in denen uns auch die vaterrechtlichen Institutionen entgentreten, zu berücksichtigen. Vgl. a. Spier.

§ 3. Wenn wir Hirten (s. d.) vorwiegend vaterrechtlich orientiert finden, so ist das eine Folge der Tatsache, daß sich die Altherrenschaft (s. d.) oder das Patriarchat (s. d. A) hier gewöhnlich — aus den oben erörterten Gründen (§ 2) — erhalten hat. Doch spielen mitunter auch hier mutterrechtliche Züge in vaterrechtliche Institutionen herein. Solche mutterrechtlichen Einstreuungen können verschiedenen Ursprung haben:

1. Sie können aus einer strengen Absonderung des weiblichen Wirkungskreises vom männlichen (Arbeitsteilung) sich erhalten haben (s. Arbeit, Mutterrecht A, Patriarchat A).

2. Sie können Folge der Anlage von Gärten oder anderer lebenswichtiger Frauenarbeit sein (s. Wirtschaft D).

3. Sie können benachbarten Stämmen, etwa dank der Einheirat von deren Frauen, nachgebildet sein (s. Kulturkreis).

Unter den ostsibirischen Hirten und Jägern herrschte überwiegend eine durch ein mildes Patriarchat unterstützte vaterrechtliche Tendenz. Bei den Gilyaken wurde nach dem Tode eines Mannes dessen Witwe einem seiner jüngeren Brüder gegeben, und zwar nach der Entscheidung des Klans. Dabei darf man nicht vergessen, daß sie nominell und oft auch tatsächlich überhaupt schon mit diesem Bruder ehelich verbunden war (s. Gruppenehe, Nebenehe) und ihre Kinder auch als die seinigen galten. War ein jüngerer Bruder nicht vorhanden, so wurde ein älterer gewählt, um für die Witwe und ihre Kinder zu sorgen, doch hatte er nicht das Recht, sie als Gattin zu betrachten. Die Kinder gehörten dem Vater an und folgten ihm im Besitz nach seinem Tode. Ja, nach der Geburt des ersten Kindes wurde der Vater sogar nicht mehr nach seinem eigenen Namen (s. d. A) benannt, sondern als der Vater des Kindes so und so bezeichnet (Czaplicka S. 101).

Bei den Ba-Ila ist die Familie vaterrechtlich, der Klan mutterrechtlich geordnet. Der Mann bleibt sein Leben lang Angehöriger seiner Sippe, und eine jede seiner Frauen bleibt Mitglied ihrer Sippe. Falls die Belange der Sippe mit denen der Familie in Konflikt geraten, so überwiegen die ersteren über die letzteren. Wir haben hier den ausgesprochenen Fall einer patriarchalischen Mutterfolge, denn die Kinder fallen in die mütterliche Familie. Trotzdem bestehen aber auch Beziehungen zur Familie des Vaters, wie aus den Verwandtschaftsnamen hervorgeht, denn ein Mensch gibt den Angehörigen seiner Mutter, ja sogar auch den verschwägerten, die gleichen Bezeichnungen wie denen seines Vaters (Smith und Dale I 283ff., 316ff.). Gegen das herrschende Mutterrecht des Klans wird aber anscheinend von den Familienhäuptern angekämpft. Daher wählt man häufig bei Lebzeiten Erben aus, denen man gewisse Güter zuteilt. Beim Tode eines Häuptlings wählen die übrigen Häuptlinge unter den

Kindern und Neffen des Verstorbenen denjenigen, den sie für geeignet halten. Es kommt hier also nur auf eine gewisse Verwandtschaft mit dem Verstorbenen an, nicht auf einen bestimmten Grad der Blutsnähe (Smith und Dale I 300, 390ff.).

§ 4. Bemerkenswert für das Umsichgreifen vaterrechtlicher Ansichten im Zusammenhang mit adligem Häuptlingtum gegenüber mutterrechtlichen Volkstraditionen scheint das Beispiel von Yap zu sein. Für die Angehörigkeit zur totemistischen Sippe ist die Berechnung nach der Mutter entscheidend, dagegen wird die Häuptlingschaft und auch das Vermögen, das liegende wie das bewegliche, vom Vater auf den Sohn vererbt, und auch die Töchter bekommen ihr Teil. In den Landschaften *Tamil* und *Rul* scheint der älteste Sohn bevorzugt zu werden. Wenn Söhne nicht vorhanden sind, erbt die Tochter, nicht der Bruder. Stirbt die Frau, so erben nur die Kinder, nicht der Mann. Eine Ausnahme bilden nur die im letzten Jahr auf den Feldern gepflanzten Früchte. Diese scheinen der Sippe der Frau (die sie bearbeitet hat) zuzufallen. — Bemerkenswert ist auch, daß bei der Aufstellung von Genealogien nur die männlichen Inhaber der Grundstücke im Gedächtnis bewahrt werden, ohne indessen deren Verwandtschaftsgrade zu berücksichtigen (Müller-Wismar S. 230, 245, 251).

Bei den Baganda Ostafrikas war die Überwachung der Erbfolge Sache des Klans. Obgleich ein Mann über seine Güter für den Todesfall verfügen konnte, verlor er doch praktisch die Verfügung darüber im Augenblick seines Todes, und von da an war es Sache des Klans, über diese Güter zu verfügen. Der Klan wählte den Erben, und zwar hatten die Angehörigen der Sippe, welcher der Verstorbene angehörte, die wichtigste Stimme dabei. Den Witwen, die Kinder vom Verstorbenen geboren hatten, wurde die Sorge für das Grab ihres Gatten überlassen, obgleich sie sich wieder verheiraten konnten. — Die jüngeren Witwen fielen dem Erben zu, außer solchen, die etwa an den König oder andere Angehörige des Klans als Erbteil abgegeben wurden. Wieviel von der Erbschaft an Frauen und Vieh dem König gegeben werden mußte oder dem Klan zufiel, darüber bestand kein

festes Gesetz, doch nahm der Klan gewöhnlich ein Zehntel des Besitzes in Anspruch. Der Sohn und der Enkel des Verstorbenen, die von den Klanmitgliedern zur Vollziehung der Begräbnisriten auserwählt worden waren, hatten das Recht, je eine Witwe zu erhalten; und der Schwestersohn des Toten erbt eine Frau für die Veranstaltung der Zeremonie, mit der die Trauerzeit beendet wurde. Der Rest an Besitz fiel dem Erben zu, der auch die Kinder des Verstorbenen erhielt, die er als seine eigenen betrachtete; zwischen den einen und den anderen machte er keinerlei Unterschied. Die einzigen Personen, die überhaupt Eigentum erben konnten, waren Söhne und Enkel (unter denen der Klan, wie oben erwähnt, seine Wahl traf), niemals jedoch Frauen (Roscoe 1911 S. 270).

§ 5. In der sakralen aristokratischen Hirtendespotie der Bakitara Ostafrikas folgt zwar der Sohn dem Vater, doch ist das vaterrechtliche Patriarchat durchsetzt mit mutterrechtlichen Einflüssen. Die Geburt eines Kindes (s. d.) war mit vielerlei Zeremonien verbunden (Roscoe S. 160ff., 242ff.). Im allg. wurde bei dem Hirtenvolk derjenige unter den Prinzen Nachfolger in der Herrschaft, von dem bekannt war, daß ihn der Verstorbene als seinen Nachfolger wünschte. Ein solcher Wunsch wurde von den übrigen Großen, namentlich des Anwärters Brüdern gegenüber, die Ansprüche geltend machen mochten, unterstützt (Roscoe S. 123). Der betreffende Prinz gehörte immer der königlichen Familie an. Verstarb ein Prinz, so wurde er durch seinen Sohn beerbt (a. a. O. S. 174). Die Nachfolge in dem höchsten Adelsrat, der sog. heiligen Gilde, erfolgte zwar auch durch Nachfolge nach dem Vater, doch mußte der Kandidat erst durch eine Zeremonie besonders in diesen Rat aufgenommen werden (a. a. O. S. 51f.). Der Erbe, der nicht dem Hochadel der Hirten angehörte, mußte vom König erst zeremoniell eingesetzt werden und übernahm gewöhnlich die Witwen des Verstorbenen. Dabei trat eine Bruder- und Vetternfolge innerhalb der Sippe zutage (a. a. O. S. 303). Das Erbe bestand hauptsächlich in der Herde und in Sklaven (a. a. O. S. 303). — Vgl. a. Seligman 1925 S. 3, 10, 28. Unter den Feldbauern, die in Einzelfamilien lebten, herrschte jedoch ein strenges

die Herstellung von Körben, besser als bei ihren Nachbarn waren (Kroeber S. 238ff.). Die Stellung der Frau gestaltete sich hier besonders günstig: nicht nur, daß es weibliche Häuptlinge gab (s. Fraueneinfluß), sondern die Frauen wurden gelegentlich auch zu den geheimen Gesellschaften zugelassen, die erste Weihe von Jünglingen und Mädchen wurde gemeinsam abgehalten, das Haus gehörte bei den östlichen Pomo der ältesten Frau unter den verschiedenen weiblichen Bewohnerinnen desselben. Jedenfalls herrschte eine erhebliche bessere Stellung der Frau als bei den nordwestlichen Stämmen. Es mag auch erwähnt werden, daß in der Sprache das Demonstrativpronomen in bezug auf Weiblichkeit eine Abänderung erfährt, ein Punkt, der deshalb besondere Aufmerksamkeit verdient, weil er in indianischen Sprachen nur selten zu verzeichnen ist (Kroeber S. 256).

Gifford (S. 399f.) weist darauf hin, daß unter den Mohave-, Yuma- und Cocopa-Indianern Kaliforniens die streng zusammengefaßten Stämme ohne lokalisierte Sippen dadurch, daß sie später über ein neues Land zerstreut wurden, ihre ursprüngliche Lokalisation verloren. Insbesondere begründet er diesen Vorgang damit, daß diese Stämme bei dem Übergang von ihrer Wüstenheimat nach dem fruchtbaren Tal des Colorado-Flusses sich entfalten konnten.

Ohne Zweifel sind wir berechtigt, derartige geschichtliche Vorgänge zur Erklärung der überaus bunten Gestaltungen, in denen uns auch die vaterrechtlichen Institutionen entgegentreten, zu berücksichtigen. Vgl. a. Spier.

§ 3. Wenn wir Hirten (s. d.) vorwiegend vaterrechtlich orientiert finden, so ist das eine Folge der Tatsache, daß sich die Altherrschaft (s. d.) oder das Patriarchat (s. d. A) hier gewöhnlich — aus den oben erörterten Gründen (§ 2) — erhalten hat. Doch spielen mitunter auch hier mutterrechtliche Züge in vaterrechtliche Institutionen herein. Solche mutterrechtlichen Einstreuungen können verschiedenen Ursprung haben:

1. Sie können aus einer strengen Absonderung des weiblichen Wirkungskreises vom männlichen (Arbeitsteilung) sich erhalten haben (s. Arbeit, Mutterrecht A, Patriarchat A).

2. Sie können Folge der Anlage von Gärten oder anderer lebenswichtiger Frauenarbeit sein (s. Wirtschaft D).

3. Sie können benachbarten Stämmen, etwa dank der Einheirat von deren Frauen, nachgebildet sein (s. Kulturkreis).

Unter den ostsibirischen Hirten und Jägern herrschte überwiegend eine durch ein mildes Patriarchat unterstützte vaterrechtliche Tendenz. Bei den Gilyaken wurde nach dem Tode eines Mannes dessen Witwe einem seiner jüngeren Brüder gegeben, und zwar nach der Entscheidung des Klans. Dabei darf man nicht vergessen, daß sie nominell und oft auch tatsächlich überhaupt schon mit diesem Bruder ehelich verbunden war (s. Gruppenehe, Nebenehe) und ihre Kinder auch als die seinigen galten. War ein jüngerer Bruder nicht vorhanden, so wurde ein älterer gewählt, um für die Witwe und ihre Kinder zu sorgen, doch hatte er nicht das Recht, sie als Gattin zu betrachten. Die Kinder gehörten dem Vater an und folgten ihm im Besitz nach seinem Tode. Ja, nach der Geburt des ersten Kindes wurde der Vater sogar nicht mehr nach seinem eigenen Namen (s. d. A) benannt, sondern als der Vater des Kindes so und so bezeichnet (Czaplicka S. 101).

Bei den Ba-Ila ist die Familie vaterrechtlich, der Klan mutterrechtlich geordnet. Der Mann bleibt sein Leben lang Angehöriger seiner Sippe, und eine jede seiner Frauen bleibt Mitglied ihrer Sippe. Falls die Belange der Sippe mit denen der Familie in Konflikt geraten, so überwiegen die ersteren über die letzteren. Wir haben hier den ausgesprochenen Fall einer patriarchalischen Mutterfolge, denn die Kinder fallen in die mütterliche Familie. Trotzdem bestehen aber auch Beziehungen zur Familie des Vaters, wie aus den Verwandtschaftsnamen hervorgeht, denn ein Mensch gibt den Angehörigen seiner Mutter, ja sogar auch den verschwägerten, die gleichen Bezeichnungen wie denen seines Vaters (Smith und Dale I 283ff., 316ff.). Gegen das herrschende Mutterrecht des Klans wird aber anscheinend von den Familienhäuptern angekämpft. Daher wählt man häufig bei Lebzeiten Erben aus, denen man gewisse Güter zuteilt. Beim Tode eines Häuptlings wählen die übrigen Häuptlinge unter den

Kindern und Neffen des Verstorbenen denjenigen, den sie für geeignet halten. Es kommt hier also nur auf eine gewisse Verwandtschaft mit dem Verstorbenen an, nicht auf einen bestimmten Grad der Blutsnähe (Smith und Dale I 300, 390ff.).

§ 4. Bemerkenswert für das Umsichgreifen vaterrechtlicher Ansichten im Zusammenhang mit adligem Häuptlingtum gegenüber mutterrechtlichen Volkstraditionen scheint das Beispiel von Yap zu sein. Für die Angehörigkeit zur totemistischen Sippe ist die Berechnung nach der Mutter entscheidend, dagegen wird die Häuptlingschaft und auch das Vermögen, das liegende wie das bewegliche, vom Vater auf den Sohn vererbt, und auch die Töchter bekommen ihr Teil. In den Landschaften *Tamil* und *Rul* scheint der älteste Sohn bevorzugt zu werden. Wenn Söhne nicht vorhanden sind, erbt die Tochter, nicht der Bruder. Stirbt die Frau, so erben nur die Kinder, nicht der Mann. Eine Ausnahme bilden nur die im letzten Jahr auf den Feldern gepflanzten Früchte. Diese scheinen der Sippe der Frau (die sie bearbeitet hat) zuzufallen. — Bemerkenswert ist auch, daß bei der Aufstellung von Genealogien nur die männlichen Inhaber der Grundstücke im Gedächtnis bewahrt werden, ohne indessen deren Verwandtschaftsgrade zu berücksichtigen (Müller-Wismar S. 230, 245, 251).

Bei den Baganda Ostafrikas war die Überwachung der Erbfolge Sache des Klans. Obgleich ein Mann über seine Güter für den Todesfall verfügen konnte, verlor er doch praktisch die Verfügung darüber im Augenblick seines Todes, und von da an war es Sache des Klans, über diese Güter zu verfügen. Der Klan wählte den Erben, und zwar hatten die Angehörigen der Sippe, welcher der Verstorbene angehörte, die wichtigste Stimme dabei. Den Witwen, die Kinder vom Verstorbenen geboren hatten, wurde die Sorge für das Grab ihres Gatten überlassen, obgleich sie sich wieder verheiraten konnten. — Die jüngeren Witwen fielen dem Erben zu, außer solchen, die etwa an den König oder andere Angehörige des Klans als Erbteil abgegeben wurden. Wieviel von der Erbschaft an Frauen und Vieh dem König gegeben werden mußte oder dem Klan zufiel, darüber bestand kein

festes Gesetz, doch nahm der Klan gewöhnlich ein Zehntel des Besitzes in Anspruch. Der Sohn und der Enkel des Verstorbenen, die von den Klanmitgliedern zur Vollziehung der Begräbnisriten auserwählt worden waren, hatten das Recht, je eine Witwe zu erhalten; und der Schwestersohn des Toten erbte eine Frau für die Veranstaltung der Zeremonie, mit der die Trauerzeit beendet wurde. Der Rest an Besitz fiel dem Erben zu, der auch die Kinder des Verstorbenen erhielt, die er als seine eigenen betrachtete; zwischen den einen und den anderen machte er keinerlei Unterschied. Die einzigen Personen, die überhaupt Eigentum erben konnten, waren Söhne und Enkel (unter denen der Klan, wie oben erwähnt, seine Wahl traf), niemals jedoch Frauen (Roscoe 1911 S. 270).

§ 5. In der sakralen aristokratischen Hirtendespotie der Bakitara Ostafrikas folgt zwar der Sohn dem Vater, doch ist das vaterrechtliche Patriarchat durchsetzt mit mutterrechtlichen Einflüssen. Die Geburt eines Kindes (s. d.) war mit vielerlei Zeremonien verbunden (Roscoe S. 160ff., 242ff.). Im allg. wurde bei dem Hirtenvolk derjenige unter den Prinzen Nachfolger in der Herrschaft, von dem bekannt war, daß ihn der Verstorbene als seinen Nachfolger wünschte. Ein solcher Wunsch wurde von den übrigen Großen, namentlich des Anwärters Brüdern gegenüber, die Ansprüche geltend machen mochten, unterstützt (Roscoe S. 123). Der betreffende Prinz gehörte immer der königlichen Familie an. Verstarb ein Prinz, so wurde er durch seinen Sohn beerbt (a. a. O. S. 174). Die Nachfolge in dem höchsten Adelsrat, der sog. heiligen Gilde, erfolgte zwar auch durch Nachfolge nach dem Vater, doch mußte der Kandidat erst durch eine Zeremonie besonders in diesen Rat aufgenommen werden (a. a. O. S. 51f.). Der Erbe, der nicht dem Hochadel der Hirten angehörte, mußte vom König erst zeremoniell eingesetzt werden und übernahm gewöhnlich die Witwen des Verstorbenen. Dabei trat eine Bruder- und Vetternfolge innerhalb der Sippe zutage (a. a. O. S. 303). Das Erbe bestand hauptsächlich in der Herde und in Sklaven (a. a. O. S. 303). — Vgl. a. Seligman 1925 S. 3, 10, 28.

Unter den Feldbauern, die in Einzelfamilien lebten, herrschte jedoch ein strenges

Sohnes-Erbrecht mit Bevorzugung des ältesten. Auch hier mußte indessen der Erbe noch durch den Hirtenhäuptling seines Gaus zeremoniell bestätigt werden. Doch konnte der älteste Sohn zugunsten eines jüngeren Bruders verzichten. In diesem Falle erbte der jüngere Sohn die Witwen und Kinder, für die er zu sorgen hatte. Frauen besaßen im allg. kein Eigentum und hatten infolgedessen keine Erben. Wenn eine Frau starb und Kinder hinterließ, so schickte ihre Sippe eine andere Frau, um ihren Platz einzunehmen, diese Frau galt als die Erbin der Verstorbenen und wurde gewöhnlich vom Witwer geheiratet. Sie nahm alle Gegenstände der Verstorbenen in Besitz und besorgte deren Kinder. Waren keine Kinder vorhanden, so konnte der Mann eine andere Frau aus demselben Klan nehmen, für die er jedoch zu bezahlen hatte (a. a. O. S. 304).

Diese Sitte zeigt, wie sehr das Frauengut als besondere Wirkungssphäre betrachtet wurde und daher ganz unabhängig von der übrigen Nachfolge zu besonderer Besorgung veranlaßte.

§ 6. Die mehrfachen Nahrungsquellen, Hirsebau, Halten von Herden, Jagd, wie wir sie z. B. bei dem nilotischen Stamm der Lango antreffen, weisen auf mannigfaltige Beeinflussungen hin und haben auch zu einer weitgehenden Auflösung und Verstreuung der Sippen geführt, aus denen Dorfgemeinden mit einem Almende-Land sich zusammengeschlossen haben (Driberg S. 170ff.). Daneben aber hat sich persönliches Eigentum ausgebildet. Doch bestehen die Sippen (Klans) mit verschiedenen Meidungsgeboten usw. noch fort. Es zeigt sich somit eine Tendenz zur Individualisierung.

Bei diesen Lango ist der älteste Sohn eines Mannes sein Erbe. Wenn dieser älteste aber ein Tunichtgut oder sonst nicht geeignet ist, wird ein anderer Sohn gewählt; fehlt es an männlicher Nachkommenschaft, so fällt das Erbe dem Sohn des Bruders zu oder in Ermangelung dessen dem Sohne der Schwester des Verstorbenen, subsidiär tritt also die Sippe ein. Der betreffende Erbe ist aber verpflichtet, seinen mütterlichen Brüdern entsprechende Anteile zu geben, auch an solche Stiefbrüder, die das Pubertätsalter erreicht haben und bisher

nicht für die Verheiratung ihrer Schwestern sorgen konnten; jedenfalls muß er ihnen auch dazu verhelfen, sich aus dem Erbe Frauen zu beschaffen. Die Frauen des Verstorbenen gehen an seine Brüder über, sind solche nicht vorhanden, an den Sohn seiner Schwester. Hat der Verstorbene eine junge Frau hinterlassen, so wird sie von einem Sohne des Verstorbenen geerbt, der jedoch nicht ihr eigener Sohn sein darf. Eine alte Frau, die nicht mehr Kinder bekommt, lebt gewöhnlich mit ihrem Sohn. Auf alle Fälle haben die Frauen die entscheidende Stimme darin, welchen von den verschiedenen Männern, die Ansprüche auf sie erheben, sie als Gatten annehmen. Sollte eine Witwe sich weigern, mit einem der sie beanspruchenden Verwandten zu leben, und zu ihrer eigenen Familie zurückkehren, so muß der Kaufpreis, den der Verstorbene gezahlt hat, ersetzt werden und fällt den Erben zu. Wenn ein Mann eine Frau erbt, so muß er einen Stier an ihre Familie bezahlen, um deren Zustimmung zu erhalten (Driberg S. 174). — Vgl. a. Steinmetz S. 147, 165.

§ 7. Daß die ambivalente Beerbung noch weit in die Reihen der höheren Naturvölker hinein wirksam ist, zeigt das Beispiel der westafrikanischen Aschanti. Hier gibt es einige Sprichwörter, die den Wert von Gesetzen haben (s. Recht). Der erste Satz heißt: „Eine Frau beerbt eine Frau, und ein Mann einen Mann“ (Rattray S. 40). Der zweite Satz lautet: „Solange eines Mannes Brüder nicht erschöpft sind, kommt das Geschwisterkind nicht ans Erbe.“ Die Mannes-sippe kommt also zunächst dran. Ein drittes Sprichwort besagt: „Wenn die Freien (nämlich der Blutsverwandtschaft) nicht erschöpft sind, darf der Sklave nicht folgen.“ Schon Bowditch schreibt, daß die Frauen ein von ihrem Gatten besonderes und unabhängiges Eigentum besitzen.

Man kann sagen, daß im allg. nur eine männliche oder weibliche Person der Sippe oder des Blutes (*abusua*) von einem anderen Mitglied seiner Sippe (*abusua*) erben kann. Infolgedessen kann einen Mann zunächst sein Mutterbruder beerben, das Haupt seiner Familie. Dieser pflegt jedoch von diesem Recht nicht Gebrauch zu machen, sondern es fällt dann tatsächlich dem älteren Bruder des Verstorbenen zu. An dritter

Stelle folgt der Sohn der Mutterschwester, an vierter der Sohn der eigenen Schwester. Hierauf kommt noch eine Reihe weiterer Ersatzerben in Betracht. Und zwar zunächst männliche Nachkommen der Schwester. Erst wenn diese erschöpft sind, folgt die älteste Schwester selbst oder deren Tochter usw. Ist die ganze Blutsippe (*abusua*) erloschen, so geht das Eigentum an einen Sklaven über. Dieser erbt das Eigentum, wenn auch Kinder des Erblassers oder Bruderkinde usw. vorhanden sind.

Ähnliches gilt für die Nachfolge in der Häuptlingsschaft, im „Stuhl“; bloß mit der Ausnahme, daß in der Ermangelung männlicher Nachkommenschaft weder eine Frau noch ein Sklave einen „Stuhl“ einnehmen darf, sondern daß ein männlicher Nachfolger aus der Verwandtschaft irgendwoher gebracht werden muß.

Nach einer Frau tritt folgende Erbordnung ein: Zuerst kommt die Mutter der Verstorbenen, die aber ihr Recht gewöhnlich auch abtritt, und zwar zugunsten der älteren Schwester (im Seniorat), sodann an die eigenen Töchter der Verstorbenen und hierauf an die Töchter der Schwester. Danach kommt die Enkelin der Verstorbenen und die Enkelin der Schwester der Verstorbenen. Nun folgt die Schwester der Mutter der Verstorbenen, die das Erbe gewöhnlich ihrer eigenen Tochter abtritt, und schließlich deren Enkelin. Damit ist die weibliche Linie erschöpft, und das Eigentum geht auf die männlichen, schon oben benannten Erben über; sind auch diese erschöpft, so fällt es einer Sklavin zu, nämlich der Tochter eines Sklaven.

Handelt es sich um einen sog. weiblichen „Stuhl“, so tritt, wenn die weibliche Linie erschöpft ist, eine Nachfolgerin ein, die den Klannamen der Verstorbenen trägt.

Bei der geschilderten Nachfolge kann ein Erbe übersprungen werden, wenn die Familie das aus irgendwelchen Gründen wünscht.

Was nun die Nachfolge von Sklaven anlangt, so muß daran erinnert werden, daß es von seiten des Familienoberhauptes üblich war, weibliche Sklaven zu kaufen. Hatten die betreffenden Männer Kinder mit diesen Sklavinnen, so gehörten letztere

keiner *abusua* an, sondern nur der *ntoro* (zeremonielle Familiengeistgruppe) des Vaters. Da letztere sich in der Vaterlinie vererbt, so hat ein solches Kind einer Sklavin ebenfalls einen *ntoro*, geradeso wie ein legitimer Sohn oder eine solche Tochter. Die Sklavenkinder wuchsen mit der übrigen Familie auf und wurden so wie die Angehörigen der Familie behandelt. Derartige Kinder und Nachkommen von solchen Sklavenkindern traten also, wenn die mütterliche Blutlinie der Familie erlosch, an deren Stelle, und zwar vor der rein vaterrechtlichen *ntoro*-Linie. Von diesen Sklavenkindern, die keiner anderen *abusua* angehörten, wurde erwartet, daß sie das Heim auf demselben Ort fortsetzten und auch die Riten zu Ehren der Geister der Verstorbenen beobachteten. Aus diesem Grunde hatte der Aschanti-Mann der alten Zeit auch immer Angst, daß seine Familie aussterben könnte.

Das, was bei den Aschanti in strenger Vaterlinie vererbt wird, ist die Angehörigkeit zu der Ritengemeinschaft *ntoro*, die sich vom gemeinsamen Ursprung herleitet, eine bestimmte historische Tradition, gemeinsame Mythen kennt und gleiches Verhalten den transzendenten Dingen gegenüber beobachtet. Es ist also ein gewisser religiöser Glaube und ein diesem entspringendes zeremonielles Verhalten, das von dem Vater auf den Sohn vererbt wird. Die Frau übernimmt bei der Heirat auch die religiösen Verhaltensweisen, die *ntoro*-Tabus, ihres Gatten, so daß man sagen kann, daß die geistigen Güter in männlicher Linie, die materiellen in weiblicher vererbt werden (Rattray S. 45 ff.).

In den Gegenden, in denen die Frauenkraft zu einem anerkannten wirtschaftlichen Faktor geworden ist und Frauen regelmäßig auf dem Wege des Kaufs erworben werden, fallen die Kinder gewöhnlich dem Vater zu, wenn der Kaufpreis für die Frau vollständig entrichtet wurde, ist dies jedoch nicht geschehen, so werden sie der mütterlichen Sippe (s. d. und Klan, Kaste A) zugerechnet.

Als Beispiel dafür, wie mit dem Kauf der Frau auch Anrecht auf deren Nachkommenschaft erworben wird, mögen die Zustände von Akpafu in Togo gelten. Ist nämlich der Kaufpreis für die Frau be-

zahlt, so bleiben die Kinder bei dem Gatten, anderenfalls fallen sie dem Vater der Frau zu (Asmis S. 46; s. a. Patriarchat A § 6).

§ 8. Eine Heiratsordnung (s. d.), die mit dem V. zusammenhängt, ist die sog. *orthocousin*-gleichgerichtete Veterschafts-Heirat, deren Verbreitungszentrum vor allem im Islam zu suchen ist. Durch den Islam hat sich diese Heiratsform östlich weit nach Afrika hinein, westlich bis in das Gebiet der Sunda-Inseln ausgedehnt und Heiratsformen, insbesondere die mutterrechtlich eingestellte sog. *cross-cousin*-Veterschafts-Wechsel-Heirat, überlagert (Brenda Z. Seligman *Studies* S. 264 f.; Journ. anthr. inst. 54 [1924] dies.).

Der Islam faßte die Frau als Wirtschaftsgut des Mannes auf. Daher war damit auch der Kauf der Frau verbunden. Dafür konnte sie nicht ohne weiteres weglaufen oder weggenommen werden. Dadurch, daß der Vater für den Kaufpreis seiner Schwiegertochter aufzukommen hatte, wurde seine Stellung als Patriarch (s. Patriarchat A) besonders wichtig. Dementsprechend traten die Angehörigen des Vaters stärker in Erscheinung, und auch die Auffassungen über die wünschenswerten oder nicht zulässigen Eheverbindungen wurden davon in Mitleidenschaft gezogen.

Wenn Robertson Smith (*Kinship and Marriage* S. 104 ff.) meint, „die alten Araber beachteten schon einige Verbote des Korans, denn sie heirateten nicht Mütter oder Töchter oder Tanten von irgendwelcher Seite; die auffälligste Sache war aber, daß ein Mann zwei Schwestern gleichzeitig zur Ehe hatte, oder daß der Sohn seines Vaters Gattin übernahm“, so knüpft er an die Bedeutung der brüderlichen Solidarität an, wie sie in der Nebenehe (s. d.), in dem davon abgeleiteten Levirat (s. d.) und Sororat (s. d.) zum Ausdruck kommt.

In dem Falle nun, in dem ein Vater den Sohn beerbt, fallen ihm auch dessen Frauen zu. In Marokko gehört nach der mohammedanischen Schule der *Malikī* eine Frau ihrem Beschützer oder Mundmann (*wali*) an. Das ist in erster Linie ihr Sohn aus einer früheren Ehe, in zweiter Linie dieses Sohnes Sohn, in dritter Linie ihr Vater und endlich mangels aller dieser Personen irgendein

väterlicher Verwandter in folgender Reihenfolge: 1. der Vollbruder, 2. der Nefte, 3. der Großvater, 4. der Oheim, 5. der Vetter. Hat sie auch diese Verwandten nicht, so tritt dafür der *Kadi* ein (Westermarck S. 14 f.). Es handelt sich also hier in erster Linie immer um die Erben ihres Gatten, von denen sie abhängt, und deren Erlaubnis für eine Wiederverheiratung sie erwirken muß. Sie wird also gewissermaßen diesen Persönlichkeiten vererbt. Nur ist an Stelle einer direkten Vererbung die Zustimmung der betreffenden Erben für die Wiederverheiratung der Witwe getreten (B. Z. Seligman S. 271).

Ogleich nun diese Vererbung der Witwe sowohl in Gesellschaften mit Mutterfolge wie in solchen mit Vaterfolge Platz greift, wird sie doch durch das Hervortreten einer patrilinealen Ordnung in besondere Bahnen gelenkt (s. Heiratsordnung, Verwandtschaft).

Die Ausbildung des Vaterrechtes bei den altorientalischen Völkern und in Fortsetzung davon bei den Mohammedanern ist wohl auf die frühere Verselbständigung der Familien und die Ausstattung dieser mit unabhängigem Privateigentum zurückzuführen, was wieder mit der Staatsbildung im alten Orient durch das Zusammentreffen von Hirten mit feldbauenden Stämmen erklärt werden muß.

S. a. Altenherrschaft, Arbeit, Despotie, Familie A, Familienformen, Frau A, Fraueneinfluß, Heiratsordnung, Kaste A, Klan, Mutterfolge, Mutterrecht A, Patriarchat A, Politische Entwicklung, Sippe, Soziale Entwicklung, Wirtschaft D.

Asmis *Die Stammesrechte der Bezirke Misahöhe, Anecho und Lome-Land* Zivgl. RW. 26 (1911); Baumann *Vaterrecht und Mutterrecht in Afrika* ZfEthn. 1926; Czaplicka *Aboriginal Siberia* 1914; Driberg *The Lango* 1923; Gifford *Miwok Lineages and the Political Unit in Aboriginal California* Amer. Anthr. 28 (1926); Hahl *Rechtsverhältnisse und Rechtsanschauungen der Eingeborenen (Blanche-Bucht und Gazelle-Halbinsel)* Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel 1897; Kroeber *Handbook of the Indians of California* 1925; Müller-Wismar *Yap* 1917; Roscoe *The Baganda* 1911; ders. *The Banyankole* 1923; ders. *The Bakitara* 1923; Rattray *Ashanti* 1923; Brenda Z. Seligman *Studies in Semitic Kinship* Bulletin of the School of

Oriental Studies 3, 2 (1924); dies. *Marital Gerontocracy in Africa* Journ. anthr. inst. 54 (1924); C. G. und B. Z. Seligman *Social Organization of the Lotuko* Sudan Notes and Records 8/2 (1925); Smith und Dale *The Ila-Speaking Peoples of Northern Rhodesia* 1920; Spiers *The Distribution of Kinship systems in North-America* Univ. of Washington Publications in Anthropology 1/2 (1925); Steinmetz *Rechtsverhältnisse von Eingeborenen-Völkern in Afrika und Ozeanien* 1903; Westermarck *Marriage Ceremonies in Marocco* 1914.
Thurnwald

Vättis (Drachenloch) s. Schweiz A § 1.

Vayes (Oberitalien). Riparo- (= Abri-) Siedelungen unter niedergestürzten Gneismassen oder vorspringenden Felsen im Tal der Dora Riparia, etwa halbwegs zwischen Susa und dem Eintritt des Flusses in die Ebene. Keine Spuren von Hütten, ebenso wenig von Gräbern. Ackerbau beweisende Tierknochen, große und kleine Äxte, meist aus den grünlichen Steinen der piemontesischen Alpenhänge, ein durchbohrter Hammer, Meißel, an Stelle von Steinwerkzeugen solche aus Knochen, besonders Vorläufer der späteren, hier noch nicht vertretenen Pfeil- und Wurfspießspitzen aus Feuerstein, die in dieser frühneol. Gruppe noch fehlen, wie auch in jüngerneol. Zeiten Piemonts, wie bei Alba (s. d.), ja noch selten und unvollkommen sind. Dickwandiges Tongeschirr aus wenig gereinigtem Ton, solches, das mit der Spachtel geglättet ist, und feineres, mit besserer, dünner Schicht überzogenes und geglättetes, verziert mit aufgelegten, sich oftmals kreuzenden Bändern, die wieder mit verschiedenen Werkzeugen hergestellte Eindrücke zeigen, ornamentalen Reihen solcher Eindrücke in die Tonwand selbst, auch solcher, die mit einer Federpose oder einer Spitze aus Holz oder Knochen ausgeführt sind. Noch keinerlei festes System. Ähnlichkeit mit Geschirr aus den ligur. Grotten. Dieser Fund ist wichtig, weil er Wohnstättenspuren gibt in dieser sonst nur durch einige Gräber charakterisierten, noch rein neol., in die Alpentäler gedrückten Zone (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 13—14), aus der, gerade aus dem Tal von Susa, sporadische Funde einzelner Steingeräte bekannt sind. Die Fundstücke in den Museen von Susa und Turin.

Bull. Paletn. Ital. 29 (1903) S. 1—23, 125—136
Tf. 1, 9 Taramelli.
v. Duhn

Vehlefanz (Kr. Osthavelland, Brandenburg). Großes Urnenfeld. Die Urnen in Steinpackung, einfache, unverzierte Töpfe. Beigaben: eiserne Gürtelhaken, eiserne Kropfnadeln, z. T. mit Bronze (große Schildnadeln u. a.), Ringe, eiserne und bronzene Kettenglieder, Segelohrringe, bronzene Halsringe mit Schalenknäufen und Halbwulsten, Frühlatène-Fibel. Typisch für die II. EZ. S. a. Nordischer Kreis C 2.

ZfEthn. Verh. 1892 S. 464; ebd. 1894 S. 186, 201; Nachr. u. D. A. 1894 S. 29; ebd. 1895 S. 32; Kieckebusch *Vorgesch. von Brandenburg* S. 418.
R. Beltz

Veji (Italien). § 1. In die ältere Geschichte Roms vielfach eingreifende Stadt Südetruriens, auf sehr naturfester Höhe, rings von tiefen Schluchten umschlossen, die vom Cremera- und seinem Nebenbach, dem Fosso dei due Fossi, durchströmt werden. Den Cremerabach abwärts führt nahe Verbindung zum Tiber, auf dessen anderem Ufer das zwischen Rom und Veji viel umstrittene Fidenae sich erhebt, im Besitze Vejis, dessen natürlicher Brückenkopf für die Südverbindung nach Latium, nach der an Latium grenzenden Sabina und weiter nach Campanien, und zugleich eine Sperre für den Verkehr Roms mit dem oberen Tiber-Tal. Eine sehr alte Straße (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 491) bildete zudem unter Umgehung Roms eine direkte und augenscheinlich in der Zeit der ersten Etruskerherrschaft in V. — d. h. im 7. und 6. Jh., als die orient. Einfuhr und deren südetrusk. Nachahmung und Weiterbildung den mittelitalischen Markt beherrschte — rege benutzte Verbindung zwischen Caere (s. d.)-Veji einerseits, Praeneste (s. d.) andererseits. Es wurde, namentlich seit Rom sich der etrusk. Oberherrschaft entwunden und noch geraume Zeit gegen Etrurien um seine und damit des letzten freien Restes der verbrennenden „Italiker“ schwer errungene Selbständigkeit zu kämpfen hatte, für Rom eine zwingende Notwendigkeit, Fidenae (im J. 426) und schließlich V. selbst in seine Gewalt zu bringen, was jedoch nach manchen sagenumwobenen Mißgeschicken erst 396 eine vollendete Tatsache wurde. Von da ab wurde es still auf dem großen Stadtgebiet, dem größten von allen Städten Etruriens; bescheidene Siedlungen fristeten ihr Leben, bis die RKZ wieder wenigstens einen kleinen Teil des

alten Stadtbodens städtisch anlegte, auch einige stattliche, säulengeschmückte Bauwerke dort errichtete.

§ 2. Die Nähe Roms und die Unberührt-heit der öden Stätte seit dem Ausgang des Altertums, wo heute auf s. unmittelbar vorliegendem schmalen, festen Hügel der kleine Ort Isola Farnese ein äußerst bescheidenes Dasein führt, legten der italien. Verwaltung den erfreulichen Gedanken nahe, hier einmal zu versuchen, durch Grabungen das Bild einer alten Etruskerstadt wiederzugewinnen, die eine ganz andere Bedeutung hatte als die kleine, in unvollständigem Zustand bis jetzt allein bekannte Sperrfeste Marzabotto (s. d.). So wurde denn von 1913—1917 gegraben, unter Leitung tüchtiger Fachkenner; leider scheint seitdem die erfolgreich begonnene Arbeit wieder zu stocken.

Wie zu erwarten, haben sich zwar keine Urbewohner-Spuren gefunden, wie ja auf den Höhen eigentlich nie, wohl aber Rundhütten der als erste Siedler auf den naturfesten Höhen der späteren Etruskerstädte fast überall uns bezeugenden verbrennenden „Italiker“, die in reichem Maße auch ihre nunmehr ebenfalls zahlreichen Pozzo-Gräber (1200 bereits bis 1916) bezeugen, deren örtliche Verteilung an verschiedenen Punkten außerhalb des Wohngebietes allerlei Vermutungen über die Art und Ausdehnung der ersten Besiedlung ergeben möchte (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 386—91; Mac Iver *Villanovans and early Etruscans* 1924 S. 269—270). Namentlich ist es der kleine, im SO vorgelagerte und auch mit künstlicher Hilfe isolierte Hügel *Piazza d'armi*, die spätere Akropolis, der solche alten Wohnhütten ergab. Aber auch an andern Punkten besonders des ö. Stadtbodens haben sie sich gefunden, von bekannter Form, derjenigen der Hausurnen entsprechend. Wie denn auch Hausurnen (s. d. B) als Aschenbehälter sich tatsächlich gefunden haben, in alten, besonders kleinen Pozzi, wie sie auch noch zur Aufnahme von Villanova-Urnen dienten, die in jüngeren Gräbern durch andere Formen ersetzt werden. Die Bedeckung mit runden, dachförmigen Steinen und manches Sonstige in Gestalt und Ausstattung der Gräber schließen dieselben an die Pozzo-Gräber des Faliskerländchens, w. vom Lago di Bracciano bis Narce und Falerii, an. Also

sind von dort die ersten ital. Siedler in das untere Cremera-Tal vorgedrungen, nicht etwa von der Küste her, und auch durchaus nicht sehr früh. Während des Hochstandes der etrusk. Macht und Kultur, der orientalisierenden Epoche, im 7. und in der ersten Hälfte des 6. Jh., tritt die Brandsitte zugunsten der Bestattungsformen sehr zurück, um jedoch im 6.—5. Jh. wieder stark zuzunehmen, sich auch in etrusk. Kammergräbern neben deren bestatteten Leichen auf den Bänken oder in Nischen oder Loculi zu zeigen, augenscheinlich, wie auch in Caere und anderswo, Beisetzungen „italischer“ Höriger oder Klienten.

§ 3. Die Lage V. mußte eine Stammesmischung innerhalb seiner Einwohnerschaft begünstigen, wie denn auch die Führung durch das etrusk. Herrengeschlecht sich gewiß vielfach auf derartige Elemente stützen und auf sie mannigfache Rücksicht nehmen mußte. Denn alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Nähe des Faliskerlandes (s. d.) und der Sabina auch bestattende sabellische Leute früh nach V. geführt hat, die sich dort, ähnlich wie z. B. in Terni (s. d.), mit den Brennern friedlich auseinandersetzen und sich mit ihren Gräbern vielfach neben oder über sie schoben. Ihre Fossa-Gräber (s. d.) haben sich, eine höchst merkwürdige, V. eigentümliche Erscheinung, vielfach aus den für Aufnahme reichlicher werdender Beigaben immer mehr ausweitenden Pozzi herausentwickelt, sehen oft aus wie vergrößerte Pozzi. Auch Spuren von Holzsärgen fanden sich in den jüngeren, weiträumigen Fossa-Gräbern — die älteren waren sehr eng —, auch dies eine bekannte umbro-sabellische Eigentümlichkeit. Wie in der Geschichte des Faliskerländchens erklärt sich auch in derjenigen V. manche Erscheinung, z. B., der mehrfach erwähnte, gegen Rom helfende Zuzug aus dem Ager Capenas (s. Capena), von Faliskern und Sabinern, aus solcher Mischung der Bewohner. Noch spät wird gezweifelt, ob V. zu den zwölf Städten Etruriens überhaupt gehöre. Nicht Rasseneinheit, sondern die Gemeinsamkeit wichtiger Lebensinteressen schloß diese verschiedenen ital. Bestandteile mit dem seit Beginn der orientalisierenden Zeit, derjenigen des beginnenden Reichtums und industrieller und kommer-

zieller Führungskraft, auch in V. auf-tretenden Herrenvolk der Etrusker zu einem Ganzen zusammen.

§ 4. Es mag im 8. Jh. gewesen sein, vielleicht sogar schon etwas früher, wenn man Tongefäße wie Montelius *Civ. prim.* Tf. 350, 12; Mac Iver *Villanovans and early Etruscans* Tf. 33, 9. 10 mit solchen aus der Cornetaner *Tomba del guerriero* vergleicht, als die ersten Etrusker von der Meeresküste, von Caere, her bis V. vorgestoßen sind und die feste Lage ausnutzten, um sich hier ein Bollwerk gegen die ital. Stämme ost- und südwärts zu schaffen. Eine geraume Zeit friedlicher Entwicklung an der Meeresküste muß solchem Vorstoß vorangegangen sein, bis die natürliche Vermehrung es ihnen ausführbar erscheinen lassen mochte, ein Stadtgebiet von annähernd 400 Hektar zu besetzen und in späterem Verlauf, natürlich erst in der Zeit des beginnenden Ringens mit Rom nach dessen Befreiung von der etrusk. Herrschaft gegen Ende des 6. Jh., mit jenen Mauern und Türmen längs des Höhenrandes zu bewehren, deren Reste wir heute noch bewundern, und welche die älteren Pläne, von Gell (*Mem. d. Ist.* I Tf. 1), danach Dennis (*Cit. and cem.* I zu S. 1) oder Canina (*L'antica città di Veii* 1847 Tf. 11 und *Etruria marittima* I Tf. 24), sowie ein neuerer, auf den älteren fußend (Notizie 1922 S. 380), darstellen. Das regelmäßige Straßennetz, das v. Gerkan (*Griech. Städteanlagen* 1924 Abb. 16) seinem Plan einzeichnet, beruht, wie der Verf. mir mitteilt, auf freier Kombination aus der Lage und Gestalt der von Canina eingetragenen drei größeren Bauten und dem Platz der Tore und soll nur einen Vorschlag zeigen, wie sich eine geradlinige Straßenanlage einfügen lasse, gestützt auf Caninas Tore und einige von jenem eingezeichnete Grundrißlinien von Bauten. Aber diese Baulinien Caninas scheinen wenigstens auf der Akropolis, der sog. *Piazza d'armi*, durch die neueren Untersuchungen (vgl. den Plan Notizie 1922 S. 391) keineswegs bestätigt zu sein, so daß wohl auch diejenigen auf dem Hauptplateau fraglich bleiben. Für wirksame Verteidigung, ja nur Bewachung eines so ausgedehnten Stadtgebiets reichte die Zahl der rein etrusk. Einwohner natürlich niemals aus, so daß sie auf Verständigung mit den Mitbürgern ital.

Stammes und deren Mithilfe stets angewiesen blieben, für das Verständnis von Vejis politischen und militärischen Beziehungen nicht unwichtig.

§ 5. Sehr bemerkenswert tritt uns jedoch die etrusk. Herrschaft in V. entgegen in Gräbern und anderen Funden. Das im J. 1843 entdeckte Grab Campana galt lange als das älteste ausgemalte Grab Etruriens, mit Unrecht, da in der Küstengegend ältere waren, so bei Caere, Cosa und Magliano, auch eines bei Chiusi (s. d.) wohl älter ist, alle gegenständiglich und stilistisch früher. Schon durch die Annäherung an den Hausgrundriß wird das Campana-Grab später als die Korridorgräber datiert (z. B. Regolini-Galassi von Caere [s. d.] u. a.), aber auch durch die malerische Ausschmückung, die künstlerisch wie stofflich nach Kreta oder weiter ö. weist, jedenfalls schon starken griech. Einschlag zeigt, was denn auch durch die im Grabe gefundenen Dinge, besonders die Keramik, bestätigt wird (Montelius *Civ. prim.* Tf. 353—354; Poulsen *Etrusc. wall paint.* S. 7—8; Rumpf *Die Wandmalereien in Veii* 1915). Auch die etwas frühere Stufe nach dem O weisender Beziehungen, Bronzen und Elfenbeinschnitzereien, sind durch kostbare Fundstücke aus Vejenter Gräbern bekannt (*Archaeologia* 41 I Tf. 3—6, wozu S. 196—199), die sich mit Caeretaner und Pränestiner Funden so nahe berühren, daß sich V. als die wichtige Übergangsstation solch geistiger und kultureller etrusk. Eroberung s. des Tiber gelegener Gebiete, und zwar unter Umgehung Roms, klar herausstellt (s. o. § 1). Ist doch eine alte etrusk. Verbindungsstraße von Caere nach V. nachgewiesen (Mél. d'archéol. et d'histoire 33 [1913] S. 231 Anziani). V. mag auch Fabrikationsort für solche Ware gewesen sein (*Stud. e mat.* 3 S. 158 Karo), aber doch wohl erst in zweiter Linie. Und eine jüngere Stufe selbständig auf erstaunliche technische und künstlerische Höhe sich hinaufarbeitenden Wollens zeigen uns Reste einer aus 4 lebensgroßen Tonfiguren bestehenden Gruppe, Apollon mit Herakles im Ringen um eine wahrscheinlich der hinter Apollon stehenden Artemis gehörige Hirschkuh, hinter Herakles Hermes, Prachtstücke, die vermutlich als Weihgeschenk neben einem Tempel gleicher Zeit aufgestellt

waren, von dem zahlreiche figürliche Antefixe und Dachterrakotten aller Art und manche Baureste und Unterbauten gefunden wurden, das Ganze eine vortreffliche Erläuterung zu der durch Varro (bei Plinius XXXV 154, 157) überlieferten Nachricht, daß vor der Tätigkeit der beiden (vielleicht aus Sizilien stammenden) Künstler Damophilos und Gorgasos, die als Bildhauer und Maler den plastischen Schmuck des im J. 493 geweihten Ceres-Tempels in Rom ausführten, alle solche Arbeiten dort von etrusk. Künstlern geliefert worden seien, unter denen sich der von Tarquinius zur Ausschmückung des Iuppitertempels nach Rom berufene Vulca aus V. besonders ausgezeichnet habe, von dessen Hand auch ein bekannter Hercules in Rom gearbeitet sei. Gewiß werden wir uns die Werke dieser „Ton“-Künstler so vorzustellen haben, wie die durchaus chalkidisch-ionischen Geist atmenden Vejenter Statuen, jetzt im Museo Villa Giulia, sie uns vor Augen führen. Wo Töpferkunst dieser Art gedeiht, ist auch Metallguß zu Hause, so daß wir z. B. eine in die gleiche Zeit des zu Ende gehenden 6. Jh. gehörige, noch in suchender Technik über einen Eisenkern gegossene weibliche Gewandstatue aus Suessa Aurunca im Brit. Mus. Nr. 447 (abg. *Select. Bronzes in the Brit. Museum* Tf. 6) wohl auch nach V. werden geben dürfen, ebenso die vielen architektonischen Terrakotten und auch freiplastische Werke aus Latium, besonders den Randstädten des Albaner Gebirges, Satricum (s. d.) und Rom selbst.

V., Caere und das Faliskerland sind besonders eng verbunden, geographisch natürlich und durch die Gleichartigkeit der in den Gräbern aufbewahrten Gebrauchs- und Kunstgegenstände vielfach belegt. Hier bildeten sich die Formen aus, welche auch bestimmend wurden für Rom. Kein Zufall, daß gerade diese Gegenden sich herausheben durch die im Verhältnis zum übrigen Etrurien auffallend beträchtliche Zahl von unschülerhaft anmutenden Versuchen, das griech. Alphabet nachzubilden und somit die Anpassung an die Bedürfnisse der etrusk. Sprache vorzubereiten, worin zwei Gefäße aus Caere und V. obenan stehen (s. a. Altitalische Alphabete § 2; vgl. a. Band XI Tf. 112 c; *Mél. d'archéol. et d'hist.* 41 [1924]

S. 32 Grenier). Von hier aus ist auch gewiß das Alphabet nach Rom und dem inneren Mittelitalien übernommen worden.

Dennis *Cit. and cem. of Etruria* I (1883) S. 1—42; Notizie 1901 S. 238—46 Mengarelli; Montelius *Civ. prim.* Tf. 348—52; Notizie 1913 S. 164—169 Gábrici; ebd. 1919 S. 3—12 Colini; ebd. S. 13—37 Giglioli; *Arch. Anz.* 1921 S. 70—77 v. Duhn; Notizie 1922 S. 206—215 Giglioli; ebd. S. 215—219, 379—404 Stefani; ebd. 1923 S. 163—173 und Tf. 3 Giglioli; Mac Iver *Villanovans and early Etruscans* 1924 S. 269—270; Leopold *Uit de Leerschool van de Spade* II (1924) S. 69—88.
v. Duhn

Veleda-Höhle (im oberen Ruhr-Tal, Westfalen). S. vom Dorf Velmede im Kreise Meschede liegt in halber Höhe eines Kalksteinhügels eine schmale, langgestreckte Höhle, von den Umwohnern „Hollenloch“ genannt, mit drei besonderen Eingängen. Ihre Ausgrabung durch E. Carthaus ergab mehrere verschiedenzeitliche Kulturschichten mit Feuerstellen und zahlreichen Menschen- und Tierknochen, allein die Zähne von mindestens 32 verschiedenen menschlichen Individuen. Die nachweislich ältesten Artefakte sind zwei Mittellatène-Fibeln, ein Bronzekettchen, Bronze-Anhängsel, eine kobaltblaue Glasperle, ein durchbrochener Kinderarmring von Bronze, eine eiserne Lanzenspitze, Gefäßscherben von der LTZ bis in die Karolingische Zeit, Reste von verkohltem Getreide (Weizen und Gerste), verkohlten Baumfrüchten usw. Wenn sich die Kulturreste der verschiedenen Schichten und Zeiten auch nicht deutlich scheiden ließen, steht doch fest, daß hier wie in den andern Höhlen des Sauerlands (Hönne-Tal) mindestens seit der LTZ (in einzelnen der dortigen Höhlen auch schon der HZ) Menschen gewohnt haben. Beachtenswert ist der noch bestehende Gebrauch, am Osterfeste in feierlicher Prozession die Höhle aufzusuchen und dort Blumen zu spenden, verbunden mit andern abergläubischen Gebräuchen. Der Name V.-H. hängt wohl mit dem des Dorfes Vel(e)mede zusammen. Die Erklärung der vielen einzelnen Schädelteile ist bis jetzt rätselhaft, wenn man auch an Menschenopfer denken möchte. S. a. Westfalen D.

Präh. Z. 3 (1911) S. 132f. E. Carthaus.

K. Schumacher

Velem St. Vid (bei Güns, Ungarn). § 1. Bedeutende und wichtige, von der

j. StZ bis in die RKZ und Völkerwanderungszeit bewohnte Ansiedelung auf einem ö. Ausläufer des Köszegeger Gebirges, der nach allen Seiten hin steil abfällt und mit dem Hauptstock nur durch einen schmalen Grat in Verbindung steht. Unter den Geräteformen der j. StZ erscheint am häufigsten die Flachaxt mit beiderseits gleichen oder, und zwar vorwiegend, einseitig flacher Breitseite (Gradaxt) mit trapezförmiger Aufsicht oder abgeschrägter Schneide, in Form des Schuhleistenkeils (s. d.) usw. Seltener sind durchbohrte Äxte, die in mehreren Abarten auftreten, und die runde Steinkeulen, häufiger dagegen Hämmer mit Schafrille, die wohl aber durchweg erst den folgenden Abschnitten angehören und dem Bergbau dienen. Äußerst spärlich sind Feuersteingeräte (Pfeilspitzen verschiedenen Typus u. a.), zahlreich dagegen Geräte aus Knochen und Hirschhorn von den auch sonst überall wiederkehrenden Formen. Ein Unikum bildet ein trapezförmiges Knochenblatt mit scharfer Schneide an der unteren und zwei Löchern an der verdickten oberen Langseite. Wenig zahlreich sind die keramischen Reste. Die wichtigeren Gefäßformen sind Schalen und Näpfe mit flachem oder kugeligem Boden, konische Schnurösenbecher mit gewölbter Wandung und Reihen von Knubben, umgekehrt-kegelförmige Becher (wie in Spanien und in der Stentinello-Gruppe; Wilke *Südwesteurop. Megalithkultur und ihre Bez. z. Orient*; ders. *Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient u. Europa* S. 31 Abb. 36 a—e), Becher mit Halseinziehung usw.; auch die in Ungarn und Niederösterreich so häufigen, vereinzelt noch in Mähren vorkommenden Gluttpöfe (s. d.; vgl. Tf. 6a) mit zapfenartig vorspringenden Buckeln an der Innenseite der Wandung und des Gefäßbodens fehlen nicht. Ebenso sind Gefäßdeckel, z. T. mit Randedurchbohrung, ziemlich häufig. Sehr dürftig ist die Verzierung, die sich im wesentlichen nur auf einfache oder durch Fingerkuppen- oder Schrägstriche gegliederte Tonleisten beschränkt. Von sonstigen Tongeräten erscheinen öfters plumpe, rundstielige Löffel, Spinnwirtel, Webstuhlgewichte, als Gefäßuntersetzer dienende Tonringe, Netzsenker u. dgl. m. Die Tonplastik ist durch einige plumpe, flache Ton-Idole und Tierfiguren vertreten. Hervorgehoben sei

der Seltenheit halber die Nachbildung eines Fischotterfußes (v. Miske Tf. 54, 27), die offenbar als Amulett diente.

§ 2. Unter den bronzezeitl. Werkzeugen erscheinen neben den in endlosen Mengen auftretenden Pflriemen in großer Zahl mittel-, ober- und endständige Lappenäxte verschiedenen Typus und Tüllenäxte von der allg. mitteleuropäischen Form, während die spezifisch ungar. Typen mit hochstehendem Vorderrand (Hampel *Altert. d. BZ in Ungarn* Tf. 12) anscheinend fehlen. Von Meißeln finden sich Tüllenkreuzmeißel, Hohlmeißel, Kreuzmeißel, halbrunde Meißel, Flachmeißel, Gradmeißel und Spitzmeißel, von Sichelu vorwiegend die Typen Ia und b Hubert Schmidts (ZfEthn. 1904 S. 416ff.), während die Typen II und III (wie Bodrogkeresztúr [s. d.], Ispánlaka usw.) anscheinend fehlen. Häufig sind Messer, namentlich solche mit Griffangel und geschweiften, bisweilen reich mit „falschen Spiralen“ verzierter Schneide, seltener Griffzungmesser mit aufgekanteter Griffzunge (wie Beltz *VAM* Tf. 26, 35. 40. 42). Auch die ältesten Typen der einschneidigen Rasiermesser mit Ring am Griffende sind vertreten.

Verhältnismäßig arm ist V.S.V. an Waffen. Von Dolchen haben sich nur zwei Stück gefunden, ein dreieckiger vom Pfahlbau-Typus und ein Stück mit schmaler, flacher, gratloser Klinge und Griffzunge. Von Schwertern und Bruchstücken von solchen sind besonders die Typen Bb, IIa und IIIa Naves vertreten. Auch ein Miniatur-Votivschwert, das sich eng an ein Stück aus Gotland im Mus. zu Wisby anschließt, ist zum Vorschein gekommen (v. Miske Tf. 30, 9). Häufiger sind Lanzenspitzen (darunter auch viele mit Längsrippen [s. Bronzelanzen spitze mit Längsrippen]) der älteren wie der jüngeren BZ-Stufen und namentlich Pfeilspitzen mit Schaftdorn oder Tülle und Widerhaken, seltener pflriemen-artige, vierkantige Stücke, die ein für die Niederjagd sehr geeignetes Geschoß bildeten (a. a. O. Tf. 31, 11). Vollständig unbekannt sind in V.S.V. die im übrigen Ungarn so häufigen und für dieses geradezu charakteristischen Streitaxttypen (s. Ungarn E § 5).

Von Schmucksachen erscheinen in sehr großen Mengen Nadeln, aber nur solche der jüngeren Stufen mit nagelförmigem,

zylindrischem, scheibenförmigem, keulenförmigem und vasenartigem Kopf oder mit angeschwollenem, undurchbohrtem Hals, während die typischen Formen der Stufe I (Nadeln mit senkrecht durchbohrtem Kopf, zyprische Schleifennadeln, böhmische Ösenadeln, Hülsennadeln, Krückennadeln, Kopfringnadeln, Dreiösenadeln usw.) anscheinend nicht vorkommen. Ebenso fehlen gänzlich bronzezeitl. Fibeln, die erst von der HZ ab auftreten. Reich vertreten sind Fuß- und Armringe, darunter auch die für die BZ I des ostdeutsch-österreich. Formenkreises charakteristischen schweren Formen mit rundem Querschnitt, verjüngten Enden und Strichgruppenverzierung, ebenso die dem gleichen Formenkreis angehörigen Typen der BZ III mit weitgedrehtem Körper und Stempelenden. Auch Armspangen mit D- oder linsenförmigem Querschnitt und Stollenenden kommen häufig vor, ebenso Spangen aus dünnem Draht usw. Dagegen fehlen die sonst in Ungarn so häufigen Armspiralen und die aus ihnen typol. entwickelten Armbänder mit gewellter Oberfläche (wie Band XI Tf. 3 Abb. 6), ebenso die typischen ungar. Armbergen (wie ebd. Abb. 5). Sehr selten sind Halsringe, etwas häufiger Fingerringe, darunter auch typische frühbronzezeitl. goldene Noppenringe (ähnlich einem Stück aus Grab 16 von Szomolány). Recht zahlreich sind ferner Knöpfe verschiedener Form, darunter große Scheibenknöpfe wie in den Schatzfunden von Sajó-Gömör und Lázárpaták, sowie Doppelknöpfe, die sich aber von ihren nord. Gegenstücken nicht unerheblich unterscheiden. Endlich seien noch die verschiedenartigen Anhänger genannt, unter denen namentlich die typisch ungarischen zungenförmigen (z. B. Hampel a. a. O. Tf. 109, 32—34 von Lázárpaták) und lunula- oder birkhahnspielförmigen (z. B. Szigliget und Puszta-Sárkányó) hervorgehoben seien.

Unter den keramischen Formen sind für die Frühzeit einige an die Aunjetitzer Keramik anklingende, scharf profilierte Formen mit eingezogenem Hals und die in mehreren Abarten auftretenden Mondhenkelnäpfe und -schalen charakteristisch (v. Miske a. a. O. Tf. 62). In den jüngeren Abschnitten zeigt die Keramik mancherlei Anklänge an die Lausitzer Kultur, so hochhalsige Amphoren

mit kleinen Schnurösenhenkeln am Halsansatz (a. a. O. Tf. 60, 3), doppelkonische Gefäße (a. a. O. Tf. 63, 7), Krüge und Schalen mit schrägen Rippen (a. a. O. Tf. 61, 9) usw., doch fehlen anscheinend wirkliche Buckelgefäße, die wir doch sonst in Ungarn oft genug antreffen. Nach S und O weisen die in großer Zahl vorkommenden hochgehinkelten Schalen und Tassen, die in Siebenbürgen bis ins Neol. zurückreichen. Verzierungen finden sich nur spärlich und bestehen meist in eingeritzten Liniengruppen in Form liegender oder hängender Dreiecke, in vertikalen Linienbändern usw., oder, wie in der Lausitzer Keramik, in Leisten mit Fingertupfen usw. Von sonstigen Tongeräten leben die schon in der StZ auftretenden Tonpyramiden, Tonringe usw. unverändert fort, und auch manche figürliche Darstellungen dürften noch den späteren Abschnitten der BZ angehören.

§ 3. Sehr reich vertreten sind die verschiedenen Stufen der HZ, in der nunmehr auch Fibeln in größerer Menge auftreten. Besonders bemerkenswert unter ihnen sind die verschiedenen Entwicklungsformen der typisch ungar. eingliedrigen Fibeln mit Spiralscheibenfuß, deren drahtförmiger, bisweilen auch gedrehter Bügel zunächst nur am Kopf- und Fußteile je eine Achterschleife, etwas später aber eine ganze Reihe solcher Schleifen bildet (vgl. Band III Tf. 102c), an deren Stelle dann noch später Reihen von Drahtspiralscheiben treten (z. B. v. Miske a. a. O. Tf. 41, 14, ähnlich den Stücken von Komjáth, Bodrog-Keresztúr, Aszód usw.). Ebenso erscheinen die diesen entwicklungs-geschichtlich nahestehenden Schildfibeln mit schild-, statt drahtförmigem Bügel, der meist die typische Frühhallstattverzierung (Reihen von Halbkreisen usw.) aufweist. Sehr häufig sind ferner Brillenspiralfibeln, meist mit Achterschleife, Bogenfibeln aller möglichen Form (aber keine Zweischleifenfibeln), Kahnfibeln, die Vorstufen der Certosa-Fibeln, Tierfibeln usw. Öfter erscheinen die Fibeln paarweise und durch Ketten miteinander vereinigt, oder sie tragen an Ketten allerhand Hängeschmuck, wie namentlich gepreßte, trapezförmige Klapperbleche, handförmige Zierstücke, Vogelprotome u. dgl. m. Seltener treten in dieser Periode Schmucknadeln auf, unter

denen namentlich die jüngeren Vasenkopfnadeln (s. d.) vorherrschen. Nur sehr selten finden sich gekröpfte Nadeln (z. B. v. Miske Tf. 11, 79). Der Armschmuck zeigt die in Ungarn (s. d. F) auch sonst in dieser Per. üblichen Formen. Vereinzelt erscheinen Armspiralen und als Fingerschmuck jüngere Noppenringe von Gold oder Bronze. Von Gürteln stammen die öfter vorkommenden großen Zierscheiben und Zierbuckel (a. a. O. Tf. 36), die sich ziemlich eng an die bosnischen Fundstücke von Zivaljamic, Očimeri, Sanski-most (s. d.) und Gorica (s. d.) anschließen, und mehrere Gürtelhaken mit sehr breiter, ovaler Platte und langem, stumpfwinklig ansitzenden Haken, die besonders in Lovas-Berény und Olympia (s. d.) ihre Gegenstücke haben (a. a. O. Tf. 36, 64—66). Von den anderwärts so häufig auftretenden Toilettegeräten hat sich nur einmal ein Ohrlöffchen gefunden. Auch die ein- und doppelschneidigen Rasiermesser sind nicht gerade sehr häufig, dagegen sind Pinzetten (s. d. A) ziemlich zahlreich. Endlich sei noch des mehrfach vorkommenden typischen Hallstattvogels mit Ansteckstift (a. a. O. Tf. 54, 4) und einer Bronzeblechhülse mit dreimal drei Klapperblechen gedacht (a. a. O. Tf. 53, 1), für die Analogien aus Sankt Margarethen (s. d.) und Ostfrankreich (D'échelette *Manuel* II 304) vorliegen.

Wie die BZ ist auch die HZ sehr arm an Waffenfunden. Dolche fehlen anscheinend vollständig. Von Schwertern haben sich nur einige Fragmente der typischen ungar. Formen der HZ A und B gefunden. Häufiger sind Lanzen, darunter auch längsgerippte der Stufe HZ A, und namentlich Pfeilspitzen mit seitlichem Dorn an der Tüllenbasis und dreikantige und dreiflügelige Spitzen, Formen, die man mit Recht als skyth. betrachtet.

Sehr groß ist die Zahl der Gebrauchs- und Wirtschaftsgeräte, wie namentlich der Spätformen der Lappen- und Tüllenäxte, der Meißel, Messer, Sicheln usw.

In der Keramik, die bei der relativ bedeutenden Mächtigkeit dieser Stufe in zahlreichen Resten vorliegt und sich gegenüber der vorangegangenen Perioden durch einen etwas größeren Reichtum an Formen und Ornamenten auszeichnet, sind besonders typisch Schüsseln verschiedener Größe mit eingezogenem Rand (v. Miske

a. a. O. Tf. 64, 2. 5. 9. 10. 14) oder mit angesetzten Griffen wie a. a. O. Tf. 47, 15, ferner niedrige Schalen mit hohen Henkeln, denen mitunter Tierdoppelköpfe aufsitzen (a. a. O. Tf. 62, 3. 6. 8. 10). Auch kleinere Sauggefäße, tiergestaltige Gefäße und namentlich Miniaturgefäße kommen ziemlich häufig vor. Die Ornamente bieten, wenn sie auch etwas reicher sind als in der BZ, im allgemeinen nicht sehr viel Abwechslung; am bemerkenswertesten sind noch die plastischen, namentlich die nicht allzu seltenen Tierkopfverzierungen an den Gefäßhenkeln. Häufig ist Graphit-Überzug, und auch die Tonmasse ist bisweilen mit Graphit versetzt. Dagegen fehlt vollständig die bemalte Keramik, und auch die feinere Ornamentik, wie sie namentlich in Ödenburg (s. d.) in so reicher Entwicklung vorliegt, suchen wir in V. S. V. vergeblich.

§ 4. Noch reicher als die Funde aus der HZ sind die aus den verschiedenen Stufen der LTZ. Die besten Leitformen bilden auch hier wieder die Fibeln, unter denen als charakteristisch für die Frühstufe neben einigen späteren Typen der Paukenfibeln u. dgl. m. vor allem die recht häufig vorkommenden zweigliedrigen Armbrust-Certosafibeln mit aufgerichtetem Endknopf am viereckigen Nadelhalter hervorzuheben sind (v. Miske Tf. 42, 23. 24 u. a.). Nicht selten tritt auch an Stelle des Endknopfes ein stilisierter Pferdekopf, für den sich auch noch in Slavonien (Mus. Esseg) Analogien finden. Dagegen fehlen die sonst in Ungarn öfter vorkommenden Widderkopffibeln (z. B. Balf am Neusiedler See) ebenso wie die Maskenfibeln. Weit zahlreicher als diese Frühformen sind die Fibeln der B-, C- und namentlich D-Stufe, die in allen möglichen, auch anderwärts vorkommenden Varianten auftreten, z. T. aber auch als typische Lokalformen erscheinen (z. B. v. Miske a. a. O. Tf. 40, 49. 52; Tf. 42, 63. 64. 66; u. a. m.).

Von sonstigem Schmuckgerät sind besonders bemerkenswert die gleichfalls in großer Zahl vorliegenden Arm- und Fußringe, darunter die typischen Hohlchalen- oder Nuß-Armringe der Stufe C (wie auch in Tevel, Galambok, Babony, Szentes a. d. Theiß, Zich-Szöllöhegy, Perkáta und Baracska im Kom. Fejér, Bihar, Diószeg, Makarhegy, Fünfkirchen u. a. FO), ferner vollgessene

Ringe, die mit einzeln oder zu dritt stehenden Knoten, Perlen oder Schnecken bedeckt sind, und die zum Teil auch beim Pferdegeschirr verwendet wurden (v. Miske a. a. O. Tf. 40, 54—69; 45, 7—9. 12 u. a.), und Glasringe, die in den älteren Latène-stufen meist glatt und dunkelblau, oft auch violett und durchscheinend, in den jüngeren hellblau und profiliert sind, bisweilen auch, besonders in LTZ D, weiße oder aufgelegte Zickzackmuster haben (a. a. O. Tf. 55). Zahlreich sind ferner Gürtelbeschläge (a. a. O. Tf. 45, 34—37) und in einen primitiven Entenkopf auslaufende Gürtelhaken (a. a. O. Tf. 46, 32), daneben auch jüngere eiserne Typen, die sich schon der Schnallenform nähern (a. a. O. Tf. 45, 26; 46, 28), und gegen Ende der LTZ auch wirkliche Schnallen (a. a. O. Tf. 45, 38—46). Nur ganz kurz sei endlich noch auf die öfters vorkommenden latènezeitl. Ketten und den in den mannigfachsten Formen auftretenden Hängeschmuck hingewiesen (a. a. O. Tf. 45 und 46), zu dem auch einige Tierfiguren gehören, so besonders ein Eber (a. a. O. Tf. 54, 3), ein Hund (Tf. 54, 2) und mehrere Pferdchen (a. a. O. Tf. 54, 1; 55, 16).

Waffen sind auch in dieser Per. nur äußerst spärlich. Von Schwertern sind neben einigen nicht datierbaren Spitzen nur ein jetzt im Wiener Mus. befindliches Frühlatène-Schwert und ein weiteres Exemplar mit Scheide der LTZ C-Stufe zum Vorschein gekommen (a. a. O. Tf. 48, 3). Etwas häufiger sind die in mehreren Varianten auftretenden Haumesser: mit geradem oder leicht gebogenem Griff und Ring am Ende (a. a. O. Tf. 47, 4; 48, 4; 50, 2), mit leicht gekrümmtem, am Ende rechtwinklig umgebogenen Griff (a. a. O. Tf. 48, 5; 49, 5), mit ähnlichem Griff und einem Knopf am Griffende (Analogien in Sopron, Lengyel [s. d.] usw.). Als Streit-äxte kommen vielleicht einige eiserne Äxte mit leicht abwärts gebogener Ober- und stärker gekrümmter Unterseite, mit randständigem Schaftloch und lappenartigen Fortsätzen daran in Betracht (a. a. O. Tf. 48, 2), die in Form und Größe ziemlich genau gewissen bronzezeitl. Streitaxttypen entsprechen. Sehr häufig sind Lanzen und Pfeilspitzen, die beide in sehr verschiedenen Varianten auftreten, wie sie auch sonst in den kelt. Latène-Stationen begegnen. Von Schilden

hat sich außer Bruchstücken von Randbeschlägen nur das Fragment eines augen-scheinlich halbkugeligen Schildbuckels wie Mannusbibl. 16 Tf. 1 gefunden (v. Miske a. a. O. Tf. 50, 17). Endlich soll dieser Per. noch ein eiserner Sporn (s. d. A) mit rundstabigem Stachel entstammen (a. a. O. Tf. 51, 3), der aber wohl wegen der Stärke der Krümmung, der Länge der Schenkel und der Dicke des Stachels schon einer etwas jüngeren Stufe zuzuweisen ist.

Außerordentlich groß ist die Zahl der Gebrauchs- und Wirtschaftsgeräte aus dieser Periode. Am häufigsten sind eiserne Hämmer (Band IV Tf. 67 Abb. 32), darunter auch die noch heute als „Niethämmer“ bezeichneten Typen, die z. T. jedenfalls zur Bearbeitung kleinerer Eisensachen dienten (a. a. O. Tf. 52, 11—14). Von Meißeln erscheinen (wie in Stradonitz [s. d.] und Mont Beuvray [s. Bibracte]) besonders die unseren modernen Hohlmeißeln entsprechenden Formen (a. a. O. Tf. 47, 1; 58, 18—19), seltener Lochmeißel (a. a. O. Tf. 47, 21) und nur ganz vereinzelt Tüllenmeißel (a. a. O. Tf. 47, 30). Häufig sind Punzen. Von Sägen waren zwei Typen in Gebrauch, beide z. T. von recht beträchtlicher Länge (a. a. O. Tf. 47, 12 und 19). Die Feilen sind sämtlich halbrund (a. a. O. Tf. 52, 16—17). Die recht häufig vorkommenden Messer (a. a. O. Tf. 49, 9—13 u. a.) zeigen die auch anderwärts herrschenden Formen, ebenso die Rasiermesser (s. d. A 1; a. a. O. Tf. 47, 5 und 6). Ziemlich häufig sind ferner eiserne Krampen oder Klammern verschiedener Größe, Aufhaltringe, Nägel und kleine, als Feuerschürer gedeutete, schaufelartige Platten an längerem Stiel (a. a. O. Tf. 49, 23), Türriegel, Dornschlüssel (wie vom Kleinen Gleichberg; s. Steinsburg), Schafscheren der bekannten Form usw. Von Acker- und Gartenbaugeräten sind neben größeren und kleineren Sicheln (s. d. A) verschiedenen Typus und Sensenringen, wie sie noch heute zur Befestigung der Sensen und Sicheln am Stiel verwendet werden (a. a. O. Tf. 49, 17—18 u. a.), auch Rebmesser recht häufig, die wohl auf einen schon in vorrömischer Zeit betriebenen Weinbau schließen lassen (a. a. O. Tf. 51, 8). Auf starken Fischereibetrieb deutet das häufige Vorkommen von Fischspeeren, die in drei Arten erscheinen (a. a. O. Tf. 49, 21; 51, 17; 52, 22). Schließlich sei auch noch der in

den latènezeitl. Schichten mehrfach aufgedeckten Handmühlen (s. Mühle A) gedacht, deren runder Laufstein durchlocht ist, während das Bodenstück eine Vertiefung trägt, in der sich die Achse des Laufsteins drehte (a. a. O. Tf. 69, 3).

Recht gut vertreten ist endlich auch noch die Keramik. Besonders bemerkenswert sind die hohen, flaschenförmigen Gefäße mit mehrfachen Halswülsten (a. a. O. Tf. 69, 5), die in ganz ähnlicher Gestalt auch in den früh- und frühlatènezeitlichen Stationen der Tschechoslowakei, NO-Bayerns und selbst noch in Birkenfeld (Behrens *Birkenfeld* Tf. 11, 8) wiederkehren und so in Verbindung mit zahlreichen anderen Erscheinungen deutlich von der Herkunft dieser frühpannonischen Latène-Kultur zeugen. Doch fehlen die typischen hochhalsigen Linsenflaschen, obschon auch diese bis nach Pannonien vorgedrungen sind (*AuhV* 5 S. 286 Reinecke). Weiter seien genannt: hohe, schlanke Vasen mit leicht einwärts geneigtem Randteile (a. a. O. Tf. 60, 4, 6), die gleichfalls ihr Gegenstück am Rhein haben (Behrens a. a. O. Tf. 11, 10 und S. 47 Abb. 18, 5 von Dienstweilerbrand), terrinenartige Gefäße, Töpfe mit Halswülsten und Omphalos-Schalen, Näpfe mit eingebogenem Randteile usw. Die Verzierungen bestehen außer in Tonreifen und Tupfenleisten aus einfachen oder doppelten, langgezogenen Wellenlinien. Gefäßmalerei hat sich nur bei einem einzigen Scherben gefunden; sie entspricht in Farbe, Verzierungsmotiven und Ausführung genau der bemalten Latène-Keramik von Stradonitz und vom Mont Beuray.

§ 5. Seine überragende Bedeutung und hohe Blüte verdankt V. S. V. nicht nur seiner natürlichen Festigkeit und einer dicht unter dem Grat entspringenden Quelle, die schon die neol. Bewohner zur Niederlassung einluden, sondern vor allem dem Vorkommen von Kupferstein und von Antimon (s. d. A) im Közeger Gebirge, das die Bewohner dieser Gebiete schon frühzeitig entdeckt und dessen vorzügliche Eignung zur Bronzebereitung sie bald erkannt haben. Freilich sind vorgesch. Schächte, Stollen und Pingin in V. S. V. bisher noch nicht nachgewiesen, und auch die Scheidplätze, an denen die Aufbereitung und Trennung der Erze vom tauben Gestein erfolgte, sind in V. S. V., wie

es scheint, noch nicht aufgefunden worden. Vielleicht hat dies seinen Grund nur darin, weil der „Kupferstein“ von V. S. V. völlig arsenfrei ist und die bei der Aufbereitung und Scheidung abfallenden Gesteinstrümmer infolgedessen nicht, wie es beispielsweise bei den stark arsenhaltigen Erzen auf der Wirtsalpe bei Viehhofen (s. Bergbau A) der Fall ist, zu einer Vernichtung oder auch nur Verkümmern der Vegetation geführt haben, so daß sich die Scheidplätze heute in keinerlei Weise von der Umgebung abheben.

Fehlen also in V. S. V. bislang unmittelbare Zeugnisse für eine bergmännische Gewinnung der Metalle und ihre Aufbereitung und Scheidung, so liegen dafür um so mehr Belege für ihre weitere Verarbeitung vor. Bezeugt wird diese einmal durch die große Verbreitung der Antimon-Bronzen von V. S. V. über weite Gebiete Mitteleuropas, zum andern durch die in großer Zahl aufgefundenen metallurgischen Werkzeuge und Gußmaterialien. Das Gußmaterial kommt in dreierlei Formen vor: 1. in Form von Fladen oder Kuchen, wie sie unmittelbar aus dem Schmelzofen hervorgehen (v. Miske Tf. 20, 1—2); 2. in Form flacher (a. a. O. Tf. 20, 4—7) oder dreikantiger (a. a. O. Tf. 20, 8) Blöcke oder Stangen und Barren (a. a. O. Tf. 20, 9—15) oder durchlochter Klumpen, die sämtlich für den Export hergestellt waren; 3. als Bruchmaterial. Von metallurgischen Geräten fanden sich, allerdings nur sehr selten, tönernerne Blasebalgdüsen, ähnlich denen von Boyadel (Band II Tf. 72a), weiter mehrere dickwandige, z. T. aus stark graphithaltigem Ton bestehende Gußtiegel (ebd. Tf. 72e; a. a. O. Tf. 21, 5—7; 22, 8, 10, 12), ein Gußlöffel mit Ausguß und zahlreiche, mit einer einzigen Ausnahme, durchweg aus Sandstein gefertigte Gußformen für alle möglichen Gebrauchs- und Schmuckgeräte (Band II Tf. 75a; a. a. O. Tf. 22—27). Außerdem kamen noch zahlreiche Hämmer (Ausschlicht-, Schweiß-, Teller- und Aufsatz-Schmiedehämmer), Abschrötter (Band II Tf. 80b), Biegstecken (ebd. Tf. 80a; a. a. O. Tf. 29, 8), Feilen, Bohrer und Punzen verschiedenen Typus und einige Luppenzangen, ähnlich denen von Sanskimost (s. d.) und Szalacska (s. d.), zum Vorschein, die sämtlich zur Bearbeitung der Bronze bestimmt waren.

Die Bronzen von V. S. V. zeichnen sich, wie schon ausgeführt, durch den hohen Gehalt

von Antimon aus, das man dem Kupfer teils neben dem Zinn, teils an dessen Stelle beisetzte. Denn daß in V. S.V. auch reine Antimon-Bronze hergestellt wurde, lehrt die Analyse zahlreicher Gußklumpen, in denen jede Spur von Zinn fehlt, der Antimon-Gehalt dagegen bis zu 18,59% beträgt. Gegenüber der Zinnbronze, die beim Umschmelzen infolge der hierbei stattfindenden Oxydation des Zinnes und des dadurch bewirkten Zinnverlustes ihre leichte Schmelzbarkeit verliert und daher zur Wiederherstellung der Leichtflüssigkeit einen neuen Zinnzusatz erfordert, bleibt bei der Antimon-Bronze der Antimon-Gehalt und dementsprechend auch die Schmelzbarkeit beim Umschmelzen unverändert erhalten. Der Erzgießer hatte also bei Verwendung der Antimon-Bronze nicht nötig, sich für den beim Umschmelzen entstehenden Zinnverlust Ersatzmetall zu beschaffen. Dieser große Vorzug der Antimon-Bronze von V. S.V. mag wohl auch den Grund für ihre weite Verbreitung, namentlich nach Westpreussen und der Schweiz hin, gebildet haben. Ob sie freilich auch noch in sonstiger Hinsicht, wie von manchen angenommen wird, bei den bronze- und hallstattzeitlichen Künstlern als der Zinnbronze ebenbürtig galt, erscheint mir doch sehr fraglich, da man sich ihrer sonst gewiß in noch weit größerem Umfang bedient haben würde, als es tatsächlich geschehen ist.

Die große Bedeutung, die V. S.V. als metallurgisches Handelszentrum erlangt hat, erklärt uns auch die Armut an Waffenfunden.

Kálmán von Miske *Die prähistorische Ansiedlung Velem St. Vid* 1908 mit 70 Lichtdrucktafeln; ders. *Prähistorische Werkstättenfunde aus Velem St. Veit bei Güns* MAGW 1899 Sitzungsber. S. (6); ders. *Die Bedeutung Velem St. Veits als prähistorische Gußstätte* Archiv f. Anthr. NF 2; [Präh. Z. 17 (1926) S. 86ff. ders.]. G. Wilke

Vélez Blanco s. Kunst A IV, Pyrenäenhalbinsel B § 21.

Velikojeselo s. Fatjanovo-Kultur.

Vemmerlöv (Schweden). § 1. Im Sommer 1918 fand man in der Mergelschicht eines Torfmoores im Ksp. Östra V. in Schonen (8 km nw. der Stadt Simrishamn) eine Ansammlung von Menschen- und Tierknochen. Die Fund- und Lagerungsverhältnisse wurden noch in demselben J. von dem Geologen v. Post festgestellt. Der Aufbau des Moores zeigte eine Boden-

schicht von Bleiche und Kalkschlamm, im offenen Wasser abgesetzt, und darüber eine ca. meterdicke Schicht von Startrorf, der die verschiedenen Stadien des Zuwachsens des alten Binnensees abspiegelt. Die Moorbildung dürfte, wie die Pollenanalyse (s. d.) zeigt, bereits in subborealer Zeit (s. Klima-Optimum, Klimaverschlechterung), d. h. am Ende der StZ oder in der BZ, abgeschlossen gewesen sein.

§ 2. Die Knochen traf man an zwei begrenzten Stellen im Moor. Ihre Lage in den Schichten, an der Grenze zwischen Bleiche und Torf und eingebettet in einen an diesen Stellen lokal auftretenden rötlichen Schneckenschlamm, der flache Vertiefungen in der Moordecke ausfüllte, stellt den Charakter der Fundstelle auf das deutlichste klar. In dem im übrigen dicht mit Riedgras und Moos bewachsenen Sumpf hat man eine Art von großen Fischbehältern oder Teichen eingegraben. Der kleinere liegt ca. 30 m vom Ufer entfernt, der größere einige 20 m weiter hinaus. Der letztere maß mindestens 10 qm und war möglicherweise angelegt, nachdem der andere schon mit Ablagerungen gefüllt war. In diesem größeren lag die Hauptmasse der Knochen zusammen: Skeletteile von Menschen (mindestens 4 Individuen), vom Hund und von 6—7 anderen Tierarten, alles bunt durcheinander, ohne Ordnung und Zusammenhang. Der kleinere enthielt nur wenige Knochen (Rind, Schaf, Hund) und ein Horn vom Kronhirsch. Außerdem fanden sich an beiden Stellen ein Haufen Steine, eine Menge armdicke, am einen Ende zugespitzte Pfähle, die deutlich eine Art Einfassung an der Kante der Gruben bildeten, und zwei grob geformte, schwer bestimmbare Holzblöcke (einer in jeder).

§ 3. Obwohl keine direkt datierbaren Stücke angetroffen wurden, hat v. Post durch eine glückliche Kombination von arch. und rein naturwissenschaftlichen Schlüssen Maximum- und Minimumgrenze für das Alter des Fundes feststellen können. Einige der Stücke zeigten, wie angedeutet, Bearbeitungsspuren. So erscheinen auf den beiden Holzklötzen und an einem abgesägten Hinterbein vom Rind teils Marken vom Schlag mit scharfen, dünn-schneidigen Äxten, teils deutliche Spuren von der Be-

arbeitung mit einer dünnen, planparallelen, beinahe geraden Säge, die keinerlei Einfassung auf der Rückseite haben konnte (vgl. Montelius *Minnen* Nr. 1020). Da diese Marken nicht von Werkzeugen aus Berg- oder Feuerstein herrühren können, ist es klar, daß die Funde (in jedem Fall diese Stücke hier) jünger als die StZ sein müssen. Aus botanischen Beobachtungen (pollenanalytische: Fehlen der Buche u. a.) ergibt sich als untere Grenze die Zeit vor der Klimaverschlechterung (s. d.) am Anfang der EZ. Die Funde gehören also in die BZ; für eine noch schärfere Datierung fehlen zureichende Anhaltspunkte.

§ 4. Das ganze Gebiet von Schonen ist reich an Denkmälern der BZ. Wie sind nun diese bronzezeitl. Erscheinungen zu deuten? Als gewöhnliche Abfallgruben können sie nicht angesehen werden. Große Grabhügel vom bronzezeitl. Typus kommen mehrerenorts im Ksp. V. vor, und die Einzelfunde erweisen kontinuierliche Besiedlung von dem späteren Abschnitt der j. StZ durch die ä. und j. BZ. Nicht ganz $\frac{3}{4}$ Meilen im SO liegt das eigentliche Schonensche Ausbreitungsgebiet der Felsenzeichnungen (s. d. A), in den Ksp. Simris und Järrestad, und nur ein paar Meilen nordwärts an der Küste liegt Kivik (s. d.). Für die in dem Moor angelegten Gruben gibt es nur eine annehmbare Erklärung: es waren Opfergruben, die sicherlich längere Zeit, vielleicht mehrere Menschenalter hindurch, für diesen Zweck benutzt wurden. Obwohl mir vollkommene Gegenstücke nicht bekannt sind, treten sie doch offensichtlich dicht neben solche Funde wie den von Budsene (s. d. und Quellenverehrung), haben aber auch Berührungspunkte mit den großen, besonders in der BZ so zahlreichen Mooropferfunden, und zwar nehmen sie eine Art Mittelstellung zwischen beiden ein.

§ 5. Die Einzäunung der Gruben durch Pfähle längs der Ränder erinnert an eine ähnliche Vorrichtung im Dags-Moor bei Alvastra (s. d.; Östergötland), an einer nicht weit von der bekanntesten steinzeitl. Siedlung befindlichen Quelle. Aber möglicherweise hatte die Einzäunung einen kultischen, apotropäischen Zweck, wie bei mehreren eisenzeitl. Kultplätzen in dän. und schwed. Mooren (z. B. Dejbjerg [s. d.], Vimose,

Thorsbjerg, Nydam, Kragehul u. a.). Diese primitiven Einhegungen bildeten wohl das typol. Vorstadium für die stabileren Zäune, mit denen die Kultplätze der j. EZ umgeben waren (darüber literarische rechtsgeschichtliche Quellen und vgl. die Kultort-Namen auf *-tuna* [*Torstuna, Frötuna, Ulltuna* u. a.]). Die Artefakte von V. haben ein ziemlich primitives Gepräge, und die Gruben scheinen nur bei sog. blutigen Opfern verwendet zu sein. In der reichhaltigen Opferfauna (außer Mensch: Pferd, Rind, Ziege, Kronhirsch, Wildschwein, Hund und Fuchs) ist der Hund (s. d. A) ganz besonders häufig vertreten. Von Hund und Fuchs scheint man nur ganze Körper, von den übrigen nur Teile geopfert zu haben. Vielleicht hat man im ersten Falle die Tiere lebendig ertränkt, wie noch heute die russ. Lappen mit Hunden und Rentieren tun, um Glück für den Fischfang zu gewinnen (Etnologiska Studier tilläg. Hammarstedt 1921 S. 183f. G. Hallström). Bei den übrigen Tieren ist nur ein Teil geopfert, der andere beim Opfermahl verzehrt. Daß auffälligerweise auch Jagdtiere geopfert wurden, erklärt sich wohl daraus, daß die Jagd damals noch neben Ackerbau und Viehzucht eine wichtige Ernährungsquelle war.

§ 6. Besonders interessant, anthrop. wie ethnol., sind die menschlichen Skelettreste. Sie stammen nach C. M. Fürsts Bestimmungen von mindestens 4 Individuen (3 Erwachsenen und einem ungefähr zweijährigen Kind). Von den Kranien ist eines dolichocephal, das andere mesocephal. Das dritte, das einem ungewöhnlich kleinwüchsigen Individuum im Alter von 30—40 J. angehört, ist so brachycephal, daß es hierin alle bisher im N gefundenen Kranien übertrifft (Längen-Breiten-Index 87,8). Am nächsten in der Indexzahl steht ein bei Vellinge in Schonen in Flachgräbern gefundener Schädel der j. StZ. Dieser Schädel von V. steht also nahe dem ausgeprägt kurzschädelligen Rasse-Typus, dem sog. Borreby-Typus (s. d.), der in der j. StZ einen wesentlichen Bevölkerungseinschlag im südlichsten Skandinavien und in anderen Küstengebieten rings um die s. Ostsee bildete.

§ 7. Unter den äußerst seltenen arch. Zeugnissen von Menschenopfern (s. d.) —

ich sehe hier von Grabopfern ab —, die wir aus germ. Gebiete haben, ist der Fund von V. vielleicht der unzweideutigste. Daß solche Opfer noch bei den bronzzeitl. Germanen vorkommen, ist durchaus nicht auffällig. Der Mensch als Opfergegenstand gehört keineswegs den primitivsten Stadien an und ist durch eine ganze Reihe klassischer (z. B. Cäsar) und kirchlich-mittelalterlicher Autoren bis in histor. Zeiten verbürgt. Hier interessiert uns besonders das Opfer durch Ertränkung (vgl. Tacitus' Schilderung des Nerthus-Kultus, Adam von Bremens Bericht über die Quellopfer in Alt-Upsala; s. a. Moorleiche).

Weit seltener als die literarischen sind die arch. Belege hierfür. Es ist aber wohl nicht nur Zufall, daß die 3—4 Funde der Art aus dem N alle auf Ertränkungsoffer hinzudeuten scheinen. Sie stammen jedoch sämtlich aus der nachchristl. EZ. Auf die zahlreichen Grabfunde, die für Menschenopfer beim Totenzeremoniell sprechen könnten, braucht hier nicht eingegangen zu werden. S. Kung Björns Hög, Nordischer Kreis B § 14c.

§ 8. Merkwürdig ist, daß die in V. geopfert Menschen ebenso behandelt wurden wie die eßbaren Opfertiere. Sie sind also förmlich geschlachtet, und nur gewisse Teile des Körpers, vor allem die Schädel, sind in der Opfergrube niedergelegt, was auf kannibalische Opfermahlzeiten zu deuten scheint, wie sie nach Herodot und Strabo bei Iren und Skythen, im 13. Jh. n. C. noch bei den Esten (Montelius-Festschrift 1913 S. 314 Hackman) und in Griechenland noch in der RKZ in gewissen Kultbräuchen vorkommen (Chantepie de la Saussaye *Lehrbuch der Religionsgeschichte*² II 222). Hinweise darauf boten schon seit längerem steinzeitl. Wohnplätze in Dänemark und Schweden, besonders die Funde in der Höhle von Stora Förvar (s. d.). Der Gedanke, den O. Almgren bezüglich der menschlichen Knochenfunde im Håga-Hügel mit großem Vorbehalt ausgesprochen hatte, Menschenopfer in Verbindung mit rituellem Kannibalismus (s. d.), erhält durch den Fund von V. eine gewisse Bekräftigung. Die grob zugehauenen Klötze, von denen man in jeder Grube von V. je ein Stück angetroffen hat, haben vielleicht zur Tötung der Opfer

gedient, vielleicht sind sie aber auch mit v. Post als primitive Götterbilder wie die lappländischen *seitar* aufzufassen. Gegenstücke dazu bieten vielleicht zwei jütländische Kultplätze aus der BZ und ä. EZ von Rosbjerggaard (S. Müller *NAK.* II 179ff.; vgl. Fornvännen 1910 S. 136f. Lindqvist) und in einem Moor bei Viborg (S. Müller *NAK.* II 180; Aarb. 1881 S. 369ff. Feddersen).

§ 9. Wir wissen aus Schriftstellern frühgeschichtlicher Zeit, welche hervorragende Rolle das Wasser im germ. Kult spielte. Man opferte Seen und Quellen, Flüssen und Wasserfällen, ein Küstenvolk wie die Friesen dem Meer. Dasselbe bezeugen zahlreiche Orts- und Gewässernamen, wie *Vimose, Visjön, Helgasjön, Torsmose, Odensjö, Odensfors*. Auch die Archäologie fördert das Studium dieser Frage. Schon aus der j. StZ haben wir bekanntlich eine Menge sog. Votiv-Funde (s. a. Depotfund B I) aus Mooren. Sicherlich geht auch die Verehrung der Quellen in so frühe Zeit zurück. Auf jeden Fall erweisen die Funde von Budsene (s. d.), Roskilde, Kirkesøby (Dänemark) und St. Moritz (Schweiz; s. Depotfund A § 2) sie für die ä. BZ. Die Vorstellung vom Wasser als dem befruchtenden Element, dem Urquell allen Lebens, ist über die ganze Erde verbreitet, zweifellos die Wurzel des Wasserkultes. Er ist also letzten Endes ein Fruchtbarkeitskult. Weiter kann auf diese Frage hier nicht eingegangen werden. S. a. Nordischer Kreis B § 14c.

Sven Rothman

Veneter. A. Archäologie.

§ 1. Nach Herodot (I 196) ein Volk illyr. Stammes, was durch sprachliche Untersuchungen, namentlich Paulis, und durch arch. Beweismittel, besonders Gleichheit der Beisetzungsformen (durchweg Verbrennung), bestätigt zu werden scheint. Der von ihnen auch gegen die Kelten gehaltene *Venetorum angulus*, wo sie *sinum circumcolunt maris* (Liv. V 33), wird noch heute durch die venetianische Mundart, deren melodische Weichheit sich scharf von der rauhen, vokalisch unreinen, nasalierenden gall. Sprach-Erbschaft scheidet, bezeichnet, im großen und ganzen dem alten Umfang entsprechend, wenn auch nach W, N und O das politische und kulturelle Übergewicht

Venedigs die Sprachgrenzen hier und da vorgeschoben haben mag.

§ 2. Ihre Vorgänger waren zunächst die Leute jenes jetzt gern ligur. genannten Stammes, die in Rundhütten wohnten und ihre Toten bestatteten, von den Alten Euganeer genannt. Daß sie ganz ausgetrieben seien (Eugancis, qui inter mare Alpesque incolebant, pulsus: Liv. I 1), würde ein zu weitgehender Schluß aus den Berichten der Alten sein; denn wir finden ihre mit den venetischen sicher noch gleichzeitigen Gräber allmählich immer häufiger (s. Este). Aber gewiß sind viele den drängenden Venetern gewichen, hinein in die n. Alpentäler und auch weiter nach W und NW und haben sich hier trotz enger Berührung mit Rättern (s. d.) und Kelten (s. d.) noch lange erkennbar gehalten, wie besonders lehrreich die Funde von Magrè bei Schio zu zeigen scheinen (über diese Notizie 1918 S. 169—207 Pellegrini; dazu Arch. Anz. 1921 S. 43—44; Journ. of Rom. Stud. 11 [1921] S. 245—253 Whatmough). Über die Euganeer vgl. die Schriftstellen bei Pauli *Altital. Forschungen* III (1891) S. 414—418 und die letzten Behandlungen von Pais (Rend. Lincei 1916 S. 93—132) und von Pellegrini (a. a. O.). Wie im übrigen Po-Land, so scheinen auch mit dem Pfahlbausystem vertraute „Italiker“ vereinzelt bis in die späteren Venetergebiete im 2. Jht. vorgestoßen zu sein und sich neben oder zwischen die „Euganeer“ gesetzt zu haben (s. Arqua Petrarca, Pfahlbau E), sind jedoch später spurlos verschwunden. Daß freilich noch keine für diese Leute voraussetzenden Brandgräber gefunden sind, nötigt zur Zurückhaltung.

§ 3. Als die Veneter von O einrückten, mögen große Teile der unteren Po-Ebene noch wenig wohnlich gewesen sein, so daß auch sie wie ihre Vorgänger die vor Überschwemmungen gesicherten Höhenlagen vorziehen mußten. Daher die frühe und starke Besiedlung der Euganeen, deren vulkanische Fruchtbarkeit ein anderer lockender Antrieb war. Este blieb für lange ihr Hauptmittelpunkt, deren Umgegend uns durch ihre Gräbergruppen ein klares Bild der ersten Ausbreitung gibt, der sich später Siedlungen in der Ebene, dem unteren Teil mancher Alpentäler, nach W bis in die Gegend von

Mantua und Verona, nach O bis an den Tagliamento anschlossen, während im S die Po-Linie die unverrückbare Grenze blieb. Wie die Holländer und Friesen, so wurden auch die V. frühzeitig durch die Natur ihres Landes zu gemeinsamer Arbeit an Deichen und Kanälen, und damit zu politischem Verantwortungsgefühl und Zusammenschluß, erzogen. Erst durch solche Arbeiten wurde wahrscheinlich ihre Ausbreitung in der Ebene ermöglicht oder erleichtert. Deichbau-Inschriften aus augusteischer Zeit: Arch. Anz. 1921 S. 42.

§ 4. Daß der erste Einzug von V. noch im 2. Jht. erfolgt ist, im Zusammenhang mit jenen großen Völkerbewegungen, welche auf griech. Boden als sog. dorische Wanderung ausklangen, wird schon durch die Notwendigkeit wahrscheinlich, die älteren Entwicklungsperioden mehr auseinanderzuziehen, als es noch vor kurzem angenommen wurde. Je früher, um so langsamer und gleichmäßiger vollzieht sich das Leben der Völker. Im Artikel Este sind die 4 Per. dargelegt, in welche Prosdoci die Entwicklung der Veneter-Kultur einteilte, und die auch noch heute Geltung haben, selbst wenn man die Form Ghirardinis annehmen wollte, der gern Per. II und III als eine einzige fassen wollte, weil er sich scheute, in den Fluß der Dinge einen Trennungsstrich zu setzen, der natürlich nur schematische Bedeutung hat; denn gerade Ghirardini hat immer und immer wieder auf die ungebrochene Kontinuität der 4 Per. hingewiesen (z. B. Bull. Paletn. Ital. 30 [1904] S. 128), welche es unmöglich macht, etwa zwischen I und II eine ethnische Scheidung vorzunehmen. Per. I, der letzten Terramare- und ersten „Villanova-Zeit“ aufs engste verwandt, muß aber schon im 2. Jht. begonnen haben (s. Este § 2, besonders über das alte Grab von Lozzo Atestino). Mit wie wenig eigenem Kulturbesitz die V. einzogen, ersieht man aus ihrer Abhängigkeit schon in Per. I von den Formen, die sie bei den „ligurischen“ Ureinwohnern und den „Italikern“ vorfanden. In Per. II setzt sich diese Abhängigkeit fort; doch werden sie schon vielfach die Gebenden unter dem sie berührenden griech. Hauch, der die Adria heraufkam (ihr Alphabet scheint einem mittelgriechischen nachgebildet; s. B

bruder, den Sohn einer anderen Frau des gleichen Vaters, so muß dieser den Brüdern des Getöteten eine Frau bezahlen, wenn es versehentlich geschehen ist, sonst aber fangen die Vollbrüder des Getöteten den Mörder, binden ihn und werfen ihn ins Wasser. Auf Vatermord steht ebenfalls die Todesstrafe. Dagegen bleibt der Muttermörder vollkommen frei; er wird vielleicht von seinem Vater wegen seiner Voreiligkeit beschimpft, sonst geschieht ihm nichts. Auch der Schwestermord, der übrigens selten vorkommt, bleibt straflos; für die Halbschwester muß deren rechten Brüdern eine Frau erstattet werden. Tötet ein Mann seine Frau, so bleibt er straflos, da seine Gattin als sein Eigentum betrachtet wird (s. § 4). Doch hat sich diese Sitte heute insofern geändert, als jetzt die Familie der Frau eine Entschädigung von 1000—2000 Stück Speergeld verlangt. Kinder sind dem Vater gegenüber schutzlos; er darf sie töten, ohne sich irgendwelchen Vorwürfen oder Strafen auszusetzen. Von diesem Rechte macht der Pangwe mitunter Gebrauch, wenn ihm Kinder irgendwie unangenehm oder lästig werden. Es kommt auch vor, daß Frauen ihre Männer umbringen, meistens durch Gift. Für gewöhnlich scheint eine solche Tat keine schlimmen Folgen nach sich zu ziehen. Gehört die getötete Person nicht zur nächsten Blutsverwandtschaft, wohl aber zu demselben Familienverbande, so ist für fahrlässige Tötung stets ein Weib zu bezahlen; beim Mord dagegen kann dafür Blutrache eintreten, wobei man sich an das am bequemsten zu erlangende Familienmitglied hält. Gehört die getötete Person einem fremden Familienverbande an, so zieht eine solche Tat immer eine Fehde nach sich. Die häufigen Fehden der Fang-Sippen rühren hauptsächlich daher und können sich jahrelang hindurch weiterspinnen (s. Blutrache, Busse, Fehde; vgl. Tessmann II 228 ff.). Nicht unwichtig ist es, einen kurzen Blick auch auf eine Reihe von Verbrechen zu werfen, die bei uns und in Staatsgebilden mit ausgesprochen autoritärer Gewalt und entschiedenem Friedensbann stark antisozialen Charakter tragen, jedoch in Gesellschaften von viel loserer Organisation anders bewertet werden. Beispielsweise eine

dahingehende Zusammenstellung von den Pangwe Westafrikas: Brandstiftung, Freiheitsberaubung, absichtliche Sachbeschädigung kommen nur im Kriege vor und sind da natürlich. Versehentliche Sachbeschädigung wird dadurch erledigt, daß der Geschädigte ein anderes Stück oder dessen Wert in Speeren ausgezahlt erhält. Erpressung ist nicht strafbar. Sie wird nur gegen jemand ausgeübt, der etwas auf dem Kerbholz hat und eine Anzeige fürchten muß. Er einigt sich daher gern mit einem etwaigen Mitwisser und erkauf ihn durch ein kleines Schweigegeld, das etwa ein Fünftel vom Werte des gestohlenen Gutes, bzw. des durch das Verbrechen erzielten Gewinnes zu betragen pflegt. Beleidigung wird nicht als besonderes Verbrechen gewertet; kann man doch wieder beleidigen oder sich mit dem Mann prügeln. Notzucht und Verführung Minderjähriger kommt, außer vielleicht im Kriege, nie vor. Weitere geschlechtliche Verfehlungen, wie Beischlaf zwischen nahen Verwandten oder gleichgeschlechtlicher Verkehr, fallen nicht in das Gebiet der Rechtspflege, da sich niemand dabei geschädigt fühlt (Tessmann II 236). — Daraus geht hervor, daß eine Reihe von Verbrechen in anderen Gesellschaftsformen vielfach überhaupt nicht begangen werden, während man wieder gewissen Handlungen überhaupt keine entsprechend verurteilende Wertung zuteil werden läßt.

§ 3. Bei dem Jäger- und Fängervolk der Eskimo wird vor allem auch der Zauber (s. d. A), ähnlich wie bei vielen anderen Völkern, als ein besonderes Verbrechen betrachtet, und zwar als eines, unter dem die ganze Gemeinde zu leiden hat. Es ist das eine besonders auffällige Erscheinung, wenn man bedenkt, eine wie große Rolle die Zauberei spielt, und eine wie angesehene Rolle die Zauberer und Schamanen einnehmen. Doch handelt es sich hier hauptsächlich einerseits um Zauberkünste von dazu nicht befugten Personen, andererseits um solche Zaubereien, durch die angeblich besondere Übel herbeigeführt wurden, zumal auch hier, wie bei fast allen Völkern ähnlichen Typus, Todesfälle nicht ganz altersschwacher Personen böswilligen Künsten und Beeinflussungen zugeschrieben werden.

Ähnlich wie der Tod ist auch der ungünstige Ausgang einer Jagd oder ein Unfall dabei, Mißgeschick daheim u. dgl. auf ein unrichtiges Verhalten von Verwandten oder befreundeten Personen zurückzuführen. So gilt z. B. lautes Lachen oder anderer Lärm der Daheimgebliebenen, während die Männer auf der Jagd sind, als Verbrechen, ebenso Verstöße gegen die Heiratsgesetze und ähnliches. Unter diesem Gesichtspunkt wird es auch verständlich, daß man Tiere, wie es bei uns noch im Mittelalter an verschiedenen Orten der Fall war, als Verbrecher betrachtet und behandelt. So wird z. B. von den Aivilik-Eskimos in einer Geschichte erzählt, daß sie einen Bären, der unter ihnen lebte, aus Neid über seinen guten Seehundsfang erschlugen (Hall S. 240).

§ 4. Sexuelle V. werden dort, wo strenge Heiratsordnungen (s. d.) bestehen, zwar prinzipiell mit dem Bruch der Sexualvorschriften überhaupt vermengt, doch ist man gegen eine Verletzung der sexuellen Schranken in der Regel milder als gegen das Nichteinhalten der Heiratsordnung. Allerdings kommt es z. B. bei austral. Stämmen vor, daß eine „unrichtige“ Heirat in bezug auf die Zurechnung der Kinder wie eine den Regeln der Sippe entsprechende angesehen wird (s. Heiratsordnung).

Für den Ehebruch (s. d. A) gilt die Auffassung, daß die Männer gegen die Frauen ein Besitzrecht in der Regel geltend machen, derart, daß der Ehebruch als Diebstahl betrachtet wird. Allerdings kommt dazu sehr häufig das gekränkte Selbstgefühl, welches die Tat als eine Beleidigung empfindet.

Ehebruch empfindet man als persönliche Beleidigung bei den Boloki des mittleren Kongo, denn „der Beleidiger hat ohne die Einwilligung des Eigentümers etwas benutzt, was ihm nicht gehört“. In einem solchen Fall müssen 100—300 Messingstangen dem Beleidigten gezahlt werden, ein Betrag, der dem Lohn von drei bis neun Monaten entspricht. Die Höhe der Buße richtet sich nach dem Rang des Ehemannes und dem des beleidigenden Teiles. Weeks (S. 138) hat Männer gekannt, die ihr ganzes Vermögen verloren, weil sie so oft Buße zu zahlen hatten.

Wie groß die Schwankungen über die Auffassung sexueller Vergehen auf einem ver-

hältnismäßig beschränkten Raum sein können, in dem sonst ähnliche kulturelle Zustände herrschen, zeigt folgendes Beispiel aus dem Kaukasus:

Die Auffassung über den Ehebruch ist bei den einzelnen kaukasischen Bergvölkern ungleich. Die betreffenden Ansichten hängen mit der Stellung der Frau (s. d. A) zusammen. Im Daghestan gilt illegaler Geschlechtsverkehr als so großes Verbrechen, daß er nur durch den Tod gesühnt werden kann. In dem awarischen Kreis wird bestimmt, daß, wenn jemand Frau, Mutter, Tochter, Schwester, Enkelin, Nichte, Base oder Tante in flagranti überrascht und beide Partner tötet, oder wenn er den einen tötet und den anderen verwundet, er von Blutschuld frei ist (Dirr S. 70). Ehebruch und unerlaubter Geschlechtsverkehr werden mit ganz verschwindenden Ausnahmen im Daghestan dem qualifizierten Mord gleichgestellt und unterliegen der Todesstrafe. Besorgt diese Ahndung der „Betrogene“ nicht — der Bruder, der z. B. seine Schwester, oder der Sohn, der seine Mutter für ein solches Vergehen mit dem Tode bestraft, ist ebensowohl der „Betrogene“ wie der Mann einer Ehebrecherin —, so besorgt es wohl die Verwandtschaft (Dirr S. 75f.). Aber das Recht fordert auch, daß die Abrechnung sofort und an beiden Schuldigen gleichmäßig erfolge; nur in diesem Falle rechnet es Blut für Blut an, und die beiden Parteien schulden sich nichts. Denn sonst kommt der Verdacht auf, daß nur Rache oder persönliche Feindschaft oder ein anderer Beweggrund zu einer Vergeltung an nur einem Partner geführt habe. Das Gewohnheitsrecht der Kaukasier, das als einziges Beweismittel eigentlich nur den Belastungs- oder Reinigungseid kennt, hat keine Möglichkeit, Motiven nachzugehen, erkennt solche auch gar nicht an. Anders das islamische Recht, das auch eine moralische Würdigung des Verbrechers kennt. — In Nord-Kaukasien zieht bei den Inguschen der Ehebruch, wenn auf frischer Tat überrascht, gewöhnlich den Tod des Liebhabers nach sich; der Frau schnitt man früher die Nase ab; gegenwärtig begnügt man sich mit Ehescheidung (s. d.), wobei die Frau ihrem Manne alles zurückgeben muß, was sie von ihm

§2), und begünstigt durch ihre nunmehr geweckte Befähigung zu mancherlei handwerklicher Betätigung, besonders toreutischer; auch Leder- und Textilarbeitenscheinen ihnen gut gelegen zu haben: in allem ein richtiges Balkanvolk. Höhere Kunst blieb ihnen fremd, auch in der III. Per., wo ihr eigener Einfuhrhafen Adria, der Este selbst immer mehr ersetzte, je aufnahmefähiger die Etrusker der Po-Ebene wurden (s. Adria), ihnen genug von all den att. Herrlichkeiten hätte zuführen können, wenn ihr Verständnis über die Freude am rein Handwerklichen hinausgegangen wäre, worin sie fortführen, ganz Hervorragendes zu leisten: ich erinnere an die Bronze-Situlen (s. Situla B) und ähnliche Arbeiten (s. a. Band III Tf. 25), für die sie willige Abnehmer nicht nur bei den noch tiefer stehenden Alpenvölkern und ihren Verwandten im Küstenland, Istrien, ja sogar auf dem Balkan fanden, sondern selbst bei den Etruskern von Bologna und dem Modenesischen. Und als die Etrusker-Macht gebrochen und durch die Kelten ersetzt war, hat wiederum deren Eisen-Kunst und -Kultur auf sie gewirkt, trotz des Gegensatzes, welchen ihre politische Gegenwehr lebendig erhielt. In Lebensgewohnheiten und Tracht unterschieden sie sich nur wenig von den Kelten, nur ihre Sprache sei selbständig geblieben, bemerkt nach seiner Bereisung der Po-Ebene Polybios (II 17). Und tatsächlich können wir einen kräftigen kelt. Einschlag schon seit der zu Ende gehenden III. Per. wahrnehmen, mehr noch in der IV. und weiterklingend, mit röm. vereint, in der röm. Zeit. Ein richtiges Handelsvolk, das gibt und nimmt und seinen günstigen Platz am Nordende der Adria und s. Ausgang der Alpenpässe bis zum Brenner hin auszunutzen versteht und trotz zeitweiliger Schwierigkeiten mit den sie umschließenden Kelten doch in Padua und später Aquileia Städte schafft, deren Handelsbeziehungen bald für damalige Zeiten weltweit werden und dem mittelalterlichen Venedig den Weg bereiten.

Nissen *Italische Landeskunde* I 488—493, II 211—225; Ghirardini *I Veneti prima della storia* Annuario d. R. Univ. di Padova per l'anno 1900—1901 S. 23—57; Mannus 4 (1912) S. 293—294; Kossinna; Ghirardini *La Venezia Giulia agli albori della storia* Mem. stor. Forogiuiesi 18 (1922) S. 27—44; F. Sommer *Zur venetischen Sprache und Schrift* IF 42 (1924)

S. 90—132. S. auch Este und die dort angeführte Literatur.

v. Duhn

B. Sprache. Veneter (Ἐνετοί, Ἐνετοί, Ὀβένετοί, Βένετοί, *Veneti*), illyr. Stamm zwischen Po und Livenza oder Tagliamento, Alpen und Adriatischem Meer, vereinzelt auf der Balkanhalbinsel bezeugt; nicht zu verwechseln mit den Ἐνετοί in Paphlagonien, den gall. *Veneti* an der Seeküste zwischen Loire und Seine, den slavischen *Veneti* (*Venedi*, *Venedae*, Ὀβενόδοι, *Wenden*, *Winden*) urspr. im mittl. und unteren Weichselgebiet; die gall. *Venelli* (*Unelli*) scheinen zu den gall. *Veneti*, die latin. *Venetulani* zu den illyr. *Veneti* zu gehören.

H. Nissen *Ital. Landesk.* I (1883) S. 488—493, II (1902) S. 211—225; Lübker-Geffcken-Ziebarth *Reallex. d. kl. Alt.* 9 1914 S. 1096.

§ 1. Sprachdenkmäler. C. Paulis Sammlung der Veneter-Inschriften zählt 340 Nummern, die von F. Cordenons neuerdings noch etwas vermehrt werden, die aber andererseits, da viele Nummern, namentlich viele Bronzenägel, nur dekorative (oder apotropäische?) Buchstabenreihen oder einzelne Buchstaben enthalten, für die sprachliche Verwertung wieder stark zusammenschmelzen. Gegen 300 Nummern stammen aus den Nekropolen von und um Este (s. d.), um die sich vor allen G. Ghirardini verdient gemacht hat: neben Grabsteinyramiden, Grabplatten, kleinen Säulen aus Trachyt und Kalk, vereinzelt Ton-Ossuarien und Tongefäßen eine Anzahl Bronzetafeln und besonders viele und merkwürdige Bronzestifte oder Bronzenägel. Padua, Vicenza, Treviso und andere Orte in der venezianischen Ebene und Feltre, Belluno, Pieve di Cadore in den venezianischen Alpen bringen vereinzelt Grabsteine und Tongeräte. Im geographisch sich anschließenden Obergail-Tal in Kärnten sind zu Würmlach eine Anzahl Felsblock-Inschriften, zu Gurina (s. d.) bei Dellach Bronzeplatten (Gürtelbleche), Bronzefibeln und Tonscherben zum Vorschein gekommen. Die Veneter-Inschriften sind aus arch. Erwägungen vielleicht noch ins 5., sicher ins 4. Jh. v. C. zu setzen.

Archäologischer Hauptbericht über die Funde von Este: Notizie 1888 S. 3—42, 71—127, 147—173, 204—214, 313—385 m. Tf. 1—13 G. Ghirardini; ferner Notizie 1888 S. 484; ebd. 1890 S. 200; ebd. 1921 S. 178—179. — Inschriften-Sammlungen (mit Faksimile-Tafeln): C. Pauli

Die Veneter und ihre Schriftdenkmäler. *Altital. Forsch.* III (1891) S. 1—456 (wodurch die hierher gehörigen Teile von *Altital. Forsch.* I überflüssig werden); F. Cordenons *Le iscrizioni Venete-Euganee decifrate ed interpretate* Feltre 1912 (neues Material, Erklärungen phantastisch); R. S. Conway *Some Votive Offerings to the Venetic Goddess Rehtia* Journ. anthr. inst. 46 (1916) S. 221—229; ausgewählte Inschriften bei H. Hirt *Die Indogermanen* II 604—607; H. Jacobsohn *Altital. Inschr.* Bonn 1910 Nr. 146—186. Wichtige Besprechungen von Paulis Sammlungen: Gött. gel. Anz. 1886 S. 49—70 W. Deecke; Woch. Klass. Philol. 9 (1892) S. 288ff. R. Thurneysen; ebd. 1892 S. 312ff. Gust. Meyer. Weiter A. Torp *Bemerkungen zu den venetischen Inschriften* Festskrift til hans Maj. Kong Oscar II. Christiania 1897 Bd. II Abh. 4 S. 1—16; KZ 36 (1900) S. 299—305 H. Pedersen; H. Hirt *Indogermanen* I 150—157, II 604—607 (606 Lit. über die Anwesenheit der Veneter in Tirol von F. Stolz und A. Walde).

§ 2. Schrift. Für die Erkenntnis des Veneter-Alphabetes (Alphabet von Este; Band XI Tf. 6c) sind wichtig die Bronzeplatten und Bronzestifte aus der Chiusura Baratela bei Este. Die Platten sind rechteckig, manchmal mit Henkeln zum Aufhängen versehen, auch die spitz zulaufenden Stifte zeigen öfters am Kopfende Ösen und Ringe. Bezeichnend für Stifte und Platten sind laufende Reihen gleicher Buchstaben, oft in Quadraten geschrieben, wobei die senkrechten Quadratlinien als senkrechte Hasten der Buchstaben benutzt werden; daneben finden sich auch Reihen bedeutungsloser Zeichen, Strichelchen, Punkte und Ringe oder ganzer Ornamente lediglich dekorativer Natur. Auf den Bronzeblechen stehen daneben Konsonantengruppen mannigfacher Art und alphabetisch angeordnete Konsonantfolgen. Seltener sind auf beiden, auf Platten und Stiften, einfache Weih-Inschriften, oft neben den Buchstabenreihen. Man hat in den *lamine* und *chiodi* von Este Schreibtäfelchen und Schreibgriffel gesehen, aber die FU und die Weih-Inschriften machen es zur Gewißheit, daß es sich um Votivgegenstände (anzuhängende Täfelchen und einzuschlagende Nägel?) aus einem Tempel handelt.

Die Bronzeplatten und Bronzestifte bei C. Pauli *Altital. Forsch.* III (1891) Nr. 7—20, 21—198, 307—340; über ihren Zweck ebd. I (1885) S. 23 und berichtend III 242.

Die Normalformen der Buchstaben des Veneter-Alphabetes sind die Band XI Tf. 6c wiedergegebenen.

Die für den Charakter der ital. Alphabete entscheidenden Laute sind bei den V., wie folgt, vertreten:

1. *o* und *u* werden geschieden; *o* ist aber erst nachträglich einem *o*-losen, also wohl etruskischen Alphabete angehängt worden.

2. Die alten Aspiratenzeichen, ursprünglich = ϑ , φ , χ , sind noch vorhanden; das dentale wird in Este auch mit dem *t*-Zeichen geschrieben. Im übrigen scheinen die Aspiratenzeichen φ , χ und das Zischlautzeichen *z* auch die, wie im Etruskischen, fehlenden Medien *b*, *g*, *d* (R. Thurneysen) und, wie im Griechischen, die aspirierten Medien *bh*, *gh*, *dh* zu bezeichnen; wie weit auch schon die stimmhaften Spiranten β , g , δ , bleibt ungewiß.

3. Spiranten (dentale?, palatale?, gutturale?) sind *z* (oder δ , s. u. 2), *s*, \acute{s} , \grave{s} .

4. Die labialen (tönenden und tonlosen?) Spiranten werden, wie im Etruskischen, mit *v*, *wh* (*f*), der Labiovelar *q* mit *kv* wiedergegeben.

Die Schriftrichtung ist ein altertümliches Bustrophedon oder linksläufig (nur ganz vereinzelt rechtsläufig).

Noch nicht zweifelsfrei erklärt, weder nach ihrem phonetischen Zweck, noch nach ihrem hist. Ursprung, ist die in venetischen Inschriften häufige Doppelpunktierung (je ein Punkt vor und nach dem Buchstaben) und die Einzelpunktierung (ein Punkt vor oder nach einem Buchstaben); die Ansichten der einzelnen Forscher sind in der Anmerkung aufgeführt.

Grundlegend über die Schrift der Veneter: C. Pauli *Altital. Forsch.* III (1891) S. 81—231 (mit den Besprechungen und Ergänzungen, die zu § 1 angegeben sind). Doch ist das *o*-Zeichen (mit und ohne Punkt) zweifellos nicht nur = *o*, wie Pauli meinte, sondern auch = θ , wie W. Deecke, E. Lattes, A. Torp, R. Thurneysen gesehen haben, vgl. zuletzt Skrifter utgifna af K. Human. Vetenskaps-Samfundet i Uppsala 13, 1 (1909) S. 6 O. A. Danielsson. Über die venetischen Aspiraten und Medien R. Thurneysen, zuletzt KZ 35 (1899) S. 213; über das venetische \acute{s} C. Pauli a. a. O. besonders S. 182—183; über tonloses *wh* = *f* ders. S. 97—129.

Versuche, die verwirrende Punktierung der Veneter-Inschriften zu erklären: Gött. gel. Anz. 1886 S. 66 W. Deecke (die doppelten Punkte nebeneinander sind Silbenteiler, die einfachen Punkte Worttrennungszeichen); C. Pauli a. a. O. S. 191—215 (vollständiges Material, Doppelpunktierung und Einzelpunktierung sind

bedeutungsgleich, aber weder Silben- noch Wortteiler); E. Lattes *L'interpunzione congiuntiva nelle iscrizioni paleovenete* Rendic. Ist. Lomb. 14 (1891) S. 933—950 (die Punkte finden sich innerhalb des Wortes und im absoluten Anlaut, aber nicht zwischen zwei Worten und nicht im absoluten Auslaut; sie sind also wortteilerbindend); IF Anz. 1 (1892) S. 119 R. v. Planta (die Punkte deuten lautliche Besonderheiten an, z. B. bei Vokalen Quantität, Qualität, Betonung, vgl. die lat. Apices und Sicilici); Woch. Klass. Philol. 1892 S. 286 R. Thurneysen und The Academy Nr. 1277 = 50 (1896) S. 312—313 W. M. Lindsay (mit einem Punkt versehen wird jeder Konsonant, dem kein Vokal folgt, vgl. den altindischen Virāma, und jeder Vokal, dem kein Konsonant vorangeht); F. Cordenons *Le iscr. Venete-Euganee* Feltre 1912 S. 59—67 (die Punkte sind *segni di abbreviazione*, Vertreter nicht geschriebener Buchstaben); Journ. anthr. inst. 46 (1916) S. 226 R. S. Conway (die Punkte sind Akzentzeichen).

§ 3. Sprache. Die V. sind nach der antiken Überlieferung Illyrier (s. d.); ihre Sprache ist nach der gleichen Quelle von der kelt. verschieden. Die sprachliche Analyse der Inschriften hat diese Angaben bestätigt; doch scheint die Sprache, was geographisch verständlich ist, in näheren Beziehungen einerseits zum Kelt. und andererseits zum Ital. gestanden zu haben, und von anderen illyr. Dialekten, z. B. dem Messapischen (s. Messapier B), in wichtigen Punkten abgewichen zu sein.

Antike Überlieferung: Herod. I 196; Polyb. II 17, 5; Liv. I 1; Plin. XXVI 42. — Über keltisch-italisch-venetische Beziehungen zuletzt O. A. Danielsson *Zu den venetischen und lepontischen Inschriften* Skrifter utgifna af K. Hum. Vetenskaps-Samfundet i Uppsala 13, 1 (1909) S. 13. — Sprache der Veneter: C. Pauli *Altital. Forsch.* III (1891) S. 232—412, II 2 (1894) S. 200—204; P. Kretschmer *Einl. in d. Gesch. d. griech. Spr.* S. 266—272, 422; alle weitere Lit. zu § 1—2. Lautunterschiede zwischen Venetisch und Messapisch: ven. *o*: messap. *a* aus idg. *o*; ven. *vh* (= *f*): messap. *b* aus idy. *bh*; ven. *centum*:- messap. *salem*-Sprache. Aus den Formeln der Weih-Inschriften: *εϋο'εγο', μεϋο'με', ζολο'δεδι'*, *ζοναστο' donavit'*, *ϋαϋσδο' fecit'*. Flexion der Eigennamen im Singular:

Nom.	-os	-a	-(e)s
Gen.-Dat.	-o(h), -oi(ε)	-ah, -ai	-eh, -eii
Acc.	-on	-an	
Nom.	-(ε)s		-o
Gen.-Dat.	-es	-us (-us)	-(o)n(ε)s(ε)
Acc.		-un	

Dat. Plur. der *o*-Stämme -*ōpos* (: messap. *bas*: lat. *-bus*, gall. *-bo*). Zu dem in griech. und lat. Inschriften steckenden illyr. Namenmaterial

C. Pauli *Altital. Forsch.* III (1891) S. 352—378; W. Schulze *Zur Gesch. lat. Eigennamen* 1904 S. 29—48.

† Gust. Herbig

C. Anthropologie. Nordital. Stamm illyr. Abkunft, also mindestens in seinen oberen Schichten der nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.) angehörend.

Fligier *Die Urzeit von Hellas und Italien* Archiv f. Anthr. 13 (1881) S. 467, 476. Reche

Vennonetes s. Räter.

Venostes s. Räter.

Venta de la Perra. Höhle unfern von Molinar de Carranza (span. Prov. Vizcaya). Entdeckt von L. Sierra (1904); mit einigen Gravierungen (Bisonten und ein Bär). S. Kunst A II.

H. Alcalde del Rio, H. Breuil und L. Sierra *Les Cavernes de la Région Cantabrique (Espagne)* Monaco 1911 S. 2. H. Obermaier

„Venus-Statuetten“ (Paläolithikum) s. Kunst A § 4.

Verbrechen.

§ 1. Auffassungen in primitiven Gesellschaftsordnungen. — § 2. Missetaten gegen die soziale Ordnung. — § 3. Zauberei. — § 4. Sexuelle V. — § 5. Diebstahl. — § 6. Die Bewertung der Taten in bezug auf das V. im vorarchaischen Recht. — § 7. Das Aufkommen des V. in den autoritären Gemeinwesen.

§ 1. Wenn wir heute von V. reden, so scheinen uns die Art und die Wertung der in Betracht kommenden Handlungen innerhalb unserer Kultur ziemlich übereinstimmend zu sein, abgesehen von gewissen Schwankungen in den juristischen Formulierungen und vielleicht auch hier und da von den moralischen Schattierungen, wie sie in den Gesetzgebungen und im Leben der einzelnen Staaten hervortreten. Der Gedanke, daß Mord, Raub, Diebstahl, Inzest nicht als etwas betrachtet werden könnte, das gegen Moral (s. d.), Sitte und Recht (s. d.) verstößt, erscheint uns geradezu unfassbar, wengleich man über den Grad, die Art und die Schwere der Bestrafung mit sich rechten läßt.

Auf den ersten Blick ist es erstaunlich, zu sehen, welche Taten in anderen Gesellschaften primitiver Kulturen möglich sind, ohne als antisozial empfunden zu werden, und ohne daß man ihre Täter im Sinne moderner Lehre als „degeneriert“ oder „kriminell“ betrachtet.

Das wird uns erst verständlich, wenn wir uns klar machen, daß jede Gesellschaft ihre eigene Ordnung hat und an dieser ihr Wertungssystem orientiert, aus dem sich auch die Einstellung zu dem ergibt, was als gut und böse gilt, als besonders verdammenswert oder als erträglich hingenommen werden kann (s. Primitive Kultur).

Wie mutet es uns an, daß z. B. in der Landschaft Buin der Salomo-Insel Bougainville in der Südsee, wie ich aus eigenen genauen Ermittlungen entnehmen konnte, jeder Jüngling, der zum Weihfest zugelassen wurde, einen Mord begangen hatte, und zwar heimtückisch, nicht im offenen Zweikampf. Unter diesen Kopfgängern hat man es tatsächlich mit einer „Mördergesellschaft“, wie wir sagen würden, zu tun (Thurnwald S. 60f.).

Mit diesen Mordtaten hängen auf Bougainville so gut wie auf den meisten anderen Inseln der Südsee Fehden zwischen den Familien und Sippen zusammen (s. Blutrache, Fehde).

Über derartige Taten bei den Maori (Neuseeland) sagt Tregear (S. 366ff.), daß sie nicht so wie europ. Mordtaten aufgefaßt werden dürfen. Gewöhnlich handele es sich dabei um Rachedtaten für Beleidigungen, vermeintliche oder wirkliche, an irgendeinem Vorfahren. Die Erinnerung an eine Beleidigung oder zugefügte Unbill wurde bei den Maori durch Generationen hindurch bewahrt. Eine Frau, deren Gatte z. B. getötet wurde, weihte vielleicht ihren Sohn noch vor der Geburt der großen Bestimmung seines künftigen Lebens. Oder auf dem Wege der Kettenrache (s. Blutrache) wurde das Mitglied irgendeiner fremden Familie getötet. Ein Häuptling mochte auf einem Spaziergang mit seinem Speer, den er als Spazierstock führte, irgendeinen Menschen durchbohren, sei es daß er dafür einen besonderen Grund hatte, oder daß es nur irgendein Fremder war. Die Auffassung war die, daß es eine Ungeschicklichkeit des Betroffenen war, sich töten zu lassen. In keinem dieser Fälle wurde eine solche Tat als Mord (*kohuru*) betrachtet. „Mord“ wäre es jedoch gewesen, wenn er den Wanderer in sein Haus geladen, ihn bewirtet und ihm Nachtlager angeboten, und ihn darauf getötet hätte. Ein solches ver-

räterisches Vorgehen würde auch von dem anderen Stamm als großes Verbrechen empfunden worden sein, und dieser wäre, ohne Rücksicht auf die Folgen, entschlossen gegen den Täter vorgegangen. Auch aus der Geschichte der Maori werden derartige verräterische Mordtaten berichtet. Fand jedoch bei einem freundschaftlichen Besuch, etwa bei einem plötzlichen Ausbruch von Angst, ein Blutvergießen unter den Gästen statt, das also nicht einer heimtückischen, vorher gefaßten verräterischen Absicht entsprang, so wurde dies nicht als „Mord“ betrachtet. — Daraus geht hervor, daß bei den Maori wohl ein Unterschied gemacht wurde unter den einzelnen Taten, und zwar je nachdem, ob diese Tat entweder als Blutrache oder als impulsive Handlung aufzufassen war. In beiden Fällen würde es sich um etwas Ähnliches handeln, was wir heute „Totschlag“ nennen. Nur im Falle der Verräterei galt der Mord als grobe antisoziale Handlung.

Sehr verschieden ist auch die Wertung des Diebstahls (s. d.), der namentlich in den niedrigen Gesellschaften gewöhnlich straflos ausläuft, wenn man ihm nicht durch Zauber oder auch durch Totschlag begegnen will (s. § 5). Abgesehen davon gibt es Ausnahme-Situationen, in denen der Diebstahl, namentlich bei den Jünglingsweihen (s. d.) in Indien, auf Timor und Sumatra, sowie in der Torres-Straße, ausdrücklich gestattet ist (Kleiweg de Zwaan S. 234ff.). — Andererseits kommt es überhaupt kaum zum Diebstahl gewisser Dinge, z. B. von Nahrungsmitteln, wie auf den Trobriands-Inseln (Südsee), weil dort nichts als so schändlich gilt, wie Mangel an Nahrung zu leiden, darum zu betteln oder gar zu stehlen (Malinowski S. 29ff., 124).

Die ganz anderen Auffassungen über die Verwandtschaft (s. d.) bringen es mit sich, daß sexuelle Beziehungen, wie zwischen Vater und Tochter, die wir als Blutschande (s. d. und Mutterrecht A) unter moralischen Bann und gesetzliche Strafe stellen, geduldet werden, während andere Beziehungen, etwa zu Verwandten fünften und sechsten Grades in der mütterlichen Sippe, verboten sind oder doch gegen Anstand und Ordnung gehen (s. Verwandtschaft).

In den niedrigen Gesellschaften ohne ausgebildete Autorität gilt ein jedes Vergehen

gegen Brauch und Sitte als ein Verbrechen. Aber es wäre irrtümlich anzunehmen, daß alle diese V. gleich gewertet werden. Die besondere Auffassung von der Schwere der V. geht schon aus den mannigfaltigen Arten der Bestrafung (s. Strafe) hervor. Freilich werden diese Strafen in verschiedener Weise vollzogen. Vor allem sind es die geschädigten Privatleute, die in erster Linie einzutreten für befugt gehalten werden (s. Blutrache, Busse); nur dort, wo gewisse Autoritätspersonen, etwa ein Altenrat (s. Altenherrschaft), sich ausgebildet haben, findet so etwas wie eine offizielle Vergeltung (s. d.) des Verbrechens durch diese Personen statt. Der Häuptling (s. d.) ist häufig nur Exekutor oder derjenige, der die Tat irgendwelcher Rächer billigt, oder ist Schiedsrichter (s. Gericht A).

Insbesondere muß aber darauf hingewiesen werden, was Malinowski (a. a. O. S. 79ff.) in bezug auf die Trobriander betont (auf den Neu-Guinea w. vorgelagerten Inseln), daß nämlich ein gewisser Zwiespalt zwischen dem Ideal der Vorschrift und dem tatsächlichen Verhalten herrscht. Er führt als Beispiel einen Bruch der Sexualvorschriften an, wobei ein Mann in Beziehungen zu der Tochter der Schwester seiner Mutter getreten war. Nur deshalb, weil sein Rivale diese Angelegenheit in den öffentlichen Klatsch brachte und schließlich ihm mit Zauber drohte und ihn beschimpfte, kam es zu einem öffentlichen Skandal, der mit dem Selbstmord des schuldigen Mannes endigte. In Wirklichkeit kommen jedoch keineswegs selten derartige Übertretungen der Heiratsgesetze vor, über die man aber die Augen zudrückt, wenn sie nicht von irgendeiner interessierten Person aufgegriffen werden. Es kann also dabei von einer „Reaktion der Gruppe“ oder einer „übernatürlichen Sanktion“ im Sinne gewisser Theoretiker nicht gesprochen werden. Nur unter besonders ungünstigen Umständen erfolgt ein derartiger Ostrakismus, der zur Vertreibung oder zum Selbstmord führen kann. Gegen die „übernatürlichen Sanktionen“ wendet man jedoch andere übernatürliche Gegenmittel, zauberische Sprüche und Riten mit Wasser, Kräutern und Steinen an, namentlich, um sich von üblen Folgen eines Sippeninzestes zu reinigen

(s. Reinigung D). Hierin besteht gewissermaßen eine anerkannte Methode, den herrschenden Gesetzen auszuweichen. Ein solches Ausweichen gegenüber der herrschenden Sitte tritt namentlich gegenüber dem Mutterrecht (s. d. A) zutage, denn es besteht eine deutliche Tendenz der Väter, ihre Söhne mit materiellen und geistigen Gütern auszustatten (Malinowski S. 77 ff, 107 ff.).

§ 2. Auf den Trobriand-Inseln werden die Leichen 12 oder 24 Stunden nach ihrem Begräbnis beim ersten folgenden Sonnenuntergang wieder ausgegraben, gewaschen, gesalbt und dann untersucht. Aus der Beschaffenheit der Leiche schließen die Zauberer nach ganz bestimmten traditionellen Zeichen auf die Todesursache. Tatsächlich handelt es sich dabei um eine nachträgliche Bestätigung dessen, was man schon weiß. Dabei zeigt sich, daß Erfolg in Liebeshändeln, Schönheit, Geschicklichkeit im Tanzen, Streben nach Reichtum und freier Genuß weltlicher Güter, vor allem zu große Macht in der Zauberei, als nachteilig oder sündhaft gewertet werden, als gefährlich, weil sie die Eifersucht der Mächtigen wachrufen, insbesondere vom Gauhäuptling als unangenehme Beeinträchtigung empfunden und oft entgolten werden. Persönliche Tüchtigkeit und Leistung, die nicht mit dem entsprechenden Rang in der aristokratisch geschichteten Gesellschaft verbunden sind, gelten als ungehörig und strafwürdig (s. Auslese, Siebung). Sie führen zu einer Ausschließung aus der Gesellschaft. Jemand aber, der die Etikette gegen den Häuptling nicht beobachtet, es wagen würde, sich über den Kopf des Häuptlings zu stellen, die heiligen Teile seines Nackens oder seiner Schultern zu berühren, in seiner Gegenwart gewisse unflätige Ausdrücke zu gebrauchen oder Umgang mit seinen Frauen zu haben, liefe Gefahr, sofort von einem der bewaffneten Diener des Häuptlings gespeert zu werden (Malinowski S. 92).

Auf Samoa werden auch Verletzungen der öffentlichen Ordnung, z. B. der Vorschriften, die für den Verkehr an Bade- und Trinkwasser-Stellen, für Festlichkeiten und Spiele von der Gemeinde erlassen worden sind, als strafwürdige Vergehen behandelt (Schultz-Ewerth S. 132).

Wie sehr das Ehrgefühl entwickelt ist, hat wohl jeder Besucher von noch nicht durch Einfluß höherer Kulturen beeinträchtigten Eingeborenen zu beobachten Gelegenheit gehabt (s. Moral). Von den erwähnten Trobriand-Inseln bringt Malinowski charakteristische Beispiele. So führt die Beschuldigung wegen irgendwelcher gegen die Stammessitte verstoßender Verhaltensweisen, wie schon erwähnt, zu Selbstmord. Von einigen Frauen wird berichtet, daß sie Selbstmord begingen, weil sie von ihren Gatten schwer beleidigt wurden, und zwar dadurch, daß ihnen Ehebruch vorgeworfen wurde oder ein anderes schweres Verbrechen. Der Selbstmord stellte in diesen Fällen einen Protest gegen die vorgebrachte Beschuldigung dar, aber auch gleichzeitig einen Angriff gegenüber dem Ankläger. In der Tat selbst braucht man nicht das Bekenntnis der Unschuld zu sehen, sondern nur den Mut, die ganzen Folgen auf sich zu nehmen, jedoch mit dem Hintergedanken, das Mitleid mit dem eigenen Schicksal wachzurufen und das Gefühl gegen den Ankläger zu erwecken (Malinowski S. 97).

Als besonderes Verbrechen gilt im samoanischen Recht Achtungsverletzung gegen Familien und Personen von Rang. Zahlreich und streng sind die Regeln der alten samoanischen Etikette. Auch eine Versammlung und eine Reisegesellschaft (*malanga*) müssen mit Respekt behandelt werden. Absichtliche Vernachlässigung des Zeremoniells kann sofortige Ahndung zur Folge haben (Schultz-Ewerth S. 132).

Bei den Boloki des mittleren Kongo-Gebietes nimmt das Familienoberhaupt *mata* die Stellung eines Schiedsrichters ein. Diese Würde, die vom Vater auf den ältesten Sohn übergeht, der auch den größten Teil des Besitzes erbt, bringt wegen des kleinen Kreises, der für die Schlichtung von Streitigkeiten in Betracht kommt, gewisse Schwierigkeiten mit sich. Raub, Ehebruch, Verwundung und Totschlag innerhalb des Familienkreises werden wohl von den übrigen Familienmitgliedern auf das schärfste verurteilt; eine Strafe aber vermag der *mata* nicht zu verhängen. Nur wenn der Schuldige noch im Knabenalter steht, wird eine derbe Prügelstrafe an ihm vollzogen. Die Auf-erlegung einer Geldstrafe hätte keinen

Zweck, denn sie wäre von der Familie, die sie aufbringen müßte, an sich selbst zu entrichten. So muß es das hauptsächlichste Bestreben des *mata* sein, das gute Einvernehmen der verschiedenen Familienmitglieder untereinander und zu sich selbst zu stützen. Vor allem hat er die Sklaven (s. d. A) der Familie in strenger Zucht zu halten, und hier tritt in erster Linie bei den dauernden Zwistigkeiten unter den Sklaven seine Bedeutung als Schiedsrichter (s. Gericht A) hervor. Ist einer der Sklaven auf die Dauer unverträglich, so wird er verkauft.

Die verschiedenen Familien, die in einem Dorfe gemeinsam siedeln, sind unabhängig voneinander, und es steht jeder frei, sich von den übrigen zu trennen. Ein gemeinsames Dorfoberhaupt, das etwa die Streitigkeiten unter den einzelnen Familien zu schlichten berufen wäre, gibt es nicht. Die Familienhäupter und sonstigen älteren Mitglieder der Familie versammeln sich jedoch gelegentlich unter dem wilden Feigenbaum und in dem Palaver-Haus, um die gemeinsamen Angelegenheiten zu besprechen und Streitigkeiten untereinander, jedoch auf dem Boden des freien Einvernehmens, beizulegen. Ist irgendeine Feindschaft entstanden, so gilt es nicht als unrecht, Feinde zu berauben, zu schlagen, zu mißhandeln oder selbst zu töten. Doch wird die Gastfreundschaft (s. d.) geachtet, und wenn einer als Gast bei einem Ortsangehörigen weilt, um Tauschhandel zu treiben oder aus anderen Gründen, so steht er unter dem Schutze seines Gastgebers und damit auch unter dem des Dorfes und seiner Nachbarschaft. Der Gastfreund würde Ursache haben, Klage gegen jeden zu führen, der es wagt, seinen Gast zu belästigen. Andererseits kann ein Dorf einen einzelnen seiner Bewohner verantwortlich halten für ein Vergehen, dessen sein Gast sich schuldig macht. Wenn Männer oder Frauen einzeln oder zu zweien oder zu dreien in die Fremde wandern, so laufen sie immer Gefahr, gefangen genommen und der Sklaverei zugeführt zu werden; daher reist man nur mit größter Vorsicht (Weeks S. 128ff.).

Das Mutterrecht der Pangwe Westafrikas bringt es mit sich, daß derjenige, der seinen rechten Bruder tötet, straflos ausgeht; handelt es sich jedoch um einen Halb-

bruder, den Sohn einer anderen Frau des gleichen Vaters, so muß dieser den Brüdern des Getöteten eine Frau bezahlen, wenn es versehentlich geschehen ist, sonst aber fangen die Vollbrüder des Getöteten den Mörder, binden ihn und werfen ihn ins Wasser. Auf Vatermord steht ebenfalls die Todesstrafe. Dagegen bleibt der Muttermörder vollkommen frei; er wird vielleicht von seinem Vater wegen seiner Voreiligkeit beschimpft, sonst geschieht ihm nichts. Auch der Schwestermord, der übrigens selten vorkommt, bleibt straflos; für die Halbschwester muß deren rechten Brüdern eine Frau erstattet werden. Tötet ein Mann seine Frau, so bleibt er straflos, da seine Gattin als sein Eigentum betrachtet wird (s. § 4). Doch hat sich diese Sitte heute insofern geändert, als jetzt die Familie der Frau eine Entschädigung von 1000—2000 Stück Speergeld verlangt. Kinder sind dem Vater gegenüber schutzlos; er darf sie töten, ohne sich irgendwelchen Vorwürfen oder Strafen auszusetzen. Von diesem Rechte macht der Pangwe mitunter Gebrauch, wenn ihm Kinder irgendwie unangenehm oder lästig werden. Es kommt auch vor, daß Frauen ihre Männer umbringen, meistens durch Gift. Für gewöhnlich scheint eine solche Tat keine schlimmen Folgen nach sich zu ziehen. Gehört die getötete Person nicht zur nächsten Blutsverwandtschaft, wohl aber zu demselben Familienverbande, so ist für fahrlässige Tötung stets ein Weib zu bezahlen; beim Mord dagegen kann dafür Blutrache eintreten, wobei man sich an das am bequemsten zu erlangende Familienmitglied hält. Gehört die getötete Person einem fremden Familienverbande an, so zieht eine solche Tat immer eine Fehde nach sich. Die häufigen Fehden der Fang-Sippen rühren hauptsächlich daher und können sich jahrelang hindurch weiterspinnen (s. Blutrache, Busse, Fehde; vgl. Tessmann II 228 ff.). Nicht unwichtig ist es, einen kurzen Blick auch auf eine Reihe von Verbrechen zu werfen, die bei uns und in Staatsgebilden mit ausgesprochen autoritärer Gewalt und entschiedenem Friedensbann stark antisozialen Charakter tragen, jedoch in Gesellschaften von viel loserer Organisation anders bewertet werden. Beispielsweise eine

dahingehende Zusammenstellung von den Pangwe Westafrikas: Brandstiftung, Freiheitsberaubung, absichtliche Sachbeschädigung kommen nur im Kriege vor und sind da natürlich. Versehentliche Sachbeschädigung wird dadurch erledigt, daß der Geschädigte ein anderes Stück oder dessen Wert in Speeren ausgezahlt erhält. Erpressung ist nicht strafbar. Sie wird nur gegen jemand ausgeübt, der etwas auf dem Kerbholz hat und eine Anzeige fürchten muß. Er einigt sich daher gern mit einem etwaigen Mitwisser und erkauft ihn durch ein kleines Schweigegeld, das etwa ein Fünftel vom Werte des gestohlenen Gutes, bzw. des durch das Verbrechen erzielten Gewinnes zu betragen pflegt. Beleidigung wird nicht als besonderes Verbrechen gewertet; kann man doch wieder beleidigen oder sich mit dem Mann prügeln. Notzucht und Verführung Minderjähriger kommt, außer vielleicht im Kriege, nie vor. Weitere geschlechtliche Verfehlungen, wie Beischlaf zwischen nahen Verwandten oder gleichgeschlechtlicher Verkehr, fallen nicht in das Gebiet der Rechtspflege, da sich niemand dabei geschädigt fühlt (Tessmann II 236). — Daraus geht hervor, daß eine Reihe von Verbrechen in anderen Gesellschaftsformen vielfach überhaupt nicht begangen werden, während man wieder gewissen Handlungen überhaupt keine entsprechend verurteilende Wertung zuteil werden läßt.

§ 3. Bei dem Jäger- und Fängervolk der Eskimo wird vor allem auch der Zauber (s. d. A.), ähnlich wie bei vielen anderen Völkern, als ein besonderes Verbrechen betrachtet, und zwar als eines, unter dem die ganze Gemeinde zu leiden hat. Es ist das eine besonders auffällige Erscheinung, wenn man bedenkt, eine wie große Rolle die Zauberei spielt, und eine wie angesehene Rolle die Zauberer und Schamanen einnehmen. Doch handelt es sich hier hauptsächlich einerseits um Zauberkünste von dazu nicht befugten Personen, andererseits um solche Zaubereien, durch die angeblich besondere Übel herbeigeführt wurden, zumal auch hier, wie bei fast allen Völkern ähnlichen Typus, Todesfälle nicht ganz altersschwacher Personen böswilligen Künsten und Beeinflussungen zugeschrieben werden.

Ähnlich wie der Tod ist auch der ungünstige Ausgang einer Jagd oder ein Unfall dabei, Mißgeschick daheim u. dgl. auf ein unrichtiges Verhalten von Verwandten oder befreundeten Personen zurückzuführen. So gilt z. B. lautes Lachen oder anderer Lärm der Daheimgebliebenen, während die Männer auf der Jagd sind, als Verbrechen, ebenso Verstöße gegen die Heiratsgesetze und ähnliches. Unter diesem Gesichtspunkt wird es auch verständlich, daß man Tiere, wie es bei uns noch im Mittelalter an verschiedenen Orten der Fall war, als Verbrecher betrachtet und behandelt. So wird z. B. von den Aivilik-Eskimos in einer Geschichte erzählt, daß sie einen Bären, der unter ihnen lebte, aus Neid über seinen guten Seehundsfang erschlugen (Hall S. 240).

§ 4. Sexuelle V. werden dort, wo strenge Heiratsordnungen (s. d.) bestehen, zwar prinzipiell mit dem Bruch der Sexualvorschriften überhaupt vermengt, doch ist man gegen eine Verletzung der sexuellen Schranken in der Regel milder als gegen das Nichteinhalten der Heiratsordnung. Allerdings kommt es z. B. bei austral. Stämmen vor, daß eine „unrichtige“ Heirat in bezug auf die Zurechnung der Kinder wie eine den Regeln der Sippe entsprechende angesehen wird (s. Heiratsordnung).

Für den Ehebruch (s. d. A) gilt die Auffassung, daß die Männer gegen die Frauen ein Besitzrecht in der Regel geltend machen, derart, daß der Ehebruch als Diebstahl betrachtet wird. Allerdings kommt dazu sehr häufig das gekränkte Selbstgefühl, welches die Tat als eine Beleidigung empfindet.

Ehebruch empfindet man als persönliche Beleidigung bei den Boloki des mittleren Kongo, denn „der Beleidiger hat ohne die Einwilligung des Eigentümers etwas benutzt, was ihm nicht gehört“. In einem solchen Fall müssen 100—300 Messingstangen dem Beleidigten gezahlt werden, ein Betrag, der dem Lohn von drei bis neun Monaten entspricht. Die Höhe der Buße richtet sich nach dem Rang des Ehemannes und dem des beleidigenden Teiles. Weeks (S. 138) hat Männer gekannt, die ihr ganzes Vermögen verloren, weil sie so oft Buße zu zahlen hatten.

Wie groß die Schwankungen über die Auffassung sexueller Vergehen auf einem ver-

hältnismäßig beschränkten Raum sein können, in dem sonst ähnliche kulturelle Zustände herrschen, zeigt folgendes Beispiel aus dem Kaukasus:

Die Auffassung über den Ehebruch ist bei den einzelnen kaukasischen Bergvölkern ungleich. Die betreffenden Ansichten hängen mit der Stellung der Frau (s. d. A) zusammen. Im Daghestan gilt illegaler Geschlechtsverkehr als so großes Verbrechen, daß er nur durch den Tod gesühnt werden kann. In dem awarischen Kreis wird bestimmt, daß, wenn jemand Frau, Mutter, Tochter, Schwester, Enkelin, Nichte, Base oder Tante in flagranti überrascht und beide Partner tötet, oder wenn er den einen tötet und den anderen verwundet, er von Blutschuld frei ist (Dirr S. 70). Ehebruch und unerlaubter Geschlechtsverkehr werden mit ganz verschwindenden Ausnahmen im Daghestan dem qualifizierten Mord gleichgestellt und unterliegen der Todesstrafe. Besorgt diese Ahndung der „Betrogene“ nicht — der Bruder, der z. B. seine Schwester, oder der Sohn, der seine Mutter für ein solches Vergehen mit dem Tode bestraft, ist ebensowohl der „Betrogene“ wie der Mann einer Ehebrecherin —, so besorgt es wohl die Verwandtschaft (Dirr S. 75f.). Aber das Recht fordert auch, daß die Abrechnung sofort und an beiden Schuldigen gleichmäßig erfolge; nur in diesem Falle rechnet es Blut für Blut an, und die beiden Parteien schulden sich nichts. Denn sonst kommt der Verdacht auf, daß nur Rache oder persönliche Feindschaft oder ein anderer Beweggrund zu einer Vergeltung an nur einem Partner geführt habe. Das Gewohnheitsrecht der Kaukasier, das als einziges Beweismittel eigentlich nur den Belastungs- oder Reinigungseid kennt, hat keine Möglichkeit, Motiven nachzugehen, erkennt solche auch gar nicht an. Anders das islamische Recht, das auch eine moralische Würdigung des Verbrechers kennt. — In Nord-Kaukasien zieht bei den Inguschen der Ehebruch, wenn auf frischer Tat überrascht, gewöhnlich den Tod des Liebhabers nach sich; der Frau schnitt man früher die Nase ab; gegenwärtig begnügt man sich mit Ehescheidung (s. d.), wobei die Frau ihrem Manne alles zurückgeben muß, was sie von ihm

erhalten hat, und außerdem bekommt er noch zusammen 48 Kühe für die Beleidigung. Bei den übrigen Tschetschenen setzt sich der Mann, der die Untreue seiner Frau durch ihre Ermordung rächen wollte, der Blutrache ihrer Verwandten aus; er kann sie aber verjagen und ihr die Nase abbeißen. Dort ist aber die Stellung der Frau überhaupt eine andere; hat sie doch das sonst im n. Kaukasus unerhörte Recht, die Scheidung zu verlangen, die sie allerdings mit dem Opfer ihres *Kalym*s (Mitgift), der zusammen mit dem Brautgeschenk ihres Mannes ihr unantastbares Eigentum ist, bezahlen muß. — Die Džerachower Tschetschenen erschlagen den bei der Frau ertappten Liebhaber sofort; flüchtet dieser, so schneidet der betrogene Ehemann seiner Frau die Nase ab und schickt sie in ihr Elternhaus zurück. Dann verkündet er öffentlich das Vorgefallene, worauf die Gemeinde ihm eine Entschädigung von 46 Stück Vieh zuspricht, wovon die Hälfte der Verführer, die andere Hälfte die Verwandten der Ehebrecherin zu zahlen haben. — Wieder anders ist es bei den Kisten, einem gleichfalls tschetschenischen Stamm. Wird der Ehebrecher dort vom Ehemann erschlagen, so muß letzterer an die Verwandten des ersteren 12 Kühe bezahlen und wird *Qanly* (Verbannter). Erschlägt ihn die Gegenpartei, so zahlt sie ihrerseits an die Verwandten ihres Opfers ein Gewere von einem Pferd und 6 Kühen. Wird der Ehebrecher nicht erschlagen, so muß er dem betrogenen Ehemann für die Ehrenschädigung 24 Kühe zahlen; die Frau verliert ihre Nase und wird zu ihren Eltern gejagt. Schickt sie ihr Mann unbeschädigt heim, so muß ihr Vater ihren Ehemann mit 24 Kühen entschädigen. — Bei den Terek-Tschetschenen darf der Ehebrecher getötet werden; wird ihm verziehen, so zahlt er 70 Stück Vieh. — Milder ist auch die Auffassung bei den Osseten. Hier tritt allerdings schon, vermöge des russ. Einflusses, eine staatliche Strafautorität auf. Nach den alten Adaten (Gewohnheitsrechten) der Digorer bestrafte der Dorf- oder Sippenvorstand (russ. *staršind*) den Ehebrecher mit Hergabe eines Ochsen, und dann bemühte sich der Rat der Alten, den betrogenen Ehemann mit dem Verführer zu versöhnen. — Bei den

Alagiren zahlt der erwischte Verführer dem Ehemann ein gutes Pferd mit Zaumzeug und Sattel und bewirtet ihn. Die Frau verliert ihre Nase und wird zu ihren Eltern zurückgeschickt. — Früher hat bei den meisten dieser Stämme eine strengere Ansicht geherrscht, und auf bloßen Verdacht hin durfte man bei vielen dieser Stämme beide Partner an einem Ehebruch töten; blieb die Ehebrecherin am Leben, so bedeckte sie die Gemeinde mit unauslöschlicher Schande. Auch kam eine öffentliche Strafe vor, die darin bestand, daß der Mann die schuldige Frau nackt an einen Esel band und sie so durch die Siedlung führte, wobei er bald sie, bald den Esel mit der Reitpeitsche schlug. Kinder und erwachsene Mädchen bewarfen die Schuldige mit Mist, sangen Spottlieder auf sie und bezeugten auf jede Art ihre Verachtung. Der Partner der Ehebrecherin wurde, wofern er am Leben blieb, aus der Siedlung vertrieben, wenn er ein Fremder war; sonst bezahlte er eine erhebliche Geldstrafe (Dirr S. 77ff.).

Auch auf Samoa wird der Ehebruch an der Frau durch Schläge oder Abschneiden von Nase und Ohren oder andere Gesichtverletzungen geahndet; die schuldige Ehefrau kann ihrer Sippe wieder zugeschickt werden. Der betreffende Mann geht frei aus (Schultz-Ewerth S. 132).

§ 5. Die Stellung zum Diebstahl (s. d.) hängt natürlich mit der Ausbildung des Eigentums (s. d. A und Kommunismus), insbesondere des mobilen Besitzes (s. Reichtum, Wirtschaft D), zusammen.

Der Raub erscheint im Gegensatz zum Diebstahl vorwiegend als Handlung, die unter fremden Familien, Sippen oder Stämmen vorgenommen wird, gestaltet sich also überwiegend als eine den Kampf und die Fehde begleitende Handlung. Innerhalb der Friedensgemeinde (s. Gau A, Gemeinde, Horde) wird man vergeblich nach Raubtaten suchen.

Bei dem Jäger- und Sammlerinnen-Volk der Bergdama ist man besonders empfindlich gegen Jagdfrevel, der darin gesehen wird, daß ein Fremder auf eigenem Gebiet dem Wild nachgeht. Wurde ein solcher oder ein Dieb von Ziegen auf frischer Tat ertappt, so konnte er wohl an Ort und Stelle getötet werden, gewöhnlich aber brachte

man ihn vor die Alten, die Sippenautorität, die dann über sein Schicksal entschieden. Es konnte aber auch vorkommen, daß man ihm nur alles abnahm und ihn dann laufen ließ. So wie die Australier achten auch die Bergdama auf den Honigdiebstahl. Man weiß sich aber, wenn man den Dieb nicht kennt, nicht anders zu helfen als durch einen Zauber, der dem Dieb das Leben kosten soll (Vedder S. 146, 149; vgl. a. ebd. S. 85).

Wird bei den Boloki des mittl. Kongo-Gebietes ein Gegenstand gestohlen, so durchzieht der Besitzer die Straßen des Dorfes, ruft mit lauter Stimme die Beschreibung des Gegenstandes aus und wünscht auf den Dieb alle Flüche (s. d. A) herab, auf die er sich besinnen kann. Diese Flüche sind häufig so schrecklich, daß der Dieb dadurch eingeschüchtert wird und das gestohlene Gut im geheimen wieder zurückträgt (s. a. Gericht A). Wenn es sich um den Diebstahl an Bodenerzeugnissen handelt, z. B. Kassawa-Wurzeln, so bindet das bestohlene Weib ein Stück Kassawa-Wurzel an das gespaltene Ende eines Stockes und befestigt gerade darunter ein Stück der *Euphorbia candelabra*, ein mächtiges Zaubermittel. Dies trägt sie durch das Dorf, ruft ihren Verlust aus und beschwört schreckliche Strafen auf den Dieb; während sie so schreit, prügelt sie ihren Fetischstock mit einem anderen Stück Holz, um ihn zur Tätigkeit gegen den Räuber anzuspornen. — Wenn irgendein wertvoller Gegenstand, ein Stück Stoff, ein großes Messer oder eine Axt, abhanden gekommen ist und der Besitzer den Verdacht hegt, daß ein bestimmter Mann den Diebstahl begangen hat, so kann er diesen verklagen. Leugnet der Beklagte den Diebstahl, so kann der Ankläger verlangen, daß er sich dem Gottesurteil (s. d.), „der Probe“, unterwerfe. Eine Weigerung gilt als Eingeständnis der Schuld. Zeugt die Probe gegen den Beklagten, so muß er den gestohlenen Gegenstand ersetzen und alle Unkosten des Verfahrens erstatten. Wird aber seine Unschuld erwiesen, dann muß der Ankläger dem Beklagten eine Entschädigung geben und denjenigen, die den Trank für das Gottesurteil bereiteten, den festgesetzten Lohn bezahlen. Daher stützen sich nicht viele Anklagen auf bloßen Verdacht, sondern die Geschädigten ziehen es

vor, das gestohlene Gut bei dem Dieb selbst zu suchen oder seine Spur zu verfolgen durch die, welche es von ihm gekauft oder erhalten haben (Weeks S. 137).

Aus diesen Ausführungen geht hervor, welche Methoden der Ermittlung der Rechtslage, auch der Erfassung der Schuldigen, hilfreich sein können, so fremdartig von unserem Standpunkt aus die angewendeten Verfahren, wie das Gottesurteil (s. d.), auch sein mögen.

Bezüglich des Diebstahls muß man bei den Berichten immer sehr scharf zwischen dem Verhalten gegen die Weißen und dem unter den eigenen Volksangehörigen unterscheiden. Über Beobachtungen derselben Art, wie ich sie z. B. in der Südsee machte, berichtet Tessmann (II 230 ff.) aus West-Afrika von den Pangwe. Nicht nur die große Zahl der neuen und für den Neger höchst begehrenswerten europäischen Gegenstände reizt die Begierde, sondern es ist der verhältnismäßig überreichliche Besitz überhaupt, der gewissermaßen zu einem Ausgleich drängt. Unter Umständen kann es daher oft, wie besonders bei den Jaunde, zu einem Sport ausarten, die Europäer zu bestehlen.

Ganz anders liegen natürlich die Dinge zwischen den Stammesgenossen selbst. Während der Europäer gewissermaßen als *extra leges* stehend aufgefaßt, nicht in Gesellschaftsordnungen einbezogen wird, treten Moral (s. d.) und Recht (s. d.) eigentlich nur den Stammesangehörigen gegenüber in Kraft. — Das Verhalten den Dieben gegenüber ist sehr verschieden und schwankt zwischen den Extremen einer gewissen Hilflosigkeit, die den Diebstahl als private Angelegenheit betrachtet und nur die Rückgabe des Eigentums verlangt, und der schärfsten Vergeltung durch den Tod. Allerdings handelt es sich dann gewöhnlich nicht um Blutrache, sondern um die Durchführung einer „Strafe“ (s. d.). Damit dieser Charakter einer Strafe in Erscheinung tritt, wendet man gern eine „transzendente Sanktion“ an. Tessmann (II 231) erzählt von einem Mann aus Mabungo (Ngbugue), der offenbar an Kleptomanie litt und den anderen Leuten beständig Hühner und Sachen wegnahm, für die seine Angehörigen andauernd bezahlen mußten. Da man dessen überdrüssig wurde, beschloß man, sich seiner

mit Hilfe eines Kultgeistes zu entledigen. Nach zwei Tagen soll der Mann „im Sumpf“ gestorben sein, was die Vermutung nahelegt, daß er dort überfallen und ertränkt wurde. — Hat eine Frau wiederholt gestohlen, so kann man sie zurückgeben, man bekommt dann das Heiratsgut anstandslos wieder ausgezahlt, da der Vater dem Schwiegersohn ein weiteres Zusammenleben mit einer Diebin nicht zumuten kann. — Daß der Diebstahl außerhalb des Kreises pathologischer Personen so wenig vorkommt, liegt, wie Tessmann (II 231) in bezug auf die Pangwe meint, zum Teil an der Angst vor den religiösen Mächten, vor den furchtbaren Strafen des knochen-schüttelnden *Ngî*, zum anderen Teil aber an der Furcht vor dem Schimpf und der Ächtung der Pangwe-Gesellschaft, in deren Augen der Diebstahl innerhalb der Sippe etwas außerordentlich Beschämendes und Gemeines ist. Diese Furcht vor dem Verlust der gesellschaftlichen Stellung ist so groß, daß man auch bei befreundeten Familienverbänden Diebstahl vermeidet. Man würde bei ihnen sozusagen gesellschaftlich unmöglich werden und kaum eine Frau, die man doch aus befreundeter Sippe wählen muß, bekommen. — Anders gestalten sich die Dinge, wenn die Pangwe etwa als Träger oder als Händler durch fremde Landschaften ziehen, die weit von der Heimat abliegen, oder sich auf Stationen der Europäer befinden, auf denen durch die andersartigen Lebensbedingungen die alten Sitten und Gebräuche erschüttert wurden. Hier fehlen oder fallen die äußeren und inneren Schranken, und die Gelegenheit macht Diebe, auch wenn es sich um Schwarze gegen Schwarze handelt. — Dies gilt nicht allein für die Pangwe Westafrikas, sondern beinahe ganz allgemein, zum mindesten für die Südsee ebensogut, wie ich aus eigener Erfahrung hinzufügen möchte.

Bei Gelegenheitsdiebstahl begnügen sich die Pangwe mit der Rückgabe des gestohlenen Gutes, bzw. mit Ersatz des Wertes. Ja, man scheint in diesen Wert die Schande des Diebes miteinzurechnen und sich deshalb mit weniger zu begnügen. — Bei den Fang dagegen wird der Gelegenheitsdiebstahl mit einer besonderen Geldstrafe an Speeren belegt, die dort „Wertträger“

sind (s. Wirtschaft D). Vollführen junge Leute Diebstähle, so haben sie sich auf eine Tracht Prügel von ihrem Vater gefaßt zu machen, wenn die Sache herauskommt.

Um dem Diebstahl vorzubeugen, verwenden die Pangwe eine Reihe von zauberisch gedachten Abschreckungsmitteln, so z. B. einen sog. Quastenstachler (*ngûm*), der aus einem Streifen Raphia-Mark besteht, in das Stacheln des Quastenstachlers gesteckt sind. Das weiche Mark soll den Dieb weich, widerstandslos machen, die Stacheln sollen bewirken, daß den Dieb die Speere des Zauberwesens treffen und ihm schwere Krankheit bringen u. dgl. m. (Tessmann II 233). — Wenn Haustiere fremdes Eigentum stehlen oder beschädigen, so muß der gleiche Wert erstattet werden. Für ein paar vom Hund gestohlene Eier gibt man ein Huhn, für ein Huhn ein anderes, für ein Stück Fleisch den Geldwert. Verwüsten Ziegen oder Schafe eine Erdnuß- oder Kassawa-Pflanzung, so muß dem Geschädigten ein gleich großes Stück Land als Ersatz gegeben werden.

Hehlerei wird bei den Pangwe mit dem halben Strafmaß wie Diebstahl belegt.

Bei der vorwiegend privatrechtlichen Auffassung des Diebstahls wird es nicht als Unrecht betrachtet, keine Anzeige zu erstatten. Hat ein Mann *A* einem anderen *B* etwas gestohlen und es an *C* weiterverkauft, so kann *B* den Gegenstand von *C* nicht zurückverlangen, sondern hat sich an *A* zu halten. Ist dieser nicht zu erreichen, so muß er den Schaden tragen.

Ehebruch (s. d. A) wird als eine Art von Diebstahl (s. a. § 4) bei den Pangwe und auch bei vielen anderen Völkern aufgefaßt.

Im alten russ. Recht kommt der Diebstahl nahe der Gebrauchsanmaßung einer fremden, verlorengegangenen Sache, wie Pferd, Waffe, Kleid, oder eines entlaufenen Sklaven. Erfolgt nach der gehörigen öffentlichen Verkündung des Verlustes auf dem Marktplatz nicht die Rückgabe, so tritt bei Auffindung der Sache bzw. des Sklaven außer der Rückgabe noch eine Strafe von drei Grivna ein (Goetz S. 125).

§ 6. In den geschichteten Gemeinwesen mit autoritärer Gewalt, in den vorarchaischen Verbänden, in denen es bereits zu einer Formulierung gewisser Rechtsnormen

gekommen ist, bringt diese einen starren Formalismus in das gesamte Rechtsleben. Daher kann z. B. die Frage der Schuld (s. d.) oft gar nicht mehr aufgeworfen werden, während ihr in den elastischeren Beziehungen einfacherer Gemeinden, z. B. bei den Bergdama, Rechnung getragen wird. Gewisse Tatbilder gewinnen eine feste Form in der Überlieferung oder werden manchmal sogar in Worten oder Sätzen kristallisiert. So bringt dieser Fortschritt eine stärkere Abspaltung der rein rechtlichen Beziehungen, aber den Nachteil einer größeren Mechanisierung, die mitunter, wie das an den folgenden Beispielen gezeigt wird, zu einseitigen Verzerrungen führt. Ein gewisser Tatkomplex erhält auf Grund äußerlicher Indizien eine traditionelle Bewertung und psychologische Deutung. Von da aus wird starr auf eine bestimmte antisoziale Einstellung zurückgeschlossen. Im einzelnen hängen diese Wertungen und Deutungen natürlich mit Einrichtungen wie dem Patriarchat (s. d. A.) zusammen oder mit der Stellung der Frau. Daraus ergibt sich die Klassifizierung der Missetaten, die sich in den ausgebildeteren Rechten zunächst beständig an einen derartigen Formalismus hält.

Bei den Kpelle Westafrikas werden im allgemeinen die Handlungen auf das hier zur Ausbildung gelangte private und Familien-eigentum (s. Eigentum A) bezogen. Auf diese Weise gewinnen auch Handlungen, die wir als Verbrechen betrachten, hier den Charakter von zivilrechtlichen Schädigungen. Für solche wird nun, da bei den Kpelle eine feste, sogar instanzmäßig gegliederte Gerichtsorganisation (s. Gericht A) vorhanden ist, die Obrigkeit zum Ersatz des erlittenen Schadens angerufen. Das Gericht hat lediglich festzustellen, ob und durch wen jemand geschädigt worden und welche Entschädigung dafür zu leisten ist. Die Obrigkeit spielt also hauptsächlich die Rolle eines Schiedsrichters. Darum ist auch das Begehen einer gesetzwidrigen Tat weder entehrend, noch zieht es im allg. strafrechtliche Konsequenzen nach sich. Hat jemand mit oder ohne Absicht einen Menschen getötet, eines anderen Frau mißbraucht, ein Mädchen vergewaltigt, so betrachtet man das ebenso als einen „Sachschaden“ wie Diebstahl, Raub oder Brandstiftung. Der

Missetäter oder seine Sippe hat nach Maßgabe der in den Stammesgesetzen für jeden Einzelfall festgesetzten Buße diesen Schaden wieder gutzumachen. Für die Tötung einer Person ist z. B. der Wert von 7 Sklaven und außerdem ein lebender Mensch zu zahlen. Da eine persönliche Schuldfrage nicht gestellt wird, brauchen auch die Verantwortung und die aus der Tat entstehenden Rechtsfolgen nicht dem Täter selbst zur Last zu fallen, vielmehr ist das eine Angelegenheit der ganzen Sippe, deren Erledigung das Sippenhaupt in die Hand nimmt. Wird der Täter auf frischer Tat ertappt, so ergreift man ihn und legt ihn in die Stockfessel, jedoch nicht zur Strafe, sondern zur Bürgschaft (s. d. A.), als Geisel für die Erlangung des fällig gewordenen Entschädigungsanspruches. Der von dem Vorfall in Kenntnis gesetzte Fürst (s. Häuptling, Staat) benachrichtigt die Angehörigen des Missetäters, um sie zur Zahlung des Schadenersatzes innerhalb einer bestimmten Frist aufzufordern, widrigenfalls der Täter als Sklave verkauft und der Geschädigte aus dem Erlös befriedigt wird. Das Sippenhaupt bemüht sich, die geforderte Zahl von Menschen aus seiner oder seiner Leute Sklaven oder, wenn es sich nur um ein Pfand handelt, aus seinen Familienangehörigen aufzubringen. Wird jemand bei einem schweren Vergehen wie Mord und Ehebruch (s. § 4) auf frischer Tat ertappt, so nimmt der Geschädigte in der Regel die Rache selbst in die Hand und geht in der folgenden Gerichtsverhandlung entweder frei aus oder kommt mit einer leichten Bestrafung davon, auch wenn seine an dem Täter begangene Vergeltung über das übliche Strafmaß hinausgeht. Als erschwerend gilt die Tat im Hause oder auf dem Felde des Geschädigten. Die Allgemeinheit wendet ihr Interesse nur in einigen wenigen Fällen solchen Taten zu, die als gemeingefährlich betrachtet werden. Als solche gelten das Umgehen mit einem bösen Geist (s. § 3), schwere Brandstiftung (s. § 2) und unverbesserliche Neigung zum Diebstahl (s. § 5). In diesen Fällen schreitet man zur Hinrichtung, zur Ausweisung oder (bei den n. Toma) zum Abhauen einer Hand. Doch auch hierbei handelt es sich hauptsächlich darum, den betreffenden Verbrecher unschädlich

zu machen, nicht eigentlich, um eine bestrafende Vergeltung oder eine Maßnahme zur Besserung herbeizuführen (s. Strafe). Ein solcher Gedanke liegt den Kpelle fern, denn einen bösen Geist kann man ohne Schuld in sich tragen, und die anderen Verbrechen werden deshalb begangen, „weil man mit einem Herzen geboren ist, das einen unwiderstehlich zu solchen Handlungen treibt“. Aber auch diese Verbrechen können, wenn nicht besonders erschwerende Umstände vorliegen, durch Zahlung einer Geldsumme an die Geschädigten oder durch gleichzeitiges Einfangen und Abtöten des bösen Geistes aus der Welt geschafft werden (Westermann S. 103f.).

Bezüglich des alten Island meint Heusler (S. 32 ff.), daß dort jede grundsätzliche Scheidung der Verbrechen nach ihrer Schwere fehlt. Die Sagas kennen den *nidingr*, „Neiding“, das *nidings verk*, „die Neidings-Tat“, und das *nidas*, „zum Neiding werden“. Aber dabei denken sie nicht an Taten, die der strengsten Ahndung verfallen, keiner Sühne fähig wären. Die Ausdrücke zielen auf das Schimpfliche einer Handlung, wie auch *nid* (Neid) die Bedeutung „Schimpf“ hat. Als *nidings verk* werden sowohl der Angriff auf den leiblichen Vetter oder den Schwurbruder, die beabsichtigte Tötung einer Frau oder die Erschlagung eines achtjährigen Knaben betrachtet als auch das Zurückweichen des Gegners beim Holmgang. Auch der *óbótamadr* ist nicht, wie in Norwegen, der Verüber einer Tat, für die es keine Buße gibt. Einen Gegensatz zwischen öffentlichen Delikten und privaten (Fehdsachen) kennen die Familien-Sagas nicht. Es werden keine Missetaten erzählt, die man als gegen die Allgemeinheit gerichtet auffaßt. Zu Landesverrat oder Heeresflucht bestand keine Gelegenheit. Gewaltsame Sprengungen der Thing-Versammlungen, die mehrmals vorkamen, verfolgte man nicht im Namen der Gesamtheit, sondern der benachteiligte Kläger suchte sich mit Waffengewalt oder durch Klage vor einem anderen Thing zu helfen. Selbst die Besudlung eines geheiligten Thing-Platzes wurde nach Art von privaten Fehden durch schließlichen Vergleich ausgetragen. Die Verweigerung der üblichen Tempelabgabe an eine Priesterin wurde ebenfalls durch eine private

Klage vor dem Thing erledigt. Alle Vergehen unterlagen der Verfolgung durch die Partei.

Charakteristisch für die Wahl des schuldigen Verbrechers bei Mordtaten ist der Formalismus des Verfahrens. Ein Mann wurde unter den Bergvölkern des Kaukasus eines Mordes für schuldig befunden, weil 40 Verwandte des Erschlagenen einen Eid auf den Korän leisteten, daß der Betreffende der Mörder war. Darauf wurde dieser auf 15 Jahre verbannt und mußte den Verwandten des Getöteten einen dreijährigen Ochsen geben. Später bekannte ein Einwohner der Siedlung (des *Auls*), daß der Verurteilte nicht der Täter sei. Das Gericht stellte nun auf die Bitte um die Rückkehr des Unschuldigen folgende Erwägung an: „Unser *Adat* (Gewohnheitsrecht) erlaubt uns nicht, auf solche Bitten einzugehen. Wer durch den Eid auf den Korän als Mörder und *Qanly* (Friedloser, Verbannter) bezeichnet ist, kann weder freigesprochen werden, noch kann ihm die Rückkehr erlaubt werden, was auch in der Folge geschehe. Sonst wäre das eine Gotteslästerung. Das sähe aus, als wären wir fähig, auf den Korän zu schwören, ohne von der Richtigkeit unserer Sache ganz überzeugt zu sein“ (s. Eid A, Fluch A, Gericht A, Gottesurteil). — Die Frage, die sich der Daghestaner in diesem Falle und in ähnlichen Fällen vorlegt, lautet nicht: „Wer ist der Schuldige?“, sondern „Wer soll büßen? An wen halte ich mich wegen des Schadenersatzes?“ Nicht, daß, wenn der eigentliche Täter unbekannt ist, einfach ein beliebiger als solcher bezeichnet werden könnte. Jedoch sucht man nicht einer abstrakten Gerechtigkeit Rechnung zu tragen, ebenso wenig wie einem blinden Rachegefühl, sondern man sucht nach jemandem, nach einem Sündenbock (s. Gottesurteil, Idol A 1), auf den man die erlittene Einbuße an materiellem Gut und geistigem, nämlich an Einfluß und Ansehen, abwälzen kann. Daß man dabei einem etwa gehegten Verdacht Spielraum einräumt, ist naheliegend. — Solange die Blutrache (s. d.) in voller Kraft steht, keine Ablösung durch Buße (s. d.) eingetreten ist, hält sich der bluträchende Verband an den ganzen Verband des Täters, seine Familie, Sippe oder Stamm.

Wird aber eine Komposition, eine Buße, zugestanden, so ist die Ermittlung des schuldigen Missetäters, zumal dort, wo das Privatigentum der Klein-Familie (s. Familie A) entscheidende Bedeutung gewonnen hat, wichtig. Erst in diesem Rahmen also hat die Ermittlung einer schuldigen Einzelperson Sinn. Die Sippe oder die Partei des Missetäters hat selbst ein gewisses Interesse an der Verbannung des Täters, um sich vor der beständigen Gefahr eines Rachemordes zu sichern. Denn auch die Zahlung einer Buße beseitigt noch keineswegs die Neigung zur Blutrache. — Die *Adate* (Gewohnheitsrechte) der kaukas. Bergvölker fordern auf jeden Fall einen Verantwortlichen, wenn der Täter unbekannt ist, oder wenn nur Verdacht vorliegt. Im darginischen Kreis kann auf den bloßen Verdacht hin nur eine einzige Person des Mordes bezichtigt werden, selbst wenn der Getötete mehrere Wunden aufweist. Sonst können zwei als Täter erklärt werden, auch dann, wenn die Zahl der Wunden größer ist. In den Landgemeinden von Akuscha, Balchar und Tsumikan können soviel Personen des Mordes verdächtigt werden, als Wunden vorhanden sind. — Im arvaischen Kreis, in der Koisubuler Naibschafft und in einem Teil von Chunchach dürfen die Verwandten eines Verwundeten, der, ohne jemand wegen seiner Verwundung zu bezichtigen, gestorben ist, einen beliebigen als Täter bezeichnen, sie müssen ihn mit 50 nahen Verwandten, die der Beschuldigte auswählt, durch Eid belasten usw. — Ist kein Geständnis zu erreichen, und sind keine Zeugen da, so muß im allg. der Kläger im Darginer Kreis seinen Verdacht mit einer mehr oder minder großen Zahl seiner Verwandten beschwören. — In diesem selben Kreis gilt, daß der an einer Verwundung Sterbende auf den Korān schwören muß, der und der habe ihm die tödliche Wunde beigebracht. Stirbt er, ehe er Zeit hatte, zu schwören, so kann auch die von dem Toten bezeichnete Person (bzw. Personen) der Tat bezichtigt werden. Die Zahl der Täter kann nicht größer sein als die Zahl der Wunden. Die vom Sterbenden Angegebenen gelten als Täter, auch wenn das Geständnis eines Anderen seinen Aussagen entgegenstände usw. (Dirr S. 88 ff.).

§ 7. Die Entstehung der geschichteten Staaten, in denen die ethnischen Gruppen

zu sozialen Klassen mit hervortretenden wirtschaftlichen Unterschieden an Wohlstand werden (s. Staat, Wirtschaft D), bringt als Schattenseite das Gespenst des Verbrechens im modernen Sinn erst zur Entwicklung.

In einer Denkschrift aus der Han-Zeit unter dem großen Kaiser Wuti (140—87 v. C.) erklärte der weise Tung Tschung Schu u. a., daß bei schlechter Verwaltung „ganze Herden von Verbrechern gleichzeitig hervorkamen, und daß dann Todesstrafe auf Todesstrafe folgte“. Aber trotzdem hörte das Verbrechen nicht auf. So hatten sich die Sitten gewandelt. Darum sagt Konfuzius: Wenn man durch Regierungsmaßnahmen leitet und durch Strafen in Ordnung hält, so sucht das Volk Auswege und hat kein Schamgefühl (Seufert S. 35).

Entsprechend der ganzen primitiven Denkweise (s. Primitives Denken), die sich in die äußere Erscheinung hält, wird auch die Einteilung der Verbrechen unter dem Gesichtspunkt der sie begleitenden Umstände, nicht psychologischer Motive, vorgenommen, oder es wird wenigstens in schematischer Weise von gewissen Erscheinungen regelmäßig und unabänderlich auch auf gewisse Motive und Absichten zurückgeschlossen. Das gilt selbst noch für das mittelalterliche Rechtsleben. Die dritte Redaktion des russischen Rechtes kennt z. B. drei Fälle vorsätzlicher Tötung: 1. „Erschlagen beim Streit im Gelage öffentlich“, die vorsätzliche, nicht mit Überlegung ausgeführte Tötung (den Totschlag); 2. das Erschlagen im Überfall, die vorsätzlich mit Überlegung ausgeführte Tötung, den Mord; die Gemeinde, in der der Kopf des Erschlagenen liegt, muß den Mörder aufsuchen; 3. den schweren Mord, den Raubmord, dem kein Streit voranging, der etwa die Veranlassung zur Tötung war; auch fehlt hierbei die Möglichkeit der Ausübung von Blutrache (Goetz S. 114f.). Ähnlich ist es in den germ. Rechten.

S. a. Blutrache, Blutschande, Bürgerschaft A, Busse, Diebstahl, Eid A, Fehde, Fluch A, Gericht A, Gottesurteil, Häuptling, Heiratsordnung, Moral, Recht, Schuld, Strafe, Vertrag.

Dirr *Aus dem Gewohnheitsrecht der kaukasischen Bergvölker* Zfvgl. RW. 41 (1925); Goetz *Das russische Recht* Zfvgl. RW. 31 (1914); Hall

Narrative of the Second Arctic Expedition ed. by Nourse 1879; Heusler *Das Strafrecht der Isländersagas* 1911; Kleiweg de Zwaan *Vorstellungen über den Diebstahl bei den Eingeborenen des indischen Archipels* Intern. Archiv f. Ethnogr. 22 Suppl. 1915; König *Der Rechtsbruch und sein Ausgleich bei den Eskimos* Anthropos 19, 20 (1924/25); Kruglewski *Das Strafrecht als Kulturfaktor* 1927; Malinowski *Crime and Custom in Savage Society* 1926; Max Schmidt *Zur Rechtsgeschichte Afrikas. II. Aus portugies. und holländ. Berichten* Zfvgl. RW. 31 (1914); Schultz-Ewerth *Samoanisches Recht* Blätter f. vgl. RW. und Volkswirtschaftslehre 18, 7—9 (1924); Seufert *Urkunden zur staatlichen Neuordnung unter der Han-Dynastie* Mitt. Sem. Orient. Spr. 23—25 (1925); Tessmann *Die Pangwe II* (1913); Thurnwald *Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel. III. Volk, Staat und Wirtschaft* 1912; Tregear *The Maori Race* 1904; Vedder *Die Bergdama* 1923; Weeks *Dreißig Jahre am Kongo* 1914; Westermann *Die Kpelle* 1921.

Thurnwald

Verbrennen s. Leichenverbrennung, Strafe.

Verbrüderung s. Brüderschaft (Künstliche), Levirat.

Verholensker Berg s. Sibirien A.

Vereisungen (Quartäre) s. Diluvialgeologie.

Vergeltung. Wenn wir in der Südsee, z. B. bei dem Stamm der Bânaro am Töpferfluß in Neu-Guinea, den Bau der Festhallen betrachten, so fällt uns bei der Symmetrie der Anlage auf, daß eine jede Seite des Hauses für je eine Sippe, eine Hälfte des Klans, bestimmt ist. Der Symmetrie des Hallenbaues entspricht eine Symmetrie der Gesellschaftsordnung. Derartige symmetrische Konstruktionen finden wir sehr verbreitet, teils als Spaltung eines Klans oder einer Sippe, teils eines ganzen Stammes in zwei Hälften. Mit den Spaltungen des Klans oder der Sippe pflegen parallelgehende Berechtigungen einer jeden Hälfte einherzugehen. Die Stammeshalbierung wird vor allem durch den exogamen Charakter gekennzeichnet (s. Heiratsordnung), wonach die Angehörigen der einen Hälfte nur mit solchen der anderen eine Ehe eingehen dürfen (vgl. Thurnwald 1921 S. 15, 16, 19, 22).

Die Beziehungen zwischen bestimmten Verwandten, z. B. zwischen Mutterbruder und Schwestersonn, zwischen Mann und Frau (s. d. A und Familie A), sind, wie auch

die zwischen Bruder und Schwester und unter den Brüdern, z. B. in der mutterrechtlichen Gesellschaft der Trobriander (Bewohner von Neu-Guinea ö. vorgelagerten Inseln), auf strenge Gegenseitigkeit in der Leistung eingestellt (Malinowski S. 39 ff., 46 ff.). Diese Symmetrie von Handlungen nennen wir das Prinzip der Vergeltung. Es liegt zweifellos als „adäquate Reaktion“ tief verwurzelt im menschlichen Lebensablauf, und ihm kam von jeher die größte Bedeutung im sozialen Leben zu.

Der Europäer wird auch als erster Weißer unter eingeborenen Stämmen (wie ich z. B. im Zentral-Gebirge von Neu-Guinea) die Erfahrung machen, daß trotz fast mangelnder Verständigung seine Geschenke spontan durch Gegengaben erwidert werden.

Kann im Augenblick aus irgendwelchen Gründen keine volle Gegenleistung erfolgen, so verlangt es die Sitte, wenigstens eine Art Abschlagszahlung, die z. B. auf Buin (Bougainville, Salomo-Insel) *mamoko* genannt wird, zu entrichten. Sie besteht in Tabak oder ein paar Muscheln oder Armringsen, und soll in einem gewissen Anteilsatz zu der Gegengabe stehen (Thurnwald 1912 S. 37).

Dieses Prinzip strenger Gegenseitigkeit hängt mit dem ausgeprägten Gefühl der Gleichheit unter den Einzelnen zusammen (s. Demokratie). Es wird als Kränkung der persönlichen Geltung betrachtet, wenn nicht Gleiches mit Gleichem vergolten wird oder wenigstens eine andeutungsweise symbolische V. stattfindet. Jeder Leistung soll eine Gegenleistung entsprechen.

So sehen wir auch in Gesellschaften, wie in der der Trobriander, ein wechselseitiges Geben und Nehmen die Fäden des sozialen Zusammenhanges verstärken (Malinowski S. 40 ff.).

Dieses Prinzip der wechselseitigen und gegenseitigen Leistung zeigt, daß eigentlich in den erwähnten Gesellschaften, trotz gewisser „kommunistischer“ Züge (s. Kommunismus), im Grunde ein sehr scharf ausgeprägtes Eigentumsgefühl die Angehörigen der Gemeinschaft erfüllt (s. Eigentum A), daß sie andererseits jedoch durch starke Bande, die gerade das Geltungsbedürfnis des Einzelnen befriedigen, zu einer Gemeinde verbunden werden. Denn auch der gemeinsame Anspruch auf den Gau, oder bei Hirten-

stämmen auf die Herde, wird durch wohl- ausgeglichene wechselseitige Ansprüche der einen an die anderen ergänzt.

Auch in die geschichteten Gesellschaften ragt das Prinzip der Gegenseitigkeit zunächst noch außerordentlich stark hinein. Denn in gleicher Weise beruhen die Beziehungen zwischen Schutzherren und Vasallen (s. Lehen), zwischen Häuptling (s. d.) und Untertanen (Malinowski S. 39 ff.) in den primitiven Gesellschaften auf strenger Gegenseitigkeit. Ähnliches haben wir z. B. auch bei dem symbiotischen Zusammenleben zwischen Hirten und Feldbauern in Ostafrika (vgl. Roscoe *The Bakitara*; ders. *The Banyankole* 1923) gesehen, wenn diese in früheren Zeiten gewisse Überschüsse ihrer Produktion geschenkwiese miteinander austauschten (s. Politische Entwicklung).

Mit diesen auf Gleichheit von Leistung und Gegenleistung beruhenden Prinzipien hängt auch ein eigentümlicher Ostrakismos zusammen. Besitzt einer z. B. auf Buin irgend etwas Besonderes, wie z. B. eine schöne Trommel, so hat er dafür, um den Neid der anderen zu beschwichtigen, gelegentlich dem einen oder anderen, der es verlangt, eine „Trostgabe“ zu entrichten, damit ihm ein solcher Neider seine Trommel nicht zerschlägt. Unter diesem Gesichtspunkt wird es auch verständlich, daß junge Leute, die beim Europäer im Dienst waren und mit der Natural-Entlohnung etwa für drei Jahre Arbeit nach Hause zurückkehren, den ganzen Arbeitsertrag der drei Jahre sofort ihren Angehörigen zur Verfügung stellen müssen. Diesen Vorgang hat man früher irrtümlich als kommunistischen Zug aufgefaßt, während es sich tatsächlich auch hier um eine Art Loskauf vom Neid handelt.

Dieses Vergeltungsprinzip äußert sich namentlich gegenüber zugefügtem Unrecht, wirklichem oder vermeintlichem; nicht nur den Menschen gegenüber, sondern auch dem Tier. Beißt z. B. eine Krabbe einen Mann, so ruft der andere: „Gib es ihr zurück!“ Auf diesem Prinzip beruhen die Vergeltungstaten der Blutrache (s. d.) und späterhin der Bußen (s. d.) und Strafen (s. d.).

S. a. Blutrache, Busse, Demokratie, Familie A, Häuptling, Kommunis-

mus, Lehen, Primitives Denken, Strafe.

Malinowski *Crime and Custom in Savage Society* 1926; Thurnwald *Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel. III. Volk, Staat und Wirtschaft* 1912; ders. *Die Gemeinde der Bánaro* 1921. Thurnwald

Vergolden. A. Europa. § 1. Die einfachste und allg. angewandte Art des V. ist das Plattieren, d. h. Auflegen und Befestigen eines dünnen Goldblechs (s. Plattieren).

§ 2. Das Altertum kannte noch eine andere Art kalten V., indem runder Draht oder glatter oder gerippter Lahn (s. d.) so dicht um den Bronzekern gewickelt wird, daß der Eindruck einer geschlossenen Goldfläche entsteht. Das Verfahren war in der IV. Per. der nord. BZ zur Verzierung von Bronzen sehr beliebt. Ferner findet man hauptsächlich in Schleswig-Holstein schon in der III. Per., einmal auch in Böhmen, eng gedrehte Spiralröllchen aus Golddraht, mit denen wahrscheinlich Bänder, Troddeln u. dergl. aus vergänglichem Stoff umwickelt waren. Im S wendeten die etrusk. Goldschmiede das Umwickeln bei Fibeln an.

§ 3. Die Kenntnis der Feuervergoldung in vorchristlicher Zeit ist umstritten. M. Rosenberg glaubt sie an einem Krater aus dem Bernardini-Grabe in Praeneste (s. d.) aus der Mitte des 7. Jh. v. C. (Band VI Tf. 37b), den er für phön. hält, erkennen zu können. Bezeugt wird sie erst von Plinius (Nat. Hist. XXXIII 20, 42) und findet sich häufig an Gegenständen der RKZ. Dem N war sie bis zur Wikingerzeit unbekannt.

§ 4. Das galvanische („nasse“) V. kommt im Altertum nicht vor.

O. Almgren *Kung Björns Hög* 1905 S. 29f., 56; M. Rosenberg *Geschichte der Goldschmiedekunst auf techn. Grundlage I* (1910) S. 125ff., 129.

Alfred Götze

B. Ägypten. § 1. Blattgold aufgelegt. Die Äg. haben in älterer Zeit die Vergoldung stets durch aufgelegtes Blattgold hergestellt. Dabei bringen sie dünn ausgewalztes und ausgeschlagenes Goldblech auf die Unterlage, die schon ihrerseits die genaue Form des endgültigen Stückes mit den Figuren oder Inschriften in Relief zeigt. Das Goldblech wird aufgepaßt, angeklöpft und befestigt. Gelegentlich hilft

man mit Stuck oder Harz als Füllung und Bindemittel nach.

Aus der Frühzeit ist aus Nubien ein hölzerner Keulenschaft mit Tierdarstellungen erhalten, bei dem das Holzrelief mit dem in diesem Lande so häufigen Golde bedeckt ist (The Archaeological Survey of Nubia, Bulletin Nr. 7 [1911] S. 18 Abb. 3). Ferner aus einem Grabe der 1. Dyn. eine kleine, steinerne Opfertafel mit Goldbelag (Quibell *Hierakonpolis* I [1900] Tf. 19, 4 = 20, 9). Aus der 5. Dyn. stammt ein hölzerner Beschlag eines Stockes aus Abydos, bei dem freilich das Gold so dick gelassen ist, daß man eigentlich nicht von einer Blattvergoldung sprechen kann. Feines Holzrelief kommt bei der Auflage des Blattgoldes nur dann zur Geltung, wenn das Gold sehr dünn ist. Wegen ungenügender Auswalzung verliert der Reliefschmuck seine Wirkung z. B. an dem Dolchgriff der Hyksos-Zeit in Kairo (Ann. Serv. Antiqu. Égypte 7 [1907] S. 115). Ebenso auch noch an dem Axtgriff der Königin Ahhôtep und einigen ihrer Schmucksachen aus Theben. Im NR ist die Auflage von Blattgold geschickt gehandhabt an silbernen Ohringen, bei denen sie sich der Unterlage fest anfügt. In der Spätzeit sind Bronzefiguren gelegentlich ganz oder teilweise mit Gold überzogen gewesen, von dem heute meist nur noch Spuren vorhanden sind (z. B. Hildesheim 46: syr. Kriegsgott Reschef). An einigen Bronzefiguren sind kleine Goldplatten zur Hervorhebung bestimmter Teile aufgelegt, z. B. an den Augen (Hildesheim 384: Pharao im Kriegshelm). Das älteste Beispiel für die Auflage von dünnem Blattgold sind die Scheingefäße aus dem Totentempel des Königs Nefererkerê (Dyn. 5), bei denen zwischen dem Holzkern und dem Blattgold eine Stuckschicht liegt. Blattvergoldung auf einem Metallkern kommt zuerst an der kupfernen Krone einer Osiris-Figur aus Abydos vor, die dem Ende des AR angehören mag; auch hier ist eine Stuckschicht als Unterlage des Goldes angebracht (Petrie *Abydos* II Tf. 21, 11).

§ 2. Feuervergoldung. Man pflegt die Feuervergoldung den Äg. abzusprechen, weil sie das Quecksilber nicht gekannt haben, das heute zur Aufbringung des einzubrennenden Goldes unerlässlich ist. Nun

sind aber seit langer Zeit Vergoldungen an äg. Arbeiten bekannt, die nur im Feuer hergestellt sein können, und man hat auch Anweisungen bekannt gemacht, die eine Feuervergoldung durch eine Legierung von zwei Teilen Blei und einem Teil Gold vorschreiben (3. Jh. n. C.). Bei dem Einbrennen verschwindet das Blei, während das Gold sich mit der Unterlage verbindet; bei mehrfacher Wiederholung des Verfahrens setzt sich eine Vergoldung von genügender Stärke an. Feuervergoldung auf Bronze ist seit dem MR nachgewiesen, zuerst an der Platte eines Spiegels in Kairo (Bénédite *Miroirs* 1907 S. 35 Nr. 44075). Eine Mumienmaske (Hildesheim 2240) der Spätzeit zeigt geschickte Feuervergoldung, und zwar bei der Gesichtsmaske auf Blei, bei dem Brustbelag auf Silber.

H. Blümner *Technol.* IV (1887) S. 302;
Vernier *Bijouterie et joaillerie* 1907 S. 132;
Georg Möller *Metallkunst* 1925 S. 32. Roeder

Vergrößerungsglas s. Lupe.

Verhau s. Festung A.

Verkehrsmittel (Ägäischer Kreis). Am frühesten sind Boote (s. Schiff A) nachweisbar. Schon in neol. Zeit bezeugen Obsidiansplitter (s. Obsidian E) eine Verbindung zwischen Thessalien, Melos, Kreta, ägyptisierende Steingefäße (s. d. B) in Knossos sogar eine solche zwischen Kreta und Ägypten. Im FM (3. Jht. v. C.) muß ein sehr reger Seeverkehr in der Ägäis geherrscht haben. Segelschiffe erscheinen auf FM-Siegelsteinen und bald danach als Schriftzeichen (Band VII Tf. 75c), große Boote mit vielen Rudern auf den „Bratpfannen“ von Syros (Band XI Tf. 61a); geräumige Segelschiffe seit MM III, solche können aber wohl schon früher im Gebrauch gewesen sein: Transport eines Pferdes auf einem knossischen Siegelabdruck (Band VII Tf. 72k, ebd. ein paar andere Schiffe), Schiff mit Kabine auf einem Goldring von Tiryns.

Pferde und Wagen sind auch kaum vor SM I belegt: der eben erwähnte Siegelabdruck, die Stelen (Band IV Tf. 237^A) und der Goldring der Schachtgräber von Mykenai) dürften die frühesten Beispiele sein. Darstellungen von Jagdwagen, stets zweispännig, bleiben dann bis zum Ausgang der myk. Kultur häufig: Gemmen, Fresken von

Mykenai (Band VIII Tf. 125) und Tiryns, spätmyk. Vasen; ganz spät die Vasen und eine Elfenbeinbüchse von Kypros. Die Gespanne von Greifen und Hirschen auf den Schmalseiten des Sarkophages von H. Triada (Band V Tf. 12, 13) gehören natürlich Gottheiten. Reiter kommen niemals vor, wohl aber Lastpferde.

Ob der Tragstuhl auf Kreta im praktischen Leben Verwendung fand, läßt sich nach einem vereinzelt Miniatur-Exemplar aus einer Gruppe tönernen Kultgerätes (MM II—III; Band VII Tf. 57G) nicht sicher sagen.

In der geom. Kunst (s. „Geometrische“ Kultur) bleibt der Wagen für Jagd und Krieg im Gebrauch (Band III Tf. 117, XIV Tf. 28), daneben auch ein schwerer gebauter Leichenwagen (Band II Tf. 203e). Reiter erscheinen erst gegen Ende der Periode. Der Seeverkehr mit Segel- und Ruderbooten ist sehr rege, auch Schlachtschiffe treten nun auf (Band XI Tf. 63). — S. a. Ägäische Kultur, Handel A, Kreta B, Melos, Mykenische Kultur, Obsidian E, Schiff A, Wagen A.

Ägyptisierendes Steingefäß von Knossos: A. Evans *Early Nilotic etc. Relations with Minoan Crete* 1925 S. 11f. — FM: Evans *Palace Minos I* 118ff.; D. Fimmen *Kret.-myk. Kultur*² S. 117; Bosanquet-Dawkins *Unpubl. Objects fr. Palaikastro* Suppl. BSA 24 S. 6f. — Pfannen von Syros: *Ἐρ. ἀρχ.* 1899 S. 86ff. Chr. Tsuntas. — Siegel mit Pferdetransport: BSA 11 S. 13. — Goldring von Tiryns: Arch. Anz. 1916 S. 147. — Grabstelen (s. d. B) von Mykenai: BSA 25 S. 126ff. Tf. 19ff. Heurtly. — Ring aus dem IV. Schachtgrab: A. Furtwängler *Gemmen* Tf. 2, 8; ebd. Tf. 2, 7, 9 spätere Gemmen; G. Rodenwaldt *Tiryns II* 105. — Fresken: *Ἐρ. ἀρχ.* 1887 Tf. 11; Ath. Mitt. 36 (1911) Tf. 10; G. Rodenwaldt a. a. O. S. 100ff. Tf. 12; ders. *Fries des Megarons von Mykenai* S. 24ff. — Spätmyk. Wagen: H. Schliemann *Tiryns* Tf. 14f.; Furtwängler-Loeschke *Myk. Tongefäße* Tf. 3, 8. — Kypr. Vasen: A. Murray *Excav. in Cyprus* S. 37ff., 73; Arch. Jahrb. 26 (1911) S. 245 F. Poulsen. — Elfenbeinbüchse: Murray a. a. O. S. 12 Tf. 1; Poulsen a. a. O. S. 128. — Sarkophag von H. Triada: Mon. Lincei 19 S. 5ff. Tf. 1 ff. — Lastpferd: Mon. Lincei 12 S. 118; Fimmen a. a. O. S. 114. — Lastwagen: Bosanquet-Dawkins *Unpubl. Objects fr. Palaikastro* S. 17. — Tragstuhl: BSA 8 S. 31; Evans *Palace Minos I* 220f. — Geom. Streit- und Leichenwagen: Mon. Inst. 9 S. 39. — Schiffskämpfe: ebd. Tf. 40. Zusammenfassend: A. Köster *Das antike See-*

wesen S. 56ff.; E. v. Mercklin *Der Rennwagen in Griechenland I* 1f., 29ff., 65f.

G. Karo

Verkleidung s. Jagd A § 5, Kleidung A § 4, Mummenschanz, Saturnalien.

Verlaine-Höhle s. Belgien A.

Verlöbnis. Ein eigentliches V. kommt bei den niedrigen und mittleren Naturvölkern (s. Primitive Kultur) kaum vor. Wenn auch oft Kinder im frühesten Alter einander versprochen werden, so geschieht das in der Form einer vorläufigen Eheschließung, bei der gewöhnlich kleinere Geschenke getauscht werden. Die Bindung wird jedoch als endgültig angesehen. Schreitet man dazu, nach Eintritt der Pubertät das Paar zusammenzutun, so ist das gewöhnlich mit größeren Festlichkeiten verbunden als der erste Akt bei der Verbindung in den Kindertagen (s. Kind, Heirat). Durch die endgültige Hochzeitsfeier wird jedoch nur die schon bisher geltende Verbindung besiegelt (s. Hochzeit A). — Ähnliches gilt auch dort, wo Heiratsordnungen (s. d.) bestehen.

Die Auffassung von einem besonderen V. als einer nur in Aussicht genommenen Bindung, von der es jedem Teil möglich ist, verhältnismäßig leicht zurückzutreten, dürfte sich erst später entwickelt haben. Vielleicht gaben dazu Anlaß gewisse Paarungen während des Promiskuitäts-Stadiums in den Pubertätsjahren, wie sie in einzelnen Gesellschaften mit extremem Mutterrecht (beispielsweise bei den Trobriandern der Südsee) vorkommen (s. Mutterrecht A). Bei dem Hervortreten eines starken Patriarchats (s. d. A), das sich über mutterrechtliche Einrichtungen lagerte, ist in höheren Gesellschaften vermutlich eine schärfere Isolierung der sexuellen Partnerschaft schon während der Pubertätsjahre herbeigeführt worden. Das V. tritt im allg. nur bei höheren Völkern mit Ackerbau und bei von solchen beeinflussten Stämmen auf (vgl. z. B. Rose *Hindu Betrothal Observances in the Punjab* Journ. anthr. inst. 38 [1909] S. 409).

In der Quellenliteratur wird das V. nicht immer streng von der Kinderheirat unterschieden und auch manchmal mit dem sog. Abverdienen der Braut (s. Heirat) verwechselt.

S. a. Ehe A, Frau A, Heirat, Heiratsordnung, Jünglingsweihe, Kind,

Mannbarkeit, Mädchenweihe, Mutterrecht A, Promiskuität. Thurnwald

Verlorene Form s. Bronzeguß A § 10.

Vermo (Italien). § 1. V. bei Pisino, über der Straße nach Parenzo, auf einem 325 m h. Hügel, der einen nach den Funden bereits in die BZ, vielleicht sogar, da auch Stücke von Dioritbeilen, eine Speerspitze aus Nephrit und Steinpfeilspitzen gefunden sind, noch in die letzte neol. Periode hinaufreichenden Castelliere (s. d.) trug, den in späten Zeiten ein mittelalterliches Castell ersetzte. Zwei, vielleicht sogar drei Ringe umgaben ihn. Zwischen dem zweiten und, wenn er damals schon bestand, was zweifelhaft, dem dritten, waren die zugehörigen Gräber auf der Westseite des Hügels gelagert: allerdings auch hier, wie so oft (s. Nesazio), nicht die Gräber der Urbewohner, die noch zu suchen sind, sondern der Illyrier, welche auf ihrem Zuge westwärts Herren der Castellieri und des Landes wurden (s. Nesazio).

§ 2. Auch hier, wie in Este (s. d.), Umhörungen der Grabbezirke, Brandgräber mit Verbrennung der Toten, teils an der Stätte des Grabes selbst, teils auf besonderem Platz. Keinerlei sichtbare Grabzeichnungen, wenigstens keine aus dauerhaftem Material. Die Gräber entweder einfache Löcher, in welche die Aschengefäße gesenkt wurden, auch wohl die Asche einfach hineingeschüttet, wenn sie nicht etwa in ein Tuch gewickelt zu denken ist, wie in Este und anderswo, oder Ummauerungen mit Steinplatten; häufig mehrere Urnen mit Leichenbrand im selben Grab, also Familiengräber, die doch äußerlich erkennbar bleiben mußten. Die Aschenurnen fast immer mit einer bis zu drei dünnen Steinplatten, selten mit einer Tonschale, zugedeckt. Öfter ganze Gruppen von zusammengehörigen Gräbern mit großem Steinbelag überdeckt.

§ 3. Die Toten wurden mit ihrer Kleidung verbrannt, wenn auch manche zur Tracht gehörigen Ausstattungsstücke keine Feuer Spuren zeigten, also nachträglich in die Urne gelegt wurden, so natürlich Perlen aus Bernstein, Glas u. a. Die Spärlichkeit der Fibeln, hier wie in den andern istrischen Nekropolen, ebenso der Halsketten spricht für eine von der venetischen abweichende

Tracht (s. Nesazio), bei der vermutlich auf die Gewänder genähte Knöpfe wichtig waren. Was an Fibeln vorkommt, gehört erst in jüngere Zeit, d. h. wohl Modebeeinflussung vom Veneterland: Ableitungen von der Certosa-Fibel und Vierspiralfibeln werden genannt, einmal noch eine Schlangenfibel, zweimal eine Kahnfibel, zwei frühe Latënefibeln. Lange Nadeln mit vielen Verdickungen und eingelegten Plättchen, mitunter die Nadel aus Eisen, die Spitze aus Bronze, sind für diese Gegenden typisch. Die illyr.-venet. Freude am Metall äußert sich in den neben Ton-Urnen häufig zur Aschenaufnahme verwendeten Rippenzisten, Situlen der Este-Art (s. Situla B, Ziste B) und großen, halbrunden Becken, einmal auch einem hier wie bei den Pizzughi (s. d.) zur Aschenbergung verwendeten Spitzhelm (Bull. Paletn. Ital. 11 [1885] S. 78; Band V Tf. 89 d), ferner zahlreichen Arm- und Fingerringen, auch vereinzelt Gürtelbeschlägen aus Bronzeblech der im Artikel über Nesazio besprochenen Art. Auch eine merkwürdig gemusterte Silberschale verdient die Beachtung, welche sie durch Mayer *Molfetta und Matera* 1924 S. 232 gefunden hat. Sehr selten sind Waffen beigegeben, und wenn, dann schon aus Eisen: so vereinzelt Speerspitzen. Frauen werden gern Wirtel und Nähadeln mitgegeben; Pfiemen u. a. aus Hirschhorn und Knochen sind häufig; merkwürdig vereinzelt Schleifsteine. Allerlei Tierzähne und kleine Nummolithen mögen Kinderbeigaben sein. Daß sich auch menschliche Zähne in Urnen fanden (Bull. Paletn. Ital. 11 [1885] S. 42, 19), braucht nach den analogen und genauer festgestellten ähnlichen Funden in Italien, namentlich von Vetulonia (s. d.; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Reg. unter „Zähne“), nicht mehr verwunderlich zu erscheinen.

§ 4. Ritus, Keramik und Metall-Technik weisen auch hier wie sonst in Istrien auf die durch Stammesverwandtschaft gegründeten und durch rege Handelsbeziehungen genährten Berührungen mit der venetischen Este-Kultur, namentlich den Per. II und III, wie auch in Nesazio, nur daß dort, im größeren Zentrum, alles noch greifbarer ist.

Tf. 1—5 Marchesetti; Atti e mem. d. Soc. Istriana di archeol. I (1885) S. 53—74 Tf. 1—9 Amoroso; zusammenfassend: Bull. Paletn. Ital. 1885 S. 7—9, 40—47 Tf. I. Orsi. v. Duhn

Verschwägerung s. Verwandtschaft.

Verschwisterung s. Brüderschaft (Künstliche), Sororat.

Versilbern. Über die Technik des V. und ihre Anwendung im Altertum ist man weniger gut unterrichtet als über das Vergolden (s. d.). Einmal tritt der Gebrauch des Silbers überhaupt gegenüber dem Gold zurück. Dann erscheinen auch die Literaturangaben über versilberte Fundstücke häufig unzuverlässig, weil das Silber leicht mit Zinn verwechselt werden kann und der dünne, meist stark oxydierte Überzug eine Analyse nicht gestattet. Silberplattierung liegt sicher vor bei einer Plattenfibel von Tlukom (s. Plattenfibel B; Band X Tf. 39 b). Nach Plinius (Hist. Nat. XXXIV 48, 162) übten die Gallier die Kunst des Versilberns zuerst in Alesia (s. d.), dann bei den Biturigern aus. Mit Vorliebe wurden Pferdegeschirre und Wagen versilbert. Den versilberten Wagen des Arvernerkönigs Bituitus (121 v. C.) erwähnt Florus (III 3). S. Plattieren, Silber A, Tauschierung.

Déchelette *Manuel* II 1350f. Alfred Götz

Vertrag.

§ 1. Voraussetzungen in Gesellschaft und Geistesverfassung. — § 2. Realvertrag und konventionelle Symbolhandlungen. — § 3. Verbalvertrag und der fluchbeschwerte V. — § 4. Schriftvertrag und Konsensual-V. — § 5. Vertragshindernisse. — § 6. Verbindlichkeiten und V. — § 7. Leihe, Miete, Darlehen. — § 8. Pacht. — § 9. Haftung, Pfand.

§ 1. Die frühen juristischen Auffassungen und Formen sind unter dem Gesichtspunkt der Gesellschaftsordnung und der Geistesverfassung zu betrachten, aus der sie hervorgingen.

Wir müssen uns darüber klar werden, was überhaupt rechtlich zu regeln ist. Einerseits stellt die politische Gestaltung, andererseits das wirtschaftliche Leben Ansprüche nach dieser Richtung hin. In einer geschichteten Gesellschaft mit einer ausgebildeten Autorität kann der Bruch eines V. vor den Schiedsrichter gebracht werden, vor die Autoritätsperson (s. Gericht A, Häuptling). In einer ungeschichteten Gesellschaft, die aus einzelnen souveränen Gruppen von winzigem Umfang besteht,

kann dem Vertragsbruch nur durch scharfe Vergeltung (s. d. und Blutrache, Busse) oder durch Drohung mit transzendenten Mächten abgeholfen werden (s. Eid A, Fluch A). Doch auch die Autoritätsperson sichert sich noch weiterhin durch Bezugnahme auf transzendente Mächte im Gottesurteil (s. d.), Omen (s. d. A) und Orakel (s. d. A).

Die Gewährleistung für den V. ist daher gewöhnlich mit Bezugnahme auf übernatürliche Mächte ausgerüstet. Die Form, in der das geschieht, ist jedoch nicht gleich. Man kann im Verlauf gewisser einander ablösender Geistesverfassungen fast allenthalben eine gewisse Stufenfolge feststellen. Diese geht vom Realkontrakt über den Verbalkontrakt zum Konsensualkontrakt. Im ersteren Fall gilt der V. dann als abgeschlossen, wenn gewisse herkömmliche Handlungen vollzogen wurden, denen ein symbolisch transzendenter Charakter zugeschrieben wurde, wie etwa noch im altrömischen *nexus* (s. a. Bürgschaft A § 5 h).

Der Verbalkontrakt besteht in dem Aussprechen ganz bestimmter vorgeschriebener Worte und Wendungen von mystisch bindendem Wert, wie z. B. bei der röm. *sponsio*. Beim Konsensualkontrakt wird von derartigen feierlichen Formen abgesehen, hauptsächlich aus zwei Gründen: 1. weil eine genügend starke staatliche Autorität (s. Staat) Fuß gefaßt hat; und 2. weil die Schrift (s. d. A) inzwischen in das Rechtsleben entscheidend eingedrungen ist, so daß die Einzelheiten des V. auch ohne starre Wortformeln für das Gedächtnis festgehalten werden können.

Hier kommt der V. ohne Beobachtung starrer Formen durch bloße Übereinstimmung des Willens zustande, durch den *consensus*.

Diese drei Typen von Vertragsabschlußformen, die verschiedenen Stadien der röm. Rechtsgeschichte entsprechen, begegnen uns in gewissen Varianten auch bei Naturvölkern.

Allerdings dürfen wir die Tatsache nicht aus den Augen verlieren, daß namentlich die erste V.-Form im röm. Recht mehr als Rest einer vergehenden und teilweise sogar längst vergangenen Zeit in das einer starken

Umgestaltung ausgesetzte Denken hineinragt. Dazu kommt, daß wir in Rom bereits die Entwicklung einer starken staatlichen Autorität feststellen können, die bei vielen, namentlich den niedrigen und mittleren Naturvölkern fehlt und schon aus diesem Grunde notwendigerweise auch andere Rechtsformen bedingt.

§ 2. Warum ist der Realvertrag als die primitivere Form anzusehen? Nicht nur, daß dort, wo wir einen Ablauf der Dinge beobachten können, der Realvertrag gegenüber dem Verbalvertrag als das Ältere erscheint, sondern die Handlung pflegt auch auf anderen Gebieten dem Wort vorauszugehen, wie etwa beim Fluch (s. d. A) oder beim Zauber (s. d. A), im religiösen Tanz gegenüber Anrufungen und Beschwörungen durch Worte oder Gebete. Auch beim Realvertrag handelt es sich in der Regel um eine Bindung durch transzendente Mächte. In einer Gesellschaft ohne oder mit nur schwacher irdischer Autorität ist die Anrufung einer übernatürlichen Sanktion ein sicherer Faktor.

Der Realvertrag wird in seiner ganzen Tragweite uns erst verständlich, wenn wir die Bedeutung und Rolle der Symbolhandlungen im primitiven Leben (s. Primitives Denken) würdigen. Ansprüche verschiedenster Art werden durch symbolische Handlungen oder Zeichen getragen.

Das Feueranzünden auf Neuland war ein Herrenrecht, wahrscheinlich das Zeichen der Okkupation, das von den Wikingern geübt wurde und als solches Rechtssymbol auch nach Alt-Amerika verpflanzt wurde (Löwenthal S. 462).

Ein außerordentlich verbreitetes Zeichen, durch das der Anspruch auf Bäume und sonstige Gegenstände erhoben wird, besteht darin, daß die Wedel einer Palme zu einem Knoten zusammengebunden um den den Baum geschlungen oder daneben auf den Weg gelegt werden. Bei den Ewe Westafrikas wird z. B. eine solche Bannung als *blikpo* bezeichnet (s. Eigentum A; vgl. Spieth S. 115).

Rechtsansprüche auf ein Land werden bei den Ewe dadurch kenntlich gemacht, daß der Betreffende rings um das in Frage kommende Land kleine Erdhügel aufwirft. Diese Hügel dürfen nicht zerstört werden,

weil sie unter höherem Schutz stehen, und wer es wagen würde, sie zu zerstören, wird nach der Ansicht der Eingeborenen mit Wassersucht geschlagen. In anderen Fällen werden um den Platz herum Palmäste in den Boden gesteckt und die obersten Blätter zu Knoten gebunden (Spieth S. 114).

Bei den Masai Ostafrikas hängt der Bitende in der Hütte dessen, von dem er ein Rind haben möchte, einen Schemel mit den Beinen nach oben an die Decke, oder er umwindet die Beine des Schemels oder auch einen Bogen mit Gras. Letztere Art ist dringender als die erstere, denn die Bitte muß erfüllt werden, ehe das Gras vertrocknet ist. Wer auf diese Beschwörung hin die Bitte nicht erfüllt, läuft Gefahr, von 'Ng ai durch Krankheit oder Tod gestraft zu werden. Wer erst die Bitte erfüllte, nachdem das Gras vertrocknet war, läßt sich zu seiner Beruhigung durch eine Versammlung von Greisen, die er mit einem Rind und Honigbier bewirtet, von der Schuld lösen. — Der Geber spuckt bei der Übergabe eines Geschenks auf dieses. Dergleichen spuckt der Verkäufer zum Zeichen des Vertragsabschlusses, wie das auch sonst nicht selten üblich ist (s. Idol A1, Kauf), auf das Objekt (Merker S. 205, 206).

Teilnehmer an Karawanen bei den Benâdir im Somali-Lande senden dem Leiter oder Eigentümer der Karawane (*Makadân*) in das Blut von Opfertieren, von Stieren oder Schafen, getauchte Zweige in das Haus; bei den Nord-Somal die Schlachttiere selbst, wenn es sich um vornehme Teilnehmer handelt (Paulitschke I 300).

§ 3. In der Wirklichkeit der hist. bedingten Erscheinungskomplexe ist eine reinliche Trennung des Verbal- vom Realvertrag natürlich nicht zu erwarten. Vielmehr begleitet das gesprochene Wort vielfach auch die Handlung, während der Realvertrag namentlich für nachdrückliche und besondere, altüberlieferte Geschäfte fortwirkt. Die Ausbildung des Verbalvertrags mag vielleicht in jenen Kulturen vor sich gegangen sein, in denen der Gartenbau der Frau auf günstigem Boden oder sonstwie gesicherte Lebensverhältnisse ein ruhiges Leben in gewissem Wohlstand und damit geistige Sammlung ermöglichten. Es ist

auffallend, welche Bedeutung bei vielen solcher Stämme einerseits dem Reden, insbesondere dem Schöredem, beigelegt wird, andererseits, wie Namen (s. d. A) und Worte (s. Fluch A) als mit besonderer Gewalt geladen betrachtet werden.

In diesen Zusammenhang fügt sich der an bestimmte Worte und Wendungen geknüpfte Vertrag. Wie durch Handlungen wird hier durch Worte eine feste und unverkennbare Situation geschaffen, welche einerseits eine Einteilung der Geschäfte in wenige Kategorien mit sich bringt und daher für die Klarheit der Lage von großer Bedeutung ist; andererseits sind die *verba solemnia* Träger von mystisch bindendem Wert.

Vor allem ist an die verschiedenen bedingten Selbstverfluchungen zu erinnern (s. Eid A, Fluch A), etwa bei den Kpelle und Mende: „Wenn ich nicht die Wahrheit sage, so möge die Schlange auf dem Weg mich beißen, möge ich im Wasser ertrinken, möge mein Leib schwellen“ (Westermann S. 215). Auch bei den Kalmücken begleiteten traditionelle Worte die Zeremonien des bedingten Fluches beim Schwur (Pallas I 18 f.).

Bei ernsthaften Eiden wurde von den alten Arabern der Satz, der beschworen werden sollte, mehrmals wiederholt, sogar siebenmal. Auch wurden dabei seltene und feierliche Formeln gebraucht, die noch durch Riten und Gesten verstärkt wurden. Auf den Wortlaut des Schwurs scheint man mehr Gewicht gelegt zu haben als auf seinen Sinn. Die Beschwörung, der Fluch, der auch promissorisches Eide belastet, ist die *ultima ratio*. Am häufigsten wurde bei den alten Arabern die Beschwörung angewandt, um verlorenes oder gestohlenen Gut wieder herbeizuschaffen; verlorene Kamele oder andere Tiere wurden auf diese Weise gesucht. Die Formel lautete: „Ich beschwöre bei Gott einen jeden Mann, der es weiß, daß er es sage!“ Aus der Furcht vor der Wirkung des feierlich gesprochenen Wortes und namentlich des Fluches erklärt sich die Heilighaltung des Eides bei den alten Arabern (Wellhausen S. 186).

Die Besiegelung von V. durch Eide, die einen Fluch darstellt, der den Eidbrecher niederschlägt, ist namentlich auch aus dem

alten Mesopotamien bekannt. Eannatum und die Einwohner von Gišhu legten die Grenzstreitigkeiten durch einen solchen V. bei. In diesem und in einem andern V. verbürgen die Götter beider Parteien den Fluch (s. Bürgerschaft A § 3f.).

§ 4. Das letztere Beispiel führt uns bereits in die Welt des Schreibens hinein, obgleich der V. vom gesprochenen Fluch getragen wird. Der Schrift kommt hier vor allem die Bedeutung zu, daß der Inhalt des V. festgelegt werden kann und dadurch eine Gedächtnis-Hilfe geboten wird, die eine viel freiere Beweglichkeit für den Vertragsinhalt gestattet, als der Verbalvertrag es ermöglichte. Dazu kommt, daß tatsächlich mit der Festlegung der Schrift auch die politische Autorität in den betreffenden Gemeinwesen (s. Politische Entwicklung, Staat) ausgebildet wurde. So ist es möglich, von den starren Formen abzusehen und alles auf den *consensus* der vertragschließenden Parteien abzustellen.

§ 5. Vertragshindernisse entstehen dort, wo sich Ungleichheiten unter den Vertragspartnern geltend machen, zunächst Fremden gegenüber. Daher ist gegen solche gewöhnlich keine Buße (s. d.) zulässig, wenn irgendeine Blutrache (s. d.) oder Fehde (s. d.) schwebt.

In geschichteten Gesellschaften (s. Schichtung, Politische Entwicklung) erstreckt sich die Fremdheit nicht selten auf die in der gleichen Gemeinschaft lebenden unteren Schichten.

Bei den Kiziba Ostafrikas können gleichstehende Personen einander Geschenke machen. Ebenso darf ein Höherstehender einen Niedrigeren beschenken, nie aber ein Niedrigstehender einen Hohen. Im allg. gilt zwischen Gleichgestellten das Recht, daß auf eine Kränkung auch ein Gegen Geschenk erfolgen muß (Rehse S. 100).

§ 6. Automatisch aus bestimmten Sitten entstehende Verbindlichkeiten wird man von eigentlichen „Verträgen“ mit besonderen Abmachungen unter Einzelpersonen unterscheiden müssen. Solche Verbindlichkeiten wurden in der jüngsten Zeit für die Entstehung von Verträgen überhaupt verantwortlich gemacht (Mauss und Davy). Als Ausgangspunkt für diese Auffassung wurden die *pollatch*-Feste der nordwest-

amerik. Indianer herangezogen. Man ging davon aus, daß die betreffenden Sippen und Familien sowie deren Häupter durch die Veranstaltung dieser Feste zu Verbindlichkeiten veranlaßt werden. Dabei handelt es sich nicht allein um einen Austausch von Wirtschaftsgütern und Schätzen, von beweglichen und unbeweglichen Sachen, sondern auch von Höflichkeiten, Riten, Schmucksachen, militärischen Dienstleistungen, Tänzen, Frauen, Kindern usw. Jede Leistung und jede Gabe fordert eine Gegenleistung und Gegengabe heraus (s. Vergeltung). Dabei gilt es auch als eine Auszeichnung, reichliche Verpflichtungen zu haben: „noblesse oblige“. Wer keinen Besitz hat, wird auch nicht des ganzen Verbindlichkeitssystems teilhaftig. Mit Recht wurde eine Analogie dieses Verbindlichkeitssystems des *pollatch* mit dem von Malinowski beschriebenen *Kula*-Handel (s. d. F § 7) erblickt. — Von diesen Verbindlichkeitssystemen auf die Entstehung juristischer Verträge zurückzuschließen und sie gewissermaßen als Urform der Vertragsbildung anzusprechen, dürfte jedoch (wie auch Warnotte S. 68 betont) unangebracht sein. Schon deshalb übrigens, weil in beiden Fällen (*pollatch* und *kula*) höhere Gesellschaftsformen mit starken Ansätzen zu einer Schichtung (s. d.) vorliegen und keineswegs „urtümliche“ Zustände, wie sie etwa bei niedrigen Jägern (z. B. Bergdama) gesucht werden dürfen. Tatsächlich handelt es sich um Vergesellschaftungsformen, die auf Vergeltung aufgebaut sind. Die daran Beteiligten sind durch ein Netzwerk von Verbindlichkeiten zu Handlungen und Leistungen teils gruppenweise, teils durch die Personen der Häuptlinge verknüpft. Auch hier muß man auf die tieferliegende Schicht der Vergeltung zurückgreifen, um das Verhalten in den angeführten beiden Sonderfällen zu deuten. Die erwähnten Sonderfälle dürften aber mehr als einseitige extreme Varianten anzusehen sein denn als Staffelungsformen von allg. gültiger Bedeutung.

Derartige Verbindlichkeiten ohne Vertragscharakter durchziehen die Sitten der Naturvölker in außerordentlichem Maße. Es sei nur an die wechselseitigen Geschenke bei der Hochzeit (s. d. A) oder beim Emp-

fang von Gästen (s. Gastfreundschaft) erinnert (z. B. Paulitschke I 246) oder an sonstige Grundsätze, die den Charakter von geheiligten Rechtsnormen tragen, wie z. B. der Grundsatz der Somäl, daß ein Stamm eine auf dem Territorium der Nachbarn reisende Karawane nicht überfallen darf (Paulitschke I 302), oder die Anerkennung bei den nomadischen Bewohnern des afrik. Osthorns, die einem Sklaven (s. d. A) zuteil wurde, der einen Mann getötet hatte. Ein solcher erlangte die Freiheit; hatte er mehrere getötet, so erwarb er das Recht, adoptiert zu werden. Erreichte die Zahl der von ihm Getöteten zehn, so wurde er eine angesehene Person und genoß mancherlei Vorrechte. Nach einer bestimmten Skala wurde eine Beziehung zwischen wilden Tieren und Menschen hergestellt; so galt ein Büffel = 2 Feinde, ein Leopard = 7 Feinde, ein Löwe = 10 Feinde, ein Elefant = 15 Feinde usw. (Paulitschke I 263).

Zu diesen Verbindlichkeiten sind auch die Gewohnheiten beim sog. stillen Handel (s. Handel F § 8) zu rechnen, wie sie sich z. B. noch bis vor wenigen Jahrzehnten zwischen den Kpelle und Gola auf Plätzen außerhalb der Dörfer abspielten (Westermann S. 37).

Vor allem muß in diesem Zusammenhang auch noch auf Sitten hingewiesen werden, wie sie bei Ablösung der Blutrache durch Bußen (s. d.) selbst bei Jäger- und Sammlervölkern vorhanden sind.

§ 7. Im folgenden sollen einige Arten von V., wie sie bei einzelnen, namentlich mittleren und höheren Naturvölkern sich finden, herausgegriffen werden. Zunächst mögen Fälle von Darlehen und Leihe Erwähnung finden.

Darlehen kommen bei den Kiziba Ostafrikas sowohl in bar als auch in Waren vor. Warendarlehen werden ohne Zinsen gegeben. Der bare Betrag bei einem einmaligen Geschäft oder während einer einmaligen Periode wird ebenfalls ohne Zinsen gegeben. Mit jedem ferneren Geschäft oder jeder ferneren Periode erwächst dagegen dem Verleiher ein Anrecht auf Zinsen in Höhe der ganzen geliehenen Summe. Es mag z. B. A dem B 100 *nsimbi* geben, ohne daß eine Rückgabefrist festgesetzt wurde. B geht mit dem Gelde in ein anderes Land und treibt dort Handel. Wenn er nach

seiner Rückkehr den A fragt, ob er sein Darlehen zurück haben will und A dies bejaht, so werden ihm die geliehenen 100 Stück *nsimbi* wiedererstattet. Nimmt A das Geld jedoch noch nicht, und B begibt sich abermals auf eine Handelsunternehmung, so muß er nach seiner zweiten Rückkehr dem A 200 Stück zahlen, nach einer dritten Rückkehr 300 Stück usw. Im gleichen Sinne wird auch beim Verleihen einer Summe auf Zeit verfahren. Leihet einer z. B. 100 *nsimbi* auf 10 Tage aus, so kann er von dem Schuldner nach 20 Tagen die doppelte Summe (200), nach 30 Tagen die dreifache (300) usw. zurückfordern. Der nichtzahlende Schuldner kann von dem Gläubiger beim König verklagt werden. Ist er nicht imstande, zu zahlen, so werden seine Brüder oder seine sonstigen Verwandten zur Zahlung herangezogen. Der Schuldner wird mit Fesselung bestraft; die Familienhaftung besteht in allen Fällen, in denen es sich um Darlehen handelt (Rehse S. 100f.).

Bei den Beni Amer, die übrigens zweifellos islamitisch beeinflusst sind, wird derjenige, der entliehenes Gut verliert, nicht zur Entschädigung angehalten, es sei denn, daß Veruntreuung bewiesen wäre. Gekaufte Ware kann innerhalb von drei Tagen zurückgegeben werden, wenn der Käufer einen Fehler daran entdeckt, den ihm der Verkäufer verheimlicht hatte (s. a. Kauf). Die Dienstverträge mit Hirten und Mägden werden auf ein Jahr abgeschlossen; verläßt der Angestellte den Dienst vor der Zeit, so verliert er seinen ganzen Lohn (s. d.); wird er vor der Zeit entlassen, so hat er Anspruch auf den ganzen Lohn. Für verlorenes oder entwendetes Vieh wird der Hirte nicht verantwortlich gemacht usw. (Munzinger S. 318).

Die Somäl und 'Afar helfen bei großen Karawanen-Unternehmungen einander mit Tragtieren aus, und ein Stamm sendet Tiere zum andern, um ihm aus der Verlegenheit zu helfen (Paulitschke I 300). Wir haben hier den Fall der auch schon im Artikel Handwerk (s. d. A § 1 und 5) beschriebenen, auf Wechselseitigkeit beruhenden Bittarbeit. — Im Lega-Galla-Gebiet gruppieren sich die Händler auf den Märkten nach Sippen und damit auch nach den

Gegenständen, die sie zum Verkauf bringen. Alles muß in der Regel gleich bezahlt werden, doch kommen auch Kredite an Geld und Geldeswert vor (Paulitschke I 314 f.).

§ 8. Die Pacht knüpft im allg. an eine Überschichtung an und findet sich daher nur bei höheren Naturvölkern. Eine Unterscheidung zwischen privatrechtlicher Pacht und öffentlichrechtlichem Lehen (s. d.) ist in den einzelnen Fällen oft schwer zu machen. Das tritt z. B. bei den afrik. Viehzüchtern deutlich in Erscheinung. Zweifellos kann man eine Tendenz von dem Übergang der öffentlich rechtlichen Einrichtung zum privatrechtlichen Institut der Pacht bei diesen Völkern nicht verkennen.

Bei den mittelafr. Bakitara ist der Wohlstand der Hirtenschicht (s. a. Schichtung) an den Besitz von Vieh geknüpft. Diese Hirtenbevölkerung besteht aus einem ethnisch umschriebenen Beamtenadel, den *Bahuma*, die dem König für ihre Kuhherden verantwortlich sind. Sie geben diese Herden wieder an Hirten, weniger bemittelte Angehörige ihrer eigenen Schicht, zur Behütung ab. Den Gauhäuptlingen sind diese *Bahuma* jedoch nicht untergeordnet, sondern sie ziehen mit ihren Herden und Hirten im Lande frei herum, obgleich sie manchmal längere Zeit an einzelnen Orten verweilen. Die Gauhäuptlinge haben die Aufgabe, die andere feldbauende und handwerktreibende Bevölkerung zu beaufsichtigen. Die Hirten, welche die Herden der großen Viehbesitzer weiden, besitzen gewöhnlich selbst einige Kühe, die für sie oder auch für ihre Familie ausreichen. Man rechnet, daß zwei Kühe genügen, um einen Mann hinlänglich zu ernähren, drei Kühe für Mann, Frau und ein Kind. Die großen Viehbesitzer pflegen ihr Vieh in Herden zu je 100 Kühen aufzuteilen und jede Herde einem Mann zu unterstellen, manchmal ihrem Sohn. Zu jeder dieser Herden gehört ein Stier. Der Oberhirte einer solchen Herde verwendet gewöhnlich sechs bis zwölf junge Leute. In der früheren Zeit stattete eine solche Herde die Leute mit allem aus, was sie zu ihrem Leben brauchten. Namentlich konnte für Fleisch, Butter und Felle alles eingehandelt werden, was an Speeren,

Messern, Milch- und Wassergefäßen, Salz und anderen Gegenständen des Haushalts beigeht wurde. Der Gauhäuptling war dafür verantwortlich, daß die Herden des Königs gut verwaltet und vor allem sowohl vor Feinden als vor wilden Tieren bewahrt wurden (Roscoe S. 55 ff., 176 ff.; vgl. § 2).

Ähnlich liegen die Dinge z. B. bei den Batutsi Ostafrikas. Nur scheint es dort bereits zu einer Rationalisierung der Herrschaft gekommen zu sein. Der gesamte Grund und Boden wird dort vom König in Anspruch genommen (wie etwa im alten Ägypten des NR; vgl. Thurnwald 1901 S. 771 ff.). Für die herrschende Hirtenschicht ist der Besitz von Kühen vor allem zur Versorgung mit Milch, ihrem geheiligten Hauptversorgungsmittel, wichtig (bei den Masai außer Milch auch noch Blut; Merker S. 168). Auf diese Weise kommt es, daß der Wohlstand des Einzelnen am Besitz von Rindvieh gemessen wird (s. a. Reichtum). Die Batutsi suchen diesen Viehbesitz in ihrer Hand zu erhalten, verleihen aber die Kühe, wodurch die anderen am Milchgenuß teilhaben können. Der Besitz an Kühen wurde von den Batutsi zu einem wirtschaftlichen Mittel der Herrschaft ausgebaut. Bei der Besitzergreifung durch die Batutsi wurden in Bugoye die Bauern zwar nicht weiter behelligt, nur die Klans mit Steuern belegt. Doch bestand die Gefahr, daß die Kühe durch das Bestreben der Batutsi nach Monopolisierung des Kuhbesitzes durch die Machthaber eingezogen wurden. Daher schickt der Mugoye seine Kühe lieber unter einem Hirten in den Wald, selbst auf die Gefahr hin, vom Kuhpächter betrogen zu werden (Czekanowski S. 249f.).

Bei ostafrik. Hirtenstämmen von Ruanda werden Kühe in Pacht gegeben, die zu einer starken Abhängigkeit der Viehpächter führt, denen die Eigentümer stets mit dem Zurückziehen der gepachteten Kühe zu drohen pflegen. Die Pächter suchen dem dadurch zu begegnen, daß sie auch noch von anderen Personen Kühe in Pacht nehmen. Sie vermögen dann wohl den stärkeren gegen den schwächeren Eigentümer auszuspielen, laufen aber Gefahr, in um so größere Abhängigkeit von dem einflußreicheren Verpächter zu gelangen (Czekanowski S. 282).

Unter den Ewe-Stämmen besitzt jeder Stamm sein genau gegen den Nachbarn abgegrenztes Land. Jede zu dem Stamm gehörige Stadt und jedes Dorf besitzt innerhalb dessen wieder seine Anteile. Innerhalb einer Stadt ist der Grundbesitz wieder unter die Familien aufgeteilt und steht unter der Verwaltung des Familienhaupts. Jedes Familienmitglied hat das Recht, sein Feld auf dem Familienland zu bestellen. Jemand, der in einem fremden Stamme wohnt, kann dort ein Feld anlegen, ohne das Land zu kaufen. Er sichert sich mit Geschenken, so daß auf diese Weise ein Nutzungsrecht auf den Boden begründet wird. Die Palmen, die er auf solchem Lande pflanzt, darf er sogar verkaufen; das Grundstück bleibt jedoch im Besitze seines bisherigen Eigentümers, der stets freien Zutritt zu seinem Lande hat und oft mit Hilfe des Pächters sein eigenes Feld bebaut (Spieth S. III, 113).

Bei den Midiertin und Dolbohanta im Somali-Lande besteht ein privater Sonderbesitz an den Gumm- und Weihrauchpflanzungen. Hier werden die Ernten verpachtet (Paulitschke I 325).

Als Beispiel einer höheren Form von Landpacht seien folgende Einrichtungen aus der Mongolei hier angeführt: für die großen Grundbesitzer ist es wichtig, Bebauung des Bodens heranzuziehen. Dabei handelt es sich gewöhnlich um Kleinbauern, mit denen V. auf sieben Jahre abgeschlossen werden, und die ungefähr den fünften Teil der Erträge dem Besitzer des Bodens abzugeben haben; nämlich im ersten Jahr von neun Teilen einen auf neu in Anbau genommenen Boden. Manchmal erläßt der Grundeigentümer dem Pächter auch diesen. Im zweiten Jahr sind auf acht Teile zwei Teile zu entrichten, im dritten und in den folgenden Jahren werden von sieben Teilen des Brutto-Ertrages drei Teile dem Besitzer abgeführt. Diese Art der Verpachtung nennt man *fenn-theou*. Erst in neuerer Zeit und nur selten werden die Erträge in Geld abgeschätzt. An Arbeiter, die keine eigenen Produktionsmittel wie die Bauern in Gestalt von Ochsen und Gerät zur Bearbeitung des Landes bringen, wird das Land auf Grund einer Halbteilung der Brutto-Erträge, in „sing-

fenn“, verpachtet. In diesem Fall stellt der Eigentümer die Arbeitstiere und die Aussaat, er läßt selbst die Ernte einbringen und die Hälfte des Korns dreschen (Verbrügge S. 585 ff.).

§ 9. Obwohl in den Artikeln Bürgschaft A und Buße ausführlich von der Haftung die Rede war, soll in diesem Zusammenhang noch ganz kurz darauf zurückgegriffen werden. Naturgemäß überwiegt die Personalhaftung gegenüber der Sachhaftung, zumal das freie Privateigentum bei allen diesen Völkern verhältnismäßig geringen wirtschaftlichen Wert besitzt, während andererseits die Familienbande (s. Familie A, Klan, Sippe) ein wechselseitiges Eintreten füreinander in außerordentlichem Maße gewährleisten.

Charakteristisch für die Art, säumige Schuldner zur Zahlung zu zwingen, ist ein Fall, den Weeks (S. 149) aus seiner Erfahrung am mittleren Kongo erzählt. Einer schuldete 1000 Messingstangen und zögerte mit deren Rückzahlung. Darauf legte sich der Gläubiger in den Hinterhalt und bemächtigte sich der beiden Frauen des Schuldners, als sie zum Fischen auf die Inseln gingen. Bei der Verhandlung wurde ihm vorgeworfen, daß er nach altem Brauch nur eine der Frauen ergreifen durfte, die andere jedoch freizulassen hatte. Der Gläubiger wendete jedoch dagegen ein, daß er wiederholt in das Dorf des Schuldners gehen mußte, um die Schuld einzutreiben, immer jedoch mit nichtigen Ausflüchten abgespeist wurde, usw.

Auch bei den Masai sucht man auf dem Wege über die Angehörigen des Schuldners einen Druck auf diesen auszuüben. Zunächst wendet man sich an die Brüder und Halbbrüder des zahlungsunfähigen Schuldners oder, wenn solche nicht vorhanden oder nicht erreichbar sind, an seine Vettern oder nicht erreichbar sind, an seine Vettern väterlicherseits. Die Tilgung der Schuld wird stets so geregelt, daß dem Zahlenden kein erheblicher Schaden entsteht. Dazu wird der Gläubiger durch die öffentliche Meinung, die sich oft in Gewalt ausdrückt, gezwungen. Doch kommt auch Haftung durch einen Bürgen vor (s. Bürgschaft A; vgl. Merker S. 205).

Das Recht zur Pfändung besteht bei den Kiziba Ostafrikas sowohl an beweg-

lichen als auch an unbeweglichen Sachen. Auch Kinder werden gepfändet. Die Pfandsache wird jedoch dem Gläubiger nicht übergeben, sondern verbleibt bei dem Schuldner. Das Abkommen wird in Gegenwart einer oder mehrerer älterer Personen mit der Versicherung: „beim Antlitze des Königs!“ abgeschlossen. Erst wenn der Schuldner die geliehene Sache nicht zurückgeben kann, darf der Gläubiger das Pfand für sich in Anspruch nehmen. Weigert sich der Schuldner, das Pfand herauszugeben, so geht die Klage vor den König. Der König entscheidet darüber, ob dem Gläubiger das Pfand gänzlich zufallen muß, oder ob dem Schuldner noch das Recht der späteren Auslösung zugestanden werden soll (Rehse S. 100).

Bei dem nilotischen Stamm der Lango pflegen im Juni und Juli, wenn die jungen Saaten im Felde stehen, Plünderungszüge unternommen zu werden, die nicht ohne wirtschaftlichen Hintergrund sind und zu einer Art gewaltsamer Pfandnahme führen; Frauen und Kinder, Rinder und Ziegen werden geraubt, und die Bewohner der verwüsteten Dörfer können dann, wenn sie wollen, die Beute von den Siegern auslösen. Ebenso steckt hinter dem Verwüsten der Felder die Absicht, die anderen zu veranlassen, die nötigen Vorräte später zu kaufen. Allerdings wird die Beute an Frauen und Kindern auch in die Sklaverei verkauft (Driberg S. 111).

Die Personalpfändung war übrigens auch im alten deutschen Rechtsleben ein beliebtes Mittel, um bald berechtigten, bald auch unberechtigten, bis zur Erpressung gesteigerten Druck auszuüben. Auf letzteres, von den Engländern als *kidnapping* bezeichnetes Verfahren gründen sich die Diebes- und Räuberorganisationen (s. a. Zunft) in den orientalischen und mittelalterlichen Gemeinwesen, in denen es an fest und systematisch durchgreifender staatlicher Autorität noch fehlt. Namentlich kann die sizilianische Mafia als ein Rest derartiger, auf Personalpfändung eingestellter Erpresserbünde betrachtet werden. — S. a. Blutrache, Bürgschaft A, Busse, Eid A, Eigentum A, Fluch A, Gottesurteil, Heirat, Kauf, Lehen, Lohn, Primitives Denken, Recht, Schuld, Schulden, Vergeltung.

Czekanowski *Forschungen im Nil-Kongo-Zwischengebiet* 1917; Davy *La foi jurée* 1922; Driberg *The Lango* 1923; Gifford *Pomo Lands on Clear Lake* Univ. Calif. Public. in Americ. Arch. and Ethnology 20 (1923); Löwenthal *Isländische Rechtssymbole in Amerika* Zfvtgl.RW. 40 (1923); Mauss *Essai sur le don, forme archaïque de l'échange* Année Sociologique NS I (1923/24), 2 (1925/26); Malinowski *Crime and Custom in Savage Society* 1926; Merker *Die Masai* 1904; Munzinger *Ostafrikanische Studien* 1883; Pallas *Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches I* (1771); Paulitschke *Ethnographie Nordost-Afrikas* 1893; Pedersen *Der Eid bei den Semiten* 1914; Rehse *Kiziba* 1910; Roscoe *The Bakilara* 1923; Spieth *Die Ewe-Stämme* 1906; Thurnwald *Staat und Wirtschaft in Allen Ägypten* Ztschr. f. Sozialwissenschaft 4 (1901); ders. *Das Symbol im ethnologischen Beleuchtung* Ztschr. f. Kunstgesch. und Ästhetik 3/4 (1927); Verbrügge *La vie des pionniers chinois en Mongolie* Anthropos 16—17 (1921—22); Warrnotte *Les origines sociologiques de l'obligation contractuelle* 1927; Weeks *30 Jahre am Kongo* 1914; Wellhausen *Reste arabischen Heidentums* 1897; Westermann *Die Kpelle* 1921. Thurnwald

Verucchio (Italien). Ortschaft 6 km nw. von San Marino, am Monte della Baldiserra, auf dessen abgeflachtem Gipfel der antike Ort lag (Atti e mem. d. R. Dep. d. st. p. p. l. Romagna, Ser. IV 9 [1919] S. 263—64 Ghirardini), zu dem die in kleinere Einzelgruppen zerfallende wichtige Nekropole gehörte, die mit dem Namen von V. verbunden ist. Diese ganze Bergecke, die den Richtungswechsel des Apennins bezeichnet, war ziemlich dicht besetzt mit Siedlungen der sog. Villanova-Zeit, welche begannen, nach dem bisherigen Gräberbefund, mit derjenigen auf dem Monte della Baldiserra. An dieser Ecke von San Marino trennen sich am sichtbarsten Halbinsel-Italien und das Po-Land, das spätere eigentliche Italien und die Gallia cisalpina. Es ist der östlichste Punkt, bis wohin die nach dem Meere strebenden und die Urbevölkerung sich assimilierenden verbrennenden „Italiker“ vordrangen. Hier staute sich die Welle gegen das waffenstarke, andersstämmige Volk der Picenter, bildete hier zwar einen Trutzpunkt gegen jene, aber zugleich einen Riegel für die eigene Südwärtsbewegung, welche, San-Marino umgehend, durch mehr westliche Täler ihren weiteren Weg südwärts fand (s. Italien B § 13; Pianello § 3), soweit sie nicht hier und in der übrigen Romagna überhaupt zum Stillstand kam.

Die geogr. und kulturelle Bedeutung dieser Lage erklärt die sehr interessante Zusammensetzung der Grabbeigaben in dieser und den Nachbar-Nekropolen, wo neben dem zum Teil sehr alten, von NW mitgebrachten, zum Teil später noch aus dem Veneter-Land hinzugekommenen Bestand auch wertvolle Waffen und Schmuckstücke, besonders Bernsteinsachen, sich fanden, die in das picentische Nachbarland, einiges auch über See, weisen.

Inhalt meist Museum Rimini, einzelnes in Bologna und Rom.

Montelius *Civ. prim.* I (1895) Tf. 96, S. 436—445; Grenier *Bologne* 1912 S. 185/86; v. Duhn *Ital. Gräberkunde* I 180—186. v. Duhn

Verwahrfund s. Depotfund.

Verwaltung. Von einer regelmäßigen Verwaltungstätigkeit kann erst in archaischen Staaten gesprochen werden, die ein mit bestimmten Funktionen betrautes Beamten-tum als soziale Schicht ausgebildet haben. Soweit Verwaltungstätigkeit in Frage kommt, wurde sie in dem Artikel „Staat“ behandelt. — S. a. Despotie, Häuptling, Höriger A, Kaste A, Politische Entwicklung, Staat. Thurnwald

Verwandtenheirat. Verbindungen unter Verwandten kennzeichnen das primitive Gemeinschaftsleben. Obgleich überwiegend Schranken aufgerichtet sind, welche die Ehe unter den nächsten Blutsverwandten verhindern sollen, scheint doch sexueller Verkehr nebenher nicht selten vorkommen. Die für die V. errichteten Schranken hängen wohl vor allem mit dem Zusammenschluß von gewöhnlich schon ursprünglich miteinander verwandten Gemeinden zu Freundschafts- und Kulturverbänden zusammen, wie wir sie in kleinerem Ausmaß in Australien oder in Neu-Guinea, in größerem in Amerika finden. Zum Teil wird die V. in besondere Bahnen durch mutterrechtliche oder vaterrechtliche Gesichtspunkte gedrängt. Schließlich beeinflussen auch Einrichtungen und Ansichten der Nachbarn gerade derartige Sitten. — S. a. Blutschande, Heiratsordnung, Keuschheit, Nebenehe, Mutterrecht A, Promiskuität, Prostitution, Soziale Entwicklung, Vaterrecht, Verwandtschaft. Thurnwald

Verwandtschaft.

§ 1. V. als Grundlage für freundschaftliche und politische Zusammenschlüsse. — § 2. V.-Gruppierungen und V.-Bezeichnungen. — § 3. Das Problem der klassifikatorischen V.-Systeme. — § 4. Die Entstehung des Problems und seine früher daraus gezogenen Folgerungen. — § 5. Heutige Auffassung über die V. — § 6. Analyse der V.-Beziehungen. — § 7. Wechsel-Vetternheirat. — § 8. Gleich-Vetternheirat. — § 9. Verwandten-Ehe.

§ 1. Der V. wird unter den Naturvölkern große Bedeutung beigemessen, weil die politischen Zusammenschlüsse vorwiegend auf Blutsverwandtschaft aufgebaut sind. Diese bildet den Kern der verschiedenen Ballungen derart, daß das Denken auch den Anschluß fremder Personen auf Grund der verwandtschaftlichen Beziehung nachbildet (s. Adoption A, Fremder, Sklave A) und insbesondere Freundschaftsbände nach dem Vorbilde der Brüder- oder Schwesterschaft gestaltet (s. Brüderschaft [Künstliche]) oder die Adoption nach dem Muster der auf Blutsverwandtschaft beruhenden Beziehungen auffaßt. Dies ist verständlich, wenn man die Kleinheit der primitiven politischen Verbände berücksichtigt, die oft nur aus wenigen Dutzend Seelen bestehen. Da die Heiraten tatsächlich innerhalb dieser oder nur weniger miteinander systematisch (s. Heiratsordnung) oder nicht-systematisch vergesellter Gruppen vor sich gehen, so führen sie zu dem Ergebnis einer gewissen Verwandenzüchtung, somit lokal und familial bedingter einseitiger Gestaltungen. Diese wird weiter durch eine bestimmte Auslese (s. d.) und Siebung (s. d.) von Eigenschaften gefördert, die sich aus dem ganzen Stande der Technik und Kultur (s. Primitive Kultur) zu den Naturbedingungen der Örtlichkeit ergeben. So entstehen Lokalsippen oder Lokalsippen eines bestimmten Typus, bei denen auch ein gewisser Gleichgewichtszustand zwischen Veranlagung und der durch die Kultur hergestellten Lebenslage herbeigeführt ist, ein Gleichgewichtszustand, den wir gewöhnlich als „Anpassung“ bezeichnen.

Die Bedeutung der V. tritt z. B. bei dem Jäger- und Sammlerinnenvolk der Bergdama Südwestafrikas in Blutrache-Angelegenheiten zutage. Ist das Blut von Verwandten

geflossen, so ist, wie man meint, auch ein Teil des Blutes der Lebenden mitvergossen worden; nicht nur am Toten, sondern auch an den Überlebenden wurde gefrevelt. Die Frau wird vom Mann, der Vater vom ältesten Sohn gerächt, immer vom nächsten Blutverwandten (Vedder S. 150). Bei Streitigkeiten hat derjenige Aussicht, für schuldlos gehalten zu werden, der viele Verwandte besitzt und damit großen Anhang, während dem Mann ohne Verwandte gern die Schuld beigemessen wird, denn er hat keinen Rückhalt (Vedder S. 148).

Wie weitgehend die V. alle übrigen Erwägungen ausschaltet, geht z. B. daraus hervor, daß die Angehörigen nicht daran denken, gegen denjenigen, der es wagt, seine Gruppe in eine Blutrache (s. d.)-Fehde zu verwickeln, Vorwürfe zu erheben, auch dann nicht, wenn etwa ein anderer aus der V. bei dieser Gelegenheit getötet wird (s. a. Klan, Moral, Sippe).

Die Grundlage für alle sozialen Regelungen bilden überwiegend die Verwandtschaftsverhältnisse bei den Naturvölkern. Ganz besonders ist dies bei den nicht-geschichteten Stämmen der Fall. Vielleicht ist überhaupt die älteste Unterscheidung die, welche die Angehörigen der eigenen Verwandtschaftsgruppe von den Fremden trennt, wie etwa aus gewissen Ausdrücken der Veddas von Ceylon abgeleitet werden könnte (C. G. Seligmann 1911 S. 65). — Bei dem austral. Murawari-Stamm ist das gleiche der Fall, ganz ähnlich wie bei den übrigen Australiern (Brown 1923 S. 439).

Nicht-verwandtschaftliche Beziehungen werden bei den Zuñi- oder Ashiwi-Indianern Nordamerikas durch Verwandtschaftsworte symbolisiert (Parsons S. 1ff.). In ähnlicher Weise ist das auch nach den Hindu-Gesetzen der Fall (Rose Nr. 87, 96). Im Sanskrit wird die Bezeichnung „Bruder“ ebenso für Befreundete und Wesensähnliche angewendet (Delbrück S. 462). Auch muß auf die verschiedenen Arten der Verbrüderung hingewiesen werden, insbesondere auch durch die Milch (s. Milchverwandtschaft), z. B. bei den Bulgaren (Barbar S. 99). — Ferner kommen verwandtschaftsähnliche Beziehungen bei den nebenehelichen Berechtigungen in Betracht (s. Nebenehe; vgl. C. G. Seligmann 1910 S. 470ff.),

sowie auch beim Levirat (s. d.) und beim Sororat (s. d.).

§ 2. Wenn man die Bedeutung der Großfamilien (s. Familienformen), Sippen (s. d.) und Klans (s. d.) für die Gestaltung der einzelnen politischen Gemeinden, für das Netz von wirtschaftlichen und zereemoniellen Verpflichtungen und für die Wechselbeziehungen unter den Gemeinwesen selbst ins Auge faßt (s. Heiratsordnung, Politische Entwicklung), so drängt es sich als naheliegend auf, daß die Art dieser Beziehungen auch entscheidend sein muß für die Gruppierung der Verwandtschaftsbezeichnungen, daß sich somit ganz andere Unterscheidungen für die Verwandtschaftsgruppen ergeben müssen. Diese Unterscheidungen schlagen sich in primitiven Gesellschaften sprachlich in verschiedener Weise nieder. Die Verwandtschaftsnamen sind in einem erheblichen Maße Ausdruck bestimmter Verbindlichkeiten, somit von einer gewissen juristischen Bedeutung. Werden doch auch die Verwandtschaftsnamen vielfach an Stelle der Eigennamen gebraucht. Wenn man bedenkt, daß die Zustände bei den Naturvölkern gewöhnlich von viel größerer Dauer zu sein pflegen, darum innerlich viel ausgeglichener und harmonisierter sind als bei uns (s. Primitive Kultur), so wird man verstehen, daß auch die Sprache in der Regel den Bedürfnissen des sozialen Lebens Rechnung tragende Sprachsymbole zu schaffen Zeit genug hatte. Dazu kommt, daß die nicht durch Lautschrift (s. Schrift A) festgelegten Sprachen bildsamer und plastischer sind als unsere: sie vermögen sich den augenblicklichen Bedürfnissen schneller anzupassen, sind daher stärkeren Wandlungen unterworfen als solche, die schulmäßig gelehrt und in systematischen Grammatiken gepflegt werden. Bestehen doch schon oft in der Rede- und Ausdrucksweise der ältesten und der jüngsten Generation nicht unerhebliche Abweichungen.

Allerdings wirkt gerade dieses Moment einer sozialhistorischen Deutung der Verwandtschaftsnamen entgegen, derart, daß wir nicht, wie Rivers (*Kinship* 1914) hoffte, unbedingt darauf bauen dürfen, aus den Verwandtschaftsnamen in exakter Weise die

soziale Gestaltung einer bestimmten Gesellschaft ableiten zu können.

Doch besteht kein Zweifel, daß im großen ganzen die Verwandtschaftsnamen auch das Verwandtschaftssystem spiegeln und gewisse Rückschlüsse auf die Heiratsordnungen (s. d.), Vaterrecht (s. d.) oder Mutterfolge (s. d.) zu ziehen gestatten (Thurnwald 1921 S. 167f.). Eine Ergänzung und Kontrolle durch die tatsächlichen Sitten und Gebräuche wird indessen stets unabweisbar sein.

§ 3. Die Aufmerksamkeit der völkerkundlichen Wissenschaft wurde zunächst durch die abweichenden Auffassungen über die Zusammengehörigkeit verwandter Personen hervorgerufen, wie sie sich in den Heiratsordnungen (s. d.), der Auffassung von der Blutschande (s. d.), der familialen Zusammengehörigkeit (s. Familie A, Familienformen, Klan, Sippe) und insbesondere den Nachfolgeordnungen in der männlichen oder weiblichen Linie ausdrückt.

Man stellte einen allgemeinen Gegensatz zwischen den fremden Verwandtschaftssystemen und unserer Art der Gruppierung und Gradstaffelung auf. Die Systematisierung der V. auf einer anderen Grundlage als der unsrigen nannte man „klassifikatorisch“. Letztere Bezeichnung rührt daher, daß nicht wie bei uns eine strenge Einteilung nach Verwandtschaftsgraden, ihrer Nähe oder Ferne, gemacht wird, daß es also nicht immer wesentlich auf die genaue, rechnerisch festgestellte Zahl von Geburten ankommt, durch die einer von einem anderen dem Blute nach entfernt ist. Ähnlich wie bei den primitiven Zahlbegriffen, die sich an konkrete Gegebenheiten knüpfen, wie: ein übliches Häufchen Taro, ein Korb voll Sago, eine Traglast Salz, ein Bündel Pfeilspitzen u. dgl., kommt es auch bei den „klassifikatorischen“ Verwandtschaftssystemen auf die Gruppe von Menschen an, denen bestimmte zereemonielle, wirtschaftliche, politische oder sonstwie sozial-wichtige Verbindlichkeiten oder Ansprüche zukommen.

Das klassifikatorische System ist nicht wie das unsrige auf der Zugehörigkeit zur Einzelfamilie aufgebaut, sondern auf der zu einer Verwandtschaftsgruppe von gleichzeitig politischer Bedeutung. Daher

stehen alle Mitglieder, etwa der Sippe des Sprechers, die der gleichen Generation angehören, zu diesem in derselben Beziehung wie seine eigenen Brüder und Schwestern; die Mitglieder der Sippe seines Vaters gehören der älteren Generation an und stehen zum Sprecher in dem gleichen Verhältnis wie der Vater bzw. des Vaters Schwester; die der vorhergehenden Generation stehen im Range eines Großvaters und umgekehrt. Tritt neben der Altersstaffelung noch eine lineare Gruppierung hinzu, so werden z. B. alle Angehörigen der Muttersippe in der Generation der Mutter mit dieser oder, bei Beachtung des Geschlechtes, mit dem Mutterbruder klassifiziert; alle Angehörigen der Sippe der Gattin und ihre Generation stehen in der gleichen Beziehung wie ihre Brüder und Schwestern, während die der vorherigen Generation mit ihren Eltern zusammengefaßt werden.

Die Anwendung derartiger Verwandtschaftsbenennungen für verschiedene Gruppen kann noch weiter bestehen, nachdem die soziale Verfassung sich inzwischen geändert hat. Auch kann die Bedeutung und Tragweite der einzelnen Namen im Laufe der Zeit sich verändern.

Nebenbei darf nicht unerwähnt bleiben, daß unsere heute gebrauchten Verwandtschaftsnamen keineswegs restlos mit der Berechnung nach Verwandtschaftsgraden übereinstimmen. Diese Berechnung beherrscht zwar unser juristisches Leben, hat jedoch in dem Wortschatz unserer Sprache trotz der langen Zeit geordneten Rechtslebens keinen adäquaten Niederschlag gefunden. Die Ausdrücke der idg. Sprachen weisen vielmehr dahin, daß auch in diesen früher „klassifikatorische“ Gesichtspunkte herrschend waren.

Da die klassifikatorischen Verwandtschaftssysteme, wie angedeutet, in inniger Beziehung mit den verschiedenen Seiten der Wirklichkeit stehen, so weichen sie unter sich außerordentlich voneinander ab, je nach der besonderen Art der einzelnen Gemeinwesen (s. Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung). Wir haben es also tatsächlich mit einer ebenso großen Buntheit von Verwandtschaftssystemen und -bezeichnungen klassifikatorischer Art zu tun wie mit primitiven Kulturen, politischen und sozialen Gebilden bei Naturvölkern überhaupt.

Dafür ist z. B. die sorgsame Zusammenstellung der Verwandtschaftssysteme kalifornischer Indianer bezeichnend, die Gifford (1922) beibrachte. Trotz mannigfacher Ähnlichkeiten im sozialen Aufbau und in den Lebensbedingungen, ja zum Teil auch in ihrer kulturellen Ausstattung zeigen sich erhebliche Abweichungen unter den einzelnen Stämmen.

§ 4. Als Entdecker der Bedeutung der V. für das soziale Leben der Naturvölker sind die Amerikaner L. Morgan und J. F. MacLennan zu betrachten. Von besonderem Einfluß wurde die Morgansche Auffassung, die das Verwandtschaftssystem der Hawaier als das niedrigste betrachtet, weil es besonders arm an Verwandtschaftsbenennungen ist und hier Bezeichnungen für ganze Gruppen von Personen gelten, für die wir unterschiedliche Verwandtschaftsnamen anwenden. Nicht nur seine leiblichen Geschwister nennt der Hawaier „Brüder“ und „Schwestern“, sondern auch alle Seitenverwandten, die wir als „Vettern“ und „Basen“ bezeichnen, und zwar nicht nur die ersten, sondern auch die zweiten, dritten, vierten und fünften Grades usw. Sie werden alle mit dem gleichen Ausdruck benannt wie seine Geschwister. Jedoch wird eine andere Unterscheidung vorgenommen, und zwar je nachdem die Verwandten älter oder jünger als der Sprechende sind. Der Unterscheidungsgesichtspunkt ist also anders als bei uns. Ferner bezeichnet der Hawaier alle Kinder der eigenen und der „kollateralen“ Geschwister als „seine Kinder“ und alle Nachkommen dieser Kinder als „seine Enkel“. Dementsprechend sind auch die Eltern seiner Kollateral-Geschwister seine Eltern, die er nur in männliche „Ältere“ (*makua kana*) und weibliche „Ältere“ (*makua wahina*) unterscheidet, und alle Vorfahren dieser Eltern seine „Ahnen“ (*kupuna* = alte Angehörige), die ebenfalls wiederum als männlich und weiblich unterschieden werden können.

Aus diesen Bezeichnungen schloß Morgan auf die frühere Existenz eines kollektiven Geschlechtsverkehrs, einer sog. Gruppenehe (s. d.). Er meinte, daß ein Hawaier, der Eltern und Kinder von den entsprechenden Kollateral-Verwandten nicht scharf unterscheidet, in Sitten verwurzelt gewesen

sei, die eine strenge Unterscheidung der Abstammung gar nicht gestatteten.

Morgan ging noch einen Schritt weiter, und gemäß der damals herrschenden Lehre, daß das Einfachere immer ohne weiteres das Ältere sein müsse, gelangte er zu dem Ergebnis, daß die hawaiische Auffassung von der V. als etwas „Ursprüngliches“ zu betrachten sei. Daran knüpfte er die Hypothese, daß einstens eine durch keine Schranken gehemmte Promiskuität (s. d.) herrschte, die er noch vor der hawaiischen Gestaltung der V. und der Familie (s. d. A) ansetzte. Auf Hawaii fand er jedoch eine Spaltung des ganzen Stammes in zwei exogame Gruppen (s. Heiratsordnung) vor und bezeichnete diese, die er mit gewissen nordamerik. und asiat. Verwandtschaftssystemen in Verbindung brachte, als das „Turanisch-Ganowanische“ System und die entsprechende Familienform (s. d.) als die *punalua*-Familie (*punalua* = Mitehegessonne; s. Nebenehe). An diese kollektive Stufe schließt er die „syndasmische“ oder Paarungsfamilie mit Mutterrecht, sodann die vaterrechtliche, patriarchalische Familie und schließlich die monogamische Familie.

Es ist hier nicht der Ort, diese Aufstellungen eingehend zu kritisieren. In den Artikeln: Familie A, Familienformen, Gruppenehe, Heiratsordnung, Mutterrecht A, Nebenehe, Patriarchat A, Promiskuität, Vaterrecht wurde der heutige Stand dieser Fragen eingehend behandelt.

Die Auffassungen Morgans wurden deshalb hier ausführlich dargelegt, weil sie einerseits beinahe ein halbes Jahrhundert lang die Geister beherrschten, andererseits den Ausgangspunkt für die Erörterung der Verwandtschafts-Beziehungen und -Bezeichnungen bilden.

§ 5. In den letzten 1 $\frac{1}{2}$ Jahrzehnten hat sich eine wachsende Kritik gegen die Auffassung Morgans und seiner Nachfolger geltend gemacht. Durch die Untersuchungen von Andrew Lang, H. W. Thomas, Rivers, Kroeber, Gifford und Lowie, in letzter Zeit von Brenda Z. Seligman und Thurnwald hat sich gezeigt, daß wohl eine Wechselbeziehung zwischen gewissen sozialen Einrichtungen und den Verwandtschaftsbeziehungen besteht, daß aber die geringe Zahl von Verwandtschaftsbezeich-

nungen sich keineswegs mit einer besonders niedrigen Entwicklungsgestaltung deckt. Ganz im Gegenteil. Inzwischen sind nämlich die Verwandtschaftssysteme der Australier und auch anderer niedriger Jägerstämme bekannt geworden, die oft eine große Zahl von Verwandtschaftsbezeichnungen aufweisen, eine unverhältnismäßig größere, als sie etwa bei den kulturell verhältnismäßig hochstehenden polynesischen Hawaiern sich findet (s. Primitive Kultur). Gerade dort, wo, wie in Australien, manchmal komplizierte Heiratsordnungen (s. d.) herrschen, die auch noch von nebenehelichen Beziehungen (s. Nebenehe) begleitet werden, ähnlich wie in verschiedenen Gegenden von Neu-Guinea (Thurnwald 1921 S. 199ff.), macht sich unter den Angehörigen einer Gemeinde ein starkes Interesse geltend, die erwähnten Beziehungen auch durch bestimmte Ausdrücke kenntlich zu machen. Dazu kommt, daß diese Gesellschaften nicht geschichtet sind (s. Schichtung) und die ganze Aufmerksamkeit auf die persönliche Sonderstellung, auf auszeichnende Rechte und Pflichten durch die V. (s. Auszeichnung) sich richtet.

Die Australier aber mit ihrer gerontokratischen und patriarchalischen Tendenz (s. Altenherrschaft, Patriarchat A, Vaterrecht) und ihrer starken Ausbildung der Heiratsordnungen auf Grund wenigstens teilweiser systematisierter Vergesellschaftung ihrer Jägerhorden stellen sicher auch nichts ganz „Ursprüngliches“ dar, sondern eine nach bestimmter Richtung ausgebildete, einseitige Entwicklung. Die Verwandtschaftssysteme anderer, nicht durch Heiratsordnungen vergesellter Jägerstämme, wie etwa der Bergdama Südwestarrikas, weisen hinwiederum eine geringere Zahl von Bezeichnungen auf. Gerade hier treten die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern viel schärfer in Erscheinung als etwa bei den Hawaiern. Der Altersunterschied wird hier z. B. dadurch ausgedrückt, daß der erstgeborene Sohn *xeirob* = kleines Kudu, genannt wird, weil dieses Tier als Sinnbild der Kraft gilt und ein Vater den ältesten Sohn als Erstling seiner Kraft betrachtet. Der jüngste Sohn heißt *!gou-!gōāb* = der Sohn (*!gōāb*), der bei der Mutter zurückgeblieben ist (*!gou*), nachdem die anderen bereits das Nest ver-

lassen haben und eine eigene Hütte in der Werft besitzen (s. a. Name A; vgl. Vedder S. 44). Jedoch ist es auch hier üblich, daß sich die Gleichaltrigen als Geschwister bezeichnen und behandeln, die Älteren als Vater und Mutter bzw. Großvater und Großmutter und umgekehrt die jüngere Generation als Kinder oder Enkel. Ähnlich ist es mit der Bezeichnung Bruder und Schwester. Nichtsdestoweniger herrscht auch bei den Bergdama (ebd. S. 50), in diesem Fall übrigens ähnlich wie bei den Polynesiern und Mikronesiern, eine ausgesprochene Geschwister-scheu (s. Blutschande, Meidung).

Wie durch die V. die Rechte und Pflichten der Einzelnen umrissen werden, zeigt folgende Bemerkung C. G. Seligmanns (1911 S. 66) über die Veddas von Ceylon: jeder hilft den übrigen Mitgliedern seiner Gemeinschaft und teilt mit ihnen seine Jagdbeute oder den Honig in so freigebiger Weise, daß es anfangs schwer war, festzustellen, welche Individuen ein besonderes Anrecht gegenüber anderen ihrer Gruppe besaßen (s. Kommunismus, Moral). Zunächst schien es so, als würden alle in gleicher Weise beteiligt werden, doch stellte es sich bei genauerer Untersuchung heraus, daß ein unverheirateter Mann besonders den Unterhalt seiner Mutter im Auge hatte. Der Schwiegervater machte aber wenigstens den gleichen Anspruch gegen seinen Schwiegersohn geltend und erhielt tatsächlich mehr Aufmerksamkeit zugewendet, weil ein Mann gewöhnlich die meiste Zeit bei der Familie seiner Frau verbrachte. Die Beziehungen zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn kamen in mannigfacher Weise zum Ausdruck. Schon dadurch, daß die Veddas lieber eine Tochter bekommen als einen Sohn, weil sie auf diese Weise einen Schwiegersohn zu erlangen die Aussicht haben. Mutter und Mutterbruder (= Schwiegervater) werden bei der herrschenden Vettern-Basen-Heirat als gleich wichtig betrachtet (s. § 7), und ihnen gegenüber bestehen dieselben sozialen Verpflichtungen. Der Vater eines Mannes und seines Vaters Brüder treten gegenüber dem Mutterbruder (s. d.) zurück, der von seinen tatsächlichen oder zukünftigen Schwiegersöhnen stets den größten Beuteanteil bekommt. Auch die Kameradschaft zwischen Schwiegervater und Schwieger-

sohn wird deutlich betont. Nicht nur, daß sie sehr häufig gemeinsam jagen, sondern der Mutterbruder sorgt auch als Schwiegervater für seinen Neffen und Schwiegersohn in offensichtlicher Weise durch Gaben oder Abtretung von Landstücken. Zu den erwähnten Verpflichtungen kommen bei den Veddas noch gewisse zeremonielle Meidungen (s. d.), die sich auf Angehörige verschiedenen Geschlechts beschränken und diejenigen Männer und Frauen umfassen, die miteinander in keine sexuelle Beziehung treten, einander nicht heiraten dürfen. So besteht eine strenge Meidungsvorschrift zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn, vor allem ist jede körperliche Berührung und sogar jede Annäherung verboten. Essen darf er von ihr nicht unmittelbar empfangen. Ebenso vermeidet ein Mann jede Berührung mit der Frau seines Sohnes oder seines Bruders und eine Frau mit dem Gatten ihrer Schwester. Auch muß ein Mann die Berührung mit den Töchtern der Schwestern seiner Mutter und der Brüder seines Vaters vermeiden, wie er überhaupt allen Mädchen ausweichen muß, die er als „Schwestern“ bezeichnet, sofern diese das Pubertätsalter erreicht haben. Doch kann er zu diesen Verwandten sprechen. Indessen darf ein Mann seine Schwester nicht aufheben, wenn sie z. B. zu Boden gefallen ist und sich verletzt hat (C. G. Seligmann 1911 S. 66ff.).

Die Unterscheidung nach älteren und jüngeren Geschwistern ist namentlich in Gebieten mit Vorherrschaft des Mutterrechts sehr verbreitet.

Eine solche Unterscheidung zwischen verschiedenen Altern bezieht sich z. B. bei den Fanti der Westküste von Afrika auch auf den Unterschied zwischen älterer und jüngerer Schwester der Mutter (die Totem-Gruppen, *septs*, leiten ihren Ursprung von einer gemeinsamen Stammutter ab; vgl. Ffoulkes S. 405).

Die Heiratsschranken werden bei dem nilotischen Stamme der Lango sehr streng eingehalten. Niemand darf ein Mädchen heiraten, das auch nur entfernt durch Blutsbande nach der Vater- oder Mutterseite hin verwandt ist. Somit ist jede Heirat innerhalb des mütterlichen oder väterlichen Klans verboten, und ebenso bilden gewisse entfernte Stiefverwandtschaften, bei

denen keinerlei Blutsbande vorhanden sind, ein Heiratshindernis (s. Blutschande, Heiratsordnung). Wahrscheinlich ist dieses Verbot darauf zurückzuführen, daß die Kinder nach dem Tode des Mannes bei der Mutter bleiben, und, wenn sie sich wieder verheiratet, sie, obgleich zum Klan ihres Vaters gehörend, als Kinder des neuen Gatten der Mutter betrachtet werden (Driberg S. 156).

Unter den Pomo-Indianern war das Land im Besitz von vaterrechtlichen Familien und ging nur dann in das Eigentum Einzelner über, wenn die Zahl der Familienmitglieder zusammenschumpfte. Insbesondere hat sich dort das Familieneigentum vom Klanbesitz der ö. Stämme losgelöst, wo, wie im SO, Inseln der dortigen großen Seen von Familien besiedelt wurden (Gifford 1923 S. 84, 92).

Ganz anders in den geschichteten Gesellschaften (s. Häuptling, Kaste A, Lehen, Politische Entwicklung, Staat), wie in der polynesischen. Hier kreist das Interesse um die Auszeichnung in der Rangstaffelung und um den Besitz. Die V. tritt an Bedeutung zurück. Dazu kommt noch im Falle der Polynesier das stark ausgebildete Mutterrecht (s. d. A.), das zweifellos mit der selbständigen Stellung der Frau durch die Ausbildung des Gartenbaues zusammenhängt. Das von Morgan erwähnte und oben beschriebene Hawaiische System wird man somit eher als eine Rückbildung denn als eine ursprüngliche Form der Verwandtschaftsberechnung zu betrachten haben.

Gewisse mutterrechtliche Züge bedingen ein besonderes Verhältnis zwischen Mutterbruder und Schwestersohn, die daher oft durch besondere Verwandtschaftsbezeichnungen hervortreten. Dort, wo wie auf den Trobriand-Inseln, ö. von Neu-Guinea (Südsee), das Mutterrecht (s. d. A.) zu einer extremen Ausgestaltung gelangt ist, gibt es echte V. nur zwischen einem Mann und den Verwandten seiner Mutter. Nach diesen stehen ihm am nächsten seine Brüder und seine Schwestern. Die Brüder gehören der gleichen Blutgruppe an und sind für die politische Seite der Vergesellschaftung von grundlegender Bedeutung. Bei den Schwestern tritt ihre wirtschaftliche Bedeutung hervor, denn sie haben für ihn in den Pflanzungen zu arbeiten, sowie sie auf-

gewachsen und verheiratet sind. Dem steht nicht die strenge Meidung entgegen, die im übrigen zwischen Bruder und Schwester herrscht (Malinowski S. 71). Das extreme Mutterrecht geht bei den Trobriandern so weit, daß es jedes Band der V. zwischen Vater und Kind dogmatisch leugnet. Trotzdem gilt der Vater als der nächste und liebevollste Freund der Kinder, sogar mehr als der Mutterbruder. Nur in bezug auf Erbe und Besitz ist nach alter Tradition letzterer ausschlaggebend (Malinowski S. 74). Die V. wird bei den Trobriandern durch verschiedene zeremonielle Gaben betont, die zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern, unter der Schwägerschaft und dem Häuptling dargebracht werden (Malinowski S. 191). Den sozialen Gruppen (Klan, Sippe, Familie, Dorf, Gau, Stamm) entsprechen gewisse Bande der V.: 1. die mütterliche V. (*veyola*), die Blutsverwandtschaft in der mütterlichen Linie, welche allein als echte V. betrachtet wird; 2. die Eheverwandtschaft zwischen Gatte und Gattin, zwischen Vater und Kindern; 3. die Schwägerschaft zwischen dem Gatten und den Verwandten der Frau in weiblicher Linie. — Diesen Verwandtschaftsgruppen entsprechen bestimmte Vorstellungen und Gewohnheiten und weiterhin auch eine feste Terminologie in der Sprache. Durch die Zugehörigkeit zu einer Sippe oder einem Klan werden auch die traditionellen Beziehungen, Freundschaft, sexuelle Rechte oder Handelsgewohnheiten übernommen. — Zu den erwähnten drei Gruppen kommen noch folgende Typen persönlicher Einstellung: 4. wie sie sich aus der Angehörigkeit zu Klan oder Sippe ergeben; 5. die persönlichen Freundschaften beim Kula- oder Fischhandel (s. Handel F § 7); 6. aus der Zugehörigkeit zu den Dorfgemeinschaften und weiterhin unter befreundeten Dörfern (s. Politische Entwicklung); 7. die Rangordnung in bezug auf die Häuptlingschaft und die Gemeinen, sowie die mit dem Vasallitätsverhältnis (s. Lehen) verbundenen Dienste und Tribute (s. d. A.); 8. die Beziehungen aus der Stammeszugehörigkeit und den dadurch bedingten Zahlungen, Geschenken und Handelsverbindungen (Malinowski S. 193).

Der Fortschritt vom klassifikatorischen Verwandtschaftssystem zum Rechnen nach

Graden der Blutsverwandtschaft stellt also einen Fortschritt in der analytischen Richtung des Denkens dar, der soziologisch damit begründet werden muß, daß in den primitiven Gesellschaften die Angehörigkeit des Einzelnen vor allem gruppenmäßig und da wieder verwandtschaftlich gebunden ist, während in den höheren Gesellschaften eine Individualisierung Platz gegriffen hat, bei der die Stellung des Einzelnen gleichzeitig zu vielerlei Gruppen in Betracht gezogen werden kann. Die verwandtschaftliche Seite vermag hier also von den übrigen Beziehungen des Menschen isoliert zu werden (s. Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung).

§ 6. Durch A. L. Kroeber (1909) wurde versucht, in das Chaos der Verwandtschaftsbeziehungen dadurch eine Klärung zu bringen, daß er die Bezeichnungen nach verschiedenen Kriterien untersuchte. Dieses sind folgende acht: 1. die Verschiedenheit zwischen Personen der gleichen und verschiedenen Generation; 2. die Verschiedenheit zwischen linealer und kollateraler V.; 3. die Altersverschiedenheit innerhalb der gleichen Generation; 4. das Geschlecht des Verwandten; 5. das Geschlecht des Sprechers; 6. das Geschlecht der Person, durch deren Vermittlung die V. hergestellt wird; 7. die Verschiedenheit zwischen Blutsverwandtschaft und Schwägerschaft; 8. die Lebensbedingungen der Person, durch welche die V. besteht (Tod, Scheidung, illegitime Ehe, Vorhandensein oder Mangel an Nachkommenschaft).

Zweifellos werden die Verwandtschaftsnamen durch alle diese Faktoren beeinflusst. Doch kein einziges Merkmal ist imstande, einseitig bestimmend durchzugreifen. Denn es ist ja gerade das Bezeichnende der primitiven Auffassungen, daß sie nicht analysierend sind, sondern auf der Gestaltung der einzelnen Gruppen beruhen. Sie sind soziologisch verankert, jedoch nicht nur allein in der sozialen Verfassung, wie sie uns heute entgegentritt, sondern in der ganzen Geschichte von Abfolgen sozialer Verfassungen, welche der betreffende Stamm im Laufe der Zeiten hist. durchgemacht hat.

In bemerkenswerter Weise hat die ungleiche Verteilung auf die genannten acht

Unterscheidungsmerkmale Gifford (1922 S. 267) für die kalifornischen Indianer zusammengestellt. Bezüglich der ersten sieben Merkmale trat für diese genannten Stämme am stärksten hervor: die Bedeutung der Generation (79^{0/0}), sodann das Geschlecht des vermittelnden Verwandten — etwa die Bedeutung von Vater- oder Mutterrecht — (67^{0/0}), hierauf die Bedeutung von Blut oder Heirat, Schwägerschaft (64^{0/0}), hernach die Unterscheidung linearer und kollateraler V. (49^{0/0}), sodann das Geschlecht des Verwandten (46^{0/0}), hierauf der Altersunterschied in der Generation (39^{0/0}), zuletzt das Geschlecht des Sprechers (37^{0/0}).

Zu diesen soziologischen Unterscheidungen tritt noch die Frage der sprachlichen V. und Ausdrucksform, deren nähere Untersuchung Gifford in seiner Arbeit über die kalifornischen Verwandtschaftssysteme (1922 S. 283ff.) allerdings nicht vorgenommen hat.

Den Verwandtschaftsnamen kommt eine eigenartige Stellung zwischen Eigennamen und Pronomen zu. Ist es doch vielfach verboten, die Eigennamen auszusprechen (s. Meidung, Name A). Wie schon erwähnt, gibt es unter den Verwandtschaftsnamen solche, die einer anderen sozialen Struktur entsprechen. Die Namen führen ihr Eigenleben und können ihre Bedeutung im Laufe der Zeit wechseln (Thurnwald 1921 S. 161ff., 153 Anm. 1, 163, 127 Anm. 1).

Auch fremder Einfluß macht sich gelegentlich unter den Verwandtschaftsnamen geltend. Gerade Heiraten sind ja geeignet, Kulturbeeinflussungen zustande zu bringen (s. Primitive Kultur, Soziale Entwicklung). Bei den w. Mono-Indianern von Kalifornien dürfte sich in sechzehn Fällen, bei den ö. Mono in neun Fällen das Ergebnis eines Kontaktes mit den Penuto zeigen usw. (Gifford 1922 S. 243).

Solche Übertragungen von Verwandtschaftsnamen haben wir ja auch in der dtsh. Sprache in den aus dem Frz. übernommenen Worten „Cousin“ und „Cousine“. Die deutsche Phonetik hat das Wort „Cousine“ als „Kusine“ assimiliert, begegnete jedoch bei dem Wort „Cousin“ Schwierigkeiten, so daß diese übernommene Verwandtschaftsbezeichnung durch das frühere „Vetter“ zurückgedrängt wurde. In das Engl. gingen dieselben Worte aus dem Frz.

über, doch verloren sich hier die Geschlechtsunterschiede, wahrscheinlich auch infolge der Phonetik. Dieses Beispiel zeigt Veränderungen, denen die Aufnahme fremder Verwandtschaftsbezeichnungen selbst bei gleichem sozialen System ausgesetzt ist. Bei Naturvölkern kommt aber häufig hinzu, daß selbst benachbarte Stämme in ihrer sozialen Struktur nicht unerheblich abweichen. Daher bedeutet die Übernahme einer Verwandtschaftsbezeichnung von einem Stamm auf den anderen keineswegs die gleiche Verwandtschaftssymbolisierung (Thurnwald 1921 S. 173ff., 175ff.).

Die Bedeutung der Verwandtschaftsnamen besteht insbesondere auch darin, daß sie innerhalb der politischen und sozialen Ballungen noch auf besondere Gruppierungen von Verwandten hinweisen, wie sie namentlich durch mutterrechtliche oder vaterrechtliche Betonungen in Erscheinung treten. Dazu gehören einerseits reziproke Ausdrücke (vgl. Gifford 1922 S. 274), bei denen bestimmte Verwandte, z. B. Enkel und Ahne, sich mit den gleichen Namen bezeichnen (wie z. B. im Dtsch.; denn Enkel ist das Wort Ahne mit Diminutiv-Endung; vgl. näheres Thurnwald 1921 S. 103), oder sog. „Asymmetrie der Geschlechter“, wobei die Verwandten in männlicher oder weiblicher Linie durch besondere Benennungen ausgezeichnet werden (Gifford 1922 S. 278).

Wie noch verschiedene andere Umstände die Verwandtschafts-Nomenklatur beeinflussen können, zeigt das Beispiel von NW-Kalifornien, wo es Umschreibungsausdrücke gibt für tote Verwandte, während Ehescheidung und illegitime Ehe ebenfalls in einer gewissen Terminologie niedergeschlagen erscheinen. Hier wird im ersteren Fall ein besonderes Affix der üblichen Verwandtschaftsbezeichnung vorangestellt, etwa wenn wir sagen würden „ex-Gatte“ (Gifford 1922 S. 258; vgl. a. Zimmermann).

Bei Veränderung der sozialen Struktur scheinen sich alte Verwandtschaftsbeziehungen manchmal in der Weise zu erhalten, daß sie in der Form von traditionellen Neckereien (s. Scherzbeziehung) weiterleben (vgl. a. Man 1924 Nr. 132 Hocart), ähnlich etwa wie veraltete religiöse Auffassungen zu Schwänken und witzigen Anek-

doten umgestaltet werden (vgl. Thurnwald *Die Lüge in der primitiven Kultur* in „*Die Lüge*“, hg. von Lippmann und Plaut 1927 S. 409ff.). Mit diesen Neckereien sind gewöhnlich geschlechtliche oder anderweitige Lizenzen verbunden (Thurnwald 1921 S. 135).

Die sozialen Sondergruppen, aus denen sich eine Sippe zusammensetzt, oder die sie durchschneiden, bilden die Zellen des gesamten Gesellschaftsorganismus. Die Struktur der Sondergruppen ist nach dem sexuell Erlaubten und Verbotenen, nach den zerebralen Verpflichtungen und Rechten, und schließlich nach praktischen Vorteilen und Nachteilen abgestimmt. In dieses Gewebe von Beziehungen wird der Einzelne teils durch seine Abstammung verkettet, teils durch Heirat, Verschwägerung oder Freundschaft. Es beruht auf der V. und ihrem Vorbild. Danach regelt man das Verhalten zu seinen Mitmenschen (Thurnwald 1921 S. 159f.).

§ 7. Von besonderer Bedeutung ist eine Form der Heiratsschließung (s. Heiratsordnung), die auch von großer Tragweite für den Aufbau der V. und weiterhin für die Gruppierung der Verwandtschaftsnamen ist. Es handelt sich um die sog. *cross-cousin-Ehe*, die man etwa mit „Wechselvetterschafts-Ehe“ oder auch „Bölkenvettern-Ehe“ wiedergeben könnte (Thurnwald 1921 S. 107f.). Zugrunde liegt die Tatsache, daß die Kinder oder Enkel von Bruder und Schwester einander zur Heirat bestimmt sind. Ohne hier auf die weiteren Konsequenzen dieser Sitte eingehen zu können, sei nur auf die außerordentliche Verbreitung derselben hingewiesen, namentlich bei den Völkern, unter denen die Männer der Jagd und dem Fang nachgehen, die Frauen Gärten anlegen (s. Wirtschaft D).

Diese Form der Vetternheirat hat sich auch noch bei höheren Völkern, die längst über die angedeutete Wirtschaftsform hinaus sind, in traditionellen Heiratsgewohnheiten, insbesondere von Kinderehen (s. Kind), erhalten. Vor allem aber gab diese Vetternheirat wohl den Grund für die Halbierung des Klans in zwei Sippen ab (s. Heiratsordnung, Klan, Sippe), der wiederum beim Kontakt mit anderen ethnischen Gruppen die Stammeshalbierung nachgebildet wurde.

Auf solche Zusammenhänge weist z. B. die Teilung in eine männliche (*ta*) und eine weibliche (*na*) Hälfte bei den Loritja in Australien hin (Strehlow IV 1 S. 78f.); oder die Tradition der Omaha-Indianer, die im Laufe der Zeit die zwei Hälften ihres Stammes als Verkörperung des männlichen und weiblichen Prinzips betrachten (Fletcher und La Flesche *The Omaha Tribe* 1911). Auch der Geschlechts-Totemismus (s. Totemismus B) dürfte darauf hinweisen (vgl. Thurnwald 1921 S. 192ff.; Lowie 1920 S. 125; Brown 1913 S. 159; Rivers 1914 II 500, 570f.; C. G. Seligmann 1910 S. 78; Quevedo 1919 S. 434; Dempwolff 1924/25 S. 104; Man 1914 Nr. 2 Hocart; C. G. Seligmann 1911 S. 64f.; Rattray 1925 S. 83ff.; Frazer II 98ff.).

Als eine Variante dürften die Heiraten mit Ungleichaltrigen aufzufassen sein, die aus verschiedenen Gegenden bekannt wurden (Thurnwald 1921 S. 131, 184, 186, 188; s. a. Heiratsordnung). Vielleicht hängen sie mit dem Abverdienen der Braut (s. Heirat) in gerontokratischen Gesellschaften zusammen. Selbstverständlich führen aber gerade derartige Zusammenschlüsse zu ganz besonderen Verwandtschaftsbeziehungen, die sich auch in den Bezeichnungen niederschlagen.

Zu diesen besonderen Beziehungen gehören auch die nebenehelichen (s. Nebenehe; Thurnwald 1921 S. 199ff.).

Bezüglich der melanesischen Formen vgl. Man 1915 Nr. 85 Rivers; ferner bezüglich der Marind-anim Wirz I 50; für Fiji Hocart 1915 S. 631; über die Gerontokratie (ein Mann ist sein wiedergeborener Großvater) auf den neuen Hebriden vgl. Man 1915 Nr. 85 Rivers. Die sehr häufige Auffassung, daß die dritte Generation als Fortsetzung der ersten gilt, lebt in China noch bis heute fort (Quistorp S. 45ff.). Über die Stellung des Schwestersonnes auf Fiji vgl. Man 1923 Nr. 4 und ebd. 1924 Nr. 132 Hocart; ferner über das Levirat (s. d.) in Indien vgl. Man 22 (1922) Nr. 25 Chattopadhyay.

§ 8. Die hauptsächlich von Hirten (s. d.) getragenen vaterrechtlich-patriarchalischen Gesellschaften mit familialem Privateigentum gruppieren die Verwandtschaftsverhältnisse und ihre Benennungen anders als die mutterrechtlichen Gesell-

schaften. Dies kommt auch in bezug auf die orthodoxe Heirat zum Ausdruck. Sie besteht dort darin, daß die Kinder und Enkel von Brüdern einander heiraten sollen. Als Repräsentanten können die arabischen und semitischen Völker betrachtet werden, deren Einfluß sich bekanntlich einerseits in großen Teilen Afrikas, andererseits ö. bis zu den Sunda-Inseln und den Philippinen durchgesetzt hat.

Am ausführlichsten ist diese Frage von Brenda Z. Seligman (1923, 1924) behandelt worden. Bei den nordost-afrikanischen Dinka kauft der Mann mit der Frau auch ihre Frucht, die Kinder. Dadurch erhält die Ehe einen wirtschaftlichen Charakter (O'Sullivan S. 173, 184). — Bei den Wahenga im Nyassa-Land erfolgt der Kauf der Frauen mit Sklaven, Zeug, Salz und Ziegen. Daneben kommt aber auch Frauenraub vor, der also die traditionellen Heiratsbeziehungen außer acht läßt, bei dem V. nicht berücksichtigt wird (Sanderson S. 131f.).

Doch zeigt sich bei den meisten dieser Völker noch eine ältere Schicht mutterrechtlichen Charakters, die namentlich von den feldbauenden Gruppen getragen wird (Paulitschke I 187ff.). — Bezüglich der Nandi, Masai und Thonga vgl. Brenda Z. Seligman 1917 Nr. 46.

Bei den meisten ind. Kasten gilt als die richtige Braut eines jungen Mannes die Tochter seines mütterlichen Oheims. Nach dieser kommt die Tochter seiner väterlichen Tante, und in manchen Kasten hat er ein Vorrecht, die Tochter seiner Schwester zu heiraten. Unter den Korachers herrscht der Brauch, daß die ersten zwei Töchter einer Frau an ihren Bruder gegeben werden, damit dieser oder seine Söhne sie heiraten. Auch in Indien hat es den Anschein, als wenn alte mutterrechtliche Gewohnheiten (einer Gärtnerinnenkultur) von patriarchalischen Sitten, die wohl auf den Einfluß der Hirten-Brahmanen zurückgehen, überlagert worden wären (Man 14 [1914] Nr. 97 Richards).

Von erheblicher Bedeutung für die Auffassung der V. und auch für die Umklassifizierung der Verwandtschaftsnamen sind vaterrechtliche Gesichtspunkte (s. Mutterrecht A, Vaterrecht). Zweierlei Dinge sind hier in Betracht zu ziehen: vor allem

die Aufnahme fremder Frauen bei räuberischen Stämmen, wodurch einerseits die Stellung der Frau heruntergedrückt wird, andererseits der Mann zum Beschützer der Frau wird, die früher ihren Rückhalt in ihrer Sippe fand, wodurch wieder die patriarchalischen Tendenzen unterstützt werden (Thurnwald 1921 S. 190). Andererseits hängt damit ein stärkeres Hervortreten wirtschaftlicher Güter zusammen (s. Reichtum, Wirtschaft D). Dieses fördert den Gedanken an eine Verwirtschaftlichung der weiblichen Arbeitskraft (s. Frau A).

§ 9. Die obigen Ausführungen haben erwiesen, welche Bedeutung den Heiraten für die V. zukommt. Im allg. zeigte es sich, daß die Heiraten unter Vettern und Basen als das Gehörige galten, daß die Ehen innerhalb nahe verwandter Personen geschlossen wurden. Wir haben es also überall mit Verwandtenehe zu tun, die man als etwas sehr Altes aufzufassen berechtigt ist.

Dabei drängt sich die Frage auf, wie man sich zu Verbindungen unter noch näheren Verwandten gestellt hat oder gestellt haben dürfte. Zweierlei Tatsachen stehen einander beinahe widersprechend gegenüber: auf der einen Seite eine ausgeprägte Geschwisterscheu, auch schon bei Jäger- und Fängerstämmen, bei denen die Frauen Sammlerinnen sind, wie etwa bei den Bergdama oder bei den Veddas (Seligmann 1911 S. 66 Anm. 1), andererseits Nachrichten über Verbindungen nächster Verwandter. Von den Hoklo-Leuten von Amoy und Swatau in China (Man 10 [1910] Nr. 54 Whyte) und von den Agbede in Süd-Nigerien, Westafrika (Man 1910 Nr. 72 Thomas) wird z. B. die Sitte des Geschlechtsverkehrs unter Brüdern und Schwestern berichtet. Auf den Marshall-Inseln fand durch den Häuptling die Defloration auch seiner eigenen Tochter statt (Erdland *Die Marshall-Insulaner* Anthrop. Bibl. 2, 1 [1914] S. 264, insbesondere S. 266 Anm. 1).

Eine gewisse Unsicherheit und Hemmung äußert sich in einer Sage der paläo-sibirischen Tschuktschen, die von Bogoras berichtet wird: danach sollen die See-Tschuktschen einmal durch Hungersnot bis auf ein Geschwisterpaar vernichtet worden sein. Das erwachsene Mädchen zog ihren kleinen Bruder mit gestampftem Korn auf. Als er

herangewachsen war, forderte sie ihn auf, sie zu heiraten. „Denn sonst“, sagte sie, „bleiben wir ohne Nachkommen und die Erde ohne Menschen. Wer sieht uns? Wer will uns daraus einen Vorwurf machen? Wer wird es in der Welt erfahren? Wir sind allein.“ Der Bruder jedoch hatte Bedenken, weil es „verboten“ war. Das Mädchen begab sich daraufhin nach einem entfernten Ort, errichtete dort ein Haus, das ganz anders aussah als ihre Hütte, traf alle Vorbereitungen und machte sich neue Kleider. Der Bruder fand beim Herumstreifen dieses Haus und seine Schwester, die er jedoch in der anderen Kleidung nicht wiedererkennt. Nach einigem Zögern nimmt er sie zum Weib, kehrt jedoch inzwischen wieder nach seinem Hause zurück, wo die Schwester in der alten Tracht sich einstellt. So spielt sie einige Zeit eine doppelte Rolle. Schließlich bekommt sie ein Kind, und von da an kehrt der Bruder nicht mehr nach dem schwesterlichen Hause zurück. Von diesem Paar leitet sich der erwähnte Stamm der Tschuktschen her (Czaplicka S. 71f.).

Der *Mugabe*, der Fürst der Banyankole im zentralen Ostafrika, konnte Frauen der obersten Sippen der *Basambo* oder *Bagabe* heiraten, aber auch seine Schwestern, obgleich derartige Verbindungen nicht anerkannt waren und er nie diejenige Schwester heiratete, die er zum Amt der „Fürstenschwester“ erhob, der *Munyanya Mukama*. In den übrigen Hirtensippen durften die Prinzessinnen nur ihre Halbbrüder heiraten (Roscoe S. 58, 60).

Dies führt uns zu den aus Ägypten berichteten Geschwister- und Vater-Tochter-Ehen, die jetzt auch auf Grund der ägyptologischen Forschungen bestätigt sind. Prinz *Nfr-m't* wurde vom König *Snefru* mit seiner eigenen Tochter erzeugt. Ähnliche Fälle königlicher Ehen zwischen Vater und Tochter sind von *Ramses II.* und seinen Töchtern *Bint-anat* und *Hwt-t'wj* berichtet. Auch die Göttersage kennt den „Stier seiner Mutter“, den Gott, der sich mit seiner Mutter vermählte und mit ihr sich selbst neu zeugte. Die Geschwisterehe scheint in Ägypten zu allen Zeiten, von Osiris und Isis bis zu den Ptolemäern, in Übung gewesen zu sein. Was Herodot (II 131) von Mykerinos erzählt,

er habe seine eigene Tochter verführt, die sich darauf aus Kummer das Leben genommen habe, klingt wohl wie eine Reminiscenz an die alten Zustände, setzt aber eine inzwischen eingetretene Verurteilung dieser Dinge zu Herodots Zeit voraus (Sethe 1912 S. 57ff., 1918 S. 54f.). — Über ähnliche Fälle in Persien vgl. Maspero *Histoire ancienne* I 50; — vgl. dazu auch Murray *Royal Marriage and Matrilineal Descent* Journ. anthr. inst. 45 (1915).

Die in Ägypten verbreitete Geschwister-ehe wird von den Römern verboten. Kinder von Geschwistern dürfen einander ehelichen. Wenn aber Geschwister heiraten, wird der Besitz eingezogen (Schubart *Rom und Äg. nach dem Gnomon des Idios kohos* ÄZ 56 [1920] S. 88).

Bei den Griechen war die Vermählung zwischen Halbgeschwistern erlaubt (s. a. Blutschande).

Auch aus Amerika werden von den Feuerländern Verbindungen mit der Mutter oder Tochter (Cooper S. 182) und von brasilianischen Stämmen des 16. Jh. Geschwisterehen berichtet (Thevet II 931).

Im Arosi- und Bauru-Gau von San Cristoval (Salomo-Inseln, Südsee) wurden auf Grund genauer Untersuchungen Fälle von Heirat mit der Schwester, der Tochter, der Mutter und der Großmutter festgestellt. Jedenfalls ist in San Cristoval Beweis für die Sitte erbracht, daß alte Leute ihre Frauen als zweite Gattinnen jüngeren Männern überantworten. Auch herrscht dort die Sitte, daß Männer und Frauen verschiedener Generationen miteinander in Verbindung treten (s. § 6). Auf diese Weise entstehen starke Unklarheiten auch in der Anwendung der Verwandtschaftsnamen. Somit bedeutet die Verbindung eines Mannes mit Schwester oder Mutter nicht notwendig einen Inzest in unserem Sinne (Fox S. 24, 31, 56, 60, 204ff.).

Getrennt von diesen Heiraten muß man gewisse nebeneheliche Verbindungen (s. Nebenehe) betrachten, wie sie gelegentlich von Festen und Besuchen stattfinden (s. Promiskuität), oder wie sie z. B. in bestimmten Vorrechten der Alten oder des Adels (s. d. und Kaste A § 5) niedergeschlagen sind, wie etwa in dem russischen *snohačestvo*, in dem Recht des

Schwiegervaters an der Schwiegertochter (Thurnwald 1921 S. 119, 125, 127, 153, 204ff., 226ff.). Vielleicht wird man diese Beispiele in der Weise zu interpretieren haben, daß trotz aller Meidungen und Verbote, die wir auch schon bei niedrigen Jäger- und Sammlerinnenstämmen finden, unter besonderen Umständen Verbindungen unter Nächstverwandten immer wieder zur Sitte werden können. Insbesondere aber scheint dort, wo eine exklusive pluto-kratische Aristokratie Platz gegriffen, eine Neigung zur engsten Verwandtenehe sich durchgesetzt zu haben, wie beinahe in allen archaischen Staaten des Orients von Ägypten bis Siam und Peru.

Nach allem, was wir gesehen haben, ist die V. ein entscheidender Faktor im Leben der Naturvölker, den Verwandtschaftsnamen kommt die Bedeutung eines Passes für die verschiedenen Beziehungen eines Menschen zu den Angehörigen seiner Gruppe und den Fremden zu. Auch von den Vertretern dieser Völker selbst wird dem Einfluß der V. große Bedeutung beigemessen (s. a. Totemismus B).

S. a. Adoption A, Altenherrschaft, Alter, Altersstufen, Blutschande, Brüderschaft (Künstliche), Ehe A, Familie A, Familienformen, Frau A, Fremder, Freundschaft, Gruppenehe, Heirat, Heiratsordnung, Kind, Klan, Levirat, Milchverwandtschaft, Mutterrecht A, Nebenehe, Politische Entwicklung, Promiskuität, Scherzbeziehung, Sippe, Sklave A, Sororat, Soziale Entwicklung, Vaterrecht, Wirtschaft D.

Barbar *Gewohnheitsrechte aus Bulgarien* Zivgl.RW. 32 (1915); Baumann *Vaterrecht und Mutterrecht in Afrika* ZfEthn. 58 (1926); Best *Maori Nomenclature* Journ. anthr. inst. 32 (1902); Breton *Relationship in Ancient Guatemala* Man 1917 Nr. 119; A. R. Brown *Three Tribes of Western Australia* Journ. anthr. inst. 43 (1913); ders. *Notes on the Social Organization of Australian Tribes* II 53 (1923); Chattopadhyay *Levirate and Kinship in India* Man 22 (1922); Cooper *Tribes of tierra del Fuego* Smithsonian. Inst. Bur. Am. Ethn. Bulletin 63 (1917); Cunow *Zur Urgeschichte der Ehe und Familie* 1912; Czaplicka *Aboriginal Siberia* 1914; Delbrück *Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen. Ein Beitrag zur vergl. Altertumskunde* Abh. d. phil.-hist. Kl. d. sächs. Ges. d. Wiss. 11 (1890); Dempwolff *Das Ver-*

wandschaftssystem der Käte (Neu-Guinea) Ztschr. f. Eingeb.-Spr. 20 (1924/25); Driberg *The Lango* 1923; Engels *Der Ursprung der Familie* 1884; Ffoulkes *The Fanti family system* Journ. African Society 7 (1907/08); Fox *The Threshold of the Pacific* 1924; Frazer *Folk Lore in the Old Testament* II (1919); Gifford *Californian Kinship Terminologies* Univ. Calif. Public. Americ. Archaeol. and Ethnology 18 (1922); ders. *Pomo Lands and Clear Lake* Univ. Calif. Public. Americ. Arch. and Ethnol. 20 (1923); Hartland *Primitive Paternity, the Myth of Supernatural Birth in relation to the History of the Family* I (1909), II (1910); Hocart *Chieftainship in the Pacific* Amer. Anthr. 17 (1915); ders. *The Uterine Nephew (Fiji)* Man 1923 Nr. 4; Man 1924 Nr. 132 ders.; Knabenhans *Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen* 1919; Kroeber *Classificatory Systems of Relationship* Journ. anthr. inst. 39 (1909); Andrew Lang *The Origin of Terms of Human Relationship* Proceedings of the British Academy 3 (1907/08); Leitner *The Hunza and Nagyr Languages* 1889; Lowie *Exogamie and the Classificatory Systems of Relationship* Amer. Anthropologist 17 (1915); ders. *Primitive Society* 1920; Mac Lennan *The Patriarchal Theory* 1885; ders. *Primitive Marriage* 1865; ders. *Ancient History* 1876; Malinowski *Argonauts of the Western Pacific* 1922; Marbach *Die Bezeichnungen für Blutsverwandte* Imago 12 (1926); Morgan *Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family* Smithson. Inst., Contributions to Knowledge 17 (1871); ders. *Ancient Society* 1877; O'Sullivan *Dinka Law and Customs* Journ. anthr. inst. 40 (1910); Parsons *Ceremonial friendship at Zuñi* Amer. Anthr. 19 (1917); Paulitschke *Ethnographie Nordost-Afrikas* 1893; Peckel *Die Verwandtschaftsnamen des mittleren Neu-Mecklenburg* Anthropos 3 (1908); Quevedo *Guarani Kinship Terms* Amer. Anthr. 21 (1919); Quistorp *Männergesellschaften und Altersklassen* Mitt. Sem. Orient. Spr. 18 (1915); Rattray *Cross-Cousin Marriages (Ashanti)* Journ. African Soc. 24 (1925); Rhamm *Der Verkehr der Geschlechter unter den Slaven in seinen gegensätzlichen Erscheinungen* Globus 82 (1902); Rivers *Kinship and Social Organization* 1914; ders. *History of Melanesian Society* 1914; ders. *Descent and Ceremonial in Ambrim* Journ. anthr. inst. 45 (1915); Roscoe *The Banyankole* 1923; Rose *Legitimation and Adoption in Hindu-Law* Man 1922 Nr. 96; Meredith Sanderson *Some Marriage Customs of the Wahenga, Nyassaland* Journ. Afric. Soc. 1922/23; ders. *The Relationship systems of the Wagonda and Wahenga Tribes, Nyassaland* Journ. Afric. Inst. 53 (1923); Sapir *Terms of Relationship and the Levirate* Amer. Anthr. 18 (1916); Schoof *Die deutschen Verwandtschaftsnamen* Ztschr. f. hochdeutsche Mundarten 1 (1900); Schrader *Über Bezeichnungen der Heiratsverwandtschaft bei den indogermanischen Völkern* Indogermanische Forschungen 17 (1915); Brenda Z. Seligman *The relationship systems of the Nandi, Masai and Thonga* Man 17

(1917); dies. *A note on the Genealogic Method* Man 21 (1921); dies. *Studies in Semitic Kinship* Bulletin of the School of Oriental Studies 3 (1923); dies. *Marital Gerontocracy in Africa* Journ. anthr. inst. 54 (1924); dies. *Marital Gerontocracy in Africa* Man 25 (1925); dies. *Problems of Social Organisation* Man 25 (1925); C. G. Seligmann *The Melanestians of British New-Guinea* 1910; ders. *The Veddas* 1911; Sethe *Das Fehlen des Begriffs der Blutschande* AZ 50 (1912); ders. *Zum Inzest des Snefru* ebd. 54 (1918); Simon *Beiträge zur Kenntnis der Riu-Kiu-Inseln* 1914; Starcke *Die primitive Familie* 1888; Sternberg *The Turano-Ganowanian System and the Nations of N-E Asia* Internat. Congress of Americanists Proceedings of the 18. Session 1912; Strehlow *Die Aranda und Loritja-Stämme* IV (1913); Thevet *La cosmographie universelle* II (1575); Thomas *Kinship Organisations and Group Marriage in Australia* 1906; Thurnwald *Soziale Organisation und Verwandtschaftsnamen bei Primitive* Zfvgl. RW. 36 (1920); ders. *Die Gemeinde der Bánaro* 1921; Todd *The Primitive Family as an Educational Agency* 1913; Vedder *Die Bergdama* 1923; Wallis *Indo-Germanic relationship-terms as historical evidence* Amer. Anthr. 20 (1918); Wlainatz *Die agrar-rechtlichen Verhältnisse des mittelalterlichen Serbien* 1903; Wirz *Die Marind-anim* I (1922); Zimmermann *Lateinische Kinderworte als Verwandtschaftsbezeichnungen* KZ 50 (1922). Thurnwald

Verwandtschaftsnamen s. Verwandtschaft.

Verzinnen s. Zinn A § 6.

Vespestad (Bømlo, Norwegen). Eines der reichsten Steinzeitgebiete des norw. Vestlandes ist der s. Teil der Insel Bømlo, Hordaland (zwischen dem Haugex-Sund und Bergen). Der erste Fund wurde auf dem Gute Vespestad gemacht, wo H. Shetelig die erste systematische Untersuchung im J. 1901 begann, die später fortgesetzt wurde und eine Reihe ausgezeichneter Ergebnisse zeitigte. Während auf Jæderen und Lister der Feuerstein vorherrscht, spielt hier der Grünstein eine ausschlaggebende Rolle. Das ausgiebige Vorkommen eines vortrefflichen Steinmaterials hat Bømlo eine große Anziehungskraft gegeben und eine langdauernde Besiedlung hierhergeführt. In mindestens $\frac{1}{2}$ Meile Ausdehnung liegen da die Werkstätten dicht beieinander, deren reichlicher Abfall eine für norw. Verhältnisse ungewöhnlich dichte Bevölkerung bezeugt. In 16—17 m H. ü. M. sind Äxte vom Nöstvet- und Sigersvold-Typus (s. Nöstvet-Typus; vgl. Band IX Tf. 45 a) zusammen mit einigen Scheibenspaltern aus Feuerstein gefunden.

Die FO liegen an dem alten Strand, der dem Maximum der Tapes-Senkung entspricht. Geol. gesehen ist er gleichzeitig mit den dän. Kökkenmøddingern. Die Nöstvet-Kultur erscheint auf dem Wohnplatz in 5 m H. über dem Meeresniveau; neue Siedlungen finden sich auch unterhalb des jetzigen Strandes und setzen sich in unbekannte Tiefe unter das Meer fort. Für die Geschichte der Landhebung sind diese Funde von besonders großer Bedeutung. S. a. Niveauveränderungen § 7, Nordischer Kreis A § 4 d 1.

H. Shetelig *Et bosted fra stenaldren paa Bommeloen* Bergens Mus. Aarbok 1901 Nr. 5; ders. *Primitive tider i Norge* 1922 S. 157ff.

† H. Gjessing

Vespestad-Typus. So wird ein norw. Axttypus aus Grünstein genannt, der zuerst aus der jüngsten Wohnplatzschicht von Sökkemyro bei Vespestad (Bømlø) bekannt wurde. Er hat kein Schaftloch, ist verhältnismäßig kurz und breit, von annähernd vierkantigem Querschnitt, durch Zuschlagung und dann durch Schliff (meistens in Facetten) hergestellt. Die Breitseiten sind schwach gewölbt mit eigentümlicher Krümmung des Profils in der Längsrichtung. Querschnide. Der Typus hat sich offenbar aus dem facettengeschliffenen dicknackigen Walzenbeil unter Einfluß der dünnnackigen Feuersteinaxt entwickelt. Er ist charakteristisch für das norw. Vestland und gehört im wesentlichen der Ganggräberzeit an. S. a. Kareliche Gerättypen § 1, Nordischer Kreis A § 4 d 5.

A. W. Brøgger *Norges Vestlands stenaldre* Bergens Museums Aarbok 1907 Nr. 1 S. 25ff.; H. Gjessing *Bulnakket oks — Vespestadøks Oldtiden* 1907 (Festschrift für H. Shetelig); ders. *Rogalands Stenaldre* 1920 S. 42ff.; H. Shetelig *Primitive Tider i Norge* 1922 S. 265.

† H. Gjessing

Vester Ulslev (Lolland) s. Nordischer Kreis A § 3 b 4.

Vestfner s. Italiker B § 2.

Vestland-Typus. Die Axt vom Vespestad-Typus (s. d.) wird im norw. Vestland abgelöst von der vom V.-T., dem jüngsten Typus aus Grünstein. Es ist eine verhältnismäßig einfache, vierseitige Axt mit Querschnide, die eine Breitseite gewölbt, die andere flach, gut geschliffen und oft ausgezeichnet gearbeitet (vgl. Band IX Tf. 45 g). Vom norw. Material ausgehend, liegt es nahe,

sie als einen Typus anzusehen, der aus einer Vermischung der Vespestad-Axt mit der dicknackigen Feuersteinaxt hervorgegangen ist. Für viele Fälle steht das außer Zweifel. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß dieselbe Form auch in Mittel- und Nordschweden, auf Gotland (s. d. A) und in Finnland (s. d. A) auftritt (Vittinge-Typus), weshalb andererseits auch an eine selbständigere Entwicklung gedacht werden kann. Die Vestland-Axt ist früher als ein Leittypus der „Arktischen“ StZ angesehen worden, mit deren Verbreitung die ihre im wesentlichen zusammenfällt. Die älteren Anschauungen über die „Arktische“ StZ sind jedoch durch die Forschungen der letzten Jahrzehnte berichtigt worden, die die „Arktische“ StZ als eine primitive bodenständige Wohnplatzkultur erwiesen haben, die sich im norw. Vestland bis gegen das Ende der j. StZ gehalten hat. S. Nordischer Kreis A § 4 d 5.

A. W. Brøgger *Norges Vestlands Stenaldre* Bergens Museums Aarbok 1907 Nr. 1 S. 40; Helge Gjessing *Rogalands Stenaldre* 1920 S. 45ff.; H. Shetelig *Primitive Tider i Norge* 1922 S. 265ff.

† H. Gjessing

Vestre Hauge-Grab s. Nordischer Kreis A § 5 c 5.

Vetternheirat. Unter V. versteht man die durch Sitte und Brauch geforderte und tatsächlich befolgte Heirat unter Vettern und Basen hauptsächlich ersten und zweiten Grades. Vor allem sind zwei Haupttypen zu unterscheiden, nämlich einmal die Verbindung zwischen Kindern und Enkeln von Bruder und Schwester. Diese stellt einen zweifellos sehr alten Typus dar, der wahrscheinlich auf gerontokratische Gesichtspunkte zurückgeht und die politische Kraft der versippten Gruppen stärken soll. Der zweite Typus besteht in der Verbindung von Kindern und Enkeln der Brüder und hat seinen Ursprung in patriarchalischen, vaterrechtlichen Familien, die ein verhältnismäßig selbständiges Leben führen und das Erbe in der männlichen Linie erhalten wollen (s. Hirte).

Im Altertum war die V. außerordentlich verbreitet; sie herrschte auch noch im germ. frühen Mittelalter, wurde aber überall, wo der Einfluß der Kirche sich geltend machte, auf das energischste von den Vertretern der

Kirche bekämpft und schließlich gesprengt. Ausführliches s. Heiratsordnung, Verwandtschaft.

Thurnwald

Vettersfelde (Prov. Brandenburg; Tf. 44, 45). § 1. Dorf, ca. 10 km ssö. der Kreisstadt Guben, bei dem im Oktober 1882 der berühmte skyth. Goldfund, neben dem von Eberswalde (s. d.) der größte vorgesch. Goldschatz Deutschlands, entdeckt wurde. Über die FU (vgl. Furtwängler a. a. O. S. 4f.) war ein klares Bild nicht mehr zu gewinnen.

Von den Fundstücken des J. 1882 werden heute die folgenden im Berliner Antiquarium aufbewahrt: 1. Goldener Fisch (Tf. 44); 2. Zierplatte (Furtwängler a. a. O. Tf. 2, 1); 3. rhombischer Anhänger (ebd. Tf. 1, 2); 4. goldener Ohrring (ebd. Tf. 1, 5); 5. goldener Armring, offen, in Schlangenköpfe auslaufend (ebd. Tf. 1, 4); 6. goldenes Kettenstück (ebd. Tf. 2, 3); 7. großer, goldener Halsring, rundreifig, doch an den Enden abgesetzt zu schmalen Bändern, die an den Enden zusammengelötet sind (darüber eingekerbter Streifen aufgesetzt; ebd. Tf. 3, 3); 8. in Gold gefaßtes Stein-Amulett (ebd. Tf. 1, 3); 9. Schleifstein in Goldfassung (ebd. Tf. 2, 2); 10. ein kleiner Zylinder aus Goldblech; 11. Bruchstück von dünnem Goldblech; 12. konisch zusammengebogenes Bronzeblech (ebd. Tf. 3, 4); 13. Stücke eines Akinakes mit eiserner Klinge und goldener Scheide (ebd. Tf. 3, 5; Abb. S. 9; Tf. 3, 1 und 2; hier Tf. 45a).

Unter den Stücken, die von dem Fund in Verlust geraten sind, werden mehrere Kettchen oder Kettenteile, zwei Knöpfe (bzw. kleine Kugeln), zwei Ringe und ein Schieber (vgl. die Abb. bei Furtwängler a. a. O. S. 10) genannt.

§ 2. Der Akinakes (Tf. 45a) ist von W. Ginters richtig wiederhergestellt. Die nächsten Analogien zu ihm bieten die Kurzschwerter von Šumejko (s. d.) und Ostraja Mogila (s. d. I) bei Tomakovka (Tf. 45 b, c). Wie bei jenen besteht die Scheide aus mehreren Teilen. Der obere, 19 cm l. Beschlag der Scheide (gr. Br. 13 cm) verjüngt sich wie bei der Scheide von Šumejko stark nach unten. Der seitliche Lappen, der dort fehlt, ist hier mit dem Beschlag aus einem Stück gearbeitet und mit einer Rosette und einem laufenden Löwen verziert. Für den herzförmigen Griffabschluß ist der Scheidenmund ebenfalls herzförmig aus-

gestaltet und mit zwei jetzt offenen apotropäischen Augen dekoriert. Ein Mittelgrat teilt den oberen Belag in zwei mit Tierfriesen (Eber, Panther, Fisch — Hirsch, Löwe, Fisch) bedeckte Felder. Daran (vielleicht getrennt durch einen verlorenen „Goldring“ [ZfEthn. Verh. 1883 S. 286; Furtwängler a. a. O. S. 10; ZfEthn. Verh. 1884 S. 14 Abb. 3]; vgl. die Scheide von Ostraja Mogila Tf. 45c) schließt sich das bisher für eine Dolchscheide gehaltene Ortband, nach unten in eine abgerundete Spitze auslaufend, mit in Filigran und Granulierung ausgeführten geometrischen Ornamenten. Vom Schwert selbst sind nur der Griffteil mit stangenartigem Knauf und dreigeteilter Griffstange sowie herzförmigem Griffabschluß, alle drei Teile goldplattiert, der oberste Teil der Klinge und von dieser weiter eine 29 cm l., von Rost entstellte Eisenstange erhalten. Die Gesamtlänge der Klinge ist auf 35 cm zu schätzen, ihre Form (spitz zulaufend, mit dachartigem Grat) ergibt sich annähernd aus der der Scheide. Im Gegensatz zu den Schwertern von Šumejko und Tomakovka ist der Akinakes von V. eine rein griech., archaisch-ionische Arbeit. Am nächsten der Form nach steht ihm ein im Nögráder Kom. Ungarns gefundenes Kurzschwert (Pilin; Ethnol. Mitt. aus Ungarn 1895 Abb. 18). — Die Ausbildung eines besonderen Ortbandes ist nur der ältesten Akinakes-Gruppe eigen, die jüngeren Scheiden sind fast immer aus einem Stück (Ausnahme z. B. das Kurzschwert Izvěstija Arch. Kom. 35 [1910] Abb. 8, 8a: 3. Jh. v. C.).

Email als Füllung der Filigranmuster ist bei den Stücken von V. nicht mehr festzustellen, findet sich aber häufig in dieser ältesten Gruppe, z. B. an der verwandten Scheide von der Ostraja Mogila (Tf. 45c) sowie an der Feliden-Figur aus dem Zolotoj-Kurgan (s. d.: Band XIII Tf. 31^A c) und ist möglicherweise auch hier verwendet gewesen. Bei dem Ohrgehänge war jedenfalls ein Einsatz aus Glas oder Email vorhanden.

§ 3. Der goldene Fisch (Tf. 44; L. 41 cm), aus dickwandigem Goldblech in getriebener Arbeit und Punzierung, traf auf der Rückseite 7 Ösen (4 noch erhalten) zur Befestigung auf einer Unterlage und zeigt Spuren von Feuerbeschädigung (besonders am Rücken). An der Stelle des Auges ist ein dünnes, einwärts gewölbtes Blech eingelötet, mit einer Öse in der Mitte.



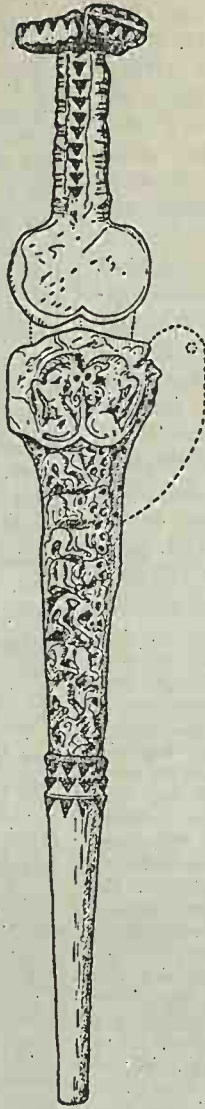
Vettersfelde

Goldener Fisch. L. 41 cm. Nach Aufnahme des Berliner Antiquariums.

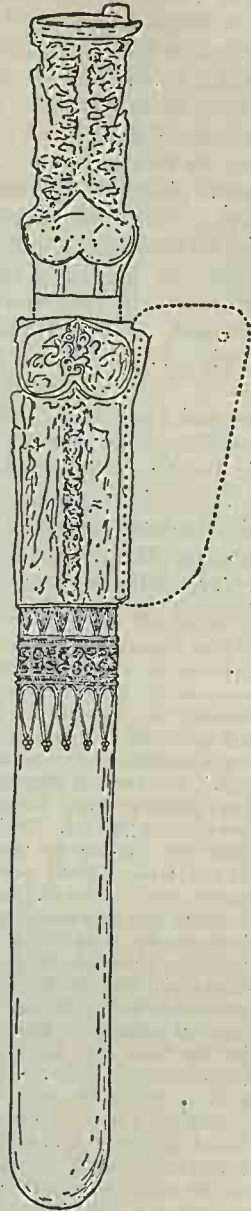




a
VETTERSSELDE.



b
ŠUMEJKO.



c
TOMAKOVKA.

Vettersfelde

Wiederherstellung der Kurzschwerter von Vettersfelde, Šumejko und Ostraja Mogila bei Tomakovka.
Nach W. Ginters.

Der Fisch, der nach dem Urteil der Zoologen keine bestimmte Spezies wiedergibt (Thunfisch [*thynnus alalonga*] ?; vgl. Furtwängler a. a. O. S. 6; Arch. Anz. 40 [1925] S. 14f.), ist ein klassisches Beispiel dafür, wie ein griech. Künstler vom Ende des 6. Jh. sich dem tierornamentalen Geschmack seiner skyth. Abnehmer anpaßt. Der Schwanz endet in einen fliegenden Raubvogel und zwei Widderköpfe, das Auge ist von einem Kranz von Blättchen umgeben und läuft nach hinten in zwei einwärtsgebogene Spiralen aus, die lange Brustflosse teilt den Leib in zwei horizontale Felder ab, die mit Figuren friesartig gefüllt sind: oben Panther und Eber, Löwe und Hirsch, darunter raumfüllend ein Hase (?); unten Triton mit Delphinen und Fischen. Die Deutung dieses fischförmigen Zierstückes, das weder Schildzeichen (Furtwängler) noch *tessera hospitalis* (Rhein. Mus. NF 39 [1884] S. 317ff. V. Gardthausen) sein kann, als Teil eines Pferdekopfschmuckes ist wohl begründet.

Der Einwand, daß das Stück zu lang (41 cm) für einen Pferdeschädel sei, ist nicht stichhaltig. Mein Königsberger Kollege, Prof. Köhler, hat im dortigen Zoologischen Institut auf meine Bitte Messungen an Equidenschädeln vorgenommen und teilte mir darüber folgendes mit. „Das kürzeste Schädelmaß hatte ein offenbar größengenügendes Schädelmodell von Hippurion mit 38,5 cm. Zwei Esel aus Sardinien und Sinai maßen 39 und 41 cm, Islandpony 48 cm, hiesiges Pony aus der ‚Scharfrichterei‘ 50 cm, ein Torfschädel aus Schellecken, Kr. Labiau, 49,5 cm, ebenso ein als Berberhengst bezeichnete Schädel 50 cm. Unbezeichnete deutsche Pferdeschädel 58, 61, 62 cm.“ — Die Länge des Vetttersfelder Fisches hält sich also an der untersten Grenze der am Knochenmaterial gefundenen Maße. Im Vergleich dazu ist der Fisch von Volkovey (s. d.) ca. 16 cm (*Collection Chanenko* II Tf. 23; vgl. Minns a. a. O. S. 184 Nr. 404), der aus dem Oxus-Schatz (s. d.) 24,2 cm (Dalton *The treasure of the Oxus*² 1926 S. 7 Nr. 16), die aus dem Solocha (Band XII Tf. 80b) 38 cm, der Fisch unbekanntes FO aus der Eremitage (Montelius-Festschrift 1913 S. 224 Abb. 1 und S. 226) 41,2 cm, also noch etwas länger als der Vetttersfelder. Anderes Zubehör zum Pferdeschmuck und Pferdegeschirr fehlt allerdings bis auf die als Phalere zu deutende Zierscheibe (s. § 4) im Funde von V., aber er bildet ja überhaupt nicht ein irgendwie geschlossenes Ensemble (s. u.).

Über die Bedeutung des Fisches in der skyth. und iran. Religion (Anahita-Kult; vgl. a. Dölger *IXOYΣ* II 209) hat Rostovcev in der Montelius-Festschrift 1913 S. 223ff. ansprechend gehandelt. In der Luft schweben die Ausfüh-

rungen von Eisler im Arch. Anz. 40 (1925) S. 14ff. — Fischkult in Armenien: Journal des russ. Ministeriums der Volksaufklärung 1915 S. 288 N. Marr. — S. a. Sibirien B § 10.

§ 4. Die Zierscheibe (H. 17 cm; Furtwängler a. a. O. S. 31ff. Tf. 2, 1), 4 gleich große Scheiben symmetrisch um eine kleinere fünfte gestellt, hat in der Grundform ihre Gegenstücke in kleinen Goldplättchen von der Kleidung (z. B. im Kurgan von Alexandrópol [s. d.]; *Rec. d'Antiq. de la Scythie* Tf. 9, 9, 10. 12. 13); von Furtwängler als Pektoralen gedeutet, gehört sie aber zweifellos zum Pferdegeschirr (Phalere) wie der Fisch. Auch hier wie auf dem Fisch sind um ein Mittelfeld Tierkampfszenen dargestellt; Panther und Eber, Löwe und Hirsch, Löwe und Stier, Schakal und Wildziege, Hund und Hase, auch der Widder fehlt nicht. Alle Tiere sind im absoluten Profil, d. h. nach in archaischer Zeit oft geübter Manier nur mit zwei Beinen statt vier, gesehen (doch hat der Stier 4 Beine, dafür aber 1 Horn). — Von den kleineren Schmuckstücken ist der Ohrring eine verhältnismäßig altertümliche Form, die nach Hadaczek (*Ohrschmuck der Griechen und Etrusker* 1903 S. 20f.) bis in die Zeit um 600 v. C. zurückgeht, aber noch im 5. Jh. weiterlebt, eine ionische Arbeit. Der rhombische Anhänger hat sein genaues Gegenstück in einem Anhänger aus einem Grabhügel von Krivorukij (Kurgan CD; s. Žurovka) im Gouv. Kiev (Izvěstija Arch. Kom. 14 [1905] S. 11ff. Abb. 14).

Vgl. auch z. B. die Bronzenadeln mit rhombischer Kopfscheibe und Öse aus dem großen Hügelgräberfeld von Guljaj-Gorod, Gouv. Kijev, bei Bobrinskoj *Smla* I 102, 115 und Tf. 9, 7, 8.

Der kleine Serpentin-Keil in Goldfassung ist natürlich ein Amulett, eine magische Erinnerung an die fern zurückliegende StZ, in der Miniatur-Steinaxte bereits als Anhänger getragen wurden (z. B. Gräberfeld von Rössen [s. d.]).

In Gold gefaßte Pfeilspitzen aus Südrussland z. B. Exemplar der Slg. Gans im Berliner Antiquarium. Über solche im British Museum vgl. *Guide Stone Age* 1926 S. 108f. und Abb. 106. S. a. Amulett A, Pfeilspitze A und vgl. Chr. Blinkenberg *Tordenwäbenet i Kultus og Folketro* 1909 S. 89.

Von dem Halsring sind mir genaue Gegenstücke aus skyth. Gräbern Südrusslands nicht bekannt. — Der in eine glatte, goldene

Zwinge gefaßte Schleifstein (L. 16 cm) ist ein häufiges Inventarstück skyth. und späterer Gräber in Südrußland.

Einfache Schleifsteine z. B. von Galuštino, Kr. Čigirin, *Collection Chanenko* II Tf. 37 Nr. 572, 573; Kostromskaja (s. d.) CRPetersb. 1897 S. 12 Abb. 44; Vozdviženskaja (s. d.) ebd. 1899 S. 44 Abb. 71. — In Goldfassung im Čertomyk (s. d.) in 2 Exemplaren: *Recueil d'Antiq. d. l. Scythie* Tf. 37, 1 und 5; im Kul-Oba (s. d.) *ABC* Tf. 30, 7 (= Minns *Scythians* S. 197 Abb. 90); Karagodeuaš (s. d.) Mater. Arch. Rußl. 13 Tf. 7, 7; vom Salgir-Fluß, Bez. Simferopol (Band XIII Tf. 32^{Bb}), CRPetersb. 1891 S. 78: L. ca. 23 cm, feine Palmetten- und Rankenmuster in Filigran mit Email-Einlage; hervorragendes Stück des interessanten Grabfundes; im Zubov-Fund (s. d.) *Izvěstija Arch. Kom.* 1 (1901) S. 103 Abb. 31; Achtanizovka (Band XIII Tf. 42A c) CRPetersb. 1900 S. 107 Abb. 209, die beiden letzteren schon aus hellenistischer Spätzeit, bzw. der RKZ. Vgl. a. Feldhaus *Geschichte der Schleifmittel* 1919. — Ein Schleifstein aus Schiefer in Goldfassung (Löwenkopf) schon aus En Šušinaks Tempel in Susa (*Mém. Délég. en Perse* 7 S. 131); von Montelius *Die älteren Kulturperioden* II (1916—1923) S. 258 irrtümlich als Zepter angesehen.

§ 5. Die Datierung des Fundes in das Ende des 6. Jh. v. C. steht fest. Dagegen läßt sich über seinen Charakter, ob Depot-, Grab- oder Siedlungsfund, Begründetes bei fehlender Beobachtung während der Aufgrabung nicht mehr sagen. Ein Händlerdepot kommt, wie schon Furtwängler sah, nicht in Frage. Die Stücke gehören zur Ausrüstung eines vornehmen Skythen und seines Pferdes, bilden Teile einer Ausstattung, wie wir sie ähnlich aus zahlreichen Gräbern Südrußlands (s. d. D) kennen. Sie sind durch den Träger selbst ins Land gekommen.

Und damit wird der Goldschatz von V. über seinen arch. Wert hinaus ein historisches Dokument ersten Ranges, zusammen gesehen mit anderen skyth. Denkmälern aus dem s. Ostdeutschland. In demselben Kr. Guben, auf dem „Heiligen Lande“ bei Niemitzsch, fanden sich dreikantige Pfeilspitzen vom skyth. Typus (*ZfEthn. Verh.* 23 [1891] S. 588 Abb. 11 Jentsch). Sie müssen in dieselbe Schicht gehören wie die Anlage der Burg aus der Zeit des Billendorfer (s. d.) Typus, die durch Feuer zugrunde ging (Brandenburgische Museumsblätter NF 6 [1927] S. 45 Götze). Eben solche Pfeilspitzen kennen wir z. B. u. a. vom „Breiten Berge“ bei Striegau (s. Schlesien E § 37), und zwar sind sie

hier an der Außenseite der Burg beobachtet worden (vgl. a. Festschrift Neutitschein 1927 S. 15 ff. Stumpf). Dazu kommt noch ein bei Plohmühle, Kr. Strehlen, gefundenes (jetzt verschollenes, nur in einer Skizze erhaltenes) skyth. Kurzschwert und der goldene (ebenfalls verlorene), vielfach als skyth. angesehene Arming von Vogelgesang (s. d. und Tf. 45^{Ba})

Die Skizze des Akinakes von Plohmühle (Schles. Vorz. NF 9 [1928] S. 15 Abb. 3) ist so flüchtig, daß sich über den Typus desselben Näheres nicht sicher sagen läßt. Am nächsten steht wohl das Kurzschwert von Nagy-Enyed (Band XII Tf. 65 a). Der skyth. Charakter des Goldringes von Vogelgesang scheint mir fraglich. Der Goldring von Kerč, den Jahn (Schles. Vorz. NF 9 [1928] S. 13 Abb. 2) zum Vergleich heranzieht, stammt allerdings wohl aus derselben Zeit wie der Ring von Vogelgesang, den man nach den Palmetten-Ornamenten um 400 oder in den Anfang des 4. Jh. zu setzen hat. Aber wenn man die älteren (Band XIII Tf. 35^{Aa}; 6./5. Jh.) und jüngeren (Band X Tf. 18 VI; XIII Tf. 32^{Bd}; 4. oder 4./3. Jh.) gut datierbaren Varianten des Typus mit heranzieht, ein Zusammenhang zwischen diesem Ringtypus und dem von Vogelgesang erscheint kaum herstellbar. Schon bei den älteren südruss. Typen ist der abschließende Tierkopf vollplastisch herausgearbeitet und die Tendenz geht offenbar dahin, ihn immer schärfer gegen den Reif abzusetzen. Das Ornament am Hals sind bei den jüngeren Varianten, wo vorhanden, einfache Filigranmuster. Beim Ring von Vogelgesang ist nur eine Art von Nackenmähne (Palmetten) vorhanden und der Kopf ist mehr ornamental als plastisch charakterisiert. Die geschlossene Form des Ornamentes erinnert viel mehr an die Art, wie kelt. Toreuten ein griech. Muster aufnehmen und umbilden, als an skythische Art. Auch die Kopfbildung paßt nicht zum skyth. Tierstil in der Zeit um 400 und später. Auf dem Balkan geht, wie bulgar. und rumänische Funde zeigen, von den dortigen griech. Kolonialstädten eine starke Einwirkung auf die einheimische Bevölkerung aus. Amphipolis z. B. spielt dort eine ähnliche Rolle wie etwa Olbia am n. Pontus, vgl. die Funde aus der „Kukuva Mogila“ bei Duvanlij (6.—5. Jh. v. C.), Panagjuriste (4. Jh.; *Izvěstija na Bŭlgarskija Archeologičeski Institut* 3 [1925] S. 111 ff., 233 ff. Ljakovič) und Brězovo (s. d.; 4.—3. Jh. v. C.; *Izvěstija na Bŭlgarskoto Arch. Družestvo* 6 [1916—1918] S. 1 ff. Filov; *Röm. Mitt.* 32 [1917] S. 1 ff. ders. und Filov-Schkorpil *Die archaische Nekropole von Trebenishte am Ochrida-See* 1927). — Der skyth. Vorstoß gegen NW fällt in das 7./6. Jh. v. C., bis spätestens in die ersten Jahrzehnte des 5. Jh., in die Zeit der großen Expansion des Volkes gegen W, und gelangt, soweit wir bisher sehen, bis in die Niederlausitz. Es ist der erste uns hist. greifbare Einbruch ö. Steppenvölker längs der Karpathen und Bes-

kiden nach Ostdeutschland. Er richtet sich gegen die bereits durch die Germanen bedrängte und beengte Bevölkerung der Lausitzischen Kultur (s. d.) der früheren EZ, in Schlesien und der Niederlausitz, dort insbesondere gegen die Träger des Billendorfer (s. d.) Typus. Sehr wahrscheinlich, daß ein Teil der Burgen dieser Zeit in dem genannten Gebiet zum Schutz gegen diese gefährlichen Gegner angelegt ist und ihnen zum Opfer fiel. Aber die skyth. Anwesenheits-Spuren sind viel zu geringfügig, der skyth. Raid zu weit von den Grenzen des Stammlandes entfernt, die physischen Lebensbedingungen des neuen Gebietes dem Reitervolke der Steppe viel zu fremdartig, als daß hier von einer mehr als vorübergehenden Anwesenheit von Skythen die Rede sein könnte.

Der Goldring von Vogelgesang, der auf demselben Felde wie zwei Goldbarren gefunden wurde, ist, wie gesagt, in die Zeit um 400 oder ins 4. Jh. zu setzen. Da wird es schwerlich noch nennenswerte skyth. Bevölkerungsreste in Ostdeutschland gegeben haben. Und wenn doch, so werden Zusammenhänge mit den längst seßhaft gewordenen Stammesgenossen in der w. Ukraine nicht mehr bestanden haben. Wohl aber wäre zu erwägen, ob etwa die damals schon in Schlesien (s. d. § 38) nachweisbaren, in der Richtung auf die Balkanhalbinsel sich ausbreitenden Kelten (V. Párvan *Getica* 1926 S. 459ff., 774ff.) eine Mittlerrolle bei dem Auftreten des merkwürdigen Stückes in Schlesien gespielt haben.

Der vom Don- und Dnjepr-Gebiet ausgehende Vorstoß der Skythen gegen W verliert naturgemäß, je weiter er sich von seiner Basis entfernt, an Kraft. Schon im mittl. Dnjepr-Gebiet (Gouv. Kijev) und an der oberen Sula (Poltvasche oder Romensche Gruppe) tritt in den Funden das iranische Element gegenüber solchem lokaler Prägung stark zurück (s. Südrußland D), d. h. unter der iranischen Herrschaft sitzt eine zahlenmäßig starke einheimische Unterschicht. Darum hier auch Auftreten starker Burgen (an die sich die Siedlungen und Gräberfelder anlehnen), von denen eine Reihe schon im 7.—6. Jh. angelegt wurde. Es wird Aufgabe künftiger Bodenforschung sein, im Balkan und Ungarn wie im sö. Polen, Schlesien und der Lausitz nach solchen Anlagen, bzw. skyth. Schichten in den in vor-skyth. Zeit angelegten Befestigungen zu fahnden.

A. Furtwängler *Der Goldfund von Vellersfelde* 43. Berliner Winkelmanns-Programm 1883 = *Kleine Schriften* II (1912); Gubener Gymnasial-Prögr. 1892; *ZfEthn. Verh.* 15 (1883) S. 286; ebd. 16 (1884) S. 13, 134; *ZfEthn.* 28 (1896) S. 1ff. Reinecke; *Schlesiens Vorzeit* 7 (1898) S. 335ff. ders.; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 236ff.; *ZfEthn.* 47 (1915) S. 306ff.; W. Ginters *Das Schwert der Skythen und Sarmaten in Südrußland* Vorgeschichtliche Forschungen 2, 1 (1928) S. 15ff.; *Schles. Vorz. NF* 9 (1928) S. 11ff. M. Jahn.

M. Ebert

Vetulonia (Italien). § 1. Durch die umfassenden und glücklichen Grabungen Isidoro Falchis wieder bekannt gewordene, auf der

Höhe Elbas im etruskischen Küstenland gelegene Stadt, deren Identifikation mit dem kleinen Ort Colonna ebenfalls Falchis Verdienst ist. Die gesicherte Lage auf steiler Höhe und doch zur See durch eine — schon im Altertum verlandete — Lagune (Amnis Prile) zugänglicher als manche andere Küstenstadt Etruriens, namentlich aber die Nähe des ergiebigen toskanischen Erzgebirges und des metallreichen Elba lockten bereits die verbrennenden „Italiker“ hierher, wahrscheinlich von ihren ersten Siedlungen im Süden der später etruskischen Küste (s. Caere, Corneto, Tolfa-Allumiere) aus. Zwar ist nur von der Etruskerstadt einiges erhalten, wenige Straßenreste, Mauerteile von Stadtmauer und Häusern (Lit.: v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 209; sehr mit Unrecht von Mac Iver *Villanovans and Etruscans* 1924 S. 100 als „Vetulonia“ bezweifelt; vgl. Notizie 1895 S. 21—22, 272—98; ebd. 1896 S. 401—402; ebd. 1898 S. 81—91, 94—99; ebd. 1918 S. 216—22; *Ausonia* 9 1919 S. 11—51 Pernier). Von der vor-etruskischen Siedlung zeugen nur die Gräber, welche in großer Menge zunächst auf einem den Aufgang zur Stadt beherrschenden Hügel, daher heute *Poggio alla Guardia*, natürlich Mittelaltername, dann aber auch an verschiedenen anderen Punkten, je älter, um so näher an der Stadt, gefunden sind. Es sind sog. Pozzo-Gräber (s. d.), deren erste, eben auf dem *Poggio alla Guardia*, ungemein dicht, ja auch übereinander angeordnet sind, als ob sie sich alle hier vereinigen müßten, um die Stadt der Lebenden zu schützen, wie die hart vor den Toren liegenden Friedhöfe der Terramare (s. d. B). Meist zeigt das Aschengefäß die typische Form der Villanova-Urne, bedeckt mit einer Schale; sowohl von Urne wie Schale ist je einer, auch wohl beide Henkel rituell abgesprengt, vermutlich beim Lösen des Seiles nach Hinablassen des Gefäßes. Große, runde oder elliptisch-konische Steine, von weit hergeschleppt, in Form eines Langschildes oder mit graviertem Schildzeichnung geschmückt, verschließen oft; nicht immer, den Schacht, jede Störung der Ruhe der Asche abwehrend, wie die metallischen oder in Ton nachgebildeten Helme als Deckel ähnlicher Urnen in Corneto (s. d. und Band VI Tf. 33b) und sonst.

Vereinzelt oberhalb solcher Decksteine gefundene, aufrecht gestellt gewesene „Stelen“ als Merkzeichen, daß hier ein Grab sei, beweisen, daß auch jene Schildsteine nicht die sichtbare Bedeckung des Grabes bildeten, sondern ein Erdhügel vorausgesetzt werden muß. Da ein solcher gegen Abschwemmung gesichert werden mußte, befreit sich die Umstellung mit ursprünglich ziemlich unregelmäßig und in Zwischenräumen senkrecht gesetzten Steinen, sog. *Circoli interrotti* (Falchi), den Vorläufern der bald für Vetulonia typisch werdenden Steinkreisgräber (s. d.), *Circoli continui* oder *a pietre bianche* (Falchi), die weit in die etruskische Zeit hineinreichen. Charakteristisch für Vetulonia ist die relative Häufigkeit der Verwendung stets runder Hausurnen als Aschengefäße: bis 1890 waren in Vetulonia schon 40 gefunden (s. Hausurne B und Band V Tf. 77c). Feste Sitte war Einbetten der Aschenurne in Scheiterhaufenasche. Bei Aussonderung der Leichenasche muß oft nur noch Auffindung der Zähne möglich gewesen sein, die dann wohl auch in besonderen Schälchen oder sonstigen Behältern beigelegt wurden.

Die Ausstattung der Brandgräber ist je älter um so spärlicher, altitalischer Art entsprechend. Als später wohl infolge des Metallhandels mehr Wohlstand in Vetulonia einzog, auch hier und da schon das Beispiel der Etrusker und ihrer materiellen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode Schule machte, reichte der enge Raum des Pozzo-Grabes nicht mehr, um reichere Beigaben aufzunehmen, so daß größere Gruben gegraben wurden, *buche*, in denen die Brandreste und Beigaben Platz fanden. In ihnen wurden die besonderen, nicht mehr zur bloßen Körperausstattung gehörenden Beigaben in Behältern von Holz, auch wohl von Kork oder mit solchem geschützt, niedergesetzt, darüber kleinere Steine gehäuft und in einzelnen Fällen noch darüber ein Hohlraum geschaffen, wohl durch dachmäßig aufgestellte Holzsparrn, in dem ganze Wagen, Pferdgeschirr u. a. Aufnahme fanden; das Ganze wurde dann durch Erde und Steine gedeckt und zu einem Steinkreisgrab gerundet.

Die aus den geschilderten Brandgräbern gehobenen Fundstücke füllen den ersten

Saal der Vetulonia-Sammlung des Florentiner Museums. Sie stellen die Entwicklung einer langen Zeit dar und führen tiefer herab als weiter südlich in Vulci oder Corneto.

v. Duhn *Ital. Gräberk.* I (1924) S. 208—229; Mac Iver *Villanovans and Etruscans* 1924 S. 57—59; Pläne: Falchi *Vetul.* S. 7 = Montelius *Civ. prim.* 813—14; Notizie 1885 Tf. 6, 12; ebd. 1887 S. 472; Falchi *Vetul.* S. 31 und Tf. 1 = Mac Iver Tf. 20; Notizie 1898 S. 142 = Montel. *Civ. prim.* II 115—16; hiernach umgezeichnet Mac Iver Tf. 20; Notizie 1908 S. 421 (Teilstück); *CIE* S. 116—17 (nach Falchi); Abb.: Falchi *Vetulonia e la sua necropoli antichissima* 1891 Tf. 3—6; Montelius *Civ. prim.* Tf. 175—177 und ders. *Vorkl. Chronol.* S. 49—51; Milani *R. Mus. arch. di Firenze* 1912 Tf. 57—58; Milani *Italici ed Etruschi* 1909 Tf. 10 Abb. 50—51, Tf. 12 Abb. 59.

§ 2. Als die Etrusker, von S nordwärts vorstoßend, vom Wunsch getrieben, an der Ausbeutung der Metallschätze, namentlich Elbas, ihren Teil zu haben, nach V. und Populonia (s. d.) kamen, fanden sie die dortige italische Bevölkerung im Besitz und gewiß auch in ziemlichem Wohlstand, wenn sich derselbe auch weniger, als man bei bereits entwickeltem Handel erwarten sollte, in der Mitgabe sehr zahlreicher oder wertvoller, auswärtiger Importware äußerte, an denen gelegentlich auch etwas Gold und Silber verwendet ist. Kleinere Metallschmuckstücke, auch Metallblech-Arbeiten, Bernstein, Glasperlen, etwas orientalische Fayence (s. d.) und Skarabäen (s. d.) sind die einzigen aus den Gräbern stammenden Zeugen bereits bestehenden Fernhandels. Ob die Etrusker gleich als Herren kamen, mag man bezweifeln; vielleicht kamen sie in kleinen Trupps und allmählich. Friedlich mögen sie sich zunächst in die italische Einwohnerschaft hineingefunden und sich ihr angepaßt haben. Dafür spricht, daß sie hier wie unter ähnlichen Verhältnissen, fern von der Basis ihrer Kraft, im Becken von Chiusi (s. d.), vielfach auf ihre heimische Bestattung verzichteten und sich dem Brandritus fügten. Hier wie dort kommen in der älteren Zeit Beispiele von Beisetzung nach beiden Riten im selben Grabe vor, also wohl verwandtschaftliche Mischung. Die oben ihrer Entstehung nach beschriebenen Steinkreisgräber (s. d.) bleiben für vornehmere Gräber auch von Etruskern durch-

aus Sitte. Bald scheinen diese durch ihre Betriebsamkeit und geschicktes Heranziehen und Ausnutzen ihrer Übersee-Verbindungen den Italikern den Rang abgelaufen zu haben: waren jene doch nie ein Seevolk gewesen und auch in den Handel mehr passiv hineingezogen. So wurde Vetulonia eine etruskische Stadt. Und zwar eine reiche und führende, eine der Zwölfstädte. Hätte Silius nicht eine jedem Römer feststehende Überlieferung wiedergegeben, so hätte er sicher geschwiegen, statt (VIII 484—88) zu berichten, hier zuerst seien die 12 Fasces und ihre Bewehrung durch die Beile, die elfenbeingeschmückten curulischen Sessel, die Purpurstreifen an den Gewändern der Magistrate, die Kriegstrompete eingeführt worden. Solche Freude an autoritativem Auftreten und äußerem Pomp, begreiflich, wo ein herrschender Stamm in der Minorität ist, verrät sich in der reichen Beigabenfülle der Gräber. In ihnen fehlt es nicht an eigenartigen Insignien hervorragender Persönlichkeiten, die mit Fasces und wohl zepterartig verwendetem Dreizack und Beil, mit ihren Prunkwagen und Rossen — wenigstens deren kostbarem Schirrzug —, Prunkwaffen und reichstem Metallgerät, wie riesigen Bronzebecken, und unendlicher Fülle schöner Metallschalen, Kandelabern und Feuerböcken, Beilen und Bratspießen, aus Kleinasien gekommenen großen Kesseln mit plastischer Zier, äußerst fein ausgeführten, zum Schwenken bestimmten Weihrauchbecken, kostbarem Tafelgeschirr, z. T. aus Edelmetall, ausgestattet wurden. Angetan waren diese mit Gewändern und Gürteln, deren Kostbarkeit erschlossen werden mag aus den Metallbeschlägen und -knöpfen, die auf ihnen befestigt waren, und aus den wunderbar reichen und fein ausgeführten Goldringen, -bändern, -fibeln, -nadeln, Hals- und Brustschmuck mit dem semitischen Orient entlehnten Motiven, die die Bestatteten trugen, um ihrer würdig im Jenseits auftreten zu können. War man doch auch nicht immer zufrieden mit den einfacheren Aschengefäßen früherer Zeit; so wurde die Asche eines vornehmen Mannes, Hauptes einer Familie, von der 5 Beisetzungen in einem Steinkreis sich folgten, in einem silberbeschlagenen Bronzekasten in Form

eines Langhauses mit Satteldach, also echt etruskisch, geborgen, dessen getriebene Zierstreifen nach Zypern (s. Kypros) oder Phönicien (s. d.) weisen, wenn auch das Stück selbst wohl in Etrurien hergestellt sein mag (Rumpf *Wandmal. in Veji* S. 31). Eine mit vielen plastischen Tieren besetzte Lampe in Barkenform, eine bizarre, an der etruschischen Küste nur noch einmal wiederkehrende Form, findet ihre Analogien nur auf Sardinien, aber nicht in dessen karthagischem Teil. Sie wurde nahe jener Larnax gefunden. Stärker als anderswo tritt in diesem Teil Etruriens neben die Bronze das Eisen, bei Elbas Nähe begreiflich; so auch in diesem Grabe, der *tomba del Duce*. Auffällig ist, wie sehr das in diesem wie in so vielen andern Steinkreisgräbern hinzugefügte Tongeschirr metallische Formen wiederzugeben bestrebt ist, sogar durch dünne, feine Herstellung und an Metallglanz erinnernde Polierung der Oberfläche: sog. *bucchero fino*. Ein Becher der Art zeigt auf dem Fuß eine gravierte etruskische Inschrift (s. Etrusker B § 4 IV).

§ 3. Bergen auch die Steinkreisgräber noch fast durchweg Reste verbrannter Toter (irrtümlich stellt Montelius *Vorkl. Chronol.* 1912 S. 91—97 sie als *Fosse* unter Bestattungen, wogegen auf die Klassifizierung in meiner *Ital. Gräberkunde* verwiesen werden darf), so führen sie doch schon tief in die Zeit der Vollherrschaft der etruskischen Oberschicht. Es ist nur natürlich, daß je stärker das Etruskertum sich zentralisierte und als einheitliche politische Macht im w. Mittelitalien sich fühlte, ihnen desto bewußter wurde, was sie ihrem eigentlichsten Wesen nach von der italischen Bevölkerung trennte, und daß diese ihre Eigenheiten nun auch begannen, sich da geltend zu machen, wo wir dieser Entwicklung fast allein noch folgen können, da die Sprache uns verschlossen, die Literatur verschollen ist: also in der Kunst und dem äußerlich Sicht- und Greifbaren, was uns die Kunst auch für Erkenntnis des Geisteslebens, der Religion, des ganzen Volkstums noch vor Augen stellt. In diese Periode, das zu Ende gehende 7. und das 6. Jh., tritt V. ein mit dem Ersatz der italischen Verbrennung durch die Bestattung und eine damit verbundene An-

derung der Grabformen. Die alten Steinkreise hören nicht plötzlich auf, noch aus demselben 6. Jh. zeigt z. B. die *tomba del figulo* (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 281—82, 293) solche freilich der Auflösung entgegengehende Gestalt. Aber daneben her begannen Bestattungsgräber, deren *fosse*, soweit sie nicht noch in Steinkreisgräbern, oft in deren Peripherie, Platz fanden, entweder bescheiden in den Boden getieft waren oder, bei höhergestellten Toten, über die zur Kammer ausgeweiteten Totengruben innerhalb der Steinkreisgräber hinausgingen und zu monumentalen *co-cumelle* wurden, überall sichtbar, weit verteilt, daher fast immer geplündert (Falchi *Vetulonia* S. 202). Ein besonders eindrucksvolles Beispiel solcher etruskischen Monumentalgräber ist der sog. *tumulo della Pietrera*, ein gewaltiger Grabhügel, dessen viereckige Kammer man zuerst versucht hatte, mit einem echten Gewölbe zu überdecken, dessen Einsturz trotz vorsorglicher Stützung durch einen Mittelpfeiler dann zu einer sehr hochgehobenen, durch überragende Steinreihen hergestellten Überwölbung führte, die ins Rund übergeleitet werden mußte. Eine Erhöhung, die natürlich auch eine beträchtliche Verbreiterung des ganzen Hügelgrabes zur Folge hatte. So wurde der Hügel etwa 14 m h. bei einem Durchmesser von 70 m, also einem Umfang von 210 m. Ein sorgsam ausgemauerter, den früheren, tiefer liegenden ersetzender Dromos führte zu der fast im Mittelpunkt auf dem Urboden errichteten, mit gutem Plattenfußboden ausgestatteten Kammer; zwei kleinere, quadratische, ebenfalls mit vorkragender Wölbung überdeckte Kammern öffneten sich kurz vor der Tür der Hauptkammer von jeder Seite auf den Dromos, gemäß einer auch bei anderen etruskischen Kammern der älteren Zeit befolgten Gewöhnung. In der Hauptkammer waren wenigstens 4 Bänke, Nachahmungen hölzerner Lagerbetten mit gedrechselten Füßen zur Aufnahme bestatteter Leichen; andere Tote — 7 solcher Gräber sind gefunden — fanden später außerhalb der Kammer im Tumulus Aufnahme, auch eine Brandleiche. Die Hauptkammer war ziemlich ausgeplündert, dagegen fanden sich in den andern Gräbern,

die in etwas jüngere Zeit hinabreichen, noch mancherlei wertvolle Dinge, auch aus Edelmetall, besonders Gold. Sehr interessant sind eine ganze Anzahl von lebensgroßen Skulpturen, natürlich meist arg zerbrochen, die, wenn auch zumeist innerhalb der Kammer gefunden, doch wohl als Bekrönungsschmuck oder sonstwie äußerlich verwendet waren, da mehrere dieser Stücke auf der Höhe des Tumulus oder in deren Nähe zutage kamen. Sie sind aus *pietra fetida*, Stinkkalk, mehr geschliffen als gehauen, jenem auch aus dem Chiusiner Becken so bekannten Stein, der, leicht zerreibbar, äußeren Einflüssen wenig Widerstand entgegengesetzt. Es sind Freiskulpturen, Reliefs und einige architektonische oder bei Möbelverzierung verwendet gewesene Stücke, im ganzen 17 im Florentiner Museum aufgestellte und nummerierte, zu denen noch eine Reihe loser Bruchstücke von Haarmassen, Lockensträhnen u. a. kommt. Die Teile menschlicher lebensgroßer Figuren sind alle weiblich (unrichtig Amelung *Führer d. d. Antiken v. Florenz* 1897 S. 176) — auch die Toten, soweit aus den Beigaben feststellbar, waren Frauen —, die Beine fest geschlossen, die Arme teils vor die Brust gelegt, teils nach Kuroi-Art mit geschlossener Faust am Oberschenkel anliegend, sämtlich bekleidet mit straff anliegendem, die Körperformen nicht verhüllendem Gewand, das, die Oberschenkel freilassend, zwischen den Beinen scharf durchgezogen ist. Die Haare fallen in gedrehten Strähnen nach vorn auf Brust und Schultern nieder und sind glatt über den Schädel gekämmt, hinten aber wellenförmig herabgeführt. Eine Gestalt zeigt ein Halsband, eine Kette mit wohl aus Glas oder Smalt zu denkenden, länglichen, in der Mitte leicht ausgebauchten Anhängern, und einen breiten, metallisch gedachten Gürtel, der in 10 zwischen zwei Rundstäben laufende Reliefstreifen gegliedert ist und vorn die getriebene gedachte Darstellung zweier antithetischer, geflügelter Löwen oder Greifen und unter ihnen schräg aufsteigende Palmetten zeigt. Entsprechende Originalgürtel hat V. ergeben. Die anatomische Behandlung des Nackten ist sehr schematisch, besser die Hände als die Füße, besonders primitiv die rhombisch eingetieften Knie-

scheiben. Von den Reliefstücken sind die Hinterschenkel eines Pferdes am besten, mit eigner Naturerinnerung geschaffen, stilisierter der Teil eines sich umwendenden, den Rachen weit öffnenden Löwen, noch mehr zwei antithetische Greife. Es sind wohl ziemlich die ältesten auf uns gekommenen etruskischen Bildhauerwerke, welche kunstgeschichtliche Untersuchung und vollständigere Veröffentlichung verdienten, als sie bis jetzt erfahren haben. Beziehungen zur kyprischen Kunst, die man wohl hat finden wollen (Amelung a. a. O.; Poulsen *Der Orient u. d. frühgriech. Kunst* S. 130), sind doch nur sehr äußerlich. Interessant der Vergleich mit etwas jüngeren Bildwerken aus Vulci (s. d.; Boll. d'Arte 1923—1924 S. 65—73). Ein paar andere Skulpturstücke gleicher Art und Zeit: Milani *Mus. Arch.* Tf. 58 und die Stele der Aules Pheluske *CIE II* 118 Nr. 5213 (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 265—66).

Pietrera: Ansichten: Falchi *Vetulonia* 1891 Tf. 2 = Montelius *Civ. prim.* Tf. 199, 1. 3; ders. *Vorkl. Chronol.* S. 90; Notizie 1893 S. 145, 149, 150; Phot. Alinari 218—86; Grundriß: Notizie 1893 S. 144; Röm. Mitt. 6 (1891) S. 230; Montelius *Civ. prim.* Tf. 199, 2 = ders. *Vorkl. Chronol.* S. 90 Abb. 213; Aufrisse: Öst. Jahresh. 12 (1909) S. 72 Durm. — Bau- und Fundbeschreibung: Falchi *Vetulonia* S. 206—09; Notizie 1893 S. 143—161, 490—514; ebd. 1894 S. 335—40; Röm. Mitt. 8 (1893) S. 328—30; ebd. 10 (1895) S. 79—82 Petersen; Öst. Jahresh. a. a. O.; Emporium 41 S. 350f. Pernier; Montelius *Civ. prim.* II (1910) S. 897—912; ders. *Vorkl. Chronol.* 1912 S. 97; Mac Iver *Villanovans and Etruscans* 1924 S. 147—150, 153—154. — Abb. der Skulpturen: Falchi *Vetul.* S. 210—212; Notizie 1893 S. 153—155, 510—512; ebd. 1894 S. 336—40; Montelius *Civ. prim.* Tf. 199—200; ders. *Vorkl. Chronol.* S. 80, 105; Studi e Mat. 1 S. 275 Abb. 43; ebd. 2 S. 126 Abb. 107, S. 145 und Tf. 3; Milani *Museo arch. di Firenze* 1912 Tf. 69; Phot. Alinari. — Datierungsschwankungen der Skulpturen: Notizie 1892 S. 332, 1; Rendic. d. Lincei 1893 S. 844, 2; ebd. 1895 S. 24, 2; 303 Milani. Jetzt wohl Einigung auf Anfang des 7. Jh.

§ 4. Der rasch steigende Reichtum V. und seine Vereinigung in den Händen jener Familien, deren Steinkreise und Monumentalgräber in so schneller Folge den Abhang zu beiden Seiten der abwärts führenden Hauptverbindungsstraße nach Hafen und Ebene füllten, spiegelt sich wieder in der Fülle wertvoller Beigaben, die gerade für V. charakteristisch sind.

Gold und Silber, Elfenbein und Edelmetalle sind zu feinstem Schmuck verarbeitet worden, Bronze in kunstvollster und vielfach origineller Weise zu form-schönen Geräten verwendet, weniger zu Waffen, von denen auch einige in Eisen hergestellt sind. Den verbrannten Toten wurde die Ausstattung, in der sie augenscheinlich bei der letzten Aufbahrung gezeigt wurden, in sorgsamer Verpackung mitgegeben (s. o. § 1), den bestatteten auch im Grabe angelegt (s. o. § 2). Da sich keine sichere Spur von Holzsärgen hat feststellen lassen, dagegen die Leichen mit großen Mengen von Steinen bedeckt gefunden wurden, wird Schutz der Leiche durch — später eingestürzte — Wölbungen anzunehmen sein. Wie kühn, ja überkühn man in V. gerade mit Wölbungen umging, zeigen ja die *Pietrera* und andere *Poggi*.

Geschichtlich wichtig sind die durchgreifenden Verschiedenheiten, welche die Stufe des Kunsthandwerks in V. trennen von derjenigen in Südetrurien, namentlich in Caere, Veji, Praeneste usw. Die dortige Kunst schloß sich noch eng an den orientalischen Import an. Neben manche sicher von dort eingeführte Stücke — ich erinnere an die Silberschalen (über die zuletzt Arch. Jahrb. 38/39 [1923—24] S. 180—241 v. Bissing, namentl. S. 219) oder an das Bokenranf-Gefäß aus Corneto (Band II Tf. 166) — tritt die sich daran bildende Fertigkeit einheimischer Goldschmiede, denen die große Menge der Prachtstücke des Grabes Regolini-Galassi u. a. (s. Caere, Praeneste) zuzuschreiben sein wird, jene Stücke, die sich so im Orient nicht finden, und deren Filigran- und Granulierkunst sowie häufig stark mechanisierte Treibtechnik den Auftakt bilden zu manchem, das später den Ruhm gerade des etruskischen Kunsthandwerks darstellte. So auch zu den Erscheinungen, welche V. Ruhm wurden, jener unsäglich feinen Pulviscolo-Technik, mit der auf kleinsten Flächen figürliche Szenen gemalt worden sind, die später abgelöst wurde durch eine etwas gröbere und formell von Vorbildern, die aus Zypern oder Kartnago gekommen sein mögen, abhängige, aber auch besonders durch die delikate Verwendung von à jour

gezogenem Gold- oder Silberdraht noch sehr beachtenswerte Art. Die weitere Umgebung Vetulonias, so Rusellae und „Marsiliana“, Populonia, Volterra, ja das noch nicht in Etruskerhänden befindliche Bologna (Stud. e mat. 2 Abb. 281 = Mac Iver *Villanovans and Etruscans* S. 36, der freilich zu hoch datiert), bezieht von V. oder arbeitet in dessen Manier. Grundlegend für diese Unterscheidungen und die Bewertung V. sind Karos Untersuchungen in Stud. e mat. 1 (1899) S. 235—283; ebd. 2 (1902) S. 97—147 Abb. 49—143 Tf. 1, 2. Die in Caere usw. bekannte Treibtechnik mit ägyptisierenden Motiven ist in V. nur noch in Ausläufern doch wohl meist schon einheimischer Arbeit vertreten, wie an dem durch v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 234—35 behandelten Skyphos; jüngere Motive treten stärker daneben, so die antithetischen Tiergruppen, wie auf der Larnax aus der *tomba del Duce*. Alles zeigt etwas spätere Art, um etwa ein halbes Jh. Auffällig ist auch das stärkere Zurücktreten griech. Beziehungen; einiges nach Samos und Rhodos, weisende Protokorinthische und Verwandtes, Gefäße in Tierform usw., mag durch den phokäischen Handel an diesen Teil der Nordküste gelangt sein. Jedenfalls machen sich die keramischen Beziehungen zu Kyme (s. d.) sehr viel weniger mehr bemerkbar als z. B. in Corneto (s. d.). Sf. Vasen aus Athen oder sonst woher fehlen völlig; zwei ganz vereinzelt rf. Scherben, noch streng und der Zeit vor Himera und Kyme zuzuweisen, sind leise Zeichen eines mit Athen beginnenden, aber nach jenen Katastrophen wieder stockenden Handels (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 209).

Um diese Zeit setzt ein sehr augenfälliger Rückgang V. ein, wohl infolge der Verschlammlung des Lacus Prile und der unbequemen Höhenlage. Populonia, ebenfalls schon von den italischen Vorgängern besetzt und auch den Etruskern früh zugänglich geworden, übernimmt die Erbschaft, günstig am Meer und näher an dem durch sein Eisen immer mehr in den Vordergrund der Produktion tretenden Elba (s. Toskanische Inseln I). Zwar hat es noch weiter gelebt, Münzen geprägt, zahlreiche Zeugen späteren Lebens durch Funde in der Stadt, bis in römische Zeiten hinab, hinterlassen. Aber das Kapital wanderte ab. Und wenn es auch noch auf

einem claudischen Relief, das die etruskischen Bundesstädte darstellt, sich durch einen kräftigen göttlichen Mann vertreten läßt, der zwar mit der L. ein Ruder schultert, aber die R. nach einem Pinienapfel am Baum hinter ihm ausstreckt (Helbig *Führer* 1173; Ducati *Etruria antica* I [1925] Tf. 1 Abb. 1), ist es doch keine Frage, daß die einst seemächtige Hafen- und Metallstadt dem bescheidenen Landstädtchen gewichen ist.

Sämtliche Fundstücke in den Vetulonia-zimmern des Florentiner Museums. Berichte über die Grabfunde, Abbildungen und Verarbeitung derselben (außer den Pozzo-Gräbern und der Pietrera): Bull. Ist. 1885 S. 128—135 Helbig; Notizie 1885 S. 400—402; ebd. 1887 S. 471—531 Tf. 14—19; ebd. 1892 S. 381—405; ebd. 1894 S. 340—360; ebd. 1895 S. 298—317; ebd. 1898 S. 91—94, 99—112, 141—163; ebd. 1900 S. 469—497; ebd. 1908 S. 419—437; ebd. 1913 S. 425—439 Falchi, Pernier, Minto; Falchi *Vetulonia e la sua necropoli antichissima* 1891 S. 67—219 Tf. 5—18; Bull. Paletn. Ital. 22 (1896) S. 109—169; ebd. 27 S. 164—192 Pinza; Emporium 41 S. 351—52 Pernier; Montelius *Civ. prim.* II (1904) Tf. 178—203 und Text (1910) mit nachgetragenen Abb. S. 818—897, 913—916; ders. *Vorkl. Chronol.* 1912 S. 68, 91—97, 103—105; Milani *Museo archeol. etrusco* 1912 Tf. 57—72; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I (1924) S. 208—282; Mac Iver *Villanovans and Etruscans* 1924 S. 100—151 mit Abb. 21—56 und Tf. 20—29 (worunter einige vortreffliche photograph. Aufnahmen, z. T. schon zu Milanis Tafeln [*Mus. etr.*] benutzt). Sonderbearbeitungen der Edelmetallsachen durch Karo s. o.; der Waffen durch Pernier in Stud. e mat. 3 S. 230—48 Tf. 3—4.

v. Duhn

Vexiergefäß (Ägäischer Kreis). Das älteste Beispiel aus der Agäis wäre, falls sie echt ist, eine verschollene troische, ganz singuläre Vase in Gestalt einer Frau, die auf dem Kopf eine Schale, in den vorgestreckten Händen einen „Kantharos“ hält. Wenn der Körper gefüllt war, füllte oder leerte sich durch Vor- und Zurückneigen des Gefäßes der Kantharos. Andere ähnliche Vasen sind mir nicht bekannt. Auf Kreta (s. d. B) sind seit dem FM Rhyta (s. d.) in Gestalt von Tieren, dann auch Tierköpfe, seltener Menschen oder Menschenköpfe beliebt; man kann auch diese mittelbar zu den V. rechnen, ebenso Doppelvasen, deren eine die Flüssigkeit aufnimmt, während man sie aus der anderen ausgießt. In der geom. Keramik fehlen solche Gefäße.

Troische Vase: H. Schliemann *Ilios* Nr. 987; Präh. Z. 7 (1915) S. 222 C. Schuchhardt. — Älteste Rhyta: St. Xanthudides *Vaulted Tombs of Mesara* Tf. 2, 28; A. Evans *Palace Minos* I 116, 188; ders. *Tomb of Double Axes* S. 91. — Doppelvasen: ebd. S. 32; Bosanquet-Dawkins *Unpubl. Objects fr. Palaikastro* Suppl. BSA 24 S. 40, 110.

G. Karo

Veyrier-Höhle s. Kunst A I, Schweiz A

§ 1, 3.

Vibrata-Tal s. Italien A, B.

Viehgeld s. Geld § 7.

Viehhofen s. Bergbau A § 21.

Viehzucht A. Europa s. Haustier B, Wirtschaft A.

B. Ägypten. Neben dem Ackerbau (s. d. B) spielt im Leben der für uns erreichbaren ältesten Äg. schon die V. eine Hauptrolle. Das Rind (s. d. B) ist längst gezähmt und in verschiedenen Rassen gezüchtet, die in Herden gehalten werden. (Für den Grad der Zähmung ist es freilich von Interesse, daß bei dem Geschäft des Melkens, das stets von Männern besorgt wird, bis in das AR hinein den Kühen die Hinterbeine fest zusammengebunden werden.) Ein Verschneiden der Stiere scheint nicht Sitte gewesen zu sein, und als Zugtiere werden stets Kühe verwendet. Hauptzweck der Rinderzucht ist Erlangung des Fleisches, das man durch Mästen der Tiere schmackhafter zu machen weiß, und dessen Braten den Äg. neben dem Gänsebraten als Lieblingsspeise gilt, und der Milch. Über die Bereitung von Butter (s. d.) oder Käse (s. d.) wissen wir nichts; sie wird nie erwähnt oder dargestellt, und auch entsprechende äg. Wörter sind uns nicht bekannt.

Hinter der Rinderzucht tritt die der Ziegen (s. d. B), Schafe (s. d. B) und Schweine (s. d. B) zurück. Auch sie werden in Herden gehalten — offenbar vor allem des Fleisches wegen —, aber von einer Mästung dieser Tiere ist nichts bekannt. Auch von einer Verwertung der Schafwolle wissen wir nichts; in der äg. Tracht (s. Kleidung C) hat sie nie eine Rolle gespielt. Der Esel (s. d. B) diente vor allem als Last- und Zugtier. S. a. Fell B.

Eine große Bedeutung für den Äg. hat zu allen Zeiten die Geflügelzucht gehabt. Vor allem Gänse und Enten in zahlreichen Abarten, aber auch Tauben und Kraniche wurden in Käfigen gehalten und gemästet.

Ihr Fleisch galt als eins der besten Gerichte, und auch ihre Eier werden gewiß von jeher den Äg. als Nahrungsmittel (s. Nahrung C) gedient haben.

Wiedemann *Äg.* S. 279ff.; Erman-Ranke *Äg.* S. 522ff.

Ranke

C. Palästina-Syrien.

§ 1. Geographische Bedingungen. — § 2. Historische Entwicklung. — § 3. Inventar. — § 4. Erzeugnisse.

§ 1. Palästina bietet eine Reihe von Steppengebieten, die für V. außerordentlich geeignet sind, und zwar im s. Westjordanland die Hochsteppe von Juda (s. Band X Tf. 4) längs dem Westrand des Toten Meeres, wo wir die Orte Thekoa und Maôn-Karmel als Heimatsorte des Schafzüchters Amos, 750 v. C., und des Herdenbesitzers Nabal, ca. 1000 v. C., kennen, und das Gebiet südwärts von Hebron, wo das Gebirge sich abdachend nach und nach in die Wüste übergeht. Im N des Westjordanlandes ist das Steppengebiet zwischen Safed, Tiberias- und Hule-See zu nennen, das noch heute von halbnomadischen Viehzüchtern bewohnt wird. Jenseits des Jordans ist es im N das seit dem Altertum durch seine Viehzucht berühmte Basan und im s. Teil die Hochebene von Moab.

§ 2. Der vorgesch. Mensch wurde aus einem Jäger und Verfolger der Tiere ein Zäher und Züchter derselben. Schafe und Ziegen mag der Mensch überall spontan begonnen haben zu domestizieren, ebensowohl den Hund (s. d. C). Der Esel (s. d. C) als Last- und Reittier ist, wie man behauptet, durch Import aus Nubien nach Palästina gekommen (Ed. Hahn *Von der Hacke zum Pflug* 1914 S. 85f.), das Hausrind (s. Rind C) aus Ägypten oder Babylonien, das Kamel (s. d. B) aus Arabien. Aus dieser ersten Entwicklungsstufe hat sich dann im Laufe der Jahrhunderte eine eigene Wirtschaftsform der Hirtennomaden herausgebildet, über die wir rückschließend aus den hist. Quellen einigermaßen sichere Aussagen machen können, während wir über jene erste Entwicklungsstufe doch nur zu mutmaßen vermögen. Diese Wanderhirten, wie sie etwa in den Randsiedlungen an der jüdischen Steppe saßen, zogen im Frühjahr, wenn die Steppe Weide bot, mit ihren Kleinviehherden in diese hinunter und zelteten dort so lange, bis die Sommersonne

den Graswuchs der Steppe völlig vernichtet hatte. Alsdann zogen sie sich wieder vor Einbruch der winterlichen Regenzeit mit ihren Herden in die Randberge zurück und verbrachten die übrige Zeit des Jahres in ihren festen Siedlungen. Von Lot heißt es (Gen. 13, 12), daß „er wohnte in den Städten der Jordan-Aue und zeltete bis nach Sodom hin“. Der Schwerpunkt ihrer Existenz liegt in der Kleinviehzucht. Von dem oben genannten Nabal wird (1. Sam. 25, 2) berichtet, daß er 3000 Schafe und 1000 Ziegen besessen habe. Diese Viehnomaden sind zu unterscheiden einerseits von den Kamele züchtenden Beduinen (s. d.) der Wüste, indem sie schon halbansässig sind und gelegentlich Ackerbau treiben, sowie andererseits von den Halbfellachen, die wohl noch in Zelten wohnen, aber schon Rindvieh kultivieren und auf eigenem Grund und Boden Ackerbau treiben. Natürlich gibt es Mischformen zwischen Viehnomaden und Halbfellachen, Weiter- und auch Rückbildungen. So erscheinen die Patriarchen des AT als im Besitze von Rinderherden befindlich, auch treiben sie, wie Jakob, anscheinend systematischen Ackerbau, sind aber doch im wesentlichen, wie Abraham und Lot und auch der genannte Jakob, nomadisierende Kleinviehzüchter. Die Wanderhirten der neol. Zeit sieht Karge (*Rephaim* S. 422 f., 470 f.) als die Schöpfer der ost- und westjordanischen Megalithkultur (s. Megalith-Grab F) an. Diese Kultur aber konnte nur aufkommen und bestehen durch den wirtschaftlichen Rückhalt, den sie an der ansässigen Kultur der westjordanischen festen Städte fand. Letztere waren Abnehmer für Butter, Käse, Wolle und Fleisch, woran jene Viehnomaden Überproduktion hatten.

Ed. Hahn *Von der Hache zum Pflug* 1914 S. 75; ders. *Die Entstehung u. gesch. Bedeutung der Wanderhirten* Ztschr. f. Sozialwissenschaft NF I S. 419 ff., 500 ff.; ders. *Die Hirtenvölker in Asien und Afrika* Geogr. Ztschr. 19 (1913) S. 305 ff.

Wir dürfen mit Karge (a. a. O. S. 658 f.) annehmen, daß im westjordanischen Gebiet in den befestigten Großstädten wie Gezer (s. d.), Megiddo (s. d.) u. a. etwa seit 2500 v. C. oder früher die Kupferbronzezeit und ihre Kultur Einzug gehalten hatte, während in den Steppengebieten des O und denen des westjordanischen S und N noch die Steinkultur

fortbestand. Sie mag hier erst um ein halbes bis ein ganzes Jht. später durch die Kupferbronzekultur verdrängt worden sein. Während, wie oben bemerkt, der Hirtennomade vorwiegend mit Kleinviehzucht beschäftigt war, wurde in den städtischen Siedlungen, deren Insassen in der Hauptsache Gärtner und Ackerbauer waren, um der Bodenvirtschaft und Pflugkultur willen das Rindvieh kultiviert. Einen vorzüglichen Beweis hierfür liefert neben Jericho (s. d.) und Megiddo das spätneol. Gezer, in welchem nach Macalister das Rind das bei weitem wichtigste Haustier war. Das beweisen nicht nur die in allen Schichten des Ausgrabungsgebietes zahlreich gefundenen Knochen und Hörner, auch die Tierdarstellungen, z. B. in der neol. Höhle 30 IV (Band V Tf. 63 c), zeigen sehr häufig das Rind. Sonstige Haustiere des neol. Gezer sind noch Schafe (s. d. C) und Ziegen (s. d. C), Esel und Hunde (s. d. C), vereinzelt auch das Schwein (s. d. C).

§ 3. Die in der Steppe betriebene Viehzucht bedurfte in erster Linie des Schutzes gegen menschliche und tierische Feinde; diesem Zwecke dienten die Wachttürme, wie wir sie schon aus der Zeit der Megalithbauten, besonders im Ostjordanland, kennen. Die Beduinen, „massenhaft wie Heuschrecken“ „mit ihren Kamelen ohne Zahl“ (Jud. 6, 5), wurden für die Herden verhängnisvoll. Ihr Nahen wurde von den Wachttürmen aus beobachtet und Mensch und Vieh dann in den nahegelegenen Befestigungen in Sicherheit gebracht. Gegen Feinde aus der Tierwelt wie Löwe und Bär galt es stets, besonders aber bei gewissen Gelegenheiten, auf der Hut zu sein. Wenn z. B. im Frühjahr der Jordan übertrat, stiegen die Löwen aus dem Dickicht zu den Matten der judäischen Hochsteppe herauf und wurden hier der Schrecken der weidenden Herden. Nachts wurde die Herde sowohl vor dem Raubzeug wie auch vor den kalten Winden in Hürden geborgen, die vielfach gebildet waren aus einer gemeinhin kreisförmigen Mauer von unbehauenen Steinen mit nur einem Eingang. Manche der sog. Steinkreise (s. Gilgal § 4) werden nichts anderes sein als Viehkrale aus uralter Zeit. Des weiteren war natürlich für das Tränken der Herde Sorge zu tragen. Hierzu dienten die Feldbrunnen, die graben oder von der

Natur freiwillig dargeboten wurden. Wie die Patriarchen-Geschichten zeigen, sind diese Tränkstellen oft Gegenstand des Streites. Die Inhaber einer solchen wachen eifersüchtig über die rechte Verteilung des wertvollen Nasses. Wie heute noch, so mag in alter Zeit das Brunnenloch mit einem gewaltigen Stein verschlossen und dieser noch durch mancherlei Mittel, wie Reisig, Sand oder dgl., vor den Augen Fremder verborgen worden sein. Bei solchen Brunnen waren natürlich Tränkrinnen für das Vieh hergerichtet, wie man sie heute noch aus uralter Zeit stammend antrifft. Das lebende Inventar bestand in erster Linie aus Kleinvieh: Schafen und Ziegen. Bei den Patriarchen werden auch Rinder und Esel genannt; beide wohl als Arbeits- und Lasttiere. Außer dem Esel als Lastträger und Reittier begegnet seit der Mitte des 2. Jht. das Kamel. Pferde (s. d. D) werden als Zugtiere vor dem Streitwagen in den Amarna-Briefen wiederholt erwähnt, desgleichen erscheinen sie als Tribut syr. Fürsten an den Pharaon auf äg. Denkmälern. In Lachis (s. d.) ist ein Marstall ausgegraben. Da die hebr. Wörter für Pferd wie für Marstall akkad. Lehnwörter zu sein scheinen, ist wohl anzunehmen, daß mit den Wörtern auch die Sache aus dem Zweistromland nach S.-P. importiert ist. In Palästina selbst mit seinem gebirgigen Gelände und seinen tiefeingeschnittenen Tälern konnte man von Pferd und Wagen nur einen beschränkten Gebrauch machen. Nicht zu entscheiden ist, ob in vorgesch. Zeit schon Bienenzucht (s. Biene B) im Lande getrieben wurde; es läßt sich das nicht einmal für die Zeit des AT mit Sicherheit sagen. Was die Geflügelzucht betrifft, so kommen Tauben und Enten schon in vorgesch. Zeit vor; ob auch schon das Haushuhn bekannt war, dafür gibt es wieder kein gesichertes Zeugnis (K. Sethe *Die älteste Erwähnung des Haushuhns in einem äg. Texte* Festschrift f. Frd. Karl Andreas 1916 S. 109ff.). Affenabbildungen (s. Affe C) haben die Ausgrabungen verschiedentlich zutage gefördert, schon aus altkanaanäischer Zeit (vgl. dazu noch ZdPV 36 [1913] S. 23). Nach 1. Kön. 10, 22 bringen die Leute Salomos Affen aus Ophir mit. Vielleicht wurden sie also schon in vorgesch. Zeit zum Zeitvertreib in den Häusern gehalten.

§ 4. Die wesentlichen Erzeugnisse der nomadischen Viehzucht waren Wolle, vielleicht auch schon Wollfabrikate; dann Butter und Käse; endlich das Vieh selbst, das man als Opfermaterial oder für den profanen Gebrauch aus den Randgebieten nach den Städten verhandelte. Bezeichnend ist eine Nachricht aus dem 9. Jh. (2. Kön. 3, 4), daß König Mescha' von Moab an den König von Israel als jährlichen Tribut 100 000 Lämmer und 200 000 Widder nebst Wolle zu liefern hat.

Max Löhr

D. Vorderasien s. Haustier E, Vorderasien B, Wirtschaft A.

Vieille Verrerie, La (Frankreich; Band IV Tf. 21a, 22). Megalithgrab im Dép. Var, 2 m l. und etwa 2 m br. Steinkiste, durch eine Steinplatte in zwei Kammern geteilt. Kleiner Steinhügel. An Fundstücken wurden gehoben: lorbeerblattförmige Silex-Pfeilspitzen, derselben Form wie die der katal. pyr. Megalithgräber (Romanyà de la Selva; nur eine mit etwas gezähnten Rändern), ein kleines Fibrolithbeil, ein unverziertes Gefäß mit Henkel, Kollierperlen, Ringe aus Kupfer u. a. Die Menschenknochen stammen von wenigstens 25 Individuen.

Das Grab gehört der ältesten Gruppe der südostfrz. pyren. Megalithgräber, also der vollentwickelten Kupferzeit, an. S. a. Frankreich B § 22 ff.

Ollivier *Le tombeau mégalithique de la Vieille Verrerie (Var)* Matériaux 1878 S. 293ff. und Abb. 184—201. J. de C. Serra-Ràfols

Vieja-Höhle s. Alpera.

Vielraß s. Diluvialfauna § 2.

Vielkantige Streitäxte. V. S. nennt man Schaftlochäxte aus Felsgestein, deren typische Form in der Gegend des Schaftloches sechseckigen Querschnitt zeigt und einen knopfartig geformten Nacken besitzt. Die ältesten Formen sind durch scharfe Profilierung und kräftige Vertiefungen um das Schaftloch herum gekennzeichnet; die Weiterentwicklung geht in der Weise vor sich, daß die Kanten sich immer mehr abrunden, wobei sich die Vertiefungen verflachen und schmaler werden. Am Ende dieser Entwicklungsreihe stehen Äxte von linsenförmigem Querschnitt, bei denen die Vertiefungen um das Schaftloch zu schmalen Rinnen reduziert oder ganz ver-

schwunden sind (Åberg a. a. O. Abb 185, 186). Auch der Nackenkopf wird bei manchen Stücken undeutlich und fehlt bei einigen ganz (Åberg a. a. O. Abb. 190, 191).

Die vielkantigen Streitäxte gehören zu den nord. Streitäxten der jüngeren StZ und haben sich nach Åberg wahrscheinlich in Skandinavien entwickelt, wofür neben anderen Gründen der Umstand spricht, daß sich die ältesten Typen ausschließlich in Skandinavien finden, während die auf dem Festland vorkommenden Stücke einem entschieden jüngeren Entwicklungsstadium angehören. Ihre Ausbreitung nach S zu ist offenbar auf einem ö. Wege erfolgt. Sie fehlen vollständig im Nordsee-Gebiet und im Gebiet der unteren Elbe, wir begegnen ihnen erst im ö. Teil von Mecklenburg. Von hier erstreckt sich ihre Verbreitung nach O zu durch Vorpommern, die Uckermark, Hinterpommern und Westpreußen bis an die untere Weichsel und nach Ostpreußen hinein; nach SO durch Brandenburg, Posen, Schlesien, Polen bis Galizien. In Mitteldeutschland sind sie bei Halberstadt sowie im n. Sachsen und Thüringen vertreten, s. davon finden sie sich einerseits in Böhmen, Mähren, Österreich und Ungarn, andererseits im s. Bayern, in Württemberg Baden und in der Pfalz. Die südlichsten Funde stammen aus Pfahlbauten am Bodensee. Bemerkenswert ist das auffällig zahlreiche Vorkommen von vielkantigen Streitäxten in den österr. Pfahlbauten am Mond- und Attersee, das der dortigen Pfahlbaukultur neben der eigenartigen Keramik ein besonderes Gepräge gibt (s. Mondsee und Band VIII Tf. 102, 6).

N. Åberg *Die Typologie der nordischen Streitäxte* Mannusbibl. 17 (1918) S. 48—52; ders. *Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit* 1918 I 81—96, 266—270, II Abb. 153—195 und Karte III.

W. La Baume

Viereckbau s. Haus.

Viereckschanze s. Festung A.

Viervitzer Typus (vgl. a. Band IX Tf. 187i). So hat Åberg Feuersteinbeile genannt, die den spitznackigen Beilen der Steinzeitperiode I Mont. ähnlich (also zweiseitig) sind, sich jedoch von ihnen durch die vollkommen oder fast gerade Schneide, durch ihren dünnen, spitzovalen Querschnitt und durch

die Art der Bearbeitung unterscheiden (Mannus 5 Tf. 19 l. u.). Die Bezeichnung rührt her von dem Funde von Viervitz auf Rügen (Museum Stralsund). Beile dieser Art gehören der III. Steinzeitper. Mont. an (s. aber Gross-Woltersdorf), da sie mit dicknackigen Beilen zusammen gefunden worden sind, und kommen verhältnismäßig zahlreich auf Rügen, in vereinzelt Stücken über das ganze nordische Gebiet hin, in Mittel- und Westeuropa vor (s. a. Ostpolnische Feuersteinäxte § 2).

N. Åberg *Studier öfver den yngre stenaldern i Norden och Västeuropa* 1912 S. 24—25; H. Gummel *Fund von Viervitz auf Rügen* Mannus 5 (1903) S. 300 Tf. 19 (V. Typus: die zwei Stücke links unten); N. Åberg *Das nordische Kulturgebiet* 1918 S. 16—17 (Verbreitung nach O hin).

W. La Baume

Vig (Dänemark; Tf. 45^A). Am 17. Mai 1905 wurde bei Schachtung in einem Torfmoor bei Jyderup in der Nähe vom Bahnhof Vig (Seeland) das Skelett eines Auerochsen gefunden, das von einem Nicht-Fachmann, aber doch mit großer Sorgfalt ausgegraben wurde, und zwar so, daß die Fundstelle exakt in etwa 2,25 m T. im Moor festgelegt werden konnte. Das Skelett war fast vollständig, die meisten Knochen lagen zusammen, der Unterkiefer aber u. a. wurde später an anderer Stelle im Moor gefunden, was darauf deutet, daß die Leiche des Auerochsen in halbverwestem Zustande eine Zeitlang auf dem See, an dessen Stelle sich das jetzige Moor befindet, umhertrieb. In solchen Fällen gehen oft Teile der Extremitäten, Unterkiefer, Schwanz usw. verloren.

Außer dem Skelett selbst (Tf. 45^A d) wurden in den Brustknochen drei kleine, deutlich von Menschenhand zugehauene Flintgeräte gefunden (Tf. 45^A a—c).

In Form und Größe bietet das Skelett nichts Eigentümliches. Das große arch. Interesse an dem Fund liegt in zwei kleinen Wunden, von Flintpfeilen verursacht; die eine Wunde war bei dem Tod des Tieres frisch (Tf. 45^A e, g), die andere schon seit langer Zeit verheilt (Tf. 45^A f). In der frischen Wunde sitzen noch Splitter einer Pfeilspitze, welche die Lunge beschädigte und zusammen mit den Verletzungen, die die drei übrigen Flintpfeile verursacht haben, den Tod des Tieres herbeiführte.

Die geol. Untersuchung der Fundstelle ergab, daß das Skelett, dessen Lage primär gewesen sein muß, sich in einer Schicht befand, die den Übergang zwischen einer Zone mit Resten von Espen (*Populus tremula*) als Liegendem und einer Zone mit Resten von Föhren als Hangendem ausmacht. Das Tier hat also schon im Beginn der Kieferzeit (s. d.), also gegen Ende der „subarktischen“ oder zu Beginn der borealen Zeit des N, gelebt. S. Klimaverschlechterung.

Sophus Müller beschreibt die drei Flintwerkzeuge als dünne, normal abgespaltete Späne mit scharfen Kanten. Zwei der Späne sind am oberen Ende zugespitzt, der dritte gleicht den beiden anderen, aber die Spitze scheint abgebrochen zu sein. Da man hier drei verschiedene Werkzeuge vom selben Aussehen vor sich hat, scheinen sie nach einer bestimmten Norm gemacht zu sein, die primitiver ist als die bei jedem anderen in Dänemark gefundenen Flintgerät angewendete. Die Flintspitzen von V. dürften also der ältesten StZ angehören, was mit dem geol. Befund gut übereinstimmt. Nur die Pfeilspitze aus Nørre-Lyngby wird als noch älter angesehen (s. Lyngby-Kultur). Man wird den Vig-Fund daher mit Sicherheit in die älteste dän. StZ zwischen die Lyngby-Spitze und die Maglemose-Kultur setzen können. — S. a. Nordischer Kreis A § 2 a. 1.

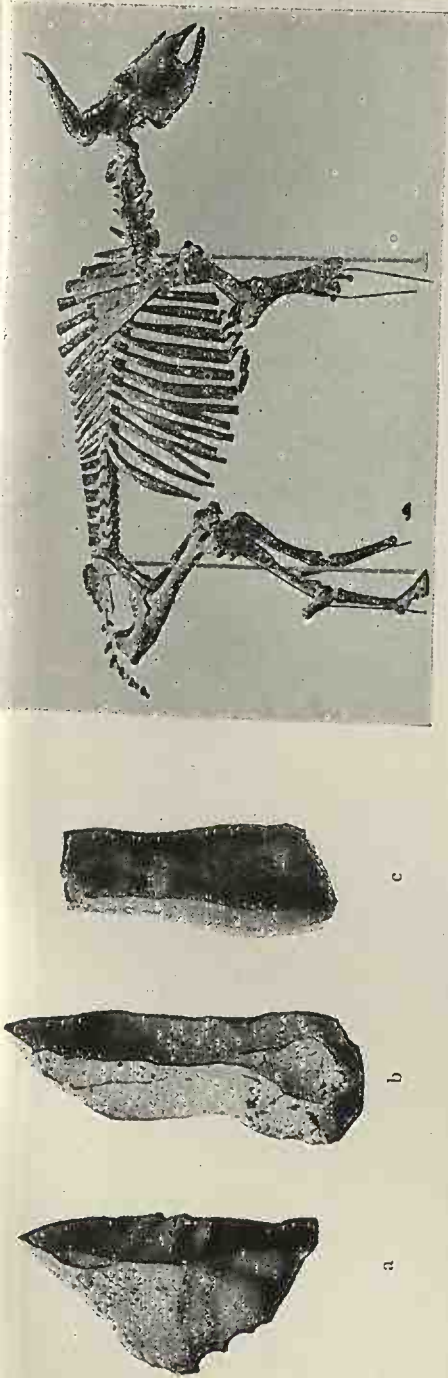
N. Hartz und H. Winge *Om uroxen fra Vig*
Aarb. 1906 S. 225—236.

Hjalmar Larsen

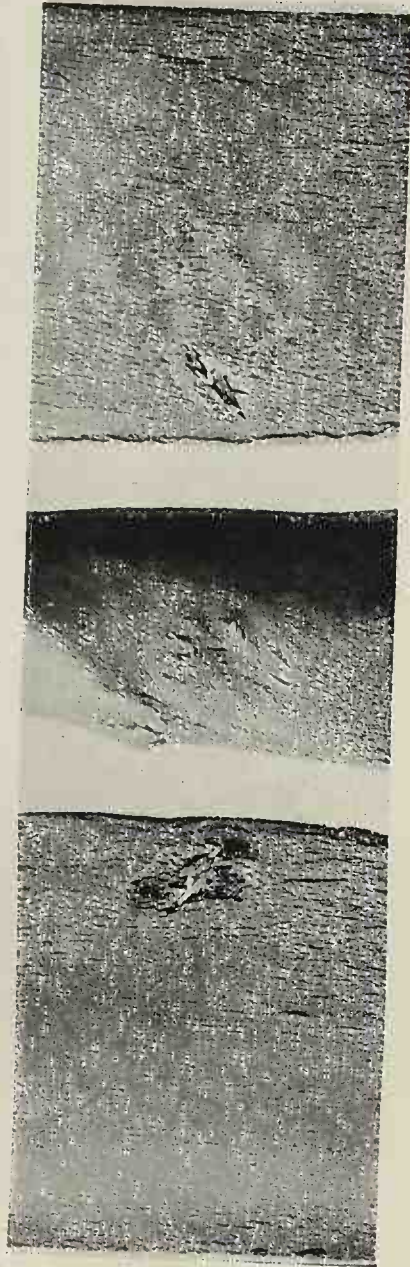
Vignanello (Italien). § 1. Neuerdings durch seit dem J. 1913 angestellte Grabungen als nördlichster Ort des Faliskerländchens wichtig geworden. Während von einer Besetzung durch verbrennende „Italiker“ nur einige schwache Spuren zeugen (Notizie 1924 S. 217, 226), ebenso von alten Fossagräbern (ebd. S. 227), falls diese überhaupt sich aus dem Väschen (ebd. Abb. 38) erschließen lassen, tritt die Siedlung auf langgestrecktem Hügel (Molesino) seit dem zu Ende gehenden 7. Jh. erkennbar auf: Stadtmauer, Hütten- und Magazinspuren, Silos, viele Brunnen, Ablaufkanäle, ein altar-artiger Bau vor dem Tor, ein prachtvolles Gorgoneion etrusk. Typus, als Antefix oder Deckel zu verstehen (Notizie 1924 Tf. 8 a), Reste statuarischer Terrakotten, viele Stücke einheimischen und griech. Tongeschirrs, sf. und strengf. att.

Vasenbruchstücke, auch älteres, wie ein Gefäß in Form eines liegenden Rehes (Notizie S. 240—242 Tf. 10 a), das durch Vorkommen eines ganz gleichen Stückes in der *tomba del figulo* von Vetulonia (s. d.; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 282) und das mitgeführte Bucchero-Geschirr in das 6. Jh. datiert wird. Dies Gefäß entstammt einem der ziemlich zahlreichen Kindergräber, die sich innerhalb des Wohnbereiches selbst fanden, wohl zu meist in den elterlichen Gärten beigesetzt: kleine Steinsarkophage, mitunter noch die Gestalt einer Holztruhe zeigend, die oft zahlreichen Beigaben außen herumgelegt. Auch ein Parallelgefäß zum Dreieckgefäß des Duenos wurde in jenem Grabe mit dem liegenden Reh gefunden; durch diesen Fund und das entsprechende Gefäß aus einem Volsker-Grab bei Caracupa im Mus. preist. (Mon. Lincei 15 S. 502) wird die Datierung des Duenos-Gefäßes in das 4. Jh. (so im *CIL* I², II 371, 4) als viel zu jung erwiesen.

§ 2. Dies Stadtbild, demjenigen mancher anderen Etruskerstadt vergleichbar (z. B. Ischia di Castro; Notizie 1913 S. 363—379), wird wesentlich ergänzt durch die Felsgräber, Kammern mit Dromos, welche in die Abhänge des Stadthügels hineingearbeitet sind. Der weiche Tuff erleichterte hier wie überall in Südetrurien und dem Faliskerland die Herstellung, wie der Kammern selbst, so innerhalb derselben der Loculi, sukzessive nach Bedürfnis, und der Totenbetten, diese oft künstlerisch in Anlehnung an die häuslichen Möbelformen mit Schemeln usw. Fast durchweg Bestattung; ob etwa in der ältesten Zeit, d. h. im 7. Jh., noch Sabiner, ob von Anfang an bereits von W eingedrungene Etrusker, ist eine offene Frage, die ich jedoch in letzterem Sinne entscheiden möchte. Höchstens könnten Fossa-gräber (s. d.), wenn solche wirklich gefunden würden, für Sabeller in Anspruch genommen werden, denn die Felsgräber sind alle außerordentlich gleichartig und schwerlich ethnisch zu trennen, wenigstens in der älteren Periode. Diese beginnt im 7. Jh. mit protokorinthischem Material als ältesten Beigaben und geht herab bis nach der Mitte des 5. Jahrhunderts. Sf. und bis in die zweite Hälfte des 5. Jh. reichende rf. Vasen, neben weitergehenden Impasto-italico-Gefäßen (s. d.) und Bucchero (s. d.), bilden die zeitliche Signatur.



d

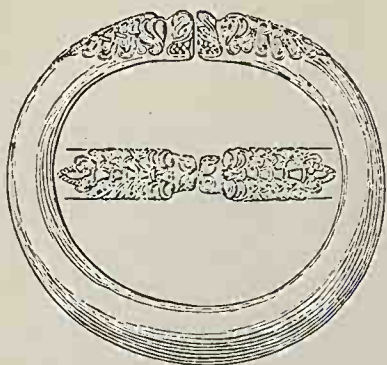


e

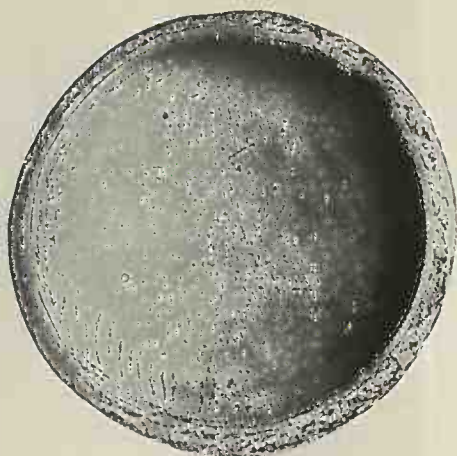
f

g

Vig
 a—c. Feuersteingeräte, an der Brustpartie des Urs gefunden. — d. Skelett des Urs. — e—g. Neue und verheilte Verletzungen an den Rippen des Ur.
 Nach Aarbøger 1906.



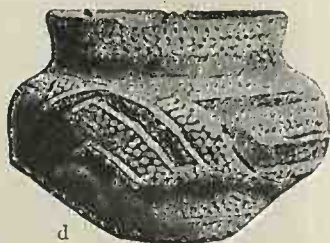
a



b



c



d



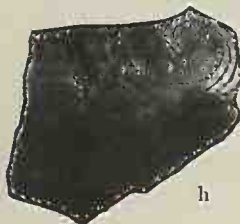
e



f



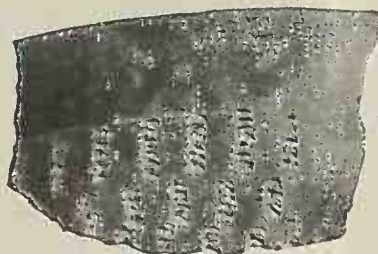
g



h



i



k

Vinča

b—k. Keramische Proben von Vinča. Nach Präh. Z. 2 (1910).

Vogelgesang

a. Goldener Armring von Vogelgesang. Nach Schles. Vorz. 7 (1899).

Dann zeigt sich ein starkes Zurückgehen der Benutzung der Gräber, hier wie überall im Faliskerlandchen (s. Capena, Faliskerland § 3), wohl infolge der röm.-etrusk. Wirren und des damit verbundenen Rückganges der etrusk. Besetzung.

§ 3. Gegen Ende des 4. Jh. tritt dann eine starke Neubenutzung der Gräber ein, und zwar durch Falisker, die vielleicht erst damals an diesen Nordostrand des Ciminer Waldgebietes vordrangen und nun — sie hatten mittlerweile unter dem Einfluß der bestattenden sabin. und etrusk. Nachbarn deren Bestattungsritus angenommen — ihre Toten meist in die alten etrusk. Gräber trugen, wo nötig, diese durch eingesetzte Pfeiler neu stützend, auch neue Loculi ein-tiefend. Nur ein etrusk. Grab des 6. Jh. (XVI) ist nicht wieder benutzt; nur zwei (VIII, XV) sind im 4.—3. Jh. neu angelegt. Das 3. und 2. Jh. dann typisch faliskisch, auch mit Aufschriften auf den Ziegelverschlüssen der Loculi und sonst. Reiche Beigaben faliskisch bemalter Vasen haben ein umfangreiches und sehr interessantes Material ergeben, das nicht nur von griech. Vorbildern ausgeht, sondern auch selbständig, z. T. höchst originell, weiterbaut und die Bestände im Museo Villa Giulia ungemein erweitert. Daneben zeigt das gewöhnliche Gebrauchsgeschirr wie üblich stark campanischen Einschlag. Keine Waffen. Vom Bundesgenossenkrieg ab auch hier auffällige Verödung.

Notizie 1916 S. 37—86 und 47 Abb. Giglioli und Nogara; Arch. Anz. 1921 S. 94—96 v. Duhn; Notizie 1924 S. 179—263 Tf. 3—11 und 65 Abb. Giglioli.

v. Duhn

Villach (Kärnten). Unmittelbar hinter Warmbad V. erhebt sich als tiefste Abdachung der Villacher Alpe ein Plateau von etwa 900 Ar Ausdehnung, das im Volksmunde auch Napoleonshöhe genannt wird. Auf derselben finden sich etwa 80 Tumuli von 1—5 m H. und 12—36 m Umfang. Die meisten von ihnen sind entweder mittelalterlichen Raubgräbern zum Opfer gefallen oder in der frz. Invasionszeit (1809—1813) geöffnet worden. Resultate dieser Grabungen sind unbekannt. Die Anlage der Tumuli ist in 4 Reihen parallel zueinander, und im Nordostwinkel scheinen 6 kleinere um einen größeren Hügel als

Mittelpunkt gelagert zu sein. F. v. Luschan hatte das Glück, noch einen intakten Grabhügel öffnen zu können. Er fand unter einem Steinsatz eine Steinkiste, gut gefügt, aus Gneisplatten, und in ihr 4 graphitierte Urnen von annähernd gleicher Größe und Form. Zwei von ihnen enthielten Leichenbrand. Unter den Urnen wurde ein zer-schlagenes Schwert aus Bronze vom Donau-typus, 1 zerbrochenes Bronzemesser, 1 Nietstift und 1 Stück, offenbar von einem Rasiermesser stammend, gefunden. Aus einem anderen Grabhügel konnte v. Luschan, allerdings nicht mehr sicher auf primärer Lagerstätte, eine Tüllenaxt aus Eisen, sowie Bruchstücke von zwei Lanzen-spitzen aus Eisen heben. Es handelt sich offenbar um ein ausgedehntes Gräberfeld der ä. und mittl. HZ.

MAGW 1872 S. 7ff. Wurmbrand; ebd. S. 10ff. v. Luschan; KT Kärnten 1899 S. 388ff.; Wien. Präh. Z. 1925 F. Mühlhofer. G. Kyrle

Villafraati s. Sizilien BI § 14ff.

Villanova (Oberitalien). Dorf, etwa 8 km ö. von Bologna, dessen Name bestimmend wurde für die Bezeichnung der ganzen in Italien „erste Eisenzeit“, n. der Alpen „Hallstattzeit“ genannten Per., welche die BZ ablöste. Hier fand Graf Gozzadini 1854 die ersten, von ihm irrtümlich für etrusk. gehaltenen Brandgräber dieser Zeit, vermehrte ihre Zahl im folgenden J. und veröffentlichte sie sofort. Es waren 193 Gräber, zwischen, z. T. unter denen 14 Bestattungsgräber ärmlichster Ausstattung, die augenscheinlich der unterjochten Urbevölkerung angehörten. Die fast durchweg die Form der sog. Villanova-Urne zeigenden, aus Ton, in seltenen Fällen aus Bronzeblech hergestellten Aschengefäße waren in Erdlöchern gesetzt, mit Steinplatten umstellt und diese meist nochmals durch Steinumwallungen geschützt. Zeitlich entspricht das Gräberfeld Benacci II, Benacci-Caprara und Arnoaldi I von Bologna und geht bis ins 5. Jh. herab, ist also keineswegs besonders alt. Reichliche Schmuck-Ausstattung, die Fibeln mit Bernstein, Smalt und Glas geschmückt, auch mit plastischen Aufsätzen; allerlei mehr oder minder feine Toilettengeräte, auch bereits Beigabe von *Aes rude* (s. Geld § 15), wenn auch erst vereinzelt (ZfNum. 34

[1924] S. 231 Tf. 14, 9 Willers). Die Fundstücke jetzt in der Bibliothek des Archiginnasio von Bologna.

Gozzadini *Di un sepolcreto etrusco scop. pr. Bologna* 1854; ders. *Inorno ad altre settantuna tombe del sepolcreto etrusco* 1856; ders. *La nécropole de Villanova* Bologna 1870; Cesare Ruga *Il Museo Gozzadini* (damals noch im Pal. Gozzadini) 1888; Montelius *Civ. prim.* I Tf. 89—93 S. 419—428 (wo sonstige Lit., der in Bull. Paletn. Ital. 8 S. 168 angegeben nachzutragen, wo zuerst die Nachweise über den voretrusk. Ursprung dieser Gräber zusammengestellt sind); v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 24, 169—170; Mac Iver *Villanovans and Etruscans* 1924 S. 1—8. v. Duhn

Villar del Humo. In der Serranía de Cuenca, s. von Cañete (span. Prov. Cuenca). Die im J. 1917 von E. O'Kelly und J. Jiménez del Aguilar entdeckten paläol. Malereien befinden sich in den zwei Felsnischen der „Peña del Escrito“, nahe an der Dehesa de Barrachines (Darstellungen vom Hirsch, Wildstier, Wildschwein, Steinbock; ziemliche Anzahl menschlicher Figuren) und in der Rambla del Enear. S. Kunst A III. An beiden Orten existieren auch jüngere Malereien. Wissenschaftlich aufgenommen von P. Wernert (1917). Unveröffentlicht.

H. Obermaier

Villaricos (Spanien). § 1. V. liegt im SO der iber. Halbinsel, am letzten s. Ausläufer der Sierra Almagrera zwischen dem mittelländischen Meer und der Mündung des Flusses Almanzora, in der Provinz Almería. Dicht bei V., das seinerseits der natürliche Hafen des Silber-Gebietes von Herrerías ist, liegen Almizaraque (s. d.) und Herrerías. Diese Gegend ist ebenso reichhaltig an arch. Material wie an Mineralien. Die arch. Funde gehen von der äneol. Zeit (Almizaraque) bis in das Zeitalter der Araber-Herrschaft herab.

Die Funde bei V. selbst beschränken sich auf die aus einer sehr bedeutenden iber. Nekropole. Die Gräber bestehen aus mehr oder minder ansehnlichen Vertiefungen mit oder ohne Stein und Holzverkleidung oder aus großen, unterirdischen Krypten mit seitlichen Zugängen durch schräge oder horizontale Gänge, aus Stein und Lehm gebaut. Daneben gibt es Gräber, welche ausschließlich aus einer geteilten Amphore bestehen, die dazu diente, eine Leiche aufzubewahren, in diesem Falle die eines Kindes

(s. Pithos-Bestattung). Die Begräbnisform ist Leichenbestattung und -verbrennung. Das Grabinventar ist sehr zahlreich.

§ 2. Keramik: Iber. Vasen mit geometrischen Motiven (am häufigsten der Kreis) bemalt. Die Formen sind die üblichen der iber. Keramik dieser Gegend des sö. Kreises, d. h. Amphoren, zylindrische Vasen: sog. „Zylinderhüte“, Kratere usw. Daneben sind verschiedene karthagisch-griech. Vasen zum Vorschein gekommen, wie attische Kratere aus dem 5. Jh. v. C. und italische aus dem 4. Jh. Sehr interessant sind auch Alabastervasen, Gläser, Straußeneier, mit Ornamenten oder geometrischen Linien bemalt oder geschnitzt, vereinzelt iber. Vasen mit Vogeldarstellungen. Ebenso finden sich die sog. Milchflaschen mit figürlichen Darstellungen.

Die Waffen sind aus Eisen: Dolche der nachhallstädtischen Kultur des Inneren Spaniens (Typus B), Lanzenspitzen, Falkaten (s. d.), einige Spitzen mit Eingravierungen.

Schmuckgegenstände: An metallenen finden sich Arm-, Finger- und Ohringe aus Eisen, Bronze, Silber oder Gold; Gürtelschließen aus Bronze und Fibeln, ebenfalls aus Bronze, vom nachhallstädtischen Typus aus Zentral-Spanien, der Frühlatènefibeltypus (aus dem Ende der Per.) und Ringfibeln. Häufig sind die karthagischen Amulette und Skarabäen, sowie Halsketten aus Glasperlen.

Andere Fundstücke sind Nägel und Eisenspitzen, Anhängsel aus Ton usw. An Münzen kamen karthag. und afrik. zutage.

Das Gräberfeld von V. ist nicht bloß wichtig wegen der großen Zahl der Gräber und wegen seines Reichtums an Beigaben, sondern auch vor allem wegen seiner Bedeutung für die Chronologie. V. ist eine iber. Nekropole, die darin gefundenen Toten waren Iberer. In dem Material treffen deutlich 4 kulturelle Elemente zusammen: das iber., das karthag., das griech. (griech.-südtal.) und das kelt. (nachhallstädtische „La Tène“). Das erste ist durch iber. glatte oder bemalte Keramik vertreten, datiert durch Waffen- und Fibeltypen usw. Das zweite, das karthag., ist das zahlreichste der fremden Elemente und wird durch einige Vasen, durch Gläser, Halsketten, Skarabäen und Amulette charakterisiert.

Diese Gegenstände haben ihre direkten Parallelen in der karthag. Nekropole von Ibiza (s. d.) auf den Balearen. Das griech. Element fügt sich durch rf. Kratere des 5. Jh. und süditalische des 4. Jh. ein. Das vierte und letzte Element ist das kelt. aus dem Zentrum der Halbinsel, dem wir die Dolche, sowie Gürtelschließen der nachhallstädtischen Zeit und Fibeln vom Laténetypus verdanken. Wir erkennen daran das Einsickern der nachhallstädtischen Zentralen Kultur in die iber. Kulturkreise des SO, ähnlich wie bei den benachbarten Gräbern von Almizaraque.

Alle diese 4 Kulturelemente treten gleichzeitig auf und geben feste Anhaltspunkte für die Chronologie der iber. Kulturen des SO. Wir können V. an das Ende des 5. und ins 4. Jh. v. C. datieren. An V. reihen sich die Nekropolen der ö. und s. Provinz Granada, wie Galera (s. d.), an. S. a. Pyrenäenhalbinsel D § 13.

Siret *Villaricos y Herrerías* Madrid 1908;
Bosch Gimpera *La arqueología prerromana hispánica* Nachtrag zu der span. Übersetzung von A. Schulten *Hispania* Barcelona 1920.

A. del Castillo

Villingen (Schwarzwald; Fürstengrab der HZ). Ein gewaltiger, im J. 1890 von mir geöffneter Grabhügel von 118 m Dm und 8 m H., genannt das Magdalenenbergele, das den ganzen Talgrund beherrscht, enthielt in seinem Innern unter einem 3 m dicken, rohen Steingewölbe eine hölzerne Grabkammer in Gestalt eines Blockhauses mit Balkendach von 7,65 m L. und 4,80 m Br. im Lichten, gezimmert aus 20—35 cm dicken, sorgfältig bearbeiteten Eichenbalken, die infolge zufällig eingedrungenen oder absichtlich zugeführten Wassers in sehr gutem Erhaltungszustand waren. Dagegen war das Kammer-Innere durch Hereinbrechen des Steingewölbes und infolge des Wasserzudranges, vielleicht auch eines Ausplünderungsversuches in die übelste Verwüstung gebracht. Es fanden sich Teile eines (weiblichen?) Skelettes und eines jungen Schweines, umgeben von zahlreichen Holzresten und Eisenteilen eines Wagens, Teilen des Pferdegeschirrs und von Lederlappen, auch ein vergoldeter Armreif mit eingestanzten konzentrischen Kreisen und das Bruchstück eines Toilettengeräteringes mit Stielen von Pinzette, Kratzer und Löffelchen, die alle

auf HZ 3—4 hinweisen; auch ein bronzenes Vögelchen wie in dem gleichzeitigen Fürstengrab bei Pflugfelden (s. Klein-Aspergle). Erstaunlich ist die gewaltige Arbeitsleistung, das Heranschleppen der z. T. ziemlich großen Steine und der mächtigen Lehmdecke, die aus mehr als einhalbstündiger Entfernung herbeigeschafft werden mußte und auf eine zahlreichere Besiedelung der Umgegend schließen läßt, wiewohl bis jetzt nur unscheinbare Anzeichen derselben zum Vorschein gekommen sind. S. a. Hausgrab § 4.

Wagner *Fundstätten* I (1908) S. 109f.; Schumacher *Rheinlande* I 98, 110.

K. Schumacher

Vimfow (Mecklenburg) s. Haus A 1 § 34.

Vinča (15 km ö. von Belgrad, Jugoslavien; Tf. 45^Bb—k). § 1. Bedeutende neol. Station am Belo Brdo („Weißer Berg“). Die Stein- und Flintwerkzeuge zeigen die üblichen Formen, unter denen auch Schuhsleistenkeile (s. d.) vielfach vorkommen. Bemerkenswert ist das Auftreten von Obsidian-Messern und -Schabern in der untersten Schicht, die in Serbien und Bulgarien bisher nicht beobachtet sind und auf Verbindungen nach S hinweisen, falls das Material nicht etwa von dem an Obsidian reichen Hegyalya-Gebirge (s. Ungarn C § 2) stammt, was vielleicht in Anbetracht der sonstigen n. Beziehungen noch wahrscheinlicher ist. Ziemlich häufig sind Hirschhornhacken und -harpunen, die in ähnlichen Formen auch in Warna (s. d.) in Bulgarien wiederkehren.

§ 2. Hervorragend ist z. T. die Keramik, von der sowohl bemalte wie monochrome oder naturfarbene Reste vorkommen. Unter den mannigfaltigen Gefäßformen ist neben Henkelkrügen, Kannen, Fußschalen mit hohem, hohlen Fuß (wie in Tordos [s. d.], Bulgarien und Thessalien) u. dgl. mehr besonders eine anthropomorphe Deckelvase bemerkenswert, zu der sich gleichfalls Gegenstücke in Thessalien finden. Die Verzierung der meist sorgfältig geglätteten Gefäße bei der monochromen Tonware besteht teils in eingedrückten Punkten und Einritzungen, teils ist sie, ähnlich wie beim Rössener (s. d.) Typus, in Furchenstichttechnik hergestellt. Bemerkenswerte Motive sind mit Punkten ausgefüllte gerade und Voluten-

bänder, in gleicher Weise hergestellte mändrische Motive, Dreiecke, Bogenbänder, girlandenförmige Muster usw. Die eingetiefen Muster sind meist weiß, einmal auch rot inkrustiert. Sehr zahlreich sind ferner die Reste von bemalten Gefäßen, unter denen die rote Mattmalerei vorherrscht (gleiche Malerei in Thessalien).

§ 3. Von den in großer Menge auftretenden Ton-Idolen sind die einfachsten wie in Butmir (s. d.) rohe Tonklötze mit Kopf, Arm- und Beinstümpfen und stempelartiger Basis, an denen das Gesicht nur durch Fingerdruck schwach herausmodelliert ist. Daneben erscheinen auch gleichfalls sehr rohe Brett-Idole mit Durchbohrungen am Kopf und den kurzen horizontal abstehenden Armstümpfen. Etwas besser ausgeführt sind einige Idolfragmente mit gegliederten Beinen und starker Betonung der Brüste. Die Verzierungen bestehen in eingeritzten Linien, mit denen besonders die Augen umrahmt werden, während kurze Striche darüber die Brauen, und zwei über den Kopf verlaufende, von Spiralen flankierte Längsfurchen den Scheitel und das Gelock andeuten. Alle diese, in verschiedenen Abstufungen auftretenden Idole haben nicht nur in Bulgarien, sondern auch in Thessalien ihre Analogien. Dies gilt besonders von einer sitzenden mütterlichen Figur mit Kind (Kurotrophos), die ganz und gar den thessalisch-ägäischen entspricht. Außer den tönernen Idolen fanden sich auch noch mehrere Knochen-Statuetten, die einigermaßen an die Knochenfiguren von Sultan-Selo (s. d.) erinnern, sich aber von ihnen durch die fehlenden Randedurchbohrungen und die mangelnde Gliederung unterscheiden.

Von Schmuckgegenständen sind besonders einige Marmor-Anhängsel (wie von Troja [s. d.], Hanai-Tepe [s. Westkleinasiatische Fundorte § 2] und Thessalien) und die Muschelringe bemerkenswert, die, außer in dem Depotfund von Koludže in Bulgarien (s. d. B § 3), gleichfalls in Thessalien wiederkehren.

Vassits *Die Hauptergebnisse der präh. Ausgrabung in Vinča im Jahre 1908* Präh. Z. 2 (1910) S. 23ff.; ders. *Die Datierung der Vinča-schicht* ebd. 3 (1911) S. 126ff.; Wace-Thompson *Thessaly* S. 233; *Fimmen Kret.-myk. Kultur*² 1924 S. 101.

G. Wilke
Vinzel s. Finelz.

Vinograd (Kr. Gorno-Oréchovo, Bulgarien). Gruppe von Hügelgräbern mit typischen Latène-Geräten. Besonders bemerkenswert sind ein eisernes, einwärts gekrümmtes Hiebmesser mit Griffzunge und Nieten von einer namentlich in den Ostalpenländern und in Bosnien (z. B. Mitt. Bosnien 3 S. 215 Abb. 151) häufig vorkommenden Form, ferner ein flachkonischer Schildbuckel (wie Jahn *Bewaffnung der Germanen* Tf. 3, 2), ein eiserner, annähernd halbkreisförmiger Stachelsporn (= Jahn *Reitersporn* S. 19 Abb. 12), eine eiserne Latène-Lanzenspitze, ein eisernes Messer und eine eiserne Trense mit zweiteiligem Mundstück wie aus den Hügelgräbern mit Brandbestattung von Běla-Slatina (*Vodač* S. 106 Abb. 57) und von zahlreichen mittel- und westeurop. Gräberfeldern dieser Zeit (*Déchelette Manuel* II 3 S. 1199 Abb. 511). Die Gräbergruppe gehört wohl dem mehrfach erwähnten Keltenreiche an, das von 281—218 v. C. bestand, und dessen Hauptstadt das mit dem heutigen Dorfe Tulovo (s. von Měgliz) gleichgesetzte Tyle bildete. Doch fallen die Funde, wie namentlich der Schildbuckel und der Sporn, z. T. noch in den letzten Abschnitt der LTZ, also in eine Zeit, in der die Keltenherrschaft bereits ihr Ende erreicht hatte und die Thraker wieder Herren des Landes geworden waren.

Vodač za narodnija muzej v Sofija 1923 S. 75 und 115.

G. Wilke

Violinbogenfibel (Peschiera-Fibel) s. Fibel B § 1ff.

Visby s. Gotland A, Nordischer Kreis A § 4 c 2 a.

Viste (Norwegen). Auf der Südseite des Gutes V., etwa 10 km nnw. von Stavanger, liegt eine große Höhle *Svarthaala*, die, in alter Zeit vom Meere ausgewaschen, jetzt etwa 17 m über diesem liegt. Darin wurde im J. 1907 ein Wohnplatz der StZ aufgedeckt mit einer bis zu 0,60 m dicken Kulturschicht, deren organische Reste sämtlich gut konserviert waren. Er wurde von A. W. Brøgger in den J. 1907 und 1910 untersucht. Teilweise hatte die Kulturschicht den Charakter eines reinen „Muschelhaufens“, sie enthielt aber auch zahlreiche andere Mahlzeitreste von Vierfüßlern, Vögeln und Fischen (im ganzen 53 verschiedene

Arten). Außerdem fanden sich in ihr Reste von Geräten aus Knochen, Stein und Horn, Feuerstellen und Holzkohlen, und das Skelett eines Knaben. Der Abfall läßt uns einen ausgezeichneten Einblick in die Naturverhältnisse jener Zeit tun und zeigt, daß Jæderen, jetzt waldlos, damals mit einem dichten Wald bestanden war, in dem Wildschwein, Iltis, Marder, Elch, Hirsch und Luchs, sowie viele andere ausgeprägte Waldtiere lebten.

Besonders interessant sind die übrigens nicht sehr zahlreichen Altertümer. Die Knochengeräte erinnern auffallend an entsprechende Formen in Maglemose (s. d.). Besonders seien Jagd Pfeile und Angelhaken hervorgehoben. Dagegen finden sich auch u. a. geschliffene Axtfragmente von dem fazettierten westländischen Rundaxt-Typus, eine Weiterentwicklung des Sigersvold-Typus, der bedeutend jünger zu datieren ist. Der Fund zeigt, daß im norw. Vestland die knochenzeitliche Kultur einer Jagdbevölkerung die Kôkkenmôddingerzeit überlebte und sich mit jüngeren Formen mischte. — S. a. Nordischer Kreis A § 3 e 2.

A. W. Brøgger *Vistefundet* Stavanger Museums Aarshfte 1907; C. M. Fürst *Das Skelett von Viste auf Jæderen* Kristiania videnskapselskaps skrifter 1. Math. Naturw. Kl. 1909 Nr. 1; A. W. Brøgger *Vistefundet, Ny utgravning sommeren 1910* Naturen 1910; M. Olsen *Stedsnavn og Arkeologi Oldtiden 4*; H. Gjessing *Rogalands stenalder* 1920 S. 147—159; H. Shetelig *Primitivt tider i Norge* 1922 S. 81—94; [A. W. Brøgger *Kulturgeschichte des Norwegischen Altertums* 1926 S. 43 ff.].

† H. Gjessing

Vitusberg s. Grafenberg.

Vitznau s. Schweiz A § 1.

Vizzini s. Sizilien B II § 18.

Vlaško Selo (Vratca-Gebiet, Bulgarien; s. a. die Karte Band XI Tf. 34). § 1. Die Umgebung ist reich an Hügelgräbern, von denen freilich bisher nur wenige fachwissenschaftlich untersucht sind. Dem Neol. entstammen einige Schuhleistenkeile (s. d.) und verwandte Steinaxttypen mit einseitiger Wölbung. Doch erscheinen auch plumpe, durchbohrte Hammer-Äxte und scheibenförmige Steinkeulen mit leichter Abflachung am Bohrloch. Nachrichten über Keramik liegen nicht vor.

§ 2: Der HZ gehört ein von R. Popov ausgegrabener Hügel mit mehreren Skeletten

an, deren Zahl sich jedoch nicht feststellen ließ, da der Hügel nicht mehr intakt war. Diesem Hügel entstammen ein einfacher Spiralring, mehrere Knöpfe verschiedener Form (Scheiben-, Schalen-, Kreuzform usw.), wie sie namentlich in Bosnien häufig vorkommen, einige Saltaleoni, Bronzeperlen und Anhängsel, eine Zweischleifenfibel mit hohem, dreieckigen Fuß, ein typischer Hallstattvogel (Ente) mit Aufhängeloch in dem stielartigen Schwanz, eine Zweischleifenfibel mit hoher, beiderseits bogenförmig geschnittener Fußplatte (vgl. Band II Tf. 107c) und Bruchstücke von ähnlichen Fibeln, sowie schließlich Reste von eisernen Messern und Lanzen. Besonders bemerkenswert ist eine Gruppe von Fibeln, die zwar in ihrer allgemeinen Form den Certosa-Fibeln gleichen, andererseits aber in einigen wesentlichen Punkten sehr erheblich von ihnen abweichen (vgl. Band II Tf. 108b). Charakteristisch für sie ist die stets einseitige einfache Spirale und die Bildung des Fußes, der sich bald in Form eines mit der Basis nach oben gerichteten Kegels oder einer Pyramide senkrecht erhebt, bald S-förmig nach oben gekrümmt und dann von einem konischen oder halbkugeligen Knöpfchen abgeschlossen ist. Analoge Fibeln sind außer von V. S. auch noch von Lesura (Kr. Vratca), Karlukovo (Kr. Lukovit), Laga (Etropole), Gaborovo, Trojan und einigen anderen Punkten bekannt geworden (Izvestija 1 S. 158 Abb. 5; Godišnik za narodn. muz. 1921 S. 163 Popov). Dagegen sind sie außerhalb Bulgariens bisher noch nicht beobachtet worden, und insbesondere fehlen sie vollständig in dem benachbarten Serbien, in Slavonien, Kroatien, Bosnien, Dalmatien usw., wo überall nur echte Certosa-Typen auftreten. In Anbetracht dieser beschränkten Verbreitung hält Popov diese Fibeln für eine von der Certosa-Kultur unabhängig erfolgte, aber ihr parallel laufende einheimische Weiterentwicklung älterer Bogenfibeln mit langem Nadelhalter, und er bezeichnet sie daher als „thrakischen Typus“.

§ 3. Aus einem latènezeitl. Hügel mit einem Brandgrabe stammen ein schlankes Henkelkännchen (ähnlich denen des Billendorfer Typus; s. d.) und eine konische Zapfenschüssel mit leicht nach außen gebogenem Rande, wie sie auch in dem

laténezeitl. Gräberfelde von Bajlovo (Kr. Sofia) wiederkehrt (Izvěstija na Arch. Institut. S. 59 Abb. 59 Popov). Von Waffen wurden in dem Grabe gehoben: die stark durch Feuer beschädigten Reste einer Lanze und eines typischen Mittellatène-Schwertes mit scharfer Spitze und glockenförmig geschweiftem Bügel, für das aus Bulgarien Gegenstücke von Dere, Popica (Godišnik na narodn. muz. za 1921 Abb. 155B und Abb. 170), Dobralevo, Kr. Orěchovo (Band II Tf. 108d), und Bajlovo (Izvěstija I S. 75 Abb. 60) vorliegen. Endlich fanden sich noch ein Bronzespiralarmring von anderthalbfacher Windung und das Kopfstück einer Bronzefibel mit je 10 Windungen beiderseits und eiserner Rollenachse. Die Funde entsprechen durchaus der Stufe C Reinecke's, d. h. der Zeit des von den Kelten in Bulgarien gegründeten Königreiches, das von 281—218 v. C. bestand, und dessen Hauptstadt das von den bulgar. Forschern mit dem heutigen Dorfe Tulovo (s. Męgliz am Fuß des Karadža-Dagh) gleichgesetzte alte Tyle bildete. Die Brandbestattung spricht nicht gegen kelt. Ursprung des Hügels, da zweifellos keltische Brandgräber in der mittl. LTZ auch anderwärts, namentlich in Ungarn (s. d. G), häufig vorkommen. Ebensovienig das Fehlen von Wagenresten, die auch sonst in Bulgarien noch nicht beobachtet sind, vielleicht, weil die hauptsächlich in die beiden älteren Abschnitte der LTZ fallende Sitte der Wagengräber beim Einrücken der Kelten in Bulgarien schon im Verschwinden war (Déchelette *Manuel* II 3 S. 1022 ff.).

Izvěstija na Arch. Inst. 2 S. 110 ff. R. Popov; *Vodaž za narodnija muzej v Sofija* 1923 S. 77 und 112 ff.

G. Wilke

Vogelgesang (Schlesien; Tf. 45^{Ba}). § 1. Im J. 1821 wurde auf einem Felde bei V. im mittelschlesischen Kreise Nimptsch ein goldener Armring im Gewicht von 227 Dukaten (794,5 g) gefunden und für die Königliche Kunstkammer angekauft. Auf demselben Felde war schon zwei Jahre vorher ein Goldbarren von 60 Dukaten und im selben Jahre ein zweiter von 44 $\frac{1}{4}$ Dukaten Schwere ausgepflügt worden. Weitere Nachgrabungen förderten nur zahlreiche Urnenscherben zutage. Der Ring ist später (1841) gestohlen und bis auf zwei kleine Bruchstücke eingeschmolzen worden. Glücklicherweise hatte

der Begründer der Breslauer Altertümersammlung, J. G. G. Büsching, bald nach der Auffindung nicht nur eine genaue Beschreibung und Abbildung (*Heidn. Allert. Schlesiens* IV. Heft) gegeben, sondern auch vergoldete Bleiabgüsse geliefert, die den Verlust des Originals einigermaßen verschmerzen lassen.

§ 2. Der Ring von V. hatte eine lichte Weite von $3\frac{1}{8}$: $2\frac{1}{2}$ " und eine Dicke von $\frac{5}{8}$ ". Die dicht zusammenstoßenden Enden waren durch stilisierte Löwenköpfe mit aufgerissenen Mäulern und prächtigen Palmetten an Stelle der Mähnen verziert. Ihre Form ist durchaus griechisch und stimmt mit den Palmetten überein, denen wir im jüngeren Abschnitt des schönen Stils auf Metallarbeiten und bemalten Vasen begegnen. Es liegt hier eine griech. Arbeit vor, hergestellt für den Gebrauch eines Einheimischen — darauf läßt die übermäßige Dicke und Schwere schließen —, und diese Merkmale leiten ohne weiteres nach dem pontischen Gebiete, wo in den griechischen Kolonien und ihrem Hinterlande gleichartige Erzeugnisse aus vorrömischer Zeit in Fülle angetroffen werden. Es handelt sich somit, wie bei dem Vetttersfelder Funde (s. aber Vetttersfelde § 5), um ein verschlepptes skyth. Stück, vielleicht Zeugnisse eines gelegentlichen Vorstoßes dieses Reitervolkes weit nach W hin, eine Annahme, die an Unwahrscheinlichkeit verliert, wenn wir die von Reinecke gegebene Verbreitungskarte der skythischen Denkmäler ins Auge fassen.

Schles. Vorz. 7 (1899) S. 335 ff. P. Reinecke; [Schles. Vorz. NF 9 (1928) S. 12 ff. Jahn].

H. Seger

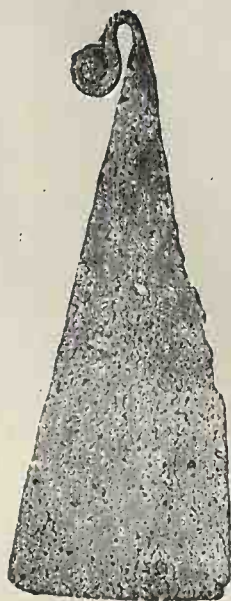
Vogeljagd (Diluviale) s. Jagd A § 7.

Vogelkopffibel s. Fibel A § 31.

Vogelpfeil (s. a. Band IX Tf. 9d). V. ist der von Rau und Krause geprägte Terminus für Spitzen aus Knochen oder Horn mit flachem Schaft, in dessen Seitenkanten Rillen eingetieft sind, in die mittels Harz Feuersteinschneiden oder -widerhaken befestigt wurden. Ebensomöglich jedoch, daß man sie zur Fischjagd brauchte. Funde von solchen V. sind ausschließlich aus Skandinavien (vor allem den s. Gebieten), Norddeutschland (nicht westlicher als Brandenburg), dem Südostbaltikum und Polen (s. d. B § 1; vereinzelter Fund aus



a



b



c



d



e

Voldtofte

Stücke aus dem Grabfund von Voldtofte: a. Bronzegefäß. — b, d. Rasiermesser. — c. Stangenknebel. — e. Tüllenaxt. — Nach Aufnahmen des Dänischen Nationalmuseums Kopenhagen.



dem Grenzgebiet zu Ostpreußen [s. d. A § 2 und Band IX Tf. 2061]) bekannt. In den skand. Ländern sind anderthalb hundert Exemplare zutage gekommen.

Die datierenden Funde sind: Maglemose (s. d.; 1, flach, breit, verziert und mit lanzettartiger Spitze [Band IX Tf. 7 k]), Sværdborg (s. d.; 3 mit ovalem Querschnitt [ebd. Tf. 7 i]), Freihafen Kopenhagens, Pávelstorp-Tåtorp (Västergötland) und Nolgården (ebd.), die drei letzten mit rundlichem Querschnitt, sämtlich aus der Ancyclus-Zeit. Dem Übergangsstadium zur Litorina-Zeit gehören wahrscheinlich die Funde vom Råbelövs-See (s. d.; 18, davon einige mit lanzettförmiger Spitze) und von Kunda (s. d.; 2 mit Widerhaken auf der einen Seite und seitlichen Einkerbungen für Widerhaken aus Feuerstein auf der anderen Seite sowie 2 mit Nachbildungen der Feuersteinschneiden) an. Noch etwas später ist vielleicht Viste (s. d.; 3 mit Rillen an beiden Seiten und 3 mit Rillen nur an einer Seite verziert).

Der Typus scheint hauptsächlich zwischen die Maglemose- und älteste Kökkenmøddingerzeit zu fallen. Von den bisher angetroffenen Formen gehört wohl die breite, flache mit lanzettförmiger Spitze, von denen bisher nur drei Exemplare bekannt sind (Maglemose, Søborg-See auf Seeland, Offerdal in Jämtland), ausschließlich hierher. Die runden Typen leben dagegen bis in die j. StZ fort, wie ein Fund aus der Höhle Stora Förvar (s. d.; Gotland) und ein anderer aus Norwegen beweisen. Ein solcher V. soll sogar in einem bronzezeitl. Grabe in Schonen angetroffen worden sein. Gleichzeitig mit den V. erscheinen die feinzahnigen, einschneidigen Spitzen. Dasselbe gilt von den Harpunen mit großen Widerhaken, obwohl die letzteren mit ihren späten Varianten noch tiefer in die jüngere StZ herabgehen.

Ant. Tidskr. 19:2 (1911) S. 8 ff., 158 ff. Stjerna; Montelius *Minnen* I Abb. 59—65; Rig 1918 S. 85 ff. Lindqvist; Gjessing *Rogalands Stenaldre* 1920 S. 17 ff.; Montelius *Sveriges Fornlid* S. 9 ff.; Ant. Tidskr. 22: 2 (1923) S. 22 ff. ders.; A. W. Brøgger *Vistefundet* 1908 S. 37 ff.; Aarb. 1903 S. 254 ff. Sarauw; ebd. 1919 S. 203 Frijs Johansen. Karl-Alfred Gustawsson

Vogelwagen s. Kesselwagen A § 3.

Voldtofte (Ksp. Flemløse, bei Assens, Fünen; Tf. 46). FO des bedeutendsten dän. Grabfundes der j. BZ. In der Mitte

des 19. Jh. wurde hier in einem Grabhügel ein ital. Bronzegefäß (Müller *Ordnung* II 362a) angetroffen, das in einer Kiste (Dm etwa 1 m), die von Steinplatten gebildet wurde und von einem größeren Stein bedeckt war, stand. Das Gefäß war in ein grobes Wollentuch mit eingefassten Säumen eingewickelt und mit einem Tierfell bedeckt. In ihm lagen verbrannte Knochen, in ein weißes Leinentuch eingewickelt. Der Deckel bestand aus einer zusammengebogenen Bronzeplatte mit einer ganz dicken Schicht von harzartiger Masse auf beiden Seiten, worin Bernsteinstücke eingedrückt waren. Von diesen Bronzegefäßen sind bisher 6 Exemplare aus Südkandinavien (eines davon aus Schonen) bekannt. Sie bestehen aus gehämmertem Bronzeblech mit kreuzförmigen Henkelattachen (Tf. 46a).

Im Gegensatz zu den meisten dän. Funden der j. BZ ist die Grabausstattung, die teils in, teils neben dem Gefäß lag, reich. In dem Bronzegefäß fand sich ein goldener Armring, auf der Innenseite hohl, an den Enden knopfartig erweitert, 4 Stangenknebel (wie Müller *Ordnung Bronzealteren* 318; Tf. 46c) aus Gold und zwei aus Bronze, mit S-förmigem Muster, und zwei Rasiermesser, das eine typisch für die V. Per. Mont., mit spiralig aufgerolltem Handgriff (Tf. 46b), das andere von rechteckiger Form, reich verziert mit Dreiecken, Bogen und S-Mustern (Tf. 46d).

In dem Gefäß lagen außerdem drei kleine Bronzeschalen ital. Arbeit (Müller *Ordnung Bronzealteren* 361). Auf dem Boden der Kiste traf man auf eine Tüllenaxt (Tf. 46e), ebenfalls verziert, mit Resten des Holzschafes. — Der Fund gehört in die V. Per. Montelius.

S. a. Nordischer Kreis B § 9.

Müller *Ordnung Bronzealteren* 361, 362a mit Lit.; dazu Aarb. 1868 S. 114 ff. Engelhardt; Sv. Fornm. Tidskr. 11 S. 31 f., 45 f. Montelius. Inger Wilhelmson

Volkovcy (Bez. Romen, Südrußland). Neben Šumejko (s. d.) und Aksjutincy (s. d.) wichtigster repräsentativer FO der skyth. Poltava-Gruppe. Besonders instruktiv der im J. 1897/98 von Mazaraki ausgegrabene, 13 m h. Kurgan, der in mächtiger Eichenkammer ein Kriegergrab mit reicher Ausstattung enthielt, das vom Grafen Bobrin-

skoj abgebildet und beschrieben wurde. S. Südrußland D § 8of.

Bobrinskoj *Směla* III 82ff.; *Collection Chantenko* II 2 S. 6; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 182ff.; Rostovcev *Skifija i Bospor* 1925 S. 511ff.

M. Ebert

Volksmedizin (Beziehungen zur primitiven Medizin). § 1. Die Volksmedizin der heutigen Kulturländer hat vieles mit sich herabgeführt durch die Jahrtausende und Jahrzehntausende, das schon in der Frühzeit, beispielsweise der nordeurop. Menschheit, Geltung und Leben hatte. Das trifft sowohl für die fernsten frühempirischen halbinstinktiven Beobachtungszeiten zu, wie auch für die langlastende Per. der Herrschaft eines hyperphysischen, magischen, dämonistischen Systems, das während des Zeitraumes vor der hellenischen rationalistisch-naturwissenschaftlichen Reaktion gegen dämonistischen Aberglauben als die höchste Weisheit, als die eigentliche Heilwissenschaft jahrtausendlang gegolten hat.

§ 2. Bei der Benutzung des durch mühsame Sammellarbeit folkloristischer Forschung und deren Vorläufer, vereinzelter Landärzte, -apotheker und -lehrer, zusammengetragenen großen Materials heilkundlichen Volkswissens und Volksbrauches für die Rekonstruktion der primitiven Medizin eines frühen Kulturkreises hat man aber erhebliche Vorsicht walten zu lassen, will man nicht in die Irre gehen. Denn es waren doch die einzelnen Völker fast niemals so völlig abgeschlossen von der Einwirkung abweichender Nachbarkulturen, daß nichts Fremdes auch in ihr Heilwesen hätte einsickern können. Im Gegenteil, man muß sogar mit einem gewissen Synkretismus im Gebiete früher Heilweisheit rechnen, die immer nach Erweiterung ihres Heilschatzes begierig war und schon durch den Handelsverkehr und die Wanderungen der Frühvölker im Gange erhalten, ja gesteigert wurde. Die große Verbreitung mancher, ja fast aller Sympathiebräuche erklärt sich so. Nur zum kleinsten Teile beruht sie vielleicht auf der hypothetischen Wirkung Ratzelscher Völkergedanken, die ubiquitär das gleiche hervorrufen. Meist wird sie auf Übertragung, Wandern und Austausch zurückzuführen sein.

§ 3. Besonders wichtig ist für solche kulturellen Übertragungen auch die kriegerische

Unterjochung durch Völker höherer Kultur, wie es ja für Europa n. der Alpen und den Balkan für lange Zeiträume in Frage kommt und vorher schon durch eine lebhaft kommerzielle Durchdringung griech. Händler vorbereitet und intensiver gemacht wurde. Diese waren ja selbst gewiß grobenteils von abergläubischer griech. Volksmedizin erfüllt, verbreiteten aber nebenher auch die Gedankengänge griech. medizinischer Schulweisheit in populärer Form weiter, mehr noch die praktische Heilweise und den Heilmittelschatz. Das scheint besonders für weite Strecken Rußlands eine frühe Einmischung griech. Heilweisen und griech. Kräuterschatzes usw. veranlaßt oder vermittelt zu haben, wie ihn R. Koberts Dorpater Schüler in einer Reihe von Untersuchungen in recht auffallender Weise festzustellen vermochten. Dazu gesellte sich dann auch, wengleich in wesentlich geringerem Maße, die Verbreitung mancher Heilweisen von weither, z. B. durch die Wanderungen der Zigeuner aus Indien (*Historische Studien* aus d. pharmakol. Institut in Dorpat 1 und 4 [1889 und 1894], bes. 4 S. 4—11). Ähnliches gilt in wechselndem Grade gewiß auch anderwärts. Selbst für das antike Griechenland ist scharfe Abscheidung des frühen Volksmedizinischen von der wissenschaftlichen Heilkunde im einzelnen oft schwierig, für die frühen Kulturen Vorderasiens völlig unmöglich.

§ 4. Schließlich hat die Volksmedizin der europ. Kulturvölker in anderthalb Jahrtausenden auch aus der im eigenen Volke neu sich entwickelnden naturwissenschaftlichen Medizin auf antiker Basis eine Menge von Anschauungen, Heilmitteln und Heilbräuchen herübergenommen und vielfach beibehalten und mit Zähigkeit weitergeführt, auch wenn sie von der herrschenden medizinischen Wissenschaft fallen gelassen oder als irrtümlich erkannt waren. — Um alles dessen willen ist bei der Verwendung modernen volkskundlichen Materials für die Aufhellung der Heilkunde der Frühzeiten äußerste Vorsicht, ständige Wachsamkeit und sorgfältigste Kritik notwendig, wie unentbehrlich und ergebnisreich sich auch die Aufklärungsarbeit mittels dieses Wissensschatzes auf der anderen Seite erweist.

Volo (Iolkos, Griechenland). Stadt am gleichnamigen thessalischen Golf (Band I Tf. 6). Auf dem Burghügel Reste vormyk. Häuser und Plattengräber, sowie myk. Vasen; andere sind etwas südwärts gefunden. In der Nähe bei Kapakly ein mittelmik. Kuppelgrab mit einheimischen myk. Vasen und Goldsachen, darunter das Goldblech Band IV Tf. 167c.

Πρακτικά 1900 S. 72f., ebd. 1912 S. 229ff.;
 'Ep. dpy. 1906 S. 211ff. Tf. 12; Fimmen *Kret. myk. Kultur*² 1924 S. 3. G. Karo

Volosovo. § 1. Ein wichtiger Fundplatz im Gouv. Wladimir, Kr. Murom. Auf den Dünen an der Velstma sind dort ansehnliche steinzeitliche Siedelungen, ein Grabfeld mit Hockergräbern aus derselben Zeit sowie ein Grabfeld aus der späteren BZ aufgedeckt worden. Die Funde werden im Hist. Museum zu Moskau aufbewahrt. Die Siedelungen haben große Mengen von Feuersteinmeißeln, Schaftloch-Äxten, Schiefer-Anhängseln, welche Bernstein-Anhängsel imitieren, plastischen Darstellungen aus Feuerstein und Kammkeramik (s. d.) geliefert. Im Hockergrabfelde sind 8 Gräber aufgedeckt worden. Man hat in ihnen kleine Feuersteinstücke und -messer gefunden sowie Tongefäße, welche nur am Rande verziert sind und an die Keramik der späteren dän. „Einzelgräber“ erinnern (s. Nordischer Kreis A § 5 c 1). Ein Schatzfund von V., bestehend aus etwa 60 Gegenständen, ist in dem Anzeiger der Finnisch-Ugrischen Forschungen 17 (1925) S. 9 abgebildet.

§ 2. Das bronzezeitliche Grabfeld hat V. Gorodcov im J. 1910 zum Teil untersucht. Er hat 9 Skelettfachgräber entdeckt. Die Toten waren in Rückenlage bestattet worden. Die Funde sind ärmlich. Bei zweien lagen Tüllennäxte vom degenerierten Mälar-Typus (vgl. z. B. Band III Tf. 134a) und zwei skand. Tutuli. In einem Grabe wurde eine Steinkeule gefunden, in einem anderen ein verrostetes Eisenmesser. Die Tonware ist Textileramik (s. d.). Die Bronzesachen sind schwed. Ursprungs. Die Tutuli stehen einzig da. Es ist möglich, daß sich hier in der späteren BZ eine schwed. Niederlassung befand.

A. Uvarov *Archeologija Rossii* I 295, II Tf. 16—24; V. Gorodcov *Archeologičeskija izsledovanija Drevnosti* 24 (1914) S. 6—14 SA;
 A. M. Tallgren *Sveriges förbindelser Finsk Tid-*

skrift 1916; Z. d. Finn. Alt.-Ges. 29, 1 S. 57 Ailio; Finn.-Ugr. Forsch. Anzeiger 17 S. 3, 25—27 Tallgren. A. M. Tallgren

Völs (Tirol). Anlässlich der Anlage der Eisenbahn wurden 51 Gräber geöffnet, die durchwegs Brandgräber waren, und deren Haupturnen gewöhnlich mit einem guten Steinsatz umgeben angetroffen wurden. Obenauf lag meistens eine größere Deckplatte. Die Bronzen fanden sich fast ausnahmslos in stark verschmolzenen Stücken: unter anderem eine Schwertklinge, zahlreiche Messer, auch Rasiermesser, Ringe, Kugel- und Vasenkopfnadeln, Gürtelschließen und eine Henkelschale; aus Eisen ein Stab und Bruchstücke eines kleinen Messers und an Gefäßen Säulchen-, Zylinderhals- und Kegelhalsurnen, konische und bauchige Schalen, Henkelschalen und Henkelkrüge, sowie Perlen aus Glas. Es handelt sich um ein Brandgräberfeld der Höttinger (s. d.) Kultur.

G. Kyrle *Urgeschichte Tirols* Österreichische Kunsttopographie (im Erscheinen). G. Kyrle

Volsker s. Italiker B § 2 (Sabeller).

Volterra (Italien). Auf beherrschender Höhe über dem Tal des Cecina-Flusses, in kupferreicher Gebirgsgegend. Auch Zinn — Campiglia — und Eisen von hier leicht erreichbar. Der sehr eindrucksvolle Mauerkreis mit seinen Toren ist jung-etruskisch. Die Entfernung vom im W leuchtenden Meere und der Wunsch, dem Seeverkehr und dem eisenreichen Elba (s. Toskanische Inseln I) näher zu sein, soll V. zur Festsetzung an der guten Landungsbucht von Populonia (s. d.) geführt haben, wahrscheinlich, nachdem Vetulonia aufsteigender Glanz den Volterrannern die Wege gewiesen hatte. Doch saßen über der Populonia-Bucht schon dieselben verbrennenden Italiker, welche auch in V. die Vorgänger der hier wohl noch später als in Vetulonia eingerückten Etrusker waren. Auch hier blieb das italische Element so sehr das numerisch vorherrschende, daß die anfänglich von den Etruskern festgehaltene Bestattung sehr bald vorwiegender Verbrennung wich und sich auch später nur in selteneren Fällen noch zeigte. Hier wie im Chiusiner Becken wird somit in junger Zeit die Beisetzung der Asche in verkleinerten Sarkophagen, hier aus dem heimischen Alabaster, seltener aus Ton, die Regel.

Während früher nur Gräber aus dieser späten Brandzeit, darunter mehrere große Familien-Rundgräber, aus V. bekannt waren und nur vereinzelt aufgefundene Grabspuren und tönernen Aschengefäße der „Villanova“-Form (Bull. Paletn. Ital. 1 [1875] S. 155—160; ebd. 2 [1876] S. 149—157 Tf. 5) Besiedlung in alter Zeit bezeugten, hat zuerst im J. 1885 ein glücklicher Fund des unberührten Brandgrabes einer Frau, umbaut mit gut bearbeiteten Steinplatten, mit Villanova-Urne, Deckelschale, umgebendem Dolio, einer linearverzierten bronzenen Feldflasche, Spinrocken aus Bronze, großer, bratspießartiger Nadel und einer größeren Anzahl sog. Mignatta-Fibeln, darunter solchen, deren drahtförmiger Bügel mit bernsteingeschmückten Knochenhülsen umschlossen war, Resten von Bullae, z. T. vielleicht belegt mit runden Goldblättchen, ziemlich weit draußen an dem Niederwege zur Küste, bei der Badia (Mon. Lincei 8 [1898] S. 101—112 Abb. 1—3 Ghirardini = Montelius *Civ. prim.* Tf. 170, 1—5), festen Anhalt zum Weiterforschen geben. Diesem ersten Fund folgte im J. 1892 ein andererschon innerhalb des etruskischen Mauerkreises und daher von vornherein als älter anzusehender an den Balze di S. Giusto, jenem nordwestlichen Steilabfall des Stadtberges, wo noch heute und seit dem Altertum sicher in großem Maßstabe die unterwaschenen Hänge des Kalkplateaus in die Tiefe stürzen und alles, was auf der Oberfläche ist, mit sich hinabreißen. So war es denn ein großes Glück, daß der damalige Pisaner Archäologe Ghirardini rechtzeitig die Wichtigkeit dieses und einiger folgender Funde für die Frühzeit V. erkannte, sorgsam beobachtete und herausgab, was ihm in den folgenden Jahren in weiterer Grabung beschieden war, aufzudecken. Es waren das eine ganze Reihe Brandgräber, die einer langen Zeitenreihe angehören, sich sogar überschneiden und überdecken, deren Art ihrer Eintiefung in den Boden und ihres Plattenschutzes eine ganze Entwicklung zeigt; ebenso ihre Ausstattung mit Beigaben, meist einfach und bescheiden; daß sich schon viel Eisen, nicht nur Waffen, sondern auch bei Fibeln und sonstigen Schmuckstücken befindet, erklärt sich aus der Nähe der Eisenheimat. Vorwiegend als

Aschengefaß die Villanova-Urne mit verschiedenartigem Schmuck. Und am gleichen Orte bestatteten die ersten Etrusker ihre Toten, teils mit, teils ohne Rücksicht auf ihre andersstämmigen Vorgänger und Mitbewohner, im allgemeinen jünger, bis hinabgehend ins 6. Jh. Ihre Beigaben sind vielfach dieselben wie die ihrer verbrennenden Stadtgenossen, doch war es unrichtig, daraus auf ethnische Gleichheit schließen zu wollen. Das Verhältnis der Gräberarten und ihrer Lage zueinander verbietet solche Annahme. Die außerordentliche Gewissenhaftigkeit und Sachkunde, mit der Ghirardini Bericht niedergelegt ist, erlaubt es, ihn mit seinen eigenen Worten zu schlagen.

Sehr merkwürdig ist, daß wir bis jetzt durch die Gräber nur bis ins 7. Jh. geführt werden und dann etwas wie eine große Pause eintritt, die erst etwa seit dem 4. Jh., der beginnenden Urnenzeit, einer Menge von z. T. sehr stattlichen Gräbern weicht, welche in Verbindung mit bemalten Lokalvasen, Spiegeln und vielen anderen Metallvasen u. a. die Signatur Etruriens gerade hier besonders greifbar gibt. Keine sf. oder besser rf. Vase haben wir aus V.; es ist, als ob diese Gegend ganz vom Seeverkehr abgeschlossen gewesen sei; auch die phönikisierende und ionisierende Schicht scheint zu fehlen. Nur drei archaische Grabstelen, früh-etruskisch, verraten die Wirkung griechischen Reliefstils und weisen in das ägäische Meergebiet, zwei davon im Museum von V.: 1. bärtiger Mann n. l. mit kurzem Schwert, dessen Griff in einen Tierkopf endet, und einer hoch gefaßten Lanze (CIE I 105; Micali *Mon. p. serv.* Tf. 51, 2; Montelius *Civ. prim.* Tf. 172, 2); 2. zwei sich gegenüberstehende Männer mit Schnabelschuhen; zwischen ihnen ein Baum; nur die untere Hälfte erhalten; auf der Einfassungsteile Inschrift; 3. aus Pomarance, V. gegenüber s. des Cecina-Flusses, im Florentiner Museum: Mann n. r. in dickem, bis auf die Unterschenkel herabfallenden Rock, mit lang über die Schultern herabfallendem Haar, einer Lederkappe (?) und Schnabelschuhen, in der R. aufrecht ein großes Hiabschwert der Form des 6. Jh., die Inschrift auf beiderseitiger Leiste (Milani *Italiaci ed Etruschi* 1909 Tf. 16, Abb. 72; *Museo arch. etrusco* 1912 Tf. 75;

eine große Veröffentlichung dieses wichtigen Denkmals war von Milani für Tf. 9 seiner *Monumenti scelti* geplant). Diese Stelen setzen kommerzielle und künstlerische Beziehungen auch dieser entlegenen und vielleicht gegenüber den Griechen eifersüchtig gehüteten Metall-Ecke Etruriens mit der griechischen Welt voraus, mutet auch das Äußere der Gestalten fremdartig, eher hettitisch als ionisch, an. Funde griechischer Münzen, besonders von Phokaea, Lampsakos, Kyzikos in der Gegend von Volterra (Milani *Museo topogr. d. Etruria* 1898 S. 44; ältere Berichte Gamurrinis, von mir N. Heidelb. Jahrb. 1892 S. 61 und 83 verwertet und zusammengestellt; Angleichung der in dieser Gegend zuerst geprägten etruskischen Münzen an den persischen Stater und auch an die massaliotische Währung), beweisen alte Beziehungen. Und wenn z. B. etwa 6 km n.w. von S. Gimignano in einem 5 um einen Mittelraum verteilte Kammern enthaltenden Hügelgrab auf der Höhe des Poggio a Issi sf. und streng rf. Scherben gefunden sind, allerdings nach Pellegrini höchste Seltenheit im Volterranner Gebiet (Notizie 1900 S. 9), wird man auf die Vermutung gedrängt, daß die Gräber der Volterranner zwischen 700 und 400, von denen jene Stelen doch sichere Zeugen sind, entweder noch nicht gefunden oder, was mir wahrscheinlicher, mit den Feldern in die Tiefen gestürzt sind und vielleicht dort bei Nachgrabungen wenigstens spurenweise wieder entdeckt werden könnten. Denn diese Gräber waren jünger, also weiter hinausgeschoben, als die der Siedlung näheren, die gerade noch glücklich auftauchten. Ganz vereinzelt ist bis jetzt die Nachricht über ein Fossa-Grab alt-etruskischer Art, jedoch wesentlich jünger als die ersten an den Balze di S. Giusto von Ghirardini beobachteten Fossa-Gräber; es war umstellt mit Platten aus gewöhnlichem Stein; ein Bronzehelm, Eisenschwert, Eisenlanze, Bronzeverzierung, Hähchen usw., von denen der Berichterstatter Cinci meinte, sie könnten zu einem Panzer gehört haben, Gürtel mit dicker Schließe sind als Beigaben genannt, leider kein Wort über gerade diesem Krieger etwa mitgegebene Tonware, damals freilich auch schwerlich in ihrer Be-

deutung erkannt und geschätzt; aber in nächster Nähe ein Pferdekadaver mit zugehörigem Eisengeschirr, Ringen und „Fibbie“ (Bull. Ist. 1830 S. 235). Würde der FO dieses Grabes genau feststehen, und würden mehr solcher Gräber an den Tag kommen, so wäre Hoffnung, die Lücke ausgefüllt zu sehen, die peinlich ist auch deswegen, weil im nicht fernen Vetulonia (s. d.) die Dinge ähnlich liegen, dagegen das mit beiden Städten eng verbundene Populonia (s. d.) so reichliche Zeugnisse aufweist von seiner Bedeutung und Verknüpfung mit der Welt des Ostens in diesen Jahrhunderten.

Die Fundstücke im trefflich geordneten Museo Guarnacci. Stadtpläne: Micali *Mon. p. serv.* 1832 Tf. 1; Dennis *Cit. and cem.* II (1883) zu S. 144. Plan des Gebiets der Balze di S. Giusto: Mon. Lincei 8 S. 25—26 Abb. 5; Ansicht der Balze ebenda S. 23—24 Abb. 4; Schilderungen der Stadt: Dennis a. a. O. S. 136—159; Nissen *Ital. Landeskunde* II 301—303. — Die frühzeitliche Grabung: Mon. Lincei 8 (1898) S. 101—216, 43 Abb. Ghirardini; Montelius *Civ. prim.* Tf. 170—171; ders. *Vorkl. Chronol.* S. 49; Mac Iver *Villanov. and Etruscans* 1924 S. 63—65; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I (1924) S. 288—294; ebendort S. 26 die Nachrichten über die Höhle im Monte Bradoni, noch am Stadtberg, mit Resten kuprolithischer Urbewohner (Steinfeilsitzen, dreieckige Kupferdolche, verkleinerte Schwernachbildung aus Kupfer, konische Knöpfe aus Zinn; s. hier Band VI Tf. 23c—g).

v. Duhn

Volute s. Spiralmuster.

Volutennadel s. Nadel A 1 § 18.

Voraunjetitzer Kultur s. Aunjetitzer Kultur A, Böhmen-Mähren C II, Marschwitzer Typus.

Vorbildzauber s. Eid, Fluch, Segen, Zauber.

Vorderasiatische Rasse s. Homo tauricus.

Vorderasien. A. Geographie (Tf. 47—51^A). S. a. Mesopotamien, Palästina-Syrien, Phönikien.

§ 1. Einteilung. — § 2. Aufbau. — § 3. Metallvorkommen. — § 4. Klima. — § 5. Vegetation. — § 6. Siedlungsformen. — § 7. Wirtschaftsformen. — § 8. Verkehrswege. — § 9. Auswirkung der geogr. Gegebenheiten auf die Geschichte Vorderasiens.

§ 1. V. zerfällt in eine Reihe von meist klar umgrenzten natürlichen Landschaften. An solchen sind zu nennen Kleinasien (s. d.), Armenien (s. d.); wozu auch das von der modernen Geographie fälschlich meist zu Mesopotamien gezählte Gebiet des obersten Tigris [s. d.]

gehört), das iranische Hochland mit seinen Randgebirgen, Mesopotamien (s. d.; das Flußgebiet des Euphrat [s. d.] und Tigris nach deren Eintritt in die Ebene), Syrien mit Palästina (das für dauernde Besiedlung in Betracht kommende Gebiet an der Ostküste des Mittelmeeres) und Arabien. Nicht in diese großräumigen Landschaften einreihbar, ist als selbständiges, kleinräumiges Sondergebiet Kilikien zwischen Taurus und Amanus zu nennen. Außer Betracht bleibt im allgemeinen Kaukasien (s. Kaukasus), das so gut wie niemals an der vorderasiatischen Kulturgemeinschaft teilgenommen hat.

E. Banse *Die Türkei* III Leipzig 1919, vgl. dortselbst das Literaturverzeichnis S. 411–426; A. Philippson *Das Mittelmeergebiet* III (1914); C. Ritter *Erdkunde* IX–XIX (1840–59).

§ 2. Aufbau. V. zerfällt seiner Entstehung und seinem Aufbau nach in zwei durchaus verschiedene Teile, in das syrisch-arabische Tafelland und in den Anteil am eurasischen Falten-system. Das syrisch-arabische Tafelland ist ein Teil der großen afrikanischen Tafel. Faltungen sind hier seit dem Paläozoikum unterblieben, und wenn es in der Folgezeit zu zeitweiligen Transgressionen des Meeres kam, so legten sich dessen Ablagerungen horizontal über meist horizontale, ältere Schichten. In der Tertiärzeit erfolgte in einer Reihe von Entwicklungsphasen die Bildung des syrischen (Orontes, Jordan, Golf von Akaba; s. Syrischer Graben), erythräischen (Rotes Meer) und Somali-Grabens (Golf von Aden). Auch die Senke des Persischen (s. d.) Meerbusens entstand damals. Gegenwärtig herrscht die Ebene im Landescharakter durchaus vor. Gebirgsbildungen finden sich im wesentlichen nur entlang der Grabensenken.

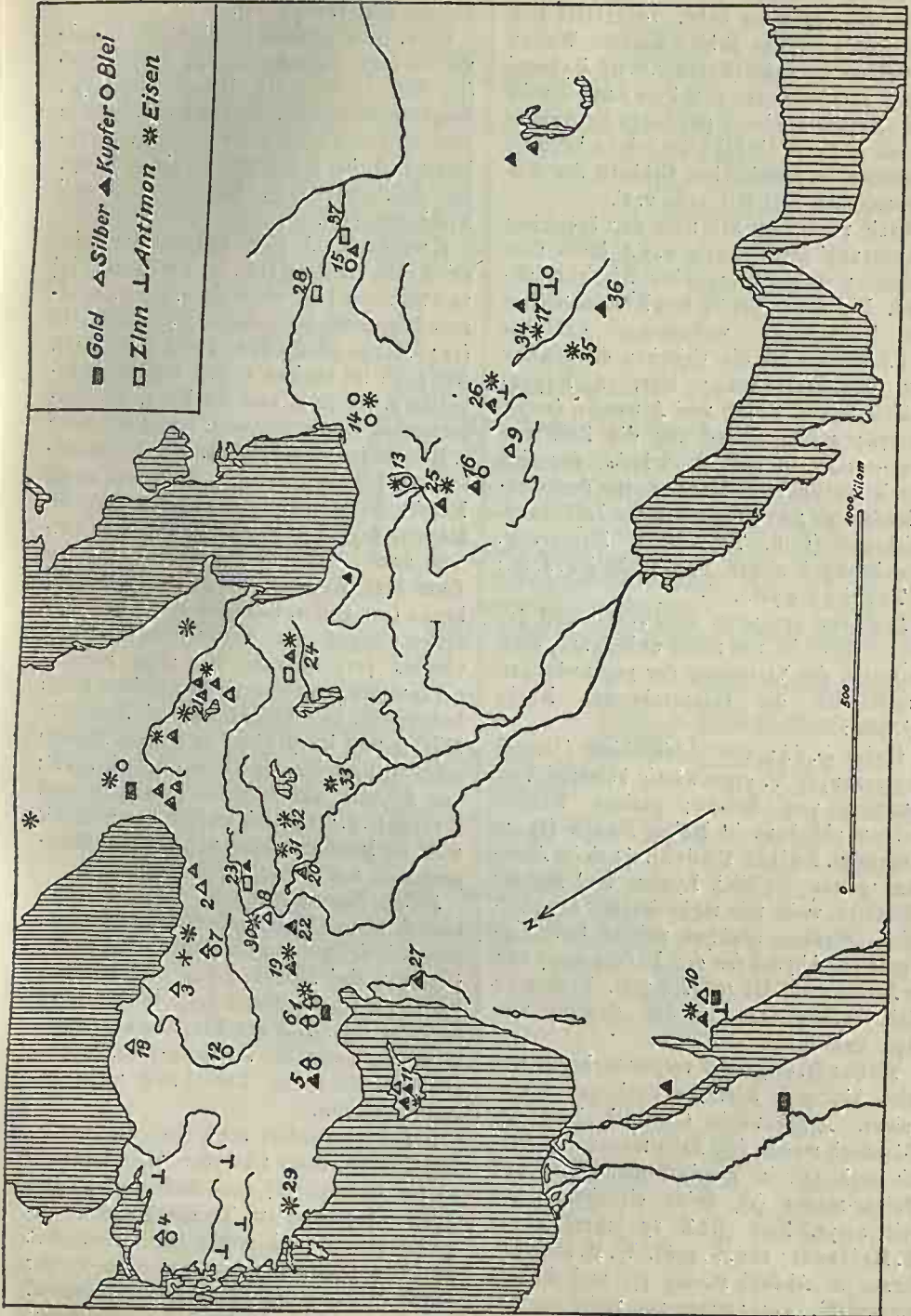
Zum eurasischen Falten-system gehören Kleinasien, Kilikien, Armenien, der Kaukasus und das Hochland von Iran. Seine Entstehung ist in die Tertiärzeit zu versetzen und zerfällt in eine Reihe von höchst komplizierten Einzelvorgängen, die erst mit Beginn der Quartärzeit ihren Abschluß fanden. Im Landschaftscharakter überwiegt durchaus das Gebirgsmoment, und auch auf den in den Gebirgsmaschen eingetieften Hochebenen von Kleinasien und Iran wirkt sich die bedeutende ab-

solute Höhe im Winter durch Kälte und Schnee in alpinem Sinne aus.

Zwischen der syrisch-arabischen Tafel und dem Falten-system liegt die mesopotamische Ebene (s. Band IV Tf. 87, 88), die im mittleren und nw. Teile ihrer Entstehung nach zu den Tafellandschaften gehört, während der sö. Teil ursprünglich ein Zipfel des Persischen Meerbusens war und seinen Festlandcharakter der Anschüttung des Euphrat, Tigris und einiger anderer Flüsse verdankt. Den großen landschaftlichen Gegensatz zwischen der ebenen und der gebirgigen Hälfte V. bringt Tf. 48 zur Anschauung (s. a. Band VIII Tf. 49).

Handbuch der regionalen Geologie V Abt. 2 Kleinasien 1918 A. Philippson; Abt. 3 Armenien 1912 F. Oswald; Abt. 4 Syrien, Arabien und Mesopotamien 1914 M. Blanckenhorn; Abt. 5 Kaukasus 1923 A. F. v. Stahl; Persien 1911 ders.

§ 3. Metallvorkommen (Tf. 47). Der Reichtum an Erzen ist entsprechend dem häufigen Vorkommen älterer Gesteinsformationen im Bereich des eurasischen Falten-systemes sehr bedeutend. Ihm verdanken das ö. Kleinasien und Armenien den raschen Aufschwung, den die Metallurgie in diesen Ländern genommen hat. Wohl hat es auch hier eine wohlausgebildete neol. Stufe gegeben (s. Tuschpa § 6), doch dürfte Kupfer (s. d.) schon sehr früh in Verwendung gekommen und nach Mesopotamien ausgeführt worden sein, wo es bereits im Beginn des 3. Jht. in Gebrauch steht. Bronze wurde anfangs durch Legierung mit Blei (s. d.) und Antimon (s. d.), später durch Beimengung von Zinn (s. d.) erzeugt. Die 2. Hälfte des 2. Jht. können wir in Ostkleinasien vielleicht sogar größtenteils schon zur ersten EZ rechnen (erste Erwähnung in Babylonien schon zur Hammurapi-Zeit, etwa 2123–2081 v. C.), wie ja überhaupt von hier die Eisenverwertung ihren Ausgang genommen hat. Eisen (s. d.) wurde damals hauptsächlich im pontischen Gebiet (Kizzuwatna; s. Kiswadna) gewonnen und zu Waffen verarbeitet, auch bis nach Ägypten (*Keilschrifttexte aus Boghazköi* I Nr. 14 Vs. 20ff.) ausgeführt, doch scheint es fast so, als ob der bis etwa 1200 v. C. in Kleinasien allmächtige Hettiterkönig aus militärischen Gründen eine Ausfuhr dieses für die Rüstungsindustrie so



Vorderasien A. Geographic

Metallvorkommen in Vorderasien. (Nicht genau lokalisierbare Bergwerke früherer Zeiten sind nicht in die Karte aufgenommen.)

unendlich wichtigen Metalles in größerem Stile nicht geduldet habe. So erklärt sich vielleicht auch das Fehlen eiserner Waffen im Gebiete der Ägäis (Kreta [s. d. B], Mykenai [s. d.]) und dessen seit dem Zusammenbruche des Hettiterreiches (*Breasted Ancient records of Egypt* IV 64) plötzlich so häufiges Auftreten in griechischen Gräbern der submykenischen Zeit seit 1200 v. C.

Auch nach den Stürmen der ägäischen Wanderung (1200—1000 v. C.) blieb Ostkleinasien in metallurgischer Hinsicht führend. Die an den pontischen Küstenstrichen um Themiskyra wohnenden Chalyber (s. d.) blieben für die Griechen die Meister der Eisenbearbeitung; hier, in Kappadokien (assyrl. *Tabal*) und Armenien (assyrl. *Urartu*; s. d.) erstand für die Zeit von 1000—600 v. C. ein Kulturkreis, der sich durch vollendetes Können in den verschiedensten metallurgischen Werkarten auszeichnete (Guß, Treiarbeit, Ziselierung, Gravierung, Einlegen, Tula-Technik u. a. m.; s. Tuschpa § 7 ff.).

Die Lage der alten Bergwerks- und Industrie-Orte ist uns meist unbekannt, doch gestattet die Verteilung der gegenwärtigen Fundstellen die entsprechenden Rückschlüsse:

Gold (s. d.); von Südarabien (Jemen) abgesehen, in V. gegenwärtig keinerlei Vorkommen von Belang; geringe Mengen werden abgebaut in Bulgar-maden (1) im Taurus (s. Bulgar Maden). Auch im Altertum galten lediglich Lydien und Kolchis (letzteres wohl mit mehr Recht) als goldreich. Strabon erwähnt weitere Goldbergwerke bei Abydos (an den Dardanellen) und in Armenien (XIII 591, XI 529). Verlassene Gold(?)-Bergwerke in der Gegend von Ispir und Bitlis.

Silber (s. d.), meist vergesellschaftet mit Blei, häufig in allen Randgebirgen Kleinasiens. Abgebaut in Gümüş-chane (2), Gümüş-maden (3), Balia-maden (4), Boskir-dagh (5), in Bereketli-maden (6) und Bulgar-maden (1), beide vielleicht schon seit assyr. Zeit (OLZ 15 [1912] S. 148 B. Meissner; ebd. S. 246f. W. M. Müller), ferner in Akdagh-maden (7) und Keban-maden (8). Vorkommen von meist geringer Bedeutung in Transkaukasien, Persien (w. Nain in Kuhistan [9]), in Midian (im Ge-

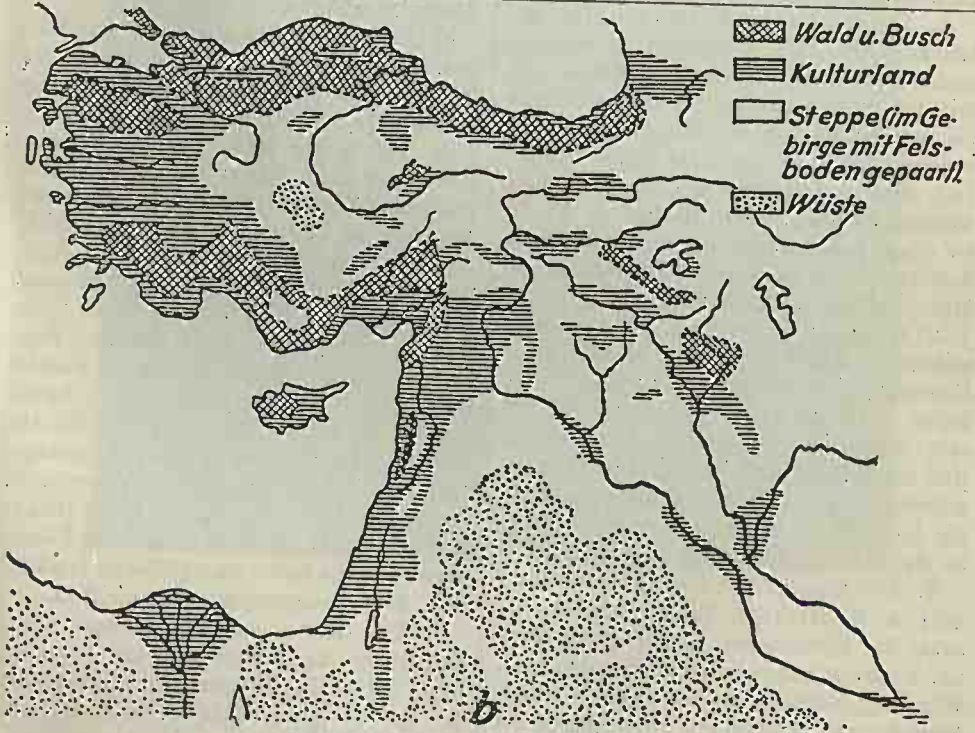
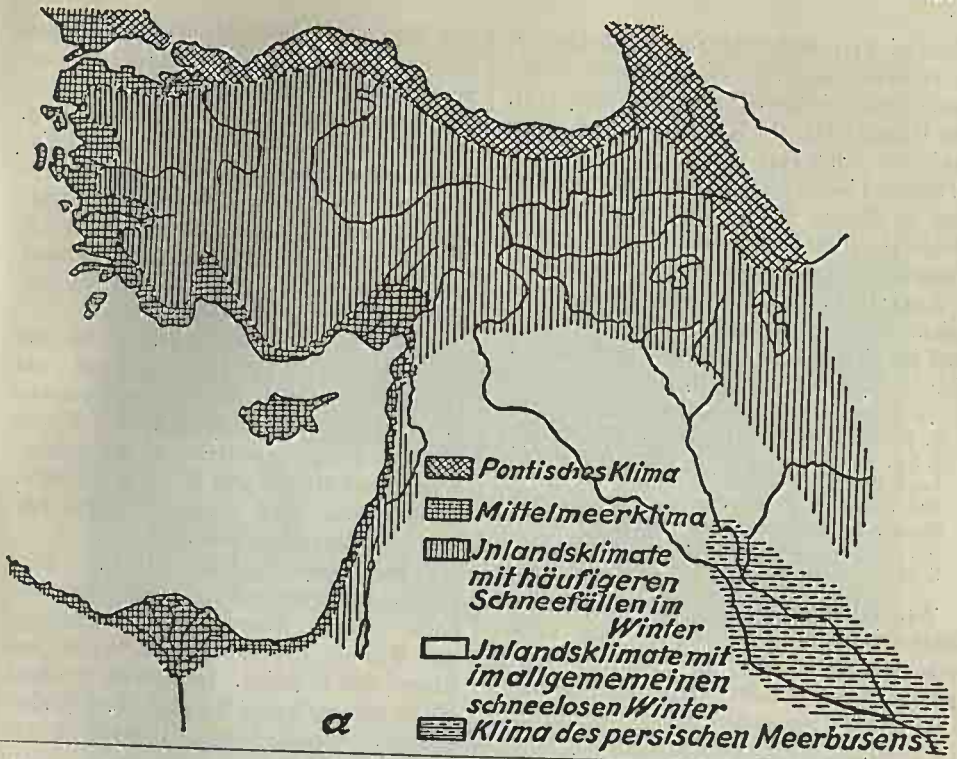
biet des Dschebel Tihamma [10]) und auf Kypros (11; s. Kypros).

Blei, in Kleinasien abgebaut in Denek-maden (12), Balia-maden (4), Boskir-dagh (5), Bulgar-maden (1), Akdagh-maden (7), Bereketli-maden (6). In Persien findet sich Blei in der nächsten Umgebung von Teheran (13), bei Schahrud und Damgan (14), bei Nischapur (15), Kaschan (16) und Kuhbanan (17).

Kupfer (s. d.), nicht so häufig in Kleinasien (hier in Küre [18], im Boskir-dagh [5] und bei Setun [19]) wie in der s. und n. Randzone Armeniens, besonders zu Arghana-maden (20; s. Argana Maden) und Kedabeg (21), wie auch im übrigen Gebiet von Transkaukasien s. des Rion und der Kura. Ein aufgelassenes Kupferbergwerk findet sich auch s. Malatia (22; s. Melidia). Kupfer gemeinsam mit Zinn zu Tillek (23). In Persien wurde Kupfer festgestellt im Karadagh (24), bei Mändjil (25), bei Nischapur (15) und entlang dem SW-Rande der Zentralwüste bei Qum (25), Kaschan (16), Nain (26), Kuhbanan (17) und n. Saidabad (36). In Nordsyrien bieten die Namen Nuhašše und Chalkis (27) Gewähr für altes Kupfervorkommen; gegenwärtig nur geringe Reste festgestellt. In Arabien findet sich Kupfer in Midian und im Jemen; in großen Mengen schließlich auf Sinai (s. Sinai-Halbinsel B; von Ägypten aus betrieben) und der Insel Kypros (s. d.; 11), doch wurden von letzterer wohl die Mittelmeerküsten, nicht aber Mesopotamien mit Rohmaterial versorgt.

Zinn, hauptsächlich in Persien, schon nach Strabon XV 724 im Gebiet der Drangen, gegenwärtig an verschiedenen Stellen in Chorasán (bei Kotschan [28] und Mesched [37]) und im Karadagh (24); in Armenien zu Tillek (23). Das von Fischer angezeigte Zinnvorkommen bei Kastamuni in Paphlagonien konnte von Leonhard nicht bestätigt werden.

Eisen; besonders reich sind die im Gebiet der einstigen Chalyber liegenden pontischen Gebirge (36), doch findet sich auch in Lykien (29) und im Taurus Eisenerz; ergiebig erweist sich ferner das Grenzgebiet zwischen Kleinasien und Armenien, so der Saritschitschek-dagh (30) und die Gegend von Setun (19), schließlich Armenien selbst mit Siban-maden bei Palu (31), Talori (32),



Vorderasien A. Geographie
 a. Klimakarte. — b. Karte der Vegetationsformen.

Hekkari (33) und zahlreichen Eisenlagern in Transkaukasien. In Persien wurde Eisen-vorkommen festgestellt bei Teheran (13), bei Damgan (14), n. Kaschan (16), ö. Nain (26), bei Bafk (34) und in den Gebirgen n. Schehr i babek (35). Auch auf Kypros (11) und in Midian (10) scheint man mit der Möglichkeit einstiger, wenn auch geringfügiger Eisenproduktion rechnen zu müssen.

Antimon findet sich häufig im w. Kleinasien, dann in Persien ö. von Nain (26) und im Gebiet von Kuhbenan (17), schließlich in Midian (10). S. a. Bergbau E.

R. Leonhard *Paphlagonia* Berlin 1915 S. 317ff.; E. Banse *Die Türkei* passim; MAGW 1888 S. 8ff. W. Tomaschek; E. Oberhammer *Die Insel Cypern I* (1903) S. 175ff.; B. Meissner *Babylonien und Assyrien I* (1920) S. 265f.; *Handbuch der regionalen Geologie V* Abt. 2 S. 156ff., Abt. 3 S. 32ff., Abt. 4 S. 134ff., Abt. 5 S. 62ff., Abt. 6 S. 34ff.

§ 4. Klima (Tf. 48a). Es lassen sich im allgemeinen zwei Klimaprovinzen unterscheiden, deren eine, die pontische, durch perennierende Niederschläge ausgezeichnet ist, während die andere Sommertrockenzeit aufweist.

A. Die pontische Klimaprovinz erstreckt sich über Kaukasien, Transkaukasien und den n. Küstensaum Kleinasien mit den die Küsten begleitenden Gebirgen bis zum Marmara-Meer. Übergang zu dem kleinasiatischen Inlandsklima ziemlich plötzlich, zum mediterranen am Marmara-Meer weniger merklich. Vorherrschen n. Winde zu allen Jahreszeiten neben sporadischem Auftreten von föhnartigen Südwinden im Winterhalbjahre. Niederschläge das ganze Jahr reichlich; sie nehmen an der kleinasiatischen Küste von O nach W ab. Deren Maximum im November-Dezember, daneben auch im Frühling bis Mai wieder sehr ausgiebige Regenfälle. Die Winter sind feucht, rau und besonders im Gebirge schneereich (vielfach Verkehrsbehinderung); die Sommer feucht, nicht übermäßig heiß, an der Küste schwül und ungesund.

B. Die Klimate mit Sommertrockenzeit. a) Mediterran-Klima, am Küstensaum des Mittelmeeres vom Marmara-Meer an. Es dringt nur in Gebirgslücken (Orontes-Mündung, Kilikien und im gegen W durch Mäander und Kaikos gut aufgeschlossenen Westkleinasien) etwas tiefer ins Inland ein.

Die Winter sind sehr mild, reichliche Niederschläge von November bis März; die Sommer trocken und heiß.

b) Das kleinasiatische Inlandsklima. Winter und Sommer als Temperatur-Extreme schon scharf ausgeprägt. Reichlichere Niederschläge nur im Winter und Frühling. Schnee liegt im Winter häufig, auch in der Zentral-Ebene oft längere Zeit. Im Sommer sind Niederschläge selten und treten nur in Form von Gewitterregen auf.

c) Das Klima Armeniens. Winter und besonders auch Frühling sehr kalt und schneereich (Verkehrsbehinderung besonders in nordsüdlicher Richtung). Im Winter vielfach Temperatur-Umkehr mit sonnenbestrahlten Höhen und bitter kalten, nebeligen Tälern. Im Sommer teilweise Juli-August schon ohne Niederschläge.

d) Das iranische Inlandsklima. Temperatur-Extreme wie in Kleinasien, aber noch schärfer ausgebildet. Niederschläge im Winter (Schnee in Gebirgen und Ebene) und Frühling. Im Sommer trockene Hitze mit mehreren Monaten ohne Niederschläge. Verschiedentlich Dauerwinde von großer Stärke.

e) Das syrisch-mesopotamische Klima. Im allgemeinen milde, regenreiche Winter ohne Schnee. In Abständen von etlichen Jahren aber auch starke Schneefälle und tiefere Temperaturen. (Winterschnee zu allen Jahren nur in den höher gelegenen Teilen Syriens und Palästinas.) Der Frühling ist ebenfalls niederschlagreich, im April und Mai nur mehr Gewitter, verbunden mit schweren Stürmen und Hagelschlägen. Im Sommer sind Juli-August, vielfach aber auch Juni und September regenlos; große Hitze bei trockener Luft. Des Nachts verhindern dann heiße, staubreiche Steppenwinde aus SW die Abkühlung. Im Oktober einzelne Regentage, ab November die eigentlichen Winterregen.

Aus Arabien liegen noch keine Dauerbeobachtungen vor, doch scheint das Klima, abgesehen von seiner noch größeren Trockenheit, dem Mesopotamiens zu gleichen.

f) Das Klima am Persischen Golf. Gegenüber Mesopotamien mildere Winter, ohne Kälte. Im Sommer sehr feuchte Luft bei großer Hitze, daher schwül und ungesund.



a



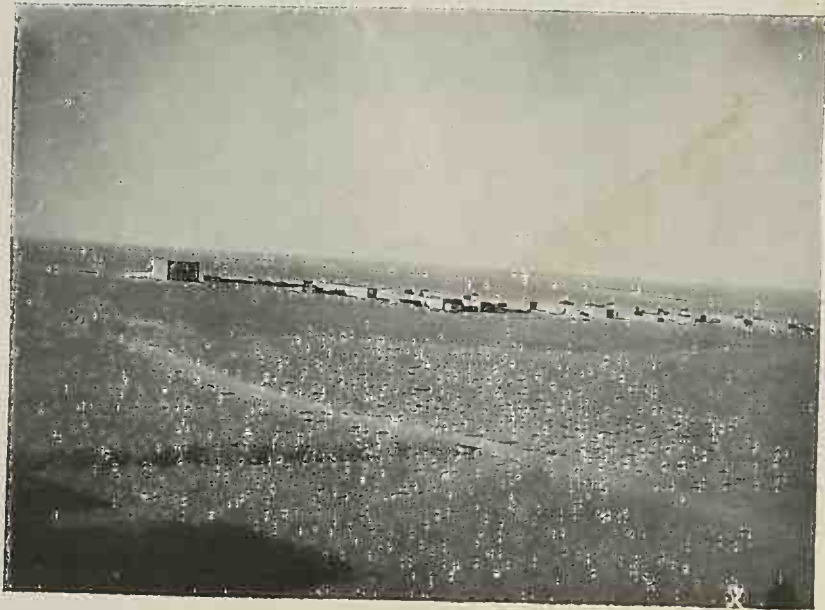
b

Vorderasien A. Geographic

a. Oberes Moi Seichan-Tal. Landschaftstypus: Täler dicht mit Strauchwerk und Bäumen (Pappeln) bewachsen, z. T. angebaut. Höhen (Kalk aus Kreidezeit) stark bebuscht, kein Graswuchs. — b. Blick von Mardin am Rande der Gebirgszone auf die mesopotamische Ebene. — Nach Originalphotographien von K. Motzek und F. Schachermeyr.



a



b

Vorderasien A. Geographie

a. Nisibin. Hauptstraße. — b. Dorf in Anatolien.

Nach Originalphotographien von F. Schachermeyr und K. Motzek.

In altorientalischer Zeit hatten die vorderasiatischen Inlands-Klimate infolge des in assyr. und griech. Quellen belegten weit größeren Waldreichtums der Gebirge zweifellos eine ausgeglichene Verteilung der Niederschläge, so daß wir damit rechnen können, daß sich damals die Härten der Sommertrockenheit in geringerem Maße ausgewirkt haben dürften als gegenwärtig. Im übrigen scheint sich aber der Charakter dieser Klimate nicht geändert zu haben, was sowohl aus Einzeluntersuchungen (z. B. SB. Wiener Ak. 108 S. 561 ff. Tomaschek) wie auch aus der Tatsache, daß in altorientalischer Zeit Bewässerungsanlagen (s. Ackerbau D § 4, Bewässerung D) in weitestem Maße nötig waren, hervorgeht.

J. Hann *Handbuch der Klimatologie* III 2. Teil Stuttgart 1911 S. 167 ff.; Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde Berlin 1904 S. 262 A. Philippson; P. v. Tschihatcheff *Asie mineure. II. Climatologie* Paris 1856; R. Fitzner *Meteorologische Beobachtungen in Kleinasien* Berlin 1904; Th. Fischer *Studien über das Klima der Mittelmeerländer* Gotha 1879; W. Gotthardt *Studien über das Klima von Persien* Diss. Marburg 1889.

§ 5. Vegetation (Tf. 48b). Für deren Entwicklung kommen als wichtigste Faktoren das Moment der Sommerdürre und das der Winterkälte in Betracht. Über die Einwirkung der geol. Oberflächenbeschaffenheit auf den Vegetationscharakter liegen hinreichende Beobachtungen noch nicht vor. Die Exposition geneigter Flächen spielt insofern eine Rolle, als im allgemeinen mehr beschattete Hänge eine reichere Pflanzendecke aufweisen als die übermäßig besonnten Südhänge. Wir unterscheiden:

a) Mediterrane Flora. Vorwiegend immergrüne Holzgewächse: Ölbaum (s. d.), Feigenbaum (s. Feige), Agrumen (Apfelsinen-, Zitronenbaum u. a.), Edelkastanie, Oleander, Lorbeer, Myrte (s. d.) u. ä.; nur im Küstengebiet die Pinie (s. d.); Macchien; kein Graswuchs.

b) Pontische Flora. An den Küsten immergrüne Gewächse, die Gebirge außerordentlich reich an Laub- und Nadelwald; Alm-Matten.

c) Höhenflora der vorderasiatischen Inlands-Klimate. Gegenwärtig nur sehr spärliche Baumbestände, wohl aber Buschwerk.

d) Talflora der vorderasiatischen Inlands-klimate. An den Flüssen reiche Baumbestände bei überhaupt sehr dichter Vegetation.

e) Flora der Ebenen. Im Frühling reichste Blumenvegetation, anfangs Sommer nur krautartige Pflanzen, die bald abdörren. Im Herbst und Winter liegt das nackte Erdreich zutage. Abgesehen von der unmittelbaren Nähe von Wasserläufen fehlt Baum- und Strauchwuchs vollkommen.

f) Die Flora im Iraq und am Persischen Meerbusen ist durch das reichliche Vorkommen der Dattelpalme charakterisiert. Ihre Nordgrenze fällt hier mit der Südgrenze der Winterfröste zusammen.

An Nutzpflanzen (s. a. Ackerbau C, D; Garten C, D) dominiert in der Talflora der Gebirge der Obstbaum (Apfel, Aprikose, Granatapfel, Birne, Kirsche), wie ja Obstkulturen gleicher Art im wohlbewässerten Kulturlande von V. überall vorhanden sind. Weinrebe und Ölbaum gedeihen in ganz V. mit Ausnahme der höher gelegenen oder zu trockenen Gebiete. Allgemein ist ferner der Anbau von Hülsenfrüchten und Gemüsen, die Gewinnung von Mohn, Baumwolle und Sesam (daraus das Öl, *Samnu*, der altorientalischen Kulturen; vgl. B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I 198). Orange und Zitrone nur im Mittelmeerklima und im Klima des Persischen Golfes. Schon in Haleb (s. Haleb) reift die Orange nicht mehr aus. An Getreidearten sind Weizen (s. d.), Roggen (s. d.), Gerste (s. d.) und Hirse (s. d.) zu nennen. Baumwuchs beschränkt sich im Gebiet der Inlandsklimate im allg. auf die unmittelbare Nähe des fließenden Wassers (Pappel, Weide, Zypresse, Platane, Akazie), doch suchen Zwergweiche und Pistazie auch sterilen Boden an den Abhängen von Gebirgen (Abd el Aziz, Sindschar) auf.

§ 6. Siedlungsformen. A. Kleinasien. Größere Städte bevorzugen gegenwärtig die Lage an größeren Flüssen in Talweiterungen (Siwas). Ist das Tal eng, so entwickeln sich Klettersiedlungen (Amasia; vgl. Tf. 51^A b). Diese sind auch die vorherrschende Siedlungsform des kleinasiatischen Dorfes. Baumaterial im Bereich des pontischen Klimas und in waldreicheren Gebirgslandschaften Holz. Dort ist auch überall das Giebedach üblich (so schon im Altertum in Armenien und Kurdistan; s. Tuschpa § 7). In Gebirgs- gegenden Steinbau, in den Ebenen Luftziegel-Anlagen (s. Ziegel C, D) mit vorherrschend flachen Dächern (schon in Hatti [s. d.] zur Hettiterzeit für Hausbauten ausschließlich

Luftziegelbauten und scheinbar Flachdächer). — Höhlensiedlungen, gegenwärtig oft kombiniert mit Vorbauten über Tag (s. Troglodyten § 3; früher waren Höhlensiedlungen noch viel häufiger).

B. Armenien und Iran. Wie Kleinasien, nur Zurücktreten des Holzbaues und Giebeldaches. Steinbauten scheinen jetzt etwas häufiger zu sein als im Altertum, wo Luftziegelbauten in weitestem Maße vorherrschten (alle Hausbauten von Toprakaleh mit Ausnahme des Tempels; s. Tuschpa § 6; alle persischen Paläste; s. Perser § 6f.).

C. Mesopotamien und Syrien. Größere Siedlungen nur an wasserreichen Flußläufen, häufig bei deren Austritt aus Gebirgen, wo denn auch die Niederschläge noch reichlicher sind als in der offenen Steppe. Flachsiedlungen (mit Ausnahme der Gebirgsgegenden Syriens), Luftziegel- oder Steinbauten mit flachen Dächern. Im vorgesch. Altertum herrschte auch hier der Luftziegelbau in weiterem Maße als gegenwärtig vor; während z. B. Mosul derzeit meist Steinhäuser aufweist, waren in Ninive (s. d.) solche aus Luftziegeln gewöhnlich.

§ 7. Wirtschaftsformen. Im Bereich des eurasischen Systemes: Nomadische Kleinviehzeit an den Rändern der kleinasiatischen und iranischen Zentralwüsten. — Viehzucht mit sommerlichem Alm-Auftrieb, eine Art Halbnomadentum mit wenigstens im Winter festen Talwohnungen. — Großflächiger Getreidebau, wo die unmittelbaren Niederschläge zum Ausreifen des Roggens genügen. — Kleinflächiger Qualitätsacker- und Gartenbau, fast ausnahmslos mit künstlicher Bewässerung; das Wasser wird den Flußläufen und Bächen in zahllosen kleinen Kanälen abgezapft, in deren Bereich dann besonders obstreiche Gartenanlagen entstehen (Malatia, Amasia). — Industrie- und Bergwerksorte in erster Linie in erzeichen Gegenden (Arghana-Maden, Kedabeg; s. § 3).

Im Bereich der Tafellandschaften: Nomadische Viehzucht in allen Steppen-gebieten, soweit nicht der Ackerbau vorgezogen. Für Viehzucht sind auch die Marschen Südbabyloniens gut geeignet. — Großflächiger Ackerbau (Roggen) in Syrien und an den n. Grenzsäumen Mesopotamiens (nach Ausweis der Siedlungsreste, Tells, einst-

mals in viel höherem Maße verbreitet als gegenwärtig). — Qualitäts- und Gartenbau in den Gebieten mit künstlicher Bewässerung.

§ 8. Die Verkehrswege meiden nach Möglichkeit Gebirge mit Winterschnee und Trockengebiete. Am günstigsten ist für den Verkehr das Gebiet des vorderasiatischen Kulturgürtels am Südfuß des eurasischen Systemes vom Persischen Golf zum Mittelmeer. Verkehr zu Wasser ist in größerem Stile nur am Euphrat und Tigris, und zwar stromabwärts, möglich.

§ 9. Die Auswirkung der geographischen Gegebenheiten auf die Geschichte Vorderasiens. Von diesem Gesichtspunkte aus können wir V. folgendermaßen einteilen:

A. Das eurasische Geleise. So bezeichnet G. Ipsen jenen Teil des eurasischen Gebirgssystemes, der, von den Ostalpen bis zum Pamir reichend, parallele Randketten und Innenlandschaften aufweist. Der größte Teil des eurasischen Geleises, Kleinasien, Armenien, das Hochland von Iran, liegt in V., und ausschließlich von diesem Teile soll im folgenden gesprochen werden. Die in Frage kommenden Gebiete sind klimatisch nicht besonders begünstigt (rauhe Winter) und nicht geeignet, primäre Hochkulturen (gleich der ägypt. oder sumerischen) hervorzubringen. Wo nicht zentrale Beckenlandschaften vorliegen, weist die Landesnatur die Bewohner zur Dezentralisation, Stammesgliederung und Kleinstaatenbildung (vgl. die vielen Nairi-Staaten der assyr. Zeit). Abgeschlossene Talgaue bieten Volksrelikten Schutz und Raum (so lange Zeit noch den Chaldern, als die idg. Armenier bereits vom größten Teile Armeniens Besitz ergriffen hatten; Xenophon Kyropaedie III 2, 7). Das Klima ist auch für idg. Völker bis zu einem gewissen Grade (s. u.) geeignet. Das eurasische Geleise begünstigt naturgemäß O-W-Bewegungen. Typische Beispiele bieten die Chalder (s. Chaldi) in ihren Ausdehnungsbestrebungen gegen Medien und Obersyrien (s. Tuschpa § 3), ferner die Meder (s. d.) in ihrem Vordringen nach W gegen Lydien. N-S-Bewegungen gegenüber ist das eurasische Geleise eine schwer zu überwindende Barriere. Den s. angrenzenden Ländern ist es Schutz und Gefahr zugleich (s. u.).

B. Der vorderasiatische Kultur-
gürtel. So pflege ich zu bezeichnen
das anbaufähige (s. o. § 7) Steppengebiet
entlang der syrischen Küste und entlang
dem Südrande der Faltengebirge von Ägypten
bis zum Persischen Golf. Da sich bei
künstlicher Bewässerung die landwirtschaftlichen
Erträge noch außerordentlich
steigern, sah sich die Bevölkerung früh ver-
anlaßt, sich zwecks Herstellung der dazu
notigen Anlagen zu organisieren. Dem im
Laufe der Zeit sich einstellenden Bevöl-
kerungsüberschuß kann durch die immer
wieder mögliche Steigerung der Produktion
Rechnung getragen werden, so daß keine
Nötigung zur Auswanderung vorliegt. Der
Kulturürtel begünstigt die Bildung großer
Reiche, die seinen gesamten Bereich um-
fassen (vgl. die ältesten „Weltreiche“, das alt-
babylonische, das assyrische und neubabylo-
nische; auch das Reich von Hanigalbat-
Mitanni [s. Hanigalbat, Mitanni] hatte
wohl einst ähnliche Tendenzen). Für die An-
siedlung von aus dem N kommenden Völkern
ist das Klima des Gebietes nicht geeignet.

C. Die arabische Wüstenweite um-
faßt das unbebaute, meist unbebaubare
Gebiet s. des vorderasiatischen Kultur-
gürtels. Sie zwingt ihre Bewohner zu
Lebensweise und Wirtschaftsform von Wan-
derhürten. Da Weide und Wasserstellen
nur in beschränktem Maße vorhanden, ist
eine unbeschränkte Steigerung des Vieh-
standes und damit der Nahrungsproduktion
unmöglich. Der im Laufe der Zeit sich
ergebende Bevölkerungsüberschuß wird die
Tendenz haben, nach NW, N und NO in
den Kulturürtel abzuströmen und bildet
für diesen eine ständige Gefahr, zumal kli-
matische Erschwerungen für den aus dem S
kommenden Nomaden hier nicht vorliegen.

Der Verlauf der altorientalischen
Geschichte steht im Zeichen der zwangs-
läufigen Wechselwirkung der drei vorbestimm-
ten Zonen. Im ö. Kulturürtel mußte es früh
zur Entwicklung von höherstehenden Kul-
turen (Zentren in Babylonien [s. d.], Assur
[s. Aššûr A], Harran [s. Harrân], Haleb
[s. Halab]), zur Bildung von Großreichen
kommen. Die diesen Kulturen und Reichen
innewohnende Tendenz mußte auf Erhaltung
des materiellen Besitzstandes unter Verteidi-
gung gegen Übergriffe von seiten der minder

zivilisierten Völker des N und S gerichtet sein.
Die Verteidigung gegen N konnte nur dadurch
sichergestellt werden, daß man das eigene
Herrschaftsgebiet möglichst weit in das eura-
sische Geleise vorschob und feindlichen Ein-
griffen schon dort entgegenkam (vgl. die
diesbez. Bemühungen der Assyrer). Dauern-
der Gebietserwerb dortselbst hatte aber mit
militärischen Schwierigkeiten zu kämpfen,
sofern die dortigen Innenlandschaften durch
Randgebirge mit langer Verkehrs-Unter-
brechung durch Winterschnee vom Kultur-
gürtel getrennt waren (z. B. Armenien
= Urartu und NW-Iran = Medien). Für
eine Dauerbesiedlung durch Bevölkerungse-
lemente aus dem Kulturürtel sind die
höher gelegenen Gebiete des Geleises (be-
sonders Armenien und Iran) aus klima-
tischen Gründen ungeeignet. Eine Schutz-
zone im S des Kulturürtels zu errichten,
war bei dem Sondercharakter der dortigen
Wüstensteppe naturgemäß unmöglich.

Die minder zivilisierte Bevölkerung n.
und s. des Kulturürtels mußte bei zu-
nehmendem Bevölkerungsüberschuß und
entsprechend dem naturgemäßen Drange
nach Erwerbung reicheren Kulturlandes
bestrebt sein, sich in den Kulturürtel ein-
zudrängen. Mit den Ausdehnungsbestre-
bungen der Bevölkerung der arabischen
Wüstenweite verhält es sich folgender-
maßen: Da zwischen Kulturgebiet und
offenem Steppenland keine natürlichen
Grenzen bestehen, da sich der bebaute
Boden zungen- und inselartig in das Streif-
gebiet der Nomaden einschiebt, so waren
diesen zahlreiche Angriffspunkte gegen das
Kulturland gegeben. Die Nomadenbevöl-
kerung setzte sich vielfach in Form einer
kaum merklichen, ständig wirkenden Ein-
siedlung von immer nur ganz geringen Volks-
teilen an der Seite der bisherigen Ackerbau-
Bevölkerung fest, bildete so aber mit der Zeit
deren ethnische Struktur um. Oder aber
es kam zu gewaltsamem Eindringen in das
Kulturgebiet, sei es in lokal beschränktem
Ausmaße (Habiru), sei es in größtem Stile
(Araber; s. Semiten). Alle diese Prozesse
gingen um so leichter vor sich, wenn die
Nomaden und die seßhafte Bevölkerung
ethnisch verwandt waren, was ja auf der
Basis der sem. Volksgemeinschaft im größten
Teil der altorientalischen Geschichte tat-

sächlich der Fall war. Auch ist das Klima des Nomadengebietes von dem des Kulturgürtels nur unwesentlich verschieden. Der vorderas. Kulturgürtel ist also ständig einer Infiltration vom S ausgesetzt gewesen, die schließlich seine völlige Semitisierung zur Folge haben mußte und tatsächlich bereits zum Ausgang der assyr. Zeit zur Folge gehabt hat (s. Semiten).

Ganz anders verhielt es sich mit den Versuchen der Völker aus dem N, in den Kulturgürtel einzudringen. Hier prägen sich die Grenzen deutlich aus. Jeder Übergreif von seiten der Gebirgsbewohner mußte daher sofort als kriegerischer Akt empfunden werden, um so mehr, da die Bergbevölkerung durch Klima und Umwelt zu ganz anderem Charakter, anderen Wirtschaftsformen, anderer Tracht (s. Fremdvölker C § 2) erzogen wurde. Daher von vornherein auch tiefere ethnische Gegensätze, fehlt doch dem eurasischen Geleise durchaus das sem. Element.

Solchen Bergvölkern gelang es nur dann, sich im Kulturgürtel festzusetzen, wenn sie das völlige militärische Übergewicht über den angegriffenen Teil des Kulturlandes zu erringen vermochten (typisch ist der Kosäer-Einfall in Babylonien; s. Kaššû). Das Schicksal eines solchen Bergvolkes entsprach dann dem, welchem in Länder heißeren Klimas vordringende Stämme meistens unterliegen (Philister [s. d.], Vandalen): ein Aufgehen in der älteren Bevölkerung ohne Hinterlassung ethnischer Spuren.

Der ursprünglichen Bevölkerung des eurasischen Gebietes drohte aber selbst dauernd die Gefahr der idg. Invasionen aus dem weiteren N (s. Indogermanen in Vorderasien, Kimmerier und Skythen in Vorderasien). Wiederholt kam es vor, daß idg. Völker sich in der eurasischen Gebirgswelt festsetzten (Hettiter [s. d.], Iranier [s. d.], Phryger [s. d.], Armenier [s. d.], Galater [s. d.]). Sie behielten hier auf einige Jahrhunderte ihre Expansionskraft und bildeten eine ernste Gefahr für den Kulturgürtel. Nicht minder gefahrvoll war die Lage, wenn es idg. Stämmen gelang, vom weiteren N kommend, das eurasische System zu überschreiten und sogleich in Gebiete des Kulturgürtels einzudringen. Immerhin konnten Indogermanen im Kulturgürtel wohl als Zerstörer und Plünderer (anfangs die Het-

titer, dann Kimmerier und Skythen) oder als Herren (Perser) auftreten, niemals aber in weiterem Ausmaße als Siedler in Betracht kommen, da solches sich des Klimas halber verwarnte. Die vorderasiatische Geschichte bis auf die Perser (s. d.) und Alexander ist also ein dauernder Kampf des Kulturgürtels gegen zwei Fronten, wobei es aber zu einer wirksamen ethnischen Beeinflussung immer nur von der s. Nachbarzone kommen konnte.

Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft
Festschrift für W. Streitberg 1924 S. 216f.
G. Ipsen; Mitt. d. Wiener Geogr. Ges. 1924 S. 512ff. F. Schachermeyr. F. Schachermeyr

B. Fauna (Tf. 51^B).

I. Wilde Tiere: a. Säugetiere (§ 3—17). — b. Vögel (§ 18—21). — c. Kriechtiere und Lurche (§ 22—24). — d. Fische (§ 25). — e. Wirbellose Tiere (§ 26—27). — Allgemeines (§ 28). — II. Haustiere (§ 29—37).

I. Wilde Tiere. § 1. V. gehört tiergeographisch zur Mittelmeerprovinz der paläarktischen (holarktischen) Region, deren östlichsten Ausläufer es bildet. Die Grenzen sind im O etwa der Indus, im N eine Linie, die von Kaschmir nach dem Südufer des Kaspisees läuft, von hier den Nordabhang des Kaukasus einbezieht und dann durch das Schwarze Meer nach W geht. Die Südgrenze fällt mit dem Wendekreis des Krebses zusammen (Wallace *Die geographische Verbreitung der Tiere* [deutsch von A. B. Meyer Dresden 1876]; Lydekker *Die geographische Verbreitung und geologische Entwicklung der Säugetiere* [deutsch von Siebert Jena 1901]). Der orient. Einschlag, der sich noch heute stark bemerkbar macht — im O grenzt unsere Provinz an die orient. Subregion —, tat dies offenbar im Anfang der Geschichte noch viel mehr (indischer Elefant, indischer Büffel s. u.). Überhaupt ist seit Beginn der Geschichte eine starke Verarmung der Tierwelt zu beobachten. Und manche Tiere, die sich heute nur noch spärlich im äußersten N (Wisent, Steinbock) oder NO (Markhor) finden, waren damals bis an das Persische Meer verbreitet. Leider fehlt eine Zusammenfassung der Fauna des ganzen Gebietes, wie wir solche z. B. für Ägypten besitzen. Nur für Palästina-Syrien (s. d. B § 23f.) ist verschiedenes, wenn auch nichts Erschöpfendes, vorhanden. Lediglich die Vögel haben eine zusammenhängende Darstellung erfahren in der Arbeit von Ticehurst (s. Literaturverzeichnis).



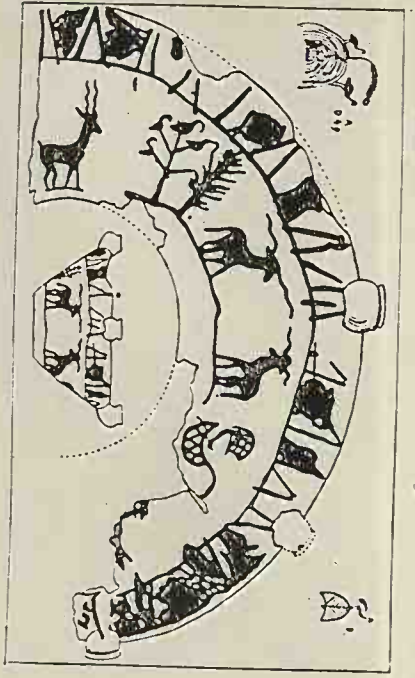
a



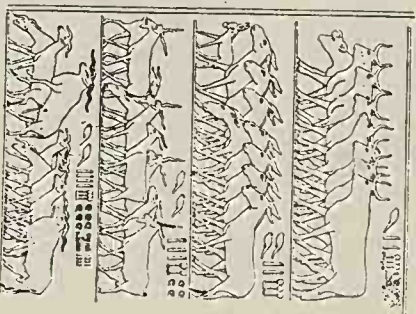
b

Vorderasien A. Geographie

a. Euphrat nahe Malatia, Wasserstand während des Sommers. — b. Argana. Ort in Terrassen angelegt (Klettersiedlung), unweit des Tigris-Oberlaufes. — Nach Originalphotographien von F. Schachermeyr.



Vorderasien B. Fauna



a. Ägyptische Tongefäßscherbe aus prädynastischer Zeit (2. vorgesch. Kultur) mit Darstellung von Schaf und Ziege. — b. Lebendes Bornschaf. — c. Al-assyrische Schafdarstellung. Nach Original in der Vorderasiatischen Abteilung der Berliner Staatsfig. — d. Darstellung libyscher Schafe auf dem Grabmal des Königs Sahuré (AR; um 2650 v. C.). Nach WVDG 26 (1913). Tl. I.

§ 2. Da auch osteologische Aufsammlungen trotz der zahlreichen Grabungen leider nicht gemacht zu sein scheinen oder wenigstens nicht bearbeitet sind, so sind wir für die uns allein hier interessierende ältere Zeit lediglich auf bildliche Darstellungen angewiesen. Bei deren Deutung sind aber verschiedene Schwierigkeiten zu überwinden. Zunächst einmal hat offenbar frühzeitig ein Tiertransport eingesetzt, der gelegentlich von recht weither Tiere holte. So sind die Meerkatzen (*Budge Assyrian Sculptures in the British Museum, reign of Ashur-nasir-pal* London 1914 Tf. 28, die anscheinend um 850 v. C. auf dem schwarzen Obelisk kopiert sind [vgl. *ZfAssyr.* 1893 S. 211; *OLZ* 1908 S. 218ff. W. M. Müller]) und die Paviane (auf dem schwarzen Obelisk, kenntlich an dem im ersten Drittel geknickten Schwanz, trotz der völlig verfehlten menschlichen Köpfe, vielleicht zwei Arten, der gewöhnliche Pavian und der Mantelpavian [vgl. Band IV Tf. 74], und Weber *Siegelbilder* Abb. 271) hierher importiert. Diese importierten Tiere können hier nicht berücksichtigt werden. Ferner gehört zur richtigen Deutung eine genaue Kenntnis des Tierkörpers und des Kunststiles. Während der Ägypter zu betonen und daher fast alle seine Tierdarstellungen die Tiere zu leicht wiedergeben, hebt man umgekehrt in Mesopotamien gerade das Kräftige hervor, wodurch die Tiere oft zu schwer, die Glieder zu kräftig, zu muskulös erscheinen. Dann ist der Kopf oft falsch dargestellt, häufig zu lang oder auch anthropomorphisiert (z. B. Wisent; die Paviane; s. o.), stets dagegen richtig ist der Schwanz und die Schwanzhaltung wiedergegeben, die manchmal noch Fingerzeige liefern, wo alle anderen Kennzeichen versagen. Dazu kommt ferner im Gegensatz zu Ägypten das Fehlen der Farbe, was namentlich bei kleinen Vögeln, besonders Singvögeln, die Deutung unmöglich macht. So erscheint bei der Deutung der Tierdarstellungen äußerste Vorsicht geboten.

a. Säugetiere. § 3. Weit aus die meisten Darstellungen zeigen Säugetiere, mit denen wir deshalb beginnen wollen. Von Raubtieren am häufigsten dargestellt ist der Löwe (s. d.), der seit den ältesten Zeiten

abgebildet wird. Er ist wohl in jüngerer assyr. Zeit ein besonders beliebtes Jagdtier der Könige gewesen, die ihn sportmäßig vom Pferde oder Wagen erlegten (*Meissner Assyrische Jagden* Berlin 1911), und dessen Darstellung sich namentlich zur Zeit Asurbanipals ca. 650 v. C. zu einer bemerkenswerten künstlerischen Höhe erhob. Es war ein stark bemähntes Tier mit Bauchmähne und die Ohrbasis verhüllender Mähne, die in der Stirnmitte nur wenig vorsprang. Nie wird bei der Darstellung, auch der mähnenlosen Löwin, die wohlentwickelte Schwanzquaste vergessen. Daß bei den männlichen Löwen das Schulterblatt nicht von der Mähne bedeckt ist, ist wohl eine stilistische Freiheit, wie sie uns ähnlich in Ägypten und Griechenland begegnet (Abb. von Löwen s. Band VII Tf. 137b, 149a—c [Löwin], 152a, b, 169a, 170l. m; XI Tf. 146e; *Unger Assyrische und babylonische Kunst* Abb. 79—89).

§ 4. Die Hettiter dagegen scheinen in älterer Zeit nie den Löwen, sondern stets den Tiger dargestellt zu haben. Die Tiere sind mähnenlos, haben einen stattlichen Backenbart (nicht Strick, wie fälschlich behauptet wurde; Band VII Tf. 165a), das Kennzeichen des männlichen Tigers, und einen quastenlosen Schwanz, der dafür am Ende häufig hakenförmig aufgebogen dargestellt ist, wie ihn wohl der Tiger, aber nie der Löwe trägt (s. Band VIII Tf. 66a; *Ausgrabungen in Sendschirli* III Tf. 66, IV Tf. 65). Spätere Umarbeitung hat dann oft aus den ursprünglichen Tigern Löwen gemacht, indem sie eine Mähne ausarbeitete. Aber eine Schwanzquaste konnte nicht hinzugefügt werden, da das Material dazu nicht mehr vorhanden war. Sie fehlt also (*Ausgrabungen in Sendschirli* III Tf. 47, IV Tf. 64). Sichere Darstellungen des Leoparden sind mir nicht bekannt, obwohl der Leopard überall in V. verbreitet ist (vgl. a. Tf. 54^Ac). Dagegen ist möglicherweise einmal der Gepard dargestellt (Weber *Siegelbilder* Abb. 515). Das in der Mitte des Siegels an der Leine geführte Tier kann trotz des langen Kopfes kein Hund sein. Der lange, unmittelbar hinter dem Becken senkrecht aufsteigende, nur an der Spitze etwas umgebogene Schwanz ist ein Katzenschwanz, nie ein Hundeschwanz. Auch paßt der leichte, in den Weichen nicht eingezogene Körper mit

den langen Beinen eher zu einem Gepard als zu einem Hund. Wenn diese Deutung richtig ist, wirft sie ein überraschendes Licht auf das Alter der Jagd mit dem Gepard in Mesopotamien. Von Katzen muß noch eine Abb. erwähnt werden, auf einem Kudurru (s. Grenzstein). Das Tier (King *Babylonian Boundary Stones* London 1912 Tf. 43, 46, 48) mit Hühnervogel und Skorpion kann nur eine Katze sein. Die Art, beim Sitzen so den Schwanz um die Vorderfüße zu legen, kommt nur bei der Katze vor, wie auch der kurze, runde Kopf, den Tf. 48 a. a. O. zeigt, ein Katzenkopf ist. Die langen, spitzen Ohren und der halblange Schwanz zeigen, daß ein Luchs gemeint ist, vielleicht ist an den Caracal gedacht oder, was nach der Schwanzlänge wahrscheinlicher ist, an den Sumpfluchs. An der Deutung dieses Tieres als Katze kann es auch nichts ändern, daß a. a. O. Tf. 46 in derselben Situation ein Hund dargestellt ist. Der aufgerollte, über dem Rücken getragene Schwanz, der übrigens nur bei stehenden, nicht bei sitzenden Hunden so gehalten wird, kennzeichnet das Tier zur Genüge. Es bleibt aufzuklären, warum beidemal bei derselben Situation zwei verschiedene Tiere dargestellt sind. Vielleicht soll nur die Wachsamkeit ausgedrückt werden, wofür bald das eine, bald das andere Tier gewählt sein konnte. Herr Prof. Unger ist der Ansicht, daß die Darstellung der Katze hier ein Versehen des Bildhauers sei (mündliche Mitteilung). Eine zweite Katze, diesmal wohl die Falbkatze, auf einem Kudurru, s. Göttersymbol E 1 § 20 und Band IV Tf. 206.

§ 5. Andere Raubtiere sind selten dargestellt. Ich fand noch von Raubtieren den Bären (Weber *Siegelbilder* Abb. 511; Rawlinson *Ancient monarchies* Abb. S. 528; ein Köpfchen eines Bären auf einer kleinen Vase im Berliner Museum [VA 5503]; *Délégation en Perse* 7 [1905] S. 19 Abb. 12). Von wilden Hunden scheint nur der Fuchs dargestellt zu sein (King *Babylonian Boundary Stones* London 1912 Tf. 19, 22; *Délégation en Perse* 13 [1912] S. 94/95 Abb. 208; Unger *Assyrische u. Babylonische Kunst* S. 100 Abb. 26; hier Band IV Tf. 206). Ob in einzelnen anderen Fällen der Schakal gemeint ist (s. Göttersymbol E 1 § 37b), ver-

mag ich nicht zu sagen. Vom Schakal unterscheidet sich der Fuchs durch langen, auf der Erde schleifenden Schwanz und größere Ohren. Namentlich bei den asiatischen Schakalen sind diese sehr kurz und dreieckig. Der Schwanz reicht bei ihnen mit der Spitze nur bis zum Hacken. Sonst kommen von Raubtieren in Kleinasien noch vor: Wolf, Hyäne, verschiedene Schleichkatzen-, Marder- und Wieselarten. Es ist möglich, daß das eine oder andere namentlich der zuletzt genannten Tiere unter den Darstellungen kleiner Säugetiere (z. B. auch Weber *Siegelbilder* Abb. 173, 181) gemeint ist. Aber Gewißheit läßt sich darüber nicht gewinnen. — Unger a. a. O. S. 24 erwähnt eine 8 cm l. Rundplastik aus Basalt eines Seehundes, die in Assur gefunden wurde, jetzt im Museum in Konstantinopel (Nr. 7850; vgl. MAOG 3, 1—2 S. 5). Sie stammt von Assurbelkala (1070 v. C.). Es handelt sich wohl um die noch heute im Mittelmeer vorkommende Mönchsrobbe (*Monachus albi-venter* Bodd.). Dagegen macht es Meissner (*Assyrische Jagden* S. 15/16) wahrscheinlich, daß der von demselben König im Mittelmeer erlegte *nachiru* ein Pottwal (*Physeter catodon* L.) sei. Wenn diese Tiere auch nicht regelmäßige Bewohner des Mittelmeeres sind, so verirren sie sich doch gelegentlich noch heute selbst bis in dessen östlichste Teile.

§ 6. Wir kommen nun zu den Huftieren. Über manche von ihnen habe ich mich erst kürzlich eingehend verbreitet, so daß ich mich hier unter Hinweis auf die untenstehende Literatur kurz fassen kann. Daß der Elefant an dem Euphrat vorgekommen ist, haben uns, unabhängig voneinander, ägyptische (Tutmoses III.) und assyrische Könige (Tiglathpileser I. und Assurnassirpal) berichtet, die von ihren Jagden auf diese Riesen erzählten. Der Elefant auf dem Obelisk Salmanassars III. (Band IV Tf. 74b) ist zwar ein asiat. Elefant, doch wissen wir nicht, wo er herstammt. Dagegen ist von dem gleichfalls asiat. Elefanten auf dem Grabmal des oberägyptischen Statthalters Rechmeré mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß es ein Euphrat-Elefant war (Hilzheimer). Zwischen 900 und 800 v. C. starb wohl der Euphrat-Elefant aus.

§ 7. Von Hirschen (s. d.) haben wir Damhirsch und Edelhirsch zu unterscheiden. Das sicherste Merkmal hierzu bieten Schwanz und Geweih. Beim Edelhirsch ist der Schwanz ein kurzer Knopf, beim Damhirsch ein etwa 25 cm l. Organ. Das Geweih ist beim Edelhirsch lang, viel länger als der Kopf, vielendig, und trägt am Ende eine Krone. Beim Damhirsch, wo wir weiter zwei Arten zu unterscheiden haben, ist es beim gewöhnlichen Damhirsch (*Dama dama L.*) lang, länger als der Kopf, mit einer Schaufel am Ende, beim sogenannten „mesopotamischen“ Damhirsch (*Dama mesopotamia Brooke*), der aber in Luristan und den w. Provinzen des heutigen Persien lebt, ist es kurz, kaum länger als der Kopf, und nur etwas abgeflacht, ohne Schaufel. Damhirsche sind ferner häufig gefleckt, Edelhirsche nicht. Die mesopotamischen Völker stellen anscheinend nur den Damhirsch dar, und zwar seit den ältesten Zeiten. Ihnen waren beide Arten des Damhirsches wohlbekannt. Ganz vorzügliche Abbildungen des gewöhnlichen Damhirsches sind Weber *Siegelbilder* Abb. 521, 538; Unger *Assyrische und babylonische Kunst* 1927 Abb. 20. Offenbar der „mesopotamische“ Damhirsch ist gemeint bei Weber *Siegelbilder* Abb. 231. Als Opfertier erscheint der gemeine Damhirsch bei Budge *Assyrian Sculptures in the British Museum* London 1914 Tf. 26 und Mansell Photographie 357. Bei Mansell 496 kann man zweifelhaft sein, welcher Hirsch gemeint ist. Dagegen haben die Hettiter wohl stets den Edelhirsch dargestellt (*Ausgrabungen in Sendschirli* III Tf. 341, h und Tf. 37, 4). Es scheint hier derselbe Gegensatz zu bestehen wie zwischen Löwe und Tiger. Offenbar war die Tiergesellschaft der heißen s. Tiefländer und des kühleren n. Berglandes etwas verschieden zusammengesetzt. Schwieriger als die männlichen sind die weiblichen Tiere zu unterscheiden. Da sie kein Geweih haben, können sie auch noch mit weiblichen Gazellen verwechselt werden, wenn sie allein sind. Wenn sie freilich gefleckt sind (wie Mansell Photogr. 429 = Meissner *Assyrische Jagden* Abb. 9 links) und langschwänzig, hat man es selbstverständlich mit weiblichen Damhirschen zu tun. S. a. Band VII Tf. 175 d.

§ 8. Ob das Reh, wie neuerdings behauptet wird (s. Hirsch C § 4), wirklich an gewissen Stellen V., im W, vorkommt, weiß ich nicht. Antike vorderasiat. Abbildungen von ihm kenne ich nicht. Charakteristisch für das Tier ist der minimale Schwanzstummel und das kurze, höchstens 6-endige (d. h. drei an jeder Stange) Geweih.

Die folgenden, enger zusammengehörigen Tiere müssen etwas eingehender besprochen werden, weil die Deutung ihrer Darstellungen Nichtzoologen vielfach Schwierigkeiten macht, so daß oft Fehler vorkommen. Es handelt sich um Gazelle, Antilope, Schaf und Ziege. Während von den drei ersten Gattungen in unserm Gebiet nur je eine Art vorkommt, finden sich von der letzten zwei bis drei.

§ 9. Die einzige Antilopen-Art, die in V. lebt, ist der Spießbock (*Oryx leucoryx Pallas*), ein Tier von etwa 90 cm Schulterhöhe mit sehr langen (bis 60 cm), geringelten, geraden, spießartigen (daher der Name) Hörnern, die länger als der Kopf sind. Der lange, bequastete Schwanz reicht bis zu den Hacken (Unger *Assyr. und babyl. Kunst* Abb. 29, um 1300 v. C.; hier Band IV Tf. 157b, XI Tf. 146d). Die drei anderen Gattungen haben kurzen Schwanz, der bei den Schafen stets hängend, bei den Ziegen stets über den Rücken geschlagen, bei den Gazellen höchstens in der Erregung bis zur Horizontale aufgehoben getragen wird, ferner haben alle drei mehr oder weniger gekrümmte Hörner. Bei den kleinen, zierlichen Gazellen sind die annähernd kopflangen, beim Anblick von der Seite S-förmig, von vorn lyra-förmig gekrümmten und geringelten Hörner etwa im Winkel von 45° nach rückwärts und aufwärts vom Kopfe gestellt (Weber *Siegelbilder* Abb. 23, 74; 93; 330 und öfter; *Ausgrabungen in Sendschirli* IV Tf. 63; hier Band IV Tf. 163c; dort als Steinböcke angesehen). Es kommen in unserem Gebiet verschiedene einander so nahestehende Arten vor, daß wohl Bildwerke keine dieser geringen Differenzen wiedergeben.

§ 10. Das Wildschaf V. ist außer an dem kurzen, hängend getragenen Schwanz und der Bartlosigkeit kenntlich an dem mächtigen, kreisförmig um die Ohren gebogenen Gehörn, dessen Spitze ungefähr in der Höhe des Halsansatzes wieder nach vorn zeigt,

und dessen Vorderfläche gerunzelt ist. Die Böcke tragen eine starke, Halsunterseite und Bug bedeckende Mähne. Das Wildschaf findet sich nicht selten auf Siegelzylindern (z. B. bei Weber *Siegelbilder* Abb. 121, 501, 544 [ganz vorzüglich] und öfter). Auch wird es bisweilen zusammen mit Ziegenarten dargestellt (z. B. Weber Abb. 136, 556), erscheint aber im Gegensatz zu diesen selten auf Jagdszenen. Das Wildschaf lebt noch heute in V. in verschiedenen sehr ähnlichen Arten.

§ 11. Von ihm sind sämtliche Vertreter der Gattung Ziege unterschieden durch den Kinnbart und den aufwärts über den Rücken geschlagenen Schwanz. In V. haben wir 4 Arten oder eigentlich Untergattungen zu unterscheiden. Zunächst die echten Ziegen mit scharfschneidigem, säbelartig geschwungenen Gehörn, das auf der scharfen Vorderkante in unregelmäßigen Abständen knotenartige Verdickungen trägt. Hierher gehört die Bezoar-Ziege (*Capra hircus* L.). Ihre Heimat sind heute die Gebirge Vorderasiens bis Belutschistan und Sind. Die Bezoar-Ziege ist öfter dargestellt (Weber *Siegelbilder* Abb. 515—18), wie sie zu Pferde gejagt wird, ein Zeichen, daß sie damals noch mehr in der Ebene vorkam (vgl. a. Band VII Tf. 168d; ferner sehr schön Contenau *Antiquités orientales* Tf. 48ff. aus Susa usw.). Eine zweite Ziegenart, die Schraubenziege (Markhor), hat schraubenartig um die Achse gedrehte Hörner. Von ihr hat die westlichste Form ein Gehörn, das sich außerdem noch schraubenzieherartig nach außen krümmt. Es ist das die Falkoneri-Ziege (*Capra falconeri falconeri* Wagner), die bis Indus, Astor, Gilgit und zum oberen Indus wohnt. Sonst reicht die Heimat der Schraubenziege von Buchara durch Chitral, Gilgit, Afghanistan bis zum w. Kaukasus. Aber gerade die w. Form der Schraubenziege, die Falkoneri-Ziege, scheint einige Male dargestellt zu sein (Weber *Siegelbilder* Abb. 53, 519, 520, hier besonders charakteristisch, da von vorn gesehen und durch die Jagdszene als wildes Tier gekennzeichnet; Delaporte *Catalogues des Cylindres, Musée du Louvre* II Tf. 65 Abb. 14). In noch anderen Fällen scheint mir eine dritte Untergattung der Ziegen, nämlich der Steinbock, gemeint zu

sein. Für ihn ist es charakteristisch, daß das Horn auf der breiten Vorderseite in regelmäßigen Abständen Querwülste trägt. Besonders deutlich ist das der Fall bei Weber *Siegelbilder* Abb. 222. Aber auch bei den Abb. 284, 332, 440, 502 glaube ich Steinböcke erkennen zu können. Das nächste Vorkommen derartiger Steinböcke findet sich heute im N im Kaukasus, im W in Afghanistan. Ein ziegenartiges Tier mit sonderbar gestalteten Hörnern auf dem Obelisk Salmanassars III. mag schließlich den Tur darstellen sollen, dessen merkwürdig schraubenzieherartige, hinter dem Kopf gewundene, im Querschnitt abgerundet vierkantige Hörner dem Künstler offenbar Schwierigkeiten in der Darstellung machten.

§ 12. Hausschaf und Hausziege (s. u.) unterscheiden sich von ihren wilden Verwandten durch ihre Wolle, d. h. nicht alle Hausschafe und Hausziegen brauchen Wolle zu haben, aber sie findet sich nur bei Hausschafen und Hausziegen, so daß wir sagen können, wo Wolle bzw. ein langes Haarkleid dargestellt ist, handelt es sich um Hausschafe bzw. Hausziegen, für die natürlich ebenfalls die für ihre wilden Verwandten in Bart und Schwanzhaltung gegebenen Unterschiede gelten. Außerdem finden sich lange Schwänze nur beim Hausschaf, aber nicht bei allen Rassen. Primitive Hausschafe und Hausziegen, die noch kein langes Haarkleid haben, unterscheiden sich oft in nichts von ihren wilden Verwandten. Wenn dann nicht ihre Haustier-Eigenschaft sicher aus der Situation erhellt, werden wir immer an wilde Tiere zu denken haben.

§ 13. Eine solche ehemalige weitere Verbreitung, wie wir sie schon bei Elefant, Markhor und Steinbock (s. § 11) kennen lernten, finden wir auch bei den Rindern, über die ich mich unter Hinweis auf die Literatur kurz fassen kann. Während heute in Mesopotamien kein Wildrind mehr lebt, kamen im Anfang der Geschichte dort drei Arten nach Ausweis der Abb. vor: der Wisent, kenntlich an dem berühmten Vorderkörper und Kinnbart (Band IV Tf. 155a, d, 156a, zwei neue in der Literatur noch nicht erwähnte Wisent-Darstellungen aus Susa vgl. Contenau *Antiquités orientales* Tf. 45 [Rundplastik] und Tf. 47 [auf einem Kalksteingefäß]), der Arni-Büffel, kenntlich an dem

langen, halbmondförmig gebogenen Gehörn mit Querriefen in regelmäßigen Abständen auf der breiten Vorderfläche (Band IV Tf. 157 a, b, d), und der Ur (Band VII Tf. 150) mit langem, von der Seite gesehen wellenförmig vor dem Kopf verlaufendem Gehörn, im übrigen dem Hausrind, dessen Stammvater er ist, sehr ähnlich. Häufig kann nur an der Situation (z. B. Halfter; Weber *Siegelbilder* Abb. 3, 213, oder an der mit dargestellten Hürde ebd. Abb. 488 usw.) erkannt werden, daß ein Haustier gemeint ist. Von diesen Wildrindern starb in Mesopotamien zuerst der Büffel aus, schon vor 2500 v. C. Auf dem Rückzuge nach seinem heutigen Verbreitungsgebiet Indien hielt er sich am längsten in Arachosien, wo ihn Aristoteles noch kennt, und wo ihn anscheinend auch noch die Sassaniden jagten (Sarre *Die Kunst des alten Persien* 1922 S. 107).

Etwas später, um 2000 v. C., starb wohl der auf den Darstellungen vielfach stark vermenschlichte Wisent aus, dessen nächstes heutiges Vorkommen der Kaukasus ist, und zuletzt der Ur, der nach Berichten und Darstellungen noch von Assurnassirpal II. gejagt wurde. Heute ist er überall ausgestorben. Alle Rinder haben einen langen, am Ende bequasteten „Kuh“-schwanz.

§ 14. Durch einen solchen Schwanz unterscheiden sich aber auch die Esel vom Pferde, das einen vollbehaarten „Pferde“-schwanz hat. Deshalb können die auf Jagdbildern aus jüngerer assyr. Zeit gezeigten wilden Equiden (Mansell Photogr. 480, 485—489) auch trotz des feinen, an Pferde erinnernden Kopfes keine wilden Pferde sein, sondern es sind asiatische Halbesel, welche kürzere Ohren und einen pferdeähnlicheren Kopf haben als die afrikanischen Esel und die von ihnen abstammenden Hausesel. Der bequastete Eselschwanz auf den Darstellungen bezeugt sie als Esel. Auch kommt nicht nur heute dort noch der Halbesel vor, sondern auch Xenophon nennt ihn ausdrücklich von hier. Für ein ehemaliges Vorkommen wilder Pferde in V. liegen bisher keinerlei Anzeichen vor.

§ 15. Das letzte Huftier, das wir zu erwähnen haben, ist das Wildschwein, das heute noch überall in V. vorkommt. Es wird entweder zu Pferde gejagt (Weber

Siegelbilder Abb. 524; Mansell Nr. 1647) oder mit dem Spieß im Dschungel angegangen (Weber a. a. O. Abb. 523). Reizend ist auch die Wildschweimmutter mit den 7 Ferkeln im Dschungel aus der Zeit Sanheribs (Mansell Photogr. 429) unter dem schon erwähnten weiblichen Damhirsch (um 700 v. C.).

§ 16. Von sonstigen Säugetieren ist nur noch ab und zu einmal der Hase dargestellt (Weber *Siegelbilder* Abb. 419; *Ausgrabungen in Sendschirli* III Tf. 34g, 44; Mansell Nr. 457; *Délégation en Perse* 7 [1905] S. 124, 126; ebd. 12 [1911] S. 73, 94/95) und gelegentlich einmal der Igel (*Délégation en Perse* 7 [1905] Tf. 23 Abb. 8) als Kinderspielzeug.

§ 17. Merkwürdig ist, wenn man von den kleineren Nagetieren, wie Ratten, Mäusen, Eichhörnchen, Wühlmäusen, Ziesel, Babak usw., und Insektenfressern absieht, daß selbst so große und leicht kenntlich darzustellende Tiere, wie Stachelschwein und Biber, die noch heute überall in V. vorkommen, nicht abgebildet sind.

b. Vögel. § 18. Vögel sind häufig dargestellt. Aber bei dem Mangel an Farben werden wir meistens auf die Deutung der kleineren, in ihren Körperformen wenig charakteristischen Vögel, in der Mehrzahl wohl Singvögel, so z. B. in Assurbani-pals Gartenszene (Mansell Nr. 1056), verzichten, zumal auch selten eine schärfere Charakterisierung versucht scheint, und uns auf einige größere charakteristische Vögel beschränken.

Wir beginnen mit den Raubvögeln, von denen ja der Adler (s. d. B; Band I Tf. 5) als löwenköpfiger Adler schon behandelt ist. Charakteristisch für ihn sind die gerundeten Schwingen und der kurze, gerade, abgerundete Schwanz. Meist ist er Wappentier (Weber *Siegelbilder* Abb. 232), oder er fliegt dem Heere voran (Mansell Photogr. 335, 382, 386, 392, 399), wo dann die übertrieben starken Beine und der eigentümlich aufgerichtete Hals und Brust auffallen. Aber nicht in allen Fällen sind die als Adler gedeuteten Tiere wirklich solche. Der Vogel im Wappen von Umma (s. d.) mit dem langen Schwanz, dem schlanken Körper und den schlanken, spitzen Flügeln (Weber *Siegelbilder* Abb. 278) stellt wohl ebenso wie die Abb. 274, 560 bei Weber den Lämmergeier

dar. Den gewöhnlichen Geier finden wir häufig, namentlich bei Schlachtendarstellungen, auf Gefallenen sitzend. Zwei Arten, Kuttengeier und Gänsegeier, kommen dafür vorwiegend in Betracht, die oft nicht immer scharf auseinandergehalten werden. In einigen Fällen (Mansell Nr. 440; Unger a. a. O. Abb. 75) glaube ich den Gänsegeier mit seinem eigentümlich langen, gänseartigen Hals erkennen zu können, während ich auf der berühmten Geierstele (Band VII Tf. 138) den Kuttengeier wegen des befiederten Halses zu sehen meine (E. de Sarzec-L. Heuzey *Découvertes en Chaldée* Tf. 3 Nr. A). Ob noch andere Raubvögel, namentlich Falken, dargestellt sind (z. B. *Délégation en Perse* 13 [1912] S. 94/95; *Ausgrabungen in Sindschirli* S. 73 Tf. 44 unten) ist zweifelhaft. Ebenso kann ich keine Eule feststellen.

Dagegen ist bisweilen auf Leichen in ähnlicher Situation wie die Geier, und oft mit ihnen zusammen, der Rabe dargestellt (Mansell Nr. 399, 440).

§ 19. Deutlich erkennbar sind der Strauß (Weber *Siegelbilder* Abb. 340, 341) und der Kranich mit seinem hängenden Schwanz (Unger *Assyrische und babylonische Kunst* Abb. 51; Siegel des Bel-lischir um 778 v. C.; Unger a. a. O. Abb. 73).

§ 20. Auch die zahlreichen Schwimmvögel, unter denen viele Enten, Teichhühner usw. zu vermuten sind, sind schwer in bildlichen Darstellungen zu deuten. Am besten heben sich noch Schwan (Weber *Siegelbilder* Abb. 566) und die oft dargestellten Gänse (ebd. Abb. 65, 110, 115) ab, die an den langen Beinen und dem langen, geschwungenen Hals (Gegensatz zur Trappe) kenntlich sind. Hierdurch unterscheiden sie sich auch von der Ente, die zudem mehr in der Mitte des Leibes eingelenkte Beine und daher mehr wagrecht getragenen Körper hat. Dazu kommt, daß die Gans einen mehr hochfirstigen, namentlich an der Wurzel sehr hohen Schnabel hat, der allmählich in den Kopf übergeht, während die Ente einen platten, an der Wurzel niedrigeren und daher schärfer vom Kopf abgesetzten Schnabel besitzt. Und schließlich haben die Gänse einen längeren Hals als die Enten. Danach möchte ich die Mehrzahl der Gewichte (s. d. E § 10; Band IV

Tf. 124, 125a; VII Tf. 169c, h), namentlich Band IV Tf. 124b als Gänse ansprechen, ohne in Abrede stellen zu wollen, daß nicht in anderen Fällen Enten gemeint sein können. Der Kopf einer Taube mit rot eingeglegtem Auge ist als Henkel einer assyrischen Vase in Konstantinopel (Nr. 7837) aus Ninive dargestellt (Band VII Tf. 170a).

§ 21. Zahlreiche Feldhühner leben in Mesopotamien. Ob allerdings der auf den Kudurrus mit Skorpion, Schlange und Hund bzw. Katze dargestellte Vogel (King *Babylonian Boundary Stones* Tf. 43, 46, 48, 78 und Abb. 81) eine Wachtel, ein Steinhuhn, ein Rebhuhn, ein Frankolin, ein Rothuhn oder ähnliches ist, wird sich kaum entscheiden lassen. Kammhühner, zu denen unser Haushuhn gehört, sind wohl wild nicht vorgekommen. Alle Abbildungen, die ich kenne (z. B. Weber a. a. O. Abb. 463, 463a, 493), scheinen Haushühner zu sein. Die älteste Darstellung von ihnen finde ich auf einem Kudurrus des Meli-Šipak ca. 1200 v. C. (Hermann V. Hilprecht *Assyriologische u. archäologische Studien* 1909 S. 167 Abb. 1 Nr. 19; s. Band IV Tf. 205b).

c. Kriechtiere und Lurche. § 22. Kommen wir zu den Kriechtieren, so ist die Bestimmung der dargestellten Arten wohl überhaupt kaum möglich. Verhältnismäßig häufig sind Schlange und Schildkröte (Göttersymbol Er § 38, 39) wiedergegeben. Die letztere, besonders bei Darstellungen von Wasser mit Fischen, zeigt zumeist durch ihre flache Gestalt und den flossenartigen Schwimmfuß, der bisweilen noch zuviel und eine verschiedene Anzahl von Zehen aufweist, daß in der Mehrzahl der Fälle eine Wasserschildkröte, und zwar aus der Gattung *Clemmys* (King a. a. O. Tf. 15, 16a, 63; Mansell 1549; Paterson *Palace of Sinacherib* 1912 Tf. 10, Toscanne s. Lit. usw.), abgebildet werden sollte. Gelegentlich sind sie auch gefangen. Die Landschildkröte mit hochgewölbtem Panzer scheint mir dagegen Paterson *Palace of Sinacherib* Tf. 10 gemeint zu sein, obwohl sie im Wasser dargestellt ist.

§ 23. Noch schwieriger ist die Entscheidung bei den recht selten abgebildeten Schlangen (vgl. z. B. die der erwähnten Kudurrus und Toscanne a. a. O.). Da aber der Kopf stets nach hinten abgerundet ist

und somit eiförmig aussieht, scheint nicht die Darstellung einer Giftschlange mit ihrem ausgesprochen dreieckigen, gegen den Hals scharf abgesetzten Kopf beabsichtigt zu sein. Eine Schlange im Wasser findet sich Botta-Flandin *Monuments de Ninive* I Tf. 33 und 34. Ebenso dürfte es kaum möglich sein zu entscheiden, welcher Art die gelegentlich dargestellte Eidechse (Weber *Siegelbilder* Abb. 190; Botta-Flandin a. a. O. Tf. 54) ist. Bei langschwänzigen mag man an Agamen oder Warane denken. Ein Waran mag gemeint sein bei Paterson *Sinacherib* Tf. 10, obwohl dort Meer dargestellt sein soll, Warane aber höchstens in Süßwasser leben. Auch ein Krokodil könnte man nach der Körpergestalt in Erwägung ziehen. Krokodile kommen in V. noch heute an einer engbegrenzten Stelle vor, nämlich bei Caesarea, wo noch Strabo (Cap. 758) eine *Krokodillon Polis* und Plinius (5, 75) ein *Oppidum crocodilon* kennen (s. a. Palästina-Syrien B § 23). Vielleicht deutet die bekannte vortreffliche Schilderung des Leviathan im Buch Hiob an, daß es damals weiter in Kleinasien verbreitet war und im Jordan vorkam. Dagegen scheint es stets in Euphrat und Tigris gefehlt zu haben. Die assyrische Bezeichnung dafür ist ein ägyptisches Lehnwort.

Ein anderes Kriechtier mit kurzem Schwanz, das bei Botta-Flandin a. a. O. Tf. 34 bei einer Meeresdarstellung abgebildet ist, scheint nach seiner Körperform ein Gecko zu sein, obwohl diese Tiere nicht im Wasser leben.

§ 24. Gelegentlich ist einmal ein Frosch dargestellt. Daraus, daß er gefangen und mit gefangenen Fischen fortgetragen wird (Toscane a. a. O. S. 16 = Weber *Siegelbilder* Abb. 266), braucht noch nicht geschlossen werden, daß Frösche oder Froschschenkel gegessen wurden. Es kann sich auch um einen Köder für einen Raubfisch handeln.

d. Fische. § 25. Was die Fische anbelangt, so sind sie aus Mangel an einer Liste der heute im Euphrat lebenden Fische schwer zu deuten. Auch scheinen nicht immer Meer- und Süßwasserfische scharf auseinandergehalten zu sein. Auf der Darstellung der phön. Küstengewässer (Botta und Flandin a. a. O. Tf. 32—34) sind neben Meeresfischen, wie Scyaena, Labrax

(a. a. O. Tf. 33), Conger oder Muraena (a. a. O. Tf. 33), Seenadel? (a. a. O. Tf. 34), Mugil, auch die Süßwasser bewohnenden Barben und Labeo abgebildet. Ebenso finden sich Welse und Karpfen hier (Paterson a. a. O.) sowohl unter den Meeresfischen (a. a. O. Tf. 10/11) wie unter den Süßwasserfischen (a. a. O. Tf. 24—26), wo die Gattung Synodontes (ebd. Tf. 26) gut erkennbar ist. Auffallend ist ein sehr langgestreckter, aalartiger Fisch, der jedoch 2 Rückenflossen und 2 Bauchflossen hat sowie einen langen Schwanz ohne Flossen (Paterson Tf. 10 und 24, 33, 44—47). S. a. Band III Tf. 148. e. Wirbellose Tiere. § 26. Bei Paterson Tf. 10 scheinen Schlangensterne und bei Botta-Flandin Tf. 34 Schnecken als weitere Wasserbewohner gemeint zu sein. Schnecken als Gewichte zeigt Band VII Tf. 169d—f, und zwar scheint hierbei eine Meeresschnecke aus der Gattung *Cassis Lam.* gemeint zu sein.

§ 27. Als letzten Wasserbewohner finden wir dann bei den ebengenannten Szenen gewöhnlich auch Krabben, die häufig mit einer ihrer Zangen einen Fisch packen. Es ist das die Süßwasserkrabbe, *Potamon fluviatilis Latr.* (Mansell Photogr. 430, 447 = Paterson a. a. O. Tf. 11 usw.). Wir sind damit bei den Gliedertieren angelangt. Von ihnen ist am häufigsten dargestellt der Skorpion, jenes Tier, das mit seinen Zangen an einen Krebs erinnert, aber am Hinterteil einen langen, gegliederten Schwanz besitzt, der in einem Giftstachel endigt. Die Darstellungen sind so überaus häufig — ich erinnere nur an die mehrfach genannten Kudurrus —, daß diese Erwähnung genügt. Sonst wird noch der Tausendfuß (Toscane) dargestellt und die Heuschrecke (auf Assurbanipals Gartenszene; Weber a. a. O. Abb. 298; Andrae *Farbige Keramik aus Assur* 1923 Tf. 10, 5; hier Band IV Tf. 161b, e, f; Unger a. a. O. Abb. 8, 9, 11; vgl. auch hier Tf. 14^A). Einmal scheint auch eine Raupe gemeint zu sein (King *Babylonian Boundary Stones* Tf. 65). Eine Darstellung auf einer Tonperle wird von Toscane als Biene gedeutet. Ich halte diese Deutung ebensowenig für sicher wie die im Artikel Göttersymbol E § 7 genannten Darstellungen.

§ 28. Selbstverständlich ist das keine erschöpfende Wiedergabe der asiatischen

Tierwelt. Ich habe hier nur das genannt, was ich auf Darstellungen gefunden habe. Daß hiermit aber noch nicht einmal die Tierkenntnis der kleinasiatischen Völker erschöpft sein kann, geht aus dem Fehlen zahlreicher Tiere hervor. Einige wurden bei den Säugetieren schon genannt. Bei den Insekten ist das Fehlen so bemerkenswerter Tiere, wie Käfer, Schmetterlinge und Libellen, recht auffällig. Auch kenne ich keine Darstellungen von Muscheln (s. a. Göttersymbol E 1 § 38, Zoologischer Garten).

Hilzheimer *Die Wildrinder im alten Mesopotamien* Mitteilungen der altorientalischen Gesellschaft 2, 2 (1920); ders. *Säugetierkunde und Archäologie* Zeitschr. f. Säugetierkunde I, 2 S. 140ff.; Hunger *Tieromina* Mitteilungen d. Vorderasiat. Gesellschaft 1909; Meissner *Assyrische Jagden* Der Alte Orient 13, 2 (1911); ders. *Babylonien und Assyrien*; Ticehurst, Buxton und Cheesmann *The Birds of Mesopotamia* The Bombay Natural History society 28 (1921/22) S. 197—237, 269—315, 325—349, 371—390; Toscanne *Notes sur quelques figurations d'animaux en Chaldée-Susienne* Rev. d'Assyriologie 9 (1912) S. 13—19; Unger *Assyrische u. babylonische Kunst* 1927 (die assyrischen Jagdreliefs S. 45—51).

II. Haustiere. § 29. Was die Haustiere (s. d.) anbelangt, so muß wieder das Fehlen von osteologischem Material bedauert werden, so daß wir lediglich auf bildliche Darstellungen angewiesen sind. Danach scheinen Schaf, Ziege, Hund und Rind sehr alt zu sein. Ziegendarstellungen (vgl. hierzu § 10—12; s. a. Ziege) finden sich auf den ältesten Siegelzylindern (s. Glyptik C), und zwar in zwei Rassen, die beide schon langhaarig sind; die eine hat sehr langes, wellenartig nach hinten etwas abwärts geschwungenes Gehörn (Weber *Siegelbilder* Abb. 73, 278, 422, 489, 490), das wohl in Wirklichkeit wie bei *Capra prisca* Adametz sich mit den Enden nach auswärts wendet (Weber a. a. O. S. 419); die andere schraubenzieherartig gedrehtes und senkrecht vom Kopf aufsteigendes, besonders auf den Etana-Zylindern (Band II Tf. 172 a—e). Diese letztere ist sehr häufig und in verschiedenen Ansichten dargestellt, z. B. auf den Reliefs von Tiglatpileser III. (PKOM 1917 [Nr. 5] Tf. 6 Nr. 3, 5 Unger; hier Band VII Tf. 153b). In späterer Zeit kommt auch eine Ziege mit geradem, schraubenartigen Gehörn vor, z. B. auf dem bekannten Zelt-

lager des Sanherib (*Paterson Palace of Sinacherib* Tf. 101 = Phot. V. A. Berlin Nr. 965; hier Band III Tf. 42 b).

§ 30. Das Hausschaf (s. § 10—12 und Schaf) war ursprünglich ein schwergehörntes, kurzschwänziges Wollschaf (die erwähnten Etana-Zylinder, besonders Band II Tf. 172 b; ferner; Weber a. a. O. Nr. 422, 491; hier Band VII Tf. 153b; Unger *Sumerische u. akkadische Kunst* Abb. 10, Relief des Ur-Enlil aus Nippur, dort auch Ziege); erst später, von Beginn des 1. Jht. an, treffen wir ähnliche Schafe, aber mit halblangem, bis zu den Kniekehlen reichendem Fettschwanz, bisweilen darunter auch ungehörnte Tiere (Unger a. a. O.; Langdon *Kish* Tf. 40—42; Paterson a. a. O. Tf. 17, 18, 53, 54, 101; King *Bronze Reliefs from the Gates of Shalmanassar* Tf. 2, 37, 59; auf den meisten dieser Darstellungen auch Ziegen). Einmal ist eine andere Rasse dargestellt, nämlich das horizontalgehörnte, wollenlose, aber bemähnte Langbein-Schaf (Bruchstück eines Kalksteingefäßes in der Vorderasiatischen Abt. d. Berliner Museums V. A. Nr. 8768; hier Tf. 51^B c).

§ 31. Beide, Wollschaf wie Langbein-schaf, sind vermutlich in V. aus dortigen Wildschafen herangezüchtet worden, aber das Langbein-Schaf als das dem Wildschaf noch ähnlichere ist wohl das ältere. So ist es denn auch lange vor dem Wollschaf schon in vorhistorischer Zeit nach Ägypten gelangt und hat sich von da über ganz Nordafrika ausgebreitet, wo es heute noch in verschiedenen Rassen lebt. Eine allerdings nicht horizontalhörnige, sondern mit kleinen, verkümmerten Spiralförnern versehene ist auf den nordwestafrikanischen Felsbildern (Band IX Tf. 171, 172) dargestellt. Es ist das dieselbe Rasse, die heute noch in ganz gleicher Form in Bornu (Tf. 51^B b) lebt. So bilden diese Schafdarstellungen als Abbildungen aus Asien importierter Haustiere einen sicheren Beweis gegen das paläolithische Alter dieser Bilder. Dieser Beweis wird noch bekräftigt dadurch, daß auch ein zweites aus Asien stammendes Haustier auf diesen nordwestafrikanischen Felsbildern dargestellt ist, nämlich die Ziege, und zwar in einer Form, welche genau mit der altassyrischen mit Schraubenziehergehörn übereinstimmt (Frobenius und

Obermaier *Hadschra Maktubá* Tf. 148). Bei dem Langbein-Schaf auf dem altassyrischen Kalksteinbruchstück mischen sich in eigenartiger Weise primitive und fortgeschrittenere Merkmale. So hat es noch kurzen Schwanz wie die Wildschafe, aber schon Hängeohren. Die ältesten ägyptischen Darstellungen haben schon langen Schwanz, aber noch Stehohren (Tf. 51^b a).

Vgl. a. Hilzheimer *Nordafrikanische Schafe und ihre Bedeutung für die Besiedelung Nordafrikas* Zeitschr. f. Säugetierkunde 3 (1928) S. 253—277 (Heck-Festschrift).

§ 32. Schwerer ist es, sich über die ältesten Hunde (s. d.) lediglich nach Abbildungen klar zu werden. Auf einem ganz alten Siegel (Weber a. a. O. Nr. 406) steht hinter dem Wagen ein spitzartiger Hund (Spitz auch Langdon *Kish* Tf. 40/41). Sonst sind meistens größere Hunde dargestellt. Auf den Etana-Siegeln glaube ich einen langhaarigen, spitzschauzigen, stehohrigen Hirtenhund (Weber a. a. O. Abb. 404, auch Nr. 356) zu erkennen, auf anderen (Weber a. a. O. Abb. 403) ist mehr ein doggenartiger Hund mit stumpfer Schnauze zu sehen. Es ist wohl dieselbe Rasse, die auch als „apotropäische“ Hunde (z. B. Unger a. a. O. Abb. 61; s. Hund D 2) dargestellt ist, wozu sie sich wegen ihrer noch heute geschätzten Eigenschaften als „Wachhund“ gut eignet. Eine ähnliche, aber vielleicht noch schwerere, geradezu riesige Dogge mit eingerolltem Schwanz, deren Größe nach dem begleitenden Menschen auf mindestens 80 cm zu schätzen ist, ist auf einem leider verlorengegangenen Tontäfelchen (*British Museum. A Guide to the Babylonian and Assyrian antiquities*³ S. 131) dargestellt. Kleiner, etwa 60—70 cm h. und mit säbelartig getragener Fahnenrute versehen, waren Hunde aus der Zeit Assurnassirpals, die zur Jagd auf Wildesel verwendet wurden (Mansell Photogr. 462, 471, 485, 488 und öfter). Zu diesen großen Hunden mit schwerem Kopf scheint auch der auf den Kudurrus abgebildete zu gehören (King *Babylonian Boundary Stones* Tf. 59, 61, 66, 81). Er hat aufgerollten, buschigen Schwanz, dicken, gestreckten Kopf, keinen starken Stirnabsatz und kurze (kupierte?) Stehohren. Auch ein Windhund scheint vorhanden gewesen zu sein (Rawlinson

Five great Monarchies II 144), der wohl auch von den Hettitern zur Jagd verwendet wurde (Eduard Meyer *Reich und Kultur der Chetiter* 1914 Tf. 6, 7).

§ 33. Was die pferdeartigen Tiere anbelangt (s. o. § 14), so ist der Hausesel (s. Esel) schon seit der ältesten Zeit nachweisbar (Meissner *Babylonien und Assyrien* I [1920]). Aber er wird auffallend selten dargestellt. Ich kenne nur eine einzige Abbildung (7. Jh. vgl. Paterson *Palace of Sinacherib* Tf. 53/54) und auch eine Umfrage bei den verschiedensten Berliner Assyriologen erbrachte kein weiteres Bild. Eine als Esel gedeutete Darstellung auf einem Siegelzylinder (Band II Tf. 172e) erweist sich bei genauer Betrachtung der Abrollung als Rind. Öfter dagegen sind Maultiere dargestellt (Mansell Photogr. 464—466; King *Bronze Reliefs from the Gates of Shalmanassar* Tf. 23; Paterson a. a. O. Tf. 17/18, 65/66, 79, 81, 82 und öfter). Hierher ist auch das Zugtier auf einem sehr alten Siegelzylinder (um 3200 v. C.) zu stellen (Weber a. a. O. Abb. 406). Nachdem ich es früher (Hilzheimer *Haus-tiere* 1926 S. 135/136) als Esel erklärt hatte, bin ich jetzt, nachdem mir eine Originalabrollung vorgelegen hat, überzeugt, daß es ein Maultier ist. Der dargestellte, von oben bis unten gleichmäßig starke Schwanz ist ein Pferdeschwanz und kein Eselschwanz (s. § 13 und 14). Aus der ältesten sumer. Königsnekropole in Ur (3300 v. C.) sind jüngst im ganzen 33 Darstellungen von Maultieren bekanntgeworden (Tf. 54^A a, c; *Illustr. Lond. News* v. 23. VI. 1928 S. 1176), als Rundplastik, an Streitwagen und als Tribut (s. d. C.). Und dann würde die von Meissner (*Babylonien und Assyrien* I [1920]) vermutungsweise ausgesprochene Ansicht zu Recht bestehen, wonach das Pferd (s. d.) erst auf Rechnungen aus der Zeit Naram-Sins (um 2800 v. C.) und Schulgis (um 2400 v. C.) vorkommt. Das setzt vielleicht eine Bekanntschaft mit den Pferden voraus, aber nicht ein Vertrautsein. Maultiere können als seltene Geschenke nach Mesopotamien gelangt sein, ohne daß man Pferde kannte. Nach der gewöhnlichen Ansicht (Meissner a. a. O.) erscheinen jedoch Pferde erst seit der I. Dyn. von Babylon und der Dyn. von Isin (um 2280; s. Herr-

schierliste B), waren aber noch zu Hamurapis (um 2000) Zeit so selten, daß sie dieser große Gesetzgeber nicht einmal erwähnt. Abbildungen von Pferden scheinen nicht über das 1. Jht. zurückzugehen. Dann erscheinen sie allerdings häufig (z. B. Paterson a. a. O. Tf. 90; King a. a. O. Tf. 27, 29; Budge *Assyrian Sculptures* Tf. 12; *Ausgrabungen von Sendschirli* III Tf. 39, 44; Mansell Photogr. 371, 372, 390, 483, 484, 492, 508, 509 [Band VII Tf. 149c, 151a und b, 152b, 160b] und öfter). Während die Pferde meist so groß sind, daß sie den Begleitenden überragen, finden sich gelegentlich auch so kleine, daß sie dem danebenstehenden Führer kaum bis an die Achseln reichen (Mansell Photogr. 523). Und diese Pferde erscheinen merkwürdig schwer, so daß man geneigt ist, mindestens an zwei Rassen zu denken. Nur Pferde werden zur Jagd, zum Rennen, zum Reiten und vor dem Kriegswagen verwendet. Das Maultier dient nur zum Lastentragen, wobei die Last auch einmal eine Frau sein kann. Im N von Kleinasien waren wohl Pferde schon früher (vor 2000 v. C.) bekannt und zahlreicher als in Mesopotamien (Eduard Meyer a. a. O. S. 54 Abb. 44 [= *Annals of Archaeology Liverpool* 1 Tf. 7—11, beste Abb. dieses Siegels, etwa 2200 v. C., und 45; *Chantre Mission en Cappadocie* 1898 Abb. 8—15 [um 1500 v. C.]). S. a. Wagen C § 6 und Tf. 54^B.

§ 34. Das Rind (s. o. § 13) ist seit der ältesten Zeit dargestellt (s. Rind). Aber diese alten Rinder gleichen dem Ur noch so, daß sie nur an der Situation als Haustiere erkannt werden können, so wenn sie an einem Halfter geführt werden (Weber a. a. O. Abb. 43, 213) oder bei einer Hürde stehen (a. a. O. Abb. 488, 489) oder den Pflug ziehen (a. a. O. Abb. 495; hier Band II Tf. 172d) oder von einem Menschen vor einem angreifenden Löwen geschützt werden (a. a. O. Abb. 500; Band VII Tf. 149a) oder neben einem Kornfeld stehen oder gemolken werden (Unger a. a. O. Abb. 12—14 S. 31) usw. Gelegentlich erscheinen neben diesem langhörnigen, urähnlichen Rind auch solche mit kurzem, halbmondförmigen Gehörn (King *Bronze Reliefs* Tf. 32, 40). Von der Mitte des 2. Jht. an sind auch Zebus nachweisbar (Weber a. a. O. Abb. 268a, 445; Band VII

Tf. 153b). Sie werden ganz wie Rinder verwendet, ziehen den Pflug (Weber a. a. O. Abb. 496, 497) oder den Wagen (Paterson a. a. O. Tf. 94, 95). Ungehörnte Rinder habe ich nicht feststellen können. Bei scheinbar ungehörnten, wie einem Kalksteinkopf (Vorderasiatische Abt. Berl. Museum Nr. 7193) oder dem Rinderkopf am Stuhl des Barrekub (VA Nr. 2813), handelt es sich entweder um beim lebenden Tier künstlich abgeschnittene Hörner oder um eine künstlerische Freiheit. Die Hornansätze sind sehr stark entwickelt dargestellt.

§ 35. Kamele (s. d.) sind in Assyrien wohl nicht vor Tiglatpileser I. eingeführt worden, und zwar scheint die Bekanntschaft mit dem Dromedar (Hogarth *Carchemish* 1914 Tf. 1; Paterson *Palace of Sinacherib* Tf. 38, 71—73; Band III Tf. 42 b, VII Tf. 151a und b), das stets der Begleiter der Araber ist, älter als die mit dem Trampeltiere (baktrische Kamele: King *Bronze Reliefs* Tf. 40 [Tribut aus Armenien]), das wohl immer aus dem N kommt und seltener dargestellt ist. Beide zusammen sind auf dem schwarzen Obelisk Salmanassars III. abgebildet.

§ 36. Das Hausschwein (s. Schwein) soll nach Meissner a. a. O. seit den ältesten Zeiten nachweisbar sein. Sichere Darstellungen von ihm sind mir nicht bekannt.

§ 37. Über das Geflügel s. o. § 20 und 21. Über den Pfau OLZ 16 S. 292 Meissner.

Max Hilzheimer

Vorform s. Bronzeuß A § 8, 9, 13.

Vorgeschichte im öffentlichen Unterricht (Deutschland).

Einleitung: § 1. Nichtbeachtung der V. — § 2. Ausnahmen. — § 3. Frühere Interesslosigkeit. — I. Einführung der V. in den Unterricht der Berliner Schulen: § 4. Der Weg. — § 5. Volkshochschulen. — § 6. Vorträge in Lehrervereinen. — § 7. Lehrerkurse. — § 8. Oberlehrerkurse. — § 9. Vortragsreihen im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. — § 10. Siedlungsarch. Übungen und Studien im Märkischen Museum (Seminar). — § 11. Die heimische Altertumskunde in der Schule. — § 12. V. der Mark. — § 13. Aufnahme der V. in die Schulbücher. — § 14. Vorschläge für den Geschichtslehrplan. — II. Heimatkunde und V.: § 15. Der Reichsbund Heimatschule. — § 16. Tagungen. — § 17. Heimatschulwochen des Zentralinstituts. — § 18. Heimatinstitutione und V. — § 19. V. im Rahmen der Heimatkunde. — III. Bestrebungen an anderen Orten: § 20. Aufschwung der V. in den letzten Jahren. — § 21.

Württemberg und Baden. — § 22. Bayern. — § 23. Hamburg. — § 24. Rheinland. — § 25. Halle. — § 26. Hannover. — § 27. Leipzig. — § 28. Breslau. — § 29. Vorträge und Aufsätze. — § 30. „Wander-ausstellungen“ und „Kulturschutzstelle“ in Berlin. — IV. § 31. Vorbedingungen für die Einwirkung auf den Unterricht. — V. Vorgeschichte auf Universitäten: § 32. Lehrstühle. — § 33. Berücksichtigung seitens der Historiker, Germanisten und klassischen Philologen. — VI. § 34. Lehrmittel. — § 35. Literatur.

Einleitung. § 1. Bis in die neueste Zeit hinein hat sich immer nur ein kleiner Kreis von Altertumsfreunden mit der V. beschäftigt. Selbst innerhalb der schon seit Jahrzehnten weitverbreiteten Altertums-gesellschaften spielte die V. oftmals eine untergeordnete Rolle, und nur, wo ihre Interessen von einer starken Persönlichkeit vertreten wurden, kam sie mehr zur Geltung. Aber auch in den letzten Jahrzehnten hat die V. in manchen, sonst sehr leistungsfähigen Gesellschaften noch einen schweren Stand gehabt. Selbst Vertreter nahestehender Fächer haben sich vielfach gleichgültig oder ablehnend gezeigt. Das lag teilweise daran, daß die V. nach Methoden arbeiten muß, die den Vertretern anderer Wissenschaftszweige nicht leicht vertraut werden (Bernheim *Einleitung in die Geschichtswissenschaft*³ und ⁴ 1925; ders. *Lehrbuch der histor. Methode* 1908), teilweise hatten aber unerquickliche Streitigkeiten innerhalb des Faches selbst seit den Tagen des Dreiperiodenstreites andere Forscher abgestoßen. So kümmerten sich die hervorragendsten Universitätslehrer überhaupt nicht mehr um die Vorgeschichte. Folge davon war, daß diese großenteils dem Dilettantismus in die Hände geriet. Während Klemms *Handbuch der germ. Altertumskunde* die vorgesch. Altertümer schon stark berücksichtigte, konnte Karl Müllenhoffs monumentale *Deutsche Altertumskunde* erscheinen, ohne daß auch nur im geringsten auf die heimische V. Bedacht genommen wurde, ein bedeutsames, aber recht betrübendes Zeichen.

Das *Handbuch der germ. Altertumskunde* von Gust. Klemm war in dem für die Vorgeschichtsforschung so wichtigen J. 1836 erschienen, dem Jahre des Dreiperiodensystems (s. d.). Es behandelte, „was die Alten melden, was die Ausgrabungen darbieten, und was das Volksleben etwa noch enthält“, also die „Volkskunde“.

Die Sammlungen nennt Klemm in richtiger Würdigung die eigentlichen Herde der Altertumskunde. Als eine der wichtigsten Aufgaben der Gesellschaften betrachtet er „Verbreitung einer notwendigen Kenntnis der Vorzeit unter dem Volke und Erweckung jener Achtung für dieselbe, die der sicherste Hebel der Vaterlandsliebe ist“. „Verordnungen in unseren künftigen Gesetzbüchern“ zum Schutze der Altertümer hat K. damals schon gefordert. (Erst 1914 kam in Preußen das Ausgrabungsgesetz heraus.) Wie das Dreiperiodensystem sozusagen in der Luft lag, ersieht man aus Klemms Einteilung der Gräber (a. a. O. S. 100). Hünenbetten mit steinernen, Brandhügel mit vorzugsweise ehernern, Grabhügel auch mit eisernen Gerätschaften —, wobei bemerkt sei, daß dem Verfasser die Anschauungen Danneils, Schröters und Lischs wohl vertraut waren (s. Dreiperiodensystem). Im bibliographischen und topographischen Teil findet sich neben sonstigen Schriften über deutsche Altertumskunde die gesamte bis dahin in Deutschland bekannte Ausgrabungsliteratur verzeichnet.

§ 2. Bei der Zurückhaltung, ja Nichtbeachtung der führenden Gelehrten zwischen 1840 und 1870 etwa war es ausgeschlossen, daß die V. im öffentlichen Unterricht Berücksichtigung finden konnte. Wenn zukünftige Lehrer an den höheren Schulen auf der Universität einmal etwas von heimischen Altertümern hörten, so waren es — mit ganz wenigen Ausnahmen — ein paar wegwerfende Bemerkungen. Trotzdem haben gerade unter den Schulmännern einige begeisterte Altertumsfreunde mit unermüdlichem Eifer gewirkt. Sie sind mit ihren Schülern hinausgezogen und haben in ihnen tüchtige Hilfskräfte bei ihren Ausgrabungen zur Verfügung gehabt. So arbeiteten (unter vielen anderen) Bujack in Königsberg, Jentsch in Guben und — der bedeutendste unter ihnen, der noch an dem Aufschwung der V. tätigen Anteil hat — Robert Beltz in Schwerin. Ganz ohne Einwirkung auf die jungen Gemüter konnte das natürlich nicht bleiben; aber es ist doch sonderbar, wie wenig ernst diese Anregungen von einem großen Teile der Schüler genommen wurden. In der Volksschule kam die Betrachtung vorgesch. Altertümer über

gelegentliche Erwähnung eines Steinbeils oder einer Urne, bestenfalls eines „Hünengrabes“ kaum hinaus. Selbst die unter Begünstigung durch die Behörden hergestellten und an die Schulen verteilten Wandtafeln vorgesch. Funde konnten schon deswegen kein großes Interesse wecken, weil niemand da war, der ihnen Leben gab. Seitens einzelner Museen ist versucht worden, durch Vorträge auf Lehrerkonferenzen die Belehrung der Kinder zu beeinflussen; aber das alles war doch zu wenig; irgendwelchen durchschlagenden Erfolg hat es nicht gehabt. Im Arch. Jahrb. erscheint alljährlich ein kurzer Bericht über „Gymnasialunterricht und Archäologie“, in dem über die während des Jahres veranstalteten Ferienkurse (Berlin, Frankfurt a. M., Bonn, Trier, Münster, München, Würzburg, Leipzig u. a. m.) Mitteilungen veröffentlicht werden. Ein Vorzug dieser Ferienkurse ist, daß sie zu einer ständigen Einrichtung geworden sind, stets die Lehrer an höheren Schulen in engster Fühlung mit der Wissenschaft und ihren neuesten Errungenschaften halten und als selbstverständliche Pflichtleistung der wissenschaftlichen Institute im Dienste des Unterrichts betrachtet werden. Wer je mit Vertretern des höheren Lehrerstandes in Verbindung gestanden hat, weiß, welche Fülle von Anregung namentlich auch die Herren aus der Provinz von diesen Ferienkursen mit nach Hause nehmen, und wie gern sie sich dieser an Arbeit und Eindrücken reichen Tage erinnern. Naturgemäß steht die klassische Archäologie im Mittelpunkt dieser Lehrgänge. Die heimische V. ist nicht ganz vergessen worden. Für eine nachhaltige Wirkung oder gar für eine gründliche Einführung in ein fast allen Teilnehmern völlig fremdes Gebiet, wie es die heimische V. immer noch ist, reichen die wenigen Tage der Ferienkurse aber nicht aus. Eine der ältesten Abhandlungen über Behandlung der V. im Unterricht ist die von Helmke *Die Altertumsammlung des Friedberger Gesch.-Ver. und ihre Verwertung in der Schule* 1904.

§ 3. Eine Folge der Nichtbeachtung unserer heimischen Vorgeschichtsforschung seitens der Universitätslehrer und des mangelnden oder wenigstens mangelhaften Unterrichts war die völlige Interesselosigkeit nicht nur der minder Gebildeten unserer

Wissenschaft gegenüber. Wenige nur ahnten, welche Werte für die Erziehung der Jugend, aber auch für die gründlichere Kenntnis unserer Volksgeschichte ungehoben im Verborgenen blieben.

Für die vorgesch. Wissenschaft war das auch insofern ein schwerer Nachteil, als zur Durchführung der Untersuchungen Geld gehört und diese Mittel von Behörden bewilligt werden mußten, in denen selten ein Mitglied saß, das vom Wert der V. auch nur eine einigermaßen klare Vorstellung hatte. — Und die Museen? Wohl ist namentlich seit Rud. Virchow das Leben an ihnen etwas reger geworden. Die Aufstellung war jedoch ausnahmslos eine derartige, daß man von keinem Laien erwarten konnte, sich durch diesen Wust von Urnen, Steinbeilen u. dgl. hindurchzuarbeiten. In der verwirrenden Fülle der „alten Töpfe“ verschwanden die Bronzen und sonstigen Beigaben fast ganz. Verständnislos ging der Besucher an den unübersehbaren Massen vorüber. Für die Schulen kamen diese ungeordneten Mengen von heimischen Altertümern überhaupt nicht in Betracht. Auch die Besprechung der Funde, wie sie nicht selten in Altertumsgesellschaften üblich war, konnte schwerlich einen Hörer verlocken, erstlich an unsere Denkmäler heranzutreten. Wo der Dilettantismus nicht mehr blühte, da erschöpfte man sich zumeist in kleinlichen und peinlichen Beschreibungen, die für Kataloge zur Aufbewahrung und Wiedererkennung der Altertümer nötig, für Fundberichte teilweise recht nützlich sind, in der Besprechung und Belehrung aber tödlich wirken und jede Teilnahme ersticken. Diese V. war für den öffentlichen Unterricht noch nicht reif.

Dann kam Licht aus dem Norden. Namentlich in Schweden und Dänemark hatte man die V. nicht dem Dilettantismus überlassen. In gründlicher wissenschaftlicher Arbeit und in großzügiger Erfassung der vorzeitlichen Kulturen stellte man die Vorgesch.-Wissenschaft auf einen ganz anderen Boden. Führer waren Oscar Montelius in Stockholm und Sophus Müller in Kopenhagen. *Die nordische Altertumskunde* des letzteren und *Die Kultur Schwedens in vorgesch. Zeit* des ersteren legten Bresche in die weitverbreitete Gleichgültigkeit und wurden bahnbrechend auch für Deutschland.

Von der anderen Seite her wirkte gleichfalls anregend die von Theodor Mommsen ins Leben gerufene Limes-Forschung mit ihrer neuen Ausgrabungstechnik. Und wenn früher westdeutsche Forscher fast ausschließlich auf röm. Altertümer eingestellt waren, so erkannte man doch nach und nach, daß selbst provinziäl-röm. Kultur ohne genaue Kenntnis der germ. und kelt. nicht zu beurteilen war. Die nord. Einflüsse und die südwestdeutschen Erfolge wirkten selbstverständlich aufeinander ein, so daß in einer Reihe tüchtiger Forscher klassische und heimische Archäologie sich vereinigte und diese Archäologen in der Lage waren, unsere Altertümer allseitig zu betrachten. Mit der heimischen V., wie sie sich unter all diesen Einflüssen bis zum Ende des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts im Laufe der vorangegangenen 20—30 Jahre entwickelt hatte, durfte man der Schule schon nahe treten. Voraussetzung war allerdings dabei eine grundlegende Änderung der Aufstellung unserer Museen. S. a. Museen und Sammlungen.

I. § 4. In der Reichshauptstadt sind wir jetzt wohl mit der Einführung der V. in die Schulen am weitesten vorwärts gekommen. Darum dürfte es angebracht sein, den eingeschlagenen Weg näher zu kennzeichnen.

Ausführlich habe ich darüber berichtet in der „Museumskunde“ 1921: *Die vorgesch. Abteilung des Märkischen Museums als Bildungs- und Lehranstalt*, in der „Heimatschule“, Organ des Reichsbundes Heimatschule, 1920 und in der *Brandenburgia* 1924: *Die Verbreitung vorgesch. Kenntnisse durch die vorgesch. Abtlg. des Märkischen Museums*. Schon bei Neuordnung der vorgesch. Abteilung des Märkischen Museums im neuen Gebäude (seit Dezember 1907) betrachtete ich es als eine der Hauptaufgaben, die V. an die Schulen heranzubringen und vor allem den bis dahin in öden Bahnen wandelnden heimatkundlichen Unterricht zu befruchten. Bei Aufstellung der Abteilung war dauernd an dieses Ziel gedacht worden, wenn auch nicht nur an diesen einen Zweck. Die Schausammlung mußte so eingerichtet werden, daß Lehrer und Schüler geführt werden konnten, aber auch so, daß jeder Einzelne sich ohne Hilfe hindurchfinden würde. Also: Übersichtlich-

keit und sorgsame Beschriftung (kurz, knapp, aber treffend und inhaltreich). Sobald die Aufstellung vollendet und das Museum eröffnet war, wurden (Sommer 1908) die Direktoren und Oberlehrer der höheren Schulen sowie die Schul-Inspektoren und die Rektoren sämtlicher Gemeindeschulen durch die Schausammlung geführt (s. Museen und Sammlungen).

§ 5. Bald darauf übernahm ich (1910) Führungen und Vorträge an der Freien Hochschule, die später mit der Humboldt-Akademie vereinigt wurde. Mancher zweifelte damals, ob die V. für Volkshochschulen in Betracht kommen könnte, besonders, da an ähnlicher Stelle die Vorlesungen wieder eingestellt werden mußten. Der Erfolg war überraschend. Im ersten Vierteljahr schon stellten sich 97 Hörer ein. In späteren Studientrimestern schwankte die Hörerzahl zumeist zwischen 100 und 167, unter 100 sank sie selbst während der Kriegsjahre ganz selten. Etwa $\frac{1}{3}$ der Teilnehmer gehörte akademischen Berufen an; fast ein zweites Drittel stellten die Lehrkräfte der Schulen, und das letzte Drittel stammte aus freien Berufen oder aus dem Kaufmanns-, Handwerker- und Arbeiterstande. Alle Stände waren also vertreten. Neben den Vorträgen wurden Führungen durch die vorgesch. Abteilung und solche zu Ausgrabungsplätzen veranstaltet. In manchen Fällen konnten sich die Teilnehmer sogar recht nützlich machen, so bei der Untersuchung des Steinzeitdorfes von Trebus (s. Haus A 1 § 7), wo nicht nur viel Boden zu bewegen war, sondern auch die im Sande zerstreut liegenden gerösteten Getreidekörner mit Mühe gesammelt werden mußten. Bei der Hilfeleistung einer größeren Zahl zumeist ungeschulter Kräfte kommt es darauf an, straffe Ordnung zu halten und nur solche Arbeiten vornehmen zu lassen, bei denen nichts zerstört werden kann. Jedenfalls erhöhen Besichtigungen von Ausgrabungsplätzen die innere Teilnahme an der Vorgeschichtswissenschaft in erfreulichem Maße. Eine große Zahl der Hörer wurde Jahre hindurch von der V. festgehalten, und als nicht gering einzuschätzender Erfolg ist es anzusehen, daß viele von ihnen dann als Führer in Wandervereinen u. dgl. das Gehörte weitertrugen. Mehrfach habe

ich in kleinen Zeitschriften und Zeitungen („Wanderfreunde“, „Lenzgarten“) Abhandlungen gefunden, deren Verfasser Teilnehmer der Volkshochschulkurse waren und sichtlich aus den Vorträgen gelernt und geschöpft hatten. Dieselben guten Erfahrungen habe ich mit den Volkshochschulkursen in Friedrichshagen (1918—1922) und Neuruppin (1922) sowie mit den Vorträgen in Handwerker- und Bildungsvereinen in Kyritz, Perleberg und Wittstock (400—500 Hörer) gesammelt. In der Zeit, als in Groß-Berlin überall an neugegründeten Volkshochschulen Kurse eröffnet wurden, hatten beinahe alle das Bestreben, die V. in ihren Unterrichtsbetrieb mit aufzunehmen. Die Ausführung scheiterte nur an dem Mangel an geeigneten Lehrkräften und an geeignetem Anschauungsmaterial. Mein Lehrgang an der Volkshochschule Groß-Berlin im 16. Bezirk (Cöpenick) Winter 1923 (Vorgesch. Altertümer von Cöpenick und Umgebung; Beitrag zur Heimatkunde) umfaßte etwa 130 Hörer; die Hälfte von ihnen waren Studienräte und Lehrer. So treten erfreulicherweise auch die Volkshochschulen in den Dienst der übrigen Unterrichtsanstalten.

§ 6. Durch die Vorträge an den Volkshochschulen, durch die Führungen im Museum und namentlich auch durch die Erfolge der Bucher Ausgrabungen (1910—1914; s. Buch) wurde die Lehrerschaft aufmerksam. Ich ließ allerdings auch keine Gelegenheit ungenutzt, darauf hinzuweisen, daß es unverantwortlich wäre, der eigenen Vorzeit gleichgültig und verständnislos gegenüberzustehen, und setzte meine Hoffnung immer in erster Linie auf die Lehrerschaft. Bald wünschten die einzelnen Lehrervereine den ganzen Stoff möglichst im Zusammenhange zu hören. Im Laufe der J. 1910—1913 hatte ich Einzelvorträge zu halten in Berlin, Neukölln, Cöpenick und Charlottenburg, ganze Vortragsreihen aber in Potsdam, Brandenburg, Neuruppin (1913) und Pankow. Gelegentlich des Vortrages im Berliner Lehrerverein (1912) wies ich darauf hin, daß die V. jetzt so weit sei, in die Schulen aufgenommen zu werden, wenn es auch weder möglich noch nötig sei, sie als besonderes Lehrfach zu behandeln. Man könne schon V. treiben, ehe dieser Wissenszweig im Lehrplan gefordert werde. Bis wir

dahin kämen, würden aller Erfahrung nach vielleicht 10 oder 20 Jahre vergehen (Bericht über den Vortrag in der Berliner Lehrerzeitung 1912). In demselben Jahre veranstaltete die Berliner Lehrerschaft gelegentlich des deutschen Lehrertages eine heimatkundliche Ausstellung im Abgeordnetenhaus. Auch die V. war vertreten, namentlich durch die Funde von Buch (*Führer durch die Schulausstellung Berlin 1912*). Vorgesch. Funde erschienen hier wohl zum ersten Mal in einem so weit gespannten Rahmen inmitten anderer Lehrmittel. Sie begegneten zwar noch manchem Kopfschütteln, fanden aber die nötige Beachtung und erregten das Interesse führender Kreise der Lehrerschaft. Von entscheidender Bedeutung war dabei die von uns mit vollem Bewußtsein vollzogene Einfügung der V. in den heimatkundlichen Unterricht. Schon bei dieser Ausstellung hatten namentlich die Ergebnisse der Bucher Wohnstättenfunde die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Tatsache allein, daß sich die Vorgeschichtswissenschaft nicht nur mit Gräbern, sondern vor allem mit dem Leben der Vorfäter beschäftigen will, hat Eindruck gemacht, ebenso wie die zweite Tatsache, daß die Bucher Ergebnisse ganz auf Beobachtung beruhten und Beobachtung seitens der Vorkämpfer für den neuzeitlichen Unterricht in allererster Linie gefordert wurde. Die letzte Entscheidung brachte wohl die bei allen geweckte Erkenntnis, daß es sich hier um Erfolge auf rein wissenschaftlicher, also sicherer Grundlage handelte. Diese Erkenntnis gab die nötige Zielsicherheit und flößte überall Vertrauen ein. So war der Boden vorbereitet, als die städtischen Behörden Berlin mir durch Zuwendung der nötigen Geldmittel die Möglichkeit gaben, alle Ausgrabungsergebnisse von Buch und einigen anderen Wohnplätzen im Vortragssaale des Märkischen Museums auf würdige Weise auszustellen. Schon bei der Art der Aufstellung war ich stets darauf bedacht, die gleichzeitige Führung einer größeren Zahl von Besuchern zu ermöglichen. Das Kojensystem wurde aus diesem Grunde verworfen, da es immer nur wenigen möglich macht, die in den einzelnen Zellen aufgestellten Gegenstände zu besichtigen. Weiter wurde

darauf geachtet, daß die Führung durch die Ausstellung nicht allein abhängig war von den auf den Tischen ausgelegten Funden, die auch nicht immer gleichzeitig von vielen gesehen werden können, sondern daß durch die oben an senkrechten Wänden angebrachten Anschauungsmittel (Zeichnungen, Photographien) das Verständnis wesentlich unterstützt wurde. Die großen Dorf-, Haus-, Grundriß- und Wandmodelle waren ja ohnehin allen sichtbar.

Bei der Eröffnung, zu der auch zahlreiche Vertreter der Wissenschaft (von der Universität, der Akademie, der Anthropologischen und Archäologischen Gesellschaft) gekommen waren, wies ich ausdrücklich darauf hin, daß auch in Zukunft unseren Kindern die Sonne Homers leuchten solle, daß man aber in den Schulen an den Zeugen der heimischen Vorzeit nicht achtlos vorbeigehen dürfe. Geradezu über alles Erwarten glänzend waren die Erfolge. Etwa 30 Führungen für Lehrer an höheren und Volksschulen habe ich veranstalten müssen, um den Andrang der Lehrkräfte zu bewältigen. Zu jeder Führung wurden 100 Lehrkräfte zugelassen; es kamen aber teilweise 150. Die meisten sind später mit ihren Klassen wiedergekehrt. Im ganzen wurde die Ausstellung (April bis Oktober 1914) von mehr als 26000 Besuchern besichtigt — trotz des Kriegsausbruches in den ersten Augusttagen. Die Ausstellung hat bis heute, wo sie in einem Bodenraum gezeigt werden kann, eine sich immer steigende Anziehungskraft ausgeübt. Der Bann war damit gebrochen. Als Ende 1914 der neue „Grundlehrplan für die Berliner Gemeindeschulen“ herauskam, enthielt er als Forderung, daß vorgesch. Funde behandelt werden sollten. Das ging über alles hinaus, was man 1912 noch zu hoffen wagte.

§ 7. Die Durchführung dieses Lehrplanes setzte aber hinreichend vorgebildete Lehrkräfte voraus. Aus diesem Grunde veranstaltete die Berliner Schuldeputation auf Antrag der „Heimatkundlichen Vereinigung“ des Berliner Lehrervereins Lehrgänge zur Einführung in die heimische Altertumskunde, deren Leitung mir übertragen wurde. Zum ersten Lehrgang meldeten sich mehr als 600 Hörer; 60 konnten nur angenommen werden. So waren neue Lehrgänge not-

wendig; einer reihte sich an den anderen, bis ich 1917 ins Feld zog. Diese (5) Lehrgänge bestanden je aus 10 zweistündigen Vorträgen, 5 Führungen durch die vorgesch. Abteilung des Museums und 5 Studienfahrten zu Fundplätzen, die nicht allzu weit von Berlin entfernt waren (Trebus, Nackel, Seddin [s. d.], Breddin).

§ 8. Von der Leitung der „Veranstaltungen der Stadt Berlin zur Förderung des naturkundlichen Unterrichts an höheren Lehranstalten“ wurden ebenfalls Vorträge und Führungen gewünscht. Die Hörer waren mit wissenschaftlichen Forschungsmethoden durchaus vertraut. Es kam also nur auf den Stoff an. Schwierige Probleme konnten von vornherein besprochen werden. Diesem Kreise kam es zuerst auf die neuesten Forschungsergebnisse des Märkischen Museums an, dann schloß sich eine Übersicht über die Vorgeschichtsperioden und die märkischen Vorzeitkulturen an. Weiter wurden die Grundlagen der vorgesch. Chronologie behandelt. Den Abschluß bildete die Besichtigung der Ausgrabungen bei Freienbrink, wo die Arbeitsmethoden erläutert werden konnten (Museumskunde 16 S. 9f.).

§ 9. Die schon während des Krieges begonnenen Kurse im „Zentral-Institut für Erziehung und Unterricht“ wurden unmittelbar nach dem Kriege ebenfalls wieder aufgenommen. Auch hier fand sich stets eine stattliche Hörerzahl ein. Von den vorher genannten Lehrgängen unterschieden sich diese dadurch, daß auch Lehrer der näheren und weiteren Umgebung Berlins daran teilnehmen konnten. Behandelt wurde namentlich die germ. Urzeit und die europ. Vorgeschichte.

§ 10. Aus allen anderen Veranstaltungen heraus hat sich ein kleinerer Kreis von Freunden der V. (30—45) zusammengeschlossen, dem an gründlicher Arbeit und wissenschaftlicher Vertiefung gelegen ist. Sammlung und Verarbeitung von Beobachtungsmaterial, Einarbeitung in die Handhabung der wissenschaftlichen Methode, eingehende Berücksichtigung der Typologie (s. Typologische Methode) und Chronologie als der beiden Augen der Vorgeschichtswissenschaft, systematisches Aufsuchen von Siedlungen und anderen Fundplätzen, Hilfeleistung bei Ausgrabungen

und Verbreitung vorgesch. Kenntnisse im eigenen Kreise und in der Schule sind die Ziele, die erstrebt werden. Auf allen Gebieten ist von den Teilnehmern der „Siedlungsarchäologischen Übungen und Studien im Märkischen Museum“ auch schon Erfreuliches geleistet worden (vgl. *Zur Einführung und Jahresberichte* in den Monatsblättern der *Brandenburgia* 1915—1927). Wie fruchtbar auch für die Wissenschaft diese Seminar-Übungen werden können, ist z. B. durch das Aufsuchen neuer Fundstellen (1916 in zwei Tagen mehr als 20) und durch den Besuch der alten „Feuersteinschlagstätte“ bei Schmöckwitz (1923) erwiesen. An letzterer Stelle konnte durch einen Besuch (s. Schmöckwitz) festgestellt werden, daß es sich hier nicht nur um neol. und spätere Siedlungsreste, sondern vor allem auch um Zeugen der Litorina-Kultur handelt. Die Hilfe bei Ausgrabungen (Bronzezeitl. Siedlung bei Freienbrink 1919; wendische Siedlung auf dem Rohrwall bei Schmöckwitz 1923/25; Gräberfelder bei Gr.-Machnow und Lüdersdorf 1925/26; Pennigsberg bei Mittenwalde 1927) hat nicht nur den Erfolg, unserer Erkenntnis neue Fundgruben erschlossen zu haben, sondern auch den, durch eigene Erfahrungen in Anderen die richtige Vorstellung von der Schwierigkeit regelrechter Ausgrabungen wachzurufen und dadurch das Antasten solcher Stellen durch Unberufene zu unterbinden.

Wie weite Kreise durch all diese in erster Linie der Schule dienenden, aber auch durch gleichlaufende andere Veranstaltungen für die heimische V. erwärmt worden sind, das beweist wohl allein schon die Tatsache, daß im Frühjahr 1920, als über die Bedeutung der Sammlungen des Märkischen Museums gesprochen wurde, an den beiden Abenden, die der V. gewidmet waren (1. StZ, 2. BZ), bereits lange vor Beginn der Vorträge wegen übermäßigen Andranges die Eingänge zum Museum geschlossen werden mußten (ebenso wie in Spandau), und daß bei den Vorträgen in der *Urania* (1920 und 1922) die Vorträge über „Märkische Urzeit“ und „Die Bucher Ausgrabungen“ ein voll besetztes Haus fanden.

§ 11. Um das neugewekte Interesse in die richtigen Bahnen zu lenken und vor

allem der V. im Rahmen des heimatkundlichen Unterrichtes aller Schulen den rechten Platz anzuweisen, ließ ich 1915 bei K. Siegismund, Berlin, als „Beitrag zur Um- und Ausgestaltung des heimatkundlichen Unterrichtes“ *Die heimische Altertumskunde in der Schule* erscheinen (Vernachlässigung der Heimatkunde im Schulunterricht; Bestrebungen zur Umgestaltung des heimatkundlichen Unterrichtes. Ist die heimische Altertumskunde, soweit sie sich mit vorgesch. Altertümern beschäftigt, für die Schule reif? Erdgeschichtliche Spuren und ihre Deutung. Der Lehrstoff; Stoffverteilung und Methode. Studienausflüge, Lehrerkurse). Hauptziel war Verknüpfung der heimischen Altertumskunde mit Geologie, Landesgeschichte, Siedlungsgeschichte usw. (Wien. Präh. Z. 2 [1915] S. 136ff. Mahr).

§ 12. Das alles hätte schwerlich den erwünschten Erfolg gehabt, wenn es nicht schon eine zusammenfassende Darstellung der märkischen V. gegeben hätte (*Landeskunde* III [1912]). Ich entschloß mich sogar, diese Darstellung „für die Jugend und ihre Lehrer“ unter Weglassung aller Literaturangaben und Anmerkungen als *Bilder aus der märkischen Vorzeit* besonders herauszugeben (Dietrich Reimer, Berlin 1916, 4. Aufl. 5.—6. Tausend 1926). Das Büchlein ist in der Hand vieler Lehrer und Schüler. Als Ergänzung dazu gab ich (bei Julius Bard, Berlin) künstlerisch auf der Höhe stehende Wandtafeln für den Schulunterricht heraus (1. Das Hünenbett von Mellen u. a. Steinzeitfunde; 2. Das Königsgrab von Seddin; Nr. 3 und 4 „Der Gießerbund von Spindlersfeld“ und „Das Bronzezeitdorf Buch“ mußten leider der hohen Kosten wegen während der Inflationszeit mitten in der Arbeit steckenbleiben). 1922 wurden seitens der Städtischen Behörden die Lehrerführungen im Märkischen Museum wieder aufgenommen. Die Meldungen waren wieder so zahlreich eingelaufen, daß die Schuldeputation die Zahl der Teilnehmer stark beschränken mußte. Von der Schulverwaltung in Neukölln wurde ich schon 1920 gelegentlich der Ausstellung des Reitergrabes von Neukölln gebeten, eine Vortragsreihe zu veranstalten, die ebenfalls großen Zuspruch fand.

§ 13. Das Nikolaische Realienbuch für Schöneberg bei Berlin erhielt schon vor dem Kriege als Einleitung eine von mir geschriebene Einführung in die V. dieses Ortes mit Abbildungen der wichtigsten Funde und unter Besprechung der dort vorhandenen altgerm. Siedlung, über deren Charakter man vorher die sonderbarsten Dinge lesen konnte (noch Spatz *Der Teltow* in Ferd. Hirts *Berliner Lesebuch* [Ausg. A, II. Teil, 3. und 4. Schuljahr, 1922] brachte einen Aufsatz von W. Ratthey über *Das Königsgrab von Seddin*). In demselben Jahre erschien das von Meyer und Nagel hg. *Deutsche Lesebuch für höhere Lehranstalten* (III. Teil Ausg. C) und enthielt zwei Lesestücke vorgesch. Inhalts; eines über „Das bronzezeitliche Dorf Buch“ nach meiner Schilderung und einen wörtlichen Abdruck des Abschnittes *Das Königsgrab von Seddin* nach meinen *Bildern*. Seitdem haben wohl alle Lesebücher die V. berücksichtigt.

§ 14. „Die Vorschläge für den neuen Geschichtslehrplan“ dürften jedoch den schönsten Erfolg darstellen. Hier wurde gefordert, daß jeder Ausstellungssaal des Märkischen Museums mit den Schülern besucht und besprochen werden muß (Lehrplan und Stoffverteilung für den neuzeitlichen Geschichtsunterricht). Ein Vorschlag, bearbeitet vom Geschichtsausschuß der Arbeitsgemeinschaft für praktische Pädagogik. Berliner Lehrervereinigung 1920 S. 10: „Darum hinein ins Märkische Museum.“ — „Ein Gang durch das Märk. Museum ist wichtiger als ein Dutzend Stunden, in denen nur über Kulturgeschichte geredet wird.“ S. 11: „V. aus unserer Heimat“ (verbindlich). Literatur über märkische V. S. 39, 44. Auch die Wandtafeln. S. 39. 8. Schuljahr (Oberklasse): Vorgeschrieben wird Besuch der Säle 4—8 (vorgesch. Abteilung des Märkischen Museums).

II. § 15. Es war natürlich kein Zufall, daß der „Reichsbund Heimatschule“ im Märkischen Museum gegründet wurde. Diese Gründung entsprach einem Bedürfnis. Heimatkunde sollte in der Schule der Zukunft nicht nur Fach, sondern Grundsatz sein und als solcher möglichst alle Fächer beherrschen. Die Bestrebungen des Reichsbundes sind aus seinem Organ, der „Heimat-

schule“, zu ersehen (Fr. Kortkamp, Langensalza). Später der „Heimatwart“, hg. v. Heuler, Würzburg. Die Geschäftsführung des Reichsbundes wurde dem Vorstände der „Heimatkundlichen Vereinigung des Berl. Lehrer-Vereines“ übertragen. Es war damit keine Frage und bei den Vorberatungen zur Gründung stets als selbstverständlich hingestellt worden, daß der V. innerhalb der Heimatkunde der ihr gebührende Platz eingeräumt werden müsse.

§ 16. Schon für die erste große Tagung des Reichsbundes in Würzburg im J. 1921 wurde seitens der bayrischen Lehrer der dringende Wunsch geäußert, über heimische V., ihre Bedeutung für die Schule, ihre Aufgaben und Ziele eingehend unterrichtet zu werden. Die ungemein zahlreich besuchte Tagung verlief in jeder Beziehung glänzend. Der große Hörsaal der Würzburger Universität war bei den Vorträgen bis auf den letzten Platz gefüllt. Die V. begegnete wärmster Aufnahme. Während ich in drei Vorträgen über Deutschlands Glanzperiode, die „Bronzezeit“, über „Buch“ und „Altgermanische Kultur“ sprach und dabei alle grundsätzlichen Fragen berührte, behandelte Hock die örtliche V. der Würzburger Umgebung, führte durch das von ihm geleitete und geordnete Museum und unternahm mit den Hörern einen Studienausflug in die Umgebung, alles mit dem schönsten Erfolge. Ähnlich wirksam verlief die zweite Tagung in Gießen (1922). Neben drei Vorträgen von mir sprach der durch seine Untersuchung der Kapfersburg bekannte und verdiente Studienrat Helmke und führte zu den Fundstätten der Wetterau, während Kunkel die ausgezeichnet aufgestellte vorgesch. Abteilung des Gießener Museums erläuterte und ebenfalls die örtliche V. behandelte. Ähnlich verlief die Tagung in Lauterbach in Hessen, 1924. So hat der Reichsbund in wenigen Jahren für deutsche Heimatkunde und für die deutsche V. in der Schule viel geleistet. Auch auf dem Anthropologentag in Hildesheim 1921 kam die V. als Lehrfach zu ihrem Recht. Neben den wissenschaftlichen Vorträgen, die gehalten wurden, sprach ich auf ausdrücklichen Wunsch der Leitung über „Vorgeschichte und Schule“. Weule hielt den entsprechenden Vortrag über „Völkerkunde und Schule“;

und in einer Kommission, der auch die beiden Vortragenden angehörten, wurde eine EntschlieÙung vorbereitet, die der Anthropologentag einstimmig annahm, und die eine weitgehende Berücksichtigung auch der V. in allen Unterrichtsanstalten zum Ziele hatte. „Das Ziel soll nicht erreicht werden durch Einführung neuer Unterrichtsfächer in die Schulen, sondern durch eine systematische Ausbildung der Lehrer. In erster Linie sind an allen Universitäten ungesäumt Lehrstühle zu errichten.“

§ 17. Auf den Heimatschulwochen des Zentral-Instituts für Erziehung und Unterricht wurde, soweit es möglich war, auch die V. berücksichtigt. In Königsberg i. N. behandelte ich die „Märkische Urzeit mit besonderer Betonung der V. der Neumark“. Im Anschluß an diesen Vortrag besprach ich die vorgesch. Funde des kleinen Museums und führte zu dem Burgwall Kl.-Mantel, der mitten im Sumpf- und Wiesengelände auf dem Gute des Barons v. Saldern liegt, dessen reichhaltige Sammlung ebenfalls gezeigt und erläutert wurde.

In Stettin galt der Vortrag der „Vorgeschichtlichen Kultur Pommerns“ unter besonderer Berücksichtigung der reichen pommerschen Bronzezeitfunde. Auf die Schätze des Stettiner Museums wurde dabei in geeigneter Weise hingewiesen.

Die V. kam auch zur Geltung bei den vom Zentral-Institut veranstalteten Junglehrerkursen, die von Teilnehmern aus allen Provinzen besucht wurden. Hier handelte es sich besonders um Einführung in die Methode des Lehrausfluges. Da habe ich die Junglehrer durch das Spree-Tal mit seiner dichten vorgesch. Besiedlung geführt; ein andermal war Chorin (Gräber am Plagefenn) und Oderberg (Wohnplatz am Bahnhof Oderberg-Braltitz) das Ziel, wo gerade vom Märkischen Museum gegraben wurde. Auch die von einer Düne verschüttete bronzezeitl. Siedlung Wutzetz bei Nackel im Havellande und das große Gräberfeld von Breddin (Ostprignitz), das etwa 1300 Jahre hindurch (von 1400—100 v. C.) von Germanen benutzt worden ist, habe ich den Junglehrern gezeigt.

§ 18. Im Monatsblatt der Brandenburgia 1919 S. 101 ff. habe ich zur Ausbildung von Lehrkräften Heimat-Institute gefordert, die

namentlich diejenigen Fächer pflegen sollen, welche bisher vernachlässigt worden sind. In erster Linie kämen da in Betracht Geologie, V., Landesgeschichte, Kunstgeschichte, Mundart-Kunde und in etwas eingeschränkter Form Botanik, Zoologie und Denkmalpflege. Der Gedanke ist mit großer Wärme aufgenommen worden, und die Tagungen des Reichsbundes Heimatschule haben sowohl in Würzburg wie auch in Gießen die Einrichtung solcher Institute gefordert. Zustimmung mußten auch wohl diejenigen, die mit uns der Ansicht sind, die Heimatkunde solle alle Fächer durchdringen und also auch bei der Vorbildung der Lehrer dauernd im Auge behalten werden. Tatsache ist, daß bisher die Arbeit an den Lehrern nicht geleistet worden ist. Der Verwirklichung des Heimat-Institutes standen vorläufig allerdings unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, die in der Not der Zeit begründet sind.

Und doch ist der erste Schritt im Sommer 1923 schon getan worden. Von der „Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege“ wurde der Gedanke aufgenommen (Direktor Prof. Schönichen) und eine Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde ins Leben gerufen, deren Lehrgang auf 6 Trimester berechnet ist und im ersten mit Geologie (Solger), V. (Kieckbusch), Landesgeschichte (Hoppe) und Botanik (Ulbrich) einsetzte. Gleichzeitig hat die Diesterweg-Hochschule in Berlin den Plan gefaßt, nach und nach in den einzelnen Bezirken Berlins Lehrgänge einzurichten, die ihre Hörer verschiedene Trimester hindurch zusammenhalten sollen. Die Fächer sind ungefähr dieselben. Auch die V. war durch mich vertreten. Zum Unterschied von der „Studiengemeinschaft“ rechnet die Diesterweg-Hochschule mit möglichst allen schon im Amte befindlichen Lehrkräften, denen die Möglichkeit gegeben werden soll, in allernächster Nähe an Fortbildungskursen teilzunehmen. Derartige Lehrgänge müÙten in jeder Stadt eingerichtet werden, während Studiengemeinschaften für wissenschaftliche Heimatkunde für die Mittelpunkte größerer Kreise (Provinzen, Länder) in Frage kommen. Beiden gemeinsam ist die wissenschaftliche Grundlage, auf die von beiden Seiten der

höchste Wert gelegt werden muß. Die Studiengemeinschaft betont die wissenschaftliche Grundlage, ohne die Methode etwa auszuschließen, während die Veranstaltung der Diesterweg-Hochschule das Hauptgewicht auf die pädagogische Seite legt. Beide sind nötig zur Erreichung des Zieles, das in den „Richtlinien“ des Ministeriums gefordert wird, und das gefordert werden muß, wenn die Heimatkunde in den Mittelpunkt des Unterrichts treten soll.

§ 19. Gelegentlich der Eröffnung der „Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde“ hielt Prof. Dr. Spranger (Universität Berlin) im April 1923 einen Vortrag über den „Bildungswert der Heimatkunde“ (erschien 1923; Staatliche Stelle). In feinsinnigen Auseinandersetzungen wies er nach, daß der Bildungswert der Heimatkunde, die alle Disziplinen zusammenschließt, gerade für unsere Zeit so hoch anzuschlagen wäre, weil der Gefahr des sich völlig zersplitternden Spezialistentums, wie es in der Forschung und also auch im Universitätsunterricht „leider“ notwendig sei, entgegen gearbeitet werde. Damit kam Spranger zu demselben Schluß, wie bereits C. H. Becker in seinen *Gedanken zur Hochschulreform* (Einschränkung des Spezialistentums und Erweiterung des enzyklopädischen Wissens). Becker führte als Gruppen zusammengehöriger Fächer Philosophie, Auslandskunde und Soziologie an. Ich habe schon in dem Aufsatz *Heimatkunde und Schulreform* (Brandenburgia Monatsblatt 1919 S. 104) im Zusammenhang mit den Forderungen für das Heimat-Institut auf die Heimatkunde hingewiesen, die so viele und verschiedenartige Fächer unter einem Gesichtspunkt zusammenfaßt. In meinem eigenen Eröffnungsvortrag in der „Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde“ habe ich auf den Doppelerfolg hingewiesen, der darin besteht, daß wir jetzt in Berlin die Keimzelle für das Heimat-Institut haben, und zweitens — was uns hier noch viel mehr angeht —, daß zu den in der Studiengemeinschaft gepflegten Fächern auch die V. gehört.

III. § 20. Es versteht sich ganz von selbst, daß die Berliner Bestrebungen noch besonders gestützt wurden durch den allgemeinen Aufschwung, den die V. im Laufe

der letzten Jahre genommen hat, und durch die Erfolge, die sie auf verschiedenen Gebieten verzeichnen konnte. Wie die Bemühungen des Märkischen Museums besonders durch die Bucher Ausgrabungen getragen wurden, so haben Schuchhardts Untersuchungen auf der Römerschanze (s. d.) und auf slavischen Ringwällen (Arkona, Feldberg) unzweifelhaft eingewirkt. Auch das Erscheinen zusammenfassender Werke (Kossinna *Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft* und Schuchhardt *Alteuropa*; [ders. *Vorgeschichte von Deutschland*]) haben vielen die Arbeit erleichtert, über den Heimatkreis hinaus sich ein Bild vom Leben der Vorzeit zu verschaffen. Ebenso hat die Gründung der „Prähistorischen Zeitschrift“ und des „Mannus“ auf die dtsh. Vorgeschichtsforschung belebend gewirkt (beide seit 1909).

§ 21. Wie Buch in Berlin, so hat Schussenried (s. d.) in Württemberg angeregt. Wie empfänglich der schwäbische Boden war, ging schon aus vielen Anfragen hervor, die nach dem Erscheinen der *Altortumskunde in der Schule* ins Märkische Museum aus den Kreisen württembergischer Lehrer kamen. 1920 übernahm R. R. Schmidt mit seinem Forschungsinstitut („in erster Linie berufen, in organische Verbindung mit der Schule zu treten“) die Führung. 1920 erschien als Heft der „Schwäbischen Flugschriften“ *Die deutsche Vorgeschichte in der Schule* (Stuttgart, Benno Filser). „Was früher nur der geistige Besitz und die Erkenntnis einzelner war, muß zum Bildungsgut unseres deutschen Volkes werden.“ Der Verf. weist (S. 6) auf die guten Anfänge in Preußen hin. Das „Lehr- und Forschungsinstitut“ hat sich die Aufgabe gestellt, eine der Schule entsprechende Materialbearbeitung des vorgesch. Lehrstoffes vorzunehmen und durch volkstümliche Darstellungen geeignete Wegweiser zu schaffen. Abhaltung von „Führerkursen“. Teilnehmer möglichst aus verschiedenen Oberämtern. „Vom Institut sind Lehr- und Anschauungsmaterial für die Tätigkeit der Führer bereitzustellen“ (Zusammenhang von Hochschul- und Volksschulwesen). Bei künftigem Studiengang der Lehrer an höheren Schulen ist Berücksichtigung der deutschen V. unumgänglich. Bei Ablegung der Lehramtsprüfung ist Auf-

nahme der V. als Prüfungsfach für die Lehrer der historischen und naturwissenschaftlichen Fächer geboten. Richtlinien für die Schulen (S. 9—13). S. 14: „Von der Lehrerschaft selbst ist die Anregung, sind wertvolle Vorschläge für diese Darstellung ausgegangen.“ S. 15: „Damit ergeht der dringende Ruf an die deutschen Universitäten, durch Einrichtung von Lehrstühlen die geistige Führung zu übernehmen und einen für Schule und Volk wichtigen Zweig des deutschen Bildungswesens zu verwalten.“ Vgl. a. Kraft *Die Vorgeschichte des Menschen als Schulfach* Deutsche Volkserziehung. Stuttgart. Nr. 19—22.

Am Museum in Stuttgart (Württembergische Landessammlung, vor- und frühgeschichtliche Abteilung) werden jetzt jährlich mehrere Kurse mit Führungen für Lehrer aller Schulen veranstaltet. Dazu kommt der Besuch des Museums durch Schulklassen unter der Führung der Lehrer und der Museumsbeamten. Eine Anzahl Lehrer nimmt auch an den die V. behandelnden Volkshochschulkursen und Veranstaltungen des württembergischen Anthropologischen Vereins teil. Für Baden vgl. E. Wahle *Die Neuaufrichtung der vorgesch. Abtlg. der städt. Sammlungen in Heidelberg* Museumskunde 16 (1922); ders. *Vorgesch. Unterrichtsausflüge* 1925 S. 91f.

§ 22. Bayern wirkt schon mit seiner vortrefflich organisierten Denkmalpflege auf die Verbreitung der vorgesch. Kenntnisse in den Schulen ein. Die alljährlich stattfindenden, mehrere Tage umfassenden Besichtigungen vorgesch. Denkmäler und Fundstätten unter Führung von Fachvertretern haben viel Zuspruch gefunden und spüren und rühren im Laufe der Zeit auch den letzten Winkel auf. Ergänzende Arbeit leistet auf diesem Gebiet „der Bayerische Vorgeschichtsfreund“, seit 1921, dessen Gründung die Verbreitung vorgesch. Kenntnisse zum Ziele hatte.

§ 23. Dann hat auch Hamburg die Tätigkeit für die Schularbeit aufgenommen. Aus der Feder von Schwantes erschien in der Hamburger Lehrerzeitung ein Artikel über die Aufnahme und Behandlung der V. in Schulen, der sicher nicht ohne Wirkung geblieben ist (Pädagogische Reform; zugleich Zeitschrift der Hamburger Lehrmittel-

ausstellung 45. Jahrg. Nr. 15/16 April 1921: *Schule und Vorgeschichte*). „Auch die üblichen Anschauungsbücher pflegen mäßig und unbrauchbar zu sein. Und das alles, trotzdem das echte Material massenhaft seit langem vorliegt. Es ist, als ob Künstler und Verleger jeder Berührung mit der Wissenschaft geradezu mit heiliger Scheu aus dem Wege gegangen wären.“ Schwantes fordert (a. a. O. S. 122) Behandlung der älteren und jüngeren StZ, der BZ und EZ. Für die wesentlichste Grundlage des Unterrichts hält auch er die Zusammenarbeit der Schule mit dem wissenschaftlichen Institut, dem Museum für Völkerkunde, und für die wichtigste Vorbedingung die Ausbildung der Lehrkräfte, die Veranstaltung von Lehrkursen (A. Tode *Prähistorie und Schule* in Thilenius *Völkerkunde und Schule* 1925).

§ 24. In Köln hat Rademacher einen kleinen Wegweiser zur „Benutzung der Sammlungen des Städtischen Museums für Vor- und Frühgeschichte durch Schulen im Dienste des heimatkundlichen Unterrichts“ herausgegeben, „zugleich mit Angabe der sich daraus ergebenden Schülerfahrten“, 1922. Er verteilt die Museumsbesuche und Wanderungen auf die einzelnen in Betracht kommenden Schuljahre der Volksschulen, höheren Schulen und Fortbildungsschulen.

§ 25. Das Provinzialmuseum in Halle (Hahne) hat durch festliche Veranstaltungen (Heimatfeste) der Bevölkerung die V. nahegebracht und weite Kreise in den Bann der Vorzeitkunde gezogen (eine ausführliche Darstellung der Tätigkeit des Museums ist angekündigt).

§ 26. In Hannover hat Jacob-Friesen 1921 für den Philologenverein einen Kursus veranstaltet, der von 100 Oberlehrern besucht war. Für die Volksschullehrer sind ebenfalls Kurse abgehalten worden, zumeist in den Herbst- und Osterferien. Auf der Tagung für Heimatgeschichte des Lehrervereins Osnabrück (Mai 1923) hielt Jacob-Friesen Vorträge über V. der Heimat und über Heimatmuseen vor etwa 1000 Hörern. Jede Anwesenheit (Ausgrabung, Besichtigung) auf dem Lande oder in kleinen Städten wird zur Abhaltung von Vorträgen benutzt. Bedeutsam ist der Aufsatz von Jacob-Friesen in der Museumskunde 16 (1922) S. 567: *Die museumstechnische Aus-*

wertung vorgesch. Sammlungen nach dem pädagog. Prinzip. Der von Jacob-Friesen auf dem Philologentag in Göttingen 1927 gehaltene Vortrag *Die Urgeschichte in der Schule* ist noch nicht im Druck erschienen (Jacob-Friesen *Vorgeschichtliche Lehrgänge im Provinzialmuseum zu Hannover* Vorgesch. Jahrb. 2 S. 300; ders. *Anleitung zur Benutzung der prähist. Sammlungen im Unterricht* 1925).

§ 27. Über ähnliche Bestrebungen in Leipzig berichtet Joh. Richter im Jahrbuch des städt. Museums für Völkerkunde Band 8 *Unsere Vorgeschichtssammlung eine Volksbildungsstätte*. Auf der Tagung der Prähistoriker-Vereinigung in Bautzen hielt Kunkel-Stettin einen Vortrag über V. im Unterricht (Erg.-Bd. zu den Bautzener Geschichtsheften 1925).

§ 28. Während der letzten Jahre ist auf dem Gebiet der Einführung der V. in die Schule auch von Breslau viel geleistet worden. Hier wurde ein tüchtiger Lehrer geradezu damit beauftragt, durch Vorträge und sonstige Aufklärungsarbeit die Wege zu ebnen.

Fr. Geschwendt *Die Urgeschichte in der Schule. Eine Einführung* Breslau 1926. Von mir besprochen in den „Nachrichten der Deutschen Anthropol. Gesellsch.“ und in der „Denkmalpflege“ 1927.

§ 29. R. Beltz stellt an den Anfang seines Aufsatzes *Die Vorgeschichte im deutschen Unterricht* (in Hofstätter *Forderungen und Wege für den neuen Deutschunterricht*² Berlin 1925; gegen Auswüchse ders. *Vorgeschichte und Schule* Mannus 17 [1925]) die Umschrift einer Bornholmer Bauernvereinsfahne: „Aus der Erinnerung an die Vorzeit erwächst die Tat der Zukunft in einem wachen Geschlecht.“ Die V. soll im Unterricht die Verbindung zwischen Heimatgefühl und geschichtlichem Empfinden herstellen. Beltz hält eine Teilung des Stoffes auf die verschiedenen Unterrichtszweige für nötig und betrachtet es als eine Aufgabe des Deutschlehrers, das geistige Band herzustellen, durch welches die Einzelkenntnisse echten Bildungswert erhalten. Die früheste Stufe der Menschheitskultur ist dem naturwissenschaftlichen Unterricht zu überlassen. Mit der jüngeren StZ setzt die Arbeit des Deutschlehrers ein (Germa-

nische Urheimat). Die BZ gehört in den Bereich des Geschichtsunterrichts (Parallelerscheinung zur mykenischen Kultur). Auch Homer- und Ovidlektüre. Zeichenunterricht (germ. Kunstempfinden). Feinsinnige Bemerkungen über die einzelnen Kultur- und vor allem auch Stilperioden. In der Verteilung auf die einzelnen Unterrichtsfächer geht Beltz ein wenig weit.

Im deutschen Unterricht wird die Sage belebt durch die Funde; Mythologie und Literaturgeschichte bieten vielfach Gelegenheit. Beltz spricht sich mit Recht gegen Schulumuseen aus. Sehr warm tritt er für Ausflüge zu vorgesch. Stätten ein: „Ich habe kaum je innerlichere Aufsätze bekommen als die über Ausflüge mit Altertumsanschlag.“

In ähnlicher Weise hatte Friedemann (Einbeck) *Über vorgeschichtlichen Unterricht auf den höheren Schulen* auf der 3. Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für V. in Koblenz einen Vortrag gehalten (Mannus 4 [1912]; gekürzt). Mit Recht fordert er nicht etwa Einführung der V. als Fach. „Das wäre eine grundverkehrte Taktik.“ Als Nächsterreichbares erscheint ihm, in den Klassen U III, O II und U I die Ergebnisse der vorgesch. Forschung an die Stelle der bisher üblichen, aber veralteten Vorstellungen von germ. und indogerm. Altertumskunde zu setzen. Hauptwert muß auf Anschauung gelegt werden; Teilnahme an der Methode der Forschung in oberen Klassen erforderlich; Lesestücke in deutschen Lesebüchern und populäre Darstellungen in den Schulbüchereien. Sehr gut schließt der Verf., wenn er sagt: „Die richtige Behandlung der V. setzt vorgesch. interessierte Lehrer voraus.“

1919 erschien Menghin *Urgeschichte als Schulfach* (Wien. Präh.Z 6). Autor beklagt die Rückständigkeit der österreichischen Mittelschulen (höhere Lehranstalten) nach dieser Richtung hin und sucht eine Erklärung dafür in der wenig schmeichelhaften Tatsache, daß sich viele Lehrkräfte in späteren Jahren wenig um die Fortschritte der Wissenschaften kümmern.

Der Aufsatz des Kreisschulrats Max Wilcke in *Zeit Einführung der Vorgeschichte in den Schulunterricht* (Zentralbl. f. d. ges. Unterrichtsverwaltung in Preußen Jahrg. 63

Heft 22 [Nov. 1921]) ist aus praktischer Schularbeit heraus entstanden. Was den Umfang anbetrifft, so „kann es sich weder um eine Vorführung der allgemeinen oder europäischen oder auch nur der deutschen V. handeln“, sondern nur um V. der Heimat. „Weil es sich aber um deutsche Schulen handelt, so müßte dann immer auch die germ. V. von ihren Anfängen an und auf ihren Höhepunkten noch besondere Berücksichtigung finden.“ „Ob es dem herkömmlichen Geschichtsbetrieb paßt oder nicht, die Geschichtswissenschaft muß die Ergebnisse der Archäologie beachten und sich eignen, sonst bleibt sie auf die Dauer rückständig und schwebt wurzel- und haltlos in der Luft.“ Wilcke meint, es könne nicht leicht einen anderen Bildungstoff geben, der bei den Kindern auf ein größeres Interesse stößt als der vorgeschichtliche. Um die der Einführung entgegenstehenden Schwierigkeiten zu heben, fordert Wilcke Kurse für Lehrer, Darstellungen der heimatischen V. und Lehrmittel (Bildertafeln, Zeichnungen, Nachbildungen). Auch Wilcke ist der Ansicht, daß die V. nicht als „selbständige Disziplin“ gelten könne.

Petzsch *Die heimische Vorgeschichte im Lehrplan und Unterricht des staatl. Pädagogiums in Putbus (Rügen)* Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 1926 S. 59f.; L. Franz *Ist die Urgeschichtsforschung eine historische oder eine naturwissenschaftl. Disziplin?* ebd. 1926 S. 57; K. Kahle *Die Vorgeschichte in der höheren Schule* Vorgesch. Jahrb. 3 (1928) S. 365ff.

§ 30. Zwei neue Wege sind neuerdings vom Märkischen Museum in Berlin mit größtem Erfolge eingeschlagen worden. Um das Museum von dem jetzt schon übermäßig starken Besuch durch Schulklassen zu entlasten und zugleich auch den entfernter liegenden Schulen der Außenbezirke die heimischen Altertümer näherzubringen, wurden aus den Beständen der Studiensammlung Wanderausstellungen veranstaltet, die, in einer Schule des betreffenden Bezirks untergebracht und von kundigen Lehrern oder Hilfskräften geleitet, nach aufgestelltem Plane von den Oberklassen der Gemeinde- und der höheren Schulen besucht worden sind. In den Innenbezirken ist diese Einrichtung bereits zu einer Dauer-einrichtung geworden, so daß Schüler, die unsere Wanderausstellung in der 4. oder

3. Klasse gesehen haben, sie nach zwei Jahren mit der 2. oder 1. Klasse abermals besichtigen. Im ganzen wurden vom 1. 1. 1924 — 31. 12. 1927 18 Wanderausstellungen veranstaltet, die von 5151 Klassen mit rund 145000 Schülern besucht worden sind.

A. Kiekebusch *Die Wanderausstellungen in vorgesch. Funde aus dem Märk. Museum in Berlin* Vorgesch. Jahrb. 1 S. 122, ebd. 2 S. 306.

Ein zweiter Weg wurde mit der Gründung der „Kulturschutzstelle des Märkischen Museums auf den Müggelbergen“ eingeschlagen. Die dortigen Ausgrabungen gaben Anlaß, an dem durch landschaftliche Schönheit und durch Sage und Geschichte ausgezeichneten Platze Funde und Pläne der in unmittelbarer Nähe oder in der Umgebung liegenden Ausgrabungsplätze in einem entsprechenden Raume auszustellen. Seit der Eröffnung (15. 5. 1926) bis zum 31. 12. 1927 haben 779 Schulklassen mit etwa 23000 Schülern die Kulturschutzstelle besichtigt, dazu einige tausend Erwachsene, die zumeist auf Veranlassung ihrer Kinder die Ausstellung aufsuchen. Neben einer Sammlung von Findlingen, die aus der Moräne der Müggelberge stammen, ist auch eine Karte des Bezirks Cöpenick mit sämtlichen bekannten vorgesch. Fundorten der Umgebung der Müggelberge ausgestellt. S. a. Siedlungsarchäologie.

A. Kiekebusch *Die Kulturschutzstelle des Märk. Mus. auf den Müggelbergen* Vorgesch. Jahrb. 2 S. 302.

Hauptzweck war bei der Gründung der ersten „Kulturschutzstelle“, die Schulausflüge fruchtbarer zu gestalten und auch sie noch mehr in den Dienst des vorgesch. Unterrichts zu stellen.

A. Kiekebusch *Heimische Allertumskunde in der Schule* 1915 S. 52—61 (Vorschläge für 27 Ausflüge).

IV. § 31. Vorbedingungen für die Einwirkung auf den Unterricht. Nach den obengenannten Vorgängen kann es nun nicht mehr schwer sein, auf den Unterricht einzuwirken oder vielmehr, was weit leichter ist, die durch die „Richtlinien“ geschaffene günstige Lage auszuwerten und die Lehrer aller Schulen in die V. einzuführen. Grundbedingungen für eine solche Einwirkung sind:

1. Eine Persönlichkeit mit dem nötigen wissenschaftlichen Ansehen und dem ebenso nötigen Lehrgeschick

2. Eine gute Sammlung, die so geordnet und durch klare Beschriftung erläutert ist, daß Nichteingeweihte sich hindurchfinden können

3. Eine gut und lebendig geschriebene V. des Gebietes, die überall verrät, daß der Verfasser den Stoff beherrscht, ohne daß er nötig hätte, dies durch verwirrende Anmerkungen erst zu erweisen

4. Erfolgreiche Unternehmungen des Museums, die das Vertrauen erhöhen und das Interesse lebendig erhalten.

Als unbedingt notwendig erweisen sich übersichtliche Darstellungen über die V. des betreffenden Landes oder Landesteiles (Provinz). Einer ganzen Reihe von Landschaften fehlen diese Übersichten noch. Hier ist seitens der Fachgenossen noch manches nachzuholen. Die „Vorgeschichte der Landschaft“ muß auf wissenschaftlicher Grundlage gearbeitet sein. Das versteht sich von selbst. Sie mag sich auch gelegentlich mit ungelösten Problemen beschäftigen. Auf keinen Fall aber darf sie belastet werden mit dem ganzen Wust von Hypothesen, die sich heute noch an die schwer zu behandelnden ethnologischen Fragen knüpfen. La Baumes sonst so vorzügliche *Vorgeschichte von Westpreußen* geht nach dieser Richtung bis an die Grenze dessen, was noch gewagt werden darf. Ein unvorsichtiges Überschreiten dieser Grenze würde schon in den weiten wissenschaftlichen Kreisen berechtigtes Mißtrauen erregen. Hauptsache bleibt bei der Darstellung doch die Entwicklung der Kultur.

V. § 32. Vorgeschichte an Universitäten. Lehrstühle. Fast sieht es so aus, als ob der V. nun endlich auch an den Universitäten der Platz eingeräumt werden sollte, der ihr gebührt. Seit dem 1. April 1927 haben wir an einer reichsdeutschen Universität endlich das 1. Ordinariat (Berlin), seit dem 1. April 1928 auch in Marburg. Durch Privatdozenten (z. T. mit dem Titel eines nichtbeamt. a. o. Professors bzw. Honorarprofessors) ist die Vorgeschichte z. Z. vertreten an den Universitäten in Würzburg, München, Tübingen, Freiburg, Heidelberg, Jena, Breslau, Greifswald, Hamburg, Halle,

Münster, Köln und den Technischen Hochschulen in Darmstadt und Danzig. In Berlin ist neben dem Ordinariat noch ein persönliches Extraordinariat vorhanden. Im großen und ganzen muß gesagt werden, daß in den letzten Jahren und Jahrzehnten die Träger des Aufschwungs in der Vorgeschichtswissenschaft fast ausschließlich die Museen, und nur in wenigen Fällen die Universitäten gewesen sind. Wirkt da der Dreiperiodenstreit immer noch nach? Im Auslande steht es besser.

§ 33. Berücksichtigung der vorgesch. Altertümer seitens der Historiker, Germanisten und klassischen Philologen und ihre Wirkung auf den Unterricht. Einer der schönsten Erfolge der letzten 15 Jahre ist die entschiedene Wendung, die sich im Verhalten der Historiker, Germanisten und klassischen Philologen gegenüber der Vorgeschichtswissenschaft bemerkbar macht. Von der schroffen Ablehnung früherer Jahre ist man zurückgekommen. Hervorragende Vertreter berücksichtigen in ihren Schriften die Ergebnisse der europäischen und der deutschen Altertumsforschung mehr und mehr. Vor allem sind es einige umfangreiche Werke, die infolge der Autorität ihrer Verfasser wohl für alle Zeiten Bresche gelegt haben in die Gleichgültigkeit, die bisher den vorgesch. Altertümern entgegengebracht wurde. Im J. 1909 erschien die 2. Auflage von Eduard Meyers *Geschichte des Altertums*. Sie bedeutete eine völlige Umarbeitung der 1. Auflage und behandelte in großen Zügen auch die vorgesch. Probleme. „Die gewaltigen Fortschritte, welche die prähistorische Forschung in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, liegen klar vor Augen; nicht selten haften indessen der äußerst umfangreichen und zerstreuten Literatur noch die Übelstände an, die ihr erwachsen aus engbegrenzter Lokalforschung mit sich gebracht hat. Eine einigermaßen ausreichende und in den Grundzügen gesicherte Übersicht des Materials zu gewinnen, ist für den Fernstehenden, der die Ergebnisse für die geschichtliche Forschung und Darstellung zu verwerten gezwungen ist, außerordentlich schwer...“ (I 2 S. 729). Ed. Meyers Vorsicht gegenüber der Behandlung ethnologischer Fragen ist verständlich, wenn sein Mißtrauen hier auch

zu weit gehen dürfte. Hauptsache ist, daß er allen, die sich mit der Geschichte des Altertums beschäftigen, die Berücksichtigung der vorgesch. Altertümer nicht nur des Mittelmeergebietes, sondern auch des Nordens als selbstverständliche Pflicht nahegelegt hat. Dadurch hat er der gesamten Vorgeschichtsforschung einen großen Dienst erwiesen und die junge Wissenschaft wirkungsvoll gefördert.

In ganz ähnlicher Weise ist das geschehen durch die 1913 erschienene *Deutsche Altertumskunde* von Friedrich Kauffmann (Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, hg. v. A. Matthias, Bd. V). „In der Gegenwart ist die prähistorische Archäologie zur Blüte gelangt und nahe daran, um ihrer chronologischen Durchsichtigkeit willen auf das Programm der zünftigen Geschichtsforschung gesetzt zu werden“ (a. a. O. S. 17). Kauffmann knüpft wieder da an, wo Klemm 1836 aufgehört hat, und berücksichtigt die ganze vorgesch. Literatur bis in ihre Einzelheiten hinein. Daß die sprachliche Seite der deutschen Altertumskunde dabei nicht zu kurz kommt, versteht sich bei einem Vertreter der deutschen Philologie von selbst. „Eine deutsche Altertumskunde wird in ihrem Aufbau durch die beiden Hauptquellen, die dem Philologen reichlich zufließen, bestimmt werden müssen: durch die linguistische und archäologische Überlieferung“ (a. a. O. S. 23). Kauffmann wagt darum den Versuch, „die Ergebnisse der prähistorischen Archäologie mit denen der prähistorischen Linguistik zu kombinieren und die durch die ‚Wissenschaft des Spatens‘ ans Licht beförderten Altertumskunde mit den sprachlichen Bezeichnungen des altgermanischen Wörterbuches ins Einvernehmen zu bringen“. Dieses Bestreben im Sinne der von Jakob Grimm begründeten Sachforschung zeichnet der deutschen Altertumskunde die höchsten Ziele vor und ebnet die Bahn für eine gedeihliche Zusammenarbeit der deutschen Sprachwissenschaft mit der heimischen Vorgeschichte. Mit einer mehr als anerkennenswerten Sorgfalt und mit einer für den Nichtprähistoriker erstaunlichen Belesenheit verwertet Kauffmann die gesamte, weithin zerstreute Literatur. Er hat sich auch die Museumsfunde nutzbar

gemacht (a. a. O. S. X) und gibt auf 35 Tafeln eine geschickt zusammengestellte Übersicht heimischer Altertümer in etwa 300 Abbildungen.

Damit allein schon sind die Deutschlehrer an höheren Lehranstalten und alle, die es werden wollen, gezwungen, sich mit den Ergebnissen der Vorgeschichtswissenschaft vertraut zu machen. Wer das Kauffmannsche Buch durcharbeitet, muß zu der Erkenntnis kommen, daß es eine deutsche Altertumskunde ohne Berücksichtigung der vorgesch. Altertümer nicht mehr geben kann, und daß die Nichtberücksichtigung dieser Altertümer die Vernachlässigung reicher Quellen bedeuten würde.

Ein drittes Werk, das der prähistorischen Archäologie gerecht werden will und gerade durch seine weite Wirkungsmöglichkeit der V. die Bahn ebnet, ist *Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania* von Ed. Norden. B. G. Teubner, Berlin-Leipzig 1920. Dazu Sonderabdruck der Ergänzungen zum 2. und 3. Abdruck 1922. Selbstverständlich geht der Vertreter der klassischen Philologie an der Berliner Universität stets von der sprachlichen Überlieferung aus und erschließt uns mit seltener, in allen Besprechungen besonders hervorgehobener Gelehrsamkeit alle Quellen griech. und röm. Schriften. Überall aber, wo er für die Erkenntnis und das Verständnis germ. Vorzeit Stützen zu finden hofft, wendet er sich auch an die Ergebnisse der arch. Forschung (Ascburgium, Kastell Tenedo, castra ac spatia, germ. Schilde, Brotbacken, Nauheimer Gräber, helvetische Okkupation der Nordschweiz, Handelsverkehr, Germanen am Niederrhein). Schon Nordens Stellungnahme Müllenhoff gegenüber kennzeichnet seinen Standpunkt. Er bezeichnet mit Recht den in unfertigem Zustande als IV. Bd. aus Müllenhoffs Nachlaß herausgegebenen Kommentar zur *Germania* des Tacitus als eine Leistung, die einen Ehrenplatz auf diesem Gebiete behauptet, so viele Bearbeiter sie auch vorher und nachher gefunden habe, weist besonders auf die Vereinigung von Sprach- und Sachkunde in diesem Werke hin, verschweigt aber nicht, daß Müllenhoff den Fortschritten der arch. Forschung kein rechtes Verständnis entgegenbrachte.

Ed. Meyer, F. Kauffmann und Ed. Norden werden sich hoffentlich andere Vertreter der Geschichtswissenschaft, der Germanistik und der klassischen Philologie anschließen. Die Ausgrabungsergebnisse und die in den Museen aufgespeicherten Altertümer aus heimischen Fundstätten dürfen in Zukunft in einer deutschen Altertumskunde nicht mehr unberücksichtigt bleiben.

VI. § 34. Lehrmittel. Eine der wichtigsten Fragen für die Verbreitung vorgesch. Kenntnisse durch den Unterricht ist die Beschaffung von Lehrmitteln. Eine Überlassung von Museumsgegenständen an die Schulen darf nicht in Betracht kommen, da diese ins Unendliche gehende Zersplitterung des Forschungsmaterials zugleich eine Schädigung und Zerstörung der Denkmäler im Gefolge hätte. Eine derartige Behandlung widerspräche auch den klaren Bestimmungen des Ausgrabungsgesetzes. Rekonstruktionen, Modelle und Nachbildungen sind ja vielfach schon vom Zentralmuseum in Mainz, von der Württembergischen Metallwarenfabrik, von der sehr rührigen Lehrmittelanstalt Friedrich Rausch in Nordhausen und neuerdings auch vom Urgeschichtlichen Forschungsinstitut in Tübingen und der Landesanstalt in Halle hergestellt worden. Bei neu herauszugebenden Wandtafeln für den Schulunterricht müssen die alten Fehler des Zuviel und der daraus entspringenden Unübersichtlichkeit vermieden werden. Darüber hinaus habe ich in den von mir herausgegebenen *Altertümern der heimischen Vorzeit* (Berlin. Jul. Barn. 1. Hünenbett von Mellen [StZ] und 2. Königsgrab von Seddin [BZ]) versucht, allen künstlerischen Forderungen gerecht zu werden. An Wandtafeln und Bildern für den Unterricht sind zu verzeichnen:

1. H. W. Schmidt; H. Tauschen. Jena 1910. *Sechs Tafeln zur Vor- und Frühgesch. Thüringens, nach Epochen geordnet und erläutert.* Hg. von G. Eichhorn (50 × 37 cm).
2. Histor. Kommission der Provinz Sachsen. *Tafeln vor- und frühgeschichtl. Gegenstände.* Farb. Steindruck (86,5 × 26,5 cm). 1898.
3. *Fünf Tafeln vorgesch. Gegenstände von Mitteleuropa* von P. Benndorf. 2. Aufl. 1912. Lichtdruck; teilweise farbig (85 × 60 cm). Dazu Heft: *Sachsens Vorzeit.*
4. Provinzialkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler der Provinz Hannover. *Tafeln der vor- und frühgesch. Altertümer.* Farb. Steindruck (87 × 63,5 cm).

5. Provinzialverband der Provinz Westfalen. Münster 1899. *Vor- und frühgesch. Altertümer der Provinz Westfalen* von A. Ludorff; farb. Blatt (105 × 70 cm).

6. C. Meinhold und Söhne. Dresden. *Heimabbilder.* Mit farb. Steindruck. Mit besonderem Text, hg. vom Heimatbund Mecklenburg (75 × 55 cm).

7. O. Troitzsch, Berlin. *Vorgesch. Wandtafel für Westpreußen;* hg. vom westpr. Provinzialmuseum in Danzig. Sechs Blatt in Steindruck (67 × 54 cm). 3. Aufl. 1899.

8. *Vorgesch. Altertümer der Oberlausitz;* hg. von L. Feyerabend; farb. Tf. (110 × 50 cm).

9. Vereinigung der Kunstfreunde (Ad. O. Troitzsch, Berlin). *Allgerm. Opfersteine* (Hünengrab in Oldenburg); farb. (60 × 90 cm) Steindruck von Hoffmann-Fallersleben.

10. Westermann, Leipzig. *Hünengrab bei Fallingb. b. St. Gallen;* farb. Steindruck (70 × 40 cm).

11. B. G. Teubner, Leipzig. *Hünengrab an der Weser* von G. Biese; farb. Steindruck (100 × 70 cm).

12. Landesverein Heimatschutz, Stettin. *Hünengrab auf Rügen;* farb. Steinzeichnung (70 × 55 cm).

Dankbar zu begrüßen ist die in den optisch-mechanischen Werkstätten von A. Krüss in Hamburg hergestellte Slg. von „Glasphotogrammen über vorgesch. Altertümer Europas“. Zusammengestellt von Hub. Schmidt mit Ergänzungen von M. Ebert.

A. Kiekebusch: Lichtbilderreihe (Märk. Altertümer). Deulig, Berlin.

§ 35. Im J. 1927 erschien von Friedr. Rausch, Nordhausen a. H.: *Anschauliche Kulturgeschichte.* — Handreichung für die kulturkundlichen Unterrichtsfächer in Volksschulen, in höheren und in Fachschulen.

Die Veranschaulichung erfolgt durch eine Sammlung von Gebilden (Modellen) und durch 8 Lichtbilderreihen. I. Kulturentwicklung bei den vorzeitlichen Europäern. Langensalza, Beyer und Söhne. 1927. A. Altsteinzeit (vom Unterkiefer von Mauer bis zum Muschelhaufen; z. B. Knochenolch; Wildfanggrube; Fellkleid; Wohnhöhle; Herde der Altsteinzeit; Behaustein; Faustkeil; Flintschaber; Dolchgriff mit Bild eines Mammuts, Höhlenwandzeichnung usw. Über Ratschläge zur Ausgestaltung der Schulausflüge vgl. A. Kiekebusch (s. § 30), Rademacher (s. § 24), Geschwendt (s. § 28), Wahle (s. § 21).

O. Schnitzer *Urgeschichte in der Schule* Deutsche Volkserziehung 1925. — Geschichtsunterricht im neuen Geiste.

Erzählungen und Längsschnitte, hg. von der Arbeitsgemeinschaft des Bremischen Lehrervereins. 1925 (I. Teil Urgeschichte. II. Teil Germ. Frühgeschichte).

B. Hogrebe *Vorgeschichtliche Volksbildung und Denkmalpflege und ihre Bedeutung für die Kulturheimat* Mannus IV. Erg.-Bd. 1925.

Der beste Beweis, wie schnell es jetzt aufwärts geht, ist der, daß im Vorges. Jahrb. 2 (1926) für das Jahr 1925 nicht weniger als 8 Abhandlungen angezeigt werden, die sich fast ausschließlich mit der Stellung der V. im öffentlichen Unterricht beschäftigen.

Im Dezember 1927 erschien Birkners Eröffnungsrede, gehalten auf der Tagung der Anthropologischen Gesellschaft in Köln (Sept. 1927). Sie behandelt ebenfalls die Frage nach der Stellung der Vorgeschichte im Unterricht. Wenn Birkner „in manchen Teilen Deutschlands gute Ansätze findet“, so ist das nach obigen Ausführungen bescheiden ausgedrückt, und eine Zusammenstellung dessen, was schon im Werke ist, wie sie hier versucht wurde, erscheint deswegen auch für viele Fachgenossen wohlbegründet. Im übrigen ist jede Mahnung zu neuer Anstrengung zu begrüßen.

Im April dieses Jahres (1928) wurde gelegentlich des Internationalen Lehrerkongresses in Berlin in einer Doppelschule eine Ausstellung größten Stiles veranstaltet, welche die Bezeichnung „Die neue Schule“ trug. Im Rahmen dieser Ausstellung zeigte auch das Märkische Museum eine „Wanderausstellung vorgeschichtlicher Funde“, wie sie seit 1924 mit so großem Erfolge in Berlin veranstaltet worden sind. Mit dieser Wanderausstellung wurde zugleich eine Ausstellung von Schüleraufsätzen, Schülerzeichnungen und Schülerbastelarbeiten verbunden, wie sie durch den Besuch der Wanderausstellungen und des Märkischen Museums in den einzelnen Schulen und Klassen angeregt worden sind.

Albert Kieckebusch

Vorhalle. § 1. Die vergleichende Sprachwissenschaft zeigt, daß die Vorhalle ein Bestandteil des indogermanischen Hauses war, sie begegnet deshalb in weitester Verbreitung und in zahlreichen Spielarten. Dabei sind zwei Grundformen zu scheiden: die in voller Breite dem Hause vorgelegte und in die Linienführung der Wand einbezogene Vorhalle und das kleine, halbbreite, meist über dem Eingange angebrachte Vordach. Die Bedeutung dieser beiden Typen für die Gesamtgeschichte des Hauses ist ganz verschieden: die große Vorhalle ist ein Baugedanke von typenbildender Kraft, die kleine dagegen nur ein Einzelmotiv. Werden die Längswände eines Viereckbaues über die Ecken hinaus verlängert,

so entsteht die zweiräumige Bauform, die man mit dem homerischen Ausdruck Megaron bezeichnet, und die für die Geschichte der antiken Architektur allergrößte Bedeutung gewonnen hat.

§ 2. Das Megaron ist ein nord. Baugedanke, die Seitenwände sind vorgezogen, um dem Winde den unmittelbaren Zutritt in das Hausinnere zu wehren. Diese Grundform wird vielfältig variiert, die Vorhalle hat verschiedene Tiefe, sie ist bald geschlossen, bald völlig offen, so daß nur ein pfostengetragener überdachter Vorplatz übrig bleibt, sie kann durch eine Pfeilerreihe oder Wand nochmals geteilt werden, sie wird in der geschlossenen Form in der Längsrichtung in zwei kleinere Räume zerlegt, sie findet sich symmetrisch auch an der Rückseite des Hauses. Diese Einzelformen untereinander in einen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang zu bringen, ist unmöglich, doch steht im typol. Sinne die tiefe, säulenlose V. am Anfang und die Doppelvorhalle am Ende. Bei der Fülle der Entwicklungsmöglichkeiten kommt es mehrfach vor, daß typol. alte Formen ganz jung sind und umgekehrt. Megaronbauten begegnen in allen Stufen der Vorgeschichte. Der Kultur der neol. Schnurkeramik gehört das Blockhaus von Haldorf in Kurhessen an (Band V Tf. 38a), mit flacher Vorhalle und dicken Antenköpfen, der Kultur der nordgriech. Spielart der neol. Vasenmalerei die Megara von Dimini und Sesklo in Thessalien (Tsuntas *Dimini-Sesklo* 1908 S. 50 Abb. 9, S. 60 Abb. 11, S. 89 Abb. 18; hier Band 1 Tf. 7a), teilweise mit Tragpfeilern und stets mit Teilung des Innenhauses in Herd- und Ofenraum. Die neol. Pfahlbaudörfer haben in der älteren Bauperiode regelmäßig ebenfalls das zweizellige Haus und dazu meist einen offenen Vorraum (Band V Tf. 35). Bei dem engen Zusammenhang von Haus und Grab ist es nicht verwunderlich, wenn nord. Megalithbauten, unter denen sonst die Spielart der kleinen Vorhalle überwiegt, gelegentlich auch Grundrisse mit vollbreitem, nach vorn offenem Vorraum, manchmal sogar mit Zweiteilung des letzteren, aufweisen (SB. Wiener Ak. 181 V [1916] S. 69ff. R. Meringer; A. Meitzen *Siedel. und Agrarwesen* III 485 Abb. 28—29), das Ganggrab

ist die Nachbildung des Ganghauses (s. Megalith-Grab). Die klassischen Formen des Megaron bietet die ägäische BZ. Sehr alte Formen hat Troja II mit den tiefen, säulenlosen Vorhallen, die indessen bei einigen Bauten auch der Rückseite vorgelegt sind (Band III Tf. 68; W. Dörpfeld *Troja* 1902 S. 80ff. Abb. 23). Die Megara von Mykenai (s. d.; Band VIII Tf. 118, 119) und Tiryns (s. d.; Band III Tf. 71, V Tf. 59) haben die durch eine Wand zweigeteilte Vorhalle, so daß zwischen Säulenhalle und Herdraum ein kleinerer, geschlossener Vorraum entsteht; das „Megaron der Frauen“ in Tiryns ist einfacher, ihm fehlen sowohl dieser Vorraum wie die Säulen der Front. Auch nordeuropäische Siedlungen der BZ kennen das Megaron, vor allem Buch (s. d.; Band V Tf. 49, 50b, 51) bei Berlin und Hasenfelde im Kr. Lebus (Präh. Z. 2 [1910] S. 371ff.; ebd. 3 [1911] S. 287ff. A. Kiekebusch) mit ihrem Reichtum an baugeschichtlich wichtigen Formen. Das Haus der „Römerschanze“ bei Potsdam (Band III Tf. 76a) schließt sich ihnen vollkommen an. Die formgeschichtliche Eingliederung der Bucher Häuser in die Entwicklungsreihe des Megaron-Typus wird nicht geändert, wenn in der Tat die Innenteilung des Hauses hier nicht von der Vorhalle ausgegangen ist, sondern von innen heraus durch Einfügung einer Scheidewand entsteht (Präh. Z. 2 [1910] S. 385ff. A. Kiekebusch; s. a. Band II Tf. 83). In der HZ ist die Bauform etwas seltener, doch bieten die Höhengiedelungen des Bachergebirges eine Reihe echter Megara (W. Schmid *Ringwälle des Bachergebietes* 1915). Mehrräumigkeit kann an sich natürlich auch unabhängig vom Vorhallen-Haus eintreten durch Einziehung von Zwischenwänden, doch erinnert das hallstattzeitliche Pfostenhaus von Appethofen im bayerischen Ries (Präh. Z. 7 [1915] S. 68ff.) mit der symmetrischen Anlage der beiden kleinen, unter sich genau gleich großen Vorräume sehr lebhaft an die Bauformen von Troja II. Auf griech. Boden hat sich in dieser Stufe aus dem Megaron der griech. Tempel entwickelt, der gleichfalls alle Spielarten des vorgesch. Megaron aufweist, und dessen peristyle Säulenstellungen in den Pfostenreihen der Langseiten Bucher Häuser schlagende Parallelen

haben (Präh. Z. 4 [1912] S. 163 A. Kiekebusch). Die Megara latènezeitlicher Siedlungen sind sowohl aus nord. wie aus klassischen Kultureinwirkungen erklärbar, sie sind in Bibracte (s. d.) überaus häufig sowohl im reinen Pfosten- wie im Steinsockelbau, während sie im Kreise der germ. Latènekultur bisher zu fehlen scheinen. Ein echtes Megaron mit flacher Vorhalle ist aber wieder das spätkaiserzeitliche germ. Pfostenhaus von Paulinenau in der Mark (Präh. Z. 4 [1912] S. 152ff. A. Kiekebusch).

§ 3. Deutet schon die ganze Form des Megaron auf einen im nord. Klima entstandenen Baugedanken hin, so wird die frühere Erklärung des Megaron als Aussonderung aus einem s. Typus schon dadurch entkräftet, daß es in den kret. Palästen fehlt und sich nur in Troja und den festländischen Burgen findet. Die ältesten Belege gehören der j. StZ Mitteleuropas an, von hier ist das Megaron divergierend sowohl nach N wie nach S vorgedrungen. Im S hat es sich nur in entlegenen Gegenden wie in Lykien gehalten (Meitzen III 468 Abb. 7), im N dagegen eine reiche Entwicklung erlebt (Präh. Z. 1 [1909] S. 234ff. Schuchhardt; R. Henning *Das deutsche Haus* 1882 S. 61ff.); die schwed. Rauchstube hat noch die ganz ursprüngliche Form mit der offenen V. und dem einzelligen Herdraum, sonst aber wird unter der Einwirkung des Klimas die V. geschlossen und in der Längsrichtung nochmals geteilt, so daß dem Hauptraum nunmehr zwei geschlossene Kammern vorgelagert sind. Diese Grundrißteilung ist lange für das dtsh. Wohnhaus des Mittelalters kanonisch geblieben; in der Variante des vollen Vorraumes und der Längsteilung des Hauptraumes findet sie sich an den fränkischen Holzsärgen aus Leihgestern in Oberhessen (Röm.-germ. Korr.-Bl. 4 [1911] S. 54ff.) und im „Grauen Haus“ in Winkel a. Rh. (K. G. Stephani *Der älteste deutsche Wohnbau* I [1903] S. 532ff.; K. Schumacher *Rheinl. III* 212ff.).

§ 4. Weniger bedeutungsvoll, aber um so formenreicher ist die Geschichte der kleinen V. über dem Eingange (Präh. Z. 11—12 [1919—20] S. 70ff. F. Behn). Schon eine Reihe neol. Bauten hat diesen Schutz des Einganges gegen unmittelbare Einwirkung

von Regen und Wind, das Haus von Hönheim im Elsaß (Anz. f. Elsäss. AK. 2 [1910] S. 81), das von Trebus in der Mark (Band V Tf. 37 c; Präh. Z. 5 [1913] S. 356 Abb. 14) und vor allem zahlreiche Megalithbauten in allen Größen bis zum vollentwickelten Ganggrab. Sehr häufig sind V. in halber Breite der Giebelwand mit geschlossenen Wänden und mit der Tür an der Seite, so daß der Zugang in den Hauptraum geknickt, traversiert ist. Eine derartige Anlage wird eines der Häuser aus der bandkeramischen Siedlung von Sarmstein an der Nahe gehabt haben (Band V Tf. 45; Präh. Z. 11—12 S. 71 Abb. 3), gesichert ist sie an einem der Bucher Häuser (Präh. Z. 2 [1910] S. 399) mit deutlichen Spuren eines Umbaues in voller Parallelität mit der Entwicklung des nord. Hauses (Präh. Z. 1 [1909] S. 233 Schuchhardt). An Bauten der südd. HZ ist der kurze Vorbau geradezu typisch, doch trägt er nicht den Eingang, sondern den Herd (Heilbronner Festschr. 1911 S. 42 A. Schliz). Die früheisenzeitl. ital. Hausurnen (s. d. B) deuten oft die kleine Säulenhalle vor dem Eingange an, so gut das in der keramischen Technik möglich ist, und zwar findet sich die Vorhalle hier nur an den Hausurnen runder und ovaler, nicht aber viereckiger Form (Band V Tf. 78a; Behn *Hausurnen* Vorgesch. Forschungen 1, 1 [1924] S. 104).

§ 5. Den gleichen Grundriß wie das neol. Haus von Trebus hat das latènezeitliche vom „Römerlager“ bei Kneblingshausen in Westf. (Westf. Mitt. 4 [1905] S. 132 Abb. 2; W. Schulz-Minden *Das german. Haus*² 1923 S. 45 Abb. 10). Die altnord. *stofa*, wie sie sich nach den Angaben der Sagas darstellt, hat vor dem Eingang als Windfang eine kleine Vorhalle (Stephani I 633 Abb. 150). Im O hat sich die kleine V. bis heute erhalten am ostgerm., lit., masurischen und ruthenischen Bauernhause (Präh. Z. 11—12 [1919—20] S. 72 ff. F. Behn), ebenso an den ruthenischen Holzkirchen, in denen manches Motiv des altgerm. Holzbaues weiterlebt. Auf südderm. Boden vertritt das altbajuwarische Bauernhaus den reinen Megaron-Typus (Stephani a. a. O. I 327 Abb. 131).

Präh. Z. 1 (1909) S. 234 ff. Schuchhardt; SB. Wiener Ak. 181 V (1916) S. 57 ff. R. Meringer; Präh. Z. 11—12 (1919—20) S. 70 ff. F. Behn;

Denkmalpflege 22 (1920) S. 45 ff. H. Phleps; [F. Oelmann *Haus und Hof im Altertum 1* (1927); H. Schroller *Hausbau in der jungsteinzeitl. bemalten Keramik* Tagungsber. Anthrop. Ges. Köln 1928 S. 91; Mannus VI. Erg. Bd. 1928 S. 202 ff. H. Reinert h].
F. Behn

Vorlandvergletscherung s. Diluvialgeologie.

Voronež (Südrußland; Tf. 52). § 1. Nw. der Stadt V. am Don in einer Gegend, die den Namen „Častyje Kurgany“ („Dichtliegende Grabhügel“) trägt, wurden im J. 1910/11 eine Anzahl Grabhügel untersucht von einem Typus, wie er im Poltavischen und Kijevschen Gouvernement häufig ist (Schächte mit hölzerner Kammer), unter denen der Tumulus III die interessantesten und wichtigsten Funde ergab. Er barg das (nicht besonders reich ausgestattete) Grab eines fürstlichen Kriegers. Zu seiner Aussteuer gehören Bogen, Pfeile, Schwert und Schleifstein, ein kleiner, goldener Fingerring, ein eisernes, goldplattiertes Armband, ein mit Gold verkleideter, eiserner Gegenstand in Tierform (L. 13,5 cm), gepreßte Goldbleche von der Kleidung, ein skyth. Tongefäß u. a. sowie eine Silbervase.

§ 2. Das eiserne Schwert (L. 68 cm) mit goldplattiertem Griffteil (Mater. Arch. Rußl. 34 [1914] Tf. 2, 5 und 5, 2) hat einen länglich ovalen, flachen Knauf und flache Griffstange. Der herzförmige Griffabschluß ist zu einem Dreieck mit leicht eingezogener Seite geworden. Auf dem Blech der Griffstange ein Fries geometrisierter Vierfüßler, auf Knauf und Abschlußplatte zwei solche in antithetischer Gruppe.

Das Schwert gehört demnach zu den Akinakes-Formen vom Typus Mirza-Kekuvackij (ebd. Tf. 5, 3; von Ašik 1839 untersuchtes Grab bei Kerč; vgl. ABC Tf. 27, 9), von denen weitere Exemplare z. B. aus dem Čertomlyk (s. d.)-Kurgan (Mater. Arch. Rußl. 34 Tf. 5, 4. 6), aus einem guten Grabfunde im Kr. Čigirin (Izvěstija Arch. Kom. 35 [1910] S. 70 Abb. 8, 8a Bobrinskoi) und von Dubno (Volhynien; *Collection Khanenko III* [1900] Nr. 167 Tf. 38) bekannt sind. Das Grab gehört in das 4.—3. Jh. v. C.

Mit der Dekoration und dem ovalen Griffabschluß dieser Schwerter vgl. auch den Griff des Spiegels aus dem Kul-Oba (Band XIII Tf. 31 B d).



2



3



1

Voronež
Skythenvase. . Wiederherstellung. Nach Mater. Arch. Rußl. 34 (1914).

§ 3. Das Hauptstück des Fundes ist ein bauchiges Silberfläschchen (H. 11 cm; Tf. 52), an Figuren und Ornamenten vergoldet, von einem in Südrubland weitverbreiteten Typus (vgl. z. B. *ABC* Tf. 35, 1—3 Kul-Oba; *Collection Chanenko* II [1899] Tf. 30, 451. 452 Volkovcy [s. d.] oder Darstellungen solcher Vasen auf Goldplättchen, wie *ABC* Tf. 32, 1 Kul-Oba, vielfach in Ton nachgeahmt: vgl. *Collection Chanenko* III [1901] Tf. 62 [von oben links] 1, 2, 5, 6, 8, 11, 15; Tf. 63 [oben links] 1, 3), dessen berühmteste Stücke die Kul-Oba-Vase (Band III Tf. 154; VII Tf. 90^A) und dieses sind. Hier wie dort werden Szenen aus dem skyth. Kriegsleben dargestellt, auf unserer Vase nicht mit derselben Lebendigkeit und Ausdrucksfähigkeit, die dem griech. Toreuten der Kul-Oba-Vase zu Gebote stand. Der Stil ist strenger, aber auch lebloser, auch Verzeichnungen sind zu bemerken. In der durch welliges Terrain mit wenigen Pflanzen angedeuteten Landschaft sind drei Augenblicke wiedergegeben, die typische Szenen vor einem Kampfe darstellen: Beobachtung des Feindes, Beratung des Kampfplanes und die Unterweisung der jüngeren Mannschaft im Gebrauch der Waffen.

Interessant die Darstellung der in reicheren skyth. Gräbern nicht seltenen Peitsche (Tf. 52, 2; Čertomyk [s. d.], Kul-Oba [s. d.], Volkovcy [s. d.] usw.; auch in der skyth. Kultur Ungarns; Band XII Tf. 69, 0). S. a. Südrubland D § 57.

Materialien Arch. Rußl. 34 (1914) S. 79ff. Rostovcev; M. Ebert *Südrubland* 1921 S. 174ff.; W. Ginters *Das Schwert der Skythen und Sarmaten in Südrubland* Vorgeschichtl. Forschungen 2, 1 (1928) S. 35ff. M. Ebert
Voronežskaja Stanica (Kuban-Gebiet, Südrubland). Im J. 1903 wurden w. der V. S. von N. J. Veselovskij aus einer Gruppe von Kurganen, die sämtlich Spuren von Raubgräberei zeigten, 5 Hügel untersucht, die in der Literatur die Nummern 15—19 tragen. Die wichtigsten davon sind die Kurgane 17 und 19. Kurgan 17 hatte eine Höhe von 3,20 m. Er enthielt eine jüngere Nachbestattung und ein leider ausgeplündertes Grab im Zentrum mit dem Deckel einer schwarzfigurigen Lekane (CR Pétersb. 1903 S. 73 Abb. 138), die den Kurgan ins 6. Jh. v. C. datiert. Im Hügel 19 (H. 2,85 m) war

die in der Mitte liegende, in den gewachsenen Boden eingeschnittene, viereckige Grabanlage vollständig zerstört. Sie war von einem 2,13 m br. und 1,10 m ebenfalls in den gewachsenen Boden eingetieften Graben umgeben, der einen nach S offenen Ring bildete. In diesem Graben lagen auf der Seite 30 Pferde, mit dem Kopfe nach dem Grabe zu (Band XIII Tf. 28^A b; nach dem Plan CR Pétersb. 1903 S. 73 Abb. 139, wo nur 29 Pferdeskelette eingezeichnet sind; der Maßstab fehlt). Der Graben war oben mit Balken verdeckt. Zum Zaumzeug der Pferde gehören eine größere Zahl von bronzenen Schmuckstücken (ebd. S. 74 Abb. 140—151), im Stile der jüngeren skyth. Tierornamentik verziert, und eiserne Trensen (ebd. S. 75 Abb. 152—153) „geometrisierender“ Art. Zeit: 4./3. Jh. v. C. Das Grab ist ein typischer später Vertreter der mit reichen Pferdeopfern ausgestatteten Kuban-Gruppe, deren ältere Repräsentanten die Kurgane von Kelermes (s. d.), Ul (s. d.), Jelisavetinskaja und Marjevskaja Stanica sind. S. a. Südrubland D § 44.

CR Pétersb. 1903 S. 71—75.

M. Ebert

Vorsabeller (Sprachdenkmäler). § 1. Die vorsabell. (früher altsabell. genannten), picenischen oder liburnischen Inschriften wurden gefunden: in Superaequum oder Castel di Jeri (im Gebiet der Paeligni), in Crechio zwischen Ortona und Anxanum (im Gebiet der Frentani), zumeist aber in Picenum: in Bellante bei Teramo, in S. Omero zwischen Nereto und Bellante, in Castignano bei Asculum Picenum, in Belmonte (s. d.) Piceno und in Cupra Maritima; die Zugehörigkeit von ein paar weiteren Inschriften (im S aus Velitrae in Latium, vom Lacus Fucinus im Paeligner-Gebiet, im N aus Numana [s. d.], s. von Ancona) ist unsicher. Es handelt sich um lauter Stein-Inschriften sepulkralen Charakters: die zuletzt gefundene Inschrift von Belmonte steht auf einem enormen, unregelmäßigen Stein, ihre Zeilen waren ursprünglich 1 m l.; am wichtigsten sind die Inschriften des Stein-Obeliskens von Castignano und der Steinplatte von Crechio; letztere lag horizontal und war durch Blei- und durch Verzahnungen des Steines selbst, ferner durch steinerne Bänder, die eine Art Rahmen um den Stein bildeten, mit einer Basis verbunden. Nach dem eigentümlichen

Bustrophedon-Charakter der Schrift würden die Inschriften zu den ältesten Italiens gehören, wenn nicht die Möglichkeit bestünde, daß diese Denkmäler, geradeso wie die unbeholfenen Reliefdarstellungen der Novilara-Stelen, einer kulturell zurückgebliebenen Bevölkerungsschicht angehören, die in ihrer geogr. Abgeschlossenheit Altertümliches lange festhielt (s. Novilara A § 3).

Peinlich genaue Lichtdrucktafeln der wenigen, aber wichtigen, schwierigen und schlecht erhaltenen vorsabellischen Inschriften nebst verlässigen, zusammenfassenden Berichten über die arch. Durchforschung des ager Picenus wären dringend erwünscht. Vorläufige Sammlungen und Einzeluntersuchungen: Th. Mommsen *Unterital. Dial.* S. 22—25, 327—334; Fabretti in *CII* 2682, 2848 und Suppl. III 438—440; Zvetaieff *IIMD* Nr. 1—5, 10, *IID* Nr. 1—4, 7, 12 (mit Abb.); Rhein. Mus. f. Philol. 41 (1886) S. 191—196 W. Deecke (auch bei Zvetaieff *IID* S. 173—175); Notizie 1890 S. 183 G. Gabrielli; Rendic. Ist. Lomb. Ser. II 24 (1891) S. 155—182 E. Lattes; C. Pauli *Altital. Forsch.* III (1891) S. 219—226, 428—429; Atti Acc. Torino 31 (1896) S. 109—116 C. Pascal; W. M. Lindsay *The Old Sabellian Inscriptions of Picenum* Academy Nr. 1277 = 50 (1896) S. 312—313; R. v. Planta *Gramm. d. osk.-umbr. Dialekte* II Nr. 281—288 und S. 551—553, 664; R. S. Conway *Ital. Dial.* II 528—529; Notizie 1903 S. 107, 105 G. Patroni; H. Jacobsohn *Altital. Inschr.* Bonn 1910 Nr. 137—143; F. Ribezzo *Una singolare iscrizione proto-sabellica medita* Rivista indo-greco-italica 2 (1918) S. 139—142.

§ 2. Schrift. Das Alphabet der vorsabell. Inschriften macht durch sein höchst unregelmäßiges Bustrophedon mit wechselnder Buchstabenstellung und die unsicheren Formen einzelner Buchstaben den altertümlichsten Eindruck aller ital. Alphabete überhaupt; ob die Inschriften selbst so alt sind, wie das Alphabet nahelegt, oder ob hier eine altertümliche und unbeholfene Schreibart sich in einem von den Fortschritten der Kultur wenig berührten Winkel so lange erhalten hat, bleibt noch zu untersuchen. Nach Pauli ist hier Band VIII Tf. 51e das Alphabet zusammengestellt.

Der Lautwert der einzelnen Zeichen läßt sich noch nicht überall sicher feststellen, zumal da eine kritische Faksimile-Ausgabe noch fehlt. Die Hauptdifferenzpunkte sind:

1. Neben *u* und *ú* (²) findet sich noch ein ähnliches Vokalzeichen, das Pauli mit *é* umschreibt. Ist dies von *ú* nur graphisch ver-

schieden oder eine weitere Differenzierung des *u*-Lautes oder eine Differenzierung des *a*-Buchstabens oder des *a*-Lautes?

2. Das Viereck wohl eher = *h* als = *o*.

3. Sind die mit *š* umschriebenen Zeichen identisch und = *š* (Samech)?

4. Sind die *m*-Zeichen stets = *m* oder auch = *š*?

5. Ist das zweite *d*-Zeichen auch = *r*?

6. Ist das zweite *l*-Zeichen auch = *p*?

7. Eine (nicht konsequente) Punktierung hinter den Buchstaben scheinen die vorsabellischen mit den Veneter-Inschriften gemein zu haben.

Lit. zum vorsabellischen Alphabet s. zu § 1.

§ 3. Sprache. Die sog. altsabell. Inschriften sind, wie schon der ihnen zugeteilte Name besagt, zunächst allg. und später besonders noch von italien. Gelehrten als altital. betrachtet und erklärt worden. Erst C. Pauli hat sie den für Picenum überlieferten Liburnern zugewiesen, und W. M. Lindsay hat in einem kühnen, aber erfolgreichen Anlauf gezeigt, daß sich die These im einzelnen fruchtbar machen läßt. Besteht so die Aussicht, daß sich die altsabell. Inschriften endgültig unter die adriatischen oder ostital. Sprachdenkmäler der Illyrier (s. d.) einreihen lassen, so empfiehlt es sich, selbst wenn eine sekundäre Beeinflussung durch sabell.-ital. Dialekte bewiesen werden sollte, den Namen 'altsabellisch' durch den zu nichts verpflichtenden 'vorsabellisch' (oder den rein geographischen 'picenisch' oder den ethnographisch bezeichnenden Namen 'liburnisch') zu ersetzen.

Illyr. Liburner in Picenum sind durch Plinius III 110 ausdrücklich bezeugt: *Truentum cum anne, quod solum Liburnorum in Italia relictum est*; Plinius' Worte werden durch illyr. Namensuffixe in Picenum (Truentum, Picentes) und arch. Tatsachen bestätigt. Auf illyrische Anklänge haben C. Pauli *Altital. Forsch.* III 428—429 und W. M. Lindsay in *The Academy* Nr. 1277 = 50 (1896) S. 312—313 hingewiesen, vgl. auch Notizie 1918 S. 194 Anm. 1, S. 200 Anm. 4 G. Pellegrini. Bei den benachbarten Pälignern, die sich durch die Überlieferung (Paul. Diac. ex Festo p. 278, 30 Th.: *Paeligni ex Illyrico profecti ductu Volsimi regis*) und ihre illyr. Namen auf *-a(w)us* als ursprüngliche Illyrier darstellen (W. Schulze *Eigenn.* 1904 S. 42, 43, 47), hat umgekehrt die sekundäre sabellisch-ital. Oberschicht nach Sprache und Volkstum gesiegt; in der tertiären, der röm. Kulturschicht, sind natürlich Liburner wie Päligner gleichmäßig untergegangen.

Votivfund, Votivgabe s. Depotfund, Kultus, Opfer, Religion.

Votum s. Gelübde.

Vozdviženskaja (Südrußland). § 1. Station im Kuban-Gebiet, vornehmlich bekannt durch einen wichtigen Grabfund der jüngeren sarmatischen Periode, der im J. 1899 durch Veselovskij aufgedeckt wurde. Er stammt aus einem 13 m h. Kurgan, in den von dem Ausgräber von S her ein 25 m l. und 13 m br. Schnitt hineingelegt wurde, der, etwa bis zur Mitte geführt, 4 Grabanlagen aufdeckte, ein abschließendes Urteil über den Aufbau des Hügels aber nicht erlaubt. Die Frage, ob der gewaltige Hügel über der untersten oder der nächsthöheren Bestattung oder möglicherweise über einer nicht aufgedeckten, im nicht ausgegrabenen Teil des Aufschuttes sich befindenden Bestattung gewölbt wurde, wird in dem Fundbericht nicht erörtert (Abb. des Schnittes CRPetersb. 1899 Tf. 2 hinter S. 44; Minns *Scythians and Greeks*, 1913 S. 229 Abb. 131); der Ausgräber schien wohl der ersten Ansicht zu sein.

§ 2. Zuunterst, auf dem gewachsenen Boden, ohne Grabschacht, lag ein rot gefärbtes Hockerskelett ohne Beigaben. N. davon, 3,50 m höher, auf einem viereckigen Kieselpflaster, ruhten drei weitere rot gefärbte Hockerskelette, daneben, ohne diese Unterlage, ein viertes. Zu Häupten der ersten drei fanden sich eine kupferne Flachaxt (ebd. S. 46 Abb. 79), sowie eine Schaftlochaxt (ebd. Abb. 80), ein Hohlmeißel (ebd. Abb. 81), eine Lanzenspitze und eine Stange aus Kupfer, ein Stein (wohl bearbeitet) und ein Tongefäß. Die vierte Bestattung war ohne Beigaben. Diese Gräber gehören der kupferzeitlichen Phase der Kuban-Kultur (s. Kuban, Maikop, Südrußland C) an.

§ 3. In einer Tiefe von 2,85 m unter dem Zentrum des Hügels lag als Nachbestattung das Grab der sarmatischen Zeit, viereckig (L. 2,18 m; Br. 1,42 m), mit vier Holzpfosten an den Ecken, die eine hölzerne Decke trugen. In ihm ein Krieger, in Rückenlage, den Kopf nach O, die Füße nach W. Der ganze Boden des Grabes war mit gestanzten Goldplättchen (zum Aufnähen auf Zeug) besät, und Veselovskij

nimmt an, daß sie von einer Decke stammen, die über den Toten gebreitet war (CRPetersb. 1899 S. 43 Abb. 65, 66). Am Kopf links lag der eiserne Schuppenpanzer, eiserne, dreiflüglige Pfeilspitzen (ebd. S. 44 Abb. 67), auf dem Leib ein Goldmedaillon mit einem großen Kornalin in der Mitte (ebd. Abb. 68) und ein goldener Riemenbeschlag (ebd. S. 44 Abb. 69) mit aufgesetzten Pasten, unter den Fersen zwei silberne Scheiben, auf denen in getriebener Arbeit ein Steinbock dargestellt ist, der von einer sechsköpfigen Hydria zerfleischt wird (ebd. Abb. 70). Auf der r. Seite des Kriegers traf man am Kopf zwei eiserne Messer, an der Schulter einen einfachen Schleifstein (ebd. Abb. 71), am Ellenbogen eine bronzene Scheibe (vom Spiegel?) und ein leines Alabastergefäß, am Gürtel ein Ringknauf-Kurzschwert (Band XIII Tf. 40^c h; s. Ust-Labinskaja, Südrußland D §91). Unter den weiteren Beigaben seien noch hervorgehoben ein gläserner Skyphos mit Ringhenkeln (ebd. Abb. 73), ein Silbergefäß, ein tönerner Henkelkrug (ebd. Abb. 75), zwei Paar eiserne Trensens, die eine mit radförmigem, die andere mit S-artigem Abschluß (ebd. Abb. 76), und drei skythische Kessel (ebd. Abb. 77/78). Das Grab gehört in die ältere RKZ. — Ein reiches Frauengrab etwa derselben Zeit (mit römischer Bronzekanne) wurde in demselben Jahre beim Chatažukajevskij Aul aufgedeckt.

CRPetersb. 1899 S. 43 ff.; Běla Pósta *Archäologische Studien auf russischem Boden* II (1905) S. 569 ff.

M. Ebert

Vratca (Ebene von V.; Bulgarien). § 1. Eine ö. der gleichnamigen Stadt gelegene elliptische, kulturgeschichtlich dem Glasinac (s. d.) vergleichbare Ebene, die im S von der Strenica-Planina, weiter ö. vom Isker, im N von der Veslec-Höhe und im W von der Vratca-Planina ziemlich scharf begrenzt wird, und in der sich, wie auf dem Glasinac, zahlreiche, mehr oder weniger umfangreiche Grabhügel-Gruppen mit Einschlüssen aus fast allen vorgesch. Per. vom Neol. bis zur LTZ erheben. Besonders wichtige Hügelgruppen befinden sich außer bei V. selbst in der Umgebung von Mezdra, Gorna- und Dolna-Kremena, Staro und Vlaško (s. d.) Selo und an einigen anderen Punkten.

§ 2. Dem Neol. gehören mehrere hauptsächlich der Gegend von Mezdra und Vlaško Selo entstammende „Schuhleistenkeile“ (s. d.) und Steinäxte mit abgerundetem Nackenende und halbseitiger Wölbung oder ovalem Querschnitt an, wie sie auch sonst im Donau-Gebiet häufig vorkommen. Doch finden sich auch vereinzelte ziemlich plumpe, durchbohrte Axthämmer und durchbohrte Keulenköpfe verschiedener Form. Die zugehörige Keramik ist ziemlich roh. Bemerkenswert sind henkellose zylindrische Becher mit leicht eingebogenem Rande und kleine, kumpf-artige Gefäße. Die Verzierung ist spärlich und auf einige eingeritzte oder eingefurchte Muster, wie Reihen von Winkelhaken u. dgl., beschränkt. Gefäßmalerei fehlt anscheinend vollständig, ebenso weiße oder rote Einlage (s. d.). Merkwürdig sind kleine, längliche Tongebilde mit vierniedrigen Füßen, die an gewisse „Mondhörner“ oder „Feuerböcke“ erinnern (vgl. Band II Tf. 97e). Ebenso erscheinen wie in Butmir (s. d.), Dimini (s. d.), Saloniki (s. Makedonische Tumuli) und anderwärts Tonnöfel mit walzenförmigem Griff (im Gegensatz zu den plattstieligen Tonnölfeln der bemalten Keramik Siebenbürgens; Band II Tf. 67c).

§ 3. Aus der BZ fehlen bislang anscheinend charakteristische Grabhügelfunde, doch ist die Zahl der fachmännisch untersuchten Hügel z. Z. noch sehr gering, und künftige Forschungen werden wohl auch für diese Zeitabschnitte weiteres Material bringen. Auch aus dem übrigen Bulgarien (s. d. C) liegen ja bisher nur sehr wenige Funde dieser Stufe vor, und Stücke wie das schöne nordische Griffzungenschwert der Per. IIc von Bešli (Band II Tf. 103a) bilden jedenfalls eine sehr große Seltenheit.

§ 4. Reiches hallstattzeitliches Material lieferte ein von Popov systematisch untersuchter, leider nicht ungestörter Grabhügel mit einer nicht genau bestimmbarer Zahl von Körperbestattungen bei Vlaško (s. d.) Selo, der außer zahlreichen sonstigen Bronzegegeräten, wie sie auch in anderen hallstattzeitlichen Hügeln Bulgariens und Mazedoniens, sowie namentlich des Glasinac (s. d.) vorkommen, eine Reihe sehr charakteristischer Fibeltypen (vgl. Band II Tf. 108b) enthielt, die zwar mit den Certosa-Fibeln eine gewisse Verwandtschaft zeigen, sich aber doch

in mancher Hinsicht, insbesondere in der Ausgestaltung des aufwärts gebogenen Schlußstückes des Fußes und der stets einfachen einseitigen Spirale, von ihnen nicht unwesentlich unterscheiden, und die daher Popov wohl mit Recht nicht als unmittelbare Entlehnungen von der Certosa-Kultur auffaßt, sondern als unabhängig davon entstandene, aber der Entwicklungsreihe der Certosa-Typen parallel laufende, selbständige Weiterentwicklungen älterer einheimischer Bogenfibelformen mit langem Fußteil, und die er deshalb als „thrakischen Typus“ bezeichnet (näheres darüber s. Vlaško Selo).

§ 5. Gleichfalls der Gegend von Vlaško Selo gehören mehrere Grabhügel der LTZ an, die teils Körper-, teils Brandgräber enthielten. Die Fibeln und die Schwerter mit glockenförmig geschweiftem Bügel, für die Gegenstücke auch noch aus dem Grabhügelfeld von Bajlovo im Bez. Sofia (Izvēstija na Arch. Institut. 1921—22 Abb. 60 Popov), von Dobralevo, Kr. Orëchovo (Band II Tf. 108d), und von Dere und Popica (Godišnik na Nar. Mus. za 1921 Abb. 155 B und Abb. 170) vorliegen, verweisen die Gräber in die mittlere Latène-Stufe (Stufe C Reineckes). Bemerkenswert ist das Auftreten von Leichenbrand in diesem Abschnitt, eine Erscheinung, die außer in den Keltengräbern nordwärts der Alpen und der Marne-Kultur (s. d.) auch in Ungarn (s. d. G) öfter zu beobachten ist. Wagenbestattungen (s. Wagengrab), die noch in Siebenbürgen (Tartlau bei Kronstadt) vorkommen, fehlen wie in allen übrigen bisher bekannt gewordenen Latène-Gräbern Bulgariens.

R. Popov *Predistoričeski izsledvanija v Vratsanskoto pole* Izvēst. na Arch. Inst. 2 S. 99ff.
G. Wilke

Vrensted (Vendsyssel, Jütland). Wohnplatz der vorröm. EZ. S. Nordischer Kreis C 1 § 5.

Vučedol (bei Vukovar, Syrmien; Band XI Tf. 53). § 1. Ein im N von der Donau, im O und W von tief eingeschnittenen Schluchten begrenztes Plateau, das nur von S aus leicht zugänglich ist, und auf dem zahlreiche Reste von neol. Wohngruben und dazwischen eine Reihe gleichaltriger Gräber mit liegenden, nach O schauenden Hockern gefunden wurden.

§ 2. In der Keramik, die sich sehr scharf von der in Butmir (s. d.) und verwandten Stationen gehobenen unterscheidet, sind als besonders typische Formen doppelkonische, an gewisse Villanova-Typen erinnernde Gefäße und flaschenartige Formen mit niedrigem Hals, linsenförmigem Körper und vertikalen Schnurhenkeln am Bauchumbruch hervorzuheben. Am auffallendsten sind die eigentümlichen Ringflaschen, ein Typus, der sonst nur aus Griechenland und Zypern bekannt ist, aber heute auf der Balkanhalbinsel, namentlich in Rumänien und Mazedonien, noch weit verbreitet ist (vgl. Band XI Tf. 53 d, e).

§ 3. Die Verzierungen sind teils eingeritzt, vorwiegend aber tief eingestochen und mit weißer, z. T. auch roter Masse ausgefüllt. Die vorherrschenden Zierformen bilden das Schachbrettmuster, stehende oder liegende Kreuze, Rauten, Kreisfiguren mit eingezeichneten Kreuzen und dgl. mehr. Besonders charakteristisch aber ist die Felderteilung durch senkrechte, von kleinen Dreieckreihen eingesäumte Bänder. Auch durch diesen Dekorationsstil und die Verzierungstechnik unterscheidet sich die Keramik von V., die in ganz gleicher Weise noch in Sarvaš (s. d.) bei Esseg in Slavonien (hier auch neben weißer und roter blaue Inkrustation) und am Varadberg bei Erdöd (Kom. Virotovic in Slavonien), in Bosnien auf dem Debelo Brdo (s. d.) wiederkehrt (s. die Karte Band VI Tf. 53), scharf von der von Butmir. Dagegen zeigt sie eine große Übereinstimmung mit der Laibacher Pfahlbaukeramik (s. Mondsee-Typus und Band VIII Tf. 103, 104), z. T. auch mit gewissen nordischen Typen der Ganggräberzeit, die Montelius (*Temps préh. en Suède* S. 46f.) an bestimmte zyprische Muster anzuknüpfen versucht hat.

§ 4. Auffallend ist, namentlich im Hinblick der relativen Häufigkeit der Tonidole in dem V. in keramischer Hinsicht noch einigermaßen nahestehenden Jankovičer Gradac von Vukovar (Mitt. Präh. Kom. 1 [1901] S. 276), die Seltenheit figuraler Tongebilde. Nur der Unterteil eines Idols, zwei Bruchstücke schwarzer, halbmondförmiger Gegenstände und ein rotes, ursprünglich wahrscheinlich bemaltes Gebilde, ähnlich einem langhalsigen Tierkopf mit geöffnetem

Maule, sind zum Vorschein gekommen. Außerdem fand sich, auf einem Gefäßuntersatz eingeritzt, eine von kleinen Strichen umrahmte, sanduhrförmige Menschenfigur mit Andeutung von Armen und Beinen und punktförmigem, auf langem Stiele aufsitzendem Kopfe, wie sie ähnlich auf zyprischen und kretisch-mykenischen Vasen und auf italischen Bronzen erscheinen (Hoernes *Urgesch.*² S. 600ff.).

§ 5. Steingeräte wurden verhältnismäßig nur wenig gefunden, obwohl sehr viele Nuclei vorkommen. Nicht selten waren dagegen Knochen- und Hirschhorngeräte, die auch in der nahe verwandten Station von Sarvaš bei Esseg sehr häufig sind, und die im wesentlichen mit denen einer bandkeramischen Ansiedlung von Esseg (Pfriemen, Spitzen mit einem und mehreren Widerhaken usw.; Vjesnik NF 2 S. 104ff. Vj. Celestin) übereinstimmen.

§ 6. Nur sehr dürftig sind die Beigaben in den gleichaltrigen Höckergräbern, die außer einem halben Steinhammer, dessen Zugehörigkeit noch dazu zweifelhaft ist, nur vereinzelte Topfscherben lieferten.

§ 7. Außer den neol. sind auch noch latènezeitl. Skelettgräber, ähnlich denen von Adaševci (Mitt. Zentr. Kom. 1 S. 282f.), Mitrovica (Vjesnik 6 [1902] S. 68f.) usw., zum Vorschein gekommen, die zeitlich der ersten Latènestufe nordwärts der Alpen entsprechen, und die mit ihren von den keltischen Formen dieser Periode ganz abweichenden Derivaten der Certosa-Kultur offenbar von einer vorkeltischen, also illyrischen Bevölkerung herrühren (s. a. Jugoslavien B).

Hoernes *Funde verschiedener Altersstufen aus dem w. Syrmien* Mitt. Präh. Kom. 1, 5 (1901) S. 265ff.; ders. *Urgesch.*² S. 75, 340, 410; P. Reinecke *Die Originalallert. i. d. Sammlungen des Röm.-Germ. Zentr.-Mus. in Mainz* Mainzer Ztschr. 2 (1907) S. 49. G. Wilke

Vulci (Italien; Tf. 52^{A-C}). § 1. Stadt am r. Ufer der Fiora, etwa 10 km vom Meer, zuerst von Holste richtig lokalisiert auf Grund der bis heute durchgeretteten Flurbezeichnung *Pian di Voce*, in glänzender Weise in die Wissenschaft eingeführt durch die großartigen Funde griech. Vasen, welche auf den Totenfeldern rings um die nur in schwachen Resten erhaltene Stadt vom J. 1828 ab zutage traten und der Hauptanstoß wurden zur

Gründung des Instituts für archäologische Korrespondenz in Rom. In dessen Annali gab 1831 Gerhards berühmter *Rapporto Vulcente* die erste wissenschaftlich geordnete Übersicht über griech. Vasen der Blütezeit und erwies sie damit als eine der wichtigsten Erkenntnisquellen für griech. Sagenüberlieferung und griech. Leben (Michaelis *Gesch. d. deutschen arch. Instituts* 1879 S. 37f.). Leider wurde laienhaft gegraben, nur mit dem Verlangen, antike Gegenstände zu finden, deren Wert sich kunsthändlerisch ausmünzen ließ, selbst von jenen Grundbesitzern, die, wie der erste unter ihnen, Lucian Bonaparte, Prinz von Canino, die Fundstücke zur Bildung eines Privatmuseums verwenden wollten. Über Zusammensetzung der Gräberinhalte, äußere Gestaltung der Gräber, Rituelles u. a. erfuhr man also durch jene Grabungen wenig, und viel Wissenswertes wurde unwiderbringlich vernichtet, besonders das bescheidene archaische voretruskische und sonstige lokale Tongeschirr u. dgl. Bittere Klagen über solch vandalische Art der Gräberplünderung bei Dennis *Cit. and cem.* I 450; Gsell *Fouilles de Vulci* 1891 S. 249; Notizie 1921 S. 345.

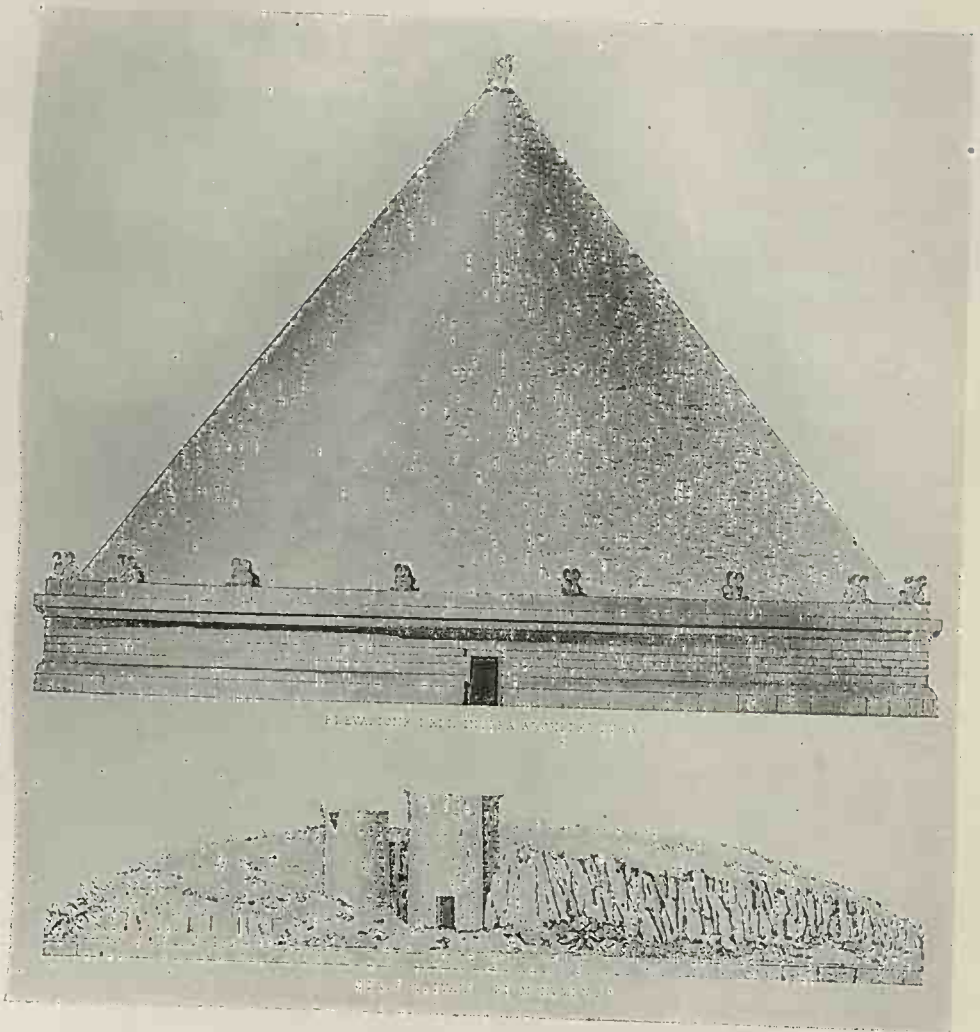
Somit war es in hohem Maße dankenswert, daß diespäteren Hauptgrundbesitzer, Fürsten Torlonia, sich entschlossen, wissenschaftlich erst durch einen privaten Beauftragten, dann durch die École française de Rome graben zu lassen, wo es auf ihrem Gebiete noch aussichtsvoll schien, und die Ergebnisse vorlegen zu lassen durch den Augenzeugen St. Gsell in seinem sorgsamem Werk *Fouilles de Vulci* Paris 1891, nachdem Helbig im Bull. Ist. von 1880—84 über die vorangegangenen Grabungen berichtet hatte. Seitdem herrscht leider völlige Ruhe auf diesem noch viele Fragen bergenden Boden, bis auf einige Zufallsfunde, welche im J. 1918 eine durch eine Stauwerk-Anlage veranlaßte Durchstechung des Stadtgebietes brachte (Notizie 1921 S. 342—356 Bendinelli mit einem neuen Lageplan).

§ 2. Ließ schon die Verteidigungsfront der auf flachem Hügel gelagerten Stadt nach S und O eher auf eine voretrusk. als eine erstmalig durch die von S gekommenen Etrusker angelegte Siedelung schließen, so bestätigt sich der frühere Ursprung durch

zwei Gruppen von Brandgräbern nahe der Stadt, eine dritte etwa 1 km s. bei der sog. *Cocumelleta* auf dem l. Fiora-Ufer. Die Formen dieser Pozzo-Gräber sind meist jünger als in Tarquinii, d. h. sie gehen weiter herunter, werden durch die längere Zeit neben ihnen hergehenden Bestattungsgräber (*a fossa*) später ersetzt als in den mehr s. Nekropolen, wie denn auch ihr Inhalt weiter herabgeht, was sich namentlich an der Art des Tongeschirrs erweisen läßt. Also sind die Etrusker von S nach N an der Küste aufwärts gerückt. Einzeln kommt auch in V. gemeinsame Beisetzung von Bestattungsleichen und Brandleichen im selben Fossa-Grab vor, also wie auch in andern Etruskergräbern friedliches Eintreten der ital. Vorgänger entweder in verwandtschaftliche oder im Sinne der Familie abhängige Verhältnisse zu den etrusk. Herren. Spuren von Cippen, sei es für einzelne, sei es für gruppenweise geordnete Familiengrabstätten, sind auch bei Brandgräbern gefunden und werden wohl allgemeiner vorauszusetzen sein. Eine Eigentümlichkeit der älteren, der Stadt näheren Brandgräbergruppe O ist die Verbindung einzelner Pozzi untereinander durch Gänge, auch in Tarquinii beobachtet, vielleicht um dem Arbeiter die Herstellung der engen Pozzi zu erleichtern, so wohl einfacher zu erklären denn als Erinnerung an ähnliche Verbindung von Wohnhütten, wie im Vibrata-Tal und bei Matera (s. d.; Mon. Lincei 29 S. 377—379 Rellini).

Zur Frage über das Verhältnis der Brandgräber zu den Bestattungsgräbern in Vulci: Atti e mem. d. R. Dep. di storia patria della Romagna 1892 S. 210—223 v. Duhn; Mém. d'archéol. et d'histoire 1892 S. 425—431 Gsell; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 309.

§ 3. Die Nekropolen der etrusk. Zeit dehnen sich weit aus, beginnen vermutlich mit alten Gräbern auf der Stadtseite, dem r. Fiora-Ufer, wo mit höchst archaischen Nenfro-Figuren geschmückt gewesene Monumentalgräber vorausgesetzt werden dürfen (Notizie 1921 S. 347—349; Boll. d'Arte 1923—24 S. 65—73), die sich als Kammergräber noch bis in das 6. Jh. fortsetzen und in späterer Zeit, nachdem die Gräberfelder auf dem l. Ufer gefüllt oder die Besiedelung reduziert war, wieder aufgenommen wurden. Aus dieser Zeit, dem



Vulci

Cucumella von Vulci. Nach „Die Antike“ 1 (1925) S. 232.



Vulci
Zum Vergleich: Nekropole von Caere. Stich nach Canina. Nach „Die Antike“ 1 (1925) Tf. 25.

4. Jh., das Campanari-Grab mit einem Fries, der das Erscheinen Verstorbener vor Hades und Persephone, beide ganz griech., darstellt (Mon. d. Ist. II Tf. 53—54). Zwei etrusk. Brücken, von denen die eine, allerdings stark umgestaltet, noch heute als *Ponte della Badia* dem Fiora-Tal einen höchst malerischen Reiz verleiht, vermittelten den Verkehr mit dem anderen Ufer, wo die Etruskergräber derartig weite Ausdehnung annehmen, daß man versucht wird, einige sehr entfernte Gruppen, wie diejenigen s. des Timone-Baches — Campomorto —, mit Vororten in Verbindung zu bringen, woraus eine recht dichte Besiedelung dieser heute so traurig verödeten Gegend sich ergeben würde, nicht überraschend, wenn man sich vergegenwärtigt, wie viele kleinere Ortschaften in Vulcis Nähe, nach Canino und Musignano zu, durch Funde bezeugt sind, und zu welcher Bedeutung das ganze sowohl tief ins Binnenland hinein wie nach der Küste reichende Gebiet Vulcis sich ausgedehnt hatte (vgl. *CIE* II 123—124, 140); war ihm doch als Hafenstadt das nach seiner Niederwerfung durch Rom noch frisch weiterblühende Cosa untertan. Für uns schwer mehr kontrollierbare Handelsbeziehungen und das große fruchtbare Hinterland müssen V. so stark gehoben haben, daß sich in manchen Familien beträchtliche Reichtümer ansammelten, die sich wieder spiegeln in einigen Gräbern, hervorragend teils durch ihre Gestalt, teils durch ihren reichen Inhalt. Hier ist es besonders die Gegend Polledrara, sw. der Stadt am l. Ufer, wo noch heute zwei Monumentalgräber auffallen, die *cocumella* (Tf. 52^A; vgl. dazu Tf. 52^B, 52^C) und die *cocumelletta*, Rundgräber mit umlaufender hoher Steinkrepis und in alten Zeiten mit Freiskulpturen aus Tuff geschmückt, von denen allerlei Reste gefunden sind, wenn auch ihresonderbar überladene Aufstellung in Noël des Vergers Rekonstruktion (*L'Etrurie et les Etrusques* Tf. 20) nur Widerspruch erregen wird. Abb. solcher Bekrönungsfiguren, denen der Stadtseite (s. o.) verwandt, auch jüngere, auf Tf. 41 der Mon. d. Ist. I. In diese Rundgräber nachträglich eingebaute Kammergräber und benachbarte, die augenscheinlich schon auf die Rundgräber Rücksicht nahmen, beweisen durch ihren Inhalt, sf. und streng rf. att. Vasen, daß die beiden

cocumelle älter sind, also spätestens in der zweiten Hälfte des 6. Jh. errichtet wurden (Bull. Ist. 1880 S. 143 ff.; ebd. 1883 S. 161 ff. Helbig). Diese eben genannten und viele andere Kammergräber zeigen den Typus der von den Vulcentaner Ausgräbern *a cassone* genannten Art, d. h. eine Atrium- oder Area-artige, quadratische oder rechteckige Einebnung eines vertieften Raumes, auf den die Eingänge der Kammern münden (vgl. Helbigs Beschreibungen in Bull. Ist. 1880 S. 216 und die Grundrisse Mon. d. Ist. I Tf. 40 und Durchschnitte ebd. Tf. 41). Sie stellen eine Weiterentwicklung der Fossa-Gräber einfacher Form dar, mit denen die bestattenden Etrusker zuerst überall auftreten, und deren relativ spärliches Erscheinen in V. auch für den im allg. jüngeren Anfang der etrusk. Besetzung spricht. Mit dem 5. Jh. hören die Fossa-Gräber auf, werden schon im 6. Jh. sehr selten (Gsell *Fouilles de Vulci* S. 428—429).

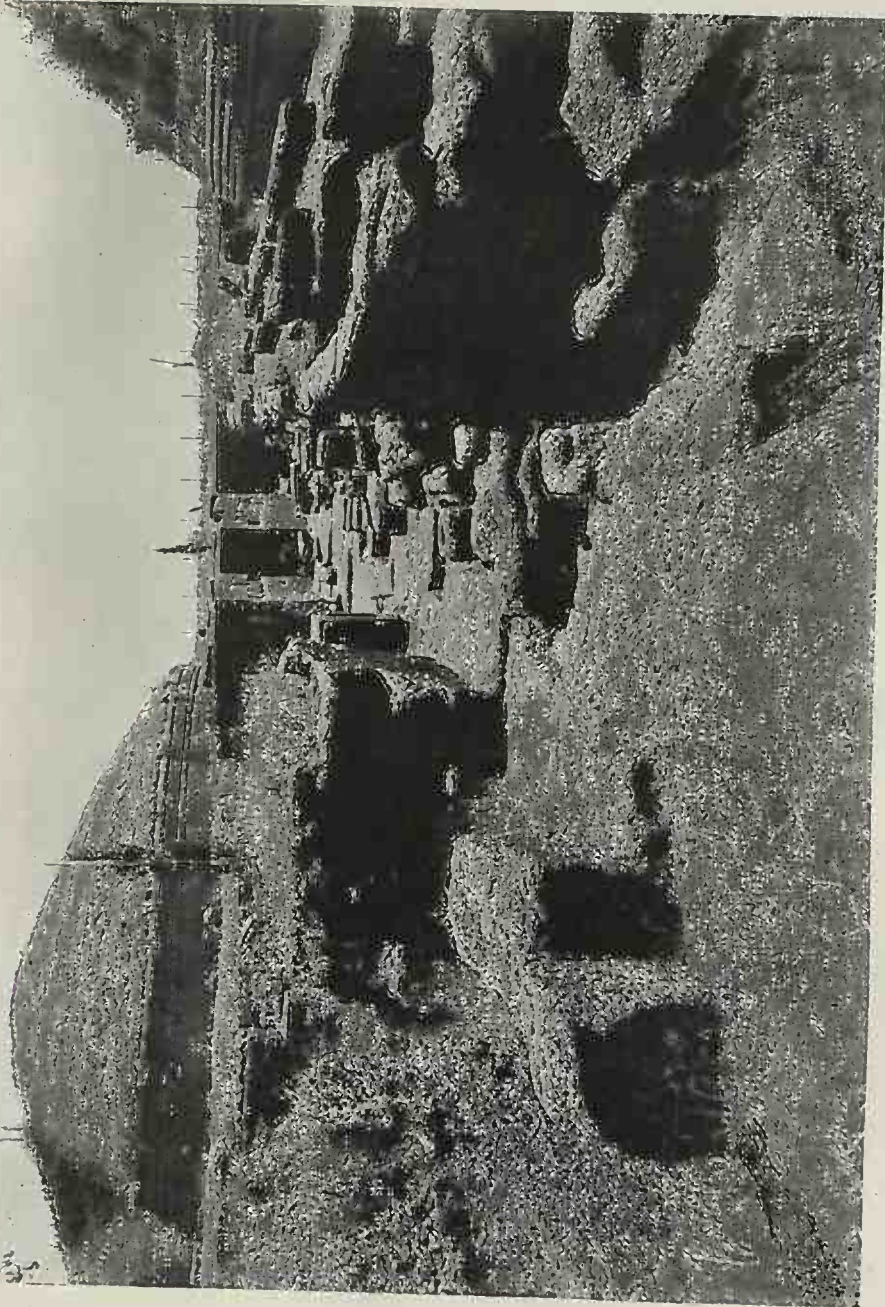
§ 4. Eins der reichsten Gräber dieser Kammerart scheint das wegen seines ägyptisierenden Inhaltes von den Ausgräbern *Tomba di Iside* genannte gewesen zu sein, dieses wie die meisten Gräber des 6.—5. Jh. in der *La Polledrara* genannten Ebene am l. Fiora-Ufer abwärts der Stadt. Zwei reich ausgestattete Frauen lagen in demselben. Übersichten des Inhalts: Micali *Mon. inediti* Tf. 4—8; Montelius *Civ. prim.* Tf. 265—268; Mac Iver *Villanovans and Etruscans* S. 229. Oriental. und Griech. von stark ionischem Gepräge findet sich in diesem Grabe zusammen. Straußeneier (s. d.), bemalt mit nach Zypern, Rhodos oder Ionien weisenden ornamentalen und figürlichen Motiven, eine Bronzestatuette, weiblich, mit nacktem Oberkörper, auf der vorgestreckten R. einst einen Vogel o. ä. haltend, merkwürdig (vielleicht so erst modern) zusammengesetzt mit Hilfe eines mäandergeschmückten, hohlkehlenartigen Zwischengliedes mit einem Untersatz, den zwei Streifen schmücken, zu oberst schreitende und weidende Tiere, Hirsche, Löwen, Sphinx u. a., darunter ein Streifen mit nach Kreta, Rhodos oder sonst wohin nach O weisenden Gespannen, zwischen denen Sphinx, auf dem viereckigen Sockel wieder schreitende Löwen o. ä. (*Brit. Mus. Catal. Bronzes* S. 434; JHS 14 Tf. 8; Pinza-

Nogara *Materiali per la etnografia toscano-laziale* Tf. 13 und S. 527); Alabastergefäße in Gestalt ägyptisierender bekleideter Frauen, die 0,80 m h. Statuette einer in faltenlose, enganliegende Gewänder eingeschlossenen Frau, wie sie gleichartig aus Samos und Ephesos bekannt sind, mit einem Vogel auf der vorgestreckten L., während die flach geöffnete R. wohl eine Schale o. ä. trug, aus Stein mit Metall-Appliken (Pinza-Nogara *Materiali* Tf. 14, wozu S. 327); dann Geräte aller Art, wie Dreifüße, Kessel, Schalen und Amphoren aus Bronze, Weihrauchwagen, zahlreiche Skarabäen (Nachahmungen), Stücke von Diademen aus Goldblech mit Zügen von Löwen und Chimären zwischen Schalenpalmetten und Flechtbandsaum (*Brit. Mus. Catal. of Jewell.* 1257 mit Tf. 15 und Abb. 23; Pinza-Nogara Tf. 1 d, e), runde Fayence-Flaschen mit nachgeahmten Hieroglyphen; alsdann bemalte Gefäße, unter denen besonders bemerkenswert eine Hydria, die auf dunklem Grund in leuchtenden Farben, besonders rot und blau, außer Wagenzügen u. a. in auch sonst bekannter Gruppierung Theseus, Ariadne und Minotauros zeigt (*Brit. Mus. Catal. Vases I* 2 H. 228; JHS 14 S. 6—7; Gsell *F. d. V.* S. 423); ferner eine sog. *Redware*-Amphora, die hell aufgemalt in zwei Streifen ein bemanntes Schiff und Tierzüge zeigt in einem typisch frühetrusk. Stil, die Tiere durchweg beflügelt, hochbeinig, kleinköpfig (*Brit. Mus. Catal. Vases I* 2 H. 230 Tf. 22—23); weiter eine tiefe Schale griech. Form des 6. Jh. aus dunkelrotem Ton mit polierter Oberfläche und darüber dünner schwarzer Überzug, worauf Zeichnungen in Rot, Blau und Gelblich-weiß (*Micali Mon. ined.* Tf. 5, 2; *Brit. Mus. Catal. Vases I* 2 H. 229 und Tf. 21); schließlich ein Salbgefäß in Gestalt eines sitzenden, bekleideten Mädchens, mit zierlichen Schuhen und Schmuck, die Hände vor sich auf die Kniee gelegt. Alle diese und andere Fundstücke aus dem Grabe weisen dasselbe in eine Zeit, die doch schon wesentl. jünger ist als diejenige der reiner orientalisierenden Grabinhalte aus Caere (s. d.), Praeneste (s. d.) usw. Der ostgriech. Einstrom ist bedeutend stärker, und was noch echt orientalisch aussehen könnte, ist doch schon durch griech. Hand gegangen und durch sie gewiß schon

vielfach etrusk. Künstlerhand übermittelt. Zeitliche Ungleichheiten, die sich im Inhalt hier und da zu zeigen scheinen, mögen sich durch diesen Mischcharakter der noch halb orientalisch-ionischen, halb schon etrusk. Fabrikation erklären, so daß es nicht nötig zu sein scheint, mit Pinza an unlautere Inhaltsmischung zu denken.

Dieser jüngere Eindruck des Inhalts der Etruskergräber aus der archaischen Zeit von V. bestätigt sich auch durch sonstige Fundstücke aus den Gräbern namentlich der *Polledrara*, besonders der Stücke aus Edelmetall und Ton. Man begegnet natürlich noch Stücken, die sich auch z. B. im Grabe Regolini-Galassi von Caere (s. d.) ähnlich finden, aber was mit ihnen gefunden wird, weist abwärts. Verwandtschaft mit Vetulonia-Art zeigt sich im Schmuck einer zu einem Anhänger gehörenden Münchener Goldplatte (Montelius a. a. O. Tf. 262, I; Stud. e. mat. 2 Abb. 130—131); mit bekannten Fibeln von Rusellae und Marsiliana (s. d.) geht eine schöne, mit plastischen Löwen geschmückte Goldfibel (Montelius a. a. O. Tf. 261; Pinza-Nogara Tf. 16 S. 389; Mac Iver *Villanovans and Etruscans* S. 205) im Brit. Mus. (Nr. 1376) zusammen, und ebenso steht es mit den übrigen älteren Gold- und Silbersachen aus V., die leider in alle Welt zerstreut sind.

§ 5. Auch die früheren griech. Vasen bestätigen die engen Beziehungen V. mit dem griech. O schon geraume Zeit vor dem später dort so glänzend herrschenden att. Import. Die Phineus-Schale, mit der in der Tenuta Campomorto, s. vom Timone, zusammengekommenen Slg. Feoli nach Würzburg gelangt (F—R Tf. 41), weist ebensogut in die ionische Welt wie zahlreiche protokorinthische, samische u. a. Gefäße in Würzburg; die Arkesilas-Schale und andere aus Vulci stammende „kyrenäische“ Schalen kamen nach Vulci, als Athens Flagge im Tyrhener Meer noch nicht gesehen war, auch der Umschlagweg über Syrakus noch nicht fungierte, sondern Sparta wie nach Tarent, so auch weiter in den W zu fahren und zu handeln wagte. Und noch neben den ersten dorthin gelangten att.-sf. Vasen fanden chalcidische Gefäße ihren Weg nach Vulci. Für diese ganze Per. frühgriech. Handels mit Italiens Westküste ist V. der lehrreichste



Vulci

Zum Vergleich: Die Nekropole von Caere. Nach „Die Antike“ I (1925) Tf. 26.



a



b

c

ВѢЛІ-ТЪН

a. Goldene Schale mit zwei breiten längsgerippten Querhenkeln (vgl. a. Tf. 53B a). Dm von Henkel zu Henkelrand 52,5 cm. — b. Goldene Henkelschale. H. 4,6 cm. — c. Dgl. H. (einschließlich Henkel) 19 cm. — Nach Aufnahmen des Nationalmuseums in Sofia.

Platz geworden. Kein Wunder, daß sich dort ein starkes einheimisches Kunsthandwerk ausbildete, besonders kräftig die Toreutik, deren Produkte ihren Weg sowohl nach Athen, wie über die Alpen fanden (Mon. Lincei 7 [1897] S. 5—104 Savignoni; Arch. Anz. 1924 S. 302—326 Neugebauer).

Bis 1921 wird die Zahl der um V. aufgedeckten Gräber — wohl ohne die ital. Brandgräber — auf etwa 20000 geschätzt (Notizie 1921 S. 345), von denen die weit- aus meisten Kammergräber sind, ausgestattet mit reichlichen, leider bei ihrer leichten Zugänglichkeit auch der bereits im Altertum stark beginnenden Raubgräberei ausgesetzten Beigaben, unter denen die bemalten Vasen einen im ganzen übrigen Etrurien nicht erreichten Platz einnehmen.

§ 6. Auffällig ist im Gegensatz zu Tarquinii das geringe Gewicht, das auf Ausmalung gelegt wurde, hier wie weiter nördlich. Um so bemerkenswerter ist die inmitten einer ganzen Reihe ähnlich geräumiger Kammergräber (CIE II 165 ff. Danielsson), ganz nahe am Hauptübergang von der Stadt, am *Ponte rotto*, gelegene, aus vielen Gemächern zusammengesetzte Tomba François, welche, wohl gegen Ende des 4. Jh. ausgemalt für die Patrizierfamilie der Saties, in Darstellungen aus frühen kriegerischen Beziehungen zwischen Etrurien und Rom, die charakteristischerweise neben Darstellungen aus der Katastrophe Trojas, als Gegenstücke zu ihnen, ausgeführt sind, den immer kritischer werdenden Entscheidungskampf zwischen diesen beiden mittelital. Machtgruppen bereits am Horizont zeigt, der um 280 v. C. durch die gemeinsame Niederwerfung Volsiniis und Vulcis seinen Abschluß fand (Arch. Jahrb. 12 [1897] S. 57—91 Körte; v. Stryk *Stud. üb. d. etrusk. Kammergräber* 1910 S. 99 ff.; CIE II 149—151 Danielsson, wo S. 150 die vollständige Lit., Nr. 5247—5286 die Inschriften dieses Grabes; Fell *Etruria and Rome* 1924 S. 43—46).

Karten und Pläne: *Mon. d. Ist.* I Tf. 40, wozu *Ann. Ist.* 4 (1832) S. 254 ff. Lenoir; danach *Dennis Cil. and cem.* I 438; *Canina Etruria maritima* Tf. 102—108; *Gsell Fouilles de Vulci*; *Notizie* 1921 S. 343. Zahlreiche Tf. bei *Canina* und in *Mus. Gregoriano*.

Neuere Lit. und Denkmäler: *Dennis* a. a. O. S. 437—466; *Gsell* a. a. O.; *Montelius Civ.*

prim. Tf. 258—274; *Notizie* 1921 S. 342—358 *Bendinelli*; *CIE* II 139—182 *Danielsson*; v. *Duhn Ital. Gräberk.* I 303—310; vgl. auch *Solaris Literaturübersicht* in dem Appendix zu seiner *Topogr. stor. dell' Etruria* 1915 S. 152—155. v. *Duhn*

Vulkanismus (Diluvialer) s. Diluvialgeologie.

VŮLČI TRŮN (bei Plevn, Bulgarien; Tf. 53^{A,B}, 54; s. a. Band XI Tf. 34). § 1. FO eines Ende Dezember 1924 bei Weinbergarbeiten aufgedeckten bedeutenden Goldfundes, über dessen zeitliche Eingliederung und volkliche Zugehörigkeit zwischen den bulgar. und rumän. Forschern eine lebhafte Kontroverse besteht. Der 12,13 kg schwere, aus 22—24 karätigem Gold bestehende Schatz setzt sich aus folgenden Gegenständen zusammen: 1. Ein großes, schalenförmiges Gefäß mit zwei sehr langen und breiten, längsgerippten Henkeln; Dm 27, H. 12 cm (Tf. 53^A a; 53^B a). 2. Ein Becher mit randständigem, hohen, breiten, gleichfalls längsgerippten Henkel (Tf. 53^A c). 3. und 4. Zwei kleine, hochgehinkelte Omphalos(?)-Schalen (Tf. 53^A b). 5. Ein aus drei eiförmigen Schalen bestehendes Drillingsgefäß, dessen einzelne Abteilungen durch kommunizierende Röhren miteinander verbunden sind (Tf. 53^B b). 6.—11. Sechs verschieden große, flach gewölbte, von Protici als Deckel, von Andrieşescu und Pärvan richtiger als Gürtelscheiben aufgefaßte Scheiben mit zentralem, hohlen, innen aus Bronze bestehenden, olivenförmigen Buckel, der sich auf einer augenscheinlich dreistufigen Basis erhebt (Tf. 54 a, b). Die Verzierung der Scheiben besteht in eingetieften Volutenmustern, die bei zweien von ihnen mit Silber eingelegt sind (Tf. 54 b). Die drei Schälchen des Drillingsgefäßes sind am oberen Ende mit eingetieften konzentrischen Halbkreisen, in der Mitte mit konzentrischen Bogenlinien verziert, die nach dem spitzen Ende zu spitzwinklig ineinander übergehen.

§ 2. Filov, Kazarov und Protici erblicken in dem Funde die Erzeugnisse einer orientalischen oder wenigstens vom Orient beeinflussten mittelalterlichen Kunst und fassen ihn als den Schatz eines bulgarischen Fürsten des 7.—8. Jh. n. C. auf. Dagegen glaubt Andrieşescu, namentlich wegen der Analogien zwischen den nordischen Buckel-

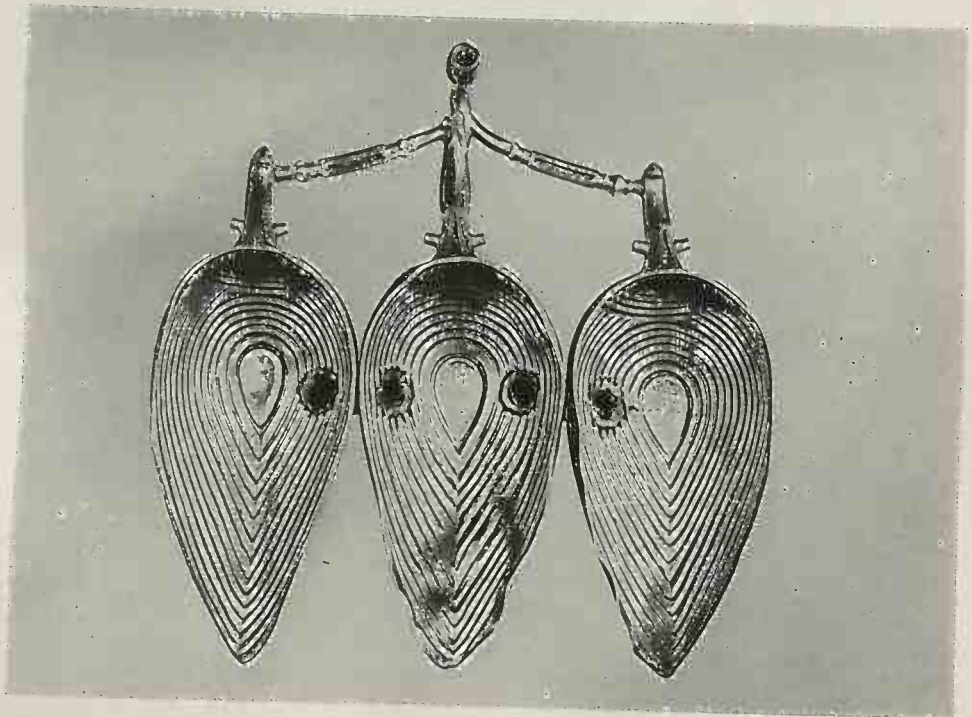
scheiben und denen von V. T., den Fund in die II. Per. der BZ verweisen zu dürfen, und er hält ihn für eine Arbeit bodenständiger thrakischer Künstler. Gewisse Beziehungen zur myk. Kunst nimmt er an, doch sei Mykenai nicht der gebende, sondern der empfangende Teil, da der Fund nach ihm noch der prämykenischen Zeit angehört. Der Fund sei ein Versteckfund und der Erde in Zeiten einer Gefahr anvertraut worden, die durch die damals von der Ukraine und Dazien nach dem Ägäischen Meere sich erstreckenden Völkerverschiebungen heraufbeschworen wurde. Durch diese in der 1. Hälfte des 2. Jht. vor sich gehenden Völkerbewegungen erkläre sich auch, warum die durch die bemalte Spiral-mäanderkeramik so scharf gekennzeichnete stein-, kupfer- und frühbronzezeitliche karpatho-danubische Kultur ohne Hinterlassung jeder Spur verschwindet.

§ 3. Noch anders beurteilt in einem längeren Zusatz zur Arbeit Andrieşescu Pärvan den Fund. Zwar hält auch er ihn für ein Erzeugnis der einheimischen karpatho-danubischen Kunst, aber er verlegt ihn ins letzte Viertel des 2. Jht. v. C. (IV. ungar.-rumän. BZ), und die zwischen ihm und den myk. Arbeiten erkennbaren Beziehungen will er gerade umgekehrt durch eine von S ausgehende Beeinflussung erklären. Das Heimatgebiet der Gürtelscheiben mit olivenförmigem Buckel sucht er mehr in den getischen Gebieten der Beskiden als im eigentlichen Thrazien oder Dazien. Bei dieser wesentlich abweichenden Beurteilung werden auch die von Andrieşescu an den Fund geknüpften Folgerungen für ihn hinfällig, und Pärvan möchte daher in dem Funde nicht sowohl den wegen drohender Gefahr versteckten Schatz einer einheimischen Fürstin, als vielmehr die verlorene Beute eines Thrakiens erblicken, die dieser irgendeiner auf dem Wege zum Heiligtum der Artemis im Rhodope-Gebirge oder einer anderen Kultstätte befindlichen Hyperboräer-Gesandtschaft geraubt habe.

§ 4. Was meine persönliche Stellungnahme zu dem Funde anlangt, so möchte auch ich ihn in die Hallstattstufe A eingliedern. Dahin weist einmal die Form der

Gefäße, die in Ungarn in den schon von Andrieşescu und Pärvan angezogenen Funden von Bihar (Hampel *Bronzkor* III Tf. 246), Fişeuşul Gherlii (ebd. Tf. 219) usw. ihre Parallelen haben, hier z. T. freilich auch schon wesentlich früher auftreten, ja ihre Prototypen sogar schon in der Kupferzeit und im Neol. haben. Andererseits sprechen hierfür die Gürtelscheiben, die in den gleichfalls schon von beiden Forschern berücksichtigten Funden von Kenderes, Kom. Ung (Hampel Tf. 158, 22a und b), Herczeghalom, Kom. Pest (a. a. O. Tf. 209, 41), Kurd, Kom. Tolna (a. a. O. Tf. 211, 13. 14. 15a und b), Velem, Kom. Vas (a. a. O. Tf. 235, 10a und b; 236, 5a und b), Bonyhád, Kom. Tolna (Tf. 153), Ráczegres, Kom. Tolna (Tf. 161, 1—6), u. a. m. gewisse Entsprechungen haben, und die in Ungarn, namentlich in Anbetracht des Kurder Depotfundes, in der Hauptsache der Per. IV (Hallstattstufe A) zuzuweisen sind. Auch die Verzierungen des Drillingsgefäßes und die Volutenmuster der Spiralscheiben stimmen m. E., soweit die Abbildung ein abschließendes Urteil gestattet, gut zu dieser Datierung. Das Vorhandensein einer Silbereinlage bei zweien von ihnen spricht nicht dagegen, denn die Einlage Metall in Metall kennt man schon in der Periode II. Vor allem aber weist dahin das Stufenprofil der Buckelbasis, das, wie Reinecke (Mainz. Z. 2 [1907] S. 42) gezeigt hat, gerade für die Hallstattstufe A ganz besonders charakteristisch ist (s. a. Ungarn F § 5). Ob der Fund als vergrabener Schatz irgendeiner thrakischen Fürstin, ob er als geraubte und später verloren gegangene Weihgabe der Hyperboräer an die Rhodopische Artemis oder irgendeine andere Göttin anzusprechen ist, läßt sich natürlich nicht entscheiden. Die verhältnismäßig recht große Zahl der Gürtelscheiben könnte wohl für einen Votivfund sprechen, nicht aber, wie Pärvan meint, ihre Verschiedenartigkeit, denn gerade die Votivfunde zeigen meist eine große Gleichmäßigkeit der einzelnen Gegenstände.

J. Andrieşescu *Consideraţiuni asupra tezaurului dela Vâlci-Trân lângă Plevna* Academia Română, *Memoriile Secţiunii Istorice*, Seria III Bd. 5; „La Bulgarie“ v. 15., 16. und 17. 1. 1925; [V. Pärvan *Getica* 1926 S. 294, 331].



Уџџџ Тџџџ

a. Die goldene Schale mit zwei breiten längsgerippten Querhenkeln Tf. 53^A a in Seitenansicht. —
 b. Goldenes Drillingsgefäß mit röhrenförmigen Henkeln. L. der Schalen 17,5 cm. — Nach Aufnahmen
 des Nationalmuseums in Sofia.

a



b



Вѣліі Трън

a, b. Goldene Zierscheiben mit Buckel, b. mit Silbereinlagen. Dm von b: 36,5 cm, H. von b: 13,5 cm. —
Nach Aufnahmen des Nationalmuseums in Sofia.

W

Wabern (Kt. Bern, Schweiz; Band XI Tf. 127). Wichtiger Massenfund der BZ II—III, im J. 1916 unter einem Feldstein sö. Kleinwabern gefunden. Man traf auf 137 Bronzespangen verschiedener Formen. Form 1 sog. Noppenspange mit zwei Gliedern, die mit verwandten Formen in den Kulturkreisen der Westschweiz, Frankreichs und Englands vorkommen und deren Zusammenhang klarstellen. Von diesem Typus findet sich in W. nur ein Stück. Form 2 stellt eine massive Bronzespange dar mit dreikantigem Querschnitt und vertiefter Innenfläche, die vielleicht als Übergangsform zu den spätbronzezeitl. Hohlgußformen anzusehen ist. Form 3, dreimal vorkommend, besteht aus einem 10 mm br. Bronzeband, mit dreifach gerippter Außenfläche und gerade abgesetzten Enden. Sie ist abgeleitet von dem älteren Typus mit spitzen Enden, der sich in dem Dolmen von Auvernier (BZ II) vorgefunden hat. Form 4 ist eine Bronzespange aus spiralig gewundenem Draht mit sich verjüngenden Enden. Sie ist in einem Grab der BZ II von Weiach (Kt. Zürich) in einer Abart mit geraden Enden vertreten (Montelius-Festschrift 1913 Viollier; Anzeiger f. Schweiz. Altertumsk. 1927 S. 29 Tf. 6 Abb. 2 Kraft). In drei Exemplaren vorhanden. Die Form 5, eine massive Bronzespange mit ovalem oder kantigem Querschnitt und gerade abgesetzten Enden, erscheint in 129 Exemplaren. Sie ist in dem Grabe von Weiach (BZ II) mit der durchbohrten Nadel mit verdicktem Halse und dem Dolche mit trapezförmiger Basis nachgewiesen. Danach gehört die Hauptmasse der Funde in die BZ II, während die Typen 1—3 etwas jünger sind. Man darf daher gegenüber Viollier (Sarasin-Festschrift S. 260) an der Ansetzung des Fundes in die BZ II—III festhalten. Da Spuren vom Gußverfahren oder rituelle Merkmale fehlen, ergibt sich der Charakter

des Ganzen als eine Händlerniederlage, die sich etwas erhöht über dem uralten Flußweg der Aare befand. S. a. Schweiz C § 2.

O. Tschumi *Bronzefund von Wabern* Anz. f. Schweiz. Altertumsk. 20 (1918) S. 69—79.

O. Tschumi

Wachs s. Biene.

Wachsausschmelzverfahren s. Bronze-
guß A § 9, 10, 12—14.

Waffen.

A 1. Paläolithikum s. Jagd A, Kunst A III und die verschiedenen paläolithischen Kulturen.

A 2. Europa. Allgemein. Jüngere Perioden s. die Einzelartikel.

B. Agäischer Kreis. § 1. In der neol. Per. sind neben Dolchen und Pfeilen aus Feuerstein und Obsidian (s. d. E) geglättete Steinäxte im Gebrauch, auch einzelne Gerätschaften aus Horn und Knochen mögen als Waffen gedient haben. Der Gebrauch des Steines dauert auch in der BZ fort, besonders schön geglättete und verzierte Steinbeile (z. B. in Troja; s. d. und Band II Tf. 62) sind sogar fürstliche Prunkstücke; noch im 16. Jh. v. C. (1. spätmin. = frühmyk. Per.) sind Pfeilspitzen durchweg aus Stein. Die ältesten kupfernen Dolche, Lanzen, Beile sind noch steinernen nachgebildet. Aber schon das frühmin. Kreta und die gleichzeitige Kykladen-Kultur zeigen daneben rein metallische Formen. Die Schutzaffen dieser Zeit und der folgenden (mittelmin.) kennen wir nicht. Erst gegen Ende dieser Per., unter den frühesten figürlichen Darstellungen von Knossos, auch Siegelabdrücke mit kegelförmigen Helmen (einer mit Busch), Lanzen, kleinem, rechteckigen Schilde (BSA 9 S. 55, 59). Unmittelbar darauf, in SM I (16. Jh. v. C.), bieten kret. Darstellungen und die Schachtgräber von Mykenai (s. d.) eine Fülle von Waffen. Zum Schutz dienen mächtige Schilde (s. d. A § 1) in

Ofenschirm- oder 8-Form (Band VII Tf. 72m, VIII Tf. 128b, XI Tf. 70a, b), mit geflecktem Rindsfell überzogen, mit goldenen oder bronzenen Knöpfen verziert, am Halse getragen. Da sie den ganzen Körper decken, fehlen Panzer (s. d.) und Beinschienen (s. d.). Diese erscheinen nur ganz vereinzelt in einem spätmyk. Grabe von Enkomi auf Kypros (s. d.; Murray-Smith *Cyprus* S. 16) zugleich mit kleinen, ovalen Schilden (ebd. Tf. 2; Kriegervase von Mykenai u. ä.). Den Kopf schützt eine Helmkappe aus Leder, mit Metallscheiben oder Eberzähnen besetzt, oft mit Backen- und Nackenschutz aus Eberzähnen, von wehendem Busch gekrönt (s. Helm A). Metallene Helme fehlen bisher (eine Ausnahme vielleicht die „Gladiatorenhelme“ der Waffenspiele auf einem steinernen Trichter von Hagia Triada (s. d. und Band III Tf. 34; Arch. Jahrb. 30 [1915] S. 248). Die Angriffswaffen umfassen lange Stichschwerter (s. Schwert A §10 und Band XI Tf. 141^A, h, i) und größere und kleinere Dolche (s. d. A), beide z. T. sehr reich verziert (vgl. Band IV Tf. 168, 169). In den Schachtgräbern von Mykenai vereinzelt eine ältere, breitere Dolchform, sowie große Schlachtmesser, die dann verschwinden. Die eingelegten Klingen und Griffe, die geschnitzten und getriebenen Knäufe aus den Schachtgräbern sind die kostbarsten Kunstwerke dieses Kulturkreises. Einfach bleiben die Pfeilspitzen (in den Schachtgräbern noch aus Feuerstein und Obsidian [s. d. E], dann mehr und mehr aus Bronze) und die Lanzen (s. d. A) mit breiter, z. T. sehr langer, blattförmiger Spitze und Tülle. Vereinzelt Fortleben der alten ägäischen Lanzen spitzen mit Löchern zum Festbinden in ein paar Exemplaren mit Schuh statt Tülle (Schachtgräber, Leukas [s. d.]). Die als Kultgerät und göttliches Attribut so häufige Doppelaxt (s. d. A) kommt als Waffe nicht vor. — In spätmyk. Zeit (= SM III) tritt neben das alte spitze Stoßschwert ein etwas breiteres Hiebschwert, der Schild wird klein und leicht (s. o.).

§ 2. Die Bewaffnung der „geometrischen“ Zeit schließt sich eng an die spätmyk. an. Die Schilde sind entweder seitlich tief ausgeschweift (Tf. 28) und leiten von der myk. 8-Form zur späteren böotischen über, oder (selten und spät) rechteckig, häufiger kreis-

rund (Band III Tf. 117 oben), eine neue, unmyk. Form, von der altital. Gräber zahlreiche Exemplare mit geometrischen Verzierungen geliefert haben. Der Helm ist einfacher als der mykenische. Beinschienen sind auf den geometrischen Silhouettenbildern nicht zu erkennen, aber wohl vorauszusetzen. Die auf archaisch-orientalisierenden Denkmälern nachgewiesene homerische Mitre, ein breiter Metallgürtel, findet man auf Bronze-figürchen; halbkreisförmige Bleche zum Schutze des Unterleibs und der Geschlechtsteile scheinen in „geometrischer“ Zeit ebenso zu fehlen wie der Panzer. Die „geometrischen“ Krieger tragen häufig zwei Lanzen (die myk. stets nur eine), ihre Schwerter sind meist kurz, mehr zum Hieb als zum Stich geeignet, aus der spätesten myk. Form entwickelt.

Vormykenisch: 'Ep. *ἀργ.* 1898 S. 189ff. Tf. 12 Tsuntas; ders. *Διμήμιον και Σέσαλον* S. 308ff., 352ff.; Wace-Thompson *Thessaly* 1912 S. 267, 271. — Minoisch-mykenisch: H. Schliemann *Mykenai* 1878 S. 85ff.; Ath. Mitt. 40 (1915) S. 193ff. Karo; Reichel *Homerische Waffen* 1901; A. Evans *Prehistoric Tombs of Knossos* 1906 (besonders S. 105ff.); Wolters *Mykenische Allertümer* (Katalog d. Württ. Metallwarenfabr.) Tf. 12ff. — Geometrisch: Ath. Mitt. 17 (1892) S. 211ff. Tf. 10 Pernice; Amer. Journ. Arch. 19 (1915) S. 339 Tf. 17–23 Richter. — Bronzen: *Olympia* IV 39 Tf. 16; *Fouilles de Delphes* V Tf. 1; *Stais Marbres et bronzes du Musée national d'Athènes* I² (1910) S. 263, 306. G. Karo

C. Ägypten. Die Angriffswaffen der ältesten Äg. sind Bogen (s. d. B) und Pfeile (s. Pfeilspitze C), Wurfholz (s. d.), Dolch (s. d. B), Keule (s. d. B), Streitaxt (s. Axt B) — ganz vereinzelt eine Art Doppelaxt (s. d. B) — und Lanze (s. d. B). Wurfspieß (s. d.) und Schwert (s. d. B) treten erst später auf und sind ebenso wie die Schleuder (s. d. B) in Ä. wohl nicht heimisch gewesen. An Verteidigungswaffen ist in alter Zeit nur der Schild (s. d. B) in Gebrauch; seit dem NR kommen der Panzer (s. d. B), gelegentlich auch Helm (s. d. B) und Beinschienen (s. d.) hinzu. Es ist bemerkenswert, daß W. als Beigaben in vorgesch. Gräbern verhältnismäßig selten gefunden worden sind (vgl. MDOG 30 S. 18 Möller; Junker *Turah* S. 54f.; Wolf *Die Waffen der alten Ägypter* 1924; H. Bonnet *Die Waffen der Völker des Alten Orients* 1926; Petrie *Gerzeh* S. 21).

Ranke
D. Palästina-Syrien und Vorderasien
s. Axt C, D; Bogen C, D; Dolch C, D;

Helm C, D; Keule C, D; Lanze C, D; Panzer C, D; Pfeilspitze E; Schild C, D; Schleuder C, D; Schwert C, D; Wurfholz C.

Wage. S. a. Geld, Gewicht.

A. Allgemein.

§ 1. In Ägypten läßt sich bereits in vorgesch. Zeit eine kleine gleicharmige Handwage nachweisen (Petrie *Prehistoric Egypt* 1920 S. 29 Tf. 46, 36). Vom AR an finden wir ähnliche gleicharmige Handwagen und gleicharmige Standwagen auf den Denkmälern sehr häufig dargestellt (Band IV Tf. 98; z. B. Wiedemann *Äg. Abb.* 55, 63; ausführl. Literatur: Weigall *Weights and balances*; Katalog des Museums in Kairo 1908 S. 62 ff. Tf. 8—9; Ann. Serv. Antiqu. 9 S. 32, ebd. 10 S. 240, ebd. 11 S. 251; Ibel *Die Wage im Altertum und Mittelalter* Diss. Erlangen 1908; Wiedemanns *Ann. d. Phys.* 3 S. 320; Klebs *Reliefs ARS.* 84). Ähnliche Standwagen finden sich in Babylonien (Meissner *Babylonien und Assyrien I* [1920] Tf.-Abb. 209). Eine kleine, gleicharmige Handwage mit zwei Wagschalen fand sich auch bereits in den Schachtgräbern von Mykenai (s. d.); Fimmen *Kret.-Myken. Kultur*² 1924 S. 124; Präh. Z. 2 [1910] S. 284). Über die weitere Ausgestaltung der griech. und röm. Wagen vgl. außer der oben genannten Diss. von Ibel die Abhandlungen von Jüthner *Examen* und Nowo thny *Zur Mechanik der antiken Wagen* (beide Öst. Jahresh. 16 [1913]). Auf german. Boden findet sich diese Form der W. erstmalig in der RKZ (A. W. Brøgger *Ertog og Øre* 1921 S. 4 Skrifter Videnskapselskapets i Kristiania II. Hist.-fil. Klasse 1921 Abh. 3; Präh. Z. 2 [1910] S. 285) und dann zur Merowingerzeit (Gräber von Pfullingen und Andernach: Lindenschmit *Handbuch* Tf. 26; *AuhV* 4 Tf. 40; Hoops *Reall.* IV 472). S. a. Band V Tf. 21 Abb. 13, IX Tf. 238 c.

§ 2. Viel später als diese gleicharmige W. mit zwei Wagschalen ist bei den Römern die Schnellwage aufgekommen. Der Wagebalken wird hier nicht im Gleichgewichtspunkt gestützt, sondern hängt an einer Kette oder einem Haken, der über die Mitte hinaus gegen das eine Ende des Balkens gerückt ist. An dem kürzeren Ende des Balkens ist ein Haken oder eine Schale zur Aufnahme des Gegenstandes angebracht, der gewogen werden soll, der längere Arm ist mit Punkten

oder Strichen in gleiche Abstände eingeteilt und derart zur Aufnahme eines Laufgewichtes eingerichtet (Arch. Anz. 1889 S. 117, ebd. 1891 S. 138; Arch. Jahrb. 13 [1898]; ZfEthn. Verh. 1900 S. 327). Diese Form kommt auf germ. Boden gleichfalls zur Merowingerzeit vor (Gräber von Beckum: Lindenschmit *Handbuch* Tf. 26). Hugo Mötelfindt

B. Ägäischer Kreis. Zwei W. aus Flittergold und vielleicht Reste einer dritten (nur für den Grabgebrauch bestimmt) sind im III. myk. Schachtgrab gefunden. Einige bronzene W. scheinen im Grabe von Vaphio (s. d.) vorzukommen. Beziehungen auf Seelenwägung dürfen von diesen vereinzelt Fällen nicht abgeleitet werden. Standwagen erscheinen auf kret. Schrifttäfelchen etwa derselben Zeit (SM I), neben Metallbarren (Band VII Tf. 72 n).

Corolla numism. Head S. 361 A. Evans; Journ. int. d'arch. num. 9 (1906) S. 187 f. Tf. 8 f. J. Svoronos; Fimmen *Kret.-myk. Kultur*² S. 123 f.; V. Staïs *Coll. mycén. d'Athènes* (1915) S. 22, 183; *Ἐφ. ἀρχ.* 1889 S. 156 Tf. 8, 4—5 Chr. Tsuntas.

G. Karo

Wagen. A. Europa und Allgemein.

§ 1. Entstehung. — § 2. Der Götterwagen. — § 3. Die Kultwägelchen. — § 4. Der Wagen im profanen Gebrauch. — § 5. Der vierrädrige Lastwagen: a) in Vorderasien, b) in Ägypten, c) in Europa. — § 6. Der zweirädrige Karren. — § 7. Der Rennwagen.

§ 1. In der Frage der Entstehung des W. stehen zwei Ansichten einander gegenüber. Die eine (ältere) stellt sich seine Entwicklung aus der Rolle vor, welche unter große Lasten gelegt wurde, um sie zu bewegen. Die andere ist von Ed. Hahn im Zusammenhang mit seiner Theorie von der Entstehung der Pflugkultur (s. Pflugbau) entwickelt worden. Als eines der Elemente dieser letzteren entstand der W. unter Verwendung zufälliger Beobachtungen in dem Kreise der Priester, welche den religiösen Inhalt der in Vorderasien beheimateten Pflugkultur gestalteten. Die Tatsache, daß ein aus einer Spindel und zwei daraufgesteckten Wirteln hergestelltes Gerät auf dem Boden rollt, mag den Ausgang gebildet haben. Oft genug wird diese Beobachtung gemacht worden sein, ehe es zu ihrer Verwertung kam. Daß diese Nutzung nichts Selbstverständliches ist, geht daraus hervor, daß die Erfindung des W. nicht mehrfach unabhängig voneinander erfolgte; die neue Welt kannte bei Ankunft der

Europäer wohl runde, durchbohrte Scheiben, ist aber zur Entwicklung des W. nicht gekommen (ebensowenig wie zum Pflugbau).

Die äg. und vorderas. Reliefs, welche die Bewegung großer Lasten vermittelt Schleifen (vgl. Band XII Tf. 88^A d) und Rollen veranschaulichen, haben die Ansicht aufkommen lassen, daß aus den bei diesen Vorgängen gemachten Erfahrungen der W. sich hätte entwickeln können. Ebenso große Lasten sind in den Ländern der altamerik. Kulturen bewegt worden, ohne daß es dort zu dieser Erfindung gekommen ist. Sodann muß beachtet werden, daß diese Lasten viel zu schwer sind für Rädergestelle, sowie, daß sie erst in einer Zeit auftreten, in welcher der W. bereits bekannt gewesen sein muß.

Wenn hier die Annahme der Entstehung des W. aus Schleife und Walze abgelehnt wird, so geschieht dies auch deshalb, weil der W. im Kultus der Pflugkultur eine so große Rolle spielt. Man würde es nicht verstehen, wie ein praktischen Zwecken dienendes, aus den Erfahrungen der Lastenbewältigung heraus entstandenes Gerät zum Fahrzeug der Götter wurde. Kein einziger Gott der klassischen Mythologie reitet (mit Ausnahme des verhältnismäßig jungen Bacchus); sie fahren, und anderwärts ist das meist ebenso. Eher ist die Entwicklung vom Fahrzeug der Götter zum profanen Gebrauch möglich. Als Götterwagen ist dieses Gerät aus dem auf die Spindel gesteckten Spinnwirtelpaare entstanden.

Übersicht über die Entwicklung der Auffassungen: Mannus 10 (1918) S. 31ff. H. Mötefindt; daselbst weitere Literatur.

§ 2. Als Fahrzeug der Götter begegnet der W. am frühesten im Orient.

Auf europ. Boden sind Fahrzeuge der Götter erst in wesentl. späterer Zeit arch. mit Sicherheit greifbar, so z. B. in Gestalt der zwei einander gleichen W. von Dejbjerg (s. d. und Band II Tf. 181a), welche sehr wahrscheinlich latènezeitl. sind, und ihres jüngst bei Ohnenheim (Elsaß) gefundenen späthallstädtischen Gegenstückes (s. Ohnenheim und Band II Tf. 181b). Nur wenig älter als dieser letztere Fund ist die Darstellung eines vierrädrigen W. mit großer Plattform und pyramidenförmigem Götterbild (?) darauf, welche sich auf einem hallstädt. Gefäßscherben von Ödenburg einge-

ritz findet (Band III Tf. 119 unten). Ebenso gut wie um W. der Götter kann es sich in den Beispielen von Dejbjerg und Ohnenheim auch um Prunkfahrzeuge von weltlichen Großen handeln, welche ja allenthalben sehr leicht göttliche Eigenschaften annehmen. Aber selbst im Falle der Richtigkeit dieser Annahme müssen diese Funde hier doch genannt werden, weil der W. des königlichen Umzuges denjenigen des Gottes voraussetzt.

In der germ. Mythologie reiten die männlichen Gottheiten. Aber Thor und Frey haben daneben ihren W.; und Tacitus berichtet (Germ. 40) von der Göttin Nerthus, welche auf einem von Kühen gezogenen Wagen segenspendend durch das Land zieht. Hier im N hat schon vom Vollneol. an das Pferd (s. d. B) als heiliges Tier das als solches in erster Linie sonst in Betracht kommende Rind (s. d. A) abgelöst. Im Zusammenhang damit sind hier die Zeugnisse des Götterwagens trotz der relativen Fülle des arch. Stoffes nur selten; es wird hier eben mehr geritten als gefahren. Es bleibt aber zu beachten, daß trotzdem noch zu des Tacitus Zeit im germ. Gebiet die Vorstellung von der fahrenden Göttin vorhanden war. Sehr wahrscheinlich stellen die in die BZ gehörenden vierrädrigen W. der nord. Felsenbilder (s. Felsenzeichnung A) derartige Götterfahrzeuge dar; diesen Zeichnungen liegen ja religiöse Vorstellungen zugrunde, so daß die Abbildung eines profanen Lastwagens sehr unwahrscheinlich ist. Wichtig auch, daß Rinder diese W. ziehen und nicht Pferde.

§ 3. Vielleicht sind die Kultwägelchen (s. a. Kesselwagen), d. h. kleine Wagenmodelle, älter als die großen Götterwagen. Dem arch. Befunde ist kein Hinweis in dieser Richtung zu entnehmen, weil er uns viel zu lückenhaft entgegentritt. Aber wenn, wie wir annehmen, die Erfindung des W. auf die Beobachtung und Auswertung der rollenden Bewegung der an einer Spindel steckenden Wirtel zurückgeht, dann liegt es nahe, sich die Entwicklung vom Kleinen zum Großen vorzustellen. Wie bei allen greifbaren Bestandteilen des Kultes spielt auch hinsichtlich der Erhaltung dieser Wägelchen der Zufall eine sehr große Rolle. Jedenfalls waren die



a



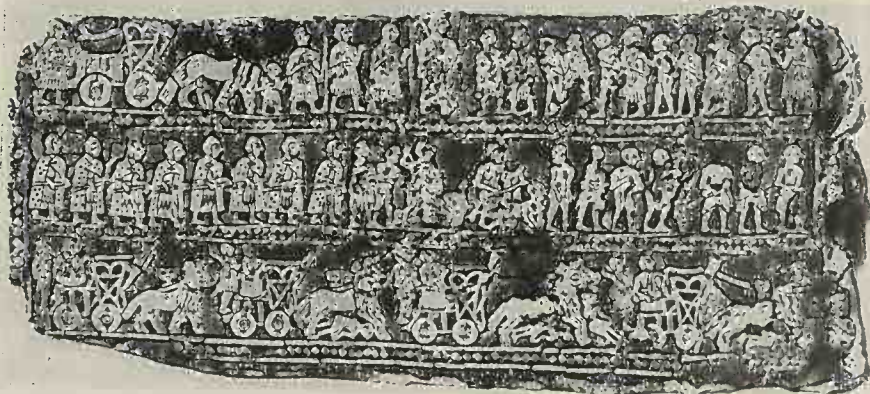
b



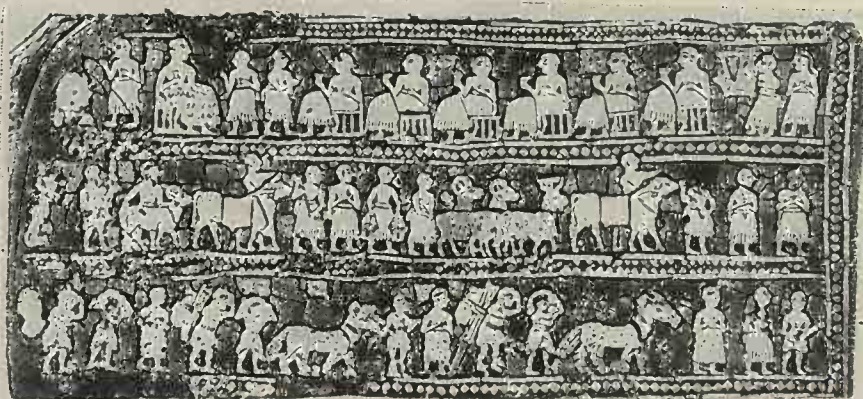
c

Wagen . C. Vorderasien

a, b. Maultier aus Elektron (a) und Löwenkopf aus Gold (b) vom königlichen Wagen. — c. Kalksteinstele mit dem königlichen Leichenbegängnis. — Aus der Königsnekropole von Ur. Um 3300 v. C. Nach British Museum Quarterly 2 (1928).



a



b

Wagen C. Vorderasien

a—b. Zweiseitiges Mosaik von der Königsnekropole in Ur (um 3300 v. C.). Lapislazuli, Muschel, Kalkstein. Br. ca. 0,75 m. — a. Streitwagen mit Viergespannen von Maultieren, Kriegsheer, Rückkehr von der Schlacht mit verwundeten Gefangenen. — b. Tributempfang durch den König in Gegenwart von sechs Söhnen oder Ministern. Rinder, Ziegen, Wollschafe und Viergespanne von Maultieren als Tribut. — Nach Illustrated London News Nr. 4653, vom 23. Juni 1928 S. 1176 (Woolley).

Kultwägelchen sowohl zeitlich wie räumlich viel weiter verbreitet, als die Funde von solchen zu erkennen geben. Es darf auch nicht vergessen werden, daß es neben denjenigen aus Bronze, die natürlich in erster Linie auf uns gekommen sind, noch sehr viele aus vergänglichem Stoff gegeben hat. Eine Anzahl von Rädern aus Ton ist erhalten (Präh. Z. 2 [1910] S. 367f. H. Busse). In einem Grabe von Neudorf (Kreis Templin, Uckermark) fanden sich drei gleichartige, jedenfalls zu einem W. gehörige tönerner Räder (E. Blume *Verzeichnis der Samml. d. Uckerm. Mus.- u. Gesch.-Ver. Prenzlau* 1909 S. 44f.). Wie weit in diesen Fällen auch der Oberbau aus Ton gestaltet war, steht dahin. Er kann sehr wohl aus Holz gefertigt gewesen sein, denn es ist denkbar, daß man lediglich die Räder als den aus Holz am schwierigsten herzustellenden Teil eines W. aus dem leicht zu handhabenden Ton formte. Ebenso werden die mitunter anzutreffenden bronzernen Räder einen Oberbau aus vergänglichem Stoff getragen haben.

Festschr. f. Ed. Hahn 1917 S. 233ff. H. Mötefindt.

§ 4. Ursprünglich nur ein Gerät des Kultes, ist der W. langsam in profanen Gebrauch genommen worden. Wann das geschah, und zu welcher Zeit der W. entstand, wird wohl für immer unbekannt bleiben. Jedenfalls muß die Entstehung des W. in eine Zeit verlegt werden, die dem europ. Vollneol. vorausgeht, weil ja der Pflug erst nach dem W. entstanden ist und dieser dem vollneol. Bauern bereits bekannt war. Die Erfindung des W. als eines Teiles der Pflugkultur wird irgendwo in Vorderasien vor sich gegangen sein. Wenn die ältesten Denkmäler mit Wagenbildern uns gerade in Babylonien entgegen treten, so ist damit bei der Ungleichheit der bisherigen Erforschung Vorderasiens noch nicht gesagt, daß dort zuerst der W. in Gebrauch war. Es ist übrigens möglich, daß der Pflug (s. d.) als ein praktisches Gerät der Bodenbestellung sich viel eher verbreitet hat als der W., für dessen Verwendung bei den frühesten Ackerbauern nur wenig Gelegenheit gewesen sein mag. Ebensowenig wie die Verbreitung des Pfluges ist diejenige des W. zu verfolgen. Hoffentlich wird es einmal möglich

sein, die Typologie der vorzeitlichen Fahrzeuge in ihrer Anpassung an die geogr. Voraussetzungen darzustellen. Da diese sehr wechseln, bestehen mannigfache Möglichkeiten der Ausgestaltung des W. hinsichtlich Form, Bauweise und Art der Verwendung. Auch ohne die Möglichkeit eines arch. Beweises wird man der Ansicht zuneigen, daß ein vierrädriges Wagengestell ohne Deichsel den Ausgang der Entwicklung gebildet hat und der zweirädrige W. — sowohl der Lastkarren wie der Kriegswagen — eine daraus abgeleitete Form darstellt.

Als ein wichtiges Gerät des diesseitigen Lebens erscheint der W. auch gern als Grabbeigabe. Unbekannt bei den Griechen und Römern, ist diese Sitte in Etrurien eine recht geläufige Erscheinung, welche von da aus sich zusammen mit manchen anderen Kulturgütern nach den Ländern n. und nw. der Alpen verbreitet hat. Hier erscheinen die W. in den Gräbern der späteren HZ und in der frühen und mittl. LTZ. Vereinzelt Spätlatène-Bestattungen mit Wagenbeigaben leiten über zu den Beispielen aus der mittl. RKZ, welche bis in diese hinein das Weiterleben der Sitte namentlich in den von Kelten bewohnten Provinzen des röm. Reiches bekunden (BJ 128 [1923] S. 53ff. H. Lehner). Auch bei den Skythen (s. d.) sind Wagen als Grabbeigabe keine Seltenheit (Band XIII Tf. 25^B). S. a. Wagengrab.

§ 5. a) Leider sind die ältesten bis jetzt bekannten Wagendarstellungen unvollständig erhalten und geben auf verschiedene wichtige Fragen keine Antwort. Insbesondere ist es unklar, ob es sich bei den Bildern um vierrädrige Gefährte handelt oder um zweirädrige. Wohl die älteste Darstellung eines W. ist diejenige auf der sog. Geierstele (Band I Tf. 61a; G. Maspero *Histoire ancienne* I [1895] S. 606 Abb.). Sie zeigt Eannadu von Lagasch (um 3100 v. C.) aufrecht auf der Wagenplattform stehend; von dem W. selbst ist nur die gitterförmige Einfassung der Plattform zu sehen, an welcher ein mit Pfeilen gespickter Köcher lehnt. Ein babyl., noch dem 4. Jht. zugewiesenes Siegelbild (O. Weber *Altoriental. Siegelbilder* 1920; AO 17/18 S. 106, 2 Abb. 406) zeigt ein in seiner Form recht unklar bleibendes Ge-

fährt, auf dem ein mit einer Axt bewaffneter Mann steht; der W. wird von einem Esel gezogen. Nur zweirädrig ist vielleicht der Götterwagen gewesen, welcher auf einer der von Gudea (um 2250 v. C.) errichteten Stelen erscheint (Ed. Meyer *Sumerier und Semiten* Tf. 8 Text S. 52f. Abh. Preuß. Ak. Phil.-Hist. Kl. 1906).

Die ältesten sicheren Darstellungen vierrädriger W. bieten babyl. Siegelbilder, die dem 2. Viertel des 3. Jht. zugeschrieben werden (O. Weber a. a. O. II Abb. 296 und 298); die Gottheit steht aufrecht auf dem nur niedrigen Gestell und treibt den als Zugtier dienenden Greifen an. In das 3. Viertel des 3. Jht. gehört ein auf Siegelzylindern öfters wiederkehrendes Bild, welches einen vierrädrigen W. zeigt, auf dem ein Gott oder Mann thront (O. Weber a. a. O. II Abb. 408; Ed. Meyer *Reich und Kultur der Chetiter* 1914 S. 54 Abb. 44). In dieser als hebr. angesprochenen Darstellung (s. a. Hebräer A) begegnet zum ersten Male eine Deichsel. Gezogen wird der W. von 4 Tieren, die man als Esel und nicht als Pferde zu deuten hat, da letztere erst später im Orient eingeführt worden sind (vgl. Ed. Meyer a. a. O. 1906 S. 52 Anm. 4; B. Meissner *Babyl. u. Assyr.* I [1920] S. 87 und 218). Gemeinsam ist diesen Darstellungen, daß sie den W. nicht in profanem Gebrauche zeigen.

Bilder von vierrädrigen Lastwagen des Orients begegnen zum ersten Male auf einem Relief im Tempel von Abydos, das den Sieg Ramses' II. gegen die Hettiter verherrlicht. Dieser wurde im Jahre 1288 v. C. in der Schlacht bei Kadesch (s. Qadesch) am Orontes ausgefochten. Das hettit. Heer führt eine Anzahl vierrädriger, hochbeladener, offenbar mit einer großen Plane bedeckter W. mit sich, welche teils von Buckelrindern, teils von Pferden gezogen werden (G. Roder *Ägypten u. Hettiter* 1919 S. 55 Abb. 12 AO 20). Man wird annehmen dürfen, daß der vierrädrige Lastwagen wesentl. älter ist als dieses Beispiel seiner Verwendung. Aber es ist zu verstehen, daß er als profanes Gerät nicht schon einmal in früherer Zeit abgebildet wird; denn die Kunst dieser Jahrtausende hat ihren Aufgaben und ihrem Umfang entsprechend keinen Raum dafür. Wie groß die Bedeutung der Last-

wagen in der Wirtschaft des alten Orients war, steht noch dahin. Natürlich hat die Möglichkeit des Schiffsverkehrs seine Verwendung ebenso eingeschränkt wie die Sitte, Lasten auf dem Rücken von Tieren zu befördern.

b) Neben dem zweirädrigen Streitwagen hat man in Ägypten den Lastwagen gekannt; beide sind erst mit dem Beginn des NR (etwa 1580 v. C.) von Vorderasien her dort eingeführt worden. Im Gegensatz zu der Häufigkeit der Abbildungen des Streitwagens ist der Lastwagen nur aus Inschriften bekannt. Die vollständige Verschiedenheit beider kommt auch in den zwei verschiedenen Bezeichnungen für sie (*merkob* = Streitwagen, *agolt* = Lastwagen) zum Ausdruck. Entsprechend der Natur des Landes wird der Lastwagen nur in geringem Umfange verwendet worden sein; er war wichtig zum Transport der Lebensmittel nach den abseits des Niles, also abseits des natürlichen Verkehrsweges, gelegenen Bergwerken (Erman-Ranke *Ägypten* 1923 S. 583f.).

c) Auf europ. Boden ist der vierrädrige Lastwagen zuerst im nord. bronzezeitl. Kulturkreise nachweisbar (s. § 2), wo er von einem Rinderpaare gezogen wird. Sein hier verhältnismäßig frühes Auftreten hat zu der Auffassung geführt, daß er dort im N erfunden worden ist (Blätter f. Deutsche Vorgesch. Danzig 1924 H. 1 S. 6 La Baume). Aber tatsächlich ist er im Orient bereits ein Jht. früher festzustellen, und ferner kann er nicht außerhalb des Entstehungsgebietes der Pflugkultur erfunden worden sein. Es handelt sich bei den nord. Bildwerken offenbar um Darstellungen von Götterfahrzeugen. Ob neben dieser Art der Verwendung daselbst bereits die profane einherging, bleibt noch unbekannt; ebenso wenig ist heute auf arch. Wege nachweisbar, ob die eine wie die andere schon im vollneol. Europa stattgefunden hat. Jedenfalls wird der vierrädrige W. als ein Element der Pflugkultur aus Vorderasien nach Europa gekommen sein, entweder mit dem Pflug zusammen oder schon vor ihm.

Im Gegensatz zu der Armut des Fundstoffes aus dem Neol. und der BZ fließt das Material für die HZ reichlicher. Die Üppigkeit der damaligen Grabausstattungen führte zu der

Beigabe selbst von vierrädrigen Wagen (s. Wagengrab); nicht selten werden diese nicht in natura mitgegeben, sondern man begnügt sich mit einer Einritzung des Wagenbildes auf dem Grabgefäß. Der Fürstenhügel bei Pflugfelden (Württemberg; s. Klein-Aspergle) barg einen vierrädrigen vornehmen Reisewagen (O. Paret *Urgeschichte Württembergs* 1921 S. 68f., 180). Ein solcher erscheint abgebildet auf einer bronzenen Situla von Moritzing bei Bozen (Musch *Kunsthistorischer Atlas* Tf. 68, 5). In einem der Grabhügel von Frögg (Kärnten) ist dem Toten ein kleines Bleimodell eines Wagens nebst Bespannung mitgegeben worden (s. Rosegg und Band XI Tf. 32a). Die in ein Tongefäß aus Ödenburg (s. d.) eingeritzte Darstellung eines vierrädrigen Wagens (Band III Tf. 120b) leitet über zu dem gleichartigen Kreise ähnlicher Bildwerke auf den ostd. Gesichtsurnen (s. Gesichtsurnenkultur [Ostdeutsch-Polnische] und Band IV Tf. 113b; Mötelfindt a. a. O. S. 221f.; La Baume a. a. O. S. 5ff.). Etwa derselben Zeit gehört die in einem Grabe von Kerč gefundene tönerner Nachbildung eines skyth. Reisewagens an (s. Südrußland D § 22).

In Südeuropa ist der vierrädrige Lastwagen ebenfalls bekannt gewesen. Doch wird er hier entsprechend dem vorwiegend bergigen Charakter der Länder nicht die Bedeutung gehabt haben wie in den Tiefländern des N und O. Homer kennt ihn mit Leiterrastell oder Kasten; daneben kommt bei ihm übrigens auch ein leichteres Gefährt auf 4 Rädern vor. Mannigfache Ausgestaltung hat der W. im Kreise der antiken Kultur erfahren, wie die nicht seltenen, untereinander sehr ungleichwertigen Abbildungen bekunden (z. B. J. K. Ginzrot *Die Wagen u. Fuhrwerke der Griechen u. Römer* I, II [1817]). Wieweit dieser antike Wagenbau denjenigen der Fremdvölker beeinflusst hat, steht aus Mangel an Fundstoff noch dahin. Bei den auf provinzial-röm. Bildwerken mitunter begegnenden Wagendarstellungen kann es sich sowohl um antike Typen handeln wie um alleinheimische Formen der romanisierten Fremdvölker (Beispiele: Igeler Säule; Grabstein von Carnuntum; Kubitschek-Frankfurter *Führer durch Car-*

*nuntum*⁶ 1923 S. 64 Nr. 81; Anz. f. Elsäß. Altert. 1921 R. Forrer).

Lastwagen der Germanen begegnen auf drei Metopen des Denkmals von Adamklissi, sie dienen hier zur Beförderung von Weib, Kind und Hausrat auf der Wanderung (Tocilesco, Benndorf, Niemann *Das Monument von Adamklissi* 1895 Abb. 57, 83, 84; vgl. K. G. Stephani *Der älteste deutsche Wohnbau* I [1902] S. 61f.). Auch die Darstellung der Theodosius-Säule (386—394 n. C.) in Konstantinopel ist hier zu nennen. In dem auf ihr veranschaulichten Triumphzuge des Kaisers erscheinen auch Germanen mit einem Wanderwagen. Die Säule selbst ist zwar verschollen, allein die alten zeichnerischen Aufnahmen ihres Bildschmuckes geben trotz aller künstlerischen Freiheit und mancher Mißverständnisse diese Einzelheiten deutlich zu erkennen (Banduri *Imperium orientale* II [1711] Tf. 6 u. 3). Ein vereinzelter Fund eines sehr späten vierrädrigen W. liegt aus dem Oseberg (Norwegen) vor (*Osebergfundet* I [1917]).

§ 6. Nicht so allg. verbreitet wie der vierrädrige Lastwagen scheint der zweirädrige Karren gewesen zu sein. Er ist arch. schwer greifbar, weil er in den Funden kaum von dem zweirädrigen Streitwagen unterschieden werden kann, eine Darstellung seiner Geschichte auf Grund allein von Bildwerken aber nicht möglich ist.

Eine sehr alte Darstellung des vorderen zweirädrigen Karrens begegnet auf einem der Reliefs von Medinet Habu. Auf großen Scheibenrädern sind kastenförmige Oberbauten angebracht, in denen die Frauen und Kinder der Philister (s. d.) sich befinden. Je 4 Rinder ziehen ein Gefährt. Die Männer sind im Kampfe mit den Ägyptern, welche unter Ramses III. (um 1200—1167) den Sieg gegen die Eindringlinge von N her davontragen (Rosellini *Monumenti dell'Egitto* I 128; Erman-Ranke a. a. O. S. 647). S. a. Band VII Tf. 153b.

In Europa darf man die zweirädrigen Karren namentlich in den s. Halbinseln erwarten, welche von Gebirgen durchsetzt sind. In der Tat erscheinen sie hier nicht selten. Homer kennt neben dem Streitwagen ein leichtes zweisitziges Reisegefährt. Eine Einritzung auf einem Steingrab in Sardinien zeigt einen schweren Last-

karren mit hohen Rädern (F. v. Duhn *Ital. Gräberk.* I [1924] Tf. 15 Nr. 48). Sehr beliebt müssen die zweirädrigen Reisekarren in Etrurien gewesen sein (A. Baummeister *Denkmäler d. klass. Altertums* III 2 Abb. 2323 und 2324 auf Tf. 90); wenigstens werden sie recht oft abgebildet. N. der Alpen sind Funde von derartigen Karren nur in geringem Umfange zu erwarten. Möglich, daß unter den Funden zweirädriger W. in den hallstattzeitl. und latènezeitl. Gräbern sich auch solche befinden, die hierhergehören, aber als diese wegen der Dürrtigkeit der Reste nicht erkannt werden. In Anbetracht des mannigfachen Kulturgutes, welches damals die Bewohner des n. und nw. Alpenvorlandes aus Italien bezogen haben, ist das sehr gut denkbar. Auf eine derartige Anregung wird wohl auch der galloröm. Wagen der mittl. RKZ von Frenz (Rheinprovinz) zurückgehen, welcher zweirädrig war, und auf dem ein Klappstuhl stand (BJ 128 [1923] S. 28ff. Lehner). Ältere Beispiele derartiger Karren in Europa n. der Alpen gibt es nicht, wenn man nicht einige Zeichnungen auf ostd. Gesichturnen der frühen EZ so deuten will (La Baume a. a. O. S. 19f.).

§ 7. Für die Erkenntnis der Geschichte des Rennwagens fließt der Stoff ziemlich reichlich. Freilich sagt er über die Entstehung dieser Wagenform nichts aus. Dagegen lassen sich die verschiedenen in Vorderasien festzustellenden Typen in ihren Wandlungen und ihrer Ausbreitung nach Ägypten sowohl wie nach Europa schon recht gut verfolgen.

Erst verhältnismäßig spät erscheint der vorderas. Rennwagen auf Bildwerken. Mit die älteste Darstellung eines solchen dürfte diejenige auf einem Relief der 18. Dyn. (ab 1580 v. C.) von Theben sein (O. Nuoffer *Der Rennwagen im Allert.* I Diss. Leipzig [1904] Abb. 14 Tf. 3). Was sonst an Darstellungen vorliegt (Relief Ramses II. in Abu Simbel: Nuoffer a. a. O. Tf. 4; Sendschirli: *Mitteil. a. d. oriental. Samml.* 13, *Ausgrab. in Sendsch.* II [1898] Tf. 39; Malatia: Ed. Meyer *Reich und Kultur der Chetiter* 1914 Tf. 6 und 7; auf einem Siegelzylinder: *Collection de Clercq, Catalogue* I [1888] Tf. 29, 10; *Carchemisch* I [1910] Tf. B 10b; vgl. hier Band VI Tf. 67 b, c), ist

durchweg jünger. Vielleicht müssen altassy. Terrakotten für älter angesprochen werden (B. Meissner *Grundzüge der babyl.-assy. Plastik* 1915; AO 15 H. 3/4 S. 95f. Abb. 166), welche kleine Modelle von Streitwagen darstellen, auf denen sich mitunter noch der Wagenlenker erhebt. Sie kommen nicht selten in Verbindung mit Pferden vor und gehören in die Zeit zwischen etwa 1900—1300 v. C. S. a. Band V Tf. 84; VII 149c, 160b.

Von Vorderasien ist der Rennwagen nach Ägypten gekommen (Band V Tf. 81), wo er mit Beginn des NR (ab 1580 v. C.) wohl im Zusammenhang mit den seit der Hyksos-Zeit zunehmenden Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien erscheint (Nuoffer a. a. O. S. 12ff.). Andererseits gelangte er über das syr.-phön. Gebiet (Arch. Jahrb. 22 [1907] S. 147ff., F. Studniczka) in den Bereich der kret.-myk. Kultur (Band IV Tf. 237^A, VIII Tf. 125; D. Fimmen *Die kret.-myk. Kultur*² 1924 S. 115f.), von da zu den Griechen (Band III Tf. 117 unten; vgl. Band II Tf. 203e und hier Tf. 28; E. v. Mercklin *Der Rennwagen in Griechenland* I Diss. Leipzig 1909) und endlich auch nach Italien (Band II Tf. 53; VIII Tf. 105^A, 105^B; H. Nachod *Der Rennwagen bei den Italikern und ihren Nachbarn* Diss. Leipzig 1909).

Also unmittelbar nach seinem ersten Auftreten in Vorderasien wird der W. sowohl von Ägypten wie dem kret.-myk. Kreise übernommen. So liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß der Streitwagen auch erst damals in Vorderasien bekannt geworden ist. Man denkt in diesem Falle an eine Anregung von den Bewohnern des osteurop. oder des aralo-kaspischen Tieflandes her; denn einerseits kommt eine weite Ebene als Heimat des Streitwagens in erster Linie in Betracht, und andererseits bleibt keine andere Himmelsrichtung mehr übrig. Sodann hat die Untersuchung der Hölzer eines in einem Grabe zu Theben (Ägypten) gefundenen Streitwagens ergeben, daß diese aus nord. Wäldern stammen müssen (Festschr. f. Ed. Hahn 1917 S. 211f. Môtefindt). Daß Funde aus Vorderasien, insbesondere aus Mesopotamien, dieses Bild noch einmal wesentl. ändern, ist natürlich möglich. Wenn auf der Geierstele der Patesi Eannadu von Lagasch dargestellt wird, wie er an der Spitze seines Heeres zu Felde

zieht (Band I Tf. 61a), dann stellt man sich den (leider nicht erhaltenen) W. nur zu gern als ein zweirädriges Kriegsgefährte vor. Ebenso wie in einigen anderen Fällen ist aber auch bei diesem Beispiel mit der Möglichkeit zu rechnen, daß ein vierrädriger W. dargestellt war, auf dem ebenso wie die Gottheiten am Himmel der Fürst auf der Erde (und nur er allein) fahren durfte. Nur neue Funde können da Klarheit schaffen.

Ebenso wie es denkbar ist, daß in Vorderasien als dem Heimatlande der Pflugkultur der zweirädrige W. aus dem vierrädrigen hervorging, kann man sich auch vorstellen, daß die Kenntnis des vierrädrigen W. zusammen mit den anderen Elementen der Pflugkultur sich verbreitete und danach ganz woanders der Schritt von ihm zu dem leichten Kriegswagen geschah, der dann über Vorderasien sowohl nach Ägypten wie nach Südeuropa gelangte. Nun begegnen in dem nord. bronzezeitl. Kreise unter den Felsenzeichnungen (s. d. A) auch Darstellungen von leichten zweirädrigen W. mit zwei Pferden davor (vgl. a. Band III Tf. 53h, 56a; Nachweise: Mötelfindt a. a. O. S. 212ff.). Sie sind etwa ebenso alt wie die ältesten Belege des Rennwagens in Vorderasien. Sodann ist zu beachten, daß der Rennwagen, bzw. der zweirädrige Kriegswagen, nur dann allein diese Bezeichnung verdient, wenn er von einem schnellaufenden Tiere gezogen wird. Deswegen kann man sich die Entstehung dieser Form nur schwer in Vorderasien vorstellen, wo das Pferd erst spät erscheint. Dieses Tier begegnet gezähmt schon im europ. Vollneol.; gerade dort, wo später die Wagenbilder sich im N finden, ist es damals bereits heiliges Opfertier gewesen, und dort hat es auch späterhin das Rind aus seiner Rolle als Zugtier vor dem Pfluge und dem W. verdrängt. Es muß auch beachtet werden, daß bei Stonehenge (s. d. § 4, 7) in Verbindung mit dem großen Steinbau und den Gräbern der ä. BZ Rennbahnen begegnen, die wahrscheinlich aus derselben Zeit stammen (Präh. Z. 2 [1910] S. 325f. C. Schuchhardt). Angesichts aller dieser Momente hält man es nicht für ausgeschlossen, daß hier im europ. N der Streitwagen herausgebildet worden ist. Von hier nach Vorderasien zu gelangen, war für dieses leichte Gefährt nicht schwer.

Das osteurop. Tiefland wird den Weg gewiesen haben.

Sehr beliebt als Grabbeigabe ist der zweirädrige leichte W. in dem Hallstatt- und Latènekreise, also in den den Alpen im N und NW vorgelagerten Landschaften. Entsprechend dieser Häufigkeit der Funde muß er im täglichen Leben der Träger dieser Kultur eine sehr große Rolle gespielt haben, was die schriftl. Überlieferung bestätigt (Katal. Mainz Nr. 3 [1911] S. 28f. K. Schumacher). Er wird von Italien her zusammen mit vielen anderen Kultur-elementen dorthingelangt sein. S. a. Band VII Tf. 88 a, b.

Ernst Wahle

B. Palästina-Syrien.

§ 1. Ägyptische Nachrichten und Abbildungen. — § 2. Angaben im AT. — § 3. Bespannung.

§ 1. Die Frage nach der Entstehung und Herkunft des W. kann noch nicht beantwortet werden. Für Palästina-Syrien ergibt sich aus den Denkmälern und alten Nachrichten die Tatsache, daß er im 2. Jht. vorhanden ist und sehr schnell von hier nach Ägypten eingeführt worden sein muß. Wiederholt werden W. und Pferde als Tribut oder Beute der Ägypter in Palästina-Syrien erwähnt (s. Pferd D). Die ältesten äg. Abbildungen (Davies *Five Theban Tombs* Tf. 22 [Grab des User unter Thutmosis I.]; Wreszinski *Atlas I* [1923] Tf. 88 [Grab des Amenmose um 1450]; 269 [Grab des Imanezehl um 1450]; 335 und 337 [Grab des Rechmeré um 1450]; 216, vgl. 185 [Grab des Usertet um 1435]) zeigen ein leichtes, offenbar aus Holz oder Leder gefertigtes, aber hier und da mit Metall beschlagenes Fahrzeug, das zwei vierspeichige Räder hat und von zwei Pferden gezogen wird. Darauf stehen zwei Personen (auf den hettit. W. dagegen drei). Für dieses aus Syrien übernommene Gerät und seine Teile verwenden die Ägypter sehr viele sem. Fremdwörter, so *nrkbt* vgl. hebr. *merkâbâ* = der Streit-W., *lm*, *mâj*, *dr*, *bt*, *mnt*, *mšj*, *lyb*, *qt*, *tr*, *thr*; . . . *db* = Teile desselben (M. Burchardt *Die alkanaanäischen Fremdwörter und Eigennamen im Ägyptischen II* [1910] S. 4, 14, 17, 21, 24, 26f., 37, 48, 56f., 63 Nr. 47, 264, 302, 381, 458, 482, 491, 505, 713, 945, 1098, 1127, 1259). *grt* (Burchardt S. 16 Nr. 295) vgl. hebr. *gâlâ* bezeichnet den Ochsenkarren der Philister mit seinen

hölzernen Scheibenrädern, auf dem sie Familie und Habe befördern, aber auch in den Kampf ziehen (Greßmann *Altorientalische Bilder zum AT²* 1927 Abb. 111). Auch der W.-Lenker wird in Ägypten sem. benannt: *kl/d* oder *kln*, *kān* (Burchardt S. 53f. Nr. 1039, 1044, 1048) vgl. akkadisch *gu-zi* oder *ku-zi* (Knudtzon *Amarnabriefe* 894, 2; 900, 6; 902, 7). Die Amarna-Briefe lassen deutlich erkennen, daß sich die Macht der Fürsten in den einzelnen Städten hauptsächlich auf die adelige Truppe der W.-Kämpfer stützt (s. Pferd D § 3; Heer B).

§ 2. Diese Waffe erkannten die einwandernden Israeliten sehr bald als besonders gefährlich, da sie, aus der Steppe kommend, sie nicht hatten. Erst Salomo hat wieder W. für kriegerische Zwecke in sein Heer eingestellt und besondere Garnisonen dafür geschaffen (1. Kön. 9, 19; 10, 26). Als hebr. Bezeichnung für den Streit-W. findet sich meist *rekeb* (Richt. 4, 15f.; 5, 28; 2. Kön. 10, 16; aus Holz gefertigt Nah. 2, 14; mit Eisen beschlagen Jos. 17, 16 ff., daher schwerfällig und lärmend 2. Kön. 7, 6; Ezech. 26, 10), auch *merkābā* (Exod. 15, 4; 1. Kön. 10, 29; 22, 35 u. ö.), während *r^ekūb* (Psalm 104, 3), *merkāb* (1. Kön. 5, 6 vgl. Lev. 15, 9; Hoheslied 3, 10) und *merkābā* (Gen. 46, 29; 1. Sam. 8, 11; 2. Sam. 15, 1; 1. Kön. 9, 27) den Reise- oder Prunk-W. benennen, *gālā* hingegen (außer Psalm 46, 10) den zur Beförderung von Gütern (Num. 7, 6ff.; 1. Sam. 6, 7ff., 2. Sam. 6, 3ff.) geeigneten, hölzernen (1. Sam. 6, 14) Karren bezeichnen.

§ 3. Aus den äg. Abbildungen, dem Florentiner W. und den Angaben des AT darf man schließen, daß die Zugtiere seit ältester Zeit immer in gleicher Weise angeschirrt worden sind. An der Deichsel des W. war vorn ein Querholz (hebr. *ōl* = Joch 1. Sam. 6, 7; Deut. 21, 3) mit einem Riemen oder einem Nagel befestigt, so daß es sich bewegen ließ. Daran waren beiderseits Riemen oder Ketten angebracht, die den Tieren um den Hals gelegt wurden. Geleitet wurden die Pferde mit dem Zaum und Zügel, angetrieben mit der Lederpeitsche, für die ebenso wie für den Bogen (s. d. C) am W. ein Behälter vorgesehen war (W. M. Müller *Egyptological Researches* II [1910] Tf. 45). Sonstige Darstellungen (z. B. *sam'al* Mit-

teilungen aus den orientalischen Sammlungen 13 [1902] S. 211, Tf. 39; *sāksche gözü* Humann-Puchstein *Kleinasien* S. 377 ff., Tf. 46, auf den phön. Bronzeschalen und Metallgefäßen) oder auch Nachbildungen in Ton (z. B. aus *amrit* L. Heuzey *Catalogue des Figurines antiques de terre cuite* 1923 Tf. 5) zeigen nicht mehr den alten syr. W., sondern veränderte (Räder mit sechs oder acht Speichen, Viergespann), vor allem von Assyrien her beeinflusste Formen. Reste von W. haben sich nicht erhalten; aus den Radspuren (z. B. C. L. Woolley *Carchemish* II [1921] S. 91) ergibt sich eine Achsenbreite von 1,10 m. S. a. Heer B, Hyksos § 2, Pferd D.

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 707;
O. Nuoffer *Der Rennwagen im Altertum* I (1904) S. 25 ff.; Arch. Jahrb. 22 (1907) S. 147 ff.
F. Studniczka; Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde 14 (1917) S. 209 ff.
H. Mötefindt.

Peter Thomsen

C. Vorderasien (Tf. 54^{A, B}).

§ 1. Literatur. — § 2. W. in der Keilschrift. — § 3. Zeittafel zur Entwicklung des W. — § 4. Entwicklung des W., der Wagenkasten. — § 5. Das Rad. — § 6. Das Gespann. — § 7. Die Bemannung. — § 8. Spezialwagen.

§ 1. Franz Studniczka hatte schon vor 25 Jahren mit sicherem Blick erkannt, daß der W. ein ausgezeichnetes Merkmal für die Kenntnis der Kulturen des alten Vorderasiens ist. Auf seine Veranlassung bearbeitete Oskar Nuoffer zunächst den „*Rennwagen im Altertum*“ I Dissertation Leipzig 1904, worin Ägypten und Vorderasien behandelt sind. Eine Ergänzung dazu schrieb Studniczka selbst: „*Der Rennwagen im Syrisch-phönikischen Gebiet*“ im Arch. Jahrb. 22 (1907) S. 147—196. Unter Heranziehung eines außerordentlich vermehrten Materials (201 Nummern, gegen 31 bei Nuoffer) habe ich soeben den „*Rennwagen in Vorderasien*“ neubearbeitet, wo ich in Kapitel I die Schriftzeichen und Namen für W., in Kapitel II—XIII die Entwicklung des W. in den verschiedenen Zeiten gegeben habe. Im Anschluß an meine Arbeit gebe ich hier eine kurze Übersicht, die ich dort in einer Tabelle (Kapitel XV) niedergelegt habe, wobei ich auch die Hinweise auf die dortigen Kapitel II—XIII nebst den Nummern der behandelten W. hinsichtlich der Zeit (s. § 3, Zeittafel) beibehalte.

§ 2. In der sumer. Keilschrift (s. d.) gibt es zwei Zeichen für Wagen. *MAR* besteht aus zwei horizontalen Strichen; dem oberen sind zwei kurze, senkrechte Striche mitten aufgesetzt, dem unteren ein kurzer, senkrechter Strich unten in der Mitte angehängt. Ob das eine Abbildung des W. sein soll, ist völlig unsicher, um so mehr, als die andern Zeichen für W. oder seine Teile bestimmt nur in übertragener Bedeutung gebraucht sind. *GIGIR*, wie *MAR* = akkad. *narkabtu* oder *nirkabtu* (Thureau-Dangin *Recherches sur l'écriture cunéiforme* Nr. 453 bzw. 77); *GIGIR* ist ein Kreis, dem ein Zeichen eingeschaltet ist, ein senkrechter Strich, der sich unten in zwei Teile spaltet. Da noch zahlreiche andre Zeichen in wechselnder Bedeutung mit diesem Kreise geschrieben sind, ist die Deutung auf ein Rad unmöglich. Das Rad heißt *DUBBIN* (Thureau-Dangin a. a. O. Nr. 181), akkad. *magarru* oder *magurru* (Altor. Texte u. Unters. 1, 1 S. 31 Meissner), übertragen von dem Worte „Klaue“. Radnagel ist *GAG DUBBIN* = *sikkat magarri*, die Deichsel heißt vermutlich *MU* = *mašaddu* = Ding zum Ziehen. Das Joch ist auch *ŠUDUN* = *niru*, eine von einem Halbkreis überdeckte Federkrone (s. Mummenschanz § 3; Thureau-Dangin a. a. O. Nr. 91, 91a). Das Gespann heißt *LAL ŠUDUN* = *šimdat niri*, von *šimittu* = Wagebalken (für alle diese Worte vgl. Meissner a. a. O.), der Wagensitz = *manzazu*, der gewöhnliche Ausdruck für „Sitz“. Der Lastwagen ist eine Komposition aus *DUBBIN* (Klaue) und *MAR-GIDDA* (langer Wagen) = *šumbu* oder auch

nur *DUBBIN* (Delitzsch *HWB* S. 558). *Šumbu*, der Lastwagen, steht im Gegensatz zum *narkabtu*, dem Rennwagen oder Streitwagen. Der Thronwagen, der auf Räder gesetzte Thron, hieß *kussû*, sumer. *GU-ZA GIGIR*. W. mit Gespann von Pferden nannte man *narkabtu rakisu sisé*, z. B. bei Assurnassirpal II. (Annalen II Z. 57, 59). Der Wagenbauer hatte den Namen „Radtischler“, *naggâr magarri*, sumer. *NAGAR DUBBIN* (Meissner *Babyl. u. Assyriol.* I 249); Königswagen hieß *narkabtu šépêia* = Wagen meiner Füße (z. B. CT 26, Kol. VI, Z. 83). Ausdrücke für Spezialwagen, deren Bedeutung noch unbekannt sind, gibt es in *attartu* und *eriquu* (Altor. Texte u. Unters. 1, 1 S. 32 Meissner; Luckenbill *Annals of Sennacherib* S. 130, Z. 67).

Wie man sieht, sind die Ausdrücke für den W. und seine Teile in übertragener Bedeutung gebraucht, wahrscheinlich auch das in seiner Struktur noch unerklärbare Zeichen für *MAR*. Daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß die Sumerer, als sie um 3500 v. C. die Schrift erfanden, die Erfindung des W. noch nicht kannten, weil sie sonst das Abbild eines so gewaltigen Kulturfortschritts unbedingt in ihre Schrift mit aufgenommen haben müßten. Die Erfindung des W. läßt sich somit auf die Zeit zwischen 3500 und 3300 v. C. ungefähr festlegen, da der W. um 3300 schon vorhanden ist. Der W. ist nirgends früher nachweisbar als in Sumer, so daß er von hier aus nach dem vorgesch. Europa (s. Wagen A) und nach Afrika (Ägypten) gewandert ist.

§ 3. Zeittafel

(nach Unger *Der Rennwagen in Vorderasien*)

Kapitel	Nr.	Datum	
II	1—2, II	um 3300 v. C.	Meschannipadda, Aannipadda, Meschkalamdug von Ur
II	3—5	„ 3000	Eannatum von Lagasch
III		„ 2800—2600	Sargon und Naram-Sin von Akkad
IV		„ 2600	Gudea von Lagasch (Neusumerische Zeit)
V		„ 2300—1850	Altbabylonische Zeit, Hammurapi von Babylon (um 2000)
VI		„ 2300—1850	Kappadokien unter assyrischer Herrschaft (z. Z. des Ibi-Sin, neusumer. König von Ur [2300], Sargon I. von Assyrien [2000])
VII		„ 1850	Murschil I. von Hatti erobert Babylon
VIII		1750—1176	Kassiten in Babylonien
		1400—1200	Hettitisches Großreich (Schubbiluliuma, Hattuschil III.)

Kapitel	Nr.	Datum	
IX	1—5	um 900	Syrische und aramäische Staaten in Syrien und Nordmesopotamien (1100—730)
IX	6	„ 800	
X		„ 900—600	Reich von Urarthu in Armenien (Wan)
XI	1	„ 1050	} von Assyrien
XI	6	891—884	
XI	7—19	884—859	
XI	20	859—824	
XI	25—30	746—727	
XI	31—33	722—705	
XI	34—41		
	58	705—681	
XI	42—43	681—669	
XI	44—57	669—633 (?)	
XII	1—5	2. Jahrtausend	Elam (ältere Zeit)
XII	6f.	um 650	Elam
XIII		539—329	Persisches Großreich

§ 4. Die Entwicklung des Wagenkastens vollzieht sich im vorderen Orient in drei Staffeln. In der sumer.-akkad. und altbabyl. Zeit (II—VI) ist er viereckig und hat vorn eine sehr hohe Vorderbrüstung, die sich nach oben hin verbreitert (altsumer. Wagen aus Ur = II Nr. 1; Wagen des Eannatum: Band I Tf. 6ra = II Nr. 3). Dieser Typus erscheint nur noch bei dem bronzenen altertümlichen Götterwagen (VII Nr. 1) aus kassit. Zeit (LeFebvre des Noëttes a. a. O. Abb. 8—10). Er wird abgelöst in kassit. Epoche durch den leichten, vorn abgerundeten Rennwagen, das Merkmal der Kulturen bis um 800 (Band VII Tf. 149c; Band XI Tf. 45a). Seit Tiglatpileser III. (746) ist wieder der viereckige Kastenwagen im Gebrauch (Band V Tf. 84; E. Unger *Assyr. und Babyl. Kunst* Abb. 87). Während die Höhe des W. bis hierhin ziemlich niedrig war, wächst sie seit Sanherib und gestaltet sich seit Assurbanipal so hoch, daß ein Rad übermannshoch gebildet ist.

Das Kennzeichen der älteren Kastenwagen ist ein links vorn an der Vorderbrüstung angebrachtes Futteral, in dem Speere, Hacke und Peitsche stecken. Bei den runden Rennwagen finden sich vorn zwei gekreuzte Köcher, seit Tiglatpileser III. jedoch ist beim Kastenwagen nur ein senkrecht stehender Köcher vorn vorhanden (vgl. die oben genannten Abbildungen).

Die Stellung des Wagenkastens zur Achse ist von besonderer Bedeutung. Man unterscheidet dabei die Stellung des Wagenkastens mitten über der Achse. Sie ist

die Regel in sumer.-akkad. Zeit und findet sich vereinzelt bei den Kassiten und Hettitern (VII Nr. 2; VIII Nr. 1 = Band VIII Tf. 41a) und einmal (IX Nr. 1) in Sam'al (s. d. = Sendschirli). Es scheint hier bei letzterem Relief Ungeschick des Bildhauers zu sein. In kassit. Epoche ist nämlich die Sitte, die Achse fast hinten unter dem Wagenkasten anzubringen, aufgekommen. Sie ist ganz hinten unter dem Wagenkasten durchweg bei den syr. und aramäischen Wagen (Band VI Tf. 67b—c) angebracht, was sich zuerst bei den Wagen des Assurnassirpal I. (um 1050 v. C.) nachweisen läßt gemäß den 16 Wagenbildern, die sich auf seinem Obelischen (s. d. B § 5) erhalten haben. Diese Stellung des Kastens herrscht dann bis in pers. Zeit.

Zweirädrige W. gibt es zu allen Zeiten, vier- rädrige W. ebenfalls; der älteste ist kürzlich in Ur ausgegraben (II Nr. 11 = *Illustrated London News* Nr. 4637, vom 3. III. 1928 S. 337 unten; s. a. Band XIII Tf. 26^Ab). Ein sechsrädriger W. erscheint ein einziges Mal als ein Ramm-Widder des Königs Salmanassar III. (um 850) auf der Platte C(I) 3 oben des Bronzetors von Imgur-Enlil (s. d. = Balawat).

§ 5. Besondere Aufmerksamkeit beansprucht die Entwicklung des Rades (s. d.), namentlich auch deshalb, weil es das Grundelement der Erfindung des W. ist — man vergleiche die mesopot. Bezeichnung des Wagenbauers als Radtischler —, und weil verschiedene Theorien (s. Wagen A) über die Entstehung des Rades und des W. vorgebracht worden sind, die mit der tatsächlichen Entwicklung des Rades nicht in

Einklang zu bringen sind. Die älteste Form des Rades ist das Scheibenrad, das aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt ist (II Nr. 1). Das Rad ist außerdem nicht rund, sondern oval gehalten, während daneben die Achse mit der Nabe völlig kreisrund gezeichnet ist. Durch die Nabe ist ein Nagel gesteckt, der unten gegabelt ist. Das Rad besteht aus einem linsenförmigen Mittelbrett und aus zwei seitlich an dieses angesetzten halbmondförmigen breiteren Teilen. Beide sind durch vier Klammern miteinander verfestigt, die über und unter der Achse aus der Linsenscheibe heraustreten und nach der Außenseite hin umgebogen sind. Das Ganze ist durch einen einzigen Radkranz zusammengehalten. Bis um 2300 v. C. ist das Scheibenrad herrschend. Erst bei den Terrakottawagen der Hammurapi-Zeit, die selbst natürlich auch Scheibenräder tragen, ist das Speichenrad nachweisbar, gleichzeitig aber auch bei den Wagendarstellungen der Siegel auf den kappadokischen (s. d.) Tontafeln und bei den dazugehörigen Siegelzylindern (= VI; vgl. z. B. Eduard Meyer *Reich und Kultur der Chetiter* Abb. 54 S. 44). Auf den genannten Terrakotten gibt es in drei Fällen Darstellungen des Rades, auf einen Stiel gesteckt, als Symbol der kriegerischen Gottheit verwendet, der der Streitwagen gewidmet ist (V Nr. 1, 3, 14). Dieses Symbol ist vierspeichig zweimal dargestellt auf der Terrakotte (V Nr. 3) in Konstantinopel (Nr. 5876, in meiner Arbeit veröffentlicht) und sechsspeichig nach der Terrakotte in Paris (V Nr. 14 = Rev. d'Assyr. 7 Tf. 3, 2). Das sechsspeichige Rad ist mithin damals auch schon im Gebrauch gewesen, neben dem vierspeichigen. Das sechsspeichige Rad blieb bis 824 v. C. (Salmanassar III.) in allgemeinem Gebrauch, es erscheint später nur spärlich bei archaischen Wagen z. Z. des Sanherib (XI Nr. 34 und 42). Auf Darstellungen des Assurnassirpal II. kommt aber das achtspeichige Rad vor bei ausländischen Wagen, die vermutlich Syrien zugehören, wo in Sakschegözü (s. d.) das Rad tatsächlich um 800 nachgewiesen ist (Band XI Tf. 45a). Es wird, wie es scheint, von den Assyryern übernommen und ist bis in die pers. Zeit Mode. Das zwölfspeichige Rad scheint eine Eigenart von

Elam zu sein (XII Nr. 7—9, 12; Band VII Tf. 160b). Ausnahmsweise erscheint auch das funfzehnspeichige Rad in Elam (XII Nr. 10; Pottier *Antiquités assyr. Musée du Louvre* Nr. 65; Place Ninive Tf. 60, 3—4; Alinari Phot. Nr. 23805). Das Rad hat eine nagelbeschlagene Laufbahn erst zur Gudea-Zeit (um 2600). Dieses Rad ist auch als Symbol auf der obengenannten Terrakotte (V Nr. 14) aus der Hammurapi-Zeit nachgewiesen. In Assyrien ist das nagelbeschlagene Rad vor Assurbanipal (669f.) vorläufig nicht nachzuweisen; dieser König hat es an seinen Wagen. Es bleibt in pers. Zeit in Gebrauch und findet sich auf einem aramäischen Basaltrelief aus Arabissou in Kleinasien im Museum von Konstantinopel (Nr. 7753), das von Lidzbarski (*Ephem. f. semit. Epigraphik* 1 S. 59f.; vgl. S. Schiffer *Aramäer* S. 161) ins 5. Jh. v. C. datiert wird.

§ 6. Das Gespann ist zu allen Zeiten verschieden, es gibt Zwei-, Drei- oder Viergespanne. Letzteres findet sich schon auf den ältesten Darstellungen (II Nr. 1; vgl. Tf. 54^Ac, 54^Ba, b). Es kommt aber seltener vor, häufiger in Kappadokien (VI), zweimal in Assyrien abgebildet (XI Nr. 10 und 32, bei Assurnassirpal II. und Sargon II.). Das älteste Zugtier ist das Maultier (s. Tribut C § 3), nach persönlicher Mitteilung von Max Hiltzheimer, auf dem ältesten Relief und als Schmuck des Joch-Ansatzes (II Nr. 1—2; Tf. 54^Aa) dargestellt. Es muß also die Züchtung des Maultieres schon in dieser alten Zeit erfolgt gewesen sein. Daneben gibt es Eselgespann, aber selten, im allgemeinen nur literarisch überliefert, ferner Rindergespann, schon in alter sumer. Zeit (II Nr. 11; vgl. auch Band VII Tf. 153b); das Pferdegespann ist auf kappadokischen Siegeln (VI) vorhanden und seit dieser Periode das übliche Gespann für den Wagen. Auch Menschen werden gelegentlich vor den W. gespannt. Zwei Deichseln werden verwendet auf einem altsumer. Siegel (II Nr. 4) und bei Gudea. Dagegen gibt es z. Z. des Sargon II. (XI Nr. 32) für ein Viergespann ein Joch mit vier Ausbiegungen. In altsumer. Periode (II Nr. 3) und bei Gudea wird ein Nebenzügel benutzt, den der hinten auf dem W. stehende Kutscher hält, und der zum Zugtier führt.

Eine lange Verbindung allein, vom Deichselkopf bis zur vorderen Wagenbrüstung, zeigen die Wagen des Assurnassirpal I. (1050) und später erst wieder die Wagen seit Sargon II. (722), während in der Zwischenzeit, mindestens seit dem Könige Tukulti-Ninurta II. (891), an dieser Deichselverbindung eine schmale, lange Decke, meist an Ringen, aufgehängt ist. Sie kommt aber noch bei altertümlichen Wagen des Sanherib als alte Reminiszenz vor (XI Nr. 34—35). Ein kurzer Bügel, der von der Deichsel, bald nach ihrem Hervorkommen aus dem Wagenboden, abgeht und zur Vorderbrüstung hinaufsteigt, ist zu allen Zeiten üblich. Der Pferdeschwanz wird seit 1050 in der Mitte eingeschnürt (Band VII Tf. 149c), seit Sargon II. (XI Nr. 31ff.) jedoch zu einer kurzen Schlinge aufgebunden, ein wichtiges Merkzeichen für die assyr. W. zur Unterscheidung ihres Alters. Als Pferdekopfschmuck ist bei Assurnassirpal I. (1050) ein Federbusch, auf Rosette stehend, üblich (XI Nr. 1), um 900 bis etwa 800 ist in Assyrien und im aramäischen Syrien der Federbusch auf einen Bügel gestellt, und lange oder kurze Wimpel sind daran befestigt. Diese Art ist erst bei Assurbanipal (669f.; XI Nr. 44) wieder aufgekommen, nachdem in der Zwischenzeit statt dessen ein kegelartiger Aufsatz als Kopfschmuck der Pferde verwendet worden war. An dem sonstigen Pferdegeschirr, das bei den syrischen Darstellungen meist nicht wiedergegeben ist, ist bemerkenswert, daß auf der Schulter des Pferdes bei Assurnassirpal I. (1050) nur eine große Quaste herunterhängt, während diese seit Assurnassirpal II. mit einer großen Scheibe versehen ist. Die Pferddecke ist erst spät anzutreffen, in Syrien in Sakschegözü (s. d.), in Assyrien erst seit Assurnassirpal II. (884). Erwähnenswert ist das Vorhandensein von drei Pferdegebißen, eins aus Urartü (s. d.) in London, aus Bronze (?): *Guide to the Babyl. and Assy. Antiqu.*³ 1922 S. 213, zu Nr. 252 (= Brit. Mus. Nr. 91209); ein zweites in Paris. Pottier a. a. O. Nr. 165 = Lefebvre a. a. O. Abb. 49 Tf. 18; ein drittes in London (Hunger und Lamer *Allor. Kultur im Bilde*² Abb. 164), beide aus Assyrien stammend. Lefebvre hat a. a. O. auch Fußangeln veröffentlicht,

vier an einem Punkt zusammenhängende Spitzen (von denen immer drei den Boden berühren), die in der Feldschlacht ausgeworfen wurden.

§ 7. Die Bemannung der W. besteht in ältester Zeit nur aus zwei Mann, dem Kämpfer und dem Kutscher, was sich durch alle Zeiten bis Assurnassirpal I. (1050) eingeschlossen erhält. Seit Assurnassirpal II. (884) gesellt sich ein dritter Mann hinzu, der hinter dem König zur Sicherheit aufgestellt ist, um ihm freiere Bewegungsmöglichkeit zu gewährleisten. Von Assurbanipal an aber, wo die W. bedeutendere Größe angenommen haben, sind vier Mann in den W. gestellt. Der Kutscher steht wahrscheinlich stets rechts im W., trotzdem dies bei den Reliefs nicht immer dargestellt ist, weil der Bildhauer die Hauptfigur gewöhnlich in das vordere Blickfeld gebracht hat, um sie besser sichtbar zu machen. Eine Ausnahme zur Wahrheit hin macht das Relief aus Sakschegözü (Band XI Tf. 45a), wo der Kutscher, trotz der Richtung des W. rechtshin, ins vordere Blickfeld gestellt ist. Erst die Künstler Sanheribs und der folgenden Zeit haben den Kutscher in jedem Falle rechts im Wagen stehen lassen. Der Kutscher führt nur in der ältesten Zeit (II Nr. 1; hier Tf. 54^Ac) einen Stecken, mit dem er das Zugtier antreibt, später im allgemeinen die Peitsche (s. d. B).

§ 8. Neben den Renn-, Streit- und Lastwagen sind noch eine Reihe von Spezialwagen zu erwähnen. Auf dem Obelisk des Assurnassirpal I. gibt es zweimal eine merkwürdige Komposition aus zwei zweirädrigen Streitwagen zu einem Lastwagen, auf dem ein massiver Steinblock fortgeführt wird, der mit den W. fest verschnürt ist. Die Vorderbrüstung des zweiten W. ist deshalb abgenommen worden. Einen Schiffswagen (s. a. Felsenzeichnung A § 6c) gibt ein Siegelabdruck aus Wan wieder (s. Mummenschanz § 5); der einzige seiner Art, und sein Gebrauch in Mesopotamien sonst bisher nicht nachgewiesen, auch nicht in Babylon (AO 25, 3 S. 20, 28 H. Zimmern). Der Sichelwagen, bei dem die Sichel am Wagenboden außen angebracht sind, hat sich auf dem oben § 5 angeführten Relief aus Arabissou gefunden, aus dem 5. Jh. v. C. Ein zweiter Sichelwagen ist eine kleine Bronze in Paris (IX

Nr. 13; Rev. d'Assyr. 7 S. 117 Abb. C Heuzey). Ein vierrädriger W. aus gelbem Kupfer als Tempelgerät stammt von Wan (s. Tuschpa) und ist von V. Scheil (Rec. de Travaux 36 [1914] S. 179ff.) nach einer Mitteilung von J. Rhétoré veröffentlicht. Ein Thronwagen (s. oben § 1) ist auf einem Relief des Sargon II. abgebildet und in Paris (XI Nr. 33; Pottier a. a. O. Nr. 36—37 Tf. 16; Alinari Phot. Nr. 23818; Heuzey *Origines orientales de l'art* Tf. 12). Endlich sei auf einen elamit. Reisewagen aufmerksam gemacht, den die abtransportierten Elamiter benutzen, und der einen Mast mit einer Art Schirmdach zur Anbringung von Tüchern gegen Sonne und Wind trägt (XII Nr. 12; Pottier a. a. O. Nr. 67 Tf. 24; Alinari Phot. Nr. 23801; Place *Ninive* Tf. 60, 1—2, unterster Fries, Relief des Assurbanipal aus Ninive).

O. Nuoffer *Der Rennwagen im Altertum I* Diss. Leipzig 1904; F. Studniczka *Der Rennwagen im syrisch-phönikischen Gebiet* Arch. Jahrb. 22 (1907) S. 147—196; F. M. Feldhaus *Die Technik 1914* s. v. Wagen; Lefebvre des Noëttes *La Forte motrice animale à travers les âges* 1924; E. Unger *Der Rennwagen in Vorderasien* 1929.

Eckhard Unger

Wagengrab (Wagenbestattung). A. Allgemein. § 1. Die funerale Bedeutung des Wagens (s. d.) wurzelt einmal in rein praktischen Bedürfnissen und zum anderen in bestimmten Jenseitsvorstellungen. Ein praktisches Bedürfnis lag in den im allg. wohl sehr seltenen Fällen vor, wo die Friedhöfe in größerer Entfernung von den Wohnstätten angelegt waren. Besonders aber mag die von den Skythen und Germanen ausdrücklich bezeugte Sitte, den verstorbenen Fürsten vor seiner endgültigen Bestattung seinem ganzen Volke noch einmal in vollem Prange zu zeigen, zur Verwendung besonderer Leichenwagen geführt haben (Präh. Z. 11/12 S. 182 M. Ebert).

§ 2. Ein solcher Leichenwagen ist sehr anschaulich auf einer Dipylon-Vase im Nat.-Mus. zu Athen dargestellt (Band II Tf. 203 e). Auch hat man in einer ganzen Reihe skyth. Gräber des 6.—3. Jh. v. C. Reste von Zelt- oder Baldachin-Wagen gefunden, die, wie der von Diodor geschilderte, zur Überführung der Leiche Alexanders d. Gr. von Babylon nach Memphis dienende Leichenwagen, offenbar auf den Reise- und Galawagen iran. Fürsten

zurückgehen (s. z. B. Band XIII Tf. 25^B). Ihr mit Teppichen bekleidetes Obergestell wurde von Stangen gebildet, die oben in bronzene, mit klingenden Glöckchen ausgestattete Aufsätze endeten, und ebenso waren an sonstigen Wagenteilen zahlreiche Glöckchen (wohl zu apotropäischen Zwecken) angebracht. Modelle von solchen Wagen, deren Oberteil bisweilen zylindrisch gewölbt ist, und die einigermaßen an die Begräbniswagen auf dem Fries des Pleurosen-Sarkophages erinnern, sind mehrfach in Gräbern von Kerč (Wiener Studien 1902 S. 394 ff. Bieńkowski; Hoernes *Natur- u. Urgesch. d. Menschen* II 481 f.) und einmal auch in einem Ockergrabe bei der Stanica Ul (s. d. und Kuban) im Maikoper Bezirk (Band VII Tf. 87 h) gefunden worden. In Italien (z. B. im Regolini-Galassi-Grab, das neben zwei zweirädrigen auch einen vierrädrigen Wagen enthielt; s. Caere § 4) und Frankreich (Tumulus du Fourré bei Alaise; Tumulus de la Garenne unweit Châtillon-sur-Seine [außer den Wagenresten ein Dreifuß mit Bronzekessel griech. Arbeit des 6. Jh. v. C.; Band IV Tf. 61 Abb. 37]; Tumulus de la Butte, in der Nähe des vorgenannten; Tumulus von Apremont im Dép. Haute-Saône, der einen ganz in Stoff eingewickelten Wagen und außerdem ein getriebenes Goldband, eine Goldschale, Goldfibeln, ein Hallstattschwert, große Bronzebecken usw. enthielt; Hügel bei Mercey, Dép. Haute-Saône, mit griech. Amphore [zweifelhaft] u. a., Déchelette a. a. O. II 2 S. 747 ff.) erscheinen derartige Paradewagen, wenn auch nicht gerade sehr häufig, in den jüngern Abschnitten der HZ, und sie unterscheiden sich von den Streitwagen in den W. der LTZ sehr wesentlich dadurch, daß sie 4 Räder aufweisen, und daß die Radspeichen nicht aus einfachem Holz bestehen, sondern mit einer reichen Verkleidung von Bronze oder Schmiedeeisen versehen sind; ebenso fehlt hier gewöhnlich die Pferdeausrüstung. Auch einige hallstattzeitliche Wagenreste aus böhmischen Hügelgräbern (s. Böhmen-Mähren E § 65) und Ungarn (Abos, Com. Sáros, und Árokajka, Com. Szolnok-Doboka) stammen vielleicht von solchen Gala-Leichenwagen her, doch könnte es sich bei den ungarischen Funden auch um Reste von Kultwagen handeln, wie wir es mit Sicherheit bei dem berühmten Funde

in dem Grabhügel von Côte-Saint-André (s. d.) im Dép. Isère und wohl auch für die Funde von Fa, Nîmes, Langres und Cortailod (s. d.) annehmen dürfen. S. a. Villingen.

§ 3. Eine ganz andere Bedeutung als diese lediglich zum Transport der Leiche bestimmten, also ganz und gar unseren heutigen Leichenwagen entsprechenden Fahrzeuge haben offenbar die dem Toten ins Grab mitgegebenen Streit- und Paradewagen. Sie bilden eine bloße Grabbeigabe und waren wie die Waffen und Schmuckstücke zum Gebrauch des Toten im Jenseits bestimmt, obschon ihnen nur ganz ausnahmsweise, wie z. B. in einem Grabe von Nanterre, Dép. Seine (L'Anthrop. 1902 S. 66 H. Hubert), und im King's Barrow in Yorkshire, die zum Ziehen erforderlichen Pferde beigefügt wurden und man sich im allg. mit der Beilegung der bisweilen recht reich verzierten Pferdeausrüstung begnügte. Solche Streitwagen, von deren Aussehen uns außer verschiedenen Münzen die Darstellung eines gall. Wagenkämpfers auf einem Tonfries von Cività Alba bei Sassoferato in Umbrien (Déchelette *Manuel* II 3 S. 1184) und namentlich ein etruskisches Tonmodell aus einem Doliengrab von Cucchiajo bei Chiusi eine gute Vorstellung geben, erscheinen in sehr großer Zahl in den späthallstatt- und latènezeitlichen Gräbern Frankreichs, Italiens, Süddeutschlands, der Tschecho-Slowakei und Ungarns (s. d. G § 8), außerdem auch noch in einer Reihe thrak. Gräber (Bull. Corr. Hell. 25 S. 181 ff. Seure; Arch. Anz. 25 S. 401 B. Filov). Ebenso pflegte man den in den nord. Bootsgräbern (s. d.) bestatteten Fürsten ihre Paradewagen und Schlitten mitzugeben, damit sie auch im Jenseits bei ihren Wikingfahrten im Falle einer Landung ihre Fahrten ausführen konnten.

§ 4. In den Keltengräbern, besonders der Champagne und des Marne-Gebietes, von wo allein über 50 W. der LTZ bekannt sind (s. Somme-Bionne und Band XII Tf. 87), ist die Leiche nicht selten auf dem Wagen selbst beigesetzt. Hier liegt also deutlich die Vorstellung vor, daß der Tote den Wagen schon bei seiner Reise ins Jenseits benutze, eine Vorstellung, die vielfach auch schon in weit früherer Zeit auf manchen Grabstelen ihren Ausdruck gefunden hat. So im N auf

dem bekannten Kivik-Monument (s. Kivik und Band III Tf. 56a), im kret.-myk. Formenkreise auf einem Grabsteine von Mykenai (Band IV Tf. 237^A), und auch der § 2 erwähnte Leichenwagen auf der athen. Dipylon-Vase ist jedenfalls, wie Studniczka zuerst bemerkt hat, nur der zu funeralen Zwecken umgearbeitete Streitwagen des Toten. Noch deutlicher ausgebildet erscheint diese Vorstellung auf einigen ital. Bildsteinen, auf denen dem Wagen geflügelte Rosse vorgespannt sind. So auf einer Stele des Giardino Margherita in Bologna (Band II Tf. 53; Notizie 1890 Tf. 1 Ed. Brizio); ferner auf einem Bronzerelief des Wagens von Montelcone (s. d.; Band VIII Tf. 105^B rechts; Präh. Z. 11/12 S. 184 Abb. 4 M. Ebert). Wie lange sich diese Vorstellung von einer Wagenreise nach dem Jenseits erhalten hat, zeigt die Erzählung von König Hring, der nach der Bravalla-Schlacht seinen gefallenen Gegner Harald auf seinem Wagen bestatten läßt und auch seinen eigenen Sattel ins Grab mitgibt, damit er nach eigener Wahl nach Valhöll entweder reiten oder fahren könne (Müller *NAK.* I 364).

§ 5. Im allgemeinen aber hört, namentlich im kelt. Formenkreise, die Sitte der W. schon viel früher auf. In der Champagne und der Marne-Kultur gehören sie in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle der Stufe A der LTZ an, während sie in der Stufe B schon seltener werden und in C vollständig fehlen. Das der jüngsten LTZ-Stufe angehörige W. von Armentières (Dép. Aisne; F. Moreau *Caranda* II 1 Tf. 24) bildet jedenfalls eine ganz isolierte Erscheinung. Wenn Strabo und Diodor entgegen diesen arch. Zeugnissen noch sehr lebhaft Schilderungen von den kelt. Wagenkämpfen zu geben wissen, so erklärt sich dies eben sehr einfach dadurch, daß beide aus älteren Quellen schöpften, wie wir es auch sonst vielfach bei den Berichten der alten Historiker feststellen können (Jahn *Die Bewaffnung der Germanen* 1916 S. 217). Mehr Beachtung verdient die Erzählung des Florus (III, 3) von dem Arverner Fürsten Bituitos, der 121 v. C. auf seinem silbernen Kampfwagen im Triumphzuge mitziehen mußte (auch Münzdarstellung). Ähnlich wie in Frankreich liegen die Verhältnisse in Süddeutschland und Böhmen, wo W. gleichfalls nur in den beiden älteren LTZ-Stufen vorkommen. S. a. Waldalgesheim.

§ 6. Länger erhält sich der Streitwagen in England (Yorkshire), wo ihn Cäsar bei seinen Kriegen noch selbst erlebt hat (Bell. Gall. IV 33), und wo er auch noch für spätere Zeiten bezeugt ist (Strabo IV 5, 2; Dio Cass. 76, 12), ja selbst noch in den irischen Epen begegnet (Rev. arch. 1877, 2 S. 133ff. Arbois de Jubainville). Die wichtigsten Gräber dieser Art bilden die der Arrasgruppe (s. d.): der King's Barrow, wo auch die beiden pony-artigen Pferde mit bestattet waren, und der Barrow of the Charioteer; ferner ein im J. 1877 von Greenwell untersuchter Hügel mit dem Grabe einer Frau. Ein von Mortimer geöffneter Hügel bei Kilham (s. Dänengräber) barg in einer Wagenbestattung zwei Leichen, welche als die des Herrn und seines Wagenlenkers gedeutet werden. Endlich sei noch neben den nicht genügend untersuchten W. von Seamer und Huggate und einer Wagenbestattung von Hunmanby mit den Resten eines Schildes und vielleicht einer Lanze der Wagenbestattung von Beverley gedacht, die zwar keine Skelettspuren mehr ergab, aber zwei sehr zerstörte Eisenreifen eines Wagens und zwei eiserne Pferdegebisse. Im Gegensatz zu den W. der Marne-Kultur auch in Frauengräbern. In LTZ D fehlen W.

§ 7. Bis in die dritte Latènestufe (LTZ C) haben sich die W. vereinzelt in Ungarn (s. d. G § 8) erhalten, wo sie ziemlich häufig erscheinen (Tétény, Sár-Szent-Miklós, Somodor, Nagylok, Duna-Földvár, Ó-Buda, Zsám-bék, Tartlau bei Kronstadt u. a.), und wo sie bisweilen sogar in Verbindung mit Leichenbrand (z. B. Balsa; Dolgozatok 1915 S. 25) vorkommen. Man hat diese Brandgräber der alteingesessenen thrak. Bevölkerung zuschreiben wollen, doch liegt zu dieser Annahme keine Veranlassung vor, da sie sich in ihrer Ausstattung in nichts von den gleichaltrigen Skelettgräbern unterscheiden und der gleiche Wechsel der Bestattungsform innerhalb der III. Latène-Stufe auch in anderen keltischen Gebieten zu beobachten ist. Unbekannt sind W. bisher aus Bosnien, Serbien, Rumänien (s. d.) und Bulgarien (s. d.), doch dürfte dies wohl darin seinen Grund haben, daß die kelt. Invasion in diese Gebiete erst zu einer Zeit (Ende B und Anfang C) erfolgte, als im Stammlande die Sitte bereits im Erlöschen war.

Rostovcev *Dekor. Malerei* 1914; K. Bieńkowski *Der Leichenwagen Alexanders d. Gr.* 1905; v. Duhn *Ital. Gräberk.*; Vasile Párvan *Getica* 1926; Read Smith *Guide to the Antiquities of the Early Iron Age* S. 105ff.; Déchelette *Manuel* II 3; M. Ebert *Die Bootfahrt ins Jenseits* Präh. Z. 11/12 S. 179ff., wo zahlreiche weitere Literaturangaben.
G. Wilke

B. Frankreich. 1. Bronzezeit. Côte-Saint-André. Zur Zeitstellung vgl. a. Präh. Z. 18 (1927) S. 154ff. Jacob-Friesen.

2. Hallstatt- und Latènezeit. § 1. Es handelt sich hier um Gräber, die einen Wagen als Beigabe, meist als Bahre für den Toten, enthalten. In der ältesten Gruppe kommen vierrädrige, später nur zweirädrige; vorn offene Kriegswagen vor. Der Gebrauch des Kriegswagens findet sich schon früh im Mittelmeergebiet, ist von hier nordwärts in den kelt. Kulturkreis gewandert und hat in diesem eine große Rolle gespielt. Solche Gräber erscheinen zuerst in der späten HZ als Entlehnung von Italien her. Vor allem sei der Hügel de la Garenne bei Châtillon-sur-Seine (Burgund) genannt, der außer Wagenresten einen Dreifuß mit Bronzekessel griech. Arbeit enthielt (6. Jh. v. C.; Band IV Tf. 61 Abb. 37). In der Nähe lag ein zweites ähnliches Grab im „Tumulus de la Butte“. Der mächtige Hügel von Apremont (Dép. Haute-Saône), 70 m im Dm und 4 m h., enthielt einen vierrädrigen Wagen, der ganz in Stoff eingewickelt war. Ein Goldband in getriebener Arbeit, 232 g schwer, Goldfibeln, Elfenbein- und Bernsteinperlen, eine Goldschale, große Bronzebecken, ein zusammengerolltes Hallstattschwert u. a. gehörten dazu. Etwas später ist der Hügel mit Wagen bei Mercey (Savoie, Dép. Haute-Saône), in dem auch eine griech. Amphore lag (zweifelhaft; Déchelette *Manuel* II 2 S. 655/6).

Aus der HZ sind in Frankreich im ganzen fünf Wagengräber bekannt (davon hatten mindestens zwei Wagen je vier Räder). Sie liegen in Burgund und der Franche-Comté; ein sechster (unsicherer) noch in Gros-Guignon (Vienne).

§ 2. Die späteren, der Frühlatènezeit angehörigen W. sind viel häufiger. Ihrer sind über 50 allein aus der Marne-Gegend und der Champagne bekannt (s. Berru, Gorge-Meillet [La], Marne-Kultur, Septsaulx, Somme-Bionne [Band XII Tf. 87]). Alle diese Wagen sind zweirädrig. Ihr Aussehen

vermitteln uns außer den Funden kelt. Münzen (s. Keltisches Münzwesen) und die klassische Überlieferung (Polybius, Livius, Cäsar). Aber auch damals schon (121 v. C.) war der Streitwagen nicht mehr im praktischen Gebrauch. Diodor und Strabo schöpfen aus älteren Quellen, wenn sie von dem Wagenkampf erzählen, bei dem Lenker und Kämpfer, auf dem Wagen stehend, in die Feinde hineinführen, der Kämpfer absprang und der Lenker den Wagen zurücklenkte, sich aber zur Verfügung hielt.

Dieser spätere Wagen hatte zwei Pferde, mit oft schön verziertem Geschirr. Nur einmal, bei Nanterre, sind die Pferde mitbegraben. In Septsaulx (s. d.) kommt ein Bodenbelag des Wagens mit geripptem Blech vor. Der Wagen war vorn offen und nach hinten halbrund geschlossen. Möglich ist ein vorderer Abschluß durch Ketten. Das jüngste Grab dieser Art von Armentières (Dép. Aisne) gehört in die Spätlatènezeit.

E. Rademacher
C. England. § 1. W., wie sie aus dem Marne-Gebiet aus der Per. LTZ I bekannt sind, wurden auch verschiedentlich in Yorkshire angetroffen. Die beiden wichtigsten Gräber dieser Art gehören zur Arrasgruppe (s. d.): der King's Barrow und der Barrow of the Charioteer. In ersterem Falle waren auch die beiden pony-ähnlichen Pferde mitbestattet worden. Zu dieser Gruppe gehört auch noch eine dritte Wagenbestattung, die Greenwell 1877 in einem Grabhügel fand. Hier aber handelt es sich ausnahmsweise um das Grab einer Frau, nicht eines Mannes, und vom Wagen scheinen nur die beiden Räder (Dm 81—86 cm) mit ihrem Bronzebeschlag und zwei eiserne, bronzeplattierte Pferdegebisse mitgegeben zu sein. Ein von Mortimer untersuchter Hügel bei Kilham (s. Dänengräber) barg in einer Wagenbestattung zwei Leichen, die als die des Herrn und seines Wagenlenkers gedeutet werden. Nicht genügend untersucht sind W. von Seamer, Huggate und Enthorpe, wichtig aber eine Bestattung bei Hunmanby, in der Sheppard Reste eines Schildes und vielleicht einer Lanze nachweisen konnte. Endlich hat Greenwell 1875 noch bei Beverley eine Wagenbestattung ausgegraben, die zwar keine Skelettspuren mehr ergab, aber zwei sehr zerstörte Eisen-

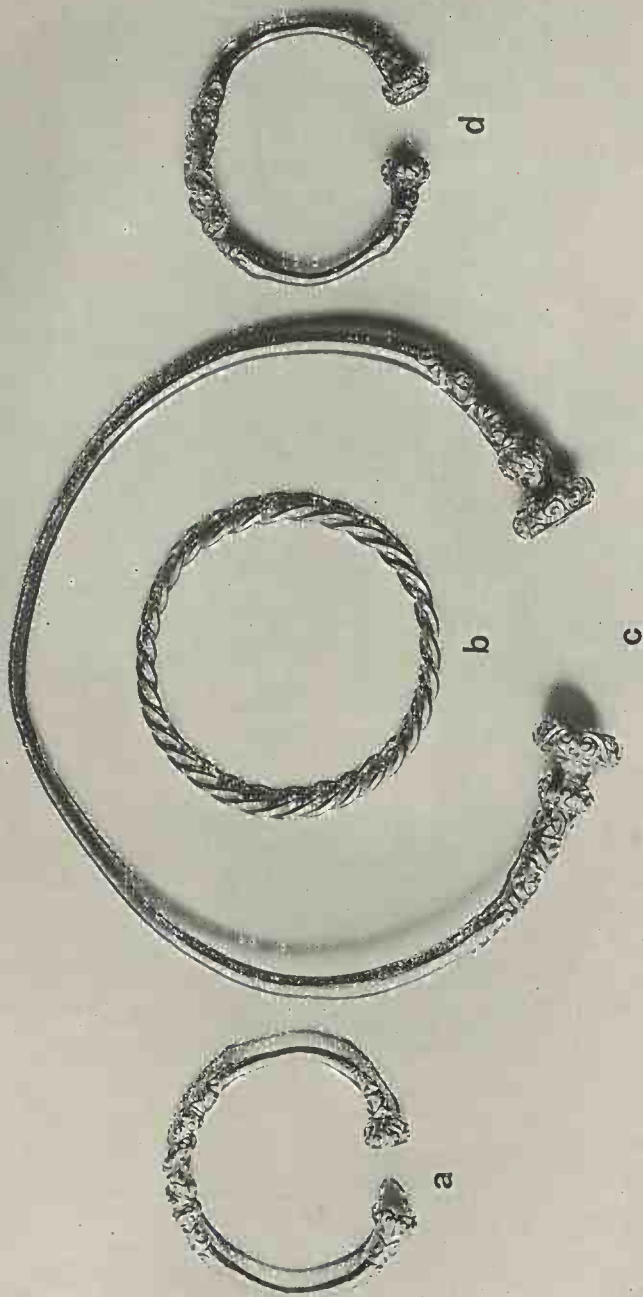
reifen eines Wagens (Dm 71 cm) und zwei eiserne Pferdegebisse.

§ 2. In England hat sich die Sitte des Kampfes mit dem Streitwagen bis in die Spätlatènezeit erhalten, wie Cäsar berichtet (Bell. Gall. IV 33), aber auch noch für spätere Zeit ist sie bezeugt (Strabo IV 5, 2; Dio Cass. 76, 12), begegnet sogar noch in den irischen Epen (Rev. arch. 1877, 2 S. 133ff. Arbois de Jubainville). In Gallien aber hat sie schon in LTZ II aufgehört. Die Wagenbestattung von Armentières (LTZ III; F. Moreau *Caranda* II 1 Tf. 24) ist eine vereinzelte Ausnahme. Zwischen den Wagenbestattungen Yorkshires und denen des Marne-Gebietes sind außerdem starke Unterschiede, auf die vor allem Déchelette hingewiesen hat: Hier Flachgräber, gestreckte Leichen und reiche Waffenbeigaben, dort Grabhügel, meist Hockerstellung der Leichen und Seltenheit der Waffen. Wichtig ist vor allem auch die Tatsache, daß in Yorkshire gelegentlich auch Frauen mit einem Wagen bestattet wurden. Da es sich bei den Wagenbestattungen Yorkshires allem Anschein nach um Gallier handelt, die, wenn auch vielleicht einige Generationen früher, vom Festlande dorthin ausgewandert sind, so ist Déchelettes Schluß nicht abzulehnen, daß die Gräber trotz der Fibeln, die LTZ-I-Typus bewahrt haben, nach ihrem sonstigen Inventar jünger anzusetzen sind als die Marne-Gräber. Er datiert sie nach 300 v. C. Sie werden in LTZ II gehören, denn die Gräber der brit. Gallier der LTZ III zeigen schon wesentlich andere Erscheinungen als die Yorkshire-Barrows (s. Aylesford).

Lit. s. Arrasgruppe, Dänengräber. Zusammenfassend Read-Smith *Guide to the Antiquities of the Early Iron Age Brit. Mus.* 1925 S. 105ff.; Déchelette *Manuel* II 3 S. 1102ff.

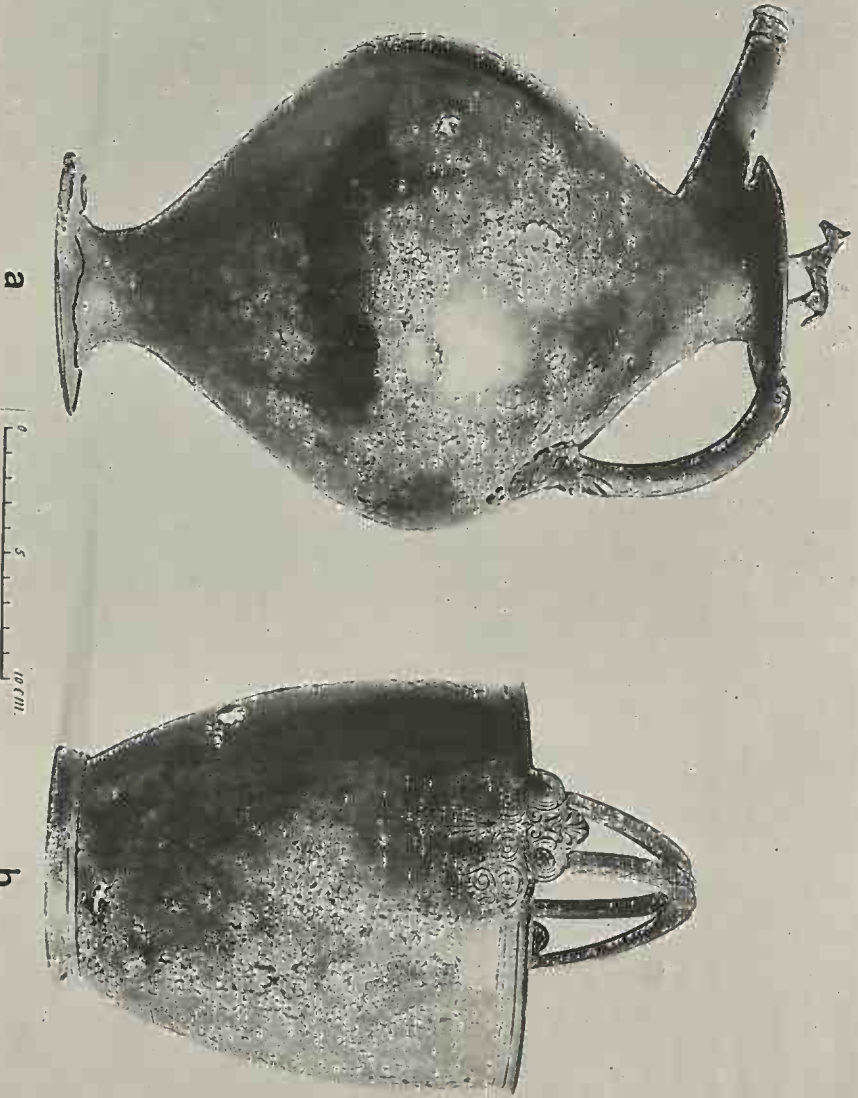
† W. Bremer

Wahren (bei Leipzig). Bei der Anlegung eines großen Vergnügungsparkes und künstlichen Sees kam hier ein Depotfund zum Vorschein, der wegen seiner Zusammensetzung von allgemeinerer Bedeutung ist. Das Hauptstück bildete die Hälfte einer Eisenluppe von 14 cm L. und 14 cm Br. von der südwestdeutschen Form. Daran waren festgerostet vier „Fingerringe (?)“, davon einer mit vierkantigem Querschnitt. Auf einem



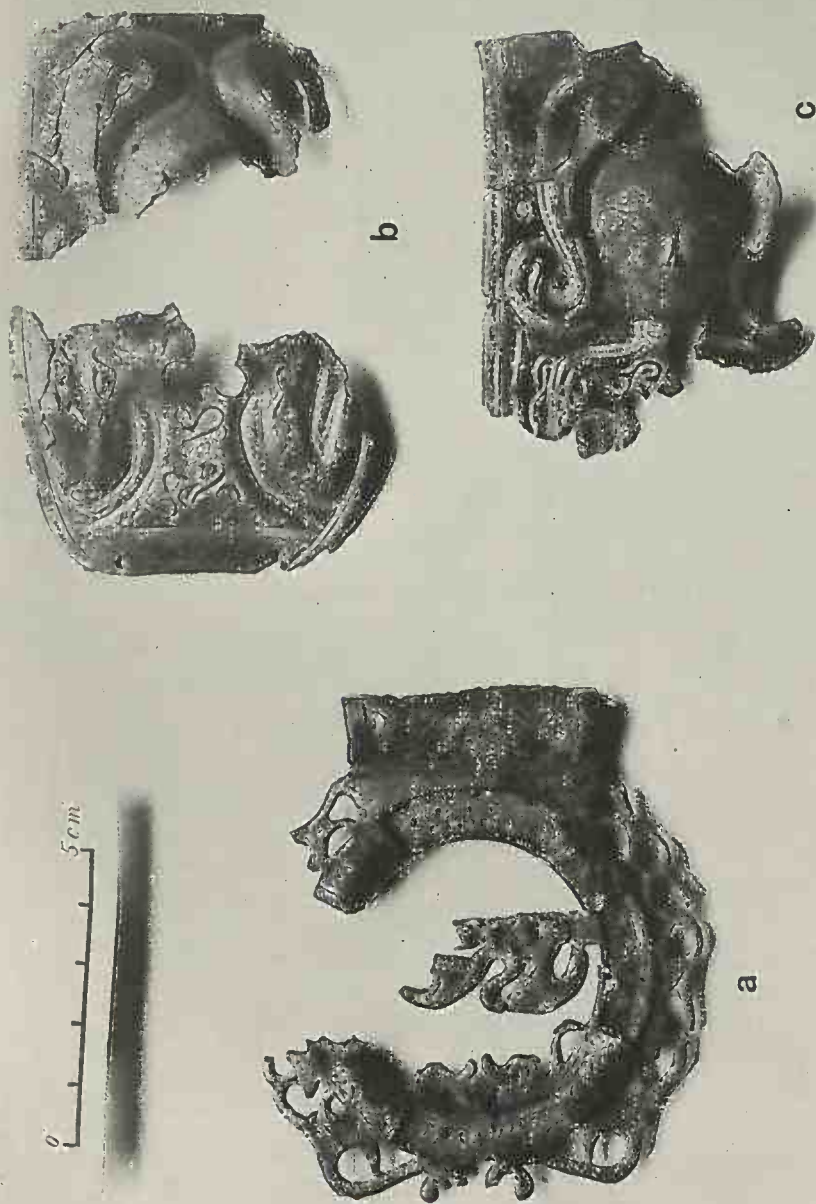
Waldalgesheim

a—d. Goldene Ringe (Abb. der Ornamente auf dem Torques e vgl. Band VII Tf. 193e). Nach Aufnahme des Bonner Provinzialmuseums.

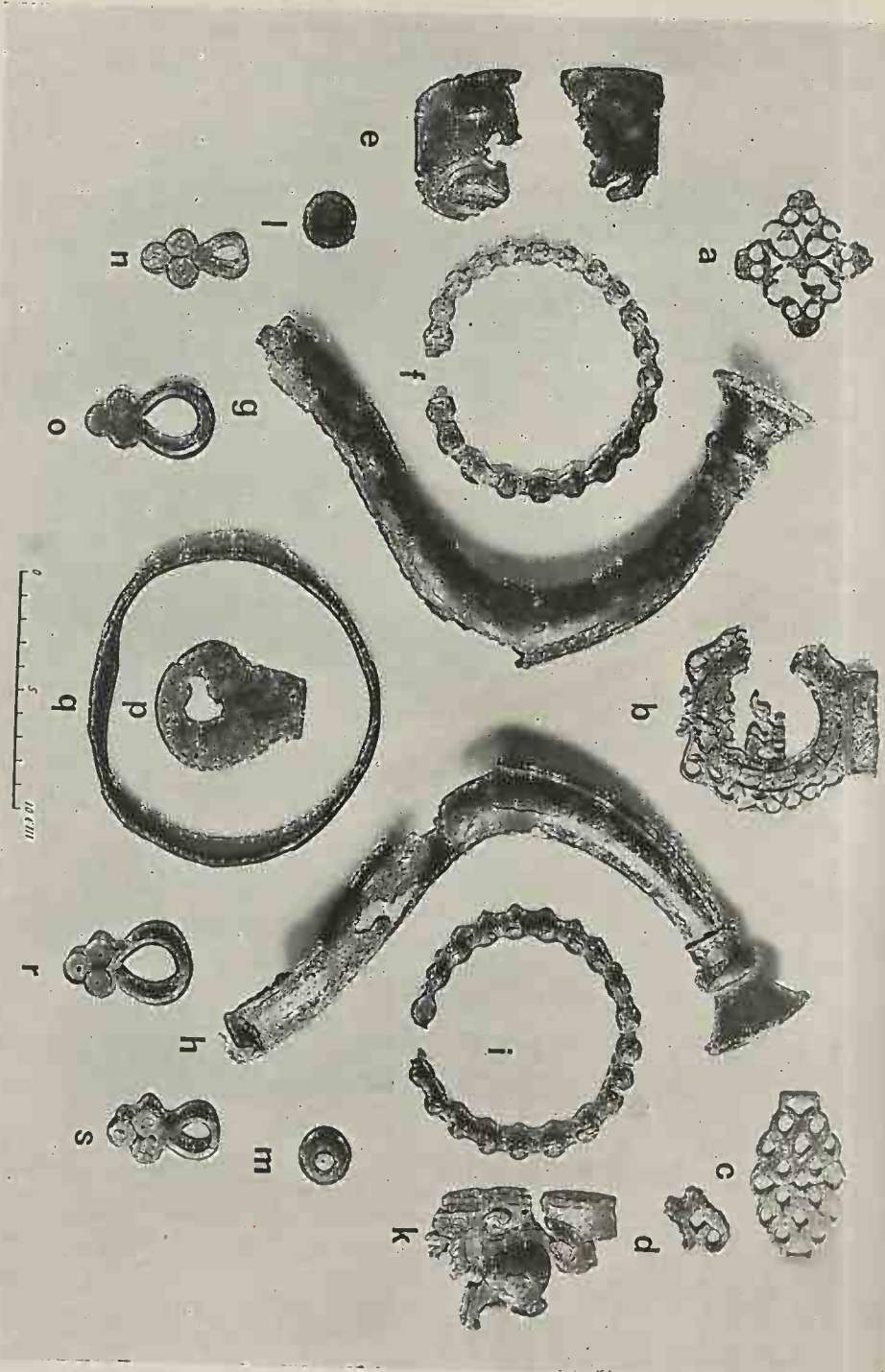


Waldalgesheim

a. Bronzekanne mit langer Ausgüßhülse (Abb. der Ornamente auf dem Gefäßkörper vgl. Band VII Tl. 193b). — b. Zwickelklügeliger Bronzeimer.
Nach Aufnahme des Bonner Provinzialmuseums.



Waldalgesheim
Bronzbeschläge. Nach Aufnahme des Bonner Provinzialmuseums.



Waldalgesheim

Hörner, Armringe, Schmuckstücke, Beschlüge u. a. Nach Aufnahme des Bonner Provinzialmuseums.

dieser Ringe waren 8 Eisenringe aufgereiht, während ein 9. Eisenring an dem vierkantigen Ringe hängt. Am bemerkenswertesten ist ein mit Querwülsten und mit gestrichelten Bändern und liegenden Kreuzen verzierter, rundstabiger Halsring, dessen verjüngte und senkrecht umgebogene Enden je in einen Knopf auslaufen (Tf. 61^{DDa}). Als Gegenstücke zu diesem Typus sind bisher nur ein bronzenener und zwei eiserne Halsringe aus dem öfter genannten Depotsfunde von der Wölmisse (s. d.; Tf. 61^{DDc}) bei Schlöben, im altenburgischen Westkreise, s.ö. Jena, bekannt geworden; ferner fanden sich noch 12 ähnliche spätbronzezeitliche Knopfringe in Dänemark, die indes nicht aus Eisen, sondern aus Bronze bestehen und fast durchweg ohne Verzierung sind.

Mannus 7 S. 83ff. Näbe; ebd. S. 87ff. Kosinna.
G. Wilke

Wahrsager s. Kultus A § 5, Magie A § 3. Religion.

Waldalgesheim (im Vorderen Hunsrück, Rheinlande; Tf. 55—57^B). Hier wurde i. J. 1869 das berühmte, leider tumultuarisch ausgegrabene Doppelgrab gefunden, welches der Stufe LTZ 2 der Rheinlande auch die Bezeichnung Waldalgesheimer Typus verschafft hat. Es liegt auf weiter, flacher Hochebene, die für nur mäßigen Ackerbau, aber ausgedehnte Viehzucht Gelegenheit bietet. Der Häuptling (im unteren Grabe) war mit Roß und Wagen beigelegt (eiserner Wagenreif, Bronzehörner [Tf. 57^{Bg, h}], eiserne Trense, Schmuckteile vom Pferdeschirr [Tf. 57^{A, B}]), wohl im Waffenschmuck, der nicht erhalten oder gefunden ist, umgeben von Tafelgerät (verzierter Bronzeimer [Tf. 56b], Holzgefäß mit Zierbeschlägen?, eine Bronzekanne [Tf. 56a]). Die mitbestattete Frau trug einen Petschafthalsring (Tf. 55c), einen gewundenen Oberarmring (Tf. 55b) und zwei Unterarmringe mit Pufferenden (Tf. 55a, d), alles aus Gold, ferner einen Lignit- oder Gagat-Ring (Tf. 57^{Bq}), wohl am Oberarm, als Ohring ein Golddrahtgewinde; zwei geperrte Oberarmringe aus Bronze (Tf. 57^{Bf, i}) können dem Mann wie der Frau zugesprochen werden. Von den Tongefäßen ist nur noch ein Randstück einer schwarzen Urne vorhanden. Die Funde werden jetzt im Mus. zu Bonn aufbewahrt.

E. aus'm Weerth *Der Grabfund von Waldalgesheim* Bonner Winkelmannsprogramm 1870; *AuhV* 3, I Tf. 1 und 2 L. Lindenschmit; BJ 102 (1898) S. 158 Tf. 2 C. Koenen; H. Lehner *Führer* 1915 S. 25 Tf. 9, 1. 2, Tf. 10; G. Behrens *Katalog Bingen* S. 25f.; 34. Veröff. d. Ver. f. Heimatkunde in Kreuznach 1920 S. 5f. ders.; Schumacher *Rheinlande I* 125f.

K. Schumacher

Walmdach s. Dach.

Walnuß. Die leicht kenntlichen Schalen der W. sind ein treffliches Leitmerkmal. Sie können daher gut die Frage entscheiden helfen, wie es mit der Herkunft und Verbreitung dieses Baumes steht. Nach de Candolle erstreckt sich seine ursprüngliche Heimat vom Banat durch Griechenland und den Kaukasus bis nach Birma und Japan. Danach wäre also der Baum in Italien und Südfrankreich nicht einheimisch und der Fund Piettes in Mas d'Azil (L'Anthropol. 7 [1896] S. 17; s. Azilien § 1) auch deshalb nicht sicher. Nach der Angabe des zuverlässigen de Candolle (*Origine des plantes cultivées* 1883 S. 342)—und weitere Beobachtungen scheinen das zu bestätigen—hat der Walnußbaum nicht die Neigung, leicht zu verwildern. Jedenfalls haben ihn die Römer als einen aus Persien eingeführten Baum angesehen. Nach England hat er sich schon zur Zeit der Angelsachsen und in neuester Zeit bis Schweden verbreitet. Er gilt aber beim Volk immer noch als unheimlich, sein Schatten soll schaden. *Nux a nocendo* meinte Albertus Magnus, und nach Krauß versammeln sich die Hexen auf ihm.

† Ed. Hahn

Walternienburger Typus (Tf. 58). § 1. Das große Gräberfeld von Walternienburg (Kr. Jerichow I), das dem W. T. seinen Namen gegeben hat, ist nur zu einem kleinen Teile wissenschaftlich untersucht. Bei den meisten Grabfunden handelt es sich um Zufallsfunde, für die keine genügenden Beobachtungen vorliegen. Es sind Flachgräber, 0,80—1 m im Durchschnitt t., ohne jede Steinsetzung. Die Skelette sind so vergangen, daß ihre Lagerung unbekannt ist. An Beigaben fanden sich verbrannte Tierknochen von großen Wiederkäuern und hundeartigen Tieren. Die Zahl der mitgegebenen Gefäße beträgt bis zu vier. Das Service setzt sich in diesen Fällen aus einer größeren und einer kleineren Tasse, einer Schüssel und einem

weiteren Gefäß zusammen. (Über die Keramik s. § 2.) Im ganzen sind 135 ganze Gefäße und eine Unmenge Gefäßscherben gefunden. Daraus läßt sich ein Rückschluß auf die große Zahl der ursprünglich vorhandenen Gräber ziehen. Häufiger begegnen auch Spinnwirtel verschiedener, teilweise komplizierter Formen. Kleine Feuersteinmesserchen sind meist in größerer Zahl beigegeben. An Pfeilspitzen aus dem gleichen Material sind eine kleine Spitze mit dreieckigem Querschnitt und 14 mit Querschneide bekannt geworden. An sonstigen Steingeräten begegnen eine Hacke und Meißel aus dunkelgrauem Stein, ein Feuersteinbeil, ein durchlochter Hammer und vor allem 17 Wiedaer Schieferbeile (s. Wiedaer Schiefergeräte). Außer der Keramik des W. T. ist auch in wenigen Fällen der Bernburger (s. d.) Typus und in zwei Exemplaren der Molkenberger (s. d.) Typus vertreten.

Sächs. Jahresschr. 6 (1907) S. 89 ff., ebd. 7 (1909) S. 217, ebd. 10 (1911) S. 19 ff. K. Reuss; ebd. 10 (1911) S. 139 ff.; Präh. Z. 4 (1912) S. 113 ff. A. Götz.

§ 2. In der Keramik des W. T. läßt sich eine längere Entwicklung verfolgen, die die Scheidung eines älteren und eines jüngeren W. T. ermöglicht. Die Entwicklung geht offenbar von scharfen Formen, bei denen Gefäßkörper, Schulter und Hals scharf voneinander abgegrenzt sind, zu jüngeren, bei denen Schulter und Hals direkt ineinander übergehen. Alle Gefäße haben eine gerade Standfläche.

a) Älterer W. T. (Tf. 58a—e). Die auffallendste Gefäßform ist ein Hängegefäß mit umgekehrt konischem Unterteil, scharf in spitzem Winkel dazu abgesetzter Schulter und fast zylindrischem, nach dem Rande sich leicht verjüngendem Hals (Tf. 58a). Am Bauchknick und dem scharfen Halsansatz je vier Knöpfe oder breite, zylindrische Schnurösen. Ähnliche Form zeigen die kleineren Tassen mit breiterem Hals und niedrigerer Schulter, die statt der Ösen einen breiten, geschwungenen Henkel vom Halsrand zum Bauchknick aufweisen (Tf. 58c, d). Hauptkennzeichen ist die scharfe Profilierung der Gefäße. Daneben trifft man auch mehr oder minder flache Schalen, meist nur auf der Innenseite dekoriert, von um-

gekehrt konischer Form mit geraden Seiten (Tf. 58e). Sie haben gewöhnlich an der Außenseite unter dem Rande ein Paar horizontal durchbohrte Schnurösen oder eine entsprechende Gruppe lappenartiger Ansätze. Die Gefäßformen, sowohl der flachen Schalen (Präh. Z. 1 [1909] Tf. 10, 4 Schuchhardt) als auch der Tassen (z. B. a. a. O. 6), vielleicht auch der größeren Hängegefäße (vgl. den Denhoog [s. d.] auf Sylt [Band II Tf. 185h]; Oxbüll auf Alsen, Mus. Kiel), sind aus solchen der nordwestd. Tiefstichkeramik hervorgegangen, während die eigenartige Kuppelung der Schnurösen und Warzen auf fremden Einfluß hinweist; letztere findet sich besonders ausgeprägt in der Jordansmühler Keramik der Rössener Brandgräber (s. Rössen). Über die Ornamentik s. § 3.

b) In der jüngeren Gruppe des W. T. (Tf. 58f—l) haben die Hängegefäße und Tassen insofern eine Veränderung erfahren, als Hals und Schulter direkt ineinander übergehen und nur noch im Ornament getrennt werden (Tf. 58f, g). Dadurch werden diese zu fast doppelkonischen Gefäßen. Dazu kommen bauchige Amphoren mit ziemlich weiter Mündung, Löffel mit Horizontalgriff und zylindrische Dosen (Tf. 58i), ähnlich den Deckel-Pyxen der Schnurkeramik (Band XI Tf. 96c). Besonders wichtig ist ein großes, doppelkonisches Gefäß mit sechs spitzen Warzen unterhalb des Randes, zu dem verwandte Erscheinungen wieder in den Brandgräbern von Rössen vorliegen, und vor allem ein Zwillingengefäß (Tf. 58h), dessen Ursprung in dieselbe Richtung weist. Die Gefäßformen des jüngeren W. T. gehen direkt über in die des Bernburger (s. d.) Typus, der als die jüngere Fortsetzung des W. T. gelten kann, während in dem weiter ö. verbreiteten Molkenberger Typus eine Parallel-Entwicklung zu erkennen ist. Deutlich treten auch Zusammenhänge mit dem Lausitzer Typus hervor (s. a. Lausitzische Kultur A § 16).

§ 3. Die Ornamentik des älteren W. T. ist in Tiefstich ausgeführt und entspricht der der nordwestd. Megalithkeramik. Sie beschränkt sich auf Hals und Schulter der Gefäße und besteht aus geraden Horizontalen, Winkelbändern und eigentümlichen kammartigen Zeichen. Nur in der Henkelornamentik und als Hängeschmuck kommen



a



b



c



d



e



f



g



h



i



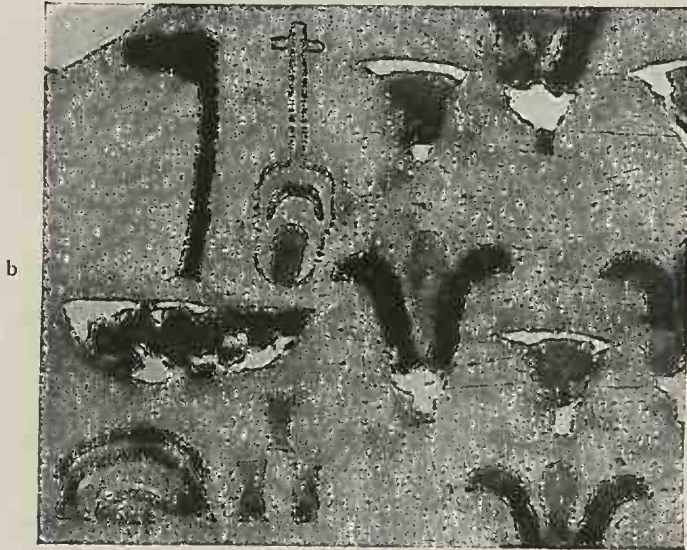
k



l

Walternienburger Typus

a—c. Typen der älteren Stufe: Walternienburg, Kr. Jerichow I. — f—l. Typen der jüngeren Stufe: f. Kalbe a. S., Kr. Kalbe; g, h, k. Walternienburg, Kr. Jerichow I; i. Heiligenthal, Kr. Mansfeld; l. Schortewitz, Kr. Köthen. — Nach Sächs. Jahresschr. 13 (1925) Tf. 52, 53.



Wappen B. Ägypten

a. Sinnbild der Einigung Ägyptens; die Wapppflanzen von Ober- und Unter-Ägypten sind an die Hieroglyphe „Vereinigung“ gebunden. Hochrelief am Königsthron. — Nach H. Schäfer.

Weberei B. Ägypten

b. Ausschnitt aus dem gewebten Gewande Amencphis II. Links der Anfang des Königsnamens, rechts Lilien und Papyrus (blau und rot) in ornamentalen Streifen. Kairo. Aus Theben. — c. Frauen beim Spinnen und Weben; dabei ein fetter Aufseher. MR. — Nach Erman-Ranke.

senkrechte Motive vor. In dem jüngeren W. T. verflacht sich diese — ursprünglich jedenfalls inkrustierte — Tiefstich-Ornamentik immer mehr und geht in einen flacheren Furchenstich über, so daß auch in der Technik des Ornaments der Übergang zum Bernburger Typus fühlbar ist. Breite horizontale Zickzackbänder spielen jetzt die Hauptrolle, daneben treten Reihen stehender und hängender Dreiecke, in Zonen gruppierte Bündel gegenständiger Schräglinien und ähnliches auf.

§ 4. Der W. T. begegnet meist in großen Flachgräberfeldern, seltener isoliert in Steinkistengräbern (vgl. z. B. Bruchberg [s. d.] bei Drosa). Daraus kann man für diese Zeit auf geschlossene Ortschaften schließen.

§ 5. Für die Verbreitung des W. T. sei auf die von Åberg veröffentlichte Liste verwiesen (a. a. O. Karte 10). Die ältere Walternienburger Keramik ist danach offenbar im n. Harzvorland und in Anhalt entstanden. Hier bleibt auch in der Zeit des jüngeren W. T. das Kernland dieser Kultur, die nur nach N und O unter teilweiser Beeinflussung des Molkenberger Typus, besonders über das Havelland und Brandenburg, bis nach Pommern hinein (Stargard) sich ausbreitet.

§ 6. Das Begleit-Inventar des W. T. entspricht immer dem des Walternienburger Gräberfeldes. S. a. Elbmegalithkeramik.

8. Ber. röm.-germ. Kom. 1913/14 S. 45f. K. Schumacher; N. Åberg *Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit* 1918 S. 156ff. Karte 10; [E. Sprockhoff *Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg* Vorgeschichtliche Forschungen 1, 4 (1926) S. 29ff.; N. Niklasson *Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur I* Sächs. Jahresschr. 13 (1925)]. † W. Bremer

Waltersdorf s. Nosswitzer Typus § 3.

Walzenbeil (vgl. Band IX Tf. 23 e—i).

§ 1. W. (schwed. *trindyxa*, dän. *butnakked øx*, norw. *butnakket øx*) ist der zusammenfassende Name für eine Gruppe von Äxten aus Grünstein oder anderen harten Bergsteinarten von mehr oder minder rundem oder ovalem Querschnitt und stoßtechnischer Herstellung. In verschiedenen Varianten scheinen sie über die ganze Welt verbreitet zu sein. In Europa sind sie allg. im W und S, selten in der mittleren Zone und am häufigsten

im N. Als ihr Hauptverbreitungsgebiet können die Grünsteingegenden der skand. Halbinsel bezeichnet werden. Seltener sind sie im Feuersteingebiet, auch in Dänemark. In Deutschland hat man sie vornehmlich in den nö. Provinzen und in der Mark Brandenburg (E. Sprockhoff *Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg* Vorgeschichtliche Forschungen 1, 4 [1926] S. 145 ff.) angetroffen.

§ 2. Aus der Verbreitung des W. geht hervor, daß man für dasselbe schwerlich ein engeres Entstehungsgebiet oder einen bestimmten Zeitraum seines Gebrauches annehmen kann. Offenbar ist es in verschiedenen Kulturkreisen, da wo die Beschaffenheit des Materiales zur Klopftechnik zwang, selbständig entstanden. In Skandinavien kann man sehr deutlich die gradweise Entwicklung aus der Lihult-Nöstvet-Axt und deren Variante, der Limhamn-Axt (s. Band IX Tf. 16, 17 a—e), verfolgen. Diese Entwicklung ist ein Ausdruck dafür, wie die von der Feuersteinbearbeitung ererbte Schlagtechnik in die für das Eruptivgestein praktischere Klopftechnik verändert wird.

§ 3. Durch Beobachtungen im Gebiete von Oslo ist festgestellt worden, daß das erste Auftreten des W. etwa um das Maximum der Tapes-Senkung und an den Anfang der skandin. j. StZ gesetzt werden kann, so daß Montelius' Per. I, die Zeit der spitznackigen Äxte, auch „Walzenbeilzeit“ genannt wird. Die uppländischen Wohnplätze zeigen jedoch, daß der Typus unter gewissen Umständen bis in die Ganggräberzeit fortduert. Auf Gotland (s. d. A) hat man andererseits beobachtet, daß der Limhamn-Typus (s. d.), die ostschwed. Variante der Lihult-Axt, in einer Höhe von etwa 85% der Litorina-Grenze von dem W. verdrängt wird, woraus folgt, daß das Auftreten der W. dort ebenfalls kaum früher angesetzt werden kann. Im w. Norwegen scheint das W. erst in der Ganggräberzeit den Nöstvet-Typus (s. d.) abzulösen. Gegen diese Herabsetzung des Alters der W., worauf die neuen Beobachtungen auf der skand. Halbinsel mit Entschiedenheit deuten, könnten dän. Funde sprechen, in denen W. mit Scheiben- und Kernäxten (s. d.) vergesellschaftet sind. Da aber diese Feuerstein-Typen mehrmals

§ 2. Wichtiger sind die Symbole, die dem König auf vorgesch. Paletten vor- oder nachgetragen werden, und in denen man W. der Gaue gesehen hat. Es sind teils die heiligen Tiere der in ihnen heimischen Götter, teils Gegenstände, die auch sonst in Verbindung mit bestimmten Gottheiten auftreten. Diese Standarten (s. d. B) erscheinen in Begleitung des Königs, wo er als triumphierender Sieger über seine Gegner erscheint (Schiefertafel des Königs Narmer; Band I Tf. 16), oder wo er die Kanalarbeit beginnt (Keulenknauf des Königs Skorpion). An solche W., d. h. Symbole auf Standarten, sind gelegentlich Gefangene gebunden; in einem anderen Falle endigen die Stangen in Hände, und diese fassen einen Strick, mit dem Gefangene gefesselt sind. Aus diesen Darstellungen geht hervor, daß die Standarten Vertreter der Gaue (s. d. B) sind, als deren Verkörperung sie auftreten. In den Tieren auf den Standarten haben wir also die uralten Totems zu sehen.

§ 3. Derartige Standarten mit bestimmten Abzeichen treten auch auf Tongefäßen der mittl. vorgesch. Zeit auf (gesammelt von Newberry in Liverpool Annals 5 S. 135 und Ancient Egypt I [1914] S. 5). Sie stehen auf Schiffen und tragen Tiere, wie Falke und Elefant, eine Berggruppe von drei Gipfeln, einen Fächer usw. (vgl. hier Tf. 32a). Die Zeichen der Harpune und die gekreuzten Pfeile der Göttin Neit weisen auf das w. Delta hin. Im ganzen haben diese Standarten einen ähnlichen Charakter wie die auf den königlichen Denkmälern und dürfen von jenen nicht getrennt werden, auch wenn z. T. andere Symbole bei ihnen auftreten. Man ist sich über ihre Deutung nicht einig geworden, doch liegt es am nächsten, auch in ihnen die Abzeichen von Gauen zu sehen.

§ 4. An den Seitenflächen von Königs-thronen tritt bei Statuen ein Motiv auf, das seit den ersten Dyn. bekannt ist: das Zeichen der Vereinigung, an das von beiden Seiten die sog. Wappenpflanzen der beiden Länder gebunden sind (Tf. 59a). Dieses Symbol bezeichnet die „Vereinigung der beiden Länder“, die zuerst von König Menes (Dyn. 1) vollzogen worden ist und zur Erinnerung daran in das Zeremoniell der Thronbesteigung für jeden König aufgenommen wurde. Die Dar-

stellung ist später bereichert worden durch Hinzufügung von menschlichen Gestalten, die die Landespflanzen zusammenbinden, und zwar sind die abgebildeten Männer Vertreter von Ober- und Unter-Ägypten. Als solche benutzte man entweder Nil- oder Gaugötter. Durch die Hinzufügung der an den Seiten stehenden Männer wurde der wappenartige Charakter der ganzen Darstellung wesentlich verstärkt und ein genaues Vorbild unserer Staatswappen, wenigstens der Form nach, geschaffen.

Roeder.

C. Palästina-Syrien s. Vase E.

D. Vorderasien.

§ 1. Arten der W. — § 2. W. im alten Sumer. — § 3. W. in Assyrien und Babylonien. — § 4. W. im hettit. Kleinasien.

§ 1. Soweit sich aus den Monumenten feststellen läßt, gibt es W. für Völker, so im alten Sumer, für Stadtstaaten, ebendort und in Assyrien, wappenartige Kennzeichen für Götter, die als Göttersymbole (s. d. E 1) bezeichnet werden, und vermutlich auch W. für einzelne Dynastien.

§ 2. Das älteste W. für ein Volk haben die Sumerer (s. d.) für ihre Nation erfunden. Es ist der Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der statt des Adlerkopfes einen Löwenkopf trägt, also ein ausgesprochenes Mischwesen ist (s. d. § 49a). Sein Name ist *Imdugudhu*, „der göttliche Sturmvogel“. Warum diese Verquickung von Adler und Löwe gerade das W. für die Sumerer geworden ist, entzieht sich vorläufig noch unsrer Kenntnis. Jedenfalls haben alle sumer. Stadtstaaten zwischen 3300 und 2600 v. C. den löwenköpfigen Adler als einigendes W. im Gebrauch. Der Unterschied zwischen den einzelnen Stadtstaaten, die vielfach einander feindlich gegenüberstanden, wird ausgedrückt durch verschiedenartige Tiere, über denen dieser *Imdugudhu* schwebt. Diese Tiere repräsentieren demnach die einzelnen Städte, sind also die eigentlichen Stadt-Wappen. Mit voller Sicherheit läßt sich jetzt das W. der Stadt Lagasch (s. d.) feststellen, das durch den Löwen dargestellt wird, der Symmetrie zuliebe im allg. zweimal wiedergegeben. Das älteste Beispiel für das W. von Lagasch bildet der Keulenkopf mit der Weihinschrift des *Lugal-šag-engur* von

Lagaš für *Mesilim*, König von Kiš (s. d.), der um 3300 v. C. anzusetzen ist (Band VII Tf. 169a; vgl. Heuzey *Catal. des Antiquités chald.* Nr. 4; E. Unger *Sumer. und Akkad. Kunst* Abb. 1, S. 29; VAB I 160 [Nr. 2]). Auf der abgeflachten Oberseite des Keulenkopfes schwebt der löwenköpfige Adler über den 6 an der Seitenfläche linkshin gehenden Löwen, die sich gegenseitig in lebhafter Bewegung festhalten und beißen. Die übliche Form des W., zwei nach außen gewendete Löwen und der löwenköpfige Adler über ihnen, begegnet in dem Kalksteinrelief des Ur-Nina in Konstantinopel (Nr. 420; s. Band VII Tf. 137b; Unger a. a. O. Abb. 7). In einem andern Bilde hält der Gott Ningirsu das W. in der Hand, wobei jedoch nur die Vorderteile der Tiere dargestellt sind, auf der Geierstele des Eannatum von Lagaš (Band VII Tf. 138a; Unger a. a. O. S. 30 Abb. 20; Heuzey *Catal.* Nr. 10; G. Contenau *L'art de l'Asie occidentale ancienne* 1928 Tf. 14). Eine andre Variation zeigt das Asphalt-Relief des Regierungs-Stellvertreters des Entemena von Lagaš, namens *Dudu*, wo die beiden Löwen emporblicken und in die Flügel des löwenköpfigen Adlers beißen (Heuzey a. a. O. Nr. 12; ders. *Une Villa royale* S. 80 Abb. 54; Monum. Piot 1 [1894] S. 7ff. ders.; *Découv. en Chaldée* S. 204ff. Tf. 5^{bis}, 2; G. Contenau *Manuel d'Archéol. or.* I [1927] Abb. 357 S. 487). Sehr lehrreich ist endlich die Silbervase des Entemena, die derselbe Dudu anfertigen ließ (Band I Tf. 5a, b; Heuzey *Catal.* Nr. 218; Unger *Sumer. u. Akkad. Kunst* Abb. 28 S. 32; VAB I 34 [h]). Auf dem Bauche der Vase sind 4 Stadt-Wappen ringsherum eingraviert, zweimal das W. von Lagasch und zwischen ihnen je ein verschiedenartiges Stadt-Wappen, einmal mit zwei Ziegenböcken, das andre Mal mit zwei Hirschen. Die Löwen von Lagasch beißen die ihnen benachbarten Tiere der fremden Stadt ins Maul und halten sie dadurch fest. Damit will der Künstler zum Ausdruck bringen, daß der König Entemena, bzw. Lagasch, die betreffenden Städte erobert hat, und daß sie nunmehr der Stadt Lagasch unterworfen sind. Das W. mit den Böcken stellt höchstwahrscheinlich das W. der Stadt Umma (s. d.)

dar, während das andre W. mit den Hirschen vermutlich die Stadt Uruk (s. d.) repräsentieren soll. In dem Orte Obeid (s. d.) hat nämlich Hall das gleiche W. in kupferner Rundplastik (Brit. Mus. Quarterly 1 Abb. 16; Illustrated London News vom 14. Mai 1927) gefunden, und der Tempel, von dem dieses Denkmal stammte, wird in einer ebenfalls in Obeid gefundenen Inschrift als „Speicher von Uruk“ bezeichnet, woraus man schließen muß, daß Obeid in die Interessensphäre von Uruk (s. d.) gehörte, trotzdem es näher an Ur (s. d.) liegt als an Uruk. Ein weiteres W. auf einem in Lagasch gefundenen Siegelabdruck aus der Zeit des Entemena, der bekanntlich ganz Mesopotamien (s. d. C.) im Besitz hatte, wird durch einen Vogel repräsentiert (Allotte de la Fuye *Documents présargoniques* 1908 Tf. 10; AO 17/18 Abb. 162). Die Stadtwappentiere sind hier zwei ruhende Schwimmvögel, Enten oder Gänse. Diese sind der Statue einer in Ur gefundenen Göttin als Symboltiere beigegeben (vgl. Antiquaries Journal 6 [1926] S. 374 Tf. 51 a—b C. L. Woolley; Museum Journal [University of Pennsylvania] 18 [1927] S. 230—231 [Abb.] L. Legrain). Die Vermutung, daß die Gans als W. der Stadt Susa (s. d.) zu gelten hat (s. Göttersymbol E 1 § 13), ist möglicherweise zutreffend. Obgleich dem Mondgotte Sin (s. d.) die Gewichtsstücke, die oft in Form einer liegenden Ente vorkommen, besonders geheiligt waren (s. Gewicht E § 9; Band IV Tf. 124, 125a; Band VII Tf. 169 c, h), ist nach dem Mosaik vom Königsgrab in Ur (Schmalseiten) das Wappen von Ur als Wisent-Stier mit löwenköpfigem Adler sicher bestimmt (Ill. Lond. News Nr. 4653 S. 117 b, v. 23. VI. 28!). — Die Darstellung dieser W. sumer. Städte beschränkt sich auf die Denkmäler der Sumerer, und das W. von Lagasch kommt zuletzt, soweit bekannt, noch einmal in lebendigerer Wiedergabe vor auf den Stelen des neusumerischen Königs Gudea (um 2600 v. C.; Cros *Nouvelles Fouilles de Tello* Tf. 8; Monument Piot 16, 1 S. 20 Heuzey; s. a. Standarte C).

§ 3. Auf einem Bronzeschwert des assyr. Königs Adadnirari I. (um 1310 v. C.) ist ein liegender Spießbock — nach der Deu-

tung von Max Hiltzheimer — eingraviert, der als ein königliches Wappentier, vielleicht als das W. der damaligen Dyn., anzusprechen ist (E. Unger *Assyr. und Babylon. Kunst* Abb. 28—29 S. 24; hier Band XI Tf. 146d). Das Bild sieht aus wie der Kopf einer Standarte (s. d. C). Ebenso habe ich (a. a. O. S. 24 Abb. 25; hier Band IV Tf. 163c) ein Gazellenpaar auf dem Siegel eines babylon. Königs als Wappentier einer Dyn. vermutet. Da jedoch der Königsname auf dem Siegel ausgemeißelt ist, so bleibt die Bestimmung des Königs ungewiß. Auf sicherem Boden steht man erst um 700 v. C. in Assyrien. Zu dieser Zeit ist der Löwe das W. der assyr. Könige bzw. des assyr. Staates, den jene Könige unter ihrem Zepter vereinigen. Da der Löwe sowohl bei Tiglatpileser III. und Salmanassar V. (746—722) vorkommt als auch bei den folgenden Fürsten, den sog. Sargoniden, so ist er nicht das W. einer Dyn., da es sich hier um zwei verschiedene Dyn. handelt, sondern das W. des assyr. Königums. Gewichte aus Bronze in Löwenform haben diese Gestalt, um die betreffenden Gewichtsstücke sogleich äußerlich als königliche Gewichte zu charakterisieren (E. Unger *Katalog der Babylon. und Assyr. Sammlung in Konstantinopel*. III. *Gewichte und gewichtsähnliche Stücke* 1918 S. XIVf.; dazu vgl. den Bronzelöwen des Sargon II. aus Dur-Sargon [s. d.] in Paris [*Pottier Catalogue des Antiquités assyr.* Nr. 143 Tf. 29]). Als besonderes Stück erwähne ich ein Entengewicht mit Löwenzeichnung aus Kalhu (s. d.; Layard *Monuments of Nineveh* I Tf. 95A, Nr. 17). Es gibt ferner Steinvasen von Sargon II. (722—705) mit Löwenzeichnung und der Beischrift, daß sie zum Palaste des Königs gehören (London Br. Mus. Nr. 91595; *Guide Babyl. Assyr. Antiqu.*³ 1922 S. 195f. = Band IV Tf. 139c; Vase aus Alabaster, nicht aus Glas!; Steinvasenfragment in London [Br. Mus. Nr. 104894]; *Guide* a. a. O. S. 195; Glasvase von Sargon II., ebenso gekennzeichnet [Band IV Tf. 139a, *Guide* a. a. O. S. 196 (Br. Mus. Nr. 90952)]; Layard a. a. O. Tf. 97 Nr. 9; ders. *Nineveh und Babylon* [deutsch] Tf. 16E; AO 15, 3—4 S. 148 Abb. 253). Zwei große Alabastervasen des Asarhaddon aus Assur in Kon-

stantinopel (Nr. 4620—4621) tragen die Löwenzeichnung in außerordentlich feiner Ausführung und eine Beischrift (*Musées des Antiquités de Stamboul, Guide Antiquités assyro-babylon.* Nassuhi 1926 S. 34 Tf. 11 [Nr. 4621]). Nr. 4620 ist außerordentlich wertvoll, weil aus der langen Inschrift des Königs hervorgeht, daß die Vase ein Beutestück aus dem Palaste des Königs Abdimilkut von Sidon ist, der 676 v. C. von Asarhaddon getötet wurde. Die Löwenzeichnung ist also hier ganz besonders deutlich eine Art Eigentumsmarke des assyr. Königs, eine Art Wappen.

§ 4. Auf den hettit. Felsreliefs von Jasilikaja bei Hatti (s. d.), dem heutigen Boghasköj, sowie am Palasttor von Öjük (s. d.) findet sich die Darstellung des Doppeladlers (s. Adler B) als Postament für zwei Göttinnen, bzw. des Gottkönigs; er ist aber hier nicht als W. aufzufassen, sondern als Göttersymbol (s. d. E 1 § 5b; Band III Tf. 48 [Mitte]; Band IX Tf. 185b). Die Deutung auf ein W. ist hier nicht zugänglich. S. a. Göttersymbol E 1, Standarte C.

Eckhard Unger

Wargentiner Berg (oder Langer Berg) nahe Basedow bei Malchin; Mecklenburg-Schwerin). Kiesige, langgestreckte Höhe mit Steilabfall in bewegtem Gelände, die zu einer bedeutenden Wehranlage gestaltet ist. Die „Wälle“ anscheinend ursprünglich Holzmauern mit Erdfüllung; drei Tore. Scherbenmaterial jüngster BZ oder ältester EZ. Wichtig als erster in Mecklenburg nachgewiesener vorwendischer (also germ.) Burgwall und als einer der sehr wenigen (s. Oswitz), der von den Wenden (s. Slaven A § 44) nicht in Benutzung genommen ist. Ausgegraben im J. 1923.

Ztschr. d. Heimatbundes Mecklenburg 18 (1923) S. 26 Beltz.

R. Beltz

Warka s. Uruk.

Wärmepfopf s. Gluttopf, Heizungsanlage.

Warna (Varna; Bulgarien). Rund 70 km nwnw. von der bekannten bulgar. Hafenstadt W. in der Nähe des Fleckens Aboba hat sich eine ganz eigenartige Steingruppe gefunden, die aller Wahrscheinlichkeit nach in vorgesch. Zeit zurückreicht: 36 unbehauene Steinblöcke, die in ganz gleichen

Abständen zu 6 Reihen geordnet eine quadratische Fläche einnehmen, und links neben den ersten 2 Reihen je ein weiterer Steinblock, schwerlich Rest einer weiteren Reihe. Vor der ersten Reihe in etwas größerem Abstand ein größerer Felsblock mit einer Stufe in der vorderen Hälfte und einer kleinen Mulde oben in der Mitte, offenbar ein Opferaltar mit Opfergrube in Throngestalt. An seiner linken Seitenfläche unten ein Loch. Der unverkennbare Altar beweist den sakralen Charakter der ganzen Anlage, die an eine Gruppe von Steinfetischen im achäischen Pharae erinnert (Pausanias VII 22, 4).

E. Kalinka *Antike Denkmäler in Bulgarien* 1905 S. 16, wo 2 weitere Opferanlagen beschrieben und abgebildet sind, die vielleicht erst aus jüngerer Zeit stammen.

E. Kalinka

Warschenko (Kr. Karthaus, Westpreußen, jetzt zu Polen). In der Nähe dieses im n. Westpreußen (Pommerellen) gelegenen Ortes befanden sich Hügelgräber der mittl. BZ, die einzigen, die in Westpreußen aus dieser Zeit bekannt geworden sind. Es waren Urnengräber, aus denen jedoch nur wenige keramische Reste gerettet wurden. Sie enthielten eine Anzahl Bronzen: eine Absatzaxt, zwei ostdeutsche (s. d.) Ösenadeln, zwei Armringe, zwei Tutuli und zwei Spiralarmschalen (Museum Danzig).

Lissauer *Bronzezeit* S. 9; W. La Baume *Vorgeschichte von Westpreußen* 1920 S. 25f.

W. La Baume

Waschung s. Reinheit.

Wasserburg (Buchau) s. Festung A § 18 ff. und vgl. H. Reinert *Die Wasserburg Buchau* 1928.

Wassernuß. Die W. (*Trapa natans* L.) hat dadurch das Interesse weiter Kreise erregt, daß die Pflanze, die jetzt in Deutschland und in der Schweiz eine große Seltenheit ist, in der vorgesch. Zeit, und zwar nach der Eiszeit, also in einer wärmeren Zeit, weit gegen N, bis nach Finnland hin, lebte, und wahrscheinlich, wie neuere Beobachtungen in Schweden zeigen, von Menschen künstlich verbreitet wurde, als eine der ältesten nord. Kulturpflanzen. Ihre ziemlich großen, meist mit drei großen Stacheln versehenen Früchte, die bei einer in Italien gezogenen Kulturform sehr umfangreich geworden sind,

machen sie leicht kenntlich. Die Früchte dienen dort, wo sie vorkommen, noch heute als Kindernahrung.

† Ed. Hahn

Wasserprobe s. Gottesurteil.

Wasserversorgung, Wasserwirtschaft s. Bewässerung.

Waššugganni. Im 15. und 14. Jh. war W. die Hauptstadt des Reiches von Mitanni (s. d.), das zeitweise auch Assyrien beherrschte. Sie wird in hettit. Urkunden als Hauptstadt von Mitanni genannt und von Adadnirari I. um 1300 v. C. unter dem Namen *Uššukani* wohl endgültig erobert (AOBI [1926] XX Nr. 1 Z. 11 S. 60 Anm. 3 Weidner). Ihre Lage will D. Opitz (ZfAssyr. 37 [1927] S. 299f.) bei Resaina, am Nordufer des Habur (s. d.), „an der Haburquelle“ in dem Orte (?) *Sikani* (?) sehen, den Adadnirari II. (um 900) auf seinem Zuge nach Gusana (s. d.) besucht. Opitz vermutet, daß *Sikani* eine abgeschliffene Bezeichnung von *Uššukani* (= W.) sei, und daß Gusana-Tell Halaf, am Südufer des Habur, dem antiken W. von Mitanni gleichzusetzen sei. Wenn tatsächlich *Sikani* = W. ist, was wohl möglich wäre, dann hätte aber das alte W. nicht in Gusana selbst gelegen, sondern gegenüber, und die Siedlung ist nach der Zerstörung von W. durch Adadnirari I. auf das andere Flußufer, vom Norden nach dem Süden, hinübergewechselt, nach Gusana, wo die neu einrückenden Aramäer (s. d.) von Bahiäni im 11. Jh. ihre Hauptstadt gründeten. Die Inschriftstelle, wo *Sikani* vorkommen soll, ist aber radiert und unklar erhalten, wie ich mich am Original in Berlin überzeugt habe, so daß nach der Auffassung von D. Luckenbill (*Ancient Records of Assyria* I § 373) statt *Sikani* (?) vielmehr „caverns“ (?) „Höhlen“ dort gestanden hätte, also nicht einmal ein Eigenname. Die Entscheidung über die wahre Lage von W. läßt sich also vorläufig noch nicht mit Sicherheit fällen.

Eckhard Unger

Waterford s. Kupferbergbau § 2.

Watsch (bei Littai, Krain). § 1. Einer der wichtigsten FO des Ostalpengebietes, der aus zahlreichen, in zerstreuten Gruppen in fruchtbarer Landschaft am Abhang eines dolomitischen Bergkammes sich hinziehenden Hügelgräbern ein überreiches hallstatt-

zeitl. Material geliefert hat, so daß ihn Orsi geradezu als zweiten Mittelpunkt der sö. Altertümergruppe neben Este (s. d.) betrachtet.

§ 2. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der aufgedeckten Gräber sind Brandgräber (200), denen nur 10 Skelettgräber gegenüberstehen. Die vorherrschenden Gefäßformen in den ersten bilden grobgeformte, schwarze, tonnenförmige Urnen vom Typus der Villanova-Urne, aber ohne deren Verzierung. Daneben erscheinen Schalen, Näpfe u. dgl. Unter den Verzierungen sind besonders häufig divergierende, in Tupfen endende Linien, die z. T. noch an neol. Motive erinnern. Nicht selten sind ansalunata-artige Schalenhenkelchen. Neben diesen gröberen, zweifellos einheimischen Gefäßen erscheinen hin und wieder auch feintonige, hellrote Tonstulen, zierliche, rot und schwarz bemalte Fußgefäße, große, bauchige, rote, zwischen Reliefumlaufstäben schwarz gebänderte Urnen u. dgl. m., die wahrscheinlich aus Este (s. d.) oder Santa Lucia (s. d.) importiert sind. Waffen sind in den älteren Gräbern ziemlich selten, ebenso feinere Schmucksachen (Armringe, Hängeschmuck usw.). Sehr häufig sind dagegen Fibeln, unter denen namentlich die Knoten- und Zweischleifenfibeln (Band III Tf. 104b), in jüngerer Zeit auch noch Kahn- und Schlangenfibeln und die freilich nur vereinzelt vorkommenden Brillenfibeln hervorgehoben seien (vgl. hierzu ZfEthn. 1913 S. 790, 815—817, 879 Beltz).

§ 3. Im Gegensatz zu den durchweg waffenarmen Brandgräbern zeichnen sich die Skelettgräber gerade durch die Beigabe von Schutz- und Trutzwaffen aus. Doch ist auch sonst die Grabausstattung eine reichere und gediegenere. Unter den keramischen Typen treten besonders schwarz oder rot bemalte Vasen mit hohlem Fuß hervor, daneben auch Bronzegefäße. Herrschende Fibelformen sind jüngere Schlangenfibeln, Bogenfibeln mit warzenbesetztem Glasbügel und langem Nadelhalter sowie namentlich auch Certosa-Fibeln. Bemerkenswert sind endlich noch die feingearbeiteten Bronzeschmucksachen, Glasperlen u. dgl. m.

§ 4. Unter den Ausrüstungsgegenständen in den Skelettgräbern sind neben den langen eisernen Lanzen spitzen und schlanken Tüllen-

äxten zunächst die einwärts gebogenen Haumesser kennzeichnend, die sich in ganz ähnlicher Form bis nach Bulgarien hin ausbreiten. Vom Scheidenbeschlag eines solchen Haumessers stammt ein interessantes Bronzefragment, das mit einer steinbockartigen Tiergestalt in Tremolierstich verziert ist. Eine andere, sehr bemerkenswerte Erscheinung in den Skelettgräbern bilden ferner die durch rundumlaufende Krämpfen charakterisierten und sich dadurch wie durch das Fehlen eines Wangen- und Nasenschutzes scharf von den griechischen Helmen Albaniens und des Glasinac (s. d.) unterscheidenden Helmhüte, die auf der verschieden gestalteten Kappe meist noch Vorrichtungen zum Aufstecken des Helmbusches tragen (Band V Tf. 89b).

§ 5. Gleichfalls einem Skelettgrabe entstammt das oft behandelte Gürtelblech, das entgegen den sonstigen Arbeiten dieser Gruppe eine Kampfszene bietet: Die Mitte nehmen zwei einander entgegenreitende Krieger ein, von denen der eine, barhäuptige, zum Lanzenwurf ausholt, während der andere, mit dem typischen Krämpfenschild (s. o.) bedeckte, die Streitaxt (Tüllenaxt) schwingt. Über den Köpfen der beiden Pferde je ein geschleuderter Wurfspeer. Hinter jedem der Reiter steht ein mit raupengeschmücktem Krämpfenschild, verziertem Oval- bzw. Rundschild und Lanzen ausgerüsteter Krieger zu Fuß. Ganz rechts endlich erblickt man einen der Kampfszene abgewendeten Mann in friedlicher Bürgertracht, der wohl nur als Füllfigur dient (Band III Tf. 121g).

§ 6. Endlich entstammt wohl auch noch einem Skelettgrabe die berühmte Situla, die zwar in künstlerischer Hinsicht weit hinter dem Certosa-Gefäß zurückbleibt, sich aber außer durch ihren guten Erhaltungszustand durch die geschickte und klare Anordnung der Figurengruppen und die liebevolle Behandlung der Einzelheiten auszeichnet (Band VII Tf. 83c, d). Die untere Zone bildet ein auch sonst häufig vorkommender Tierfries, bestehend aus einem Raubtier mit einem Tierschenkel im Maule und sieben gehörnten und ungehörnten Pflanzenfressern, auf deren Rücken zweimal — wie auch sonst öfter — ein Vogel sitzt. Die mittlere Zone zeigt auf der einen Seite

(wie auf der Situla von Matrei [Hoernes *Urgeschichte*² Tf. 25, 5 und 6] und der von Kuffarn [Band VII Tf. 88a, b]) ein Faustkämpferpaar (s. Faustkampfspiel) mit dem Zubehör des Preishelmes und je zwei Zuschauern rechts und links, außerdem als Füllfigur hinter dem r. Zuschauerpaar eine Widderfigur mit Vogel auf dem Rücken; auf der anderen Seite einen Festschmaus, bei dem ein Syrinx-Bläser die Tafelmusik macht und Männer und Frauen die Gäste bedienen. In der obersten Zone endlich ist ein langer, nach l. sich bewegender, offenbar kultischer Festzug dargestellt, bestehend aus zwei von Männern geführten Pferden, zwei Reitern und zwei Wagen, hinter denen wieder ein einzelner Reiter folgt. Von den Wagen ist der eine anscheinend ein Streitwagen, der andere ein geräumiger, zweirädriger Kastenwagen, dessen länglicher Kasten, der etrusk. Tektonik entsprechend (wie bei dem Moritzing Fragment; Much *Atlas* Tf. 58, 5), vorn und hinten in Vogelköpfe endet.

§ 7. Über die Genesis der viel besprochenen Situla von W., deren bekannteste ital. Gegenstücke die Situla Benvenuti in Este (s. d.), die Situla Arnoaldi und die der Certosa (Bologna; s. d.) bilden (weitere Beispiele bei Déchelette *Manuel* II 3 S. 768), sind sehr verschiedene Meinungen geäußert worden. von Hochstetter faßte sie und die nächstverwandten Arbeiten lediglich als Ergebnisse einer autochthonen Kunst auf, die sich in den Alpenländern völlig unabhängig von griech. und ital. Einflüssen entwickelt habe, eine Ansicht, der aber schon Benndorf mit guten Gründen entgegengetreten ist, der seinerseits eine Abhängigkeit der Situla-Zeichnungen von der alt-ionischen Kunst für wahrscheinlich hielt. Als ein Kunstwerk „etrusk. Metallarbeit“ betrachtet Deschmann die Situla, doch besaßen die Etrusker, wie Brizio demgegenüber einwendet, zur Certosazeit bereits ganz andere Techniken und einen anderen Stil. Brizio selbst schreibt daher diese Situla-Kunst den Umbriern zu, die sie unter griech., durch importierte Vasen und Relief-Stelen vermittelten Einflüssen in Este und Bologna herausgebildet hätten. Brunn indes bestreitet eine solche griech. Beeinflussung der „umbrischen Kunst“ und erblickt in ihr vielmehr einen aus einer uralten Stammesgemeinschaft der arischen

Völker hervorgesprossenen Nebenzweig, der am Rande des klassischen Kulturkreises nur nicht mehr die Kraft zur Entwicklung vom archaischen zum klassischen Stil besessen habe. Am meisten hat wohl die schon von Orsi, wenn auch nur vermutungsweise, ausgesprochene und dann namentlich von M. Hoernes vertretene Annahme für sich, daß wir es bei der Situla von W. wie überhaupt der ganzen venetischen Toreutik und ihren ostalpinen Ausstrahlungen mit einer illyrischen Kunststüftung zu tun haben, die zwar aus der etrusk. Kunst hervorgegangen, im übrigen aber ihre eigenen Wege gewandelt ist. Die Situla von W. ist also weder etrusk., noch ital.-umbrischen, sondern illyrischen Ursprungs. Entgegen der von Kuffarn und den Fragmenten von Moritzing, die frühestens dem 5. Jh. angehören, ist sie, ebenso wie der Gürtel, noch dem 6. Jh. zuzuweisen.

Much *Atlas* Tf. 51—55, 62—63; Denkschr. Wien. Ak. (mathem.-naturw. Kl.) 47 (1883) von Hochstetter; Atti e Mem. della R. Deput. per la Romagna III. Ser. Bd. I (1883) Orsi; MAGW 14 (1884) Sitzungsber. S. 43 f. Benndorf; Verhdlg. d. 42. Philologenversammlung. S. 300 ff. Hoernes; Abh. Bayer. Ak. 18 S. 145—203 Brunn; Mitt. Zentr.-Kom. 1883 Deschmann; Hoernes *Urgesch.*² S. 549—554, 556 f. u. ö.

G. Wilke

Watscher Fibel s. Fibel A § 19.

Wauwil (Kanton Luzern, Schweiz). Der Wauwiler See, der jetzt fast ganz trocken gelegt ist, lag unweit von Sursee in einem weiten Tale. In ihm ist im J. 1859 ein Pfahlbau entdeckt und von Suter eingehend untersucht. Er ist kein eigentlicher Pfahlbau, sondern ein Fachwerkbau, dessen Unterbau aus mehreren Lagen kreuz und quer aufeinandergeschichteter Holzstämmen besteht, die auf den Boden gesetzt und mit diesem verbunden sind. Die Stämme bestehen aus Eichen-, Erlen- und Tannenholz. Teilweise hat sich das Niveau der alten Plattform erhalten und auch Reste vom Aufbau der viereckigen Hauswände. Die Station gehört der reinen StZ an und ist noch in das 4. Jht. zu setzen. Die Zugehörigkeit einer dort gefundenen kleinen, bläulichen Glasperle muß demnach bezweifelt werden. Die rechteckigen Plätze der einzelnen Gehöfte, die aus mehreren Hütten bestehen, waren deutlich zu unterscheiden. Um die aufgebauten Herde

find sich reichliches Roh- und Abfallmaterial, das auf lokale Bearbeitung der Steingeräte hinweist. Für das Inventar ist noch auf die relative Häufigkeit der Knochen- und Hirschhorn-Instrumente hinzuweisen (Harpune mit beiderseitigen Widerhaken).

Der Wauwiler Pfahlbau wird auch bisweilen nach dem Dorfe Egolzwil, auf dessen Gebiet einige der Fundplätze zutage kamen, genannt. So benennt Ischer seine II. Per. nach diesem FO Stufe von Egolzwil (Egolzwyl). S. a. Schweiz B § 2 und Band XI Tf. 123a.

Ähnliche Packwerkbauten sind von Niederwil (s. d. und Band V Tf. 34b) am Egelsee bei Frauenfeld, Kanton Thurgau, bekannt.

3. *Pfahlbautenbericht* Mitt. Zürich 13 (1858ff.) S. 73ff. Tf. 1 und 2; 6. *Pfahlbautenbericht* ebd. 15 (1863ff.) S. 260ff. F. Keller und R. Suter; Jahresber. Schweiz. Urgesch. 1 (1909) S. 28f.; ebd. 2 (1910) S. 26f.; ebd. 3 (1911) S. 38f.; ebd. 4 (1912) S. 52f. J. Heierli; Niederwil: 5. *Pfahlbautenbericht* Mitt. Zürich 14 (1861f.) S. 153ff. F. Keller; [H. Reinert Die jüngere Steinzeit der Schweiz 1926].

† W. Bremer

Webegewicht s. Textiltechnik A § 10, Weberei.

Webekette s. Textiltechnik A § 8—14, Weberei.

Weberei. A. Europa s. Textiltechnik A § 8—14.

B. Ägypten (Tf. 59b, c). Leinengewebesind aus den Gräbern der Könige der 1. Dyn. bei Abydos (s. d.) bekannt geworden (auch Berlin, Ägypt. Museum Nr. 14900, verkohlt aus dem Grabe des Menes); sie setzen die Kultur von Flachs (s. d. B), das Herstellen von Fäden durch Spinnen und das Weben des Stoffes auf einem Webstuhl (s. d. B) voraus. Das äg. Wort *mr. t* „Weberei“ wird mit einer Hieroglyphe geschrieben, die ein Webegerät (Rietblatt mit Kettenfäden) darstellt (ÄZ 45 [1908—1909] S. 88 Spiegelberg). Die Darstellungen der mit Leinen bekleideten Männer und Frauen zeigen deutlich, daß die Äg. sowohl feste, vielleicht sogar steife Gewebe aus undurchsichtigem Stoff herstellten wie jene feinen, durchsichtigen Gewebe von großer Zartheit, die von den Griechen βύσσος; (s. a. Griechen B § 25) genannt wurden. Durchgehend aber sind die äg. Kleiderstoffe einfarbig, sowohl nach den Darstellungen wie nach den erhaltenen

Proben als Gewänder und Binden. Häufig erhält der weiße Stoff am Rande eine farbige Leiste, gelegentlich durch ein kleines Muster verziert, wie es sich ohne weiteres aus der Webe-Technik ergibt. Am Rande des Gewebes bringt man gern Fransen an, und zwar sowohl in der Ketten- wie Schußrichtung, indem man die frei heraushängenden Fäden miteinander verknötet. Die Kunstweberei, d. h. das Einweben von Mustern, Ornamenten, Hieroglyphen und Symbolen, gelegentlich auch figürlichen Darstellungen, ist im NR bekannt gewesen und hat kunstgewerbliche Erzeugnisse wirkungsvoller Art hervorgebracht, z. B. an dem Gewande des Königs Amenophis II. (Tf. 59 b; Carter und Newberry *Tomb of Thutmosis IV.* 1904). Das Bemalen von Stoffen aus freier Hand oder Bedrucken mit einem Ornamentmodell ist erst aus späterer Zeit belegt. Die an Königsstatuen gegebenen Gürtel mit Zickzackmustern und Bandstreifen auf verschiedenen Darstellungen sind nur als W. verständlich, und zwar ist für sie die Herstellung durch Brettchenweberei (s. d. B) nachgewiesen.

Aug. Braulik *Altägyptische Gewebe* 1900; Neuburger *Technik des Altertums* 1919 S. 175; Blümner *Technologie* 1912 S. 135; Capart *Leçons sur l'art égyptien* 1920 S. 463; Erman-Ranke *Äg.* S. 535; Wiedemann *Äg.* S. 325; H. Ling Roth *Ancient Egyptian and Greek Looms* 1913; *Ancient Egypt* 1921 S. 97 und ebd. 1922 S. 71 Roth und Crowfoot. Roeder

C. Palästina-Syrien.

§ 1—3. Arch. Funde (§ 1. Spinnwirtel. — § 2. Webgewichte. — § 3. Stoffreste). — § 4. Geschichtliche Nachrichten.

§ 1. Leider bieten uns die arch. Funde in Pal.-Syrien ein sehr mangelhaftes Bild von der Art und Weise, in der hier Stoffe hergestellt worden sind. Aus den unzähligen Spinnwirteln und Webgewichten, die an allen Ausgrabungsstätten, meistens in Gruppen vereint, zum Vorschein gekommen sind, kann man aber schließen, daß überall die Bewohner sich das Garn und den Stoff selbst anfertigten. Als Spinnwirtel sind wohl in ältester Zeit, wie es hier und da noch heute geschieht, einfache Steine an die Spindel gehängt worden. Später (während der ganzen BZ und EZ) hat man Steine (meistens den weichen Kalkstein) oder die flachen Böden und sonstige Scherben zerbrochener

Tongefäße rund zugeschlagen und in der Mitte durchbohrt. Etwa von der mittleren BZ ab sind dann solche Wirtel eigens hergestellt worden. Sie haben die Form von flachen, in der Mitte durchbohrten Scheiben oder flachen Halbkugeln und bestehen aus Diorit, Schiefer, Kalkstein, seltener aus Alabaster oder Knochen, in der EZ auch aus Ton (Macalister *Gezer* I 95, 105, 120, 136, 335, 359; II 70ff.; III Tf. 32, 27; 42, 11. 16; 89, 11; 107, 6; 132, 1ff.; Bliss-Macalister *Excavations* S. 105 Abb. 41; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 71; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 154f.). In Gezer (s. d.) wurden in allen Schichten auch Spinnwirtel gefunden, für die man den abgesägten runden Kopf eines menschlichen Schenkels, in einem Falle eine menschliche Kniescheibe benutzt hatte (Macalister *Gezer* II 73). Die Geräte sind teilweise recht plump und nur ausnahmsweise mit leicht eingeritzten konzentrischen Kreisen oder tiefer eingegrabenen Zickzacklinien verziert, fallen also gegenüber den reich ornamentierten Wirteln aus dem ägäischen Gebiete (R. Dussaud *Les civilisations préhelléniques*² 1914 S. 270ff.) sehr ab.

§ 2. Ebenso häufig sind die Webgewichte, die dazu dienten, die einzelnen Fäden der Kette lang ausgespannt zu halten. Aus ihrem Auftreten muß wohl der Schluß gezogen werden, daß meistens an einem stehenden Webstuhl und zwar von oben nach unten gewebt wurde. Diese Gewichte sind in der frühen BZ noch ziemlich roh in Form von durchbohrten Kugeln, Kegeln oder abgestumpften Pyramiden hergestellt. In der späteren BZ und EZ werden sie kleiner und gefälliger in ihrer Gestalt (zuletzt auch glockenförmig). Sie bestehen aus dem leicht zu bearbeitenden Kalkstein oder aus Ton. In letzterem Falle sind sie oft mit Skarabäen-Abdrücken versehen. Sie wurden also gewerbsmäßig von Töpfern angefertigt, die mit dem Skarabäus (s. Siegel B § 7) ihre Fabrikmarke darauf anbrachten (Bliss *Tell el-Hesi* S. 113 [nur späte Schichten]; Bliss-Macalister *Excavations* S. 148, Tf. 78; Macalister *Gezer* I 80f., 105, 109; II 73ff., 329, 379, Abb. 268; III Tf. 18, 7; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 66, 71, 108, Tf. 15B; Reisner-Fisher-Lyon *Harvard Excavations at Samaria* 1924 S. 343). In Gezer (s. d.) wurden solche Gewichte oft in

größerer Zahl bei Getreidehaufen gefunden (Macalister *Gezer* II 75).

§ 3. Von den Webstühlen hat sich nichts erhalten, von Stoffen nur ganz unbedeutende Bruchstücke. In der 4. Schicht von Megiddo (s. d.) lagen kleine Reste feingewebten Tuches, das zu schwarzen Klumpen verkohlt war, bei rechteckigen Holzstücken (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 90). In Gezer (s. d.) wurde ein kleiner Leinenbeutel, der grüne Farbe enthielt, gefunden. Bei diesem Stoff lagen, auf den qcm berechnet, 14 Fäden in der Kette, 26 im Schuß. An einem Bronzespiegel aus einem sog. Philistergrabe haftete noch ein Rest der einstigen Stoffhülle, die 11 zu 19 Fäden hatte. Außerdem hatten sich Stoffe auf einem Krughenkel, an Siegeln und an einem Bronzehalbmond, der als Gewandschmuck gedient hatte, abgedrückt. Bei ihnen ergaben sich 7 zu 12, 8 zu 20, 16 zu 24 und 9 zu 11 Fäden (Macalister *Gezer* II 76 Abb. 269). Es sind also Stoffe von ganz verschiedener Fadendichte hergestellt worden.

§ 4. Auch die geschichtlichen Nachrichten über Spinnen und Weben sind spärlich. In den Amarna-Briefen werden mehrfach Spinnwirtel (akkad. *gāšû* oder *gāšātu*) aus Holz, Elfenbein, Stein, Silber und Gold erwähnt (Knudtzon 14 IV 9; 22 II 61; 25 II 62. 65ff.; 29, 182 vgl. OLZ 23 [1920] S. 154f. A. Ungnad). Der Pap. Anastasi III 3, 3 nennt Flachs aus *paḥil* (= Pella im Ostjordan-Lande), und der landwirtschaftliche Kalender aus Gezer spricht von einem Monat des Flachses (Macalister *Gezer* II 24ff.). Nach dem AT ist Flachs (hebr. *pištim*) auch sonst mehrfach in Palästina gebaut worden (Hos. 2, 7. 11; Exod. 9, 31). Die Stengel (*pištē hā-ēs*) wurden auf dem flachen Dache zum Trocknen ausgebreitet (Jos. 2, 6). Dann wurden sie gehechelt (Jes. 19, 9) und zu Garn (Richt. 15, 14; Sprüche 31, 13) und zu Leinen (Lev. 13, 48. 52; Deut. 22, 11) verarbeitet. Über Baumwolle s. d. B. Wolle lieferten vor allem das Kamel (s. d. B.) und das Schaf (s. d. C). Das Spinnen (aram. *šawā* Exod. 35, 25f.) war Arbeit der Frauen. Sie stellten am Spinnrocken (hebr. *kišôr* Sprüche 31, 19) mit der Spindel (hebr. *pelek* ebd.; 2. Sam. 3, 29) das Gespinst (hebr. *maṭwe* Exod. 35, 25) oder Garn (hebr. *šūn* vgl. ὀβόνη Sprüche 7, 16) her. Auch das Weben (hebr. *ārag*, *nāsak*)

war meist Sache der Frauen (1. Sam. 2, 19; 2. Kön. 23, 7; Sprüche 31, 22 ff.; Tobit 2, 11), gelegentlich aber auch der Männer (Exod. 28, 3 ff.). Man unterschied den einfachen Weber (hebr. 'ōrēg Exod. 28, 32) von dem Buntwirker (rōqēm Exod. 26, 36; 27, 16 u. ö.), der auch farbige Fäden einschlug, und dem Erfinder künstlicher Muster (hebr. ḥošēb Exod. 26, 1; 28, 6 u. ö.). Vom Webstuhl (wagerecht Richt. 16, 13 ff.) werden genannt: der Weberbaum (m'nōr 'ōrēgīm 1. Sam. 17, 17), der Faden (dallā Jes. 38, 12), der Aufzug oder die Kette (š'ī Lev. 13, 48 ff. oder māš-šeket Richt. 16, 13), der Schuß ('ereb Lev. 13, 48 ff.) und das Weberschiffchen ('ereg nur Hiob 7, 6). Wolle und Leinwand durften nach dem späteren Gesetze (Lev. 19, 19; Deut. 22, 11) nicht zusammengewebt werden, womit offenbar ein alter Zauberbrauch (Verbindung tierischer und pflanzlicher Stoffe) verboten wurde (Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 20 [1900] S. 36f. I. Goldziher). Der fertige Wollenstoff kam zu dem Walker (hebr. kōbēs 2. Kön. 18, 17; Jes. 7, 3; 36, 2 oder m'kabbēs Mal. 3, 2), der ihn mit Laugensalz (borit und neter Jerem. 2, 22) behandelte. S. auch Kleidung D.

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 183, 389, 635, 711; I. Benzinger *Hebräische Archäologie* 1907 S. 151f.; H. F. Lutz *Textiles and Costumes among the Peoples of the Ancient Near East* 1923; E. Flemming *Textile Künste* 1923; A. S. Herschberg *Israelitisches Kulturleben in der Zeit der Mischna und des Talmud* (hebr.) 1924.

Peter Thomsen

D. Vorderasien.

§ 1. Ob in altsumer. Zeit (um 3300 v. C.) die W. bereits erfunden war, ist nach den Denkmälern noch nicht sicher zu belegen. Die goldene Sturmhaube aus dem Grabe des Königs *Meškalamdug* von Ur (Tf. 14^B) zeigt am unteren Rande eine Reihe von Löchern für die Befestigung von innerem Futter, und es sollen sich Reste davon gefunden haben, worüber jedoch nichts Näheres publiziert ist. Die Schriftzeichen *UŠ-BAR* für „weben“, sem. *išparu*, ergeben keinen Anhaltspunkt, da sie in übertragenem Sinne gebraucht sind, „Mann“ + „Wagebalken“, ähnlich wie der Ausdruck für „Joch“ (s. Wagen C § 2). Daher möchte ich annehmen, daß die Sumerer die W. erst nach Erfindung der Schrift kennengelernt haben, d. h. nach

3500 v. C. Für Leinwand besitzen die Sumerer ein Schriftzeichen *GADA*, sem. *kitū(kit)*, dessen Entstehung aber auch unklar ist (Thureau-Dangin *Recherches sur l'écriture cunéiforme* Nr. 178). Dagegen ist die Spindel in einem Zeichen deutlich vorhanden, *BAL*, sem. *pilakku* (Delitzsch *HWB* S. 527b; Thureau-Dangin a. a. O. Nr. 17; E. Unger *Babylonisches Schrifttum* 1921 S. 12, Liste Nr. 1; s. Keilschrift § 10 C). Das Zeichen besteht aus einem senkrechten Stab mit einem oberen Triangel und dem „Stehzapfen“ zum Feststellen auf dem Boden und zum Drehen, wie beim Zeichen „Tür“ (Unger a. a. O. Liste Nr. 13; hier Band VI Tf. 80 Nr. 23). — Von dem Worte *išparu* = „Weber“ ist das Wort *ušparu* = „Keule“ bzw. „Keulenträger“ zu unterscheiden; beide werden aber mit demselben Ideogramm geschrieben (PKOM 7 [1925] S. 17 E. Unger). Andere Worte für „Weben“ sind *mahāšu* und *šatū*.

Ein Stück erhaltener babyl. Leinwand hat Lutz a. a. O. S. 62 Abb. 35 bekannt gemacht. Dort (S. 63 Abb. 36) ist auch ein spätbabyl. Relief mit einer sitzenden Spinnerin 'abgebildet (vgl. a. Meissner *Babylonien u. Assyrien* I [1920] Tf. = Abb. 121).

§ 2. Webstühle haben sich bisher nicht gefunden, sondern nur Gewichte, namentlich von pyramidalen und eiförmiger Gestalt, die man als Webstuhlgewichte anspricht (vgl. E. Unger *Gewichte und gewichtsähnliche Stücke* Katalog der Babylon. u. Assyr. Sammlung Konstantinopel 1918 S. 30 ff., 34 f.; Lutz a. a. O. S. 69 Abb. 39).

Die babyl. Webstoffe waren noch im klassischen Altertum sehr berühmt und gesucht (vgl. darüber Lutz a. a. O. S. 66).

Die älteste Statue mit sicher gewebtem Gewande, mit zierlichen Quasten besetzt, ist die Statue des *Manišusu* von Akkad (um 2800 v. C., E. Unger *Sumer. u. Akkad. Kunst* Abb. 35), also aus der Zeit der ersten sem. Oberherrschaft in Mesopotamien. Am Anfang der Regierung dieser Dyn., etwa aus der Zeit des Sargon von Akkad (um 2850 v. C.), kommt ein eigenartiges Gewand vor, aus einem Stück hergestellt, mit Zotten eines Löwenfells vollständig besetzt, sowie mit Kanten von Fransen (vgl. Unger a. a. O. Abb. 34

[rechts]; hier Band VII Tf. 134c, wo eine bisher einzigartige sitzende Statue dieser akkad. Periode aus Konstantinopel [Nr. 5268] veröffentlicht ist). S. a. Kunstgewerbe D.

F. M. Feldhaus *Die Technik der Vorzeit* 1914 S. 1306; B. Meissner *Babylonien und Assyrien I* (1920) S. 231 f., 254 f.; H. F. Lutz *Textiles and costumes among the Peoples of the Ancient Near East* Leipzig 1923 S. 61 ff.; *Orientalia* Nr. 21 Rom 1926 S. 19 ff. A. Deimel.

Eckhard Unger

Weberschiffchen s. Textiltechnik A § 12, Weberei C § 4, Webstuhl B § 7.

Webeschwert s. Textiltechnik A § 12.

Webstuhl. A. Europa s. Textiltechnik A § 8ff.

B. Ägypten. § 1. Schon in den ältesten Gräbern Ä. wurden Reste von Leinwandgeweben gefunden, deren webetechnische Vollkommenheit seit langem die Bewunderung aller Betrachter erregt hat. Leider können wir uns kaum eine Vorstellung darüber machen, auf welchen Vorrichtungen diese Gewebe erzeugt worden sind, weil weder bildliche Darstellungen noch Reste von Webstuhl-Teilen dieser Zeit auf uns gekommen sind. Erst für die Zeit um 2000 v. C. (11. und 12. Dyn.) liegen Urkunden vor, die eine genauere Kenntnis der äg. W. vermitteln. Von größter Bedeutung auf diesem Gebiete ist das von der Ägypten-Expedition des Metropolitan-Museums in New York im Grabe des Mehenkewtre bei Theben gefundene Modell einer Spinn- und Webestube, das auch der Forschung erst das richtige Verständnis für die aus dieser Zeit stammenden bildlichen Darstellungen von W. in den Gräbern erschlossen hat.

§ 2. Einwandfrei steht nunmehr fest, daß die Äg. dieser Zeit zur Herstellung von Leinwand wagerechte W. benutzten, deren Kette in ganz geringer Höhe über dem Boden ausgespannt war. Diese W. bestanden aus einem Vorder- und einem Hinterbaum, zwischen denen die Kette sich spannte. Beide Bäume wurden durch je zwei in den Boden der Webestube geschlagene, kurze Pflöcke in ihrer Stellung gehalten; der Hinterbaum wurde ohne weitere Bindemittel einfach hinter den Pflöcken festgelegt, während der Vorderbaum durch Stricke an seinen Pflöcken festgemacht wurde. Diese Art der Befestigung ermöglichte eine recht-

zeitige Lockerung, wenn bei fortschreitender Arbeit die Spannung der Kette zu groß wurde. Es verdient besonders erwähnt zu werden, daß weder der Vorder- noch der Hinterbaum drehbar waren, daß also die Kette in ihrer ganzen Länge ausgespannt wurde und ein Aufrollen fertiggestellten Gewebes auf den Vorderbaum nicht stattfinden konnte.

§ 3. Da, wie gesagt, der Hinterbaum nicht drehbar war, konnte die Kette nicht unmittelbar von der Spindel auf ihn aufgebracht werden; sie mußte vielmehr auf besonderen Vorrichtungen vorher für diesen Zweck zubereitet werden. Die Äg. bedienten sich zu diesem Aufscheren der Kettenfäden eines Systems von drei in die Wand der Webestube geschlagenen Pflöcken; um sie wurden die Fäden so gelegt, daß sich zugleich eine Teilung in gerade und ungerade Kettenfäden ergab, wie sie für die Leinwandweberei notwendig ist. Später benutzten sie ein aus 4 Stäben zusammengesetztes System, das eine mehrfache Kettenteilung ermöglichte. Da man bereits dazu übergegangen war, breitere Gewebe herzustellen, gehörten zu jedem W. mehrere dieser einfachen Aufscher-Vorrichtungen. Bevor man die Kette aufbäumte, sicherte man die Teilung durch Hindurchziehen eines Strickes oder Bandes.

§ 4. Die so vorbereitete Kette wurde in einzelnen Schichten abgenommen, zunächst um den Hinterbaum und dann um den Vorderbaum gelegt. Der Vorderbaum wurde schließlich mit dem genannten Anstreckzeug an seinen Pflöcken befestigt, und die nötige Spannung der gesamten Kette hergestellt.

An die Stelle des trennenden Bandes — es blieb meist in der Kette liegen, wurde aber dicht an den Hinterbaum herangezogen — wurde ein runder oder flacher Holzstab durch die Fäden geschoben, der ein für allemal in ihnen liegen blieb und sie, sagen wir, so trennte, daß die ungeraden Fäden über, die geraden unter ihm lagen. Die durch diesen Trennstab bewirkte dauernde Trennung der Kette nennt man das natürliche Fach. Um nun die unter dem Trennstabe liegenden geraden Fäden nach oben holen zu können, wurden sie durch einen fortlaufenden stärkeren Faden so an einen zweiten Stab geschlungen, daß, wenn dieser Schlingenstab

hochgehoben wurde, er alle an ihn festgeschlungenen Kettenfäden mit in die Höhe zog, und sich das zweite, das künstliche Fach, bildete. Es versteht sich von selbst, daß der Schlingenstab dem Vorderbaum näher liegen muß als der Trennstab. Sollte das natürliche Fach wiedererscheinen, so mußte der Schlingenstab gesenkt und durch Heran- und Herabdrücken des Trennstabes die Kettenöffnung klargelegt werden.

Der Schußfaden wurde aller Wahrscheinlichkeit nach um spindelartige Stäbe gerollt und von rechts nach links bzw. umgekehrt durch die Fächer hindurchgereicht. Das Festschlagen des durchgeführten Schußfadens erfolgte durch eine Holzlatte, die an der einen Langseite zugespitzt war, wohl auch die Gestalt eines Schwertes hatte.

Ob man sich schon damals eines Breithalters, einer Sperrute, bediente, um einem zu scharfen Seitenzug des Schußfadens vorzubeugen, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten.

§ 5. Da die äg. Gewebe eine ziemliche Breite gehabt haben, konnte die Arbeit nicht so vor sich gehen, daß die Weberin vor dem Vorderbaum saß. Das wird auch dadurch ausgeschlossen, daß der Vorderbaum nicht drehbar war, bei fortschreitender Arbeit also die Arme der Weberin nach kurzer Zeit das Arbeitsfeld nicht mehr hätten erreichen können. Zum Weben an den äg. Stühlen dieser Zeit waren vielmehr zwei Arbeiterinnen notwendig, die ihren Platz an den beiden Seiten des W. gehabt haben, und zwar mit dem Gesicht dem Vorderbaum zugewendet. Mit der einen Hand wurde zunächst von beiden Arbeiterinnen der Trennstab herabgedrückt und sodann mit der anderen Hand der Schußträger hindurchgereicht bzw. hindurchgenommen. Nunmehr wurde der Festschlag hindurchgeschoben und von beiden Seiten fest gegen den Vorderbaum gedrückt. Für den nächsten Gang mußte der Schlingenbaum hochgehoben werden, um das künstliche Fach zu bilden; Einführen und Festschlagen des Schusses erfolgten in gleicher Weise wie vorher. Der dritte Gang erforderte die gleichen Handreichungen wie der erste, der vierte wie der zweite und so fort. Es ist klar, daß das Hochheben und Hochhalten des Schlingenstabes eine nicht geringe Kraftanstrengung erforderte und auf

die Dauer stark ermüden mußte. Man bediente sich deshalb zum Hochhalten des Schlingenstabes kleiner Stützen, die die Form eines Zylinders mit abgerundeter, löffelartiger Spitze hatten. War der Schuß durch das künstliche Fach gezogen und festgeschlagen worden, so genügte ein Ruck mit dem Trennstabe, um die Stützen umzuwerfen, den Schlingenstab herabsinken zu lassen und das natürliche Fach zu öffnen.

Die Weberinnen waren bei ihrer Arbeit gezwungen, Arbeitsplatz und Arbeitsgeräte immer mehr dem Hinterbaum zu nähern. Schließlich wurden die Kettenfäden so kurz, daß die Arbeit abgebrochen werden mußte. Das fertige Gewebe wurde dann aus den Bäumen herausgezogen oder herausgeschnitten. Den Rest der Kettenfäden verknüpfte man vielfach zu Fransen.

§ 6. Dieser W. scheint viele Jahrhunderte hindurch in Gebrauch gewesen zu sein. Kleine Verbesserungen wurden an diesem oder jenem Teile angebracht, ohne daß dadurch der allg. Arbeitsvorgang eine Änderung erfahren hätte. Eine sehr interessante Verbesserung stellt z. B. die Vereinigung von Trennstab und Breithalter dar, die durch den Holzstab des Berliner Museums Nr. 10389 bekannt geworden ist. Man hat dem Trennstabe einen dreieckigen Durchschnitt gegeben und die unmittelbar auf der Kette liegende Kante mit Einkerbungen versehen.

§ 7. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß in späterer Zeit auch der sog. Trittwebstuhl in Ä. zur Anwendung gekommen ist. Leider lassen sich die Fundstücke nicht so genau datieren, daß man eine bestimmte Zeitperiode für die Einführung dieses W. angeben könnte. Der nach den erhaltenen Webstuhlresten vorauszusetzende Trittwebstuhl war kaum nach einem anderen Prinzip gebaut, als wir es sonst auch kennen. Er wird also einen drehbaren Vorderbaum zur Aufnahme des gewebten Stoffes, zwei Geschirre zur Fachöffnung mit Trittschemeln und ein Riet mit Schlaglade gehabt haben. Nicht wahrscheinlich ist es dagegen, daß man den Hinterbaum bereits zum Kettenbaum umgestaltet hatte; es liegen vielmehr hinreichend Gründe vor, anzunehmen, daß man zum Verweben einer längeren Kette diese unter dem Hinterbaum hindurch über einen

in der Nähe der Stubendecke angebrachten weiteren Baum legte und die über diesen herabhängenden Fäden mit Steinen beschwerte. Ähnliche Vorrichtungen sind noch heute im Orient vielfach in Gebrauch. Auch das Weberschiffchen in seiner typischen Form scheint in späterer Zeit bekannt gewesen zu sein.

§ 8. Neben dem wagerechten W., der wohl immer allein zur Herstellung leinwandartiger Stoffe benutzt wurde, ist in Ä. auch ein senkrechter W. bekannt gewesen (Tf. 59c). Er hat zur Anfertigung von gobelin-artigen Geweben gedient und ist den Äg. wahrscheinlich vom O her bekannt geworden.

Nach den erhaltenen Grabzeichnungen zu urteilen, bestand dieser senkrechte W. aus zwei in den Boden gerammten Ständern, die an ihrem oberen Ende durch einen Querbalken verbunden waren. Die Fäden der Kette wurden in der gewünschten Länge zwischen einem Ober- und einem Unterbaum ausgespannt. Der Unterbaum ist wahrscheinlich drehbar gewesen, damit er zugleich als Tuchbaum, d. h. zum Aufrollen des fertigestellten Gewebes dienen konnte; seine Stellung im W. war also fest. Zur Spannung bzw. Lockerung der Kette mußte daher der Oberbaum beweglich gestaltet sein. Man hat diesen Zweck dadurch erreicht, daß man an jedem Ende des Oberbaums einen Strick befestigte, diese über den erwähnten Querbalken leitete und dann in der gewünschten Spannung an einem Pflock oder Knopf der Ständer festband. Die Trennung der Kettenfäden erfolgte, wie bei den wagerechten W., durch Trenn- und Schlingenstab.

§ 9. Um die Fächer für die Einführung der Schußfäden klar zu halten, schob man wahrscheinlich bei jedem Gange eine Holzlatte durch das Fach, die erst dann herausgenommen wurde, wenn für die ganze Gewebebreite die einzelnen bunten Fäden eingezogen waren. Hölzerne Nadeln erleichterten das Fadenabzählen für die Musterweberei; sie sind noch in größerer Zahl erhalten. Das Festschlagen des Schusses erfolgte durch schwere Webekämme, deren Gestalt wohl nicht viel von der noch heute im Orient gebrauchten Form abwich.

§ 10. Die Arbeit an diesen W. begann am

Unterbaum und schritt nach oben hin fort. Der Arbeiter — mitunter auch mehrere — saß auf einem Bänkchen vor dem Unterbaum. Konnte er das Arbeitsfeld mit den Händen nicht mehr bequem genug erreichen, so wurde der Oberbaum nach Bedarf herabgelassen und das fertige Stück auf den Unterbaum aufgerollt.

Bereits zur Zeit der 18. Dyn. sind die Äg. mit der Gobelinweberei wohlvertraut gewesen. Die größte Blüte hat die äg. Technik allerdings erst in der ptolemäisch-röm. Zeit erreicht, als nach Martial XIV 150 die *Babylonis acus* von dem *pecten Niliacus* weit in den Schatten gestellt worden war.

Carl Hermann Johl *Die Webestühle der Griechen und Römer* Diss. Kiel 1914 (erschienen 1917) S. 57—62 mit Abb. 34—36; ders. *Alläg. Webestühle u. Brettchenweberei in Ägypten* Untersuch. Gesch. Alt. Äg. 8 (1924).

C. H. Johl
C, D. Palästina-Syrien und Vorderasien s. Weberei C, D.

Wedau (bei Duisburg, Rheinlande). In dem Dreieck zwischen Ruhrmündung und Rhein, genannt Wedau, erheben bzw. erhoben sich Hunderte von Grabhügeln längs der Dünenrücken des Hochufers, jetzt meist durch Industrie-Anlagen beseitigt, über die fast nur von A. Bonnet genauere Angaben und Aufzeichnungen vorliegen, doch hat in den letzten Jahrzehnten das Essener Museum Neumaterial dort gewonnen. Sie rühren teils von derselben südd. Hallstattbevölkerung her, die zwischen Sieg und Wupper zahlreiche Nekropolen hinterlassen hat, wenn die Formen auch noch mehr als hier verblaßt sind, teils von den seit etwa 500 v. C. eingewanderten Germanen des Harpstedter (s. d.) Typus. Diese letztere Kultur setzt sich dann durch die LTZ fort. Die Funde sind größtenteils in den Museen zu Duisburg, Köln, Bonn, Essen aufbewahrt. S. a. Niederrheinische Hügelgräberkultur.

Mannus 4 (1912) S. 188f. C. Rademacher; K. Schumacher *Materialien* S. 100; ders. *Rheinlande* I 106.

K. Schumacher
Weidenblattspitze s. Solutrén.

Weihgeschenk. S. a. Kultus, Opfer, Religion.

A. Vorderasien. Das W. nimmt schon im sumer. Kultus einen großen Raum ein. Viele Inschriften sind uns nur dadurch bekannt, daß sie auf W. sich befinden. Sehr gern schenkt man den Göttern die ihnen zu-

kommenden Symbole (s. Göttersymbol E₁) oder Embleme, oft aus kostbarem Material. Daneben kommen aber auch andere Gegenstände vor, die zum eigentlichen Kultus nur in entfernter Beziehung stehen. Sehr beliebt sind Vasen und Schüsseln; schöne Beispiele sind die berühmte Silbervase des Entemena (Band I Tf. 5a, b) und die Steatitvase des Gudea (Band VIII Tf. 63^{Aa}). Oft genannt werden auch Streitkolben und andere Waffen (Band VII Tf. 169a, b, g, i). Der König Eannatum weihet eine kleine Säule dem Ningirsu, wieder andere Fürsten versuchen das Wohlwollen der Götter durch Stiftung von Statuetten zu erreichen. Sehr merkwürdig ist die Motiv-Perücke aus Diorit, die von Šulgi vielleicht der Göttin Bau gewidmet wurde (Band V Tf. 9c; s. Götterbild E₁ § 2, 2). Daß man außerdem kostbare Steine und andere Wertgegenstände darbot, darf nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, daß nach babyl. Auffassung die Gottheit sich um so eher gewinnen läßt, je reicher sie beschenkt wird. Fast von allen Fürsten wird berichtet, daß sie Bildnisse der Götter meißeln ließen und in den Tempeln aufstellten oder Neuerungen in den Gotteshäusern zur Befriedigung der Götter und „für ihr Leben“ vornahmen.

Frank *Studien zur babyl. Religion* 1911 S. 204ff.

Ebeling B. Medizin. § 1. W. ärztlicher Art, also mit dem Ziele der Bewahrung und Erhaltung oder Wiedergewinnung der Gesundheit, sind aus dem ältesten Vorderasien nur spurweise überliefert und gefunden worden. So hat de Sarzec in Tello einen kleinen Penis und ein Skrotum ausgegraben von Alabaster und weißem Kalkstein, das letztere mit Loch zum Anhängen (an der Wand); die Form des „Skrotum“ mit seiner scharfen Tiefenscheidung in eine linke und rechte Hälfte legt sogar die Vermutung nahe, ob es sich nicht vielleicht um eine Vulva mit stark gewulsteten Schamlippen handele, wie sie in Gebeten usw. an Bélit-Ištar als Gelöbniß (aus edlem Material) immer wieder begegnen. Die plastischen „Labyrinth“-Darstellungen aus Babylonien können z. T. ebensogut als Darmschlingen aufgefaßt werden; damit sind sie freilich bejahenden Falles noch nicht sicher als Darmvotive erwiesen.

§ 2. Auch auf äg. Boden ist sicheres Dona-

rien-Material bei Tempel-Ausgrabungen nicht bekannt geworden, das hierher gehören würde. Die vielbesprochene Straf-Epidemie einer Pestplage ums J. 1000 v. C., welche (nach Bericht des 1. Buches Samuel c. 5 und 6) die Philister nach Wegführung der Bundeslade heimsucht, bringt Nachricht, daß man damals die Nachbildung der Pest- (oder Schanker-) Beulen (*ophálim*) in Gold als Sühnegabe dem erzürnten Gotte darbrachte. Wenn auch der Hauptnachdruck auf dem Edelmetall (Gold) liegen mag, aus dem die Beulen-Nachbildungen hergestellt waren, so ist die Motivgabensitte und die Nachbildung kranker Körperteile als Weihgabe damit doch als Volksanschauung und Volksbrauch Vorderasiens in frühhistorischer Zeit erwiesen. Auch die ungeheure Fülle von Motivgaben, bestehend aus Körperteilen (spärlich darunter auch kranker) und Innenorganen, die wir bei den Etruskern finden (s. Etruskische Medizin), weist in ihrem Ursprunge nach Vorderasien, von wo die Etrusker ungefähr in der gleichen Zeit, als diese Krankheitsplage der Philister sich ereignete, (zu Schiffe?) nach dem W. aufbrachen.

§ 3. Das etrusk. Weihgabenwesen mag noch so sehr von ihnen eigentümlich ausgebildet worden sein, in seinem Anschauungskeim wird es zur Zeit ihres Aufbruches aus dem O bei ihnen schon vorhanden gewesen sein. Ob es von Kleinasien aus auch auf die frühen Griechen überging oder von ihnen schon als uralter Brauch aus dem N mit herabgebracht wurde an die Ägäis, läßt sich einstweilen nicht entscheiden. Vielleicht war beides der Fall. Später war das Donarienwesen, auch das ärztliche, in Griechenland weit verbreitet, wie namentlich aus Kos und dem athenischen Amyneion durch Ausgrabungen und Funde erwiesen ist, auch durch Darstellungen auf Vasenbildern.

§ 4. Aus früher, vorgesch. Zeit bilden kleine Motivfigürchen von Frauen, meist mit Kindern auf dem Arme, einen Beleg, die im Tempel der Geburtsgöttin Aphaia auf Ägina in großer Anzahl ausgegraben worden sind und Ausgrabungsergebnissen im Tempel der ephesischen Artemis nahestehen.

Daß auch bei den Germanen und Kelten in vor- und frühgeschichtlicher Zeit Weihgaben zu Heilzwecken Verwendung fanden,

tut der Indiculus superstitionum et paganarum von der Synode zu Listinae (743 n. C.; belg. Hennegau) dar. Der 29. Punkt handelt von hölzernen Füßen und Händen, die man den Göttern in deren Waldheiligtümern aufhing (de ligneis pedibus vel manibus pagano ritu), wogegen auch die Synode von Auxerre (590 n. C.) sich gewendet hatte. Gallus, der Bischof von Clermont, fand in Köln am Rhein zur Merowingerzeit ein Götterbild, dem hölzerne Glieder geopfert waren.

Rev. d'Assyr. 5, 2 (1899) S. 35 ff. de Sarzez und Heuzey; J. Preuß *Biblich-talmudische Medizin* 1911 S. 175 ff.; W. Henr. D. Rouse *Greek votive offerings* Cambridge 1902; Sudhoff *Skizzen* 1921 S. 76—85; M. Heyne *Kleinere altniederd. Denkmäler* 1867 S. 86 f.; F. Widlak *Die abergläubischen und heidnischen Gebräuche der alten Deutschen nach dem Zeugnisse der Synode von Listinae* Jahresber. des Gymnasiums in Znaim 1903.

Sudhoff

Weihhorn s. Horn of Consecration, Mondidol.

Weihrauch. S. a. Räuchergerät. W. scheint bei Untersuchungen von Grabstätten bisher als Beigabe nicht gefunden zu sein. Es ist aber anzunehmen, daß bei großen und feierlichen Bestattungen auch dieser den alten Zeiten so unentbehrliche Stoff nicht nur verbrannt, sondern den Toten auch mitgegeben wurde. Schweinfurth wies nach, daß im vorderas. Kulturkreis auch der W. als Gegenstand des Welthandels, und zwar seit vorgesch. Zeit, erscheint. Durch ihn treten Südarabien und das gegenüberliegende Gebiet Afrikas in engste und regste Beziehung nicht nur mit Babylonien und Ägypten, sondern auch mit der ganzen griech. und der späteren christlichen Welt. Dabei ist kein Zweifel, daß die klugen und großzügigen Handelsleute, durch die neben dem W. auch Balsam (s. d.) und Myrrhe (s. d.), Gold und Perlen, Elfenbein (s. d.) und Ebenholz (s. d.) in den Welthandel kamen, anfangs selbst davon überzeugt waren, nur wer W. verbrenne, könne durch den aufsteigenden Rauch in erfolgreiche Verbindung mit den Göttern treten.

ZIEthn. Verb. 23 (1891) S. 653 Schweinfurth.

† Ed. Hahn

Weimar s. Diluvialflora § 3, Norddeutschland A § 4.

Wein.

A. Allgemein. § 1. Auch beim W. liegen die Verhältnisse, wie bei der Geschichte

der Nahrung so oft, durchaus nicht so, wie der Rationalismus früherer Tage es sich zurecht legte. Daß Vögel und andere Tiere die genießbarkeit der Beeren des W. gekannt haben, daß z. B. die wilden Tauben zu seiner Verbreitung sehr stark beitrugen, beweisen noch jetzt die wilden Reben im Wiener Prater und den Rhein-Auen zur Genüge. Aber die Wirtschaftsgeschichte muß feststellen, daß der W. als Getränk ein Erzeugnis späterer Zeit ist, weil er überall sehr deutlich dem Bier (s. d.), d. h. stärkehaltigen Getränken, und selbst der (berauschenden?) Milch (s. d.) nachgeht.

§ 2. In Babylonien und Ägypten als den ältesten Ländern unserer Kultur hat sich der W. freilich nicht so stark in Gegensatz zum Bier gestellt. Beide haben sich vielmehr lange und in Ägypten bis auf den heutigen Tag nebeneinander gehalten. In Syrien und Palästina (und auch in Kleinasien?) hat dagegen der W. das Bier schon früh und gründlich beiseite gedrängt. In der Bibel ist es nur noch der W., der Götter und Menschen erfreut, und möglicherweise hat dieser Sieg sich dann weiter nach W, in Griechenland und Italien, ähnlich ausgewirkt. In Indien und China ist dagegen W. nur als Obst eingeführt; in Indien waren ihm Palmensaft und Zuckerrohr erfolgreiche ältere Rivalen, und in China nach Ferd. v. Richthofens Aussage der ältere Reiswein. Während für Babylonien und selbst für das sonst so denkmalreiche Ägypten die Belege über die Zeit der Einführung des Weins als Getränk noch fehlen — freilich kennen wir W.-Kerne schon aus dem alten Abydos (s. d.) —, hat sich dagegen in der klassischen Literatur Stoff genug erhalten, um aus den mythologischen Erzählungen, die die Einführung des Getränkes begleiten und umkränzen, zu entnehmen, daß die Einführung des W. sich entgegen vielfach noch verbreiteten, aber unrichtigen Vorstellungen keineswegs friedlich vollzog, sondern blutige Kämpfe seinen Sieg begleiteten und durchsetzten. Pentheus, Lykurgos und andere Mythenhelden sind dafür der Beweis. Aus der röm. Geschichte haben wir sogar wichtige Angaben, bei denen nicht zu zweifeln ist, daß sich hier die Verwendung von (gego-rener?) Milch bis in eine verhältnis-

mäßig späte Zeit hielt. Romulus wird damit in Verbindung gebracht (Plinius N. H. XIV c. 12 [14] § 88), und in dem wichtigen Geheimkult der guten Göttin, Bona Dea, erhielt sich als deutliche Spur der Name Milch für den W., Honigtopf für den Krug, in dem der W. auf den Altar gebracht wurde (Macrobius I 12).

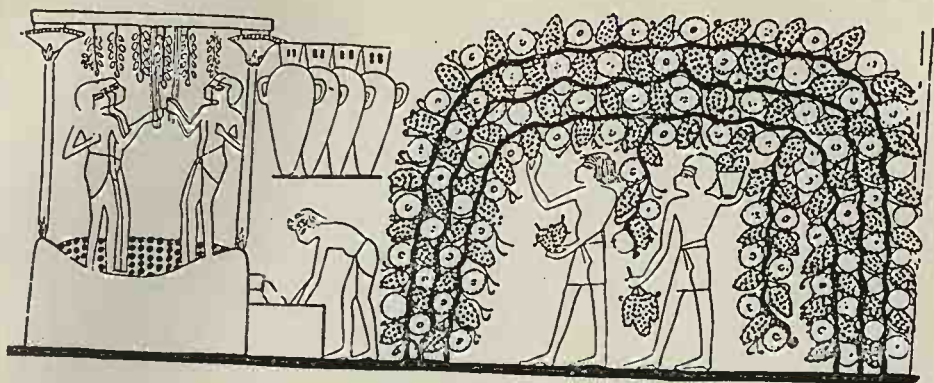
§ 3. Als Vaterland des Weinstocks hat man die Gebirgs- und Waldländer von Armenien, Südkaukasien und die angrenzenden Gebiete Kleinasiens anzusehen. Von da aus ist die Kultur in alter Zeit nach S, W und sogar bis Ägypten gekommen (Abydos; ZfEthn. Verh. 23 [1891] S. 669 Schweinfurth), während Abessinien zwar ein Waldgebiet mit eigenen Wildreben hat, aber dem älteren Bier aus Honig treu geblieben ist.

§ 4. In einer Beziehung zeigt der Weinbau sehr deutlich die wurzelhafte Verbindung mit der Religion. Ähnlich wie bei der Bienenzucht und dem Pfropfen, der unnatürlichen Vermehrungsart der Obstzucht, sind Männer allein zur Ausführung der Zucht berechtigt. S. a. Garten, Obstzucht.

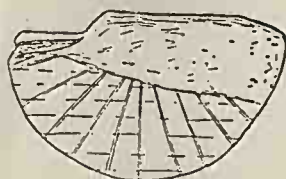
† Ed. Hahn
B. Ägypten (Tf. 60a). § 1. Weinrebe. Die Weinrebe (*Vitis vinifera* L.) ist zu allen Zeiten in verschiedenen Teilen von Ä. angebaut worden und kommt schon in vorgesch. Zeit vor, wodurch allerdings nicht unbedingt sichergestellt ist, daß sie nicht schon vorher aus dem Auslande eingeführt worden ist. Die später berühmte Kultur im Fajjûm kann frühestens im MR begonnen haben, da diese Provinz vorher noch nicht genügend urbar gemacht worden war. Delta-Weine werden schon im AR erwähnt und sind in späterer Zeit besonders hoch geschätzt worden; Horaz hat sich durch den Mareotischen begeistern lassen. Der Anbau ist in röm. Zeit noch groß gewesen und wurde erst durch das Weinverbot des Islam unterdrückt. Wenn auch Weinreben neben anderen Bäumen eines großen Gartens erwähnt werden, sind sie, wo sie zum Zweck der Weinbereitung gezogen wurden, doch in geschlossenen Weingärten angebaut gewesen, die von einer Mauer umgeben waren und eine eigene Bewässerung hatten. Man zog die Reben gern an Stöcken, Spalieren oder gar an Laubengängen, an denen die Früchte in dichter Fülle sitzen.

§ 2. Weinbereitung. Wandmalereien und Reliefs schildern gern die Weinlese, bei der die Trauben in Körbe gelegt werden (Tf. 60a). Als Kelter dient ein großer Trog, in dem mehrere Männer die abgestreiften Beeren mit den Füßen austreten; sie halten sich dabei an Stangen oder Stricken fest, die irgendwie an einem Gerüst befestigt sind (N. de Garis Davies *The tomb of Nakht at Thebes* 1917 Tf. 26). Der Rest der Beeren, der übrig bleibt, nachdem der Saft durch einen Abfluß in einen Bottich abgeleitet worden ist, wird in ein Tuch getan. Dieses dreht man mit Hilfe von durchgesteckten Stangen zusammen und drückt den Saft heraus. Dabei stemmen die drehenden Männer die Stangen auf jede Weise bei lebhaft bewegter Gestalt vorwärts. In dem bekannten und vielfach wiederholten Bilde, das diese Szene im Höhepunkt darstellt, sind die Stangen nicht senkrecht stehend, sondern wagerecht liegend zu denken; die Männer stehen nicht aufeinander und der fünfte Mann schwebt nicht zwischen den Stangen, sondern alle stehen auf dem Boden. (Die Entstellung dieses Bildes durch die antiken Zeichner ist ein Künstler-Spaß, der die falschen modernen Deutungen veranlaßt hat.)

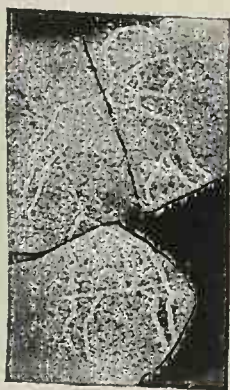
Der Traubensaft wird durch ein Tuch ge-
seigt, in Krüge gefüllt, und dann beginnt das Gären. Dem W. hat man vielleicht Harz zugesetzt nach der heute in s. Ländern üblichen Sitte. Der fertige W. kommt in Krüge, die entweder aus Stein oder aus einem Ton angefertigt sind, der innen glasiert oder doch durch einen harten Überzug undurchlässig gemacht worden ist. Die Krüge werden nun durch einen Deckel verschlossen, den man durch Verschmierung mit Ton luftdicht anschließen läßt. In den Ton drückt ein nachprüfender Beamter sein Siegel (s. d. A), wenn der W. dem Keller des Hofes, eines Tempels oder einer Behörde zugeführt werden soll. Bilder von Weinspeichern zeigen die Krüge in langen Reihen nebeneinander stehen. Zur Unterscheidung der Sorten dienen in ältester Zeit kleine Siegelstempel im Ton, die aus frühdyn. Königsgräbern erhalten sind. Später schrieb man den Weinberg und das Jahr des Wachstums auf den Tonkrug; Krugscherben mit derartigen Bezeichnungen haben sich aus Ruinen von Weinkellern in



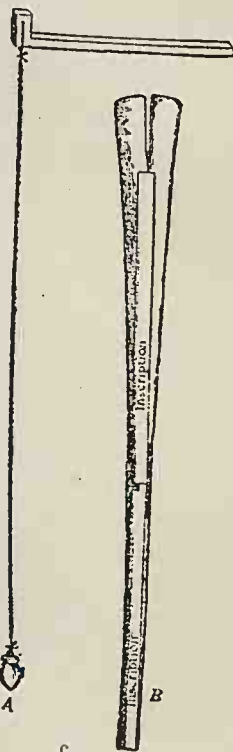
a



b



d



c

Wein B. Ägypten

- a. Traubenernte und Keltern. NR. Pflücken der Trauben in der Weinlaube und Austreten der Trauben in der Kelter, aus der der Saft in einen Bottich fließt. Nach Erman-Ranke.

Zeitmessung A. Ägypten

- b. Reisesonnenuhr ägyptischer Arbeit. In Gezer (Palästina) gefunden. Elfenbein. Br. 6 cm. — c. Visierinstrument zur Bestimmung der Nachtstunden. — Nach Erman-Ranke.

Zwerg

- d. Umrißzeichnung eines Zwerges auf einer Elfenbeintafel, Dyn. I, Abydos.



a



b

Welwyn

a. Spätlatènegefäße. Auf der Scheibe gearbeitet. H. des größten Gefäßes 22,6 cm. — b. Zwei Silberbecher italischer Arbeit und bronzene Masken. H. der Becher 10,1 cm. — Nach Aufnahmen des Britischen Museums London.

Menge erhalten, zuweilen mit dem Zusatz, daß die Sorte besonders „gut“ sei.

W., d. h. ein berauschendes Getränk mit Alkohol-Gehalt, ist im Altertum wie heute auch aus den Früchten und aus jungen Trieben der Dattelpalme hergestellt worden.

§ 3. Weinverbrauch. Das Essen von rohen Weinbeeren scheint nicht ausdrücklich überliefert zu sein, ist aber doch wohl als selbstverständlich anzunehmen. Weintraubenkerne sind schon im Grabe des König Menes (Dyn. I) beigegeben worden (Berlin Nr. 14902). Getrocknete Weinbeeren, d. h. Rosinen, sind im Haushalt und als Heilmittel verwendet, auch zur Füllung eines geschlachteten Opfertieres (Herod. II 40). Gekelterter W. ist auch als Heilmittel verordnet, im wesentlichen aber als Getränk verbraucht worden, und zwar nicht nur von Vornehmen, sondern, wie auch heute in weinbauenden Ländern, ebenso von der großen Masse des Volkes. Bei den Volksfesten der Tempel müssen diese ungeheure Mengen von W. aus ihren Kellereien hergegeben haben. Hierbei wie bei Festfeiern in der Familie ist reichliches Trinken gern geübt und Trunkenheit oft vorgekommen. Einzelne Kulte und Festfeiern sind wegen ihrer Ausgelassenheit und gelegentlicher Ausschweifungen bekannt gewesen, in pharaonischer Zeit die von Den-dera, in griech. einige im Delta.

Als Opfergabe an Götter und Tote ist W. zu allen Zeiten üblich. Die häufige Darstellung des W. opfernden Königs hat dazu geführt, daß das äg. 'érep „Wein“ das erste Wort war, das Champollion in den Hieroglyphen entzifferte. Opferlisten in Privatgräbern des AR enthalten schon ein halbes Dutzend verschiedener Sorten. In die Gräber der Könige der 1. Dyn. ist W. in Krügen aus den königlichen Weinbergen geliefert worden (Rec. de Trav. 29 [1907] S. 26 Weill). Die großen Weinvorräte der Tempel und des Hofes wurden durch eine Behörde des „Schenkisches“ verwaltet, der Vorsteher und Schreiber angehören.

Im allg. trank man die Sorten einzeln, vielleicht verdünnt durch Wasser. In einem vornehmen Haushalt werden gelegentlich mehrere Sorten miteinander gemischt, indem man sie von hochstehenden Krügen aus

durch Röhren, die man ansaugt, in den Mischkrug zusammenfließen läßt. Man trank den Wein aus Schalen oder Bechern von Metall oder Fayence (s. d. B), die oft eine reizvolle Form erhielten.

§ 4. Wein in der Kunst. Ranken der Weinrebe mit Blättern und Trauben sind gern als Flächenschmuck an Wänden und Krügen angebracht worden, meist in naturalistischer Form, seltener in einen festen Rahmen gespannt wie ein Ornament. Trauben sind als plastische Amulette in Fayence hergestellt worden; Formen dazu sind in Museen erhalten.

Fr. Woenig *Die Pflanzen im alten Ägypten* 1887 S. 254; Wiedemann *Äg.* 1920 S. 303; Erman-Ranke *Äg.* S. 225; Klebs *Reliefs AR* S. 56; MR S. 79, 83; Wreszinski *Atlas* Tf. 12, 178, 230, 256, 282, 338, 345, 355 (Weinernte); Tf. 13, 68, 147 (Weinbereitung); Rec. de Trav. 35 (1913) Montet; H. F. Lutz *Viticulture and brewing in the ancient Orient* 1922. Roeder

C. Palästina-Syrien.

§ 1—3. Geschichtliche Nachrichten (§ 1. Äg. und babyl.-assy. Nachrichten, Amarna-Briefe. — § 2—3. Das AT). — § 4. Archäol. Funde.

§ 1. Bereits die ältesten geschichtlichen Nachrichten schildern P.-S. als ein Land reich an Wein. Unter dem König Pepi I. (um 2550 v. C.) rühmt der Ägypter Weni, daß auf dem Feldzuge in Asien Feigenbäume und W.-Stöcke umgehauen worden seien (J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* I 313). Sinuhe (Zl. 80ff.) erzählt, daß es im Lande Jaa, in dem er sich aufhielt, Feigen und W.-Trauben, ja mehr W. als Wasser gab, daß er W. als etwas Alltägliches hatte. Deshalb erscheint W. in Krügen wiederholt unter der Beute, die Thutmosis III. auf seinen Feldzügen machte, oder unter den ihm gelieferten Tributgaben, so aus *rw* (Breasted *Records* II 447 [1718 Krüge], 473, 491 [608 Krüge], 616), Phönikien (ebd. II 462 [6428 Krüge], 472, 510, 519), Arwad (ebd. II 461: ihre Weine fand man in den Pressen wie Wasserfluten), Syrien (ebd. II 509 [156 Krüge], 518 [1405 Krüge]). Im Grabe des Rechmeré bringen Syrer W. in Krügen (ebd. II 750f.). Unter den von Thutmosis III. heimgebrachten Pflanzen läßt sich auch der W.-Stock erkennen (Wreszinski *Atlas* II [1925] Tf. 27, 19; 30, 4; 31, 48; 33, 1). Ebenso sagt Wen-Amon in seinem Reisebericht (Zl. 8, 68), daß er

in Dor (s. d.) von dem Fürsten der Zakkaru und in Byblos (s. d.) von dem dortigen Herrscher W. erhalten habe (H. Greßmann *Allorientalische Texte und Bilder zum AT*² 1926 S. 71, 76). Mehrere aus dem Kanaanitischen übernommene Fremdwörter bezeugen diese Kenntnis der Ägypter (so 'nb = hebr. 'ēnāb Weintraube, *hyn* eine Art W., vielleicht auch *in'k* Rauschtrank, *ka-nu* = hebr. *gan* Garten, *kar* Weinberg, *knmt* = hebr. *kerem* Weinberg M. Burchardt *Die altkanaanäischen Fremdwörter und Eigennamen im Äg.* II [1910] S. 15, 40, 56f., Nr. 267, 757, 1097, 1116; MVAG 17 [1912] 3 S. 57, 69f. W. M. Müller). Die babyl.-assyrl. Nachrichten sind demgegenüber viel spärlicher. Die Darstellung des vor Lachis (s. d.) thronenden Sanherib zeigt im Hintergrunde Hügel, die mit W.-Stöcken und Feigenbäumen bewachsen sind (Greßmann *Allorientalische Bilder*² Abb. 138; vgl. hier Band IV Tf. 81). Nebukadnezar II. (604—561 v. C.) bezog W. aus Izalla, Tu'immu, Šimminu und Chilbūna (= hebr. *chēlbôn*) bei Damaskus (B. Meissner *Babylonien und Assyrien I* [1920] S. 242). Auch in den Amarna-Briefen wird nur ein Rauschtrank erwähnt (*šikaru*; Knudtzon 7, 10; 55, 11; 161, 22; 162, 23; 324, 13; 325, 16; meist für die äg. Krieger bereitgestellt).

§ 2. Das AT hingegen bietet eine Fülle von Angaben. Das gebräuchlichste Wort für W. ist *jajin*, das wohl nicht aus dem indischen O stammt (P. de Lagarde *Gesammelte Abhandlungen* 1866 S. 276), sondern aus Kleinasien, der Heimat des Rebstockes (vgl. hettit. *wi* bzw. *win*), von wo es Indogermanen (griech. οἶνος, lat. *vinum*) und Semiten übernommen haben (ZDMG NF 3 [1924] S. 81 E. Littmann; s. a. Griechen B § 23). Die israelitische Sage schreibt die Einführung des W.-Baues Noah zu (Gen. 9, 20), gibt also auch dieser wichtigen Beschäftigung der Bewohner des Landes einen Stammvater. Wiederholt wird betont, daß bereits vor der Einwanderung der Israeliten (s. d.) die Kanaaniter (s. Kanaanäer) im Lande W. gebaut hätten (Deut. 6, 11; Num. 13, 24). Die aus der Wüste kommenden Stämme übernahmen mit Freude diese Kulturleistung, die ihnen ursprünglich fremd war. Aber in jene alten einfachen Verhältnisse wollten die Rekabiten das Volk zurück-

geführt wissen, wenn sie das seßhafte Leben, den Ackerbau und den Genuß des W. bekämpften (Jerem. 35, 1ff.), zumal sie sahen, wie leicht viele mit der Sitte der Kanaaniter auch deren Gottesverehrung annahmen. Nicht so weit gingen die Nasiräer, die Enthaltung von W. (Amos 2, 11; Richt. 13, 4ff.; 1. Sam. 1, 11), später sogar von W.-Beeren (Num. 6, 3ff.) forderten. Gegenüber der Masse des Volkes blieb freilich solche Predigt wirkungslos. Bei ihr war der W. gewohnte Zugabe zur Mahlzeit (Gen. 27, 25; vgl. das hebr. Wort *miše* Gastmahl von *šātā* trinken Jes. 5, 12; Jerem. 51, 39; 1. Sam. 25, 36; Richt. 13, 12). Wie zügellos nur zu oft der Genuß bei den Besitzenden ausartete, schildern in anschaulichen Bildern die Propheten (Amos 2, 8; 4, 1; 5, 11; 6, 4f.; Hosea 4, 11; 7, 5; Jes. 5, 11f., 22; 22, 13 u. ö.).

§ 3. Überall im Lande waren W.-Gärten (hebr. *kerem*) angelegt (daher die Ortsnamen wie 'nāb Jos. 11, 21; 15, 50, 'ābēl *k'rāmim* Richt. 11, 33; *bēt hak-kerem* Jerem. 6, 1; Nehem. 3, 14; *nachal eškōl* Num. 13, 23f.; 32, 9; Deut. 1, 24; *nachal sōrēq* Richt. 16, 4). An einer geeigneten Stelle las man die großen Steine weg, dann wurde ringsherum eine Mauer und in der Mitte ein Wachturm oder eine Winzerhütte gebaut (Jes. 1, 8; 5, 1f.). Der W.-Stock (hebr. *gefen* Gen. 40, 9f.; 49, 11) brauchte viel sorgsame Pflege. Die Ranken (*e'mōrā*) mußten verschnitten werden (Lev. 25, 3; Jes. 2, 4), der Boden öfter gepflügt werden (s. Pflug C). Dann lohnte er aber auch mit reichem Ertrage, obwohl wilde Tiere (Hoheslied 2, 15; Psalm 80, 9ff.), Heuschrecken (Joel 1) oder Befall (Deut. 28, 39) Schaden anrichten konnten. Manchmal verkümmerten die Trauben (*b'e'ušim* Jes. 5, 2ff.), oder der Stock selbst verwilderte (Jerem. 2, 21). Am meisten geschätzt wurde die Edelrebe, die hellrote Trauben brachte (*sōrēq* oder *sōrēqā* Jes. 5, 2; Jerem. 2, 21; Gen. 49, 11). Die Lese (*bāšir* Richt. 8, 2; 9, 27; Jes. 24, 13; 32, 10; Jerem. 48, 32) wurde im Herbst mit großer Freude gefeiert. In der Kelter, die meist im W.-Berge selbst angelegt war und aus zwei miteinander verbundenen Vertiefungen, der Preßstelle (*gal*) und dem Sammelbehälter (*jegeb* Joel 4, 13), bestand, wurden die Trauben zertreten (Micha 6, 15) oder gepreßt. Den Most

(*āsīs* Amos 9, 13; Jes. 49, 26; *īrōš* Richt. 9, 13; Hos. 4, 11), der nicht frisch oder während der Gärung getrunken war, füllte man in Krüge oder Schläuche. Nach der Gärung wurde er von der Hefe (*hemer* Jes. 25, 6; Jerem. 48, 11; Zeph. 1, 12; Psalm 75, 9) abgossen. Man trank den fertigen W. (*hemer* Jes. 27, 2; Deut. 32, 14) gern mit Würze vermischt (Jes. 5, 22; Psalm 75, 9; Sprüche 9, 2ff.; Hoheslied 8, 2, dann als Rauschtrank *šékār* bezeichnet). Auch das Trankopfer erforderte eine Menge W. (Lev. 23, 13; Num. 15, 5). Besonders geschätzt wurde der W. vom Libanon (Hos. 14, 8ff.; Hoheslied 8, 11; vgl. Plin., Nat. Hist. XIV 22, 2) und aus Helbon (Ezech. 27, 18, heute *halbūn*). Berühmt war die Gegend von Sibma in Moab (heute die Dolmenstätte von *chirbet sūmīje*; Band VIII Tf. 34) wegen ihres W.-Baus (Jes. 16, 8f.; Jerem. 48, 32).

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 360, 716ff.

§ 4. Der beste Beweis für die Richtigkeit der geschichtlichen Angaben sind die zahllosen Keltern oder Preßstellen im Lande, die z. T. recht alt sind. Fast bei jeder Ortschaft finden sich solche Anlagen (vgl. z. B. Pal.-Jahrb. 4 [1908] S. 33ff. G. Dalman; ZdPV 31 [1908] S. 76ff., Abb. 36a E. v. Mülinen), selbst in den heute verödeten Gegenden, wie im N der Sinai-Halbinsel (s. d. B), im alten Moab ö. vom Toten Meere (A. Musil *Arabia Petraea* I [1907] S. 133, 237, 345 u. ö.). Auch bei den Ausgrabungen sind einige aufgedeckt worden (Bliss *Tell el Hesi* S. 69 Abb. 112; Macalister *Gezer* II 49ff.; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 168 Abb. 249). Vielleicht haben die niedrigen, parallel laufenden Steinmauern, die sich in der Nähe von Dolmen an den Abhängen entlangziehen, dazu gedient, die Reben zu stützen, wie dies in byzant. Zeit bei *el-abde* üblich war (Musil *Arabia Petraea* II 1 [1908] S. 151). Ein W.-Keller aus jüdischer Zeit mit großen Amphoren und vielen kleinen Gefäßen, die an der Wand gehangen oder auf Wandbrettern gestanden haben mögen, wurde in Jericho (s. d.) aufgedeckt (Sellin-Watzinger *Jericho* S. 77f.). Schließlich bezeugen die vielen W.-Krüge, die den Toten bei der Bestattung mitgegeben wurden, wie groß die Erzeugung und der Verbrauch des beliebten Getränkes war. Öfter sollte ein

kleines Gefäß im Krüge dem Toten zum Schöpfen dienen (Macalister *Gezer* I 289). Heute ist der Anbau der Rebe wegen der ablehnenden Haltung des Islams wesentlich zurückgegangen. Die Trauben werden meistens zu Rosinen (arab. *zebib*) oder Traubenhonig (*dibs*; s. Biene B) verarbeitet. W. selbst wird im Libanon und in Palästina von schwäbischen Templern und Zionisten in umfangreichen Anlagen hergestellt.

O. Fraas *Drei Monate am Libanon* 1876 S. 26ff.; ZdPV 11 (1888) S. 160ff. L. Anderlind; Hehn *Kulturpflanzen* 8 S. 65ff.; Festschrift Adolf Schwarz zum 70. Geburtstage gewidmet 1917 S. 389ff. S. Klein; H. F. Lutz *Viticulture and Brewing in the Ancient Orient* 1922.

Peter Thomsen

D. Vorderasien s. Garten D.

Weißkirchen (Rheinprovinz; Band IV Tf. 64 Abb. 20, 24). Zwei reiche Funde der Frühlatenstufe aus zwei Grabhügeln. S. a. Mittel- und Süddeutschland D § 8.

Déchelette *Manuel* II 3 S. 1064 Anm. 5; Schumacher *Rheinlande* I 123ff., 237ff.

Weißmetall s. Legierung § 8.

Weitendorf (Kr. Ostprignitz; Brandenburg). S. a. Nordischer Kreis B § 6 c 2. — § 1. Während der Monate Oktober bis Dezember des J. 1877 wurden für den Bau der Chaussee zwischen Pritzwalk-Putlitz und Meyenburg in der Umgebung dieser Orte zahlreiche vorgesch. Hügelgräber zerstört. Auf dem Rittergute W., das dem Herrn v. Jena auf Nettelbeck gehörte, sind bei dieser Gelegenheit 18 „Kegelgräber“ eingeebnet worden. Es darf noch als besonders günstiger Umstand betrachtet werden, daß der Besitzer anordnete, alle „Ausgrabungen von Steinen sollten unter sachkundiger Aufsicht geschehen“. Mit der Oberleitung beauftragte v. Jena den für Altertümer interessierten Ortspfarrer Ragotzky, dem auch die Ordnung, Beschreibung und Katalogisierung übertragen wurde.

§ 2. So sind auf der Feldmark W. 18 Hügel sorgfältig durchsucht worden, aus denen allerdings auch früher schon Steine herausgebrochen waren. Die untersuchten Hügel lagen zu beiden Seiten des Weges nach Schmarsow. Ragotzky stellt, gar zu schematisch, den Umfang des Hügel durch eine rote Kreislinie, den Steinkranz im Innern durch einen blauen, breiteren Ring,

und „das Steingrab“ durch eine blaue Kreisfläche dar, die in einigen Fällen etwas ausgebuchtet ist. Die einzelnen Fundplätze werden durch rote Kreise bezeichnet. Mehrere Hügel enthielten nichts oder wenig Bemerkenswertes. Die Bronzen „wurden nicht in Urnen, sondern zwischen unregelmäßig liegenden Steinen oder im Sande, der jedoch vielfach mit Asche und Kohlenresten, auch kleinen Knochensplintern vermenget war, gefunden“. Die Leichen waren in länglichen Steinkisten bestattet, von denen die Hügel II, XII und XVII verschiedene (2, 3 und 4) enthielten. Von allen Skeletten war nur ein Schädel übriggeblieben.

Der Hügel I war schon früher abgetragen worden und barg nur noch „eine zerbrochene Urne“, Hügel V eine goldene Lockenspirale. Ungemein reich sind die Gräber II, VI, X, XII, XVI (in ihm waren 1865 zwei Menschenskelette freigelegt worden), XVII und XVIII. Von den zwei Gefäßen stammt das eine aus Hügel VI, das andere aus Hügel X.

§ 3. Der hohe Wert der Bronzefunde beruht besonders auf ihrer Einheitlichkeit. Alle stammen sie aus der Per. III Montelius. Die Funde aus den Hügeln sind sorgfältig verzeichnet, leider ist nicht gesagt worden, aus welchen Nebengräbern etwaige Funde beobachtet worden sind. Prachtstücke sind z. B. die großen Kniebergen aus Hügel XII. Hügel II enthielt 2 Bronzelanzenspitzen, ein in zwei Stücke zerbrochenes Griffzungenschwert (s. d.), 4 Bronzemesser, darunter ein Rasiermesser mit Pferdekopfsgriff, und eine Bernsteinperle. Hügel X u. a. ein langes Bronzeschwert mit Bronzescheiben am Griff, zwischen denen vergängliches Material war, Bruchstücke zweier diadem-artiger Halskragen, Zierhütchen, Dolchklinge, Doppelknöpfe, eine goldene Lockenspirale und Reste einer Bronzeschale. Der reichste war Hügel XVII (u. a. lange Bronzenadel, Armringe, goldene Lockenspirale, Armberge, Halskragen). Bemerkenswert sind die häufig auftretenden Lockenspiralen aus Gold (3), die neben Bronzefeilspitzen hier noch vorkommenden Feuersteinfeilspitzen (aus Hügel XII nicht weniger als 4) und die Fibelplatte mit eingeritztem Doppelpfeil (aus Hügel XVI).

ZfEthn. Verh. 1878 S. 435; ebd. 1886 S. 455; J. Undset *Das erste Auftreten des Eisens* S. 192; Bergau *Inventar der Bau- u. Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg* 1885 S. 77 f. (Abb.); Götze *Ostprignitz* 1907 S. 64; A. Kiekebusch *Vorgeschichte der Mark Brandenburg Landeskunde III* (1912) S. 379 Tf. 4 (Abb. der Funde aus den Hügeln II und X).

Albert Kiekebusch

Weizen. S. a. Ackerbau. § 1. Wie schon bei Einkorn, Emmer (s. d.) und Spelt (s. d.) betont wurde, liegt beim W. die Frage seiner Herkunft und seines verhältnismäßig späten Erscheinens im Dunkeln. So schloß Graf Solms-Laubach seine großen Untersuchungen mit der Andeutung, es könne sich hier um eine Bastardform aus zunächst unbekannter Wurzel handeln. Die Frage wird dadurch nicht leichter, daß wir im Spelt eine verhältnismäßig ältere Form sehen, da hier die Spindel der Ähre wie beim Wildgras noch zerbrechlich ist, während sonst bei den Kulturformen unserer Getreidearten die bei den Gräsern zerbrechliche Spindel in eine zähe übergeführt wurde.

§ 2. Arch. haben eine Zeitlang die „Funde“ Piettes in der Grotte Mas d'Azil eine gewisse Rolle gespielt, deren Auffassung als Getreide jetzt wohl allg. als eine Täuschung angesehen wird (s. Azilien § 1, Wirtschaft A § 5). Es müssen eigentümliche, für ihn recht ungünstige Verhältnisse gewesen sein, die den als zuverlässig bekannten Forscher damals veranlaßten, allerlei sicher alte, doch recht undeutliche Schnitzereien und eine Anzahl Körner, die nachher in Staub zerfallen waren, auf Ähren und Körner von W. zu deuten. In so weit zurückliegenden Zeiträumen ist für unsere Auffassung an Getreidebau nicht zu denken. Unter allen Umständen hätte aber eine Weizenähre aus jener Zeit immer noch Grannen haben müssen, wie doch noch heute so manche älteren Abarten des Weizens. Darüber sind sich alle Sachverständigen einig. An den Schnitzereien aber fehlen sie unbedingt. Es ist bedauerlich, daß man den Staub, in den die Körner bald nach der Auffindung zerfielen, nicht mikroskopisch auf Schalenreste untersucht hat.

§ 3. Wie schon bei den anderen Verwandten hervorgehoben, folgt der W. deutlich auf diese, deshalb älteren Formen. Wir können daher auch den heutigen W. nicht so unmittelbar mit seinen Ahnen in Be-

ziehung bringen, wie das eine Zeitlang nach der Auffindung der Wildform des *Aegilops* durch Aaronsohn in Palästina geschah (die vor ihm allerdings schon Kotschy gefunden, wohl auch schon Burkhardt 1809 gesehen hatte). Jedenfalls hat sich der W. wohl von Westasien und Babylonien aus verbreitet, weil er gleichförmig in Europa, Indien und China auftritt und selbst in Japan noch als unmittelbar chinesische Einführung anerkannt wird. Daß aber der W., die jüngste Form, jetzt weitaus die wichtigste geworden ist, so daß eine im Ursprung schon sehr alte Legende, die uns aus mohammed. Überlieferung erhalten ist, gerade den W. als den „Baum der Erkenntnis“, durch den der Sündenfall herbeigeführt wird, bezeichnet, widerspricht seinem zeitlich späteren Auftreten natürlich nicht. Dagegen ist es wichtig, daß sich der Emmer (s. d.) in Ägypten lange hielt, so daß hier wahrscheinlich erst die steigenden Bedürfnisse der Weltstadt Rom den Anbau des W. in den Vordergrund schoben. In den Oasen wurde im J. 1868 nach Schweinfurths Angabe (Petermanns Mitt. 14 [1868] S. 120) W. noch immer nicht gebaut. Sonst hat er die anderen Verwandten bis auf den Spelt fast ganz beiseite gedrängt.

§ 4. Für die Herkunftsfrage möchte ich eine Anregung aussprechen. Ähnlich, wie Einkorn und Emmer jetzt in zurückgebliebenen Gegenden, z. B. in verkehrtsarmen Gebirgsgegenden, aufgesucht werden müssen, so steht es auch mit einer gleichfalls in frühgeschichtlicher Zeit weit verbreiteten Form des W., die selbst für den Laien leicht kenntlich ist, dem sog. Igel- oder Binkelweizen (*Triticum compactum* Host). Diesen möchte ich der Aufmerksamkeit der Vorgeschichtler und Vererbungsforscher angelegentlich empfehlen. Vielleicht, daß in ihm die überhaupt älteste Form des W. steckt und so dieser ältere Vertreter uns über die Entstehung des W. nähere Aufschlüsse geben kann.

J. Hoops *Waldbäume* 1905; Gradmann *Der Getreidebau im deutschen und römischen Altertum* 1909; Aug. Schulz *Geschichte der kultivierten Getreide I* (1913).

† E. Hahn

Wellenornament. Einfaches, reziprokes, endlos sich ergänzendes Muster, indem je zwei Wellenberge ein Wellental bestimmen — und umgekehrt —, so daß jede Unter-

brechung die Zerschneidung einer Welle bedeutet. In der StZ sind W. nur im Bereich der Bandkeramik als Derivat des Spiralbandmusters möglich: einfache Wellenbänder oder -linien, u. a. in der Keramik von Flomborn (s. Flomborner Typus), Großgartach (s. d.), Halberstadt. — Bodenständig wird das W. erst in der krummlinigen Ornamentik der BZ, in der die Wellenlinie und das Wellenband eine ähnliche Rolle spielen wie im Neol. die Winkellinie und das Winkelband (s. Winkelband, Zickzackmuster). In der I. Per. Mont. der BZ erscheint das W. von Italien bis Skandinavien als bereicherte, die geschweiften Konturen der Schwertklingen begleitende Bandlinie (Band IX Tf. 105 c, g). In der späten II. Per. Mont. der nord. BZ erscheint häufig ein Wellenband, das die isolierten Kreis-motive — an Schwertgriffen auch die Nietköpfe — umspielt. Die Form kann selbständig aus der laufenden Spirale oder den durch Tangenten verbundenen Kreisen der II. Per. Mont. entstanden sein, obwohl durch das Vorkommen ähnlicher Muster auf ungar. Schwertern und in der myk. Zierkunst auch s. Einflüsse in Frage kommen. Viel klarer ausgeprägt erscheint das W. in dem endlos weiterfließenden Bandmuster der späten nord. BZ, dessen Entwicklung aus den Randbogen der älteren BZ durch Ablösung der Fußpunkte vom Rande und Vervielfachung der Bogenscheitel schrittweise von der II. — V. Per. Mont. zu verfolgen ist (Präh. Z. 13—14 [1921—22] S. 98 ff. R. Beltz; Schemata *Altnord. Kunst* 1923 S. 126 ff.; Z. f. Ästh. u. Allgem. Kunstw. 15 [1921] S. 434 ff. ders.). Durch das Auswachsen der zunächst spitz zulaufenden Wellenberge in Spiralhaken oder S-förmige Schlingen oder die Verbindung zweier gegenständig und alternierend angeordneter Wellenbänder entstehen die stark bewegten, von einem Fluß durchströmten Wellenmuster auf den Hängebecken (Band V Tf. 26 b; IX Tf. 138, 139) und Gürtelglocken (ebd. Tf. 137 d, 138) der späten nord. BZ, die — neben den Wirbelmotiven (s. d.) — das Höchste darstellen, was die abstrakte, krummlinige Ornamentik der BZ überhaupt geschaffen hat. Daneben begegnen aber auch einfache Wellen und der aus dem Hallstattkreis übernommene, aber abgerundete Mäander (s. d.). — In dem

trocknen, ungeschmeidigen Hallstattstil (s. d.) besaß das W. keine Bedeutung (rudimentär auf Hallstätter Gürtelblechen). In der LTZ erscheint die Welle als Grundlage des stilisierten Rankenornaments (vgl. Band VII Tf. 193e); als Kammstrichmuster auch an Tongefäßen der Spätzeit. S. a. Slaven A § 30.

F. A. v. Scheltema

Welwyn (Hertfordshire, England; Tf. 61). Der Spätlatènezeit-Grabfund von W., etwa 30 km n. von London, gehört zeitlich und kulturell eng mit dem großen Gräberfelde von Aylesford (s. d.) zusammen. Es handelt sich um einen Zufallsfund, der im J. 1906 beim Straßenbau gemacht wurde und ins Brit. Mus. gelangte. Die genauen FU sind nicht bekannt. Die Funde verteilen sich auf zwei Grabgruben, die 1,5 m t. lagen. Die Keramik besteht aus Fußvasen (Tf. 61a), die denen von Aylesford (Band I Tf. 62) entsprechen. Wichtiger und besonders reich sind die anderen Beigaben: Drei eiserne Feuerböcke (s. d.) der bekannten Latène-Form, 1,15 m l., fast 1 m h., enden oben in Tierköpfe mit einer Zackenmähne und Hörnern mit Knopfsende, wie bei den Feuerböcken von Hay Hill, Mount Bures und Stamforbury. Aus Schmiedeeisen ist auch ein „Opfertisch“ gearbeitet, 1,05 cm h., 75 bzw. 55 cm breit. Er besteht (vgl. Déchelette *Manuel* II 3 S. 1409 Abb. 630) aus 4 massiven Ständern, an den Schmalseiten mit strickähnlich gedrehten Stangen eingefaßt, die durch zwei horizontal übereinander liegende eiserne Bänder, die an die Ständer angenietet sind, gehalten werden. Ähnliche Tischgestelle sind aus dem Marnegebiet und von Arras, Pas de Calais, bekannt. Drei kleine Bronzemasken (Tf. 61 b Mitte) sind grober, lokaler Arbeit. Ferner gehören zu dem Grabfund von W. sechs Amphoren (H. etwa 1,15 m) und eine Reihe Metallgefäße, die ebenso wie die genannten eisernen Gegenstände Beziehungen zu den Kelten des Festlandes und zu Italien aufweisen: zwei silberne Becher (Tf. 61b), ein Bronzebecken auf massivem Fuße, zwei Bronze Kannen (wie die von Aylesford) und eine flache Pfanne, deren Griff in einen Schwanenkopf endet. Ferner zwei silberne Henkel einer Kylix und zwei mit reichen Latène-Spiralen verzierte Griffe eines Eimers. Einzelne dieser Gefäße sind nach den ornamentalen Details

zu urteilen nach ital. Vorbildern im Lande gefertigt, andere sicher ital. Fabrikat, wohl aus Capua (s. a. Capuanisches Bronzengeschirr im Norden).

Archaeologia 63 (1912) S. 1ff.; Präh. Z. 4 (1912) S. 174f. R. A. Smith; Proceedings Soc. Ant. London 1912 S. 3ff.; Déchelette *Manuel* II 3 S. 1104, 1407ff.; Hay Hill: Archaeologia 19 S. 61ff. E. D. Clarke; Stamforbury: Publications of Cambridge Antiquarian Society 1 (1840/6) S. 15ff. Sir Henry Dryden. † W. Bremer

Welzelach (Tirol). In der Nähe der Häusergruppe Berg wurde ein Brandgräberfeld mit 56 Bestattungen aufgedeckt, die gewöhnlich mit Steinplatten umstellt und mit einer Deckplatte abgesichert waren. Unter anderem wurden eine Anzahl Gürtelbleche, Certosa- und Kahnfibeln, Raupenfibeln, Ringe aus Bronze, Lanzenspitzen, oberständige Lappenäxte, Messer, sowie verschiedene Beschläge aus Eisen und nur sehr wenig Keramik, keine eigentlichen Graburnen, gehoben. Ferner wurde eine verzierte Situla aus Bronze gefunden. In der oberen Zone sind ein feierlicher Aufzug mit Reiter, Frauengestalten und Syrinx-Bläsern, in der mittleren Zone Fußwaschungsszene, Kredenzen von Wein, Räucheressel und Opfertiere, dann eine Hasenjagd und in der unteren Zone Wildtiere dargestellt. H. 23 cm, gr. Weite 24 cm. Es handelt sich um ein Gräberfeld der ausgehenden HZ, deren bedeutendster Fund die bekannte Situla von W. ist.

R. Wieser *Das Grabfeld von Welzelach Beiträge z. Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte Tirols* 1894 S. 261—277; G. Kyrle *Urgeschichte Tirols* Österreichische Kunsttopographie (im Erscheinen).

G. Kyrle

Wendelring. S. a. Nordischer Kreis B § 12b. § 1. „Echter Torques“. Stärkere Halsringe, hergestellt durch Drehung einer Bronzestange mit aufgehöhten Längskämmen (Band IX Tf. 149a). Die Drehung wechselt (bis sechsmal) die Richtung. Verschuß in einfachen Haken, gelegentlich, z. B. Cölleda (Mus. Halle), auch schon in „Kniehaken“ (s. unter 3); in Ostdeutschland, wo die Form auch in Eisen vorkommt, auch in Kugeln (Mertins *Wegweiser* S. 85 Abb. 214); Dm 11,5—14 cm.

§ 2. „Totenkronen“ (rheinischer Ausdruck). Die Kanten werden blattdünn. Verschuß wie bei den vorigen. Extreme Endform (Band VIII Tf. 87a. 2. 3; 158 B 17; IX Tf. 149b).

Sicher ebenfalls Halsringe, doch ist der gelegentliche Gebrauch als Kopfringe, der bei formenverwandten Ringen schon in der BZ (Germania 1920 S. 71 Kunkel) und bei gleichartigen Stücken in der jüngsten HZ durch die Lage im Grabe wahrscheinlich gemacht wird (Mannus 7 S. 336 Hoerter), nicht von der Hand zu weisen, ebensowenig wie bei den Scharnierhalsringen (s. Kronenhalsring; sonst zur Frage Kossinna a. a. O.; Präh. Z. 11/12 S. 164 Schumacher). Auch können sie auf der Brust getragen sein (Schumacher a. a. O.; Baldes a. a. O. Tf. 5, 12). Etwas größer als die vorigen.

§ 3. „Unechter Torques“. Die Drehung wird durch eingeschnittene Schräglinien ersetzt. Der Verschluss geschieht durch rechtwinklig gebogene, scharfkantige Haken („Knieverschluss“), auf denen oft Kreis- augenverzierung. Dm 14—21 cm.

Form 1 und 2 gehören in die I. EZ, kommen aber in Gräbern kaum vor, sie gehen aber noch in die II. EZ hinein; Form 3 gehört erst dieser an. Der W. ist eine Entwicklung nord-bronzezeitl. Formen, die in den jüngeren Stufen der west- und süd-deutschen HZ dort Bedeutung gewonnen haben, besonders Form 2 in Hallstatt D (Mannus 4 Tf. 28, 1 Rademacher; Schumacher a. a. O.).

Zur Technik: Anthrop. Korr.-Bl. 1885 S. 162 v. Cohausen; Beltz VAM S. 247, 288 Tf. 40 Abb. 59, 60; Tf. 44 Abb. 1; Knorr *Urnenfriedhöfe* S. 29; Präh. Z. 1 (1909) S. 141 Schwantes; Altmark: Stendaler Beiträge 1911 S. 98 Kupka; Präh. Z. 11/12 S. 164 Schumacher; Birkenfelder Gymnasialprogramm 1905 Baldes. Zu dem Auftreten von Form 3 in wichtigen (keltischen) Skelettgräbern: Sächs. Jahresschr. 10 S. 128 Wahle; Mannus 7 S. 114 Kossinna. Gutes Beispiel eines geschlossenen Fundes mit Form 2 Nordiske Fortidsminder 1 Tf. 31 Neergaard; [G. Behrens *Die Hallstattzeit am Mittelrhein* Mainzer Festschrift 1927].

R. Beltz

Wepsen s. Finno-Ugrier A § 8, B § 7.

Werbung s. Ehe, Heirat.

Wergeld s. Blutrache, Busse.

Werkzeug. A. Allgemein. § 1. Unter den verschiedenen Dingen, die als das kennzeichnende Merkmal des Menschentums gegenüber dem Tiere angesehen werden — Sprache, Feuer-Erzeugung, aufrechter Gang usw. —, steht das W. mit an erster Stelle. Benutzung und Herstellung von W.

sollen dem Menschen vorbehalten sein. Das ist aber nicht richtig, denn z. B. benutzen Paviane Steine zum Aufknacken von Nüssen. Und wenn gefangene Schimpansen zwei Bambusrohre aneinanderstecken, um außerhalb des Käfigs liegende, sonst nicht erreichbare Gegenstände heranzuziehen, so ist das unzweifelhaft die Herstellung eines Werkzeuges. Trotzdem behält das W. in der Entwicklungsgeschichte des Menschen eine hervorragende Stelle, denn seine Ausgestaltung ermöglichte nicht nur den Aufstieg der materiellen Kultur, sondern schuf auch dadurch, daß es im Kampfe ums Dasein Zeit und Kräfte frei machte, die Möglichkeit für den geistigen Aufstieg.

§ 2. Man sagt, die W. seien aus der Not, dem Bedürfnis geboren. Hierbei ist zu beachten, daß ein Bedürfnis nur dann, wenn es als solches empfunden wird, den Wunsch, es zu befriedigen, hervorruft. Das setzt aber die Kenntnis des angestrebten besseren Zustandes voraus. Dieses Moment kann also nur subsidiär, als schon günstige Wirkungen von W. vorlagen, bei der weiteren Ausgestaltung mitgewirkt haben. Ferner hat man an die Nachahmung tierischer oder sonst in der Natur vorhandener natürlicher „Werkzeuge“ gedacht. Das erfordert aber komplizierte Gedankengänge, die man beim Menschen auf einer Stufe, als das W. erst entstehen sollte, nicht voraussetzen kann. Aus demselben Grunde ist abzulehnen, daß er, um eine gewünschte Wirkung zu erzielen, das dafür geeignete W. frei erfunden habe. Jedenfalls hat der Mensch zuerst seine natürlichen Organe (Hand, Faust, Finger, Nagel, Gebiß) ebenso wie das Tier benutzt. Durch instinktive oder spielerische Handhabung von Ästen, Steinen u. dgl. hat er die Wirkung beobachtet und dann, wahrscheinlich nach öfterer Wiederholung der Beobachtung, bewußt und mit Absicht auf die Wirkung das „Werkzeug“ angewandt. Damit gelangte er in den Besitz des ersten W., das zunächst die Tätigkeit der natürlichen Organe nur unterstützte und erst allmählich selbständigere Bedeutung bekam. Hand in Hand damit ging die zweckmäßigere Ausgestaltung, und diese leitete über zur planmäßigen Zurichtung, die man mit Sicherheit erst in den Feuersteinwerkzeugen des Prä-Chelléen (s. d.) feststellen kann. Es ist nicht

unwahrscheinlich, daß schon vorher leichter zu behandelnde Stoffe (Holz), von denen nichts erhalten geblieben ist, verarbeitet wurden.

§ 3. Die ältesten W. haben universalen Charakter. Aber schon im Paläol. finden bei manchen Typen, z. B. beim Schaber (s. d.), weitgehende Differenzierungen statt. Je länger, je mehr bilden sich Spezialwerkzeuge aus. Die formale Gestaltung wird sowohl durch den Gebrauchszweck als auch beim Wechsel des Materials (Stein — Bronze — Eisen) durch dessen verschiedene Eigenschaften bedingt.

S. unter anderem Ahle, Angel, Axt, Bohrer, Bronzeguß, Bronzetechnik, Dächsel, Eisen, Hacke, Harpune, Holz, Keil, Kette, Meißel, Messer, Nadel, Nagel, Pflug, Säge, Schaber, Schere, Sichel, Stein, Steinbearbeitung, Textiltechnik A § 2, Töpferei A § 2, Zange, Zirkel.

L. Noiré *Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit* 1880; Deutsche Monatsschr. f. d. gesamte Leben der Gegenw. Mai-Juli 1905 M. v. Eyth; C. F. Helbig *Die erste Erfindung* 1902; Anthrop. Korr.-Bl. 1910 S. 60ff. R. W. Hoffmann; L. Pfeiffer *Die Werkzeuge des Steinzeitmenschen* 1920.

Alfred Götze

B. Ägypten. An Tischlerwerkzeugen gehen gewiß Dächsel (s. d.) und Axt (s. d. B), Holzschlägel (s. d.), Meißel (s. d. B) und Bohrer (s. d. B), vielleicht auch die Säge (s. d. B), schon in vorgesch. Zeit zurück. Ein metalener Nagel (s. d. B) fehlt dem älteren äg. Handwerk und wird durch Holzdübel ersetzt. Die ältesten landwirtschaftlichen W. sind Hacke (s. d. B), Sichel (s. d. B) und Pflug (s. d. B). An sonstigen W. sind vor allem Angel (s. d. B), Harpune (s. d. C), Messer (s. d. B), Nadel (s. d. B), Netznadel (s. d.), Spindel (s. d.) und Zange (s. d. B) zu erwähnen.

Ranke

C. Palästina-Syrien s. unter anderem Axt C, Bohrer C, Bronzeguß C, Eisen D, Hacke C, Meißel C, Messer C, Nadel C, Nagel C, Pflug C, Pflriemen C, Säge C, Sichel C.

D. Vorderasien s. unter anderem Axt D, Hacke D, Meißel D, Messer D, Nadel D, Nagel D, Netz, Säge D, Schere B, Sichel D, Stein D.

Wermut. § 1. Von den meist recht aromatischen Wermut-Arten sind eine ganze Reihe in medizinischen und häuslichen Gebrauch gekommen. So wird der Beifuß, welcher den Namen seit der Römerzeit bis zu uns von dem drolligen Aberglauben hernimmt, er könne, an den Fuß gebunden, die Müdigkeit vertreiben, schon recht lange unsere Zivilisation begleiten, auch wenn er eigentlich nicht angebaut wird, sondern sich nur freiwillig dem Menschen anschoß.

§ 2. Der richtige W. (*Artemisia absinthium*), die Eberraute, *A. abrotanum*, und der Estragon oder Dragon, *A. dracunculus*, sind dagegen wohl als wirkliche Kulturpflanzen anzusehen, die auch alte, uns freilich ziemlich unverständliche Beziehungen zu unseren Grabstätten vom Rhein bis Oberbayern und Ostpreußen haben. † Ed. Hahn

Wertmesser s. Geld, Handel, Wirtschaft.

Wessenstedter Typus. Ein repräsentativer F O des W. T. sind die Hügelgräber bei Wessenstedt (Kr. Ülzen, Hannover) von höchstens 1,1 m H. und 1—10 m Dm, z. T. mit Steinkranz. Die Urnen (meist nur eine) in Gruben oder Steinkisten, der Regel nach mit Deckelschale; gesäuberter Leichenbrand; einige Male rituelle Beschädigung. Beigaben geringfügig. Keramik an die spätkbronzezeitl. anschließend, mit abgeschwächten Konturen, neu der leicht ausbiegende Hals (doppelkonisch, bauchiger Unterteil mit hohem Hals, tonnenförmig usw.; Band IX Tf. 165d); Verzierung selten: Wechsel gerauter und glatter Flächen, Furchen, Linien (Zickzackband u. ä.), Tupfen in Görtzer Art (s. Görtzer Typus). Metallgeräte: Schwanenhalsnadeln (s. Schwanenhalsnadel) aus Bronze und Eisen, scharfkantiger Torques, halbmondförmige Messer (Eisen). — Die Wessenstedt-Stufe (Band IX Tf. 165 a—l) stellt im ö. Hannover die älteste EZ (= Montelius VI) dar und hat sich nach S, wo sie sich mit der Steinkistengruppe verbindet (Beierstedt [s. d.]); mit etwas älteren Zügen), und W verbreitet; dort wichtig als Zeichen der Ausbreitung der Germanen. Zeit etwa 750—600 v. C. S. a. Nordischer Kreis C 2 § 5ff.

Nachr. u. D. A. 1897 S. 17 H. Meyer; G. Schwantes *Urnfriedh. i. Niedersachsen I* 1/2 S. 15. R. Beltz



a



b

Westfalen A. Paläolithikum

a. Balver-Höhle. — b. Feldhof-Höhle. — Nach Photographien.

Westeregeln s. Norddeutschland A § 4.

Westfalen. A. Paläolithikum (Tf. 61^{A-G}).

§ 1. Geologisches Vorkommen des Paläol. in W. —

§ 2. Geschichte der paläol. Forschungen in W. —

§ 3. Die wichtigsten diluvial-archäologischen Profile. — § 4. Verbreitung des Paläol. in Westfalen.

§ 1. Altsteinzeitliche Siedlungen finden sich auf westfäl. Boden vornehmlich in den ziemlich zahlreichen Höhlen des devonischen Massenkalkes (im Sauerland).

Dieser Massenkalk beginnt auf rheinländischem Gebiet in der Gegend von Velbert-Wülfrath-Elberfeld und zieht sich von dort in mehr oder weniger breitem Streifen über Schwelm-Hagen-Hohenlimburg-Letmathe-Iserlohn bis Balve im Hönne-Tal hin. In vereinzelten Vorkommen tritt er ferner bei Warstein, Brilon, Grevenbrück und Attendorn-Elspe auf.

Ein zweites Gebiet paläol. Siedlungen sind die Niederungen von Emscher und Lippe.

§ 2. Die ersten Höhlenforschungen in W. setzten in den 40er Jahren des vorigen Jh. ein, beschränkten sich aber lediglich auf die Feststellung verschiedener Schichten in den Höhlenablagerungen und auf das Sammeln fossiler Tierreste. Erst in den 60er und 70er J. begann man (besonders von Dechen, R. Virchow, Schaaffhausen), bei Grabungen auch auf Artefakte zu achten, doch meist nur in der Absicht, überhaupt das Zusammenvorkommen des Menschen mit diluv. Säugern festzustellen, und ohne diese Funde mit Bezeichnung der Fundschicht sorgfältig aufzubewahren. Dadurch sind die meisten der älteren Funde abhanden gekommen. Seit dem J. 1924 hat dann Verf. teils die älteren Funde bearbeitet, teils selbst im Sauerland Grabungen ausgeführt.

Im Emscher-Gebiet wurden die ersten Artefakte im J. 1911 beim Bau des Rhein-Herne-Kanals, im Lippe-Gebiet 1925 beim Bau des Lippe-Seitenkanals gefunden.

§ 3. a) Balver Höhle. Die Balver Höhle (Tf. 61^A) ist mit rund 85 m L., 18 m H. und 11 m Br. die größte Höhle W., eine imposante Flußhöhle mit ausgesprochenem Tonnengewölbe, 7,5 m über dem Niveau der Hönne.

Die Höhle besteht aus einem sö. gerichteten Hauptarm und zwei Seitenarmen nach OSO und S, dem sog. Virchow-Arm und dem Dechen-Arm (letzterer mit zwei Abzweigungen). Fast die ganze Höhle war ehemals mit Ablagerungen ausgefüllt. Heute finden sich solche nur noch in Resten im Virchow-Arm und in den Abzweigungen des Dechen-Armes. Schon bei den ersten Untersuchungen im J. 1844, die nur geol. und paläontologische Feststellungen bezweckten, wurden, wie aus den Berichten hervorgeht, Artefakte gefunden, allerdings ohne als solche

erkannt zu werden. Die Grabungen Virchows (1870) und von Dechens (1871) berücksichtigten auch das vorgesch. Moment. Die Grabungen des Verf. 1925/26 konnten sich nur auf die letzten Überreste der alten Höhlenausfüllung erstrecken.

Faßt man die Resultate aller Untersuchungen zusammen, so ergibt sich folgendes Normalprofil (Tf. 61^{Ba}) durch die Ablagerungen (von unten nach oben):

Liegendes: Feste Kalksteinsohle.

Schicht 1: Hellgrau-gelblicher Höhlenlehm, mit Geröllen von Kalkstein und (seltener) Sandstein, Kieselschiefer oder Grauwacke. Tierreste: *Elephas primigenius* (vorwiegend), *Rhinoceros antiquitatis*, *Ursus spelaeus*, *Equus spec.*, *Rangifer tarandus*, *Sus scrofa*. (Auf Tf. 61^{Ba}: Mammutschicht = IV [1844] = 4–7 [1871] = 1 [1925/1926].)

Schicht 2: Dunkelbrauner bis schwarzbrauner, etwas erdiger Höhlenlehm, vornehmlich mit zahlreichen stark verwitterten Kalksteingeröllen und abgerollten Knochenbruchstücken. Spuren von Holzkohle nachweisbar. Tierreste: *Elephas primigenius*, *Rhinoceros antiquitatis*, *Ursus spelaeus* (vorwiegend), *Canis lupus*, *Canis vulpes*, *Hyaena spelaea*, *Equus spec.*, *Cervus eurycerus*, *Cervus elaphus*, *Rangifer tarandus*, *Bos primigenius*. (Auf Tf. 61^{Ba}: III [1844] = 2 [1925/26]; stellenweise fehlend.)

Schicht 3: Gelber Lehm mit zahlreichen Geröllen von Kalkstein und (seltener) von Sandstein oder Kieselschiefer. Tierreste: *Rhinoceros antiquitatis*, *Ursus spelaeus* (vorwiegend), *Felis spelaea*, *Equus spec.*, *Cervus elaphus*, *Rangifer tarandus*, *Sus scrofa*. (Auf Tf. 61^{Ba}: Geröll- oder Bärenschicht = II [1844] = 3 [1871] = 3 [1925/1926].)

Schicht 4: Dunkelschwärzlich-graue „Erde“ mit meist eckigen Kalksteinen, selten mit Geröllen von Sandstein oder Kieselschiefer und mit Holzkohlenresten. Tierreste: *Elephas primigenius*, *Ursus spelaeus*, *Canis vulpes*, *Felis catus*, *Mustela vulgaris*, *Equus spec.*, *Cervus spec.*, *Rangifer tarandus* (vorwiegend), *Sus scrofa*, *Castor fiber*, *Lepus timidus*. (Auf Tf. 61^{Ba}: Rentierschicht = I [1844] = 2 [1871]; fehlt in den hinteren Räumen der Höhle.)

Schicht 5: Bräunlich-graue „Kulturschicht“, z. T. versintert. Tierreste: *Elephas primigenius*, *Rhinoceros antiquitatis*, *Ursus spelaeus*, *Canis vulpes*, *Felis catus*, *Mustela (?) martes*, *Rangifer tarandus*, *Sus scrofa*, *Castor fiber*, *Lepus timidus*. (Auf Tf. 61^{Ba}: Sinterdecke = 1 [1871] = 4 [1925/1926]; nicht überall ungestört, in den hinteren Teilen der Höhle meist nur aus versinterten Kalksteinen und Lehmsetzen bestehend, stellenweise auch fehlend.)

In diesen 5 Schichten kamen Artefakte vor: 1844 höchstwahrscheinlich in Schicht 1 und 2; 1870 (Virchow) in Schicht 4 und 5, als fraglich in Schicht 1; 1871 (von Dechen) in Schicht 3, 4 und 5; 1925/26 in Schicht 1, 2 und ganz vereinzelt in Schicht 3.

Die in allen Schichten gleichartige „kalte“ Fauna gehört einer Eiszeit an; nach der

Lage der Höhle kommt nur die letzte Verweisung in Betracht.

Zu beachten ist, daß nur die Schichten 4 und 5 wirkliche „Kulturschichten“ sind. Bei der Ablagerung der Schichten 1—3 hat, fließendes Wasser eine Rolle gespielt, wie aus dem Vorhandensein echter Gerölle und dem völlig unregelmäßigen Vorkommen der Artefakte in den Schichten hervorgeht. Da die Artefakte bis auf ganz wenige keine Abrollung zeigen, in Schicht 2 auch winzige Holzkohlenbröckchen gefunden wurden, ist anzunehmen, daß bei der Ablagerung der Schichten 1—3 echte „Kulturschichten“ aufgearbeitet worden sind.

Die Schicht 5 enthielt mit Sicherheit Neol. und Magdalénien (Tf. 61^G 9, 10, 12, 13), die Schichten 1 und 2 ein Primitiv-Moustérien. Da außerdem Voll-Moustérien (Tf. 61^E) und Aurignacien (Tf. 61^F 3, 4, 6—9) aus der Höhle bekannt sind (bei den Grabungen 1925/26 nicht *in situ* angetroffen), so muß logischerweise in Schicht 3 das Voll-Moustérien, in Schicht 4 das Aurignacien gelegen haben. Verf. hat, da im Sirgenstein (s. Mittel- und Süddeutschland A § 3) und im Kartstein i. d. Eifel (s. Norddeutschland A § 3) auch nur zwei, in ihrem Typus verschieden, aber in ihrer Entwicklung aufeinanderfolgende, stratigraphisch unmittelbar übereinanderliegende Moustérien-Horizonte zu beobachten sind, für das deutsche Moustérien eine zweistufige Entwicklung angenommen (im Gegensatz zu der Dreiteilung des westeurop. Moustériens [s. d.] in Früh-, Hoch- und Spät-Moustérien) und als Untere und Obere Sirgensteiner Stufe bezeichnet.

Geräte der Unteren Sirgensteiner Stufe — charakterisiert durch primitive Spitzen und Spitzschaber, sowie einfache Schaber und eine Unmenge von Kleinwerkzeugen — s. Tf. 61^{C, D}; Geräte der Oberen Sirgensteiner Stufe — charakterisiert durch Moustier-Handspitzen und La Quina- (Bogen-) Schaber — s. Tf. 61^E.

b) Feldhof-Höhle. Die Feldhof-Höhle (s. Tf. 61^{A, B}) beim Klusenstein im Hönne-Tal ist mit 36,7 m H. über der Hönne eine der höchstgelegenen Höhlen des ganzen Tales. Gleichwohl finden sich in ihr keine Ablagerungen, die mit Sicherheit älter wären als die der Balver Höhle, mit der die Feldhof-Höhle in vieler Hinsicht Ähnlichkeit hat.

Das Normalprofil (Tf. 61^{B, b}) ist folgendes (von unten nach oben):

Liegendes: Feste Kalksteinsohle.

Schicht I: Gelber Höhlenlehm mit seltenen Einlagerungen von gelbem Sand. Ohne tierische oder menschliche Reste.

Schicht II: Sandiger, grauer bis brauner Lehm mit Geröllen von Kalkstein, Grauwacke, Sandstein und Kieselschiefer und mit abgerollten Knochenbruchstücken. Holzkohlenrestchen nachweisbar. Tierreste: *Rhinoceros antiquitatis*, *Ursus spelaeus* (vorwiegend), *Canis lupus*, *Equus spec.*, *Rangifer tarandus*, *Cervus eurycerus*.

Schicht III: Brauner Höhlenlehm mit häufigen Kalksteingeröllen. Tierreste selten: *Ursus spelaeus* (vorwiegend), *Hyaena spelaea*, *Canis lupus*, *Equus spec.*

Schicht IV: Hellbrauner bis gelblicher Höhlenlehm mit wenigen großen, eckigen Kalksteinbrocken. Im vorderen Teil der Höhle mit *Elephas primigenius*, *Equus spec.*, *Cervus spec.*

Schicht V: Schutt oder Sinterdecke, nicht überall vorhanden, ohne diluv. Einschlüsse.

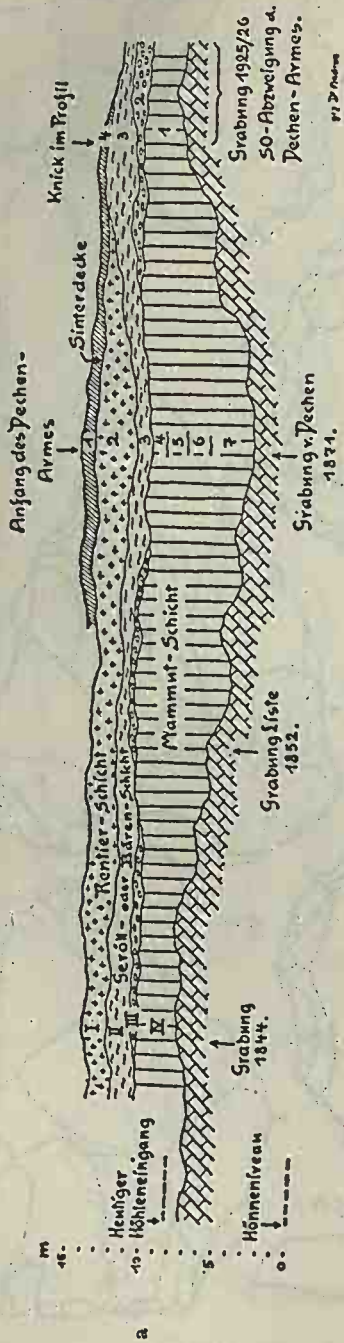
Artefakte fanden sich 1925/26 in regelloser Lagerung, aber nicht abgerollt, in Schicht II und III. Frühere Berichte geben Artefakte aus Schicht IV an.

Auch hier dürften — wie in der Balver Höhle — die Schichten II und III unter Mitwirkung fließenden Wassers entstanden sein: die Schichten führen Gerölle, die Artefakte sind unregelmäßig verteilt, Schicht II enthielt Holzkohlenteilchen. Aufarbeitung bereits vorhanden gewesener „Kulturschichten“ bei der Bildung dieser Ablagerungen ist ebenfalls anzunehmen. Schicht IV dagegen (und vielleicht z. T. Schicht V?) ist als echte Kulturschicht aufzufassen.

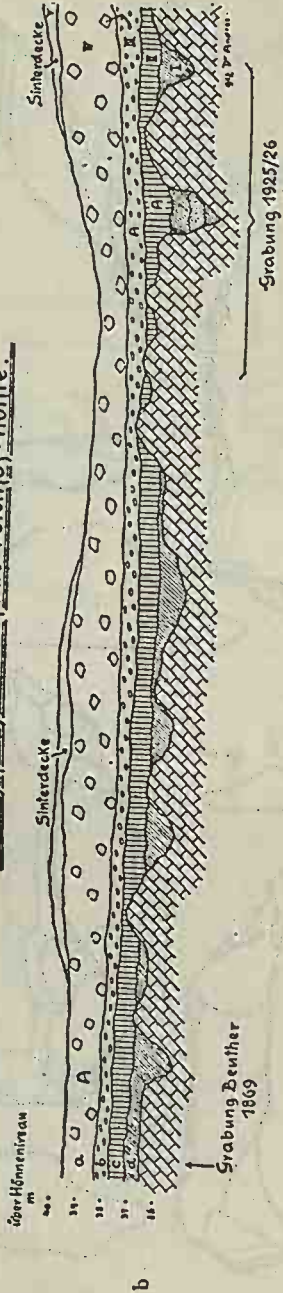
Obwohl, wie erwähnt, nach der Lage der Höhle ältere als letztezeitliche Kulturüberreste zu erwarten waren, sind die Artefakte aus Schicht II und III völlig denen der Unteren Sirgensteiner Stufe aus der Balver Höhle gleich (Tf. 61^D). Die Obere Sirgensteiner Stufe fehlt in der Feldhof-Höhle. Funde des Aurignacien (Tf. 61^F) und des Magdalénien (Tf. 61^G) sind von früheren Aufsammlungen her bekannt geworden, heute aber nicht mehr mit Sicherheit horizontierbar; beide Kulturen werden vermutlich der Schicht IV angehört haben.

Die ursprüngliche Lage des „Faustkeiles“ aus der Feldhof-Höhle (Tf. 61^G Abb. 1) im Schichtenverbande der Höhle ist nicht bekannt. In der Literatur wird der „Keil“ als Chelléen, Alt-Acheuléen, Spät-Acheuléen, Früh-Moustérien, auch als frühneolithisch bezeichnet. Richtig dürfte sein, daß es sich nicht um einen „Faustkeil“, sondern um ein dem Früh-Moustérien

Balver Höhle. Längsprofil: Hauptarm - Felsen-Arm ~ 50-Abzweigung.



Längsprofil durch die Feldhof-Höhle.



Westfalen A. Paläolithikum

(Untere Sirgensteiner Stufe) angehörendes, grobes Schlag- und Schabgerät handelt, wie Common t (Congrès préhist. de France; Angoulême 1912) solche als *grands racloirs* und *hachoirs* aus dem „Moustérien ancien“ von Saint-Acheul anführt.

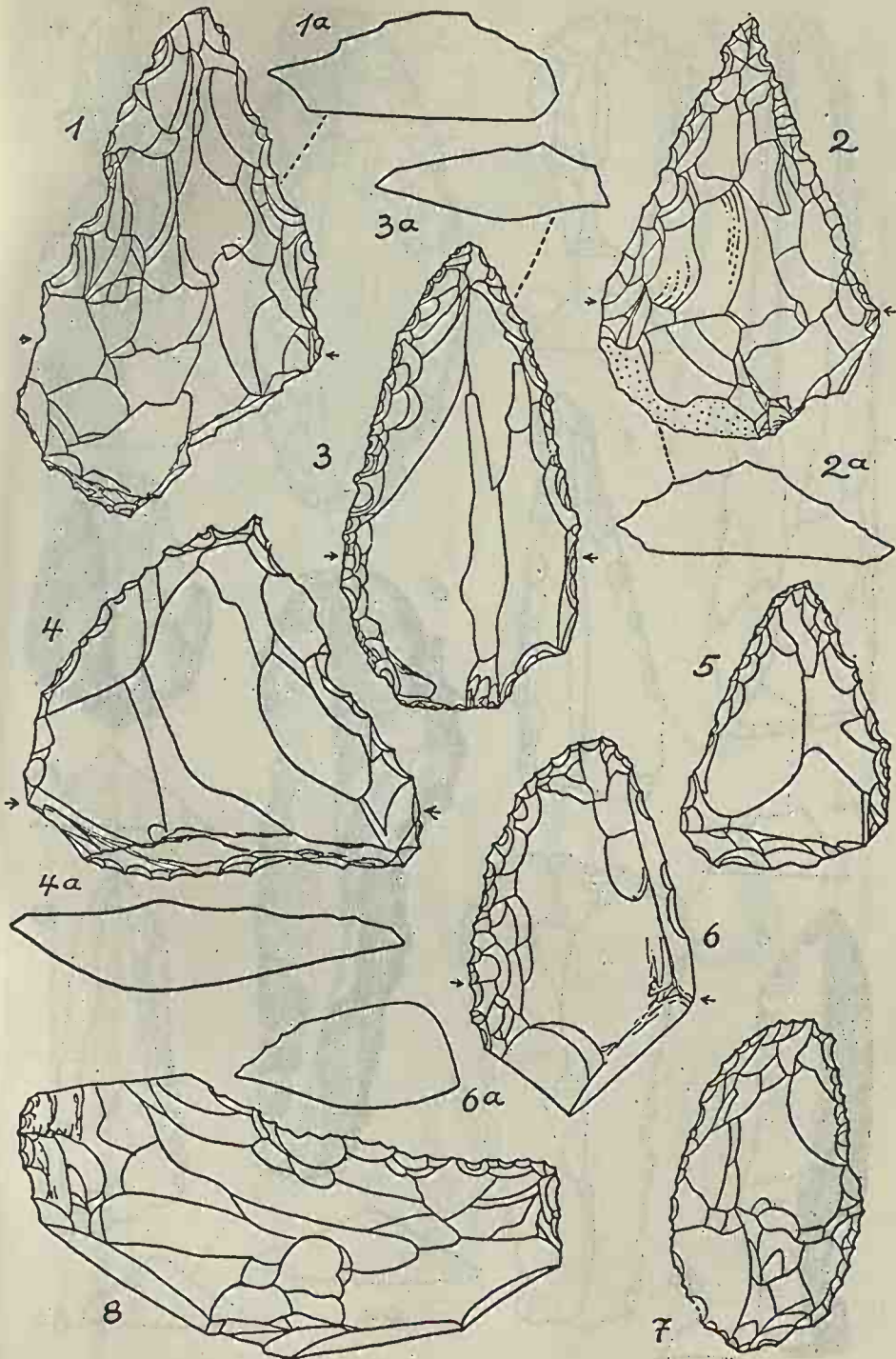
c) Das Emscher-Lippe-Gebiet. Die hier gemachten Funde stammen aus diluv. Aufschotterungen der Emscher bzw. der Lippe.

Die eiszeitlichen Ablagerungen beider Flüsse sind ihrer Art nach die gleichen. Zu unterst liegen auf dem anstehenden Gestein des Untergrundes (Obere Kreide) mancherorts Reste der Grundmoräne der II. nordd. Vereisung, die jedoch auch fehlen können. Darüber liegen die sog. „Knochensande“, kiesige Sande mit Resten vom Mammut, wollhaarigem Nashorn, Rothirsch, Riesenhirsch, Rentier, Wisent, Ur, Moschus-Ochsen, Wildpferd, Wildschwein, Bär und Hyäne; die Knochen zeigen keine Abrolung. Hierin — und zwar an der Basis — fanden sich bei Herne (Emscher) Artefakte, die die meisten Autoren als Jüngeres Acheuléen bezeichneten (s. Norddeutschland A § 3 und Band IX Tf. 1). Außer solchen nicht abgerollten Artefakten kamen einige „atypische“ Stücke zutage, die teils als Zufallsprodukte (Kahrs), teils als

Moustérien (Bayer), teils als vorletzt-interglazial (Menzel) angesehen wurden. Ein diesen „atypischen“ Herneer Stücken gleichender „atypischer Faustkeil“ lag bei Waltrop i. W. in der Grundmoräne der II. Eiszeit, also auf sekundärer Lagerstätte. — Die Knochensande gehen nach oben in die „Schneckensande“ über, graue Sande mit eingeschwemmten Land-(Löß-)Schnecken. Zu oberst liegen gelbliche, kreuzgeschichtete Sande mit ähnlicher Fauna wie die der Knochensande, die sog. „Talsande“. Bei Datteln an der Lippe wurde in der oberen Partie der Knochensande Aurignacien angetroffen, bei Herne (Emscher) an der Grenze der Schneckensande zu den Talsanden ein bearbeitetes Hirschgeweih, schließlich bei Wanne (Emscher) zwei kleine Artefakte im oberen Drittel der Talsande.

Verf. konnte nachweisen, daß Knochensande und Schneckensande zusammen in den Anfang der letzten Eiszeit (1. Vorstoß) gehören, die Talsande in den 2. Vorstoß dieser Vereisung; ihnen entsprechen im Diluvium der Höhen des Gebietes Jüngerer Löß 1 und 2. Das ganze Diluvium von Lippe und Emscher ist demnach folgendermaßen zu gliedern:

Geol. Alter	Ablagerungen im Emscher-Lippe-Gebiet		Kulturen	
	Höhendiluvium	Taldiluvium		
III. nordd. Eiszeit	Baltische Stillstandslage			
	Rückzug	Verlehmung u. Umlagerung der ob. Partie des Jüng. Löß 2	Erosion	
	2. Vorstoß	Löß (= Jüng. Löß 2)	Talsande	Solutréen?? (Wanne)
	Groß. Rückzug	Umlagerung u. Umbildung des Jüng. Löß 1 zu „Sandlöß“	Erosion	
	1. Vorstoß	Löß (später „Sandlöß“) (= Jüng. Löß 1)	Schneckensande Knochensande	oben: Aurignacien? (Herne) oben: Aurignacien (Datteln) unten: Moustérien (Herne)
2. nordd. Interglazial	Verwitterung der oberen Partie der Grundmoräne bzw. Erosion der Grundmoräne	Erosion der Grundmoräne, ganz od. bis auf geringe Reste		
II. nordd. Eiszeit	Grundmoräne	Grundmoräne	„Faustkeil“ von Waltrop auf sekundärer Lagerstätte	
I. nordd. Interglazial			Ursprüngliche Lagerstätte der „atypischen“ Werkzeuge von Herne und Waltrop?	



Westfalen A. Paläolithikum

Obere Sirgensteiner Stufe: 1, 2, 3, 5. Moustier-Spitzen. — 4. Spitzschaber. — 6. Bogenschaber. —
 7. Kleines Keilchen. — 8. Sägeschaber. — Balver Höhle. — Etwas verkleinert.

Damit gehören die Artefakte von Herne in den Anfang der letzten Eiszeit und stellen ein typisches „Moustérien von Acheuléen-Morphologie“ (s. Moustérien) dar. Die „atypischen“ Werkzeuge von Herne und Waltrop müssen, wenn es sich in der Tat um Artefakte handelt, aus der Zeit vor der II. nordd. Vereisung stammen. Das Aurignacien (bei Datteln: Elfenbeinspeerspitze und Hochkratzer) beginnt wahrscheinlich schon um die Mitte des I. Vorstoßes der letzten Eiszeit. Zum Aurignacien ist ev. auch das in der oberen Partie der Schneckensande gefundene bearbeitete Rothirschgeweih zu rechnen. Das Solutréen von Wanne ist noch fraglich, da typische Werkzeuge dieser Kultur bisher noch nicht vorliegen.

Neuerdings hat Wiegers (1928) obige Gliederung des Emscher-Lippe-Diluviums abgelehnt; er hält die Schnecken-Sande der Emscher auf Grund ihrer Flora für interglazial und die Lippe-Sande für bedeutend jünger als die der Emscher. Deshalb sind nach ihm (in Übereinstimmung mit Obermaier) die Artefakte von Herne jüngeres Acheuléen. Dem ist entgegenzuhalten, daß Stoller (nach einer brieflichen Mitteilung) die Flora nicht für ausgesprochen interglazial ansieht, ferner vor allem die Ablagerungen von Lippe und Emscher in petrographischer und faunistischer Beziehung vollkommen übereinstimmen und schließlich die jahrelangen Untersuchungen von Steusloff ergeben haben, daß die Schnecken-Faunen der diluv. Ablagerungen der Lippe wie der Emscher völlig die gleichen und in jeder Beziehung beweisend für ein glaziales Alter aller Ablagerungen sind.

§ 4. An paläol. Freiland-Siedlungen sind in W. nur die in § 3c erwähnten bekannt. Aus dem Höhlendiluvium W. sind, abgesehen von der Balver und der Feldhof-Höhle, bis jetzt noch folgende Höhlen als paläol. Fundstellen zu nennen:

Burschen-Höhle im Hönne-Tal mit Streufunden der Unt. Sirgensteiner Stufe,
Honert-Höhle im Grubecker Tal (beim Hönne-Tal) mit Aurignacien (s. Tf. 61^F 1, 2),
Sporker Höhle bei Grevenbrück i. W. mit Aurignacien,

Bilstein-Höhle und „Hohler Stein“ bei Warsteini. W. mit Magdalénien (Tf. 61^G 2, 4, 6),
Martins-Höhle bei Letmathe i. W. mit Magdalénien,

Höhlen bei Iserlohn i. W. mit Magdalénien.

Mannus 17 S. 60 Julius Andree; ebd. 19 S. 87, 92, 251 ders.; ebd. 20 (1928) ders.; ders.

Das Alter der diluvialen Lippe- und Emscherablagerungen Sitzungsber. d. Naturhist. Ver. d. pr. Rheinl. u. Westf. 1927 C. S. 14, 108; ders. *Das Paläolithikum der Höhlen des Hönnetales* Mannus-Bibl. 42 (1928; hierin die gesamte Literatur über westf. Paläolithikum); Zeitschr. d. D. Geol. Ges. 64 (1912) Mo. S. 155 Bärtling; ZfEthn. 44 (1912) S. 187 ders.; Bayer *Der Mensch im Eiszeitalter* 1927; ZfEthn. 57 (1925) S. 77 Gagel; Mannus 20 (1928) Henneböle; Präh. Z. 16 (1925) S. 93 Kahrs; „Heimat“, Dortmund 1926 S. 303 und ebd. 1927 (Sonderdruck) ders.; Lipperheide *Die Höhlen des Hönnetales* Diss. Münster 1923 (ungedruckt); Zeitschr. d. D. Geol. Ges. 64 (1912) Mo. S. 177 Menzel; ZfEthn. 44 (1912) S. 195 ders.; Obermaier s. hier Acheuléen und Norddeutschland A; R. R. Schmidt *Die diluviale Vorzeit Deutschlands* 1912; *Die Eiszeit I* (1925) Steusloff; „Heimat“, Dortmund 1926, Heft 12, und 1927 (Sonderdruck) ders.; Abh. d. Pr. Geol. Landesanstalt NF 84 (1920) S. 80 Wiegers; ders. *Diluviale Vorgeschichte des Menschen I* (1928).

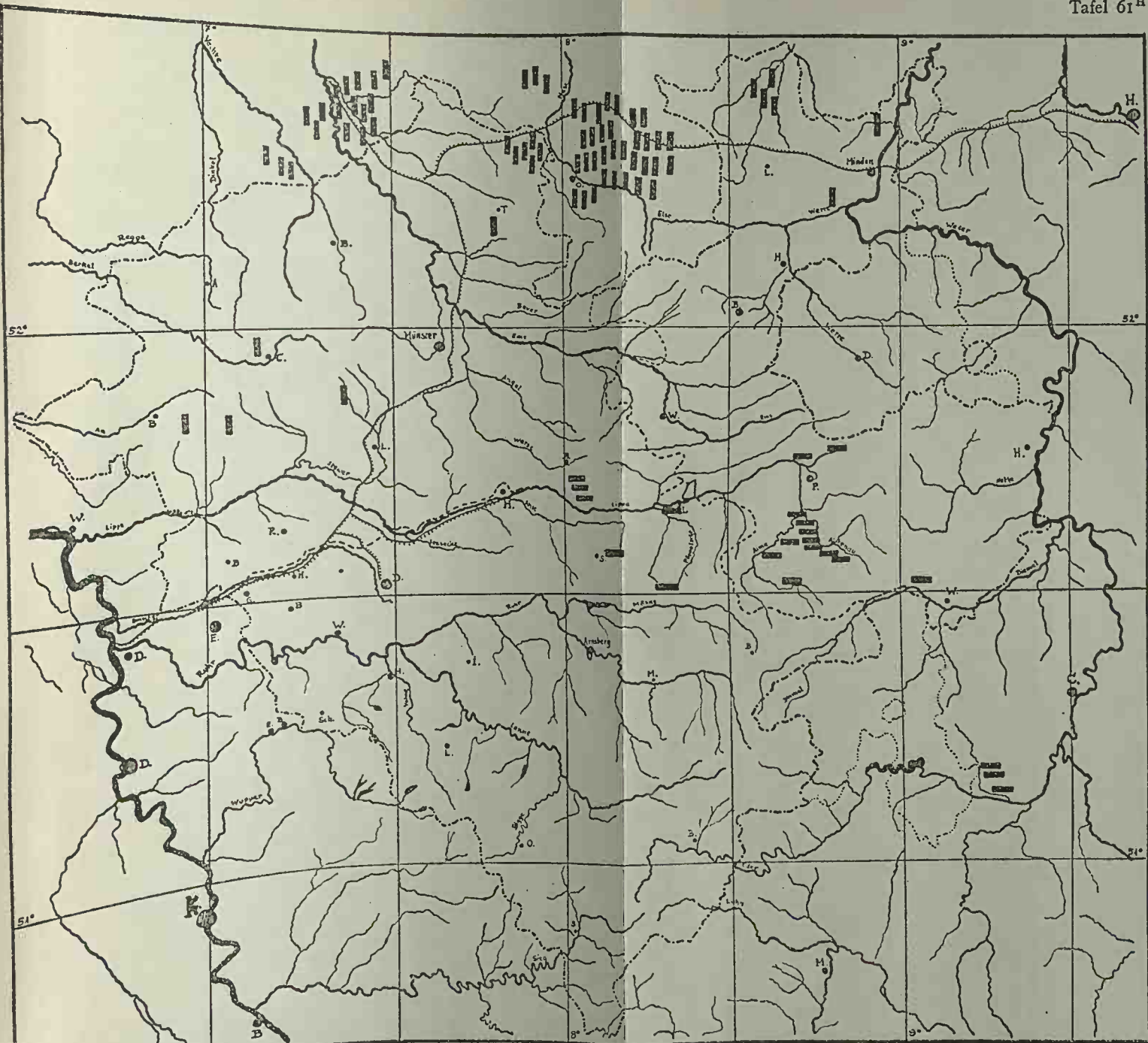
Julius Andree

B. Mesolithikum.

Mesolith. Kulturreste sind aus W. bisher nur wenig bekannt und kaum wissenschaftlich bearbeitet.

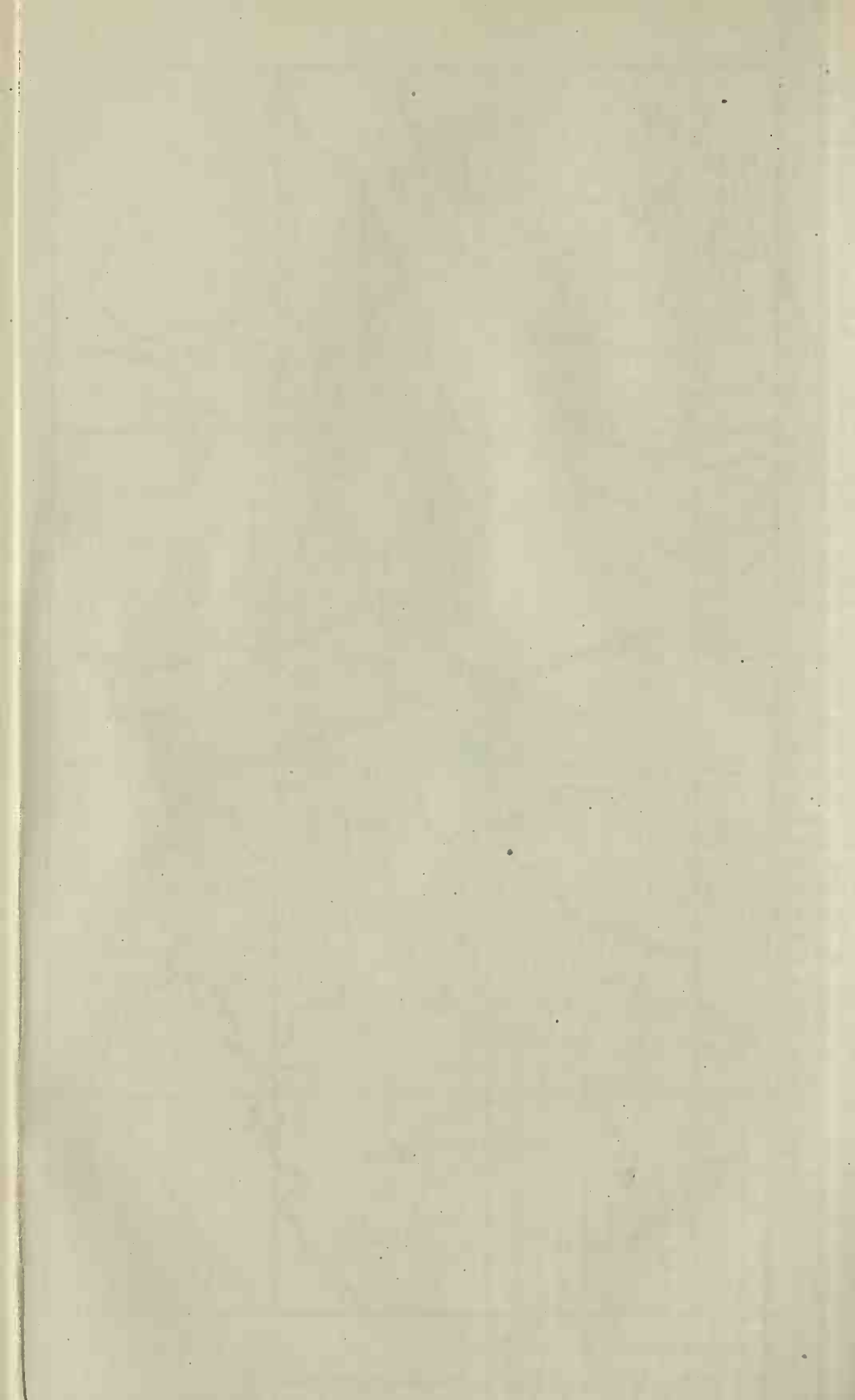
Das Tardenoisien (s. d.), das wir aus dem Rheinland von Hünxe (a. d. Lippe), Opladen, Fühlingen, Troisdorf usw. kennen, scheint im w. und mittl. W. fast ganz zu fehlen (vielleicht vorhanden bei Schwerte a. d. Ruhr und bei Lünen a. d. Lippe). Die mikrolith. Geräte aus manchen Höhlen (s. hier A) dürften dem Magdalénien angehören. Dagegen hat Junkermann vom Teutoburger Walde aus der Gegend von Bielefeld Funde von Siedlungsplätzen des Tardenoisien beschrieben, so vom Blömkeberg, vom Forlbach, Bullersbach, von Lämershagen und Vierschlingen, ferner von Stapelage bei Örlinghausen. Diese Siedlungen liegen meist oben auf diluv. Binnendünen. Die Funde waren Oberflächenfunde. Später erwähnte Adrian Tardenoisien auch von Sieker und von der Hünenburg bei Bielefeld. Neuerdings sollen einige weitere Fundpunkte in derselben Gegend entdeckt worden sein.

Das Campignien (s. d.) ist bisher in W. nur mit zwei Streufunden vertreten, vom Gaderbaum bei Bielefeld und vom Maakengrund bei Örlinghausen (Junkermann). Angeblich sind letzthin jedoch auch neue Campignien-Funde ö. des Teutoburger Waldes auf westfäl. Gebiet gemacht worden (Näheres noch nicht bekannt).



Westfalen C. Neolithikum und ältere Bronzezeit

Karte der jüngersteinzeitlichen Megalith-Gräber Westfalens: | Große Kammern; — Steinkisten. Eintragungen Stieren.



Mesolithikum liegt ferner aus der Martins-Höhle bei Letmathe (Sauerland) vor (noch nicht publiziert).

4. Bericht des Naturwiss. Ver. Bielefeld 1922 Junkermann; Mannus 17 (1925) Adrian; ebd. 18 (1926) ders. Julius Andree

C. Neolithikum und ältere Bronzezeit (Tf. 61^H—61^Q).

I. Neolithikum.

§ 1. Megalithgräber und Funde des nordischen Kreises (Hünenbetten). — § 2. Die großen Steinkisten. — § 3. Mischkultur-Funde.

§ 1. Die Megalithgräber der Prov. W. waren bisher wenig bekannt. Ein großer Teil ist nur literarisch nachzuweisen. Von den noch vorhandenen Gräbern sind die großen Steinkisten fast allg. übersehen worden. Nach dem inzwischen vorgelegten Material läßt sich eine klare Scheidung des Gesamtbefundes bereits erkennen (Stieren *Die vorgesch. Denkmäler des Kreises Büren* Mitteilgn. d. Altert.-Kom. f. Westfalen 7 [1922]; ders. *Die großen Steinkisten Westfalens* Zeitschrift „Westfalen“ 13 [1927]); danach teilt sich für die j. StZ das Gebiet der Prov. n. der Lippe dem nord., s. der Lippe einem anderen Kulturkreise zu. — Das W. nächst benachbarte Teilzentrum der nord. Megalith-Kultur liegt im südwestl. Hannover mit einer Zahl von etwa 300 nachweisbaren Megalithgräbern (s. d. C). Dieses Zentrum sendet in das n. W. nur noch eine beschränkte Zahl von Gräbern, und zwar vornehmlich in die Kreise Minden, Lübbecke, Tecklenburg, Koesfeld, Borken; im Kreise Lübbecke sind 4 Megalithgräber nachweisbar bei Rahden. Zwei davon waren vor dem J. 1807 zerstört, 2 noch 1807 vorhanden. Das anscheinend damals gut erhaltene dieser beiden war 30 Schritt l., 5½ Schritt br., von dem andern teilweise erhaltenen fiel ein „Hauptstein“ von 8 Schritt l. auf (Müller-Reimers S. 283). Im Kr. Minden ist das Grab von Werste (bei Oeynhausen) in jüngster Zeit aus den wiedergefundenen versenkten Blöcken neu errichtet. — Ein anderes, über das wenig Sicheres bekannt ist, lag n. Minden. — Im Kr. Tecklenburg brachte das Grab von Seeste, 18 m l., 4 m br., rund 50 Gefäße (Müller-Reimers a. a. O. S. 283). Die sog. „großen Slopsteine“ bei Wersen sind ein (noch erhaltenes) Grab von 28 m Länge.

N. von ihnen liegen bei Halen die sog. „kleinen Slopsteine“ (Müller-Reimers a. a. O. S. 284, 285). Bei Sternbeck (Kirchsp. Recke) befand sich ein Megalithgrab, das angeblich 3 Tragsteine und 1 Deckstein hatte (Dolmen ?; a. a. O.). Im J. 1928 sind bei Wechte (Kr. Tecklenburg) Reste eines 35 m l. Grabes gefunden, das u. a. 5 Zentner Tiefstich-Scherben auf dem Bodenpflaster barg. Im Kr. Koesfeld ist aus literarischen Andeutungen eine „riesengroße Steinsetzung“ in der Bauerschaft Goxel (w. Koesfeld) zu erwähnen. In letzter Zeit sind außerdem die Reste eines Megalithgrabes bei Reken gefunden worden, sowie ebenfalls vor kurzem bei Buldern. — Am längsten bekannt und beschrieben sind die sog. „Düwelssteine“ bei Heiden (Kr. Borken), heute stark gestört.

Nünning *Sepulcretum Westphalico-Mimigardico-Gentile* 1713 S. 52ff.; für den neueren Befund Wegner *Die Findlinge Westfalens* Heimatblätter der roten Erde 1927 S. 150.

Die aufgeführten Gräber sind durchweg aus erraticen Blöcken oberirdisch erbaut. Das am besten erhaltene, die großen Slopsteine bei Westerkappeln, zeigt den auch für die Hannoverschen Gräber typischen Bau: eine lange Kammer aus 2 parallelen Reihen größerer und kleinerer Blöcke, die von großen Blöcken überdeckt ist. Wie die Karte Tf. 61^H ausweist, liegen alle diese Gräber n. der bekannten Megalithkultur-Grenze Zuidersee — Overijssel — Münster — Osten (Åberg *Nord. Kulturgebiet* I 114).

Die Keramik der nordwestfäl. Megalithgräber entspricht durchaus der, die wir als nordwestdeutsche Megalithkeramik aus außerwestfälischen Gräbern kennen. Sie besteht im allg. aus Näpfen, Schalen, Trichterrandbechern, Kumpen (s. Band VIII Tf. 25—28). Typische Formen enthielt namentlich das Grab von Seeste. — Charakteristische Beile aus den nordwestfäl. Megalithgräbern selbst sind nicht bekannt geworden. Wir wissen jedoch aus Åberg a. a. O. S. 10, 212, daß n. der Kulturgrenze in Westfalen 5 dünnackige nordische Feuersteinbeile nachweisbar sind, zu denen sich jetzt ein sechstes aus der Umgebung von Ahaus gesellt hat (Landesmuseum Münster). Die von Åberg festgestellten stammen von Offlum (Kr. Steinfurt), Emsdetten (nördliches

Westfalen), Oeynhausen, Vlotho, und eins. der Kulturgenze von Westhemmerde bei Werl. Kennzeichnend für den nord. Kreis sind weiter die auch von Åberg a. a. O. S. 221 und Karte aufgezeigten dicknackigen Feuersteinbeile. Sie finden sich ebenfalls n. der wiederholt erwähnten Südgrenze der nord. Megalithkultur, und zwar im Kreise Steinfurt, Börnste (Kr. Koesfeld), Kr. Münster, Wolbeck (Kr. Münster), Büren (Kr. Tecklenburg), Seeste (dgl.), Opendorf, und von unbekanntem, jedoch nordwestfäl. FO. An weiterem nord. Gut unter den Äxten wären ebenfalls nach Åberg zu erwähnen: eine doppelschneidige Streitaxt, unbekanntem, jedoch wahrscheinlich nordwestfäl. FO (a. a. O. S. 239), 3 jütländische Streitäxte von Osterledde (Kr. Tecklenburg), nordwestfäl. FO und von Minden, sowie 4 einschneidige Streitäxte von Minden und 2 wahrscheinl. nordwestfäl. FO (a. a. O. S. 255, 263). Die beiden schönen nord. Dolche des Landesmuseums Münster, der eine aus der Gegend von Rheda, der andere aus der von Mauritzheide bei Münster, mögen die Reihe der nord. Einzelfunde beschließen.

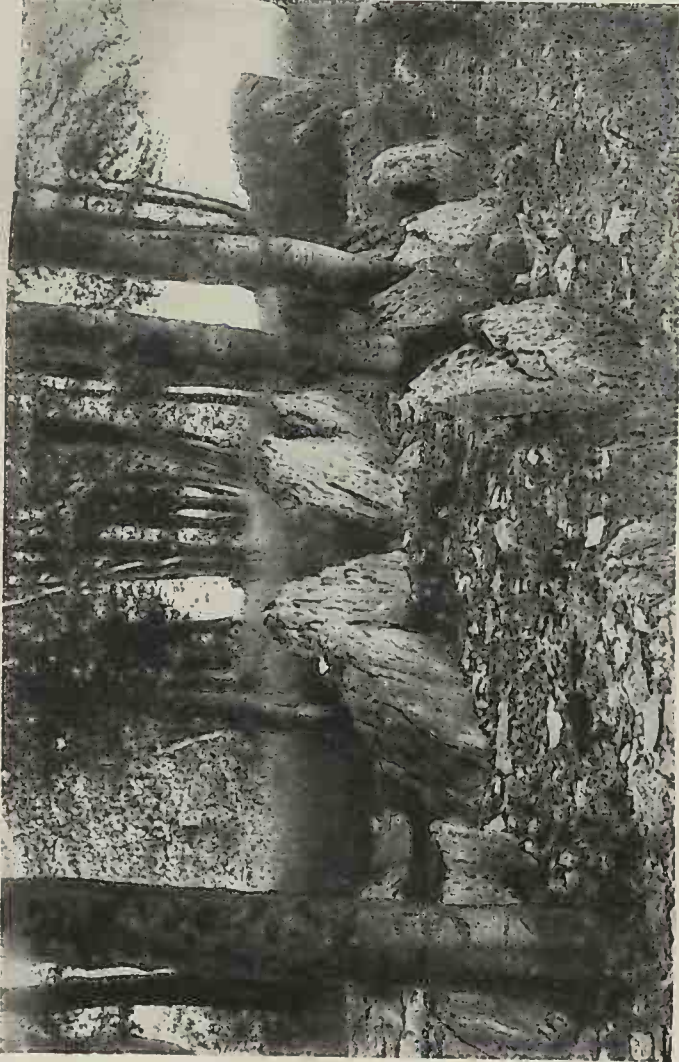
§ 2. Räumlich und sachlich scharf getrennt von den nordwestfäl. Megalithgräbern ist die Gruppe der großen Steinkisten (Tf. 61^H). Die westfäl. großen Steinkisten — so müssen sie m. E. zur Unterscheidung von dem viel gebrauchten Begriff „Steinkisten“ anderer Gebiete genannt werden — sind in den Boden versenkte, durchschnittlich 15—30 m l., 2—3 m. br. Gräber. Baumaterial ist im allg. plattenförmiger (Pläner) Kalkstein. Die Längswände sind aus hochkant gestellten, die Kopfseiten aus breitkant gestellten Platten von beträchtlicher Größe gebildet; der so entstandene korridorartige Raum ist durchgehends ursprünglich mit mächtigen Platten abgedeckt gewesen, so daß die Oberfläche des Grabes auf dem Oberflächenniveau lag. Die auch noch aus Resten erkennbare Konstruktion gibt die Abb. Tf. 61^I wieder. Alle Steinkisten sind als Bestattungs-Gelegenheiten für Sippen oder Siedlungen anzusprechg. Sie bergen je nach Größe von 50 bis mehr als 200 Bestattungen. Es sind Anzeichen vorhanden, daß die Steinkisten mit Erde überschüttet waren. Zuweilen sind sie in leichte Bodenerhöhungen eingebaut. Zu-

gang zu ihnen gewährte entweder ein besonderer Eingang (z. B. bei den Beckumer Kisten) oder das Abheben einer Deckplatte oder einer Querwand, oder das Wegräumen einer leicht ab- und aufzubauenden Trockenmauer an einer der Querseiten (z. B. bei Atteln).

Alle großen Steinkisten W. sind mehr oder minder genau von O nach W gerichtet! Ihre Grundrißgestaltung, die Abmessungen der ganzen Anlage sowohl wie einzelner Bauglieder geben die maßstäblichen Aufnahmen der Tf. 61^K. Sie zeigen auch, daß die Stärke der einzelnen zum Bau verwendeten Platten mit der Größe der Kiste zunimmt. Eine Anzahl der Steinkisten war nur noch literarisch, aber meist sogar in Einzelheiten sicher nachzuweisen. Da die zerstörten sowohl wie die noch vorhandenen breiteren Fachkreisen unbekannt geblieben sein dürften, sei hier auf die einzelnen Anlagen eingegangen (Einzelheiten und Literatur bei Stieren a. a. O.).

Die einzigen über die Lippe nach N vorgeschobenen Steinkisten liegen bei Beckum. Sie sind da, wo sie erwähnt sind, als große Kammern (Hünenbetten) angesprochen worden, jedoch mit Unrecht (s. Tf. 61^{K1}). Es ist über sie allerlei geschrieben, wovon eine Abhandlung Nordhoffs aus dem J. 1904 hervorzuheben ist, weil er sie in nachchristliche Zeit setzt. Ursprünglich waren 3 Kisten vorhanden. Die größte lag auf der sog. Kieslingshucht. Sie war von W nach O gerichtet, 28 m l., 3 m br., ihre Innenhöhe betrug 1,80 m. Die Beigaben der Kiste (Tf. 61^M) sind 1 Beilbruchstück aus Kieseliefer, Speerspitze, prismatisches Messer aus Feuerstein (ebd. Nr. 3), Schwefelkiesknolle = Schlagfeuerzeug (ebd. Nr. 5), 9 durchbohrte Tierzähne, 1 Scherben eines Trichterbeckers (ebd. Nr. 7), 1 Stückchen Kupfer, 1 Gefäß. Das Grab ist zerstört.

Das 2. Grab bei Beckum, Bauerschaft Dalmer, auf dem „Hiärwtskamp“ ist erhalten (Grundriß Tf. 61^{K1}). Es ist 29 m l., 1,50 m h. und br., besteht aus 2 gleich langen Flügeln, die an ihrem Berührungspunkte einen aus 4 Steinen gebildeten, abgedeckten Zugang haben. Das dritte Beckumer Grab, auf dem Grundstück des Bauern Wintergalen, Kirchspiel Lippborg, war 30 m l., 2 m br., aus Geschiebblöcken errichtet, „in die Erde versenkt“; der Inhalt bestand wie bei den beiden ersten aus einem Durcheinander von Knochen und Erde; Beigaben waren ein kleines, geschliffenes Feuersteinbeil, 3 prismatische Feuersteinmesser, 1 Feuersteinsäge, 3 Messer aus Granit, 1 Mahlstein. — In der Umgegend von Soest, bei Schmerlecke, lag eine im J. 1880 zerstörte Steinkiste, die 15 m l., 3 m br. und von O nach W orientiert war,



Westfalen C. Neolithikum und ältere Bronzezeit

Die große Steinkiste auf dem Lechtenberge bei Etteln, Kr. Büren. Nach Aufnahme von A. Stieren.

Das Innere der Kiste war durch Steinplatten in 5 Abteile getrennt. Sie enthielt „zahllose“ menschliche Gebeine; an Beigaben in Steinaxt, 2 Messer von Feuerstein, durchbohrte Tierzähne. Funde sind verschollen. — Bei Uelde, s. Lippstadt, befand sich ehemals 1 Steinkiste, die 12 m l., 3 m br. und 2 m h. war. Sie hatte 4 Kammern, die je 15 Skelette enthielten. An Beigaben fanden sich 1 Kranz von durchbohrten Tierzähnen, darunter vom Höhlenbären (1 s. Tf. 61Nc), eine „große Menge“ prismatischer Messer, Knochenpfiemen.

Eine andere, nicht näher zu lokalisierende Steinkiste befand sich in der Umgebung Lippstadts. Die Gebeine lagen angeblich in Schichten. Auch hier bildeten durchbohrte Tierzähne und Feuersteinmesser die Beigaben. — Unweit Neuhaus bei Paderborn lag unter einem flachen Hügel 1 Steinkiste, bei der Tonscherben (verschollen) zutage kamen.

Eine andere Steinkiste bei Neuhaus, „auf der Talle“, wurde nach dem J. 1840 zerstört. Sie war aus Teutoburgerwald-Sandstein erbaut.

800 m s. Wevelsburg wurde im J. 1855 eine 14 m l., 3 m br. Steinkiste entdeckt, die „viele“ Menschenknochen enthielt. Sie war in den Felsen „eingehauen“.

Zwei andere Steinkisten bei Brenken und Wünnenberg (Kr. Büren) sind, wenn auch nicht in Einzelheiten, sicher festgestellt.

Unzweifelhaft das Zentrum der Siedlungen der j. StZ in W. lag in dem Tal der Altenau (Kr. Büren), eines unbedeutenden Baches in einem engen Tal, der, von den Westhängen des Egge-Gebirges kommend, bei Nordborchen in die Alme fließt. Im Altenau-Tale finden sich auf kaum 10 km L. 7 große Steinkisten, die insgesamt auf Grund von Untersuchungen einzelner Kisten kaum weniger als 1000 Bestattungen aufgenommen haben dürften. — Die im J. 1926 entdeckte, vom Verf. untersuchte, stark zerstörte Steinkiste I von Atteln (s. Tf. 61K3) war fast 19 m l., 2 m br., hatte eine lichte Innenhöhe von 1,70 m, war auf dem gewachsenem Fels in den Boden gebaut, hatte an der O-Schmalseite Verschluss durch Trockenmauer, jedoch keine Beigaben mehr (Grabungsbericht Stieren a. a. O.). Die Anlage war mit Platten gedeckt. — 500 m w. der beschriebenen Kiste fanden sich die Reste der Steinkiste II (Tf. 61K4, 61La). Sie war rund 30 m l., 3½ m br., ursprünglich mit Steinen abgedeckt; sie enthält noch jetzt, obschon stark zerstört, zahlreiche Skelette; Untersuchung steht aus.

Bei Henglarn sind zwei Kisten vorhanden gewesen; die eine ist zur Hälfte erhalten, vom Verf. im J. 1921 untersucht (Mitteilungen d. Alt.-Kom. 7 S. 20ff.); sie ist 15 m l., 2 m br., hat eine lichte Innenhöhe von 1,60 m. Der nicht zerstörte Teil des Grabes enthielt zahlreiche Bestattungen, außerdem an Beigaben Gefäßrest, durchbohrte Tierzähne, Mahlsteine und Reiber (Tf. 61Na, b, d). — 500 m sw. dieser Kiste lag eine während des Krieges zerstörte Steinkiste von 15 m L., 3 m Br., zahlreiche Skelette, leider keine Beigaben mehr enthaltend. — Die Stein-

kiste auf dem Lechtenberg bei Etteln (Tf. 61J) ist 21 m l., 2 m br. und ausnahmsweise von N nach S orientiert. Die Querverschlussplatte am N-Ende ist 2,40 m l. und 0,40 m dick. Einzelne Deckplatten liegen in der Nähe des Grabes. — Die beiden letzten Steinkisten des Altenautales liegen hart s. Kirchborchen. Die eine ist 20 m l., 2 m breit. Die zweite, 15 m l., 3 m br., hat einen Vorräum von 2 m L., hergestellt durch 1 quergestellte Platte mit „Seelenloch“. — Am weitesten nach SO vorgeschoben in der Prov. ist die Steinkiste von Hardehausen (Kr. Warburg), die Götze untersucht und in „Denkmalpflege“ 10 (1918) S. 92/93 vorläufig veröffentlicht hat. Sie war 13,20 m l., 2 m br., von O nach W gerichtet, hatte Andeutung eines Zugangs mit „Seelenloch“ (Tf. 61Lb), barg etwa 160 Bestattungen, an Beigaben ein Halsband von 78 Zähnen, Messer, Säge, Schaber aus Feuerstein, Pfeilspitzen aus Feuerstein, Knochenpfiemen, Bruchstücke von Schleifsteinen und Handmühlen, sowie eine Henkeltasse.

Nicht mehr zu W., aber unbedingt in den von uns behandelten Kulturkreis gehören dann die beiden Steinkisten von Züschchen (s. d.). Für unsere Zwecke genügt die Angabe, daß die größere der beiden Kisten 20 m l. und 3,50 m br. war. Eine quergestellte Platte mit „Seelenloch“ von 0,50 m Durchmesser sonderte einen Vorräum von 2,50 m L. ab (Tf. 70). An Beigaben enthielt das Grab 2 Vierkantkeile, 1 Wetzstein, 1 Feuersteinmesserchen, Knochen von Rind, Schaf oder Ziege und wahrscheinlich Ur, sowie 1 Kragenflasche und den Rest einer zweiten. — Die andere, 100 Schritt von der vorigen entfernte Steinkiste von Züschchen war 12 m l., 2,50 m br., enthielt zahlreiche Messer, 2 Steinbeile sowie Knochen vom Rind.

Versuchen wir, den großen Steinkisten W. und Hessens ihre Stellung innerhalb der Vorgeschichte Norddeutschlands zuzuweisen, so bleibt nichts anderes übrig, als sie mit anderen Steinkisten der näheren und weiteren Umgebung zu vergleichen. — Die allg. Verbreitung der „Steinkiste“ genannten Grabform ist bekannt. In Norddeutschland finden sie sich in größerer Zahl im Gebiet der Saale und Elbe, in der Mark Brandenburg, besonders in der Uckermark.

Aber alle diese Steinkisten unterscheiden sich wesentlich von den westfäl. Steinkisten, und zwar in Konstruktion, Inhalt und Beigaben.

Gegenüber den großen Maßen der westfäl. Steinkisten verschwinden die thüring. Steinkisten fast an Größe.

Im allgemeinen sind die Maße der thüring. Steinkisten erheblich kleiner. In der einschlägigen Literatur werden Steinkisten von 3 m L. bereits als große Steinkisten be-

zeichnet (Götze-Höfer-Zschesche *Thüringen* S. 73). Sie bergen meistens nicht über 5 Skelette, häufig noch weniger. Überwiegend trifft man die thüring. Kisten in großen Hügeln, zuweilen unterirdisch.

Die keramischen Beigaben der thüring. Kisten sind charakteristisch: Es finden sich Kugellamphoren (s. d.), Schnurkeramik (s. d. A), Bernburger Keramik (s. Bernburger Typus). In den Schnurkeramik enthaltenden Steinkisten trifft man in einzelnen Fällen an der Stirnseite ein sog. Seelenloch (s. d.).

Die uckermärk. Steinkisten und die der übrigen Mark Brandenburg werden in große und kleine Steinkisten geschieden (Schumann *Die Steinzeitgräber der Uckermark* S. 73). Die großen Steinkisten, aus erraticen Blöcken gebaut, deren Plattseiten zum Grab-Inneren stehen, sind allgemein nicht über 2 m l. und $1\frac{1}{2}$ m br., so daß sie praktischer als Steinblockkammern bezeichnet würden (Sprockhoff *Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg* S. 4). Die großen brandenburg. Kisten liegen meist in Hügeln und bergen nur wenige Skelette. Die kleinen Steinkisten (Plattenkisten) sind überwiegend in den Boden eingetieft, etwa 1 m l. und $\frac{1}{2}$ m br. und weisen meist nur eine Bestattung auf.

Die brandenburg. Steinkisten enthalten verschiedenartiges keramisches Material; die wohl älteren Blockkisten zuweilen Kugellamphoren von mitteldeutschem Typus, die Plattenkisten meist Keramik mit stark sächsisch-thüring. Einschlag, so daß Sprockhoff m. E. mit Recht zu dem Ergebnis kommt, daß eine Herleitung der kleinen Plattenkisten aus dem N nicht in Frage kommt, daß sie vielmehr in Mitteldeutschland (Elb-Saale-Gebiet) selbständig geschaffen sind (a. a. O. S. 5).

Betrachten wir nunmehr das Material der westfäl. und hess. großen Steinkisten nach Bau, Inhalt und Beigaben, so wird sich zeigen, daß sie zwar eine leichte Ähnlichkeit mit den thüring. und brandenburg. haben, jedoch nur in Zügen, die als international verbreitet für jene Zeit angesehen werden müssen. Dahin gehört z. B. das bei beiden Gruppen gemeinsame Vorkommen von Schmuck aus durchbohrten Tierzähnen. Auch das bei beiden Gruppen bezeugte

Auftreten von Haustieren, wie Rind, Schwein; Schaf, Ziege, Hund, kann keine nähere Verwandtschaft bestätigen; die Völker der jüngeren StZ waren ja im allg. sesshaft, betrieben Ackerbau und Viehzucht, vernachlässigten jedoch die Jagd nicht.

In allen bestimmenden Merkmalen unterscheiden sich die westfäl. und hess. Steinkisten von den thüring., brandenburg. (und den übrigen deutschen) durchaus.

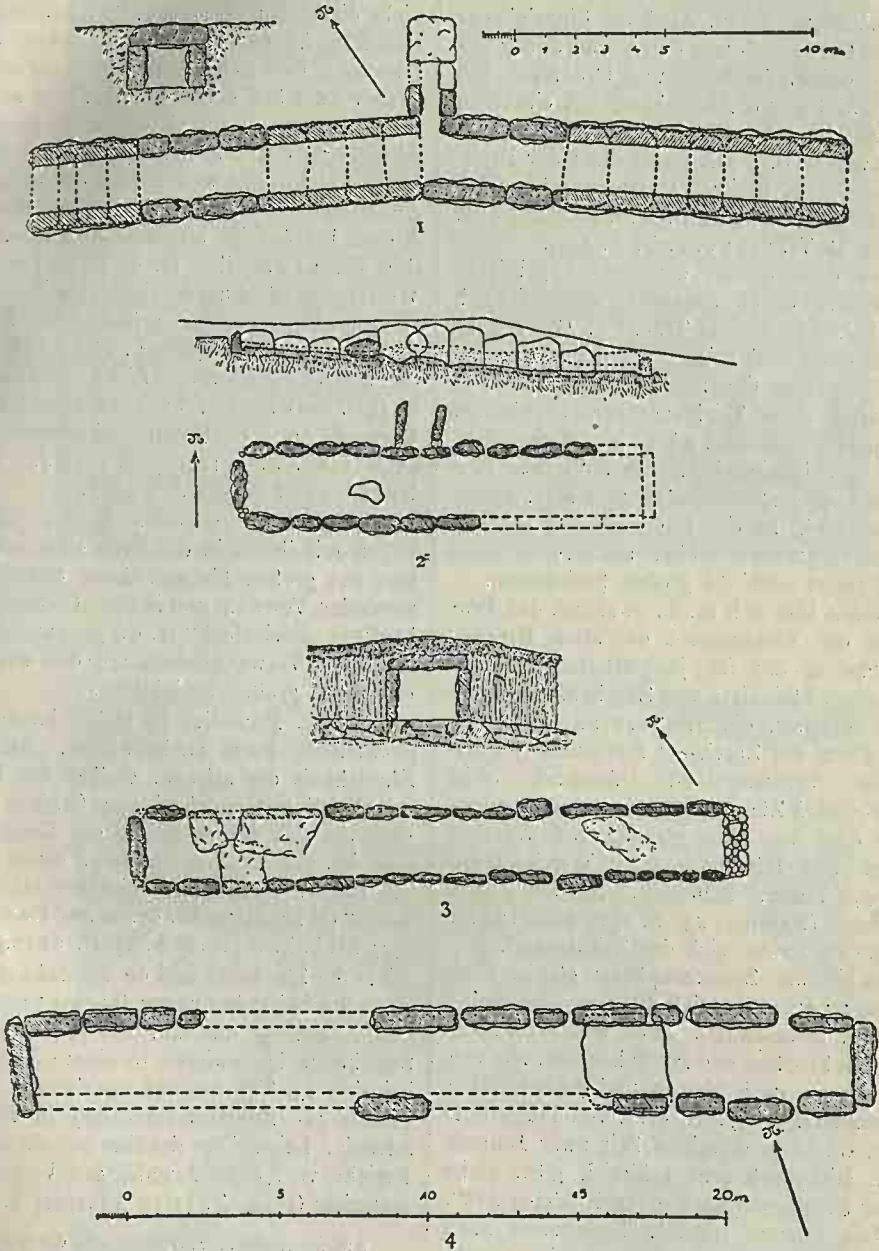
Die kleinste westfäl. Kiste ist 12 m l., die meisten 15—20 m, eine Anzahl 20—30 m! Dem entspricht die Zahl der Bestattungen in den einzelnen Gräbern: 50—160—200.

Die nichtkeramischen Beigaben der großen Steinkisten unseres Gebietes unterscheiden sich in ihrer Geschlossenheit ebenfalls von denen der vorhin herangezogenen Kisten. — Es kehren immer wieder: Feuersteinmesser von prismatischem oder trapezförmigem Querschnitt, Speerspitzen, Schmuck aus durchbohrten Raubtierzähnen, Handmühlen, wenige Bernsteinperlen, Knochenpfriemen; Beile sind augenscheinlich selten. — Die keramischen Beigaben sind sehr spärlich, einzelne sperren sich außerdem gegen eine glatte Einreihung in bekannte Stilarten. So erscheint mir z. B. bei den Scherben des bombenförmigen Topfes mit plastischer Halskrause von Henglar (Tf. 61^Na) eine sichere Zuteilung zu einem Stilkreise einstweilen unmöglich.

Auch die Henkeltasse aus der Steinkiste von Hardehausen vermag ich nicht sicher unterzubringen, wenn sie auch Anklänge an ö. benachbarte Formen aufweist.

Klaren Stil dagegen zeigen die beiden Krügenflaschen der Züscher Steinkiste, insbesondere die ganz erhaltene größere. Sie gehört unzweifelhaft der älteren Megalithgräberstufe der nordischen StZ an und tritt auf in einer Grabform (Steinkiste), die nach der bisherigen Auffassung ebenso sicher an das Ende der StZ gehört. — Auf dieses Problem, mit dem sich zuerst Götze, dann besonders Kossinna befaßt hat, komme ich zurück (Globus 75 [1899] S. 38 Götze; Mannus 13 S. 149 Kossinna).

Nicht so klar spricht der Stil des Gefäßes aus der Beckumer Kiste (Tf. 61^M). Der $12\frac{1}{2}$ cm h. Topf aus grobem, roten Ton



Westfalen C. Neolithikum und ältere Bronzezeit

Grundrisse und Schnitte von neol. Steinkisten: 1. „Hiärwstkamp“ bei Beckum. — 2. Hardehausen (nach Götze). — 3. Atteln I. — 4. Atteln II.

mit 2 Paar Schnürösen zeigt in seinem Aufbau doch wohl noch ziemlich reinen nordwestd. Megalith-Stil. Auch die Einzelglieder seines Ornaments und deren Anordnung gehören dahin. In Form und Ornament hat das Gefäß größte Ähnlichkeit mit einzelnen Gefäßen aus der größeren Riesenstube von Drouwen (s. d.). Die Gesamtheit der Drouwener Gefäße besitzt den einheitlichen Charakter des reinen nordwestd. Megalith-Stils (Band II Tf. 218; a. a. O. S. 435).

Aus dem Grabe, dem das abgebildete Beckumer Gefäß angehört, stammt auch der Scherben unserer Tf. 61^M 7. Das Bruchstück kann nach seinem Profil und der Anordnung des Ornamentes wohl nur der Schulter eines Trichterbeckers angehören.

Zusammenfassend wäre also festzustellen, daß die bestimmbar keramischen Beigaben der großen westfäl. und hess. Steinkisten nicht an das Ende der StZ gehören können, sondern früher anzusetzen sind, und somit auch die großen Steinkisten.

Damit löst sich m. E. zwanglos das Problem des Vorkommens der alten Kragenflasche in der für jungsteinzeitlich gehaltenen Steinkiste von Züschen. Kossinna hat versucht, die Frage so zu lösen, daß die Form der Züscher Kragenflasche von ihrem Ursprungsland Dänemark nicht direkt nach Züschen gekommen sei, sondern auf dem von ihm gezeichneten Wanderwege von Dänemark über Weichselmündung, Posen, Schlesien, Böhmen nach Hessen (Mannus 13 S. 150 Kossinna). Dadurch erkläre sich der Zeitabstand.

In diesem Zusammenhang glaubt Kossinna zu erkennen, daß die Form der Steinkisten, insbesondere derer mit Giebelloch (wie in Züschen und Hardehausen), nur von Thüringen nach Hessen und Südwestfalen gekommen sei, „nicht etwa von Frankreich her, wo es in derselben Zeit zwar Dolmen mit Giebelloch sehr zahlreich gibt, nicht aber Steinkisten nach mitteldeutscher Art“.

Das letztere stimmt. Steinkisten nach mitteldeutscher Art kommen in Frankreich nicht vor; wohl aber große Steinkisten vom Typus der bisher nicht bekannten westfäl. und der hessischen.

Daß die hess. und westfäl. Steinkisten nicht von den thüring. abgeleitet werden können, haben wir oben schon dargelegt,

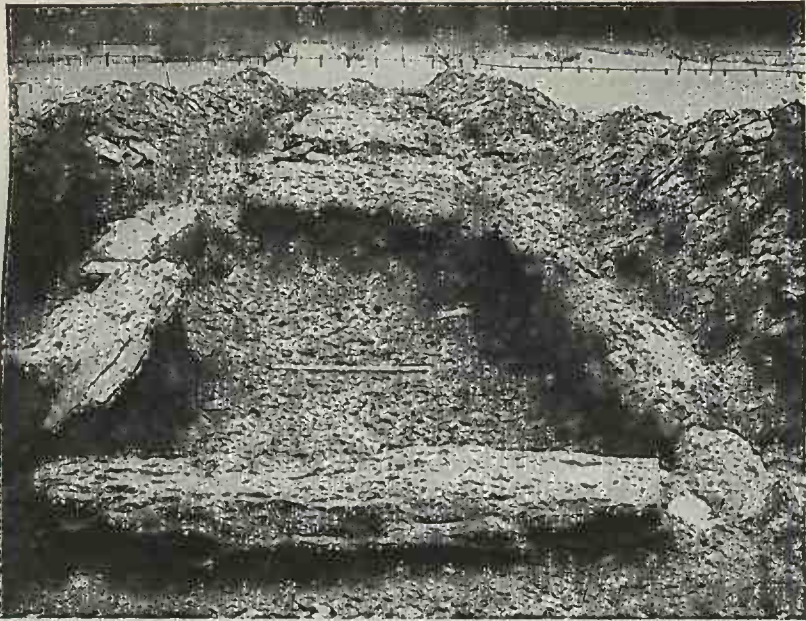
ohne dabei auf den räumlichen Abstand der beiden Gruppen zu verweisen; daß sie nicht direkt von skandinav. Steinkisten abstammen können, zeigt m. E. schon der Umstand, daß sich räumlich Verbindungsglieder zwischen den skandinav. und westfäl.-hess. großen Steinkisten nicht finden. Aber auch die schwed. Steinkisten selbst können nicht ohne weiteres mit den westfäl. gleichgesetzt werden. Die L. der schwed. Kisten beträgt im allgemeinen 2,50—4 m, ihre Br. 1,50 m, ihre H. 0,75—1,50 m. In Westergötland finden sich einzelne von 6—9 m L., eine der größten bei Stora Landskullen hat 10,40 m L. und 2,40 m Br. (Montelius *Kulturgeschichte Schwedens* S. 50ff. — Über den bis 1910 vorliegenden Bestand an Steinkisten Schwedens vgl. auch Präh. Z. 4 [1912] S. 194ff.). S. a. Nordischer Kreis A § 5 b 3.

Die größeren schwed. Kisten jedoch zeigen mit ihrem in die Erde eingesenkten Bau aus großen Platten, ihrem öfters auftretenden Vorraum und in der „Giebelloch“, häufiger „Seelenloch“ (s. d.) genannten Erscheinung Verwandtschaft mit den westfäl. und hess. großen Steinkisten.

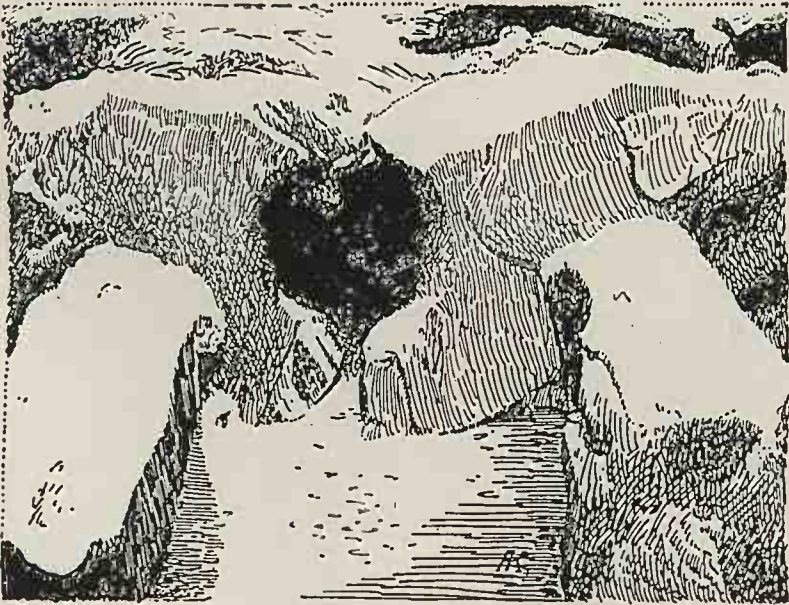
Nun hat Montelius in bisher kaum angezweifelter Form nachgewiesen, „daß die Ähnlichkeit der schwed. Gräber mit Loch im Giebel mit gleichzeitigen Gräbern mit Giebelloch an beiden Seiten des Kanals so groß ist, daß sie sich nur durch einen Einfluß des w. Europas auf Schweden erklären lassen“ (Montelius *Der Orient und Europa* I 143; Präh. Z. 2 [1910] S. 256ff. ders.).

Für die Züscherer und die Hardehausener große Steinkiste hat zuerst Bremer auf den Zusammenhang mit frz. und engl. großen Steinkisten hingewiesen in einem Vortrage bei der 13. Tagung des nordwestd. Verbandes für Altertumsforschung in Braunschweig. Leider liegt darüber nur ein kurzer Bericht vor, ohne Angabe des Vergleichsmaterials (Präh. Z. 13/14 [1921/22] S. 201).

Auf die nordfrz. Vorgänger und die den westfäl. großen Steinkisten gleichzeitigen Gräber kann an dieser Stelle nur kurz eingegangen werden. Ihr Verbreitungszentrum liegt hauptsächlich in den Départements Seine-et-Oise, Oise, Aisne, in der Bretagne (Quellen am bequemsten bei Montelius *Der Orient und Europa* I 145ff.). Hier sei nur verwiesen auf die Steinkisten von Kerlescan, Bretagne, ca. 25 ml.,



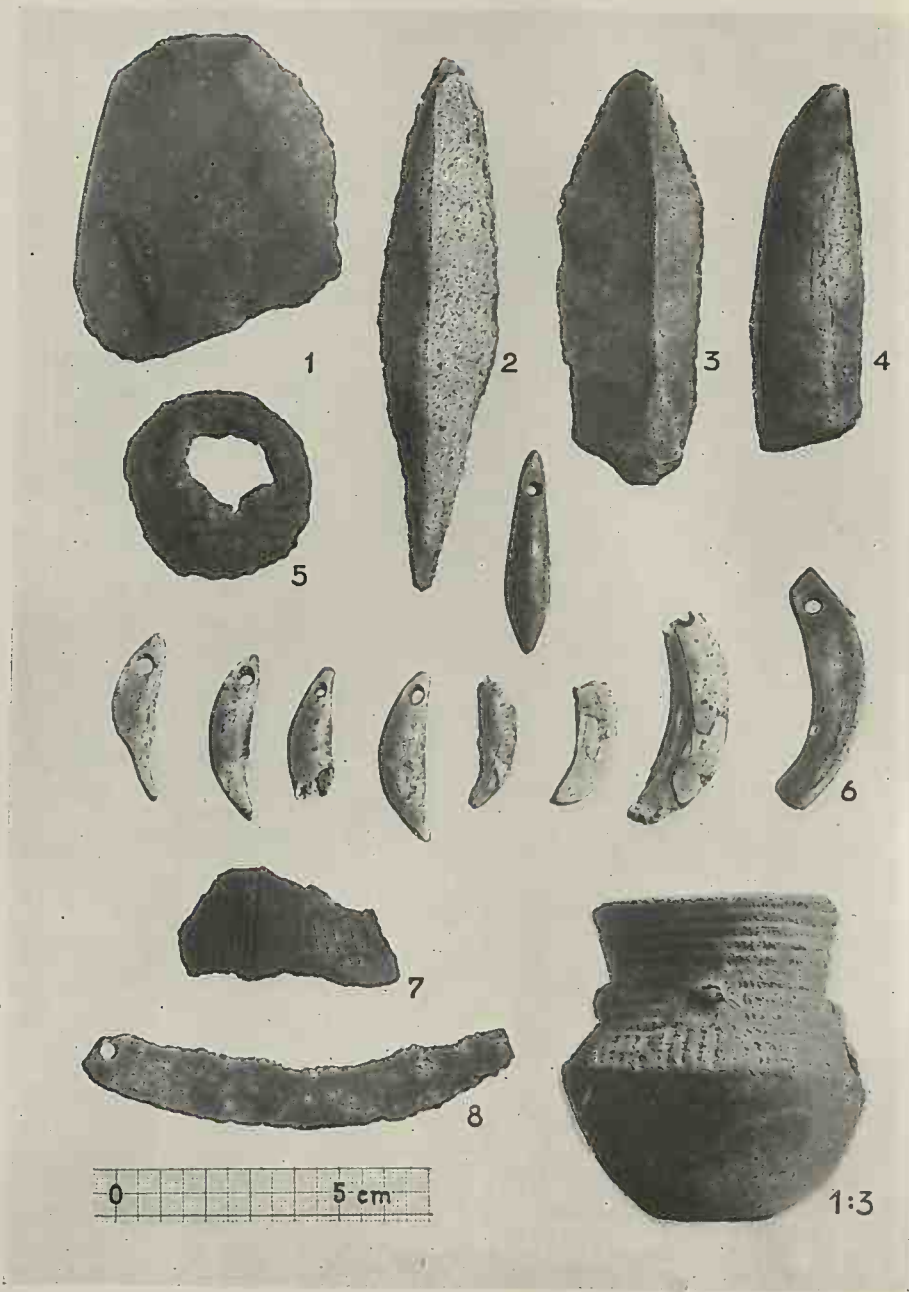
a



b

Westfalen C. Neolithikum und ältere Bronzezeit

- a. Aufsicht auf die große Steinkiste II bei Atteln, Kr. Büren. Nach Aufnahme von A. Stieren. —
b. Das „Seelenloch“ der großen Steinkiste von Hardehausen, Kr. Warburg. Nach Götze.



Westfalen C. Neolithikum und ältere Bronzezeit

Die Beigaben der großen Steinkiste „Kieslingshucht“ bei Beckum. Nach Aufnahme von A. Stieren.

1,80 m br., Loch an ö. Langseite, mit großen Decksteinen abgedeckt (vgl. Hardehausen); von Presles, Dép. Seine-et-Oise, 13,50 m l., Vorraum mit Giebelloch (vgl. Züschen, Kirchborchen; Cartailhac *La France préhistorique* S. 311 ff.); von Dampont, Dép. Seine-et-Oise, 9 m l., 2 m h., 1,80 m br., Vorraum mit Giebelloch; von Kermeur-Bihan (Bretagne), 16 m l., 2 m br.; von Plougoumelen, Dép. Morbihan, 2 gleich lange Flügel von je 10 m L., 1,75 m br. (fast genaues Ebenbild der Beckumer Kiste, Tf. 61 K₁); von Trye-Château, Dép. Oise; von Conflans, Dép. Seine-et-Oise, 12 m l., 2 m br., und weitere 8 Gräber gleicher Gegend. S. a. Frankreich B.

Die Überleitung von dem westeurop. Kulturkreise zu dem ihm doch wohl angehörenden Außenposten der großen Steinkisten W. und Hessens dürfen wir vielleicht erblicken in den westeurop. Beilen, die wieder Åberg a. a. O. S. 212 bereits für W. namhaft gemacht hat. Sie finden sich in 9 Exemplaren, die durchgehends s. der nord. Kultur-Grenze verlaufen, nämlich im Kr. Dortmund, bei Oberaden, Bochum, Nottuln, Hamm, Dülmen (Seeste), Wehden (südl. Westfalen).

Wie die Siedler des n. W. waren auch die Steinkisten-Leute Ackerbauer und Viehzüchter. Das beweisen außer den immer wiederkehrenden Mahlsteinen die Knochenreste von Haustieren, besser noch die Lage der Steinkisten: der fruchtbare Boden der Soester (Lippstädter) Börde, der Hochebene von Paderborn, der Warburger Börde; geschützte Täler mit guten Weiden stellen ihrem landwirtschaftlichen Sachverständnis kein schlechtes Zeugnis aus.

§ 3. Angesichts der nord- und südwestfäl. Megalith-Gräber und ihrer Begleitfunde spielen andere dem Schluß der jüngsten StZ zuzurechnende Gräber und Funde eine untergeordnete Rolle. Zeigte schon das Gefäß aus einer Beckumer Steinkiste (Tf. 61^M), daß es sich um reine Kulturen in W. nicht handeln kann, so werden von außen kommende Anregungen noch mehr bezeugt durch schnurkeramisch beeinflusste Becher. Außer dem bekannten vom Blömkeberg (s. d.) bei Bielefeld (Åberg a. a. O. II Abb. 291) wären hier zu nennen ein Becher von Siegen (Museum Siegen), von Dorsten (Mus. Dorsten), von Habinghorst (Mus. Dortmund) und (neu) der Becher von Ahaus (Mus. Münster; Mitt. d. Alt.-Kom. 7 S. 28 Stieren; Mannus 17 S. 284 Krebs).

Der Becher von Werste bei Oeynhausen (Mus. Bielefeld) ist ein Mischprodukt von Zonenbecher und Glockenbecher, der zweite Becher von Werste (Mus. Minden) eine einheimische Arbeit nach Zonenbecherart. Westeurop. Ursprungs dürfte der Glockenbecher aus der Senne bei Paderborn sein (Band IV Tf. 148b; s. a. Glockenbecherkultur § 39, 41, 78). Seinem Kreise werden auch die vereinzelt vorkommenden spitznackigen Flachbeile aus edlem Material (Nephrit, Jadeit) angehören, von denen das schönste Exemplar von 31 cm L. sich im Mus. Herford (FO?) befindet, ein anderes aus Soest im Museum Soest, 2 von Wehrdegen und Borgholz im Landesmuseum Münster.

Die den Zonenbechern und Glockenbechern zukommende Grabform scheint (sichere Fundangaben fehlen) bereits das Hügelgrab zu sein.

Daß sich auch einmal ein Vertreter des Anhalter (Latdorfer) Stils (s. Bernburger Typus) in Form eines Henkelkruges (Paderborn, Mus. Paderborn) findet, hat zuerst Kossinna aufgezeigt (*Deutsche Vorgeschichte* Tf. 5 Abb. 38).

Literatur außer der im Text angezogenen (ältere unzuverlässige westfälische nicht berücksichtigt): Wächter *Statistik der im Königreich Hannover vorhandenen heidn. Denkmäler Hannover 1841*; Tewes *Die Steinzeitgräber der Prov. Hannover*; 8. Bericht der Röm.-germ. Kom. 1913/15 S. 30ff. Schumacher.

II. Die ältere Bronzezeit. § 1. Läßt die j. StZ W. schon jetzt eine ziemlich sichere Aufteilung der Prov. auf bekannte Kulturkreise und Schlüsse über ihre Beziehungen zueinander zu, so sperrt sich einstweilen der ältere Abschnitt der BZ gegen sichere Zuteilungen. — Schon die Grabformen, Irgendwelche Überleitungen zu den Grabformen der j. StZ fehlen. Zwar findet sich einmal (Eringerfeld, Kr. Lippstadt) ein Hügelgrab, das einen aus vorkragenden Steinen gebildeten, gewölbartigen Innenraum hatte (Mitt. Altert.-Kom. Westfalen 6 S. 115—124); sonstige, der ä. BZ angehörige Gräber mit an j. steinzeitl. Formen gemahnenden Innenbauten haben sich bisher jedoch nicht gefunden.

Die Beisetzungen der ä. BZ trifft man ausschließlich in Hügeln, auf der alten Erdoberfläche, ursprünglich durchweg als Einzelbeisetzung. An die 15 großen Hügel-

gräber-Gruppen des Kr. Büren schließen sich nach O, jenseits des Egge-Gebirges, die nach Funden bereits der ä. BZ zuteilbaren Hügelgruppen von Himmighausen (bei Altenbecken), Pömben, Reelsen (bei Driburg), Herstelle an (anschließend Hügel auf rechten Weser-Uferhöhen gegenüber Herstelle!).

Nach N hin dürften auf Grund bisheriger Funde und Beobachtungen Hügelgräber-Gruppen bei Paderborn, Lippspringe, Steinhorst bei Delbrück, Hausberge, jenseits des Teutoburger Waldes von N nach SO die Hügelgräber-Gruppe von Stapelage (Krawinkel), Hörste und die lippischen Gruppen von Detmold, Schmedissen, Remmighausen, Bellenberg folgen (Krebs *Vorröm. Metallzeit Westfalens* 1925 S. 4f. Mannus-Bibl. Nr. 38). Nach Whin nehmen die der ä. BZ sicher zuweisbaren Hügelgruppen schnell ab. Eine Gruppe von einem Dutzend findet sich im sog. Stadtwalde von Werl, einzelne bei Schwerte, bisher verborgen eine Gruppe von 15 Gräbern im jetzigen Stadtwalde von Herne und einzelne hart w. Recklinghausen. Das nw. W. scheint arm an Grabhügeln dieser Zeit, wenn nicht, dem äußeren Befund nach zu urteilen, jetzt vereinzelte Hügel bei Hilstrup (nahe Münster) und Koesfeld dieser Zeit angehören sollten.

Nur die nw. Ausläufer des Teutoburger Waldes, zwischen Ibbenbüren und Riesenbeck, tragen ebenfalls auf beherrschender Höhe etwa ein halbes Hundert Hügelgräber, die nach vorläufiger Untersuchung der ä. BZ zuzuschreiben sind.

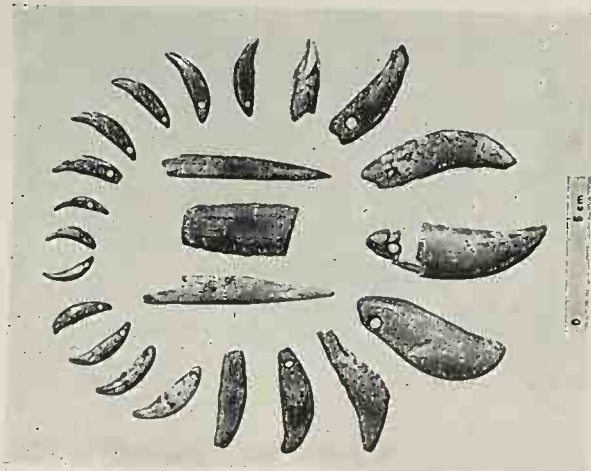
Schon diese rohe Übersicht ergibt also, daß der ganze Teil der Prov. von Diemel und Ruhr ab südwärts in der ä. BZ (und nicht in ihr allein) siedlungsleer ist, daß der Kern des Münsterschen Kreidebeckens nach unserer bisherigen, aber sicher nicht endgültigen Kenntnis siedlungsarm ist, daß das Siedlungszentrum W. zwischen Wiehen-Gebirge, Weser und Diemel liegt:

§ 2. Durch ältere und klarer durch neue Untersuchungen älterbronzezeitl. Hügelgräber hat sich feststellen lassen, daß in der technischen Anlage der Grabhügel gewisse Unterschiede bestehen; der Beigaben-Inhalt bleibt dabei zunächst unberücksichtigt. Die frühbronzezeitl. Gräber von Wünnenberg-Leiberg sind bereits in

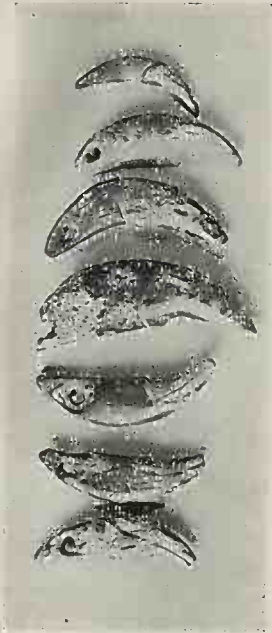
den 40er J. des vorigen Jh. von Spanken untersucht worden (Mitt. Altert.-Kom. Westfalen 6 S. 38ff. Stieren und diesbezügl. Fundberichte Spankens in den Akten des Landesmus. Münster). Spanken hat, und das kann bei der Art der damaligen Grabungen (Schacht in oder Graben durch Hügel) nicht wundernehmen, lediglich eine große Lehmaufschüttung über der alten Erdoberfläche festgestellt. Schon Tastgrabungen des Verfassers 1912 zeigten jedoch, daß nicht einfache Hügelschüttungen vorliegen, sondern daß allg. die frühbronzezeitl. Hügel mehr bargen, als sie auf den ersten Blick boten. Bei den Grabhügeln der Gruppe Bülheimer Heide (bei Lichtenau, Kr. Büren; Mitteilungen 7 S. 35 Tf. 6) fand sich, daß die meisten Grabhügel Randpackungen aus kunstgerecht verlegten, schweren Sandsteinblöcken und teilweise Innenpflaster hatten (a. a. O.). Auch der äußere Befund bei Inventarisations-Aufnahmen im J. 1922 zeigte aber ferner, daß die Gräber-Gruppe Lichtenau-Holtheim und die Gruppe Holtheim selbst meistens aus Steinmaterial errichtete Packungen bargen, deren Zweck zunächst nicht klar war. — Erst die Untersuchung des größten Teils einer 27 Hügelgräber zählenden Gruppe von Herstelle (Kr. Höxter) brachte Aufklärung (Mitt. Altert.-Kom. Westfalen 7 S. 66ff. Stieren; der 2. Teil der Untersuchungen folgt hier als Erstveröffentlichung). Trotzdem durch Baumstumpfsprengungen das Ursprüngliche des Befundes der Hügel überall stark zerstört war, ließ sich doch erkennen, daß eine große Anzahl der Hügel merkwürdig gut angelegte Ringe aus Trockenmauerwerk enthalten hatte. Mauermaterial war in jedem Fall an der Oberfläche sich findendes Sandstein-Material von plattenartiger und blockartiger Beschaffenheit. Diese im Innern der 1,50 m h. Hügel befindlichen Packungen waren meist kreisrund, zuweilen oval, einmal fast viereckig. In mehreren Hügeln fanden sich 2, einmal sogar 3 solcher konzentrischer Rundpackungen, die im allg. 1 m h. und 0,50 m br. waren. Proben dieser sorgfältig gelegten Packungen gibt Tf. 6r, o; Näheres bei Stieren a. a. O.). Bei dem allg. Grad der Zerstörung durch Sprengungen war es erst beim zuletzt unter-



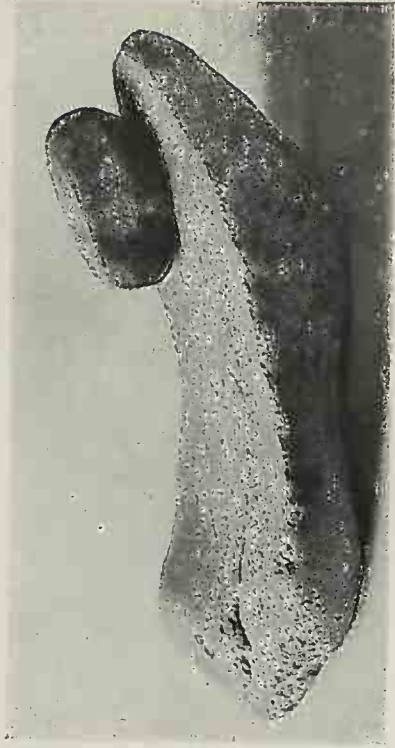
a



c



b

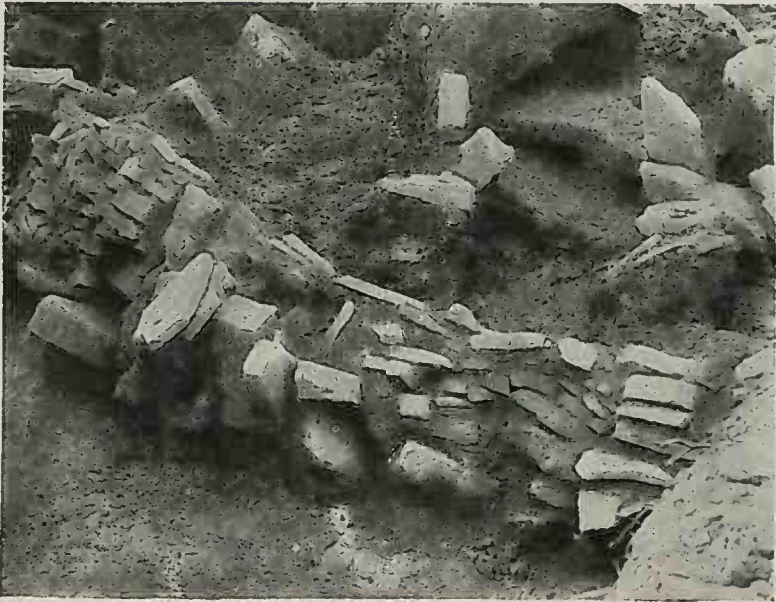


d

Westfalen C. Neolithikum und ältere Bronzezeit
a, b, d. Beigaben der großen Steinkiste von Henglar, Kr. Büren. — c. Beigaben aus der großen Steinkiste von Uelde, Kr. Lippstadt.
Nach Aufnahmen von A. Stieren.



a



b

Westfalen C. Neolithikum und ältere Bronzezeit
Mauerproben von Rundbauten in Hügeln der älteren Bronzezeit. Herstelle, Kr. Höxter.
Nach Aufnahmen von A. Stieren.

suchten Hügel dem günstigen Erhaltungszustand zu verdanken, daß der Zweck der ringförmigen Mauerpackungen erkannt werden konnte: Der letzte Hügel zeigte an ungestörter Stelle eine Trockenmauer, kreisförmig, von ca. 6,00 Dm, 1 m H. und Br., die an der nō. Seite ein Tor von 0,70 m Br. aufwies. In der Mitte des vom Mauerkranz umschlossenen Gebietes lag eine Bestattung ohne Beigaben (Tf. 61^{Pa}). Daß es sich hier um trommelartige Hausunterbauten handelt, beweist m. E. die Tf. 61^{Pb} zur Genüge. — Damit erklärten sich auch die Doppelmauern in zwei anderen Hügeln: ganz abgesehen davon, daß bei den Hügeln mit Doppelringen zwei Bestattungen auf verschiedenem Niveau festgestellt werden konnten.

§ 3. In den Hersteller Grabhügeln der ä. BZ haben wir Hausbauten vor uns, die nur in ihrem Unterbau mit Tor erhalten sind. Benutzte man zur Bestattung ausnahmsweise einen bereits vorhandenen Hügel, so wurde der Tote auf dem zusammengesunkenen Grabbau bestattet, der neue Bau aber für ihn über dem alten errichtet.

Die Hersteller Beobachtung scheint sich an anderen Orten W. zu bestätigen. Diese Trommel-Unterbauten traf ich z. B. bei Untersuchung der Reste eines Hügelgrabes der frühen BZ bei Riesenbeck (Teutoburger Wald; Grabung Stieren).

Auf Grund des Bajumaterials der Hügelgräber der ä. BZ, wenigstens hauptsächlich auf Grund des von mir untersuchten und damals veröffentlichten Materials, ist der Versuch gemacht worden, diese Gräbergruppen bestimmten Kulturgruppen zuzuteilen (Krebs a. a. O. S. 23ff.). Gegen diesen Versuch hat sich bereits Lange gewandt (Präh. Z. 16 [1925] S. 103). Das Nächstliegende, weil Natürliche, ist doch wohl, daß der Grabbau aus dem Material errichtet wurde, das unmittelbar bei der Hand lag: also auf der Hochfläche s. Paderborn, aus Lößlehm; bei Herstelle aus Lößlehm und Sandsteinbrocken, wie sie noch heute auf der Oberfläche sich finden; auf dem Teutoburger Wald je nach Lage aus Erde mit Kalk oder Sandsteinbrocken. Inzwischen hat sich denn auch herausgestellt, daß mitten in dem

Gebiet der „Erdhügelleute“ bei Ringelstein (Kr. Büren, Alme-Tal) eine etwa 35 Hügel zählende Gruppe liegt, von der eine Anzahl der Hügel schon äußerlich gleiche Steinpackungen zeigt wie die „Steinhügel“ von Herstelle.

Die in manchen älteren Fundberichten erscheinenden Angaben über Kohlen- und Aschenreste in Grabhügeln haben sich im allg. als unzuverlässig erwiesen. Lediglich die Berichte Spankens über seine Untersuchung einzelner Hügel bei Wünnenberg-Leiberg enthalten präzise Angaben (Akten Landesmuseum Münster; Mitt. Altert.-Kom. Westfalen 7 S. 41). Neuere Untersuchungen haben dann innerhalb derselben Gruppe Nebeneinander von Bestattung und Verbrennung festgestellt (z. B. Etteln, Haaren; Mitt. a. a. O. S. 41). In Herstelle fand sich nur einmal Verbrennung. Die Art der Verbrennung hat sich zweimal einwandfrei als Verköhlung erweisen lassen; zunächst in einem Hügelgrabe bei Haaren (Akte Oberförsterei Böddecken); dann fand sich bei Etteln (Kr. Büren) auf dem Boden eines Hügels eine 5 cm dicke Kohlen- und Aschenschicht von 5 m Dm, auf der Reste gebrannter Knochen lagen. Über der Aschenschicht wölbte sich ein 30 cm dicker Mantel aus ziegelhart gebranntem Lehm. Der Mantel hatte im W und O 15 cm t. Luftzuführungs-Kanäle (Mitt. a. a. O. S. 43 Stieren; daselbst auch Literaturangaben zu ähnlichen Verbrennungsanlagen).

§ 4. An geschlossenen Grabfunden waren bisher die Hügelgräber des ö. W. am ergiebigsten. Für den älteren Abschnitt der BZ sind die Funde aus Hügelgräbern bei Wünnenberg-Leiberg typisch (Tf. 61^{Qb}). Nach ungedruckten Berichten Spankens (Landesmuseum Münster) enthielten nur 4 von 14 untersuchten Hügeln Beigaben, und zwar Grab A ein Kurzschwert mit (fehlender) „Kette“ (20 cm l.; Mus. Paderborn) und eine langgestielte Randaxt; Grab B lieferte eine langgestielte Randaxt (18 cm l.), ein Kurzschwert, 33 cm l., mit eingepunzter Verzierung, einen goldenen Noppenring (Tf. 61^{Qb}, links unten; Lit. über diesen Noppenring Mitt. a. a. O. S. 40 Stieren). Grab C brachte ein dolch-ähnliches Messerchen, eine geschwollene Nadel mit durch-

bohrtem Hals; Grab D schließlich einen Dolch mit Holzscheide (25 cm l.) und eine Nadel mit geriefeltem, scheibenförmigen Kopf (Tf. 61^{Qb}). Die Funde dürften Per. Ic angehören. Neuerdings jedoch schreibt Kossinna sie Per. II zu (Mannus 19 S. 163). Den zweiten geschlossenen Grabfund lieferte das obenerwähnte Hügelgrab mit Verköhlung bei Haaren (Mitt. a. a. O. Tf. 5; Staatl. Museen Berlin). Der Fund besteht aus einem beschädigten Kurzschwert, einer geknickten Randaxt (16 cm l.) und einer Petschaftnadel (17 cm l.). Ein gleichartiges Kurzschwert mit Holzscheide und Wetzstein wurde einem Hügelgrabe bei Etteln entnommen (Privatbesitz Paderborn). Aus der Hersteller Hügelgruppe kamen nur sehr wenige Beigaben zutage. Aus einem Frauengrabe wurden zwei Spiralarmringe geborgen, die auf der Außenseite Wollgewebe-Reste trugen (Tf. 61^{Qa}). Aus den FU muß geschlossen werden, daß die Bestattete ein Oberkleid mit langen Ärmeln trug (Mitt. a. a. O. S. 69). Aus einem 2 m br. Steinrundbau in einem Hügelgrabe (Herstelle) stammt dann eine Speerspitze und ein Kurzschwert mit Holzscheide und Ringnieten. Auf der Holzscheide fand sich ein Schlagfeuerzeug aus einer Schwefelkiesknolle und einem länglich zugeschlagenen Feuersteinstäbchen. Ein Hügelgrab mit Steinschüttung bei Driburg lieferte eine einösige Radnadel (Tf. 61^{Qc}) sowie zwei längsgerippte Armbänder (Funde: Stadtverwaltung Driburg). Ein benachbarter Hügel bei Pömben enthielt eine einösige Radnadel sowie 2 Armringe aus kräftigem Draht von viereckigem Querschnitt. Über die nicht westfäl., jedoch benachbarten ge-

schlossenen Grabfunde im Lippischen vgl. die Berichte Schwanolds bei Krebs a. a. O. S. 4f. Sie enthalten Scheibenkopfnadeln, Rollennadeln, einösige Radnadeln, Dolch, dünne Bronzedrahtspirale. Zu den geschlossenen Grabfunden darf schließlich vielleicht noch der Fund aus der Bauerschaft Steinhorst (bei Delbrück) gerechnet werden. Er besteht aus einem Kurzschwert mit Ringnieten (die Verzierung ähnlich wie auf dem Kurzschwert Tf. 61^{Qb}), einer Randaxt, einer Absatzaxt(?), einer Nadel mit geschwollenem und durchbohrtem Hals, 2 Spiralröllchen aus Gold (Krebs a. a. O. S. 6).

Die geschlossenen Grabfunde verweisen also den Gesamtkomplex der älteren bronzezeitl. Hügel des ö. W. in die Per. Ic bis einschl. Per. II. Schon hieraus wird ersichtlich, daß die Funde sowohl wie die Formen im großen und ganzen süddeutsche Einflüsse zeigen, daß sich jedoch auch starke Beeinflussung aus dem nord. Kreise erkennen läßt. Die Einzelfunde der ä. BZ bieten kein wesentlich anderes Bild. Ob man aus dem bislang vereinzelt Axt-dolch (s. d.) aus Kupfer von Delbrück, den Lange in der Präh. Z. 16 (1925) S. 105 (Staatmuseum Berlin I k 94) erwähnt, und aus der ebenfalls vereinzelt Flachaxt von Petershagen (Krebs a. a. O. S. 3) auf umfangreichere vor Per. Ic liegende Besiedlung schließen darf, erscheint einstweilen zweifelhaft.

Faßt man die übrigen älterbronzezeitl. Einzelfunde (Metall) W. nach Arten und FO zusammen, so ergibt sich folgende Rohübersicht (dabei sind die angeführten Zahlen Mindestzahlen):

	Östl. Westfalen = ö. Ems-Alme-Linie	Übriges Westfalen = w. Ems-Alme-Linie, n. Ruhr
Kurzschwerter	9	—
Randäxte	11 (davon 2 langgestielte, davon 2 geknickte)	9
Absatzäxte	14 mit rundem Absatz 3 mit viereckigem Absatz	6 mit rundem Absatz 3 mit viereckigem Absatz
Mittelständige Lappenäxte . . .	6 (davon 3 als Depotfund), außerdem „1 Schubkarren voll“ von Steinhausen (Kr. Büren)!	3 (und 1 Gußform)
Radnadel, einösig	4	1
Scheibenkopfnadel	1	3

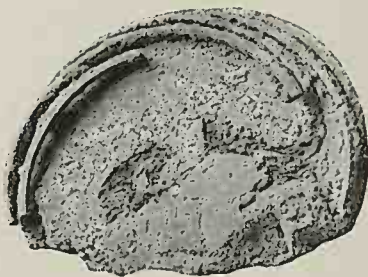


a



b

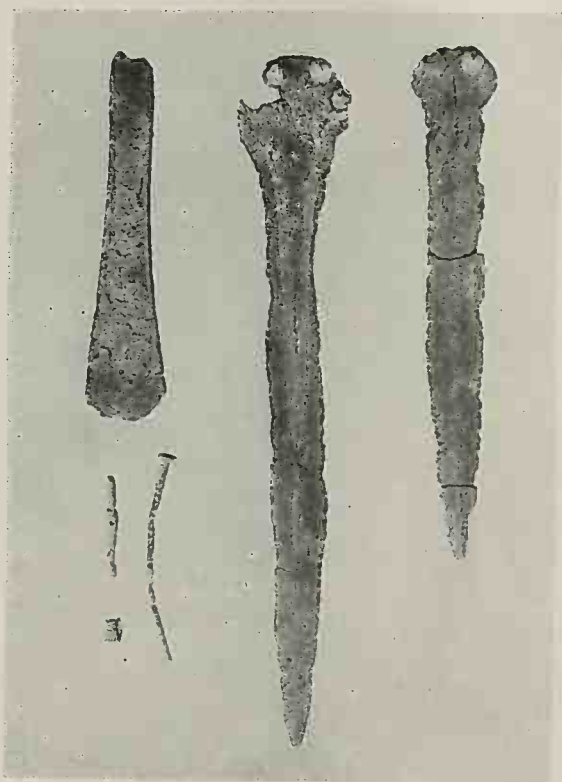
Westfalen C. Neolithikum und ältere Bronzezeit
Herstelle, Kr. Höxter: a. Trommelunterbau im Hügelgrab. — b. Tor des Hauses.
Nach Aufnahmen von A. Stieren.



a



c



b

Westfalen C. Neolithikum und ältere Bronzezeit

a. Spiralarmring (Speiche und Elle, Wollzeugüberreste) von Herstelle, Kr. Höxter. — b. Typische Bronzen aus Hügelgräbern bei Leiberg, Kr. Büren. — c. Radnadel aus einem Hügelgrab bei Driburg.
Nach Aufnahmen von A. Stieren.

Erst die bereits begonnene Inventarisierung der vorgesch. Denkmäler der Prov. wird ein vollständiges Bild schaffen können durch Erfassung der schätzungsweise nicht unbeträchtlichen Zahl von Einzelfunden, besonders des nw. W., die bisher in Privathand und unzugänglichen Sammlungen (darunter Museum Dortmund!) verborgen sind.

Die Keramik der ä. BZ ist für unser Gebiet so gut wie unbekannt. Nach allen gut beobachteten Grabungen zu rechnen, gehören keramische Beigaben für diese Zeit zu den größten Seltenheiten. Lediglich 2 kleine atypische Tassen mit rundem Boden sind bisher einigermaßen sicher nachzuweisen.

Literatur außer der im Text herangezogenen: ZfEthn. 1904, 1905, 1906, 1907 (Typenkarten). Sonstige neuere zusammengestellt Mannus 14 S. 164ff. W. Schulz; [Mitt. a. d. Lippeschen Geschichte und Landeskunde 13 (1928): Steinzeitl. Wohnplatz am Bokel-Venn; Tagungsber. der dtsh. Anthrop. Gesellschaft 1928 S. 95ff.].

A. Stieren

D. Jüngere Bronzezeit und vorrömische Eisenzeit (Tf. 61^{R-U}).

§ 1. a) Mit der IV. Per. der BZ (Kossinna) beginnt für W. eine neue Epoche. Kunde von ihr geben fast ausschließlich Gräber; Wohnstättenreste, Depots, Streufunde u. a. sind gering an Zahl. Das Neue besteht nicht so sehr in der Sitte der Leichenverbrennung (s. d. B.), die von nun an allg. wird — sie war auch in der ä. BZ nicht unbekannt —, als in dem Urnen-Grab, das jetzt für lange Zeit beinahe die einzige Grabform bildet. Wenn hier und da Knochenhäufchen ohne Urne angetroffen werden, kann man in der Regel annehmen, daß ursprünglich ein Behälter aus vergänglichem Stoff vorhanden war. Durch diese Sitte stehen seit der IV. Per. der BZ die Aschenbehälter und Beigefäße im vorgesch. Fundmaterial W. an erster Stelle.

Die Reste der verbrannten Leiche sind sorgfältig und sauber gesammelt, in der Urne geborgen und beigesetzt. Etwa die Hälfte der Urnen ist mit einer Schale, einer Scherbe oder einer Steinplatte geschlossen. Dolienbestattung (s. Doliengrab) ist aus W. bisher nicht bekannt geworden. Ein gutes Drittel der Gräber enthält ein Beigefäß, ganz vereinzelt finden sich zwei oder mehr. Beigaben aus Metall oder anderen Stoffen sind durchweg selten, jedoch in der j. BZ immerhin noch häufiger als in der EZ.

Oft finden sich in oder bei den Gräbern Feuerstein-Absplisse. Ob gelegentlich in Begräbnisstätten der j. BZ und vorröm. EZ vorkommende Steinäxte verschiedener Art mit den Gräbern dieser Zeiten in Verbindung zu bringen sind, steht noch nicht fest (Mannus 19 S. 182 Krebs; s. a. Nordischer Kreis C 2 § 9). Die Gräber sind entweder in großen, meist in Gruppen beieinander liegenden Hügeln oder unter Bodenniveau ohne heute erkennbare Hügel, bzw. unter ganz kleinen, angelegt. Die großen Hügel pflegen je mehrere in kurzen Zeitabständen in die Aufschüttung eingeschnittene Gräber zu enthalten. Nachbestattungen in Hügeln älterer Per. scheinen verhältnismäßig selten zu sein. Die Gräber unter Bodenniveau bilden oft ziemlich ausgedehnte Urnenfriedhöfe. Solche sind festgestellt um die Porta Westfalica, im unteren Werre-Gebiet, an der oberen Ems um Gütersloh, an der mittl. Lippe um Hamm, an der Oberweser bei Godelheim (Kr. Höxter), auf dem Goldberg bei Buer, bei Dorsten, Herne, Münster und, wie es scheint, an einigen Stellen nw. Dortmund (vgl. Baum a. a. O.). Im übrigen herrscht der Grabhügel vor, oder es kommen Hügel- und Flachgräber nebeneinander, gelegentlich in denselben Begräbnisstätten, vor. Im W begegnen manchmal ein oder zwei große Hügel inmitten eines Feldes ganz kleiner Hügel- oder Flachgräber. Im O reichen die Urnenfriedhöfe z. T. sicher bis in die IV. Per. der BZ hinab, während die großen Grabhügel dort (Lockumer Heide nö. Minden, beiderseits des Teutoburger Waldes u. a.) ausschließlich der EZ anzugehören scheinen oder frühestens ganz am Ende der BZ angelegt sind. Im W und N läßt sich ein solches Verhältnis nicht aufzeigen. Fast immer ruht die Urne ohne jeden Schutz im Boden. In Einzelfällen sind dürtige Steinsetzungen, nie jedoch m. W. eigentliche Steinkisten oder Steinpackungen beobachtet. Aschenmäntel um die Urne scheinen nur im W vorzukommen. Auffallend und in ihrer Bedeutung noch ungeklärt sind unter dem Fuße einiger Grabhügel verlaufende Ringgräben (s. a. de Hamert, Riethoven) mit einer Unterbrechung, wie sie bei Seelenfeld (Kr. Minden) und nach neuesten Nachrichten auch im Halterner Hügelland beobachtet sind. Brand-

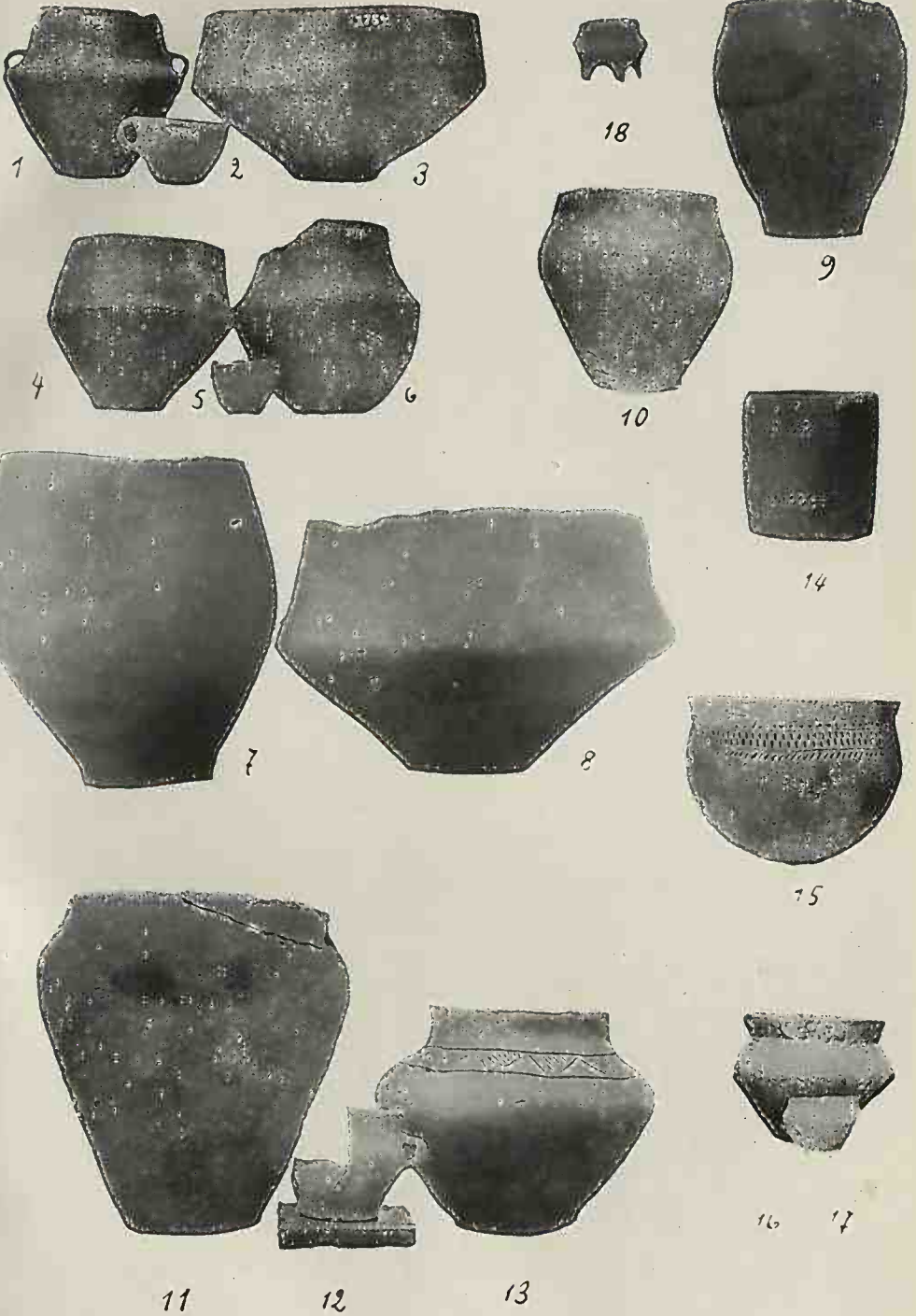
schüttungsgräber (s. d.) sind ebenfalls nur ganz vereinzelt nachgewiesen, so bei Stemmer (Kr. Minden) und vielleicht auch im Arbeitsgebiet des Mus. Dortmund.

b) Wohnstättenreste kennen wir nur aus der LTZ und der RKZ (Kneblinghausen, Oberaden, Rehme; W. Schulz *Das germ. Haus* Mannusbibl. 11 S. 31, 45ff.). Es handelt sich um kleinere oder größere (bis zu 9,5 × 6,2 m), viereckige Pfostenhäuser, einmal mit abgerundeten Ecken, oft vom rechten Winkel abweichend. Der Fußboden ist schwach eingetieft. Das Dach scheint einmal ein Walmdach gewesen zu sein, und einmal scheint die hart an eine Hausecke gerückte Eingangstür durch einen kleinen Vorbau geschützt gewesen zu sein. Dazu kommen tiefere, runde Gruben geringeren Umfanges, die als Nebenräume gedeutet werden. Ähnliche Anlagen wird man auch für die frühe EZ und die j. BZ voraussetzen dürfen.

c) Einen Einblick in die Wirtschaft gewähren Nahrungsmittelfunde aus Höhlen des Sauerlandes, des gebirgigen Südteiles W.; sie sind nach Begleitfunden, Keramik und Metallgerät, der EZ zuzuweisen. Danach waren die Leute Bauern, die Ackerbau (Weizen [s. d.], Gerste [s. d.], Hirse [s. d.], Linsen [s. d.], Bohnen [s. d.], Erbsen [s. d.] und Flachs [s. d. A]) und Haustierzucht (Rind [s. d. A], Schaf [s. d. A], Schwein [s. d. A], Pferd [s. d. B]) betrieben. Reste von Eichel, Brombeeren, Himbeeren u. a. deuten auf Sammeltätigkeit; dagegen scheinen Spuren von Jagdbeute zurückzutreten. Endlich sind in den Höhlen hier und da in denselben Horizonten wie die genannten Dinge menschliche Skeletteile gefunden; ob es sich dabei um Gräber handelt, scheint noch unsicher (Lit. Mannus 14 W. Schulz und Cl. Lipperheide *Die Höhlen des Hönnetales* Diss. Münster 1923). Das keramische und Metallmaterial (im Mus. Dortmund, Prov.-Museum f. Naturkunde Münster, Heimatmuseum Balve) bedarf zur genaueren Zeitbestimmung noch eingehender Bearbeitung. S. a. Velleda-Höhle.

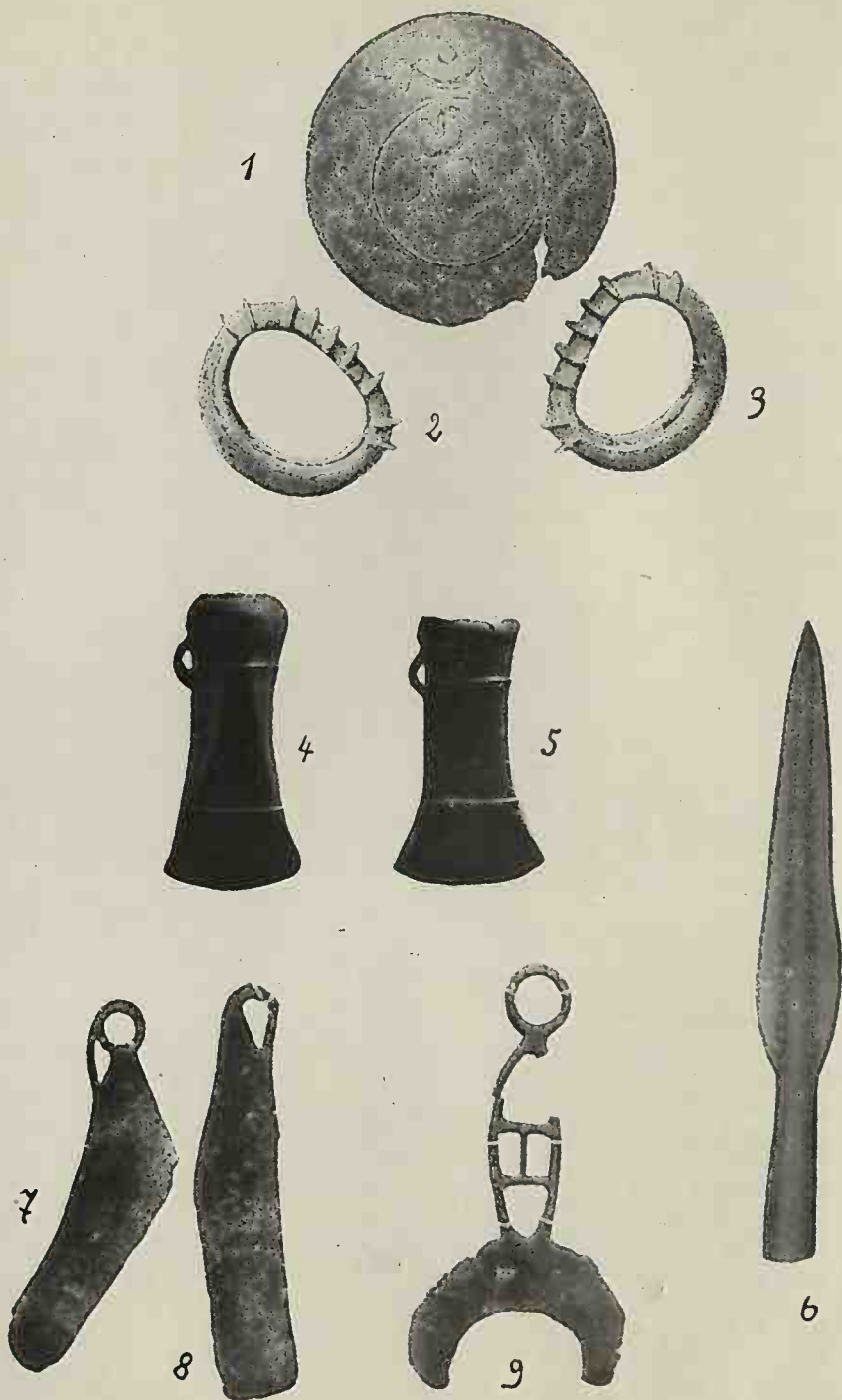
§ 2. a) Die Keramik (Tf. 61^R) aus der j. BZ und vorröm. EZ W. (in erster Linie Urnen) gehört zum größeren Teile dem nord. Formenkreise, zum geringeren der niederrheinischen ältesten (und mittleren?) Hallstattkultur (Urnenfelderstufe) an (s.

Niederrheinische Hügelgräberkultur). In der Mehrzahl der Begräbnisstätten beherrschen der glatte, fast immer unverzierte, gewöhnlich ledergelbe bis braune nordd. Doppelkonus und seine Abwandlungen den Formenschatz. Fast alle Arten dieser Gefäßgattung, die auch sonst in Norddeutschland vorkommen (s. Band IX Tf. 165a, b, e, f, g), sind in W. vorhanden (Tf. 61^R 1—8). Die ursprünglichen Formen mit scharfem Bauchumbruch, etwa gleich großem Ober- und Unterteil und geradlinigem Profil dürften in W. in die IV. Per. der BZ hinabreichen. Ihre verschiedenartigen Abwandlungen mit auf Kosten des Oberteils vergrößertem Unterteil, mit gerundetem Umbruch, der oft zu ganz uncharakteristisch erscheinenden tonnenförmigen Gefäßen führt, mit eingekehrttem Ober- oder Unterteil, steil aufgerichtetem Oberteil, einwärts gerichtetem oder schwach nach außen geneigtem oder verdicktem Rande, herausretrender Leiste am Umbruch u. a. gehören wohl z. T. in die V. Per. der BZ oder (in der Mehrzahl) in die EZ. Die geogr. Verbreitung des nordd. Doppelkonus (Tf. 61^T) geht durch das gesamte n. W., reicht im W n. Wesel an den Rhein, vielleicht darüber hinaus, und wird im S etwa durch die Linie Wesel-Buer-Dortmund-Paderborn begrenzt; nur selten fehlt er ganz in den Begräbnisstätten dieses Gebietes. Durch ursprüngliche Gefäßformen und vor allem Bronzen (s. u. § 3a, b) erweist eine Urnenfriedhofgruppe mit hügellosen Gräbern einen Gebietsstreifen von der Porta Westfalica bis zur mittl. Lippe bei Hamm als die Gegend des frühesten Auftretens des Formenkreises um den nordd. Doppelkonus in Westfalen. Hier reichen Funde bis in die IV. Per. der BZ hinab, während sonst z. T. die V. Per., z. T. auch erst der Beginn der EZ als untere Grenze seines Auftretens anzusehen sein dürfte. Die Grabhügelgruppen des O scheinen ausschließlich der EZ anzugehören. Der Doppelkonus scheint in vielen Teilen W. übrigens durch die ganze EZ als Grabgefäß üblich geblieben zu sein. Sehr ähnliche Gefäße finden sich sogar aus der frühen RKZ (Rünthe, Mus. Dortmund; Haltern: Mitt. d. Altertums-Kom. f. W. 5 [1909] S. 305 und sonst Loeschcke).



Westfalen D. Jüngere Bronzezeit und vorrömische Eisenzeit

Keramische Typen: 1—6. Sandbochum bei Hamm. $\frac{1}{10}$ n. Gr. — 7, 8. Lehmbraken bei Haltern. $\frac{1}{5}$ n. Gr. — 9, 10. Bockumer Weg bei Hamm. — 11—13. Datteln. $\frac{1}{5}$ n. Gr. — 14, 15. Haltern. $\frac{1}{4}$ n. Gr. — 16—18. Datteln. $\frac{1}{5}$ n. Gr.



Westfalen D. Jüngere Bronzezeit und vorrömische Eisenzeit
 1. Emsbüren. Ca. $\frac{1}{4}$ n. Gr. — 2, 3. Ems-Insel, nö. Münster. Ca. $\frac{1}{4}$ n. Gr. — 4, 5. Hamm. Ca. $\frac{1}{3}$ n. Gr. — 6. Hamm (?). $\frac{1}{2}$ n. Gr. — 7, 8. Haltern. $\frac{1}{2}$ n. Gr. — 9. Schledebrück bei Gütersloh. $\frac{1}{2}$ n. Gr. — Meist nach Photographien.

In zweiter Linie folgen die meist dunkelbraunen, stets sehr dickwandigen und grobtonigen, durch Schlickbewurf, selten durch Kammstriche gerauhten Eimer-Urnen des Harpstedter (s. d.) Typus, oft mit Wellenrand. Man muß sie trotz einiger Zweifel doch wohl dem nord. Kreise zuzählen. Die Form, die übrigens auch in verschiedenen Abwandlungen auftritt (Mannus 17 S. 293 Stampfuß), dürfte in W. ausschließlich der frühen EZ angehören; ältere oder jüngere Stücke kann ich in W. nicht mit Sicherheit nachweisen (Tf. 61^R 9—11). Jedoch scheint ihr Einfluß dahin gewirkt zu haben, daß in der späteren EZ gelegentlich auch Gefäße anderer Typen die Schlickbewurf-Rauhung erhalten haben. Selten herrscht der Harpstedter Typus im Formenschatz der Begräbnisstätten vor; in der Regel finden sich die rauhen Eimerurnen vereinzelt in andersartiger Umgebung — unter doppelkonischen Urnen oder Grabgefäßen der Urnenfelderkultur (s. u. § 2b), im Rheinland auch unter Formen anderer Hallstattstufen. Mancherorts scheint er ganz zu fehlen, z. B. im Innern des Münsterlandes und in einigen Begräbnisstätten mit sehr altertümlichem Inventar, von denen man annehmen kann, daß sie schon frühzeitig, etwa mit dem Beginn der EZ, aufgegeben worden sind. An der mittl. Lippe bei Hamm gehört das rechte Ufer dem Harpstedter Typus (mit eingesprenkten Hallstatt- oder besser: entwickelten Urnenfelderformen), das linke, wie es scheint, ausschließlich dem Doppelkonus (Mannus 19 S. 182 und Hammer Festschrift 1926 S. 34 Krebs). Im übrigen geht die Verbreitung des Harpstedter Typus über die des Doppelkonus (wenigstens in seinen ursprünglicheren Formen) weit nach S und W hinaus (Mannus 17 S. 297 und ebd. V. Ergbd. S. 89 Stampfuß). Sonstige Formen treten ganz zurück. Gebauchte, hohe Gefäße mit annähernd zylindrischem Halse (Band IX Tf. 165d) sind in geringer Zahl vorhanden. Einem doppelkonischen Gefäß mit kegelförmigem Fuß von Schlederbrück (Krebs *Ostwestfalen* Tf. 3, 19) mag ein eingeführtes Bronzegefäß, ähnlich dem Seddiner (Band XI Tf. 150), als Vorbild gedient haben. Der LTZ werden einige Urnen des Ostens angehören, die an solche

der Ripdorf-Stufe (s. Ripdorf und Nordischer Kreis C 2 § 23—26) erinnern. Und um den Beginn unserer Zeitrechnung wird ein Friedhof bei Lünen a. d. Lippe belegt worden sein, aus dem Situlen unter- und mittelbischer Art (wie Mannus III. Ergbd. Tf. 6, 1. 8 u. a.) und tonnenförmige Urnen, ähnlich den Nauheimer Gefäßen (vgl. Band VIII Tf. 146), gehoben sind. Ihre Zier besteht in einer Kammstrichrauung des Unterteils, die durch mehrere in gleichen Abständen senkrecht verlaufende, geglättete Streifen unterbrochen wird (Slg. des Realgymn. Lünen). Auch sonst finden sich vereinzelt Anklänge an latènezeitliche Formen.

b) Der nichtnordische Teil der Keramik aus der j. BZ und der frühen EZ W. gleicht in der Hauptsache der gleichzeitigen Töpferware des Niederrhein-Gebietes (nach Rademacher BZ V und HZ I). Es sind die Formen, die als „Nordgruppe der Urnenfelderkultur“ (Mannus V. Ergbd. S. 50ff. Stampfuß) bekannt geworden sind (s. a. Niederrheinische Hügelgräberkultur); die fein gearbeiteten, doppelkonischen oder rundbauchigen, meist breiten und gedrungenen Urnen mit zylindrischem oder schwach konischem Hals; die weit offenen Schalenurnen mit senkrechtem oder nach außen umgelegtem Rand — von Lehmbraken bei Haltern einmal mit drei Füßchen (Mus. Dortmund); ferner die konischen oder zylindrischen Beigefäße; die Becher mit spitzem oder rundem Boden u. a. (Tf. 61^R 13—15). Wie am Niederrhein gibt es auch in W. Gefäße, die den südd. Formen der Urnenfelderkultur sehr nahekommen — Urnen von Lehmbraken (Mus. Dortmund) gleichen in der Form fast genau den *Auh* V 5 Tf. 44 (Band VIII Tf. 84^G) Nr. 741 und 746 abg., während andere die deutliche Sonderentwicklung des Nordgebietes zeigen. Hierher zu rechnen ist auch eine zumeist, wie es scheint, auf Begräbnisstätten zwischen Recklinghausen und Hamm in der Regel mit Eimer-Urnen des Harpstedter Typus zusammen gefundene Gruppe breiter, doppelkonischer Gefäße mit scharfem Bauchumbruch und mehr oder minder scharf abgesetztem, umgekehrt konischen Hals oder Schrägrand (Tf. 61^R 16). Zu ihrem Entstehen mögen Einflüsse aus dem Gündlinger und Koberstädter Kreise (s. Mittel- und

Süddeutschland D § 3, 4), der ja rheinabwärts bis über Wesel hinaus nachweisbar ist, beigetragen haben — an Zuwanderungen wird man m. E. kaum denken können —, vielleicht auch der nordd. Doppelkonus. Auch die Zierweise an den w. Gefäßen der Urnenfelderstufe ist die am Niederrhein übliche: zunächst der echte Kerbschnitt (s. Kerbschnittverzierte Keramik) und seine Weiterentwicklungen, Reihen eingestempelter oder eingestochener Vertiefungen, dann eingeschnittene oder eingeritzte Umlaufrielen, Kreissegmente, schraffierte Dreiecke, Winkelbänder u. a. (Mus. Dortmund, Recklinghausen, Haltern, Minden, Gymn. Höxter). Im einzelnen kann man eine Entwicklungsreihe in dieser vielgestaltigen Keramik noch kaum aufstellen. Im allg. wird man die südd. Gefäßen der Urnenfelderstufe am nächsten kommenden Formen als die ursprünglichsten und ältesten, die entwickelten Sonderformen als die jüngsten ansprechen dürfen. Außerdem kann man wohl im echten Kerbschnitt — mag er nun aus der Kultur der ä. BZ am Niederrhein übernommen (E. Rademacher) oder aus Süddeutschland mitgebracht sein (Stampfuß u. a.) — eine altertümliche Zierweise erblicken, die in W. sichtlich in einem Verfallsstadium steht. Formen des Gündlinger, Koberstädter, Mehrener (s. Mehrener Typus) oder anderer Hallstattkreise sind, abgesehen von den genannten und anderen Anklängen, in W. bisher m. W. nicht gefunden worden. Dagegen scheint die Urnenfelderkultur, freilich zumeist in den beschriebenen entwickelten Formen, in W. noch weit in die EZ hinein bestanden zu haben: Eine Urne von einem Begräbnisplatz in der Gemeinde Datteln (Mus. Recklinghausen) weist bei verflautem Profil des Urnenfelder-Typus ein mehrfaches, mit dunklem Farbstoff gemaltes Winkelband auf der Schulter auf. Aufgemalte Ziermuster gibt es aber in Nordwestdeutschland m. W. nur in der Rademacherschen HZ 2-Stufe am Niederrhein, die m. E. in der Hauptsache der frühesten nordd. EZ (Kossinna) entspricht. Deutlicher spricht vielleicht noch das auch auf kleinen Begräbnisstätten in W. nicht seltene Nebeneinander von Gefäßen der entwickelten Urnenfelderkultur und des Harpstedter Typus (Tf. 61^R 11—13 und 9,

10, 16; vgl. auch die Karte Tf. 61^U und die Karten des Harpstedter Typus Mannus 17 S. 297 und ebd. V. Ergbd. S. 89 Stampfuß).

Die geschlossene geogr. Verbreitung der niederrheinischen Urnenfelder-Gefäßarten reicht an den Unterläufen der Lippe und Emscher nach W. hinein bis etwa an die Linie Koesfeld-Dortmund. Jenseits dieser Linie kommen die Gefäße nur noch vereinzelt und meist in verflauten und entwickelten Formen vor. Echter Kerbschnitt begegnet dort m. W. nicht mehr. Es scheint sich dabei um zwei Ausstrahlungsrichtungen zu handeln: eine ältere nach N, über das Höhenland an Dinkel und Vechte und das Ems-Hase-Gebiet bis an die Unterweser, und eine jüngere nach O, die Lippe aufwärts an die mittl. und Oberweser (Tf. 61^U und Stampfuß' Karte in Mannus V. Ergbd. S. 86). Wenn also der Anfang der Urnenfelderkultur im unteren Lippe- und Emscher-Gebiet sicher in die IV. Per. der BZ zu setzen ist, sind die im N gefundenen Stücke wohl nicht vor der V. Per., die im O wahrscheinlich erst an deren Ende oder zu Beginn der EZ an ihren Ort gelangt. Mehr Klarheit in diese Verhältnisse würde genaue Kenntnis des Materials im Mus. Dortmund bringen. Fortschreitende Verflautung der ursprünglichen Formen und gegenseitige Beeinflussung haben anscheinend in der frühen EZ eine Annäherung der Zylinderhalsurnen an den entwickelten Doppelkonus hervorgerufen, so daß in Einzelfällen die Trennung schwierig ist. Im SO der Provinz (Godelheim, Kr. Höxter) begegnet schließlich vereinzelt und meist in verflauter Form (Mus. Paderborn), nur einmal deutlicher ausgeprägt (Gymn. Höxter), der Typus *AuhV* 5 Tf. 44 (hier Band VIII Tf. 84^C) Nr. 762. Am Niederrhein ist die Form m. W. nicht vorhanden, sie ist als Einwirkung aus dem Lausitzer Kreise aufzufassen, worauf auch die vier kleinen Buckelchen am Umbruch des Gefäßes im Gymn. Höxter hinweisen (s. Lausitzische Kultur A). Auch der Grabbau des Godelheimer Friedhofes, der übrigens in der Hauptsache in die j. BZ zu stellen ist, deutet auf solche ö. Einwirkungen (Zeitschr. f. vaterl. Gesch. und A.-K. 54 II 164 Graf Bochholz-Asseburg).

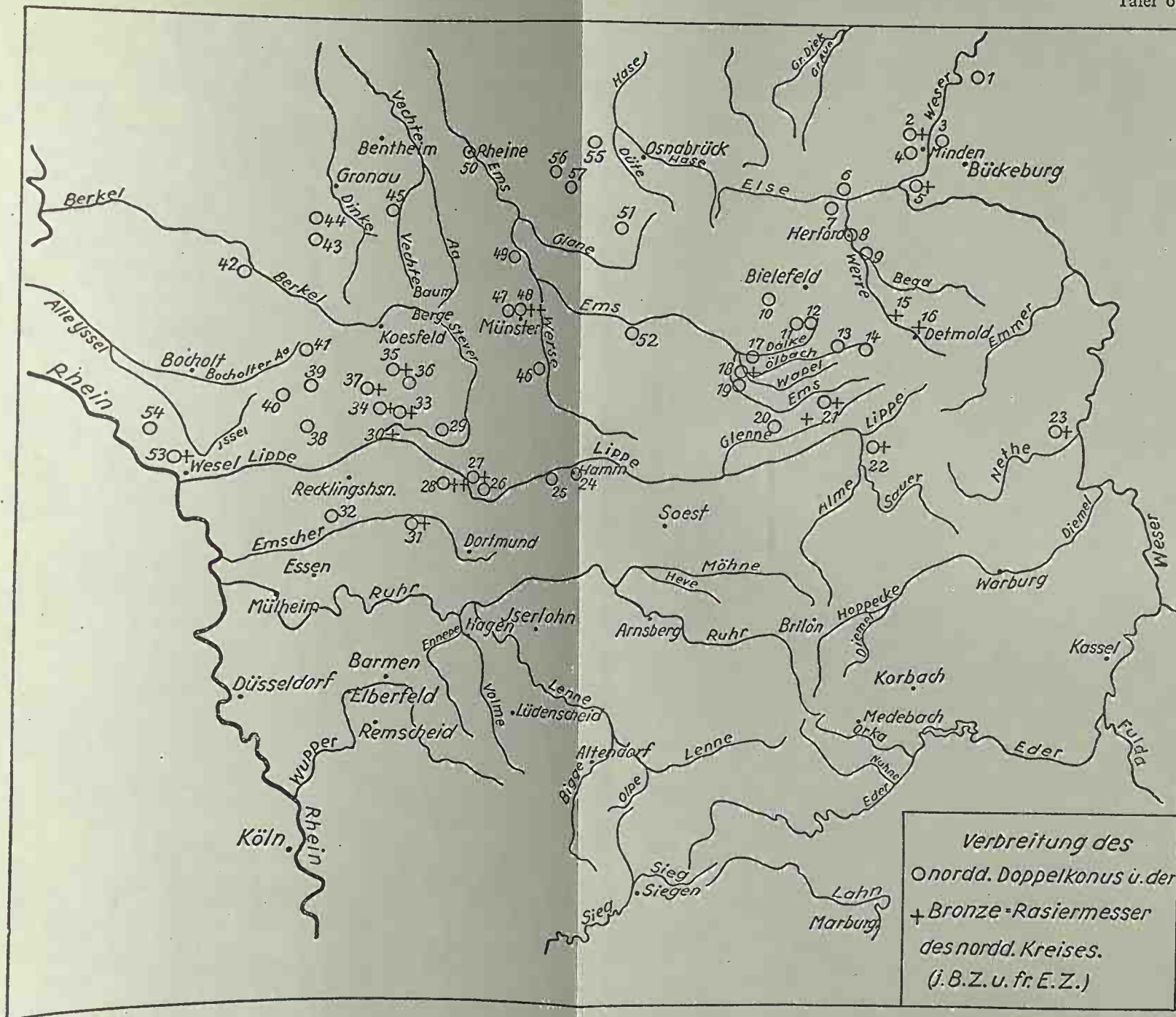
§3. a) Die Formen des spärlichen Metallgerätes entstammen ebenfalls zum größten Teil den beiden Kulturkreisen, denen auch die Masse der Keramik angehört. Nord. Art sind die verhältnismäßig zahlreich und in verschiedenen Arten vorhandenen einschneidigen Bronze-Rasiermesser aus der IV. und V. Per. der BZ, wohl stets aus Gräbern (Tf. 61^S 7, 8). Zwei Stücke eigenartiger Form von Iggenhausen bei Lage in Lippe (Krebs *Ostwestfalen* Nr. 153) und Markfeld bei Datteln (Mus. Dortmund) gehören wohl in die frühe EZ und knüpfen an Stücke wie Band IX Tf. 141c—e an. Die geogr. Verbreitung der nord. Bronze-Rasiermesser deckt sich mit der des nordd. Doppelkonus (Tf. 61^T). Nicht allzu selten sind ferner meist als Streufunde begegnende bronzene Speerspitzen und Tüllenbeile der IV. und V. Per. der BZ (Tf. 61^S 4—6). Nord. Art sind auch die beiden aus Gräbern stammenden bronzenen Bügelplattenfibeln der IV. Per. von Wittenhusen und Nordhemmern, Kr. Minden (Lit. bei Krebs *Ostwestfalen* Nr. 102, 104, 115). Verschiedene Nadeln, Arm- und Halsringe, eine Knopfsichel von Schledebrück bei Gütersloh u. a. wird man ebenfalls hierherstellen dürfen. Einfuhrware aus anderen Teilen des nord. Kulturgebietes muß man in den Bronzedosen der V. Per. der BZ von Rheda (Mus. Bielefeld; Präh. Z. 4 S. 383 Langewiesche; Hahne *Vorzeitfunde aus Niedersachsen* II Tf. 9) und Emsbüren (Mus. Münster; hier Tf. 61^S 1) erblicken und wohl auch in den bronzenen Wendelringen (s. d.) der frühen EZ (vgl. Band IX Tf. 139, 142—144) von Seelenfeld, Neuenknick (Kr. Minden), Lage in Lippe und Hamm, wohl meist Grabfunde (Krebs *Ostwestfalen* Nr. 68, 79, 161; Hammer *Festschrift* S. 35 ders.). Ebendahin gehört wohl auch die gekröpfte Bronzenadel mit seitlichem Scheibenkopf von Nordhemmern (Mannus 10 S. 111 W. Schulz). Eiserne Tüllenbeile aus der LTZ kommen hin und wieder vor, z. B. drei von Herstelle (Mus. Paderborn). Endlich mögen Bruchstücke eiserner Fibeln und Geräte aus der Nähe von Lünen (Realgymn. Lünen) mit der unter- und mittelbischen Keramik der späten LTZ dorthin gelangt sein.

b) Die Metallstücke mit s. Formen sind wohl zum größten Teil Einfuhrware. Hier-

her gehören die überall in W. vorkommenden Nadeln mit doppelkonischem, Kugel- und kleinem Vasenkopf (Mus. Dortmund und Krebs *Ostwestfalen* Nr. 114, 159, 165), ferner die spitzen Bronzemesser mit geschwungener Klinge, die in W. meistens mit Griffülle auftreten; z. B. von Wittenhusen (Grab, vorgesch. Staatsslg. Berlin), Rheda (Depot, Mus. Bielefeld), Godelheim (Grab, Mus. Münster), Herstelle (Streufund, Mus. Paderborn) und Werne a. d. Lippe (Streufund, Mus. Dortmund); ferner die gelegentlich, z. B. in einem Depot von Oberbeck bei Löhne (Mus. Bielefeld; Lit. Krebs *Ostwestfalen* Nr. 62), vorkommenden jüngeren Lappenbeile. Außerdem sind zu erwähnen zwei zweischneidige Bronze-Rasiermesser der IV. und V. Per. der BZ vom Urnenfriedhof Schledebrück (Tf. 61^S 9; Mus. Bielefeld und Privatbesitz Gütersloh; Krebs *Ostwestfalen* Nr. 246, 247 und S. 34); ein im Seseke-Körne-Winkel bei Kamen gefundener Anhänger wie *AuhV* 5 Tf. 43 (Band VIII Tf. 84^B) Nr. 699, zwei ineinanderhängende, mit gestrichelten Dreiecken gezierte Ringe von Rheda (Depot mit Bronzedose, Tüllenmesser u. a., Mus. Bielefeld; Langewiesche a. a. O.) und, etwas jünger als die sämtlich der j. BZ angehörigen bisher genannten Stücke, eine hallstädtische Bogenfibel mit langausgezogener Nadelrast und Knopf von Welte bei Dülmen (Mus. Dortmund). Noch ungeklärt nach Bedeutung und Zeitstellung, vielleicht aber hierher gehörig, sind die beiden Ringpaare, die im J. 1868 auf einer Ems-Insel nördl. Münster gefunden sind (Tf. 61^S 2, 3; Mus. Münster; Zeitschr. f. vaterl. Gesch. und A.-K. 28 [1869] S. 359); die Ziermuster erinnern an solche aus dem Gebiet der Urnenfelderkeramik. Aus der LTZ kommen einige Fibeln vom Früh-, Mittel- und Spätlatène-Schema aus Bronze und Eisen hinzu, die z. T. aus Höhlen des Hönne-Tales, z. T. aus Begräbnisstätten der Dortmunder Gegend stammen (meist Mus. Dortmund; ZfEthn. 45 [1913] S. 101, 102 Mötelfindt). Das Gräberfeld Welte bei Dülmen lieferte eine eiserne Frühlatène-Fibel, die bei Mötelfindt nicht erwähnt ist (Mus. Dortmund). Hier mögen noch Erwähnung finden ein durchbrochener Bronze-Armring aus der Nähe von Delbrück (Kr. Paderborn, Privatbesitz Delbrück; Krebs *Ostwestfalen* Nr. 266)

Fundnachweise zu Tf. 61^T (Doppelkonus und nord. Bronzerasiermesser):

1. Seelenfeld, Mus. Minden; Krebs *Ostwestfalen*.
2. Stemmer, Mus. Minden und Bielefeld; Krebs *Ostwestfalen* (dort weit. Lit.).
3. Dankersen; Krebs *Ostwestf.*
4. Nordhemmern, Mus. Bielefeld; Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
5. Wittenhusen, Vorgesch. Staatslg. Berlin und Museum Minden; Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
6. Oberbeck, Mus. Bielefeld; Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
7. Südlengern, Mus. Bielefeld; Krebs *Ostwestf.*
8. Herford, Mus. Herford; Krebs *Ostwestf.*
9. Salzuflen, ehem. Mus. Detmold (durch Brand 1921 zerstört); Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
10. Vierschlingen, Mus. Bielefeld; Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
11. Brakwede, Mus. Bielefeld; Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
12. Lämershagen, Mus. Bielefeld; Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
13. Stuckenbrok, Mus. Paderborn; Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
14. Augustdorf, ehem. Mus. Detmold (vgl. 9.); Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
15. Iggenhausen, ehem. Mus. Detmold (vgl. 9.); Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
16. Detmold, ehem. Mus. Detmold (vgl. 9.); Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
17. Gütersloh, geol. Institut Münster; Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
18. Schledebrück, Mus. Bielefeld u. Privatbesitz Gütersloh; Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
19. Rheda, Mus. Bielefeld; Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
20. Ostenland, Mus. Paderborn; Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
21. Delbrück, Mus. Paderborn und Hannover; Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.) u. Nachrichtenbl. d. Ges. f. d. Vorgesch. I S. 33.
22. Paderborn, Mus. Paderborn; Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
23. Godelheim, Mus. Münster, Paderborn und Samml. Gymn. Höxter; Krebs *Ostwestf.* (dort weit. Lit.).
24. Hamm, Mus. Hamm; Mannus 19 und Hammer Festschrift Krebs.
25. Sandbochum, Mus. Hamm; Mannus 19 und Hammer Festschrift Krebs.
26. Ahlstedde, Mus. Dortmund; vgl. Anthrop. Korr.-Bl. 33 (1902) Baum.
27. Altenbork, Mus. Dortmund; vgl. Anthrop. Korr.-Bl. 33 (1902) Baum.
28. Markfeld, wahrsch. auch sonst in der Gegend, Mus. Dortmund; Anthrop. Korr.-Bl. 33 (1902) Baum.
29. Kökelsum, Mus. Dortmund; Anthrop. Korr.-Bl. 33 (1902) Baum.
30. Haltern, Mus. Haltern.
31. Habinghorst, Mus. Dortmund; vgl. Baum a. a. O.
32. Buer, Mus. Buer; vgl. Vestische Zeitschr. 1899 S. 76ff. Eickel.
33. Lehmbraken, Mus. Dortmund, Essen und Haltern.
34. Lavesum, Mus. Dortmund.
35. Welte, Mus. Dortmund.
36. Bärnste, Mus. Dortmund.
37. Hülsten, Mus. Dortmund.
38. Rhade, Mus. Münster; Mitt. d. A.-K. f. W. I S. 101 Conrads.
39. Heiden, Mus. Münster; Mitt. d. A.-K. f. W. I S. 101 Conrads.
40. Borken, Mus. Münster; Mitt. d. A.-K. f. W. I S. 101 Conrads.
41. Ramsdorf, Mus. Münster.
42. Vreden, Tenhagen; Zeitschr. f. vaterl. Gesch. usw. 48 S. 232.
43. Ottenstein, Mus. Dortmund.
44. Alstätte, Mus. Dortmund.
45. Naendorf und Langenhorst, Mus. Dortmund u. zool. Gart. Münster.
46. Albersloh, Mus. Münster; Wandtafel vor- u. frühgesch. Altert. W.
47. Kinderhäuser Esch, Mus. zool. Garten in Münster; Anthrop. Korr.-Bl. 14 (1883) S. 30 Landois.
48. Münster; ZfEthn. 45 S. 228 Mötelfindt.
49. Greven, Mus. zool. Garten Münster; Anthrop. Korr.-Bl. 18 (1887) S. 21. Landois.
50. Rheine, Mus. Münster.
51. Lienen, Mus. zool. Garten Münster; Zeitschr. f. vaterl. Gesch. usw. 46 (1888) S. 45 Jostes und Effmann.
52. Wahrenndorf, mehrere Begräbnisstätten wahrscheinl. z. T. hierhergehörig; Zeitschr. f. vaterl. Gesch. usw. 53 (1895) S. 142 Darpe.
53. Diersfordt, Mus. Hamborn; Mannus 17 und V. Ergbd. Stampfuß.
54. Mehrhoog, Mus. Xanten und Wesel; Stampfuß a. a. O.
55. Westerkappeln, wahrscheinl. hierhergehörig; Müller-Reimers S. 282ff.
56. Tecklenburg, wahrscheinl. hierhergehörig; Müller-Reimers S. 282ff.
57. Ibbenbüren, wahrscheinl. hierhergehörig; Müller-Reimers S. 282ff.



Westfalen D. Jüngere Bronzezeit und vorrömische Eisenzeit

und Bruchstücke von Glas-Armringen aus der Siedelung von Kneblinghausen, Kr. Lippstadt (Mitt. d. Altertumskom. f. W. 4 [1905] S. 148 Hartmann), die vielleicht auch hierher gehören. Desgleichen wohl auch zum größten Teil die Kulturfunde aus den sauerländischen Höhlen: Außer den obengenannten Fibeln werden erwähnt: bronzene Armringe, Ohringe mit und ohne Bernstein- oder Glasflußperlen, Nadeln (darunter 1 Schwanenhalsnadel) u. a.; ferner aus Eisen: Messerklingen, Speer- und Pfeilspitzen, Tüllenbeile, Ringe, Nadeln, Nägel u. a., ohne daß im einzelnen eine genauere Bestimmung bisher getroffen wäre (Mus. Dortmund, Mus. f. Naturk. Münster, Mus. Balve; Cl. Lipperheide a. a. O.).

§ 4. a) Während die Keramik der Urnenfelderkultur in W. sich direkt an die des n. Niederrhein-Gebietes und nur mittelbar an südd. Formen anschließt, knüpfen die gleichzeitigen Bronzen nicht nord. Art unmittelbar an südd. Stücke an, im besonderen an solche aus Südwestdeutschland und dem nordwestschweizerischen Alpenvorland. Ferner hat das Niederrhein-Gebiet, das im übrigen doch viel fundreicher ist als W., gerade die obengenannten Bronzeformen südd. Art zum großen Teil m. W. nicht aufzuweisen, und endlich scheinen diese Bronzen im O von W. zahlreicher vorhanden zu sein als im Westen. Ich möchte daher annehmen, daß diese südd. Bronzen zumeist durch den Handel auf dem Rhein-Main-Weser-Weg, der sich z. B. an den einösigen Radnadeln (s. d.) schon für die ä. BZ nachweisen läßt, nach W. gelangt sind (38. Jahresber. d. hist. Ver. Bielefeld S. 40ff. Krebs). Die Grabgefäße der Urnenfelderkultur in W. aber verdanken sicherlich Siedlerströmen ihr Dasein, die seit der IV. Per. der BZ vom Niederrhein her emscher- und lippeaufwärts nach W. gekommen sind. Während der IV. Per. scheinen diese indessen über die Linie Koesfeld-Dortmund nicht hinausgelangt zu sein. Wohl erst die V. Per. und die frühe EZ haben eine weitere Ausbreitung gebracht. Bäuerliche Wirtschaftsformen wird man für diese Siedler unbedenklich voraussetzen dürfen. Der w. Teil dieser Bevölkerung ging noch in vorröm. Zeit im Germanentum auf, soweit er nicht etwa vorher abgewandert ist;

die Nachkommen des selbständig gebliebenen größeren Teiles (besonders in Belgien, Holland und weiter s.) haben wohl eine Komponente der geschichtlichen Kelten (s. d.; Belgen) gebildet.

b) Die nord. Kultur der j. BZ mit dem Formenkreise der doppelkonischen Urnen, der einschneidigen Bronze-Rasiermesser, Tüllenbeile usw. ist ohne Zweifel als geschlossener Kreis seit der IV. Per. wahrscheinlich in der Hauptsache durch die Porta Westfalica nach W. vorgedrungen. Die Träger dieser Kultur waren wohl ebenfalls Bauern auf der Landsuche, man darf sie schon Germanen nennen. Sie stellen die stärkste Zuwanderung dar, die W. in vorgesch. Zeit erlebt hat. Schon in der IV. Per. scheinen sie den Gebietsstreifen Porta—untere Werre—obere Ems—mittlere Lippe, und zwar in der Regel die tieferen Lagen, besetzt zu haben. Spätestens in der V. Per. begann die Besiedelung des Münsterlandes und die Einnahme des Gebietes der Urnenfelderleute an der unteren Lippe und oberen Emscher. Die Germanen-Grenze, bestimmt durch Doppelkonus und Bronze-Rasiermesser, verläuft hier jetzt etwa auf der Linie Wesel—Buer—Dortmund. Jedoch scheinen nicht ganz unbedeutliche Reste der Urnenfelderbevölkerung zwischen den Germanen sitzengeblieben zu sein und wenigstens ihre kulturelle Selbständigkeit gewahrt zu haben. Zwischen Lippe und Emscher, bei Recklinghausen, Datteln und vielleicht noch weiter nach O hin scheint das Rückzugsgebiet eines solchen Restes gewesen und bis in die EZ hinein geblieben zu sein. Erst die Träger des Harpstedter Typus sind auch hierhin gekommen. Die Begräbnisplätze dieses Rückzugsgebietes — mit entwickelten Urnenfelder-Formen und Harpstedter Typus — liegen zumeist abseits der breiten, schon früh von Germanen besetzten Niederungen der Emscher und Lippe auf unfruchtbaren, nur von schmalen Wiesenstreifen durchzogenen Heideflächen (Funde Mus. Recklinghausen und Dortmund). Ein Fundplatz dieser Art heißt bezeichnend die „Lauseheide“ (bei Erkenschwick, Kr. Recklinghausen).

c) Wenig vor der Wende zur EZ erscheint dann der Harpstedter Typus in Westfalen. Wie gesagt, möchte ich ihn dem nord. Kreise

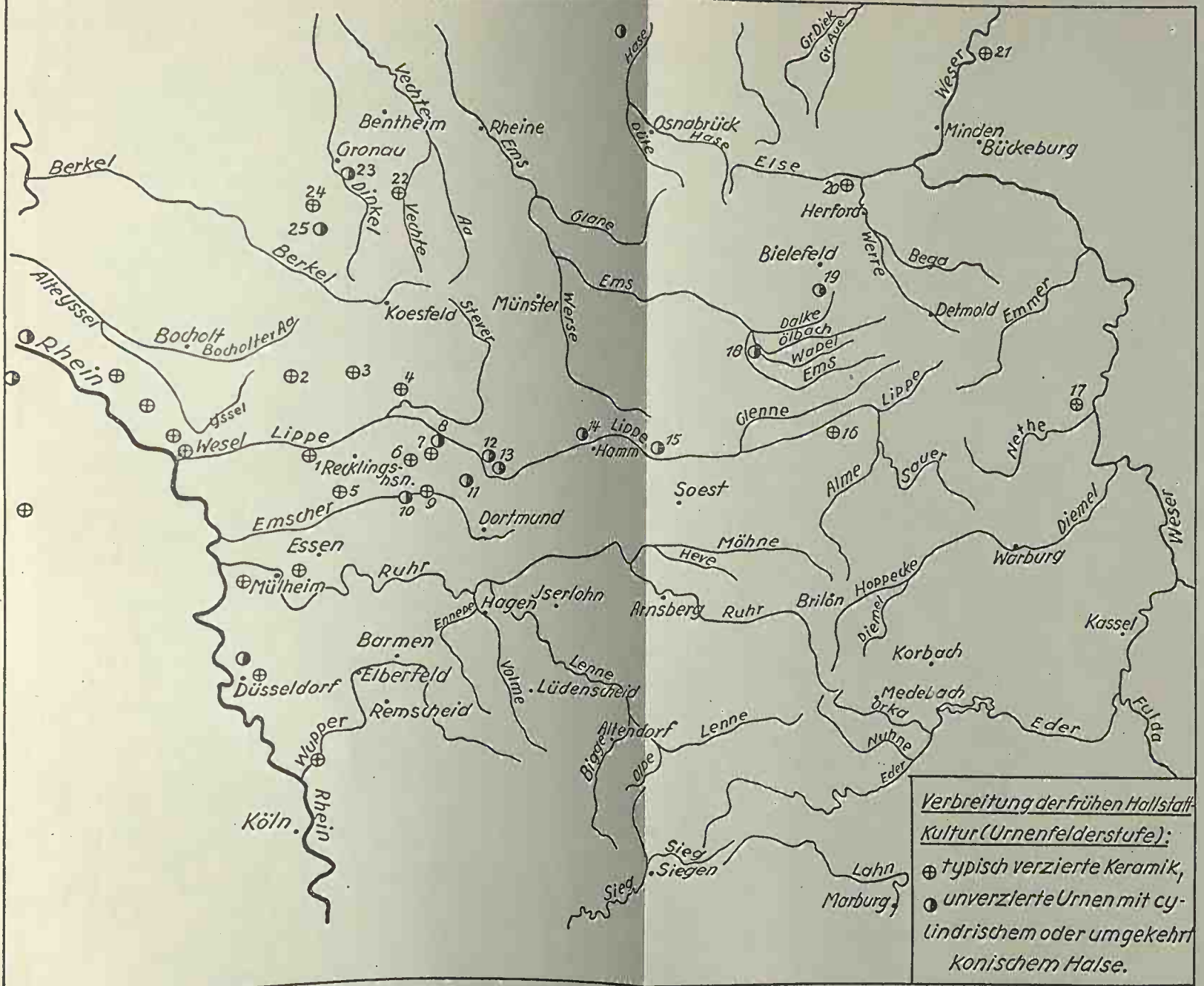
Fundnachweise der Tf. 61^U (Gefäße der Urnenfelderkultur und Verwandtes)

1. Dorsten, Mus. Münster.
 2. Borken; Mitt. d. A.-K. f. W. 1 (1899) S. 101ff. Conrads.
 3. Hülsten, Mus. Dortmund und Haltern; Mannus V. Ergbd. Stampfuß.
 4. Lehmbraken, Mus. Dortmund; Mannus V. Ergbd. Stampfuß.
 5. Buer, Mus. Buer; Eickel a. a. O.
 6. Lauseheide bei Recklinghausen, Mus. Recklinghausen.
 7. Datteln, Mus. Recklinghausen.
 8. Natrop-Klostern, Mus. Dortmund; Mannus V. Ergbd. Stampfuß.
 9. Habinghorst, Mus. Dortmund; Mannus V. Ergbd. u. w. Wandtafel Stampfuß.
 10. Pöppinghausen, Mus. Herne.
 11. Gem. Waltrup, mehrere Begräbnisstätten, Mus. Dortmund; Baum a. a. O. vielleicht z. T. hierhergehörig.
 12. Altenbork, Mus. Dortmund; Baum a. a. O.
 13. Ahlstedde, Mus. Dortmund; Baum a. a. O.
 14. Hamm (Bockumer Weg), Mus. Hamm; Mannus 19 S. 182 Krebs.
 15. Lippborg, Mus. Hamm; Mannus 19 S. 182 Krebs.
 16. Boke; Krebs *Ostwestf.* Nr. 224.
 17. Godelheim, Samml. Gymn. Höxter; Krebs a. a. O. u. Stampfuß a. a. O.
 18. Schledebrück, Mus. Bielefeld; Krebs a. a. O.
 19. Brakwede (Anklänge in dortigen Hügeln), Mus. Bielefeld u. Vorgesch. Staatsslg. Berlin; Krebs *Ostwestfalen*.
 20. Südlengern, Mus. Bielefeld; Krebs *Ostwestfalen*.
 21. Seelenfeld, Mus. Minden; Krebs a. a. O. u. Stampfuß a. a. O.
 22. Naendorf, Mus. Dortmund; Stampfuß a. a. O.
 23. Epe, Mus. zool. Garten Münster.
 24. Ottenstein, Mus. Dortmund.
 25. Alstätte, Mus. Dortmund.
- Außerwestf. Funde vgl. Mannus V. Ergbd. Stampfuß.

Verbreitungskarte und Nachweise für den Harpstedter Typus vgl. Mannus 17 und V. Ergbd. Stampfuß.

Nachzutragen:

1. Lippborg, Mus. Hamm; Mannus 19 Krebs.
2. Lauseheide bei Recklinghausen, Mus. Recklinghausen.
3. Datteln, Mus. Recklinghausen.



Westfalen D. Jüngere Bronzezeit und vorrömische Eisenzeit

zuzählen, also auch seine Träger Germanen nennen. Man muß jedoch m. E. nach der Art seiner Verbreitung (s. o. § 2a) im Harpstedter Typus die Spuren eines zweiten, kräftiger geführten und weiter reichenden Germanenvorstoßes — vielleicht mehr kriegerischer Art — erblicken. Stampfuß findet die Heimat des Harpstedter Typus zwischen unterer Weser und Ems; die Leute würden also etwa auf demselben Wege wie die Verbreiter des Doppelkonus nach W. gekommen sein. Um dieselbe Zeit scheinen auch die Ausstrahlungen der Urnenfelderkultur nach N und O stattgefunden zu haben, — die nach N mag etwas früher als die nach O angesetzt werden (s. o. § 2b). Da die bezeugenden Gefäßformen wohl stets mit germ. vergesellschaftet auftreten, auch in kleinen Begräbnisplätzen von offenbar geringer Belegungsdauer (z. B. am Bockumer Weg bei Hamm; Mannus 19 S. 182 Krebs), darf man vielleicht an Auswanderungen gemischter Volksteile aus dem Niederrhein- und Unterlippe-Gebiet denken. Auf diese Weise könnte auch die niederrheinische Hügelgrabsitte nach dem O von W. gekommen sein, wo ja die ältesten Grabstätten nur Flachgräber enthalten (s. o. § 1a). Auch Einzelheiten der Grabform (Ringgräben u. a.) scheinen dafür zu sprechen.

In diesem Zusammenhang scheint beachtenswert, daß die Verbreitung der Spuren der Urnenfelderkultur sich mit der Verbreitung der Ortsnamen auf *-apa* (=Wasser, heute auf *-pe*, *-ep*, *-ap* und *-op*) im ganzen, manchmal selbst in Einzelheiten deckt (Jellinghaus *Westfälische Ortsnamen* 3. Aufl. 1923 S. 10). Bekanntlich hat man in dieser Namensgruppe auf Grund des Lautstandes Anzeichen kelt. Besiedelung sehen wollen. In W. treten das Gebiet der geschlossenen Verbreitung und die beiden Ausstrahlungsrichtungen der Urnenfelderkultur auch in der Verbreitung der *-apa*-Ortsnamen deutlich hervor. Soviel ich sehe, findet sich diese Übereinstimmung aber auch im allg. sonst in Nordwestdeutschland, besonders am Niederrhein, ferner in Holland (s. d.) und Belgien (s. d.) und, wenn ich mich nicht täusche, selbst in Süddeutschland, wo z. B. am unteren Main und in Oberhessen der frag-

liche Bestandteil als *-affa*, *-aff*, *-eff* u. ä. wiederkehrt. Für das Sauerland, den gebirgigen Südtail W., wo diese Namen ebenfalls häufig sind, aber außer den Höhlenfunden (s. o. § 1c) bisher kaum Spuren vorgesch. Besiedelung bekannt sind, sei darauf hingewiesen, daß W. Schulz (*Staat und Gesellsch. in germ. Vorzeit* 1926 S. 41) in diesen Höhlenfunden Gräber einer „vorkeltischen“ Unterschicht mit kelt. Sprache sieht, die nach der Niederlage ihrer „keltischen“ Herren, in unserm Falle also wohl der Urnenfelderleute, in das unwirtlichere Gebirge gedrängt sei. Es könnte also sein, daß die Urnenfelderleute oder eine ihnen verwandte oder kulturell und sprachlich angeglichene Unterschicht die Verbreiter der *-apa*-Namen gewesen sind. Man kann dabei vielleicht an die niederrheinischen Bestattungsgräber der ä. BZ erinnern (s. Niederrheinische Hügelgräberkultur.)

Hatte man in der j. BZ bei der Besiedelung des Landes tiefliegende Niederungen, die z. T. noch heute in weitem Ausmaße bruchig sind, wenigstens nicht gemieden (Wittenhusen, Schleddebrück, Lehmraken u. a.), so scheinen die Ansiedlungen der EZ ausschließlich in trockener Höhenlage gefunden zu werden. Ist diese Beobachtung richtig — sie bedarf natürlich noch eingehender Nachprüfung im einzelnen —, so wird man sie ebenso wie die offensichtlich mit dem Beginn der EZ einsetzende starke Bevölkerungsbewegung mit dem zweiten postglazialen Klimasturz (s. Klimaverschlechterung [Postglaziale]) in Verbindung bringen dürfen.

d) Die Zeugnisse aus der späteren EZ (LTZ) sind in W. dürftig. Funde, die auf einen Bevölkerungswechsel oder selbst auf stärkere Zuwanderungen schließen lassen, sind nicht vorhanden. Das alte Urnengrab scheint in manchen Teilen von W. wenigstens noch lange in Gebrauch gewesen zu sein. Nach mündlicher Versicherung von Museumsdirektor Baum, Dortmund, sind die Latène-Fibeln aus den Dortmunder Begräbnisstätten in Urnengräbern alter Art angetroffen worden. Brandschüttungsgräber (s. d.) werden im Schrifttum kaum erwähnt. Diese Fibeln werden durch Handel eingeführt sein, und die Lünener Gefäße (s. o. § 2a)

stehen bisher vereinzelt. Immerhin darf man sie wohl mit den schon geschichtlichen Sueben-Vorstößen des letzten vorchristl. Jh. in Zusammenhang bringen. — Soweit diese Dürftigkeit gesicherter Funde der LTZ nicht auf mangelhafter Beobachtung beruht, kann man sie vielleicht durch die infolge des Klimasturzes verringerten Siedlungsmöglichkeiten erklären.

e) Während des ganzen bisher behandelten Zeitraumes (j. BZ und vorröm. EZ) scheint die Besiedelung W. in der Hauptsache an diluv. oder alluviale Sandböden oder sandige Lehmböden gebunden zu sein. Funde dieser Zeit aus zäheren, tonreicheren Bodenarten (z. B. dem Südteil der Hellweg-Ebene, dem Beckumer Plateau u. a.), sowie aus Moorgebieten und, abgesehen von den Höhlenfunden, auch aus dem Berglande sind selten. D. h. die Siedler, die angesichts der Höhlenfunde neben der Viehzucht doch wohl sicher auch Ackerbau betrieben, bevorzugten die lockeren, zwar ärmeren, aber leichter bearbeitbaren Bodenarten. Wahrscheinlich übte man in der Regel noch mehr oder minder unregelmäßige Feldgraswirtschaft (s. d.; mit Mergel- oder Plaggen düngung?). Sicher hat auch die vorgefundene Verteilung von Wald- und freiem Heide- oder Grasland bei der Wahl der Siedlungsgebiete eine hervorragende Rolle gespielt.

§ 5. Mit den Feldzügen der Römer in augusteischer Zeit endet die rein vorgesch. Epoche in Westfalen. Von diesen Zügen kündeten in W. die Lager von Haltern und Oberaden (Mitt. d. Altertumskom. f. W. seit Bd. 2 für Haltern; Funde von Oberaden im Mus. Dortmund). Die Bedeutung der Anlage von Kneblinghausen, Kr. Lippstadt, kann noch nicht als geklärt gelten (Germania 1927 S. 70 A. Stieren; Hartmann a. a. O.; s. Festung A § 32, Haus A I § 33). Die RKZ scheint in manchem die Tradition der vorröm. Zeit fortzusetzen, doch tritt einmal Kulturgut aus dem O, dem Elbe-Gebiet, jetzt stärker hervor (Fußbecher vom Gräberfeld Rünthe a. d. Lippe [Wahner Typus], Mus. Dortmund), andererseits scheinen röm. Münzen, Bronzegefäße u. a. den Einfluß der nahen Provinz anzudeuten. Geschichtliche Quellen für W. sind noch dürftig, doch erkennt man an ihnen ebenso wie an den Funden ein Vordringen inner-

germanischer Elemente nach Westen. In dessen scheint die Besiedlung die Dichte wie in der j. BZ und der frühen EZ auch jetzt nicht erreicht zu haben. Erst aus merowingischer und vor allem karolingischer Zeit liegen Funde wieder zahlreicher vor: Gräber, sächsische und fränkische Befestigungen, Streufunde u. a. (Lit. Mannus 14 S. 166 W. Schulz und E. Wahle a. a. O.). Im wesentlichen treten jetzt in W. die gleichen Erscheinungen der eigenartigen germ. Kultur der Völkerwanderungszeit und ihrer Weiterentwicklung hervor, wie sie auch im übrigen Westdeutschland bekannt sind. Darauf folgen in W. die Zeiten vollgeschichtlicher Überlieferung.

Zusammenfassungen bis 1890: J. B. Nordhoff *Das Westfalenland und die vorgesch. Anthropologie* Münster 1890; — bis 1922: W. Schulz *Neuere Lit. zur Vorgesch. W. Mannus 14* (1922) S. 164ff.; — bis 1924: E. Wahle *Vorgesch. des dtsh. Volkes* 1924 S. 152; — seitdem: A. Krebs *Ein uralter Handelsweg des ö. W.* 38. Jahresber. des hist. Ver. Bielefeld (1924) S. 40ff.; ders. *Die vorröm. Metallzeit im ö. W.* 1925 (Mannusbibl. 38); ders. *Vor- und Frühgesch. des Gebietes der Stadt Hamm i. W.* 700 Jahre Stadt Hamm, Festschr. zur Erinnerung an das 700jährige Bestehen der Stadt Hamm 1926; ders. *Ein Urnenfriedhof am Bockumer Weg bei Hamm i. W.* Mannus 19 S. 182ff.; R. Stampfuß *Das Vordringen der Germanen zum nördl. Niederrhein und d. Ausbreitung der Harpstedter Kultur* Mannus 17 S. 287ff.; ders. *Beiträge zur Nordgruppe der Urnenfelderkultur* Mannus V. Ergbd. 1927 S. 50ff. Wichtigere Sammlungen: Landesmus. Münster, Prov.-Museum f. Naturkunde i. Münster, Heimatmus. Minden, Mus. Herford, Mus. Bielefeld, Mus. Paderborn, Gustav-Lübke-Mus. Hamm, Vestisches Mus. Recklinghausen, Mus. Haltern und Kunst- und Gewerbemus. Dortmund. Der Wert des letzteren wird dadurch vermindert, daß das dort befindliche, sehr reiche Material nicht zur Bearbeitung freigegeben wird, die Beschriftung der Schausammlung nicht immer eindeutig ist und, abgesehen von einer kurzen Übersicht (Anthrop. Korr.-Bl. 33 [1902] Baum), eigene Veröffentlichungen des Mus. noch nicht erfolgt sind. Der Katalog ist vergriffen.

A. Krebs

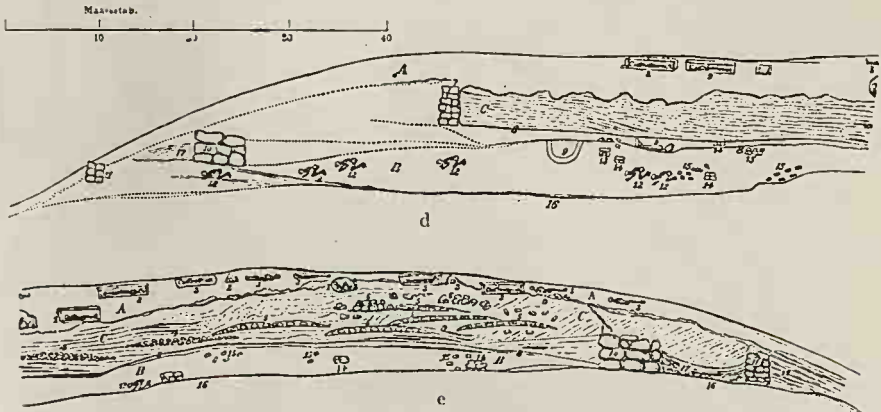
Westhall (Suffolk, England). Bei W., etwa 3 km nw. von Halesworth, wurde in der Mitte des 19. Jh. ein wichtiger Wohnstätten- und Hausschatz-Fund des 2. Jh. n. C. gemacht. Hier zeigte eine Fläche von etwa 2 Morgen inmitten des hellen Lehms in einer Tiefe von 45—90 cm viele Holzkohle-Einschlüsse, Brandspuren, zahlreiche Poliersteine und große Mengen von Gefäßscherben.



a

b

c



d

e

A. Obere Schicht

1. Griechische Gräber
2. Byzantinische und römische Gräber
3. Skelette späterer Zeit

C. Mittlere Schicht (vorgesch.)

4. Altäre auf dem Steinboden
5. Altäre auf dem Ziegelboden
6. Steinaltar
7. Umfassungsmauer
8. Boden, Ton

B. Untere Schicht (vorgesch.)

9. Kornbehälter
10. Verteidigungsmauer
11. Äußere (kleine) Mauer
12. Skelette
13. Kindergrab
14. Mauerfundamente
15. An der Sonne getrocknete Ziegel
16. Natürlicher Fels
17. Roter Ton

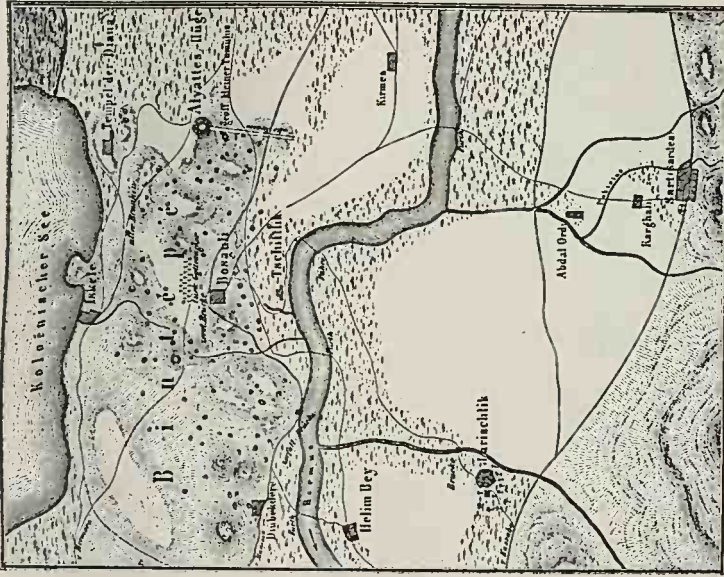
Westkleinasiatische Fundorte

a—c. Funde aus einem Siedlungs-Tell des Hinterlandes von Kyzikos (= Stufe Troja II—V). Nach Athen. Mitt. 1904. — d, e. Schnitt durch den Siedlungs-Tell Hanai-Tepe. (d. Durchschnitt W—O, e. Fortsetzung.) Nach Schliemann *Ilios*.

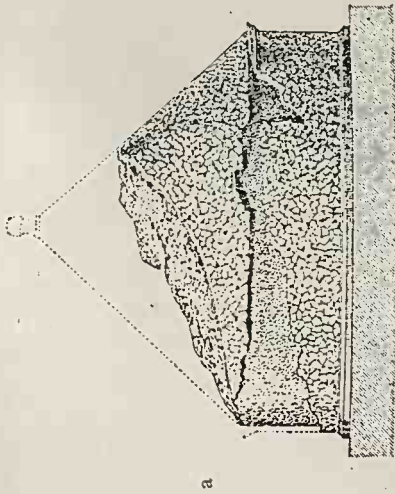


Westkleinasiatische Fundorte

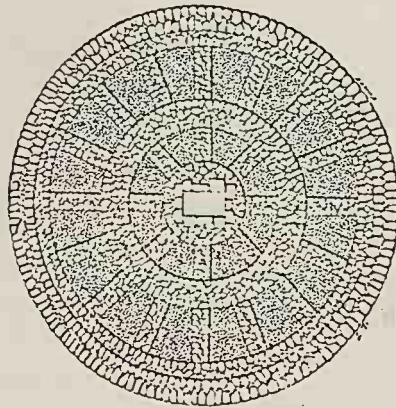
Funde aus dem Siedlungs-Tell Bos-öyük (= Troja II—V). Nach Athen. Mitteil. 1899.



c



a



b

Westkleinasiatische Fundorte
 a. Grab des Tantalos am Jamanlar-dagh. — b. Dgl. Plan. Nach Textier. — c. Nekropole von Bin-tepe. Nach von Olfers.



a



b



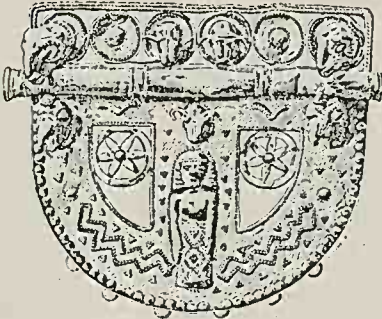
c



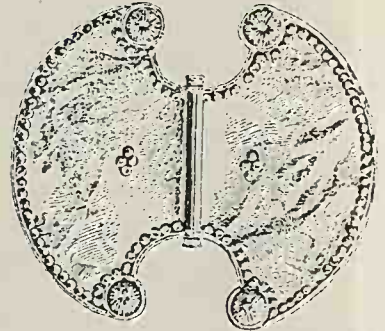
d



e



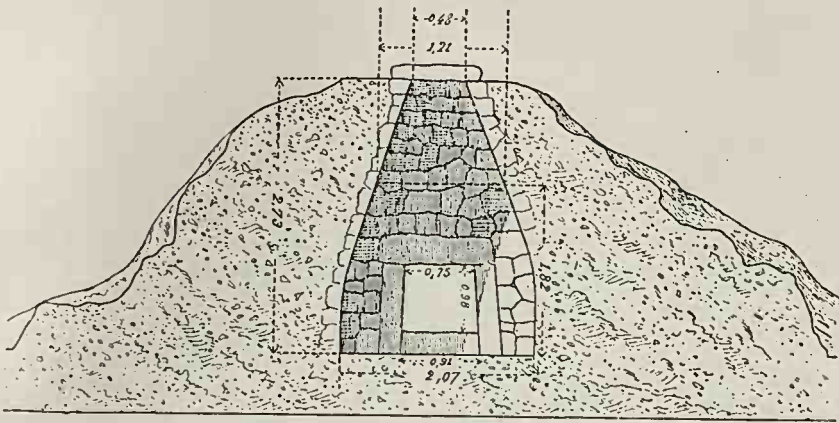
f



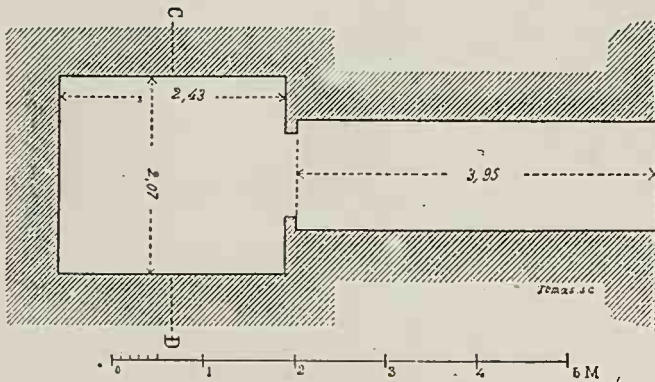
g

Westkleinasiatische Fundorte

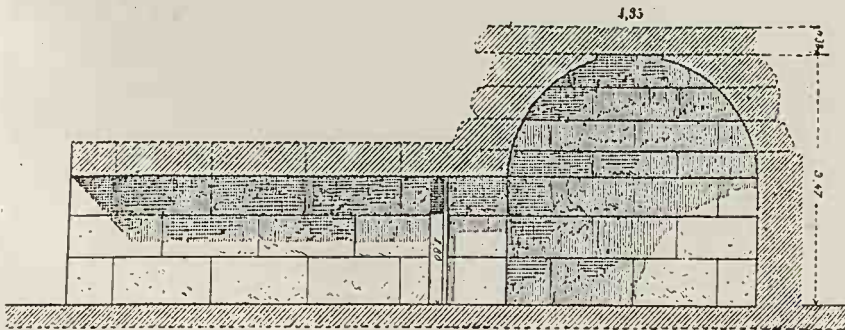
a—c. Funde aus dem Alyattes-Grabe (Bin-tepe). Nach von Olfers. — f, g. Goldarbeiten aus Thyatira. Nach Perrot-Chipiez.



a



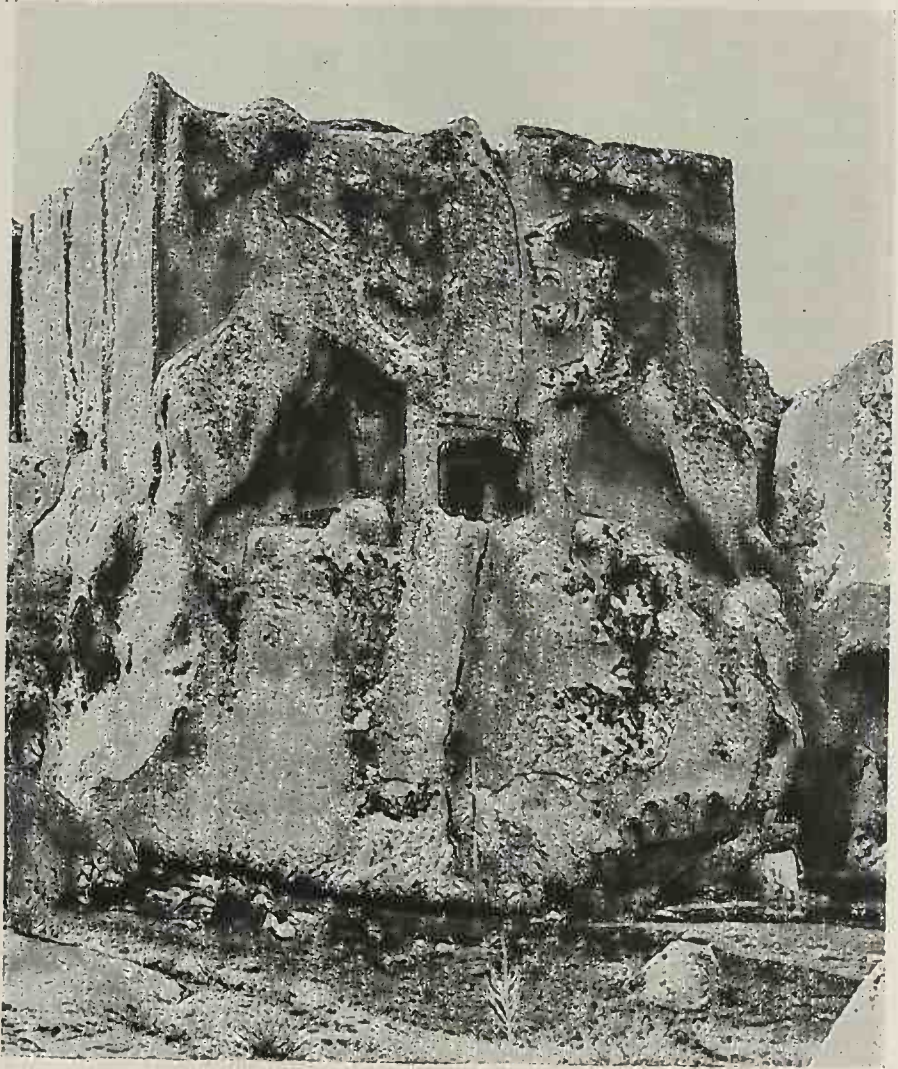
b



c

Westkleinasiatische Fundorte

a, b. Kuppelgrab von Assarlik (älterer Typus). — c. Kuppelgrab von Geresi (jüngerer Typus).
Nach Perrot-Chipiez V.



Westkleinasiatische Fundorte

Böyük Arslantasch. Felsengrab in Phrygien. Nach von Reber.



a



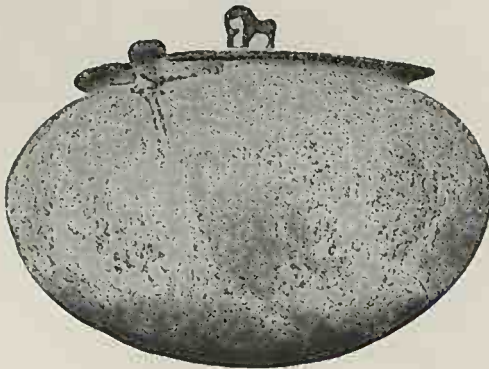
b



c



d



e

Westkleinasiatische Fundorte

Gordion: a, b. Monochrome Siebkannen (Bucchero). — c, d. Bemalte kleinasiatische Ware. — e. Bronzekessel mit Deckel, der figürlichen Griff aus Holz besitzt. — Nach Koerte *Gordion*. Arch. Jahrb. Ergänzungsband. 5 (1904).



Unter den Scherben befand sich auch ein Stück Terra Sigillata. Ungefähr in der Mitte dieser alten Wohnplatzschicht stand ein dünnwandiges Bronzegefäß mit einem Deckel, das den berühmten Bronze-Fund enthielt. Der Deckel zeigt ein kreuzförmiges Muster in Treibarbeit mit Palmzweigen o. ä. zwischen den Armen. Röm. Arbeit ist eine birnförmige Bronzelampe mit Ringhenkel und Halbmond darauf. Die Datierung des Fundes ist durch eine Münze der älteren Faustina gegeben. Die wichtigsten Teile sind Pferdeschmuckstücke, wie von Polden Hill, Hagbourne Hill (s. d.), Stanwick (s. d.), Arras (s. Arras-Gruppe), Glastonbury (s. d.) u. a. FO, deren rote Email-Einlage vorzüglich erhalten ist, reich verzierte Achsennägel, wie im Stanwick-Fund, und ähnliches. Wegen ihres Tierornaments, das noch Beziehungen zu Aylesford (s. d.) hat, ist eine kleine Bronzescheibe von 4 cm Dm zu erwähnen.

Archaeologia 36 (1855) S. 454ff. H. Harrod; R. Allen *Celtic Art* S. 94, 134; Read-Smith *A Guide to the Antiquities of the Early Iron Age Brit. Mus.* S. 129.

† W. Bremer

Westkleinasiatische Fundorte (Tf. 61^v—61^{cc}).

a) Nordwestkleinasien: § 1. Bereich von Kyzikos. — § 2. Troas. — § 3. Mysien. — b) Lydien: § 4. Jamanlar-dagh. — § 5. Sipylos. — § 6. Bereich von Sardes. — § 7. Andere FO in Lydien. — c) Karien: § 8. Budrum-Halbinsel. — § 9. Nordwestkarien. — § 10. Nordostkarien. — § 11. Südkarien. — d) Lykien: § 12. Der Küstenbereich. — § 13. Das lykisch-episidische Hinterland. — e) Phrygien: § 14. Der Bereich der Felsgräber. — § 15. Gordion. — § 16. Andere FO in Phrygien. — f) § 17. Paphlagonien. — g) § 18. Zusammenfassung.

Besprochen werden die FO w. einer gedachten Linie, welche Angora und Adalia berührt, soweit sie sicher oder wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit den Kleinasiaten zuzuschreiben sind. Die wichtigsten griechischen FO sind in Einzelartikeln besprochen. S. Milet. — Die in eckige Klammern eingeschlossenen Ziffern beziehen sich auf die Tf. 61^{cc}. — Bez. der Keramik s. auch Vase F.

a) Nordwestkleinasien. § 1. Im ganzen Umkreis von Kyzikos [Nr. 1] und dessen Hinterland tumulus-artige Hügel. Es läßt sich bei denselben ohne Nachgrabung nicht entscheiden, ob es sich jeweils um wirkliche Hügelgräber oder um Siedlungstells nach Art der boiotischen Magulen (s. Ägäische Kultur) handelt. Aus einem Siedlungs-Tell stammen jedenfalls der Spinnwirtel und die beiden monochromen, weißinkrustierten Tongefäße, die nach Panderma

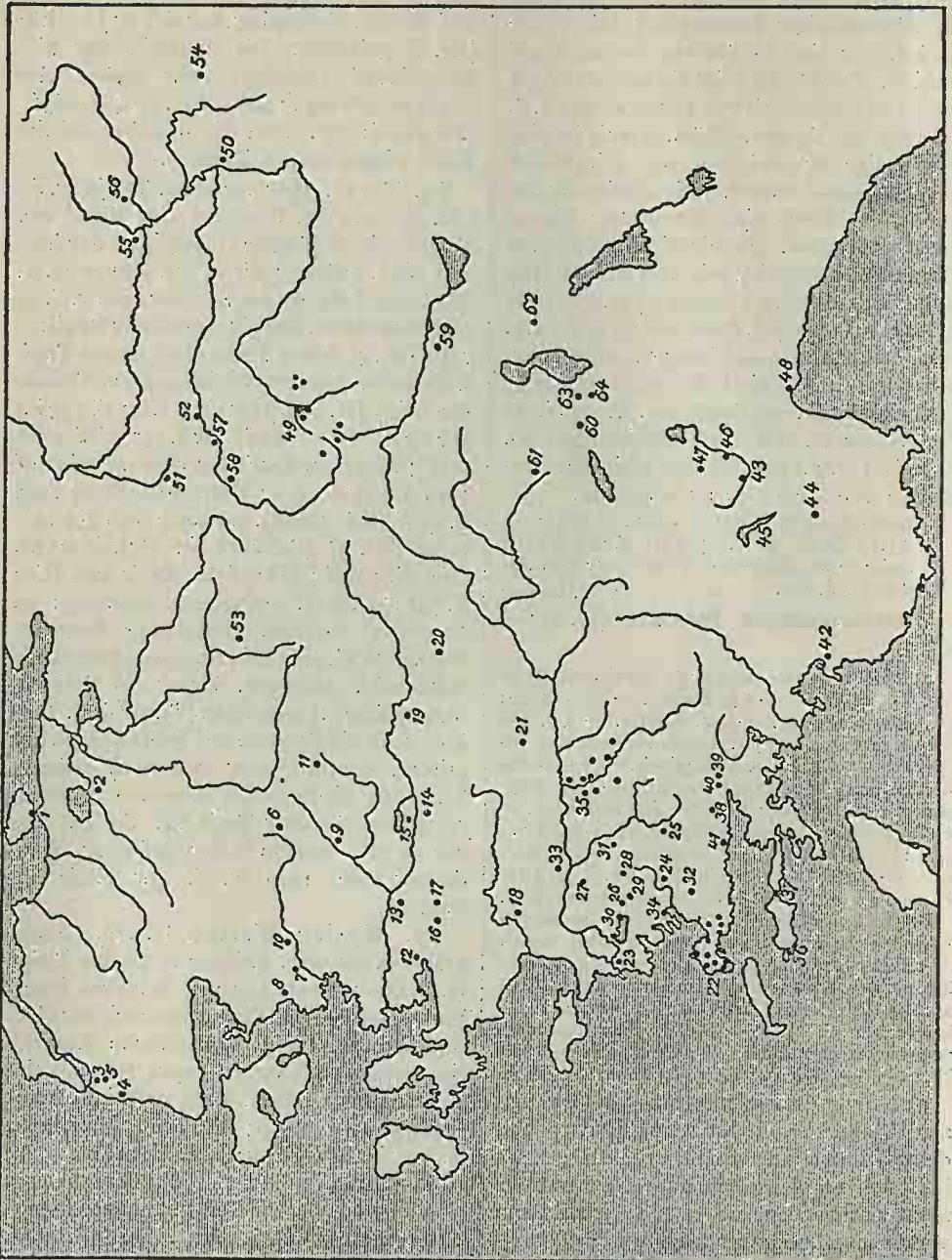
gelangt sind (etwa Yortan und Troja II—V; Tf. 61^{va}—c). Ein wirkliches Hügelgrab, nach Aussage der Einheimischen mit Grabkammer und Marmor-Sarkophag, hat sich zu Jeniköi [Nr. 2] gefunden. Die Keramik war hier anscheinend allerdings sehr später Art (Nachbestattung?; Ath. Mitt. 1904 S. 285ff. Wiegand; vgl. auch die daselbst auf der Karte eingetragenen Tumuli).

§ 2. Troas. Hier vor allem Troja (s. d.) [Nr. 3], dann im Umkreise eine Reihe von Hügeln, deren jüngere Hügelgräber aus hist. Zeit sind, während wir in den älteren m. E. Siedlungs-Tells aus der Zeit vor 1200 v. C. zu erkennen haben. Das gilt sowohl von Besikatepe [Nr. 4], einem Fischerdorf, dessen Topfware bemerkenswerte Beziehungen zu Thessalien zeigt (H. Schliemann *Ilios* S. 739ff.; Dörpfeld *Troja und Ilios* S. 545ff. [Winnefeld]; Fimmen *Kretisch-mykenische Kultur*² 1924 S. 103 Anm. 9; Götze-Festschrift 1925 S. 120f. Dörpfeld), als auch von Hanai-tepe [Nr. 5] (Calvert in Schliemann *Ilios* S. 782ff.; Dörpfeld *Troja und Ilios* S. 548; größere, ummauerte Siedlung; im untersten Stratum Bestattung liegender Hocker im Wohnbezirk, im oberen kreisrunde Hütten-Pflasterungen, bisher als Verbrennungsplätze [!] angesehen [Tf. 61^{vd}, e]. Darüber noch ein Stratum mit Bestattungen aus griech., byzantinischer und noch späterer Zeit. Die Siedlung des mittleren Stratums entspricht der Zeit Troja VI. Sie hat also wie so viele andere in der ägäischen Wanderung um 1200 v. C. ihr Ende gefunden).

§ 3. Mysien: Yortan [Nr. 6]. Flachgräber-Nekropole. Leichen in großen Pithoi (s. Pithos-Bestattung), Beigaben inner- und außerhalb derselben, Schmuck aus Gold und Bronze, Idole, monochrome Keramik des roten wie schwarzen Typus, teils mit eingritzter Dekoration, wohl weiß inkrustiert (Tf. 43^a a—k, n—p; CR acad. inscr. 1901 S. 8roff. Collignon; s. a. Yortan).

Teuthrania [Nr. 7]. W. der späteren Siedlung ein flacher Tell mit monochromen Streuscherben (Ath. Mitt. 1910 S. 394f. W. Dörpfeld).

Kale-agili [Nr. 8]. Siedlungsbezirk, unter den Streuscherben neben Griechischem auch monochrome Ware ähnlich wie Troja VI (Ath. Mitt. 1910 S. 395 W. Dörpfeld).



Westkleinasiatische Fundorte

Erläuterung zu Tafel 61cc

- | | |
|--|---|
| <ol style="list-style-type: none"> 1. Kyzikos (Funde in der Umgebung) 2. Jeniköi (Hügelgrab) 3. Troja (befestigte Siedlung) 4. Besika-tepe (Dorfsiedlung) 5. Hanai-tepe (befestigte Siedlung) 6. Yortan (Gräberfeld) 7. Teuthrania (Teil) 8. Kale-agili (Siedlung) 9. Thyatira (Streufunde) 10. Pergamon (Hügelgräber) 11. Oğuldoruk (Felswohnungen) 12. Jamanlar-dagh (Akropolis und Hügelgräber) 13. Sipylos (Skulptur, Akropolis und Felsgrab) 14. Sardes (städt. Siedlung und Nekropolen) 15. Bin-tepe (Hügelgräber-Nekropole) 16. Karabel (Felskulpturen) 17. Ak-kaja (Felsengrab) 18. Belevi (Hügelgrab) 19. Gjöjde (Felsgrab) 20. Takmak (Felswohnungen) 21. Saridsch-ova (Hügelgrab) 22. Halbinsel Budrum (zahlreiche Siedlungen und Gräber) | <ol style="list-style-type: none"> 23. Halbinsel von Milet 24. Mylasa (Keramik) 25. Stratonikeia (Brandgrab) 26. Bagatschik (Gräber) 27. Teke-kale (Gräber) 28. Alinda (Gräber) 29. Tschikur (Gräber) 30. Heraklea (Gräber) 31. Alabanda (Hügelgrab) 32. Tschölmekdschi-kale (Akropolis und Tumuli) 33. Aidin (Streufunde) 34. Iasos (Gräber) 35. Ak-tschai (zahlreiche FO, besonders Tumuli) 36. Kap Krio (Nekropole) 37. Datscha (Streufund) 38. Kötschek pelen (Akropolis und Felsgräber) 39. Jenidsche (Felsgräber) 40. Ula (Felsgräber) 41. Keramos (Einzelfund) 42. Makri (Einzelfund) 43. Ebene von Istanoz (zahlreiche Siedlungs-Tells) 44. Ebene von Elmalyz (Siedlungs-Tells) 45. Söğüd-göllu (Teil) |
| <ol style="list-style-type: none"> 46. Tschaiakanar (Teil) 47. Fughla (Teil) 48. Adalia 49. Bereich der phryg. Felsgräber (dasselbst auch zahlreiche Siedlungen) 50. Gordion (städtische Siedlung und Hügelgräber-Nekropole) 51. Bos-öyük (Siedlungs-Teil) 52. Dorylaion (Einzelfunde) 53. Emed (Keramik) 54. Balik-kojundschi (Keramik) 55. Sarilar (Keramik) 56. Bey-basar (Keramik) 57. Göksche-kissik (Felsgräber und Streufunde) 58. Sabundschi-bunar (Siedlungs- und Streufunde) 59. Tschai (Teil) 60. Senirdsche (Teil) 61. Bunar-baschi-göl (Siedlung) 62. Agap (Siedlungs-Teil) 63. Gondüler (Teil) 64. Findos (Teil) | |

Thyatira [Nr. 9]. Tonfigur; Keramik wie Troja II und III oder Yortan (BSA 19 S. 54ff. Ormerod). Gußform aus Serpentin (Perrot-Chipiez V 299 Abb. 209). Vgl. a. die Beobachtungen Keils und von Premiersteins in Denkschr. Wien. Ak. Bd. 54 Abh. 2 S. 11f.

Pergamon [Nr. 10]. Größere Tumuli, deren einer das sog. „Grab der Auge“. Er stammt erst aus röm. Zeit (Krepis, Fragmente einer skulptierten Gipfelkrönung, Dromos und Grabkammeranlage gemauert, Tonnengewölbe). Im zweiten großen Tumulus, Jigma-tepe, hat sich trotz allen Bemühungen noch keine Grabkammer gefunden. Er dürfte aus hellenistischer Zeit stammen. Die Grabkammer war anscheinend nicht durch einen Dromos zugänglich, glich also wohl manchen lydischen Anlagen der Frühzeit (s. u.). Zwei kleinere Tumuli stammten aus der hellenistischen Zeit und bargen im Innern sarkophag-artige Steinkisten, die von außen unzugänglich waren. Die Erforschung der pergamenischen Tumuli ist in erster Linie den Bemühungen W. Dörpfelds zu danken. Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie uns zeigen, daß es in hellenistischer Zeit nicht nur (hier aber früher einsetzend) im pontischen Bereiche, sondern auch in Kleinasien zu einer Renaissance des Hügelgrabbaues gekommen ist. Beachtung verdient, daß in Pergamon auf diesem Wege auch der Typus des Hügelgrabes mit geschlossenem, von außen unzugänglichem Grabraum, wie er uns in Phrygien und Lydien vor und am Beginn der hist. Zeit hier in Holzzimmerung, dort in Stein-Architektur entgegentritt, wieder zum Leben erweckt worden ist.

Ath. Mitt. 1907 S. 231ff.; ebd. 1908 S. 365ff.; ebd. 1910 S. 388ff. W. Dörpfeld.

Oguldoruk [Nr. 11]. Im Umkreise zahlreicher Felswohnungen (K. Buresch *Aus Lydien* 1898 S. 184).

b) Lydien. § 4. Jamanlar-dagh [Nr. 12] (der w. Ausläufer des Sipylos). Gegen den Golf von Smyrna zu Akropolis und Hügelgräber-Nekropole. Daß es sich hier um die Überreste des ca. 585 v. C. zerstörten Alt-Smyrna handelt, scheint mir keineswegs gesichert. Auf der Akropolis starker Mauerwerk. Eine Pforte wird durch das Vorkragen der Quadern überwölbt. Auch eine

Treppenanlage läßt sich feststellen. Die Zeitstellung der Akropolis ist noch nicht geklärt. Weiter nach S folgt die Hügelgräber-Nekropole. Die bedeutendste, auf Felsenkap exponierte Anlage ist das sog. Tantalos-Grab (Tf. 61^xa, b): Tumulus im wesentlichen aus Steinmaterial, gemauerte Krepis (Dm 33,60 m), Phalluskronung. Der Hügel ist durch kreisförmige und radiale Innenmauern armiert (ähnlich der Konstruktion des Rundbaues zu Tiryns; s. d. und Band V Tf. 57, 58). Die Grabkammer ist gemauert und unzugänglich. Die anderen Hügelgräber sind in ihrer Konstruktion meist dem Tantalos-Grabe verwandt, aber kleiner. Bei einer Anzahl ist übrigens die Grabkammer durch einen gemauerten Dromos zugänglich. Im Gräberbereich viel Bucchero-Ware, dann auch bemalte Keramik jüngerer Zeit und späte Bronzemünzen (Nachbenutzung?).

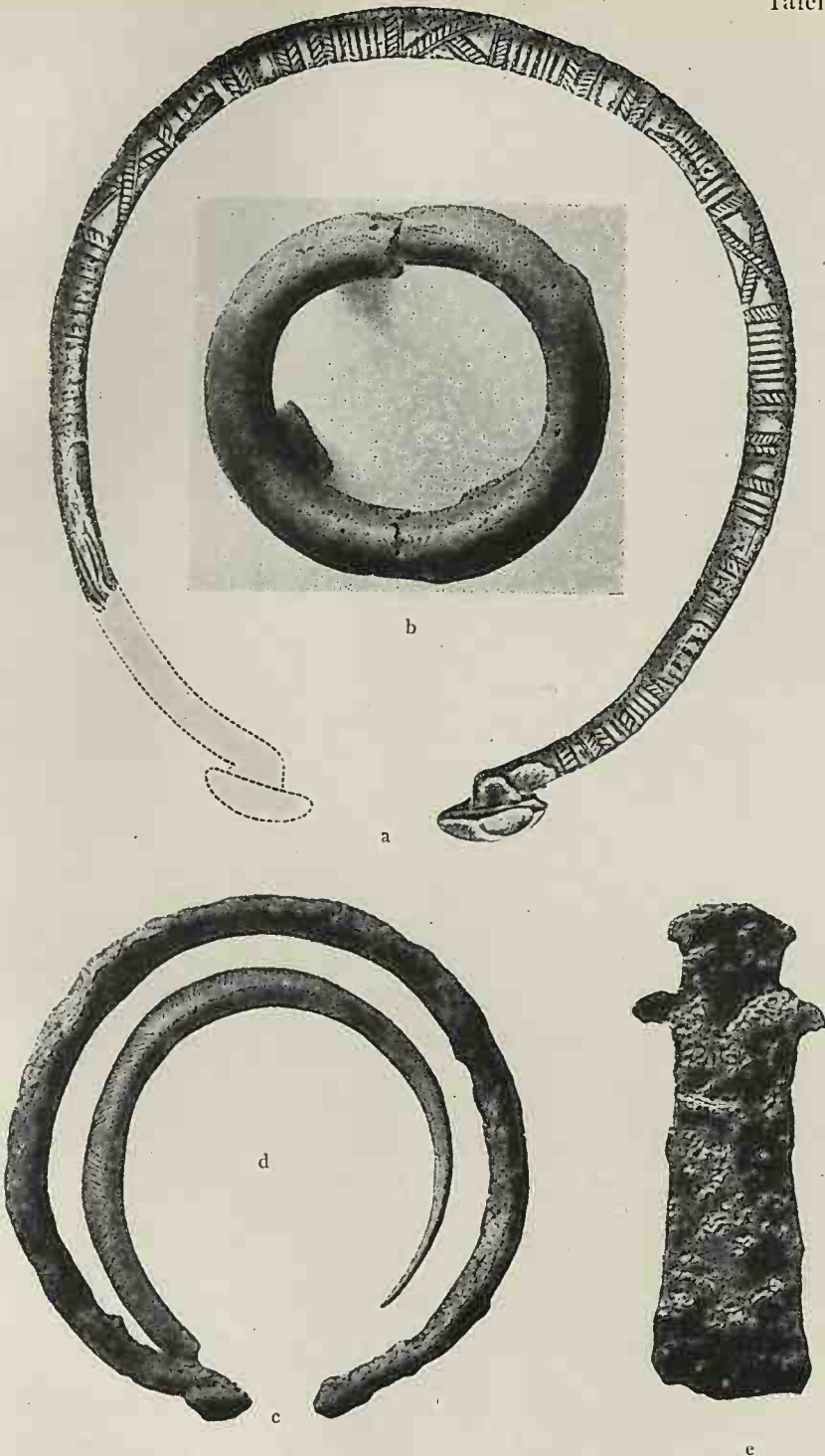
§ 5. Sipylos [Nr. 13] (Maghnisa-dagh). Die Denkmäler befinden sich am Nordhange. Die Niobe: Monumentale Sitzfigur in Nische, stark verwittert. Hieroglyphen-Inschriften in anscheinend „hettitischen“ Charakteren.

Yarik-kaja: Akropolis mit in den Felsen eingehauenen Hausgrundrissen und Zisternen. Auch noch verschiedene andere Spuren von Felsbearbeitung.

Kammergrab (von den einheimischen Griechen *i spiliá* genannt): Zwei Grabräume hintereinander, durch breiten Stiegenaufgang zugänglich. Darüber tafelförmige Felsbearbeitung.

Texier *Description de l'Asie mineure* II 249ff. Tf. 129ff.; Perrot-Chipiez V 39ff.; G. Weber *Le Sipylos et ses monuments* 1880; Abh. Preuß. Ak. 1872 S. 74ff. Curtius-Hirschfeld; JHS 1882 S. 33ff. Ramsay; Wiener Studien 1882 S. 307ff. Gollob-Krall; Ath. Mitt. 1888 S. 22ff. Humann; Rev. arch. 16 (1890) II 390ff. Schweisthal; Ath. Mitt. 1891 S. 244ff. Szanto; Arch. Anz. 1899 S. 15f. Conze; Ost. Jahresh. 21/22 (1922) Beibl. S. 223ff. O. Walter; Messerschmidt *Corpus Inscriptionum Hettiticarum* S. 33ff. Tf. 37f.; MVAG 1900 S. 4.

§ 6. Der Bereich von Sardes [Nr. 14]. Im Stadtbezirk umfangreiche amerik. Ausgrabungen, deren Resultate aber größtenteils noch der endgültigen Publikation harren. Tiefgrabungen leider nur ganz vereinzelt, hier dann Geometrisches, Submykenisches und noch Älteres. Eine große Zahl von Felsengräbern, öfter auch mehrere oblonge Räume hintereinander (Grundriß



Wahren

a. Halsring aus dem Depotfund von Wahren (bei Leipzig). Nach Mannus 7.

Wölmisse

b—e. Stücke aus dem Depotfund von Wölmisse. Nach Mannus 7.



z. B. *Sardis* VI 1 S. 27). Die Grabfunde meist aus jüngerer Zeit, viele Nachbestattungen. Treffliche Goldarbeiten. Die Keramik führt hier nach Karo nirgends über das 7. Jh. hinauf. Auch einige Tumuli wurden angegraben. In der Keramik überwiegt anfangs die bemalte Ware, dies aber zweifellos nur eine lokale Erscheinung.

Amer. Journ. Arch. 1910 S. 401ff.; ebd. 1911 S. 445ff.; ebd. 1912 S. 465ff.; ebd. 1913 S. 471ff.; ebd. 1914 S. 426ff. Buttler; ebd. 1922 S. 389ff.; ebd. 1923 S. 131ff. Shear; *Sardis* I (1922), VI (1916, 1924), X (1926); Ath. Mitt. 1920 S. 145f. G. Karo; ebd. S. 163ff. A. Rumpf; Arch. Anz. 1911 S. 152f.; ebd. 1912 S. 266f.; ebd. 1913 S. 124ff. G. Karo.

Die Hügelgräber-Nekropole von Bintepe [Nr. 15] (zwischen Hermos und dem See von Koloe, von der Stadt etwa 12 km gegen N entfernt; Tf. 61^xc) gehörte zweifellos ebenfalls zu Sardes und stammt im wesentlichen aus der Blütezeit des lydischen Reiches (2. Hälfte des 7. bis 1. Hälfte des 6. Jh.). Die größte Anlage ist das Alyattes-Grab, allem Anscheine nach wirklich zur Beisetzung des lydischen Königs Alyattes (605—560 v. C.) errichtet und schon von Herodot (I 93) beschrieben. Der Hügel hat einen Umfang von über einem Kilometer. Ihn krönten ursprünglich 5 Phallus-Steine (ὄψοι), von denen sich drei wiedergefunden haben. Im Innern eine gemauerte Anlage, bestehend aus Kammer und Dromos-Stück. Die Grabkammer war beraubt, doch fand sich einige Keramik (Tf. 61^ya—e; besonders die für Lydien typischen Kugelgefäße; ca. 600 v. C.; dazu Balsamarien aus Alabaster). Die anderen Hügelgräber, ca. 70—80 an der Zahl, sind wesentlich kleiner. Die Tumuli waren z. T. in ihrem unteren Teile aus dem gewachsenen Felsen herausgearbeitet. Die Grabkammer-Anlagen (bis zu drei Kammern in einem Hügel) waren nur z. T. durch Dromos zugänglich. In den Kammern fanden sich mitunter Liegebänke, was auf Bestattung schließen läßt. Eine neuerliche Erforschung des Gräberfeldes wäre äußerst wünschenswert.

Abh. Preuß. Ak. 1858 S. 539ff. von Olfers; Rev. Arch. 32 (1876) S. 73ff. A. Choisy; Perrot-Chipiez V 265ff.; Antike 1 S. 230f. Karo.

§ 7. Andere FO in Lydien.

Karabel [Nr. 16]. Zwei hettit. Skulpturen, ganz dem Stile des ostkleinasiat.

Kreises entsprechend und wahrscheinlich von hettit. Königen oder deren Vasallen angelegt. S. Karabel und Band VI Tf. 6ra.

Ak-kaja [Nr. 17]. Unfertiges Felsen-grab, ähnlich dem paphlagonischen Typus (s. Paphlagonische Felsgräber; Ath. Mitt. 1895 S. 498f. Buresch; Denkschr. Wien. Ak. Bd. 57 Abh. 1 S. 6 Keil- von Premerstein).

Belevi [Nr. 18]. Sehr interessanter Tumulus mit gemauerter Krepis und durch langen Dromos zugänglicher Dreikammeranlage.

G. Weber *Tumulus et hieron de Bélevi sur l'ancienne route d'Ephèse à Sardes* (Μουσείον καὶ βιβλιοθήκη τῆς [ἐν Σμύρνῃ] ἐναργυρατῆς σχολῆς 1878—80 S. 89ff.); Perrot-Chipiez V 280ff.

Gjölde [Nr. 19]. Zahlreiche in den Fels geschnittene Grabkammern. Denkschr. Wien. Ak. Bd. 54 Abh. 2 S. 91 Keil- von Premerstein.

Takmak [Nr. 20]. Zahlreiche Felswohnungen und Befestigungen. Denkschr. Wien. Ak. Bd. 57 Abh. 1 S. 48ff. Keil- von Premerstein.

Saridsch ova [Nr. 21]. Tumulus, Grabkammer mit seitlichen tiefen Nischen. Über Kammer und Nischen Entlastungsdreieck-Galerien. JHS 20 S. 72 Paton.

Reisen in Lydien: Denkschr. Wien. Ak. Bd. 53 Abh. 2 (1910) Keil- von Premerstein; ebd. Bd. 54 Abh. 2 (1911) dies.; ebd. Bd. 57 Abh. 1 (1915) dies.; K. Buresch *Aus Lydien* 1898.

c) Karien. Die Denkmäler dieser Landschaft sind größtenteils nur durch die Berichte wissenschaftlicher Forschungsreisender, welche sich auf die Konstatierung des ohne Ausgrabungen erkennbaren Bestandes beschränken mußten, bekannt geworden. Ausgrabungen lediglich auf der Budrum-Halbinsel, und auch hier nur in ganz unzureichendem Maße. Das bisher Erreichte ist in erster Linie Paton und Guidi zu danken.

§ 8. Der Bereich der Halbinsel Budrum [Nr. 22]. Auf dieser hat sich ursprünglich eine Anzahl von karischen Siedlungen befunden, die allerdings mit der Zeit der von Halikarnass ausgehenden Hellenisierung verfielen. Als FO sind zu nennen: Gökschallar: Ummauertes Stadtgebiet, wichtige Nekropole (JHS 8 S. 81 Paton; ebd. 16 S. 193, 202, 249ff. Paton und Ayres; Annuario d. Scuola Italiana di Atene 4—5

S. 425 ff. A. Maiuri); Tremil: Siedlungsreste und Felsengräber (JHS 16 S. 207 f.); Farilia: Felsengräber (JHS 16 S. 208 f., 253 f., 262 f.); Sandama: Felsengräber (JHS 16 S. 261; Annuario 4—5 S. 363 f.); Geresi: Gräber (Tf. 6r^{2c}; JHS 8 S. 78 ff.; ebd. 16 S. 246 f.); Mandrais: Akropolis, Gräber (JHS 8 S. 78); Kadi-kalesi: Mauerreste, handgemachte Schnurösenkeramik (JHS 16 S. 204); Assarlik (s. d.); Tf. 6r^{2a, b}): Ummauertes Stadtgebiet und wichtige Nekropole (Newton *A history of discoveries at Halikarnassos* 1862; JHS 8 S. 64 ff., 78; ebd. 16 S. 203 f., 242 ff., 262 Paton; Ath. Mitt. 1888 S. 273 ff. Dümmler; Nachr. Gött. Ges. 1896 S. 233 ff. Helbig; Fimmen *Kretisch-mykenische Kultur*² 1924 S. 96; B. Schweitzer *Untersuchungen zur Chronologie der geometrischen Stile in Griechenland* I 74 ff.); Hagios Georgios: Großer Tumulus (JHS 16 S. 200); Kyzil-aghatsch: Gräber (*inclosures*; Ath. Mitt. 1887 S. 224 f. F. Winter); Kaplan-dagh: Gräber (JHS 16 S. 249); Kar-ova: In der Richtung gegen Budrum Felsengräber (JHS 16 S. 198); Theangela, in der Richtung gegen Alaischla: Tumuli (JHS 16 S. 198); Alazeitin: Stadtbezirk und Nekropole (Annuario 4—5 S. 432 ff., 491 A. Maiuri).

Texier III 135 ff. Tf. 146 ff.; Perrot-Chi-piez V 317 ff.

Folgende Gräbertypen lassen sich auf der Budrum-Halbinsel feststellen:

1. Kreisförmige, gemauerte Anlagen mit großem, kreisförmigen Zentralraum und von diesem aus zugänglichen, viereckigen Grabkammern. Die Möglichkeit, daß der Zentralraum durch Vorkragung ein Kuppelgewölbe trug, besteht anscheinend nur bei den kleineren Anlagen; bei den größeren war dies in Anbetracht der zu beträchtlichen lichten Weite des Innenraumes wohl ausgeschlossen. Für diesen Grabtypus liegen nahezu keine Analogien vor. Am ehesten möchte ich ihn mit den frühminoischen Kuppelgräbern von Kreta (s. d. B § 4) vergleichen. Demnach reichten auch die karischen in recht frühe Zeit zurück, und wir könnten annehmen, daß die Küste Kariens bereits an der litoralen europ. Megalithkultur teilgenommen hat, so gut wie Kreta und das griech. Festland (s. Megalithgrab A, B, D; Europa § 14 f.). Andererseits ist es nicht aus-

geschlossen, daß sich diese Grabform bis in verhältnismäßig späte Zeit weiter erhalten hat. Jedenfalls wurde sie aber nicht von den auf myk. Vorbilder zurückgehenden Kuppelgräbern beeinflusst und hat auch ihrerseits auf diese keinen Einfluß geübt. Gräber dieser Art zu Geresi, Telmessos, Kaplan-dagh und vor allem zu Gök-tschallar (JHS 16 S. 248 ff.). Eine sicher überkuppelte, junge und schon degenerierte Anlage zu Farilia (a. a. O. S. 253 f.).

2. Hügelgräber (teils mit Krepis) mit gemauertem Dromos und gemauerter, quadratischer Grabkammer, die Kammerwände vorkragend. Keine Gipfelkrönung. Diese Gräber beginnen im 11. Jh. v. C. und reichen, ihren Funden entsprechend, ziemlich weit herab (freilich ist auch mit Nachbestattung zu rechnen). Ritus: Leichenverbrennung. Gräber dieser Art zu Assarlik, Gök-tschallar, Geresi und Alazeitin. Ein länglicher Tumulus aus Steinmaterial mit zwei aus je zwei hintereinander geschalteten Kammern bestehenden Grabanlagen zu Gök-tschallar (JHS 16 S. 253).

3. Hügelgrab mit gemauerter Krepis, gemauertem Dromos und ebensolcher viereckiger Grabkammer. Orthogonale Quadern. Die Kammer überwölbt durch Vorkragung (Pendentiv). In mäßigem Abstände um den Tumulus kreisförmige Mauer: Geresi. Die Anlage stammt aus dem 7. oder 6. Jh.

4. Pozzo-Gräber: Tongefäß mit Leichenbrand, seitlich und oben durch Steinplatten geschützt (s. Pozzo-Grab). — Fossa-Gräber: Durch mehrere Steinplatten gedeckt; diese Grabform ist eigentlich mehr für Bestattungsritus geeignet (s. Fossagrab), hier aber scheint auch sie zur Aufnahme von Leichenbrand verwendet worden zu sein. Pozzetti wie fosse finden sich meist in Steinhegungen (*rectangular inclosures*), die m. E. am ehesten mit den in Ostkreta zu Vrokastro gefundenen zu vergleichen sind. Die Annahme von Tumuli oder sonstigen Erdaufschüttungen in den *inclosures* scheint mir höchst problematisch. Anlagen dieser Art zu Assarlik, Mandrais und Kyzil-aghatsch.

5. Felsengräber, auch solche mit Zentralraum und von diesem aus zugänglichen Grabräumen; Felsfassaden, auch die Vorderfront eines gebelbten Hauses nachahmend.

Solche Anlagen zu Tremil, Farilia, Sandama, Assarlik und im Bereich der Kar-ova (vgl. a. Öst. Jahresh. 6 [1903] Beibl. S. 101ff. v. Holbach).

Man beachte, daß unter allen Funden nur die von Kadi-kalesi sicher sehr alt sind. Für die unter 1. besprochenen Grabanlagen ließ sich Gleiches aber wenigstens wahrscheinlich machen. Für manche Felsgräber besteht schließlich noch die Möglichkeit hohen Alters. Alle anderen Typen sind sicher jünger als 1200 v. C., und Gleiches gilt für den Ritus der Leichenverbrennung. Daß dieser erst im Verlauf der ägäischen Wanderung in Karien zur Einführung gelangt sei, ist recht wahrscheinlich, nicht aber, daß ihn die Dorer mitgebracht hätten. Überhaupt ist die Annahme, daß die besprochenen Siedlungen und Gräber von Dorern angelegt worden seien, völlig un-erweisbar.

§ 9. Nordwestkarien. Auf der Halbinsel von Milet [Nr. 23] zahlreiche tumulusartige Steinhäufen ohne Grabkammer. Entweder handelt es sich hier um Hügelgräber ohne Innen-Architektur oder aber lediglich um Anhäufung von beim Pflügen ausgeworfenen Felssteinen (JHS 16 S. 245 A. 3). — Im gleichen Bereiche Reste eines Hügelgrabes mit gemauerter Krepis (JHS 16 S. 254). S. a. Milet.

Mylasa [Nr. 24]. Mykenisches Tongefäß. Ath. Mitt. 1887 S. 230 F. Winter.

Stratonikeia-Idrias [Nr. 25]. Brandgrab, Leichenasche in Pithos. Zwei helltonige, bemalte Beigefäße, eines griech. und eines kleinasi. Stiles. Ca. 7. Jh.; Ath. Mitt. 1887 S. 226f. F. Winter.

Bagatschik [Nr. 26], Teke-kale [Nr. 27], Alinda [Nr. 28], Tschikur [Nr. 29] und Heraklea [Nr. 30]. Fossa-artige Gräber im Fels mit Steindeckung; Übergang zum aus dem gewachsenen Fels herausgearbeiteten Felsarkophag. JHS 16 S. 257ff. Paton und Myres.

Alinda [Nr. 28]. Gemauertes Würfelgrab mit Gesimse. JHS 16 S. 259f.

Alabanda [Nr. 31]. Großer Tumulus mit Phalluskronung. JHS 20 S. 68f. Paton.

Tschölmekdschi-kale [Nr. 32]. Akropolis und viele Tumuli. JHS 16 S. 195ff., 254.

Bereich von Aidin [Nr. 33]. Goldschmiedearbeiten. Perrot-Chipiez V 294ff. Abb. 203—8.

Iasos [Nr. 34]. Kubische Gräber aus Steinblöcken. Texier III 141 Tf. 146; Perrot-Chipiez V 316.

Viele unerforschte Tumuli im Bereich des Mäander-Flusses.

§ 10. Nordostkarien. Zahlreiche Siedlungen und Gräber im Bereich des Aktschai [Nr. 35] (Harpasos), erforscht von Paton (JHS 20 S. 57ff., besonders S. 65ff.): Maltepe (zwischen Arpas und Nazilli): Tumulus (a. a. O. S. 69); Jelidschi: Zweigeschossige Grabkammeranlage, Tumulus? (a. a. O. S. 69f.); Beirli: Grabanlage, 2 Kammern (a. a. O. S. 70f.); Kavakli: Zahlreiche Tumuli, z. T. ohne Krepis; Dromoi, Grabkammer; keine Gipfelkrönung festgestellt (a. a. O. S. 67); Arabli: Tumulus mit zwei Kammern hintereinander; keine Gipfelkrönung (a. a. O. S. 67f.); Asma: Einräumige Grabkammer; Tumulus? (a. a. O. S. 70); Altyn-tasch: Akropolis, „cist tombs“ (fosse?) wie auf der Budrum-Halbinsel, Tumulus mit Vorkammer und zwei hintereinandergeschalteten Grabkammern. Darüber Entlastungsdreieck-Galerie; Krepis; Phalluskronung. Kleinerer, einräumiger Tumulus (a. a. O. S. 61, 66f.); Amasa: Einräumige, einfache Felsengräber (a. a. O. S. 62); Bin-getsch: Viele Tumuli, einer davon mit Krepis, Stiegen-Dromos und zwei Grabräumen hintereinander (a. a. O. S. 71).

Die Hügelgräber dieses Bereichs sind beträchtlich jünger als die von Assarlik, Göktschallar und Alazetin. Ich setze die Mehrzahl etwa ins 7. und 6. Jh. Phalluskronung und die Hintereinanderschaltung mehrerer Räume haben sie mit den lydischen Anlagen gemein, doch treffen wir letztere auch an der karischen Küste, wie uns die Doppelanlage von Göktschallar gelehrt hat. Wichtig ist das Auftreten der Pozzo-Gräber auch im Hinterland.

§ 11. Südkarien. Hier nur ganz vereinzelte Funde:

Kap Krio [Nr. 36]. Nekropole aus neol. Zeit. Zahlreiche Marmor-Idole (s. Idol A 2 und B). JHS 9 S. 82 Th. Bent; Fimmen *Kretisch-mykenische Kultur*² 1924 S. 102.

Datscha [Nr. 37]. Fragmente von reliefiertem Pithos gleich Assarlik. Ath. Mitt. 1896 S. 229ff. Dümmler.

Kötschek pelen [Nr. 38]. Akropolis und einfache Felsengräber. JHS 16 S. 189.

Im Bereiche von Jenidsche [Nr. 39] und Ula [Nr. 40]: Felsengräber. JHS 16 S. 260f. Keramos [Nr. 41]. Stierkopf aus Ton. Bull. corr. hell. 1907 S. 255 E. Pottier.

d) Lykien. § 12. Der Küstenbereich ist dank der unermüdlichen Arbeit Benn dorfs, Kalinkaš, Heberdeys und anderer hinsichtlich der über Tag sichtbaren Denkmäler und Inschriften trefflich erforscht. Die lykischen Felsengräber stammen meist aus jüngerer Zeit. Sie ahmen Häuser in Holz-Architektur nach, deren Dach teils horizontal gestaltet, teils flach, meist aber steil gegiebelt ist. Vgl. u. a. Perrot-Chipiez V 361ff. Vorgeschiehtliches wurde m. W. außer einer Bügelkanne (s. d.) zu Makri [Nr. 42] (Telmessos; vgl. Furtwängler-Loeschke *Myk. Vasen* S. 33) noch nicht gefunden. Hierauf abzielende Ausgrabungen wären dringend erforderlich und sicher auch lohnend.

Denkschr. Wien. Ak. Bd. 45 (1897) Abh. 1 Heberdey-Kalinka; Benndorf-Niemann *Reisen in Lykien u. Karien* Wien 1884.

§ 13. Im lykisch-pisidischen Hinterlande haben einerseits Ormerod und Woodward (BSA 16 S. 76ff.), andererseits Pace (Annuario 3 [1916—1920] S. 36ff.) auf vorgesch. Fundstätten geachtet. Diese präsentieren sich hier überall als Siedlungstells gleich dem von Bos-öjök (s. § 16) und anderen früher besprochenen (Brandsschichten, Fußbodenhorizonte, mitunter auch Hüttenfundamente). Ormerod und Woodward stellten in der Ebene von Istanoz [Nr. 43] 12, in der von Elmaly [Nr. 44] 3 Stationen (vgl. auch Annuario 3 S. 63, Henkeltopf mit Riefen und kyprisches Bronzeschwert) dieser Art fest, dazu noch eine am Sögüd-gölü [Nr. 45]. Die meisten lieferten Streuscherben, manche neben vorgesch. auch solche aus hist. Zeit. Unter den vorgesch. läßt sich meist eine monochrome (rote und schwärzliche Art) und die bemalte Ware scheiden. Gegraben haben die engl. Forscher am Hügel zu Tschäikanar [Nr. 46], der reiches monochromes Scherbenmaterial lieferte. Bemalte Ware kam in erster Linie aus Fughla [Nr. 47]. Im ganzen Fundbereich auch Idole aus Ton oder Marmor, die mitunter ihren Weg nach Adalia [Nr. 48] nahmen (BSA 16 S. 104f.; ebd. 19 S. 57f. Ormerod;

Liverpool Annals 2 S. 145ff. Peet; Journ. anthr. inst. 30 S. 251ff. Myres).

e) Phrygien. § 14. Der Bereich der phrygischen Felsengräber [Nr. 49] (n. von Afiun Kara-hissar). Unsere Kenntnisse gründen sich so gut wie ausschließlich auf die Berichte wissenschaftlicher Reisender. Ausgrabungen größeren Stiles fehlen vollkommen. Die wichtigsten Felsengräber sind: Bökük-Arslantasch (Tf. 61^{AA}). Würfelgrab, aus dem gewachsenen Fels herausgearbeitet, die Front skulpiert (zwei aufrecht stehende Löwen zu beiden Seiten eines Phallus; Schema des Löwentores von Mykenai; s. d.; Band VIII Tf. 123), inmitten der Front Eingang zu kleiner Grabkammer. — Daneben das „Zertrümmerte Löwengrab“, wesentlich jünger, eine Giebeldach-Konstruktion nachahmend, an der Front Löwendarstellung. Im Innern geräumige Grabkammer mit Thron und Liegebänken aus Stein, an einer Wand Relief mit Gorgo und zwei Krieger. In der Nähe ein weiteres Felsengrab mit verwittertem Relief (erkennbar Arm mit Streithammer).

Yapuldagh. „Grab mit den Stieren“, die Vorderfront eines Hauses mit Giebeldach darstellend, im Giebelfelde zwei gegenständige Stiere zu beiden Seiten eines Phallus. Der Türeingang führt in eine kleine Kammeranlage. Im Umkreise auch noch andere bescheidene Anlagen.

Arslan-kaja. Freistehendes Felsengrab, eine gegiebelte Hausfront nachahmend (Hörner-Akrotere). Im Giebelfeld gegenständige Löwen zu beiden Seiten eines Pfeilers. An den beiden Seitenwänden monumentale Tierskulpturen; leider arg zerstört. Die Hausfront von geometrischen Ornamenten bedeckt. Große Scheintür mit skulptierter Nische (Kybele-Relief). Grabkammer noch nicht aufgedeckt. Reste einer phrygischen Inschrift (s. Altkleinasiatische Sprachen § 20, Phryger A).

Maltasch. Imitation einer gegiebelten Hausfront. Geometrische Flächendekoration. Phrygische Inschrift. Vom First ausgehender Bestattungsstollen.

Midas-Grab, bei der „Midas-Stadt“ und dem mod. Dorfe Jasili-kaja, von ganz hervorragender monumentaler Wirkung. Imitation einer gegiebelten Hausfront (Spiral-Akrotere). Geometrische Flächendekoration.

Scheintür mit Kultnische. Phrygische Inschriften. Zur rechten Hand Felsblock, hier neben vielen Gräbern Fassade und Felsensaal, von dem aus ein Schacht in die Tiefe führt. Brandenburg vermutet, daß dieser sich in einem Stollen fortsetzt, der zur noch unentdeckten Grabkammer des Midas-Grabes führt (s. Wohnungsbestattung). — Am Nordhang der Midas-Stadt „Gordios-Grab“, scheinbar unvollendet. Imitation einer gegiebelten Hausfront. Am Südhänge der Midas-Stadt das „Löwengrab von Jasili-kaja“ mit verwitterten Skulpturen (u. a. Reiter) und phryg. Inschrift. Arezastis-Grab, im Doghanluderessi, n. der Midas-Stadt. Gegiebelte Hausfront. Mehrere phrygische Inschriften.

Jüngere Gräber in größerer Zahl im ganzen Bereich, besonders zu Bakschisch (mit Grabschacht), Tschukundscha und Gumbet.

Der Grabcharakter ist für viele der erwähnten Anlagen von A. Körte bestritten worden, steht aber nach den Untersuchungen von Rebers und Brandenburgs außer Zweifel. Die Frage ihrer Datierung ist noch umstritten, für eine höhere Ansetzung der älteren Gräber treten von Reber und besonders Brandenburg ein, erst mit dem 7. Jh. läßt sie A. Körte beginnen. M. E. ist so viel sicher, daß die Errichtung von so mächtigen Felsfassaden wie der mit geometrischer Flächenfüllung (Arslan-kaja, Midas-Grab) kaum später als zur Zeit der Blütezeit des phrygischen Reiches (8. Jh.) denkbar ist. Die Gräber mit ausschließlich figuralem Schmuck sind dann wenigstens z. T. älter, so besonders Arslantash, doch ist es völlig ausgeschlossen, eine obere Grenze festzulegen. Der Wert der phrygischen Inschriften für die Grabdatierung ist recht problematisch, da die Möglichkeit offen bleibt, daß sie etwa erst in späterer Zeit eingegraben worden sind. Stilistisch zeigen die Gräber Gemeinsamkeiten mit den hettitisch-tabaläischen Skulpturen. Die geometrischen Flächenfüllungen sind m. E. auch mit den in Kleinasien alteinheimischen geometrischen Mustern der bemalten kleinas. Keramik (s. Vase F) zu vergleichen. Beziehungen zur Ägäis sind zwar unverkennbar, doch greift griech. Einfluß erst im Laufe der Zeit um sich, um allerdings schließlich völlig zu dominieren. Der in

den Gräbern zur Anwendung kommende Beisetungsritus scheint nach den Funden in dem „Zerbrochenen Grabe“ Bestattung zu sein, doch ist es im Hinblick auf Gordion (s. u.) nicht ausgeschlossen, daß mitunter auch Leichenverbrennung an deren Stelle trat.

Im Bereiche von Tschukundscha fand sich aber noch ein Grab ganz anderer Art, ein Hügelgrab, von Krepis umgeben, das im Innern eine gemauerte Grabkammer barg. Ein Dromos ließ sich nicht feststellen (Ath. Mitt. 1899 S. 44f. A. Körte). Gräber gleicher Art sind uns aus Lydien bekannt (s. § 4, 5). Die Anlage dürfte aus dem 7. oder 6. Jh. stammen. Einen anderen Tumulus verzeichnet von Reber auf seiner Karte a. a. O. S. 544 Abb. 1.

Das Gräbergebiet scheint in alter Zeit eine Reihe von bedeutenden Siedlungen beherbergt zu haben. Dafür sprechen u. a. die verschiedentlich gefundenen Felswohnungen und Felsburgen (s. Troglodyten § 3), Felstunnels, Felsaltäre und Felsstufen. Eine besondere Rolle scheint jene Siedlung gespielt zu haben, deren Ruinenfeld jetzt gemeinhin als Midas-Stadt bezeichnet wird. Hier fanden sich Felsaltäre (auch beschriftet), Treppen (zu den Felsstufen im allg. vgl. jetzt Lehmann-Haupt *Armenien* II 1 S. 163f.), Reliefs (ob mit „hettitischen“ Hieroglyphen[s. Hettiter C; dazu MVAG 1900, 4; *Corpus Inscriptionum Hettitarum* S. 32f. Tf. 36 B Messerschmidt] ist sehr fraglich), der zerschlagene Torso einer Gewandstatue, monochrome und bemalte Keramik (BSA 16 S. 101; Journ. anthr. inst. 33 [1903] S. 373; Abh. Bayer. Ak. [hist. Kl.] 23, 3 S. 710) und Bronzen (Abh. Bayer. Ak. 23, 3 S. 716 Abb. 77; eine Bronzenadel mit gleichartigem Tierkopf erwarb ich in Klein-Armenien am Arslantepe bei Malatia; vgl. Meissner-Ebeling *Reallexikon der Assyriologie* s. v. Milidia Schachermeyr).

Spuren von anderen Siedlungen fanden sich u. a. auf der benachbarten Pischmisch-kale, zu Funduk, Yapuldagh und Demirli. Auch hier Felsbearbeitung verschiedenster Art; zu Kumbet eine Widderskulptur; ein Felsrelief zu Kunduslu; eine Inschrift „hettitischer“ Hieroglyphen zu Beiköi (Messerschmidt

a. a. O. S. 32 Tf. 36 A). Zu den Felstunnels vgl. Leonhard *Paphlagonia* S. 236.

Die Keramik führt uns in sehr frühe Zeit, wenigstens hoch ins 2. Jht. hinauf, da in Westkleinasien noch die monochromen Fabriken (graue bis schwarze und rote bis braune Ware) so gut wie allein herrschten (s. Vase F). Solche fand sich, von der Midas-Stadt abgesehen, u. a. auch zu Funduk, Assarkale, Demirli und Tschukundscha.

Zusammenfassend können wir feststellen, daß die Besiedlung des hier besprochenen Bereichs bereits früh begonnen haben mag. Auch die Felsbearbeitung hat sicher schon bald eingesetzt. Zur größten Blüte ist die Landschaft aber erst zur Zeit der phrygischen Großmacht gekommen, doch verraten die bis in sehr junge Zeit herabreichenden, immer noch recht hübschen Felsengräber ein gewisses Maß von andauerndem Wohlstand auch in den folgenden Perioden.

Perrot *Exploration arch. de la Galatie* Paris 1862; Perrot-Chipiez V 81ff.; JHS 4 (1883) S. 256ff.; ebd. 5 (1884) S. 241ff. Ramsay; Abh. Bayer. Ak. (hist. Kl.) 21, 3 (1897) S. 531ff. Fr. von Reber; Ath. Mitt. 1898 S. 80ff. A. Körte; A. und G. Körte *Gordion* S. 219ff.; Abh. Bayer. Ak. (hist. Kl.) 23, 3 S. 633ff. E. Brandenburg; AO 9 (1907) Heft 2 ders.; ZfEthn. 40 (1908) S. 383ff. ders.

§ 15. Gordion [Nr. 50]. Siedlung am Sakaria, Hügelgräber-Nekropole im Hügel-lande ö. davon. Grabungen von G. und A. Körte. Vgl. Ath. Mitt. 1897 S. 1ff.; Arch. Anz. 1901 S. 1ff.; Ergänzungsheft V des Arch. Jahrb. (*Gordion* 1904).

Nekropole: Nach Gordion Tf. 1 etwa 19 Hügelgräber, davon fünf (I—V) ausgegraben, Tumulus III aus dem 8. Jh. (so auch Studniczka in Bethe *Homer* II 387), IV aus dem 7. Jh., II ca. 600 v. C., I und V aus dem 6. Jh.; III, IV und II vertreten den gleichen Typus: Fossa mit Bodenbelag aus kleinen Steinen, darin wesentlich kleinerer Holzkasten ohne Eingang, von einer Steinpackung umgeben, darüber der aus Erdreich aufgeschüttete Tumulus ohne Gipfel-Skulptur. In jedem Holzkasten eine unverbrannte, wohl ausgestreckte Leiche in Holzsarkophag. Die Hügel I und V bargen Deposite von Leichenbrand ohne erkennbaren Schutz. An Beigaben waren die beiden letztgenannten Gräber außerordent-

lich arm, doch genügte sie zur Datierung (in V eine Schale des Ergotimos und Klitias). II bot keine Metallbeigaben, wohl aber Keramik und ein Alabastron, IV fast keine Keramik, aber Bronzesachen. Ungemein reich war dagegen das zweifellos aus der Blütezeit des phrygischen Reiches stammende Grab III. Es fanden sich hier im Holzkasten Möbel (eine Kline und zwei Stühle), ein für 9 Personen berechnetes Service von Tongefäßen zu Bereitung und Genuß von Bier, Küchengeräte, besonders auch Becken, Kannen und Schalen aus Bronze, sowie Feuerungsgeräte aus Bronze und Eisen. Die Keramik steht unter dem Einfluß einer altkleinas. und einer europ. bronzezeitl. Komponente. Altkleinas. ist das Auftreten zweier verschiedener Fabrikate, der monochromen (in Gordion als schwärzlicher Bucchero vertreten) und der hellgrundigen bemalten Ware. Kleinas. sind auch im wesentlichen die geometrischen Dekorations-Elemente der letzteren, ferner die plastische Riefendekoration des Bucchero-Geschirres. Europ. ist m. E. dagegen der Knickhenkel und der daran befindliche Fortsatz, der sich zu Gordion allerdings schon zur Rotelle umbildet (*Gordion* z. B. Abb. 25, 28, 31). S. hier Tf. 61^{BB}.

Am Stadthügel haben G. und A. Körte nur an einer Stelle eingehender gegraben. Es fand sich zu unterst ein Siedlungsstratum mit Funden gleich Troja II—V, das ich aber erst mit der ägäischen Wanderung (1200 v. C.) enden lassen möchte, da die Stufe Troja VI nur eine lokale Ausprägung des in Troja selbst unter kretmyk. Einfluß erreichten höheren Kultur-niveaus ist, während das übrige Nordwestkleinasien auf der Stufe von Troja V verblieb. Das nächste Stratum barg einen mit Kacheln verzierten Tempel, der auch noch in hist. Zeit gestanden hat. Seine ornamentale Ausschmückung steht ganz unter frühgriechischem Einfluß (nach Körte der Zeus-Tempel, den Alexander besucht hat). Als letztes Stratum eine noch jüngere Wohnschicht. Die keramischen Streufunde (vgl. auch Ath. Mitt. 1897 S. 23f.) reichen bis in die röm. Zeit.

§ 16. Andere FO in Phrygien. Bos-öjük [Nr. 51] (Ath. Mitt. 1899 S. 1ff. A. Körte; vgl. auch Journ. anthr. inst.

33 [1903] S. 374 Myres). Nach Körte Hügelgrab, m. E. aber sicher ein Siedlungstell gleich den makedonischen und thessalischen Magulen. Er verdankt seine Entstehung einem Bauerndorf des 2. Jht. (Funde gleich Troja II—V; Tf. 43^A q—s, 61^w) und wurde wohl in der ägäischen Wanderung um 1200 zerstört. Einige Skelettgräber im Wohnbezirk.

Dorylaion [Nr. 52]. Archaisch-griech. Scherben und archaische Stelè. Ath. Mitt. 1894 S. 301ff. Preger und Noack; ebd. 1895 S. 11f. A. Körte; ebd. 1897 S. 27f. ders.

Emed [Nr. 53]. Alt kleinasiatische Keramik. Journ. anthr. inst. 33 (1903) S. 373.

Balik-kojundschi [Nr. 54]. Alt kleinasiatische Keramik gleich Troja III—V. Journ. anthr. inst. 33 (1903) S. 374.

Sarilar [Nr. 55]. Alt kleinasiatische Keramik wie Troja II—V. Journ. anthr. inst. 33 S. 374.

Bey-basar [Nr. 56]. Zwei Schnabelkannen gleich Bos-öjök. Ath. Mitt. 1899 S. 28, 39 A. Körte.

Göksche-kissik [Nr. 57]. Felsengräber, Feuersteinfeilspitze, alt kleinasiatische Keramik. Abh. Bayer. Ak. (hist. Kl.) 23, 3 S. 683f., 709 Brandenburg; Leonhard *Paphlagonia* S. 280f.; Ath. Mitt. 1898 S. 141ff. A. Körte.

Sabundschi-bunar [Nr. 58]. Kale, Felsgrotten, alt kleinasiatische Keramik. Abh. Bayer. Ak. (hist. Kl.) 23, 3 S. 652ff., 698, 710 Brandenburg.

Tschai (Ipsos) [Nr. 59]. Siedlungstell von ähnlicher Struktur wie Bos-öjök. Ath. Mitt. 1899 S. 39 A. Körte.

Senirdsche [Nr. 60]. Von der Eisenbahn angeschnittener Siedlungstell. Hausfundamente, Fußbodenhorizonte; nur unbemalte, monochrome Ware (rote und schwärzliche; Tf. 43^A m), auch ganze Gefäße. Parallelen Yortan (s. d. und hier § 3) Troja (s. d.), Kypros (s. d.). BSA 18 S. 80ff. Ormerod.

Bunar-baschi-göl [Nr. 61]. Siedlungsplatz mit grauer, monochromer Keramik; ein Steinbeil sowie Flachbeile und Dolche (Kyprischer Typus) aus Bronze. BSA 18 S. 91ff. Ormerod.

Agap [Nr. 62]. Siedlungstell mit monochromer Keramik (Riefen!). Annuario 3 (1916—1920) S. 58f. Pace.

Gondüler [Nr. 63] und Findos [Nr. 64]. Siedlungstells mit monochromer Keramik. BSA 18 S. 80 A. 2 Ormerod.

f) Paphlagonien. § 17. Zahlreiche Felsengräber, meist die Vorderfront eines giebelten Hauses mit säulengestützter Vorhalle imitierend. Totenbänke weisen auf Bestattungsritus. — Felstreppe, Tunnel und Felsaltäre. Besonders in den Ebenen auch tumulus-artige Erhöhungen, die, wenigstens soweit in Gruppen zu Nekropolen angeordnet, Hügelgräber sein dürften. S. Paphlagonische Felsgräber.

Leonhard *Paphlagonia* 1915 S. 224ff., 232ff., 242ff.

g) Zusammenfassung. § 18. In Westkleinasien ist nur an ganz wenigen Stellen nach von Kleinasien angelegten Siedlungen und Gräbern geforscht worden. Dies ist um so bedauerlicher, da die Aussicht, das Versäumte nachzuholen, anscheinend auf lange Zeit geschwunden ist. So bleibt unser Wissen von der Früh-Archäologie Kleinasien ein dürftiges Stückwerk.

Aus der Zeit vor der ägäischen Wanderung (1200 v. C.) sind uns in erster Linie Siedlungsplätze bekannt, so vor allem in der Troas (Troja, Hanai-tepe, Besika-tepe), in Phrygien (Gordion, Bos-öjök, Sabundschi-bunar u. a.) und im lykischen Hinterlande (Tschakanar, Fughla), im übrigen Streuscherben auf zahlreichen Tells. Gräber sind spärlich, ein Flachgräberfeld zu Yortan, Bestattungen im Wohnbezirk zu Bos-öjök und Hanai-tepe. Eine neol. Nekropole, wohl gleich den auf den Kykladen (s. d.) gefundenen, zu Kap Krio. S. a. Vase F § 1.

Im Verlauf der ägäischen Wanderung scheinen eine Anzahl von Siedlungen eingegangen zu sein (Hanai-tepe, Bos-öjök; vielleicht ist auch zu Gordion zwischen der älteren und der mittleren Schicht ein Vakuum). Die Funde werden nun noch spärlicher. Lediglich auf der Budrum-Halbinsel (besonders Assarlik) und in Troja (VII b) liegen uns Zeugnisse aus jener Zeit vor.

Erst im Verlauf des 1. Jht., teils seit dem 8., teils seit dem 7. Jh., nimmt die Dichte der FO wieder zu. Vor allem sind es Gräber und ganze Nekropolen, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, so die Felsengräber im Bereich der Midas-Stadt, die Hügelgräber von Gordion, Bin-tepe,

Jamanlar-dagh und Karien. Die Kenntnis der Wohnschichten tritt dagegen nun ganz zurück. Da zudem die meisten kleinasiatischen Siedlungen, soweit sie die ägäische Wanderung überdauert haben oder erst nach dieser neu entstanden sind, in Kontinuität bis in die hist. Zeiten weitergedauert haben, so ist damit zu rechnen, daß sich ungestörte Schichten aus der ersten Hälfte des 1. Jht. kaum irgendwo in weiterem Ausmaße werden finden lassen (höchstens Midas-Stadt).

In der Zeit vor 1200 v. C. war Westkleinasien ein für sich bestehender Kulturkreis, der die nächsten Beziehungen zu Kypros (s. d.), manches auch mit dem benachbarten Balkan gemein hatte. Ostkleinasien. Einflüsse sind spärlich, aus dem Bereich der Ägäis wirkende reichen nicht wesentlich über den Küstenbereich hinaus. Mit der ägäischen Wanderung lassen sich neue kontinental-europ. Einflüsse in größerer Zahl feststellen (besonders in der Keramik, den Grabformen und Riten). In der ersten Hälfte des 1. Jht. blüht Kleinasien früher wieder auf als Hellas. Besonders gilt das vom O der Halbinsel, doch hat auch der W an diesem Aufschwung seinen Anteil. Das benachbarte Griechenland mag etwa im 8. Jh. in vielem von Kleinasien gelernt haben. Erst seit dem 7. Jh. kehrte sich dieses Verhältnis um, nicht zum wenigsten, weil damals die Kulturbüchse Kleinasiens durch den Kimmerier-Sturm geknickt wurde (s. Kimmerier und Skythen in Vorderasien). Von höchster Bedeutung sind die kleinasiatischen Gegebenheiten für die Stellungnahme zur Frage der Herkunft des Etrusker-Volkes (s. Etrusker). Die Übereinstimmungen zwischen Kleinasien und Etrurien sind auf allen Gebieten ungemein zahlreich und gestatten keinen Zweifel an der kleinasiatischen Heimat der Etrusker. Sie ermöglichen uns darüber hinaus m. E. aber auch noch eine hinreichend genaue chronol. Festlegung der Etrusker-Einwanderung. Eine eingehende Analyse der kleinasiatisch-etrusk. Kulturbeziehungen beabsichtige ich in meinem Buche *Etruskische Frühgeschichte* zu geben. Über die durch die ägäische Wanderung um 1200 v. C. nach Kleinasien gelangten europ. Kulturelemente handelt meine 1928 in den Athenischen Mitteilungen 41 (für 1916)

S. 375 ff. erschienene Abhandlung *Materien zur Geschichte der ägäischen Wanderung in Kleinasien*.

F. Schachermeyr

Wette.

§ 1. Vadium. — § 2. Glückspiel.

§ 1. Unter W. versteht man im alten dtsh. Rechtsleben die Verpfändung von Fahrnis-Vermögen durch einen symbolischen Akt: das *Vadium*, durch den ein Realvertrag begründet wird. Diese Verpfändung bildete den Einsatz für die Nichterfüllung einer Schuld.

Wenn die beiden Parteien übereingekommen sind, ihren Streit einem Gerichtshof zur Ordnung vorzulegen, statt ihn auf privatem Wege zu verfolgen, und das feierliche Versprechen erteilt haben, bei der Verhandlung zu erscheinen, so bildete den nächsten Schritt im griech., röm. und germ. Recht (s. d.), für den Betrag der möglichen Entschädigung und den Verlust bei dem entstehenden Rechtsstreit in materieller Weise Vorsorge zu treffen. Dabei handelte es sich nicht nur um die Streitsummen und den Schadenersatz, sondern auch um eine Entschädigung für das Risiko der ganzen Unternehmung und der damit verbundenen Mühe. Die verlierende Partei hatte darum eine Strafsumme für böswilligen Widerstand gegen das „bessere Recht“ zu leisten. Demgemäß vereinbarten beide Parteien, bei Beginn des Rechtsstreites eine Hinterlegung von Werten beim Gericht zu machen. Diese Hinterlegung diente gleichzeitig als Strafe (s. d.) für den Verlierer am Ende des Rechtsstreites. Im griech. Recht wurde sie als *πρῶταβεῖα* bezeichnet, nach röm. Recht hieß sie *sacramentum*, nach den germ. Rechten war es das *vadium*, die Wette. Kein direkter Zwang wurde auf diese Weise ausgeübt, keine Unterordnung unter einen höheren, souveränen Willen, sondern eine freiwillige Unterordnung beider Parteien kam zustande (s. Politische Entwicklung, Staat), die nur durch ihren guten Glauben und durch die Rücksicht auf die öffentliche Meinung garantiert wurde, an die sich wieder die gewählten Schiedsrichter hielten (vgl. Vinogradoff *Outlines of Historical Jurisprudence* 1920 S. 350f.).

Vgl. a. Gierke *Schuld und Haftung im älteren deutschen Recht* Unters. z. dtsh. St.-

u. R.-Gesch. 100 (1910) S. 275. — S. a. Bürgerschaft A, Gericht A, Schuld, Vertrag.

§ 2. W. im Sinne von Glücksspielen kommen bei verschiedenen höheren Naturvölkern vor. Bei den Azteken wurden sie unter Festsetzung vertragsmäßiger Schuldhaft abgeschlossen (Kohler *Recht der Azteken* S. 72). Im ind. Recht bedroht eine Richtung alles Spiel mit Strafe, eine andere belastet Spielbanken mit hohen Abgaben (Zfvgl. RW. 3 S. 197f. Kohler). Spielschulden sind dann gültig und klagbar. — Nach islam. Recht scheinen alle Glücksverträge ungültig zu sein (Zfvgl. RW. 6 S. 213, 214 Kohler). Bei den islam. beeinflussten Hirtenstämmen der abessin. Beduan, die nebenbei Feldbau treiben, gab es eigentümliche W. (*rāhm*), die wegen unbedeutender Streitpunkte oft sehr hoch gingen, nämlich um Kühe, Sklaven oder Geld. Die Entscheidung fiel dem *naib* („Gaugraf“) zu, der dem Gewinner das verwettete Gut zusprach (Munzinger *Ostafrikanische Studien* 1883 S. 157). S. a. Omen A, Orakel A, Rätsel. Thurnwald

Wetterau (Jüngere Steinzeit). Die fruchtbare Löß-Ebene der W. zwischen Taunus und Vogelberg, die durch das untere Main-Tal in enger Verbindung mit der ober-rheinischen Tiefebene steht, ist von allen ackerbaureibenden Völkern der vorgesch. Zeit dicht besiedelt gewesen, wie namentlich die Forschungen G. Wolffs gezeigt haben, dem wir auch die großzügige Zusammenfassung unserer Kenntnis von der vorgesch. Besiedelung der s. Wetterau verdanken.

§ 1. Die Michelsberger Kultur (s. Michelsberger Typus), die vor kurzem noch völlig fehlte, ist inzwischen auch häufiger aufgetreten, so bei Eberstadt (s. d.), Oberwöllstadt, Mittelbuchen, Butterstadt, Ostheim, Gronau und den Main abwärts bei Flörsheim (Steinbruch Külb).

Germania 3 (1919) S. 84f. G. Wolff.

§ 2. Am dichtesten ist die Besiedelung in der Zeit der Bandkeramik (s. d.) und deren Berührung mit der Rössener Kultur (s. Rössener Typus). Die für zwei Stufen dieser Mischkultur eponymen FO Friedberg und Eberstadt liegen in dem Flußgebiet der Wetter (s. Eberstadter Typus, Friedberger Typus). Besonders konzentrieren sich die Siedelungen an der „hohen Straße“, einem in

wö. Richtung ziehenden Höhenrücken s. der Nidder, über den eine der wichtigsten vorgesch. Verbindungen zwischen der rhein. Tiefebene und Thüringen läuft. Die bekannten FO Kilianstädten, Windecken, Butterstadt, Baiersröder Hof, Hirzbacher Höfe und Marköbel liegen auf dieser Strecke. Bei dem röm. Kastell Marköbel verläßt die „hohe Straße“ in röm. Zeit den Limes. Die Fundstellen sind unregelmäßige Wohngruben analog denen der Wormser Gegend. 1912 gelang es Wolff, bei Praunheim feste Anhaltspunkte für den Aufbau der Hütten zu gewinnen (s. Haus A 1 § 11). Der Grundriß der Hütten schloß sich dem unregelmäßigen Rande der Gruben an, wie die Pfostenlöcher beweisen. Die kleineren waren zeltförmig überdacht, die Dachsparren mit Flechtwerk verbunden und mit Lehm beworfen. Bei den größeren (bis 16 m l.) Hütten lehnten sie sich an einen der Längsachse der Gruben entsprechenden Firstbalken, ganz analog den Häusern vom Frauenberg (s. d.).

§ 3. Wetterauer Typus. Unter der Keramik dieser Häuser begegnet neben dem reinen Rössener, Niersteiner, Friedberger und Eberstadter Typus (s. d. Artikel) und der reinen Spiralkeramik auch eine Abart der letzteren, die starken stichkeramischen Einfluß zeigt. Reiche Stichdekoration dringt hier in die Linear-Ornamentik ein, die fast immer ausgefüllt ist. Um den leicht ausladenden Rand ziehen sich regelmäßig zwei bis drei parallele Stichreihen, und einzelne Stichgruppen und -bänder sind in die Linear-Ornamente eingefügt. Wolff hat für diese Sondergruppe der Spiralkeramik die Bezeichnung „Wetterauer Typus“ eingeführt. Der Wetterauer Typus ist der Plaidter Gattung (s. Plaidter Typus) nahe verwandt, unterscheidet sich aber doch in Einzelheiten von ihr. Vor allem sind die Motive schlichter. Die Spiralornamentik tritt gegenüber der geradlinigen zurück. Er reicht weiter über die Wetterau hinaus. In der Wormser Gegend und bei Sarmsheim (s. d.) begegnet Verwandtes, die kurhessischen FO (Niederzellmar, Niederurff, Emsdorf) und selbst die aus der Umgebung von Göttingen (s. Diemarden) stehen ihm ebenso wie die westthüringischen nahe, und in Franken ist der „Eichelsbacher Typus“ (s. Eichelsbach)

ihm unterzuordnen. Es sind Anzeichen vorhanden, daß dieser Wetterauer Typus in der Wetterau teilweise älter ist als die reine Stichkeramik.

Germania I (1917) S. 183 Anm. 1; Zeitschr. d. Vereins. f. hess. Geschichte und Landeskunde 52 (1919) S. 74ff. G. Wolff; *AuhV* 5 S. 389 K. Schumacher.

§ 4. Gräber und Schmuck. Im Herbst 1906 wurden von G. Wolff im ö. Teile der „hohen Straße“ die ersten Gräber dieser Wetterauer bandkeramischen Kultur gefunden, die die Sonderart der Gruppe bestätigten. Es handelt sich um Brandgräber, die in tellerartigen Vertiefungen von nur $\frac{1}{2}$ m Dm angelegt sind. Die speckig-harte Füllung dieser Gruben enthielt Asche und geringe Reste menschlicher verbrannter Knochen, ganz vereinzelt kleine Steinbeilchen, kl. Artefakte aus Feuerstein und Quarzit, Scherben und noch seltener kl. Stückchen von Tierknochen. Regelmäßig aber enthielten die Gräber den Schmuck, den die Toten im Leben getragen hatten, einzelne Anhänger, die an einem Bande getragen waren, oder ganze Halsketten, die aus solchen aufgereihten Anhängern bestanden. Die Gräber liegen teils für sich in Gruppen beisammen, teils einzeln neben oder noch häufiger in den Hütten. Besonders beliebt ist die Lage im Hütteneingang. S. a. Wohnungsbestattung.

Von besonderem Interesse sind die genannten Schmuckketten dieser Gräber. Zunächst kommen Ketten aus bis zu 50 kleinen, ovalen Bachkieseln vor, die zum Zusammenbinden an beiden Seiten durchbohrt sind und in der Mitte der Kette, wo vereinzelt ähnliche Kiesel noch als Anhänger angebracht sind, größer, an den Enden allmählich immer kleiner sind. Einfache geometrische Muster sind durch Punktvertiefungen hergestellt. In Praunheim ist ein ähnlicher, aus Knochen geschnitzter Schmuck zutage gekommen. An einzelnen Anhängern kommen neben denen aus Wolfs-, Bären-, Eber- und Pferdehänen solche aus Tonscherben geschnitzt vor, wobei die Ornamentik der Gefäße geschickt ausgenutzt ist, und flache, dreieckige Anhänger, die aus Tonschiefer hergestellt sind. Bei diesen Schieferanhängern ist (besonders in Kilianstädten, Budesheim und Windecken) die zweiteilige Form besonders beliebt, bei der der drei-

eckige Anhänger an einem zweiten vier-eckigen hängt. Der letztere kommt auch in langovaler Form vor; in diesem Falle ist ihm die eine Seite des Dreieck-Anhängers konkav angepaßt. Eine besonders reiche Kette aus 33 solchen vorn größeren, hinten kleineren Gliederpaaren stammt von Windecken. Endlich begegnen auch Ketten aus ganz groben, miteinander verschnürten Tonperlen. Ein Unikum ist ein Anhänger in Form eines aus Knochen geschnitzten Fisches von Bergen.

Wie die Wetterauer Keramik sind auch die zu ihr gehörigen Brandgräber und deren Schmuck über ein weiteres Gebiet verbreitet. Weiter n. sind am Frauenberg (s. d.) bei Marburg und anderen kurhessischen FO (Scherben-Anhänger von Emsdorf, Kr. Kirchhain, und Holzhausen, Kr. Fritzlär) sowie bei Göttingen (s. Diemarden) verwandte Erscheinungen zutage getreten, und ähnliche Schiefer-Anhänger sind von Lockwitz in Sachsen bekannt geworden.

Man möchte glauben, daß, wenn nicht überhaupt die Sitte der Leichenverbrennung, so doch wenigstens dieser sonst der Bandkeramik fremde Schmuck von den Trägern der vor den Bandkeramikern in der W. herrschenden Kultur der Landsiedelungen der Pfahlbaukultur (Michelsberger Typus) übernommen wurde, da ähnliche Kiesel- und Knochen-Anhänger öfter in Pfahlbauten zutage gekommen sind, wenn sie auch wegen ihrer Form und geringen Größe meist wohl zu wenig beachtet wurden.

Festschrift z. 39. Allg. Vers. der Deutschen Anthrop. Gesellsch. in Frankfurt a. M. 1908 S. 13ff. P. Steiner; Präh. Z. 3 (1911) S. 1ff.; Germania 2 (1918) S. 85ff.; Alt-Frankfurt 2 (1910) S. 117ff. G. Wolff; Lockwitz: Abh. d. naturwiss. Ges. Isis in Dresden 1905 Heft 2 Teetzmann; Korr. Gesamtv. 48 (1900) J. Deichmüller; Anhänger aus Pfahlbauten; R. Forrer *Urgeschichte des Europäers* o. J. (1908) Tf. 73, 14; J. Heierli 9. *Pfahlbautenbericht* Tf. 14, 3; F. Keller 8. *Pfahlbautenbericht* Tf. 7, 13; vgl. auch die Anhänger aus Schädel-schalen: Forrer a. a. O. Tf. 77, 10–12 und hier Band IV Tf. 12b.

§ 5. Reste megalithischer Gräber sind bei Eichen, Windecken, Heldenbergen und Rüdighelm festgestellt worden, ohne daß hier, wie bei dem Heiligen Stein bei Muschenheim, die Zeit der Errichtung durch Funde gesichert werden konnte (s. Mittel- und Süddeutschland B § 6). Daß sie in eine

verhältnismäßig späte Zeit gehören, beweisen die bandkeramischen Brandgräber, die sich meist an sie anschließen, und die infolge der wenig sorgfältig hergestellten Anhänger an das Ende der Wetterau-Kultur zu setzen sind. Sie werden dem w. Zuge der Schnurkeramik (s. d. A), der meist Schnurzonkeramik (s. Schnurzonbecher) genannten Kultur der schlanken Becher angehören, der auch weiter nördl. die Züscherer (s. d. und Tf. 70) Steinkiste ihren Ursprung verdankt. Jedenfalls ist die Anwesenheit dieser Kultur in der W. durch den Fund eines der für sie bezeichnenden Gefäße im Frankfurter Stadtwald erwiesen.

Lit. s. u. Der Becher aus dem Stadtwald abgeb. Wolff *Frankfurt a. M.* S. 36. Muschenheim: *Präh. Z.* 5 (1913) S. 591ff. E. Anthes; K. Schumacher *Rheinlande I* (1921) S. 32.

§ 6. Die Glockenbecherkultur (s. d.) ist durch ein Grab vom Goldberg bei Hanau in der W. nachgewiesen (s. Band IV Tf. 145 Nr. 89, Tf. 149).

Die reiche Slg. Thomas von Steinbeilen der W. ist teils in die Vorgesch. Staatsslg. Berlin, teils in das Saalburgmus. und das Mus. Frankfurt gekommen.

Allgem. Lit.: G. Wolff *Die südliche Wetterau in vor- und frühgesch. Zeit* 1913; ders. *Frankfurt a. M. und seine Umgebung in vor- und frühgesch. Zeit* (Hendschels Luginsland Heft 41) Frankfurt a. M. 1913; Archiv f. hess. Gesch. und Altertumskunde NF 13 (1920) S. 1ff. und die oben verz. Lit.; [G. Wolff *Zur Besiedlungsgeschichte der Wetterau in vorgeschichtlicher Zeit* Friedberger Geschichtsblätter H. 8 Nr. 12 (1927) S. 177ff.; ebd. S. 179 Mitte irreführendes Versehen; statt dessen lies: Z. setzt man diese Kultur in die Wende des 2. und 1. Jahrtausends vor Chr., ...].

† W. Bremer

Wetterauer Typus s. Wetterau § 2.

Wetzstein s. Schleifen.

Weyregg s. Pfahlbau F.

Wicklow (Irland). Die Hauptfundplätze für Gold in Irland liegen in der Grafschaft Wicklow, wo Goldwäschen bis in das 18. Jh. n. C. bestanden haben (s. Goldfunde B). Auch ein großer Fund vorgesch. Goldgegenstände soll hier gemacht worden sein, an Umfang noch bedeutender als der berühmte Clare-Fund (s. Clare). Der Erlös aus dem eingeschmolzenen Golde brachte angeblich 11000 £. Doch sind die erhaltenen Nachrichten zu unsicher, als daß sie glaubhaft wären.

Proceedings of the R. Irish Academy 3. Ser. 3 (1893/96) S. 777 W. Frazer, E. Johnson; Armstrong *Catalogue of Irish Gold Ornaments in the Collection of the R. Irish Academy* 1920 S. 4ff.

† W. Bremer

Wiedaer Schiefergeräte. Zu den charakteristischen Begleiterscheinungen der eng verwandten Gruppen des Walternienburger (s. d.) und des Bernburger (s. d.) Typus gehören scharfkantige, viereckige, dicknackige Beile aus einem hellen Schiefer, der bei Wieda (Braunschweig), n. von Walkenried, im Südharz ansteht. Er bildet mit seinem muscheligen, dichten Bruch einen guten Ersatz für den härteren Feuerstein. Da diese Wiedaer Schieferbeile nie in anderen Kulturen, vor allem auch nicht in der thüring. Schnurkeramik (s. d. A), auftreten, so bezeugen sie die Zusammengehörigkeit und Geschlossenheit der genannten beiden Kulturgruppen. Sie begegnen auch unter den Funden von Rhinow (s. d.), Westhavelland (Nachr. ü. D. A. 1892 S. 66f.; ebd. 1899 S. 45f.), wo eine eigentümliche, gelb polierte, bemalte Tonware mit Walternienburger Tonware vergesellschaftet ist. Armbeile aus Wiedaer Schiefer sind aus der Nägelstädter Siedlung bekannt geworden (Mannus III. Erg.-Bd. 1923 S. 26 Niklasson). Nicht ausgeschlossen ist auch, daß die Beile von Züschen (s. d.) aus Wiedaer Schiefer bestehen.

Götze-Höfer-Zschesche *Thüringen* S. 19f.; N. Åberg *Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa* I 159.

† W. Bremer

Wiege. Als besondere Form des Kinderbettes tritt die W. auf. Sie läßt sich sprachlich z. B. bereits für Babylonien nachweisen (Meissner *Babylonien und Assyrien* I [1920] S. 390). Ebenso auch für das germ. Altertum (Heyne *Deutsche Hausaltertümer* I 313; Hoops *Reall.* IV 528). In dem vorgesch. Fundmaterial ist jedoch nichts erhalten, was uns irgendwie über ihr Vorkommen oder ihre Gestalt Aufschluß geben könnte.

Hugo Mötefindt

Wien. A. XI. Bezirk. In der Hauptstraße von Simmering (Haus Nr. 56) wurde im J. 1880 ein Tongefäß mit einer großen Anzahl Silbermünzen und einem glatten Armring aus Silber gefunden. Die erhaltenen 26 Groß-Silbermünzen weisen die Namen BIATEC (14), NONNOS (8), JANTUMARUS (2), DEVIL (1) und COISA (1) auf. Gewicht durchschnittlich 17,1 g.

ihm unterzuordnen. Es sind Anzeichen vorhanden, daß dieser Wetterauer Typus in der Wetterau teilweise älter ist als die reine Stichkeramik.

Germania I (1917) S. 183 Anm. 1; Zeitschr. d. Vereins. f. hess. Geschichte und Landeskunde 52 (1919) S. 74ff. G. Wolff; *AuhV* 5 S. 389 K. Schumacher.

§ 4. Gräber und Schmuck. Im Herbst 1906 wurden von G. Wolff im ö. Teile der „hohen Straße“ die ersten Gräber dieser Wetterauer bandkeramischen Kultur gefunden, die die Sonderart der Gruppe bestätigten. Es handelt sich um Brandgräber, die in tellerartigen Vertiefungen von nur $\frac{1}{2}$ m Dm angelegt sind. Die speckig-harte Füllung dieser Gruben enthielt Asche und geringe Reste menschlicher verbrannter Knochen, ganz vereinzelt kleine Steinbeilchen, kl. Artefakte aus Feuerstein und Quarzit, Scherben und noch seltener kl. Stückchen von Tierknochen. Regelmäßig aber enthielten die Gräber den Schmuck, den die Toten im Leben getragen hatten, einzelne Anhänger, die an einem Bande getragen waren, oder ganze Halsketten, die aus solchen aufgereihten Anhängern bestanden. Die Gräber liegen teils für sich in Gruppen beisammen, teils einzeln neben oder noch häufiger in den Hütten. Besonders beliebt ist die Lage im Hütteneingang. S. a. Wohnungsbestattung.

Von besonderem Interesse sind die genannten Schmuckketten dieser Gräber. Zunächst kommen Ketten aus bis zu 50 kleinen, ovalen Bachkieseln vor, die zum Zusammenbinden an beiden Seiten durchbohrt sind und in der Mitte der Kette, wo vereinzelt ähnliche Kiesel noch als Anhänger angebracht sind, größer, an den Enden allmählich immer kleiner sind. Einfache geometrische Muster sind durch Punktvertiefungen hergestellt. In Praunheim ist ein ähnlicher, aus Knochen geschnitzter Schmuck zutage gekommen. An einzelnen Anhängern kommen neben denen aus Wolfs-, Bären-, Eber- und Pferdehänen solche aus Tonscherben geschnitzt vor, wobei die Ornamentik der Gefäße geschickt ausgenutzt ist, und flache, dreieckige Anhänger, die aus Tonschiefer hergestellt sind. Bei diesen Schieferanhängern ist (besonders in Kilianstädten, Budesheim und Windecken) die zweiteilige Form besonders beliebt, bei der der drei-

eckige Anhänger an einem zweiten vier-eckigen hängt. Der letztere kommt auch in langovaler Form vor; in diesem Falle ist ihm die eine Seite des Dreieck-Anhängers konkav angepaßt. Eine besonders reiche Kette aus 33 solchen vorn größeren, hinten kleineren Gliederpaaren stammt von Windecken. Endlich begegnen auch Ketten aus ganz groben, miteinander verschnürten Tonperlen. Ein Unikum ist ein Anhänger in Form eines aus Knochen geschnitzten Fisches von Bergen.

Wie die Wetterauer Keramik sind auch die zu ihr gehörigen Brandgräber und deren Schmuck über ein weiteres Gebiet verbreitet. Weiter n. sind am Frauenberg (s. d.) bei Marburg und anderen kurhessischen FO (Scherben-Anhänger von Emsdorf, Kr. Kirchhain, und Holzhausen, Kr. Fritzlär) sowie bei Göttingen (s. Diemarden) verwandte Erscheinungen zutage getreten, und ähnliche Schiefer-Anhänger sind von Lockwitz in Sachsen bekannt geworden.

Man möchte glauben, daß, wenn nicht überhaupt die Sitte der Leichenverbrennung, so doch wenigstens dieser sonst der Bandkeramik fremde Schmuck von den Trägern der vor den Bandkeramikern in der W. herrschenden Kultur der Landsiedelungen der Pfahlbaukultur (Michelsberger Typus) übernommen wurde, da ähnliche Kiesel- und Knochen-Anhänger öfter in Pfahlbauten zutage gekommen sind, wenn sie auch wegen ihrer Form und geringen Größe meist wohl zu wenig beachtet wurden.

Festschrift z. 39. Allg. Vers. der Deutschen Anthrop. Gesellsch. in Frankfurt a. M. 1908 S. 13ff. P. Steiner; Präh. Z. 3 (1911) S. 1ff.; Germania 2 (1918) S. 85ff.; Alt-Frankfurt 2 (1910) S. 117ff. G. Wolff; Lockwitz: Abh. d. naturwiss. Ges. Isis in Dresden 1905 Heft 2 Teetzmann; Korr. Gesamtv. 48 (1900) J. Deichmüller; Anhänger aus Pfahlbauten; R. Forrer *Urgeschichte des Europäers* o. J. (1908) Tf. 73, 14; J. Heierli 9. *Pfahlbautenbericht* Tf. 14, 3; F. Keller 8. *Pfahlbautenbericht* Tf. 7, 13; vgl. auch die Anhänger aus Schädel-schalen: Forrer a. a. O. Tf. 77, 10–12 und hier Band IV Tf. 12b.

§ 5. Reste megalithischer Gräber sind bei Eichen, Windecken, Heldenbergen und Rüdighelm festgestellt worden, ohne daß hier, wie bei dem Heiligen Stein bei Muschenheim, die Zeit der Errichtung durch Funde gesichert werden konnte (s. Mittel- und Süddeutschland B § 6). Daß sie in eine

verhältnismäßig späte Zeit gehören, beweisen die bandkeramischen Brandgräber, die sich meist an sie anschließen, und die infolge der wenig sorgfältig hergestellten Anhänger an das Ende der Wetterau-Kultur zu setzen sind. Sie werden dem w. Zuge der Schnurkeramik (s. d. A), der meist Schnurzonkeramik (s. Schnurzonbecher) genannten Kultur der schlanken Becher angehören, der auch weiter nördl. die Züscherer (s. d. und Tf. 70) Steinkiste ihren Ursprung verdankt. Jedenfalls ist die Anwesenheit dieser Kultur in der W. durch den Fund eines der für sie bezeichnenden Gefäße im Frankfurter Stadtwald erwiesen.

Lit. s. u. Der Becher aus dem Stadtwald abgeb. Wolff *Frankfurt a. M.* S. 36. Muschenheim: *Präh. Z.* 5 (1913) S. 591ff. E. Anthes; K. Schumacher *Rheinlande I* (1921) S. 32.

§ 6. Die Glockenbecherkultur (s. d.) ist durch ein Grab vom Goldberg bei Hanau in der W. nachgewiesen (s. Band IV Tf. 145 Nr. 89, Tf. 149).

Die reiche Slg. Thomas von Steinbeilen der W. ist teils in die Vorgesch. Staatsslg. Berlin, teils in das Saalburgmus. und das Mus. Frankfurt gekommen.

Allgem. Lit.: G. Wolff *Die südliche Wetterau in vor- und frühgesch. Zeit* 1913; ders. *Frankfurt a. M. und seine Umgebung in vor- und frühgesch. Zeit* (Hendschels Luginsland Heft 41) Frankfurt a. M. 1913; Archiv f. hess. Gesch. und Altertumskunde NF 13 (1920) S. 1ff. und die oben verz. Lit.; [G. Wolff *Zur Besiedlungsgeschichte der Wetterau in vorgeschichtlicher Zeit* Friedberger Geschichtsblätter H. 8 Nr. 12 (1927) S. 177ff.; ebd. S. 179 Mitte irreführendes Versehen; statt dessen lies: Z. setzt man diese Kultur in die Wende des 2. und 1. Jahrtausends vor Chr., ...].

† W. Bremer

Wetterauer Typus s. Wetterau § 2.

Wetzstein s. Schleifen.

Weyregg s. Pfahlbau F.

Wicklow (Irland). Die Hauptfundplätze für Gold in Irland liegen in der Grafschaft Wicklow, wo Goldwäschen bis in das 18. Jh. n. C. bestanden haben (s. Goldfunde B). Auch ein großer Fund vorgesch. Goldgegenstände soll hier gemacht worden sein, an Umfang noch bedeutender als der berühmte Clare-Fund (s. Clare). Der Erlös aus dem eingeschmolzenen Golde brachte angeblich 11000 £. Doch sind die erhaltenen Nachrichten zu unsicher, als daß sie glaubhaft wären.

Proceedings of the R. Irish Academy 3. Ser. 3 (1893/96) S. 777 W. Frazer, E. Johnson; Armstrong *Catalogue of Irish Gold Ornaments in the Collection of the R. Irish Academy* 1920 S. 4ff.

† W. Bremer

Wiedaer Schiefergeräte. Zu den charakteristischen Begleiterscheinungen der eng verwandten Gruppen des Walternienburger (s. d.) und des Bernburger (s. d.) Typus gehören scharfkantige, viereckige, dicknackige Beile aus einem hellen Schiefer, der bei Wieda (Braunschweig), n. von Walkenried, im Südharz ansteht. Er bildet mit seinem muscheligen, dichten Bruch einen guten Ersatz für den härteren Feuerstein. Da diese Wiedaer Schieferbeile nie in anderen Kulturen, vor allem auch nicht in der thüring. Schnurkeramik (s. d. A), auftreten, so bezeugen sie die Zusammengehörigkeit und Geschlossenheit der genannten beiden Kulturgruppen. Sie begegnen auch unter den Funden von Rhinow (s. d.), Westhavelland (Nachr. ü. D. A. 1892 S. 66f.; ebd. 1899 S. 45f.), wo eine eigentümliche, gelb polierte, bemalte Tonware mit Walternienburger Tonware vergesellschaftet ist. Armbeile aus Wiedaer Schiefer sind aus der Nägelstädter Siedlung bekannt geworden (Mannus III. Erg.-Bd. 1923 S. 26 Niklasson). Nicht ausgeschlossen ist auch, daß die Beile von Züschen (s. d.) aus Wiedaer Schiefer bestehen.

Götze-Höfer-Zschesche *Thüringen* S. 19f.; N. Åberg *Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa* I 159.

† W. Bremer

Wiege. Als besondere Form des Kinderbettes tritt die W. auf. Sie läßt sich sprachlich z. B. bereits für Babylonien nachweisen (Meissner *Babylonien und Assyrien* I [1920] S. 390). Ebenso auch für das germ. Altertum (Heyne *Deutsche Hausaltertümer* I 313; Hoops *Reall.* IV 528). In dem vorgesch. Fundmaterial ist jedoch nichts erhalten, was uns irgendwie über ihr Vorkommen oder ihre Gestalt Aufschluß geben könnte.

Hugo Mötefindt

Wien. A. XI. Bezirk. In der Hauptstraße von Simmering (Haus Nr. 56) wurde im J. 1880 ein Tongefäß mit einer großen Anzahl Silbermünzen und einem glatten Armring aus Silber gefunden. Die erhaltenen 26 Groß-Silbermünzen weisen die Namen BIATEC (14), NONNOS (8), JANTUMARUS (2), DEVIL (1) und COISA (1) auf. Gewicht durchschnittlich 17,1 g.

als negatives Muster an den Keilschnittbronzen der früheren nord. BZ. In der reichen geometrischen Gefäßverzierung der HZ spielt das W, von neuem eine bedeutende Rolle.

F. A. v. Scheltema

Winklarn (Niederösterreich). Hier wurden 19 Grabhügel angetroffen, die deutliche Steinsetzung in zwei geschlossenen Ringen zeigten, und die im allg. zahlreiche Bronzegegenstände und nur geringe keramische Überreste ergaben. An Bronzen wurden gefunden: Dolch- und Kurzschwertklingen, Armringe, Flammen- und Scheibennadeln, Spiralscheiben mit Tutuli, Doppelspiralfingerringe und ein breiter Stirnring. Es handelt sich um ein Hügelgräberfeld der Bronzezeitstufe B, in welchem aber noch einzelne Exemplare der ältesten BZ zugehörig angetroffen wurden.

F. Heger *Ausgrabungen und Forschungen auf Fundplätzen aus vorhistorischer und römischer Zeit bei Amstetten* Mitt. Präh. Kom. I S. 130—160.

G. Kyrle

Winznau s. Schweiz A.

Wirbelmotiv. § 1. Es ist zu unterscheiden zwischen den krummlinigen Varianten des Hakenkreuzes (gekreuzte S-Motive oder Doppelspiralen) und den echten Wirbelformen, bei denen die Bewegung sich unmittelbar von Welle zu Welle überträgt, so daß eine endlos den Kern umkreisende Drehung entsteht. Die ersten Formen, die von den trojanischen Spinnwirteln bis zu den geometrischen Stilen der früheren EZ das rechtwinklig geknickte Hakenkreuz begleiten, haben wohl durchweg sinnbildliche Bedeutung (s. Hakenkreuz); die eigentl. W. sind, wenn auch eine gelegentliche Annäherung an das Hakenkreuzsymbol stattfinden kann, organisch gewachsene, rein ornamentale Formen. Bei ihrer selbständigen Bewegung und Organisation um einen inneren Kern mögen die W. zu den höchsten Grundformen gehören, welche die alteurop. Ornamentik überhaupt hervorgebracht hat.

§ 2. In den meisten Fällen entsteht die Wirbelform aus einem Spiral- oder Wellenband durch Wiederholung dieser reinen Umlaufmuster auf kleineren, runden Flächen unter Beschränkung der Wellenzahl auf 3—4. In der neol. Gefäßverzierung der südruss. Tripolje-Kultur (s. Südrubland B) begegnen als Bodenmuster gewölbter Schalen

reine W., die dem charakteristischen Volutenbandmuster auf der Schulterzone der bemalten oder eingeritzten Amphoren vollkommen entsprechen (Mannus I [1909] Tf. 24, 31, 33).

§ 3. Auf ähnliche Weise sind zweifellos auch die meisten W. auf den myk. Goldblechen aus peripherischen Wellenbandmustern entstanden, um gelegentlich zum Hakenkreuz mit gebogenen Armen zu führen. — In der nord. BZ ergibt schon die laufende Spirale der II. Per. Mont. einen Wirbel, sobald das Motiv auf kleinen, kreisrunden Flächen (Knöpfen, Gürtelhaken u. ä.) untergebracht und die Zahl der Augen auf 4 reduziert wird (u. a. Müller *Ordnung Bronzealdern* 37, 13; Band IX Tf. 110f). Ebenso verwandelt sich das mit Spiralhaken versehene Wellenband an den Hängebecken der späten nord. BZ in einen Spiralwirbel, wenn es sich als zentrales Bodenornament wiederholt (Belz *VAM* S. 237 Abb. 2d). Nachträglich und vermutlich unter Einwirkung der Hallstattkunst können diese Spiralwirbel aus dem ornamentalen Zusammenhang ausscheiden und als symbolische Streumuster auftreten (z. B. auf einer Messerklinge: Bastian-Festschrift 1896 S. 283); auch dann aber unterscheiden sie sich z. B. von den gekrümmten Hakenkreuzen und Triskelen der schles. Hallstattkeramik (Band I Tf. 109a) durch die organische Verbindung der Spiralglieder.

§ 4. Die genannten zentralen W. sind trotz der höchst gesteigerten Eigenbeweglichkeit immer noch, ihrer Entstehung gemäß, struktiv wirksam, indem ihre Drehungsachse mit der Mitte der verzierten Grundfläche zusammenfällt. Auf ähnliche Weise können die charakteristischen Dreiwirbel der Latènekunst durch „Konzentration“ — jetzt der stilisierten Palmettenranke — entstehen, u. a. als Bodenverzierung an Bronzeschalen (Déchelette *Manuel* II 3 S. 1452 Abb. 655). Daneben kommen andere Entstehungsweisen für die sehr verbreiteten getriebenen, gravierten, in Relief gegossenen oder durchbrochenen W. der kelt. Kunst in Betracht. Aus zwei Fischblasen zusammengesetzte W. können sich aus den Kelchvoluten der Palmette ergeben (s. Fischblasenmuster), Dreiwirbel auch aus sphärischen Dreiecksmotiven, die als negatives Muster bei dem stilisierten Blattornament

aufzutreten. Auf den gravierten Schwertscheiden der späteren LTZ erscheinen, unter guter Anpassung an den oberen, glockenförmigen Abschluß, Dreiwirbel, die offenbar aus der verzweigten Ranke aufgebaut sind (vgl. 6. Pfahlbautenbericht 1866 Tf. 10 Abb. 4, 5).

F. A. v. Scheltema

Wirtel s. Textiltechnik A § 4, 5.

Wirtschaft.

A. Europa und Allgemein.

I. Das Sammlerdasein des Paläolithikums.

1. Allgemeines.
 - a) Die natürliche Kost des Menschen. § 1.
 - b) Das Wesen der paläol. Wirtschaft. § 2.
2. Die Pflanzennahrung.
 - a) Ergebnisse der Ethnologie. § 3.
 - b) Beobachtungen auf europ. Boden. § 4.
 - c) Genutzte Pflanzen und kultivierte Gewächse im Spätpaläol. § 5.

Literatur zu 2.

3. Die Fleischnahrung.
 - a) Allgemeines. § 6.
 - b) Die Jagd des Homo Heidelbergensis. § 7.
 - c) Die Jagd des Altpaläol. § 8.
 - d) Die Jagd des Jungpaläol. § 9.
 - e) Die Entwicklung der Jagd. § 10.
 - f) Die Zubereitung der Beute. § 11.

Literatur zu 3.
4. Die Stellung der beiden Geschlechter in der paläol. Wirtschaft. § 12.

II. Die Pflugkultur des Vollneolithikums.

1. Allgemeines.
 - a) Das Wesen der Wirtschaft des Vollneol. § 13.
 - b) Die Lückenhaftigkeit der heutigen Kenntnis. § 14.
2. Die Pflanzennahrung.
 - a) Kulturpflanzen.
 - α) Getreide. § 15.
 - β) Hülsenfrüchte und Mohn. § 16.
 - γ) Baumfrüchte. § 17.
 - δ) Die Ergebnisse aus α—γ unter dem Gesichtswinkel der Entwicklung. § 18.
 - ε) Die Technik des Anbaues. § 19.
 - b) Sammelfrüchte. § 20.
 - c) Zubereitung der Nahrung. § 21.

Literatur zu 2.
3. Die Fleischnahrung.
 - a) Haustiere. § 22.
 - b) Jagdtiere. § 23.
 - c) Verhältnis beider zueinander. § 24.

Literatur zu 3.
4. Das Verhältnis von pflanzlicher und Fleischnahrung zueinander. § 25.
5. Wesen, Herkunft und Ausbreitung der Pflugkultur.
 - a) Wesen. § 26.
 - b) Entstehung.

α) Die Zählung der Haustiere auf ihren Nutzen hin. § 27.

β) Die Theorie Ed. Hahns. § 28.

c) Gang der Ausbreitung. § 29.

d) Verbreitung in Europa im Vollneol. § 30.

6. Eigenwirtschaft und Gewerbe. § 31.

7. Die Stellung der beiden Geschlechter in der Wirtschaft. § 32.

III. Das Städtewesen.

1. Das Wesen der Stadt. § 33.
2. Grundlagen und Heimatgebiet der städtischen Entwicklung. § 34.
3. Die Ausbreitung des Städtewesens.
 - a) Babylonien. § 35.
 - b) Europa. § 36.

IV. Sammlerdasein, Hackbau, Pflugbau und Nomadismus in der nachneol. Vorzeit. § 37.

§ 1. I, 1, a) Im zoologischen System ist der Mensch nur in der Nähe der menschenähnlichen Affen unterzubringen (s. Primaten). Leider wissen wir noch immer sehr wenig von dem täglichen Leben dieser Menschenaffen; aber es ist doch mindestens sehr wahrscheinlich, daß die Vorstellung von ausschließlicher oder vorwiegender Fleischnahrung dieser Tiere nicht das Richtige trifft. Erscheint schon auf Grund dieser Erwägungen die Richtigkeit derjenigen Annahme recht fraglich, welche den Menschen auf der niedersten Stufe seiner wirtschaftlichen Entwicklung ausschließlich von der Jagd leben läßt, so wird dieser Zweifel noch bestärkt durch die Tatsache, daß der menschliche Körper gar nicht auf die ausschließliche Fleischnahrung eingerichtet ist. Eine solche führt sehr leicht zu allgemeiner Ernährungsstörung, welche — unter dem Namen Skorbut bekannt — Haut und Mundhöhle in Mitleidenschaft zieht. Sowohl nach der physiologischen Einstellung des ganzen Organismus wie auch der Gestaltung des Gebisses muß der Mensch als ein Alles-Esser angesehen werden, welcher die Pflanzenkost ganz besonders bevorzugt hat.

§ 2. I, 1, b) Trotz der zum Teil tiefgreifenden Unterschiede zwischen alt- und jungpaläol. Kultur kann das gesamte Paläol. als eine einheitliche Erscheinung denjenigen des Vollneol. gegenüber hingestellt werden. Ihre innere Geschlossenheit spricht dafür, daß die materiellen Grundlagen des Lebens ihrer Träger während der in Betracht kommenden Zeit

keine Veränderungen erfahren haben. Die Wahrscheinlichkeit liegt nahe, daß Wandlungen in den wirtschaftlichen Verhältnissen sich für uns in den Äußerungen der übrigen Kultur widerspiegeln würden; doch lassen diese keine Anhaltspunkte hierfür erkennen.

Zu dem Begriffe des Vollneol. gehört für uns heute die Gründung des Daseins der Träger dieser Kultur auf Ackerbau (s. d.) und Viehzucht (s. d.). So regelmäßig die Knochen unserer großen Haustiere überall in den Schichten dieser Stufe auftreten, so gesetzmäßig fehlen sie in denjenigen des Paläolithikums. Eine Lückenhaftigkeit der Überlieferung kann dieses Nichtvorhandensein nicht erklären; liegen uns doch die Reste der ungezähmten Tiere wohlbehalten vor. Das Paläol. hat also noch keine Haustiere gekannt; es befand sich somit auf einer älteren Stufe wirtschaftlicher Entwicklung. Aber weil vegetabilische Reste in den paläol. Schichten fehlen, geht es nicht an, daraus ein reines Jägerdasein des Menschen dieser Zeit folgern zu wollen. Das Paläol. liegt um einen geol. Zeitraum zurück, und einer derartigen Zeitspanne sind selbst verkohlte pflanzliche Reste nicht gewachsen. Nur schwach ist das, was uns an paläol. Feuerspuren in den Kulturschichten begegnet.

Aber zu der natürlichen Kost des Menschen gehören neben dem Fleisch vegetabilische Stoffe in reichem Maße. Ist auch der Nachweis der letzteren auf arch. Wege nicht möglich, so bietet die Beobachtung der heute noch üblichen und der aus der geschichtlichen Vergangenheit aufgezeichneten Ernährungs-Verhältnisse zahlreiche Anhaltspunkte für die Schließung dieser Lücke. Insbesondere die Nahrung der Primitivsten der Gegenwart kann wertvolle Hinweise zur Verfügung stellen.

Das Paläol. ist die älteste Stufe der menschl. Kultur; etwas Einfacheres, Ursprünglicheres als die Gerät-Industrie des Prä-Chelléen (s. d.) gibt es kaum. Unmittelbar vor dieser — im Sinne der relativen Chronologie gesprochen; die Zeitspanne kann absolut recht groß gewesen sein — ist die Menschwerdung zu suchen, welche in den Zeitpunkt des Beginnes der Verwendung des Feuers (s. d.) gesetzt wird. Lehnen wir die Bezeichnung „Jäger“ für diesen Menschen ebenso entschieden ab, wie

wir ihn anderseits als Träger der ältesten Stufe wirtschaftlicher Entwicklung hinstellen, so entsteht die Aufgabe, diesen Zustand ebenso klar zu umschreiben wie zu benennen.

Das Tier lebt „aus der Hand in den Mund“; die Notwendigkeit des Überdauerns einer vegetationslosen Zeit innerhalb des Jahreslaufes führt bei vielen Pflanzenfressern zur Aufstapelung des Wintervorrates. Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, die älteste Stufe menschlicher Wirtschaft habe sich von diesen Verhältnissen unterschieden. Heute noch leben Völker auf der Erde, welche weder Haustiere (s. d.) züchten noch Pflanzen kultivieren, sondern eine nur verhältnismäßig geringe Vorsorge für die Zukunft kennen und von denjenigen pflanzlichen Stoffen und den Tieren leben, welche die Natur ihnen gerade bietet. Die Stufe dieser „aneignenden Wirtschaft“ wird die Sammlerstufe genannt.

Das Wesen dieses Zustandes als eines solchen von sehr extensiver Nutzung der Natur bringt es mit sich, daß jedes Individuum und jede Horde einen großen Bereich zur Gewinnung der Nahrung nötig hat. Hieraus muß auf eine nur geringe Dichte der Bevölkerung geschlossen werden. Aber auch feste Wohnsitze sind diesem Zustande der Entwicklung unbekannt. Man verlegt den Herd nach Bedarf, und zwar in Anlehnung an den Wandel der Pflanzenwelt in den einzelnen Jahreszeiten und in Anpassung auch an die Beweglichkeit der Tierwelt. In der Tat verraten die Verhältnisse auf den paläol. Fundplätzen in der Regel immer nur ein vorübergehendes Verweilen der Menschentrupps, mag auch ein- und derselbe Platz im Laufe der Zeit noch so oft von ihnen besucht worden sein und demgemäß eine ganze Anzahl von Kulturschichten übereinander gelagert zeigen. Nur sehr selten beobachtet man innerhalb einer Fundschicht die eine der Stufen der paläol. Entwicklung aus der nächst älteren hervorgehen, was doch bei einstiger Seßhaftigkeit der Fall sein müßte. Zumeist sind Fundschichten sehr nahe verwandter Art oder sogar ganz gleichen Kulturinhaltes getrennt durch solche Schichten, welche die Natur abgelagert hat. Diese sterilen Schichten können noch so unbedeutend sein — sie setzen für ihre Bildung einen Zeitraum voraus, der in geol. Sinne klein ist, ab

solu aber doch so groß, daß eine Anzahl von Jahren zwischen die Kulturschichten sich zwängt. Innerhalb einer und derselben arch. zu umreisenden Per. ist also der betreffende Platz mehrfach aufgesucht und auch wieder verlassen worden, und zwar für längere Zeit.

Noch eine andere Beobachtung spricht für die Unstetigkeit des Menschen in der ält. StZ, und sie bestätigt damit die auf anderem Wege gewonnene Erkenntnis der Sammlerstufe dieser Zeit. Die paläol. Steinindustrie zeigt in den verschiedenen Teilen Europas sehr große Einheitlichkeit. Dies wird darin begründet sein, daß die Menschentrupps in steter gegenseitiger Berührung durch die Landschaft zogen und sich bald da, bald dort vorübergehend niederließen. Selbsthaftigkeit oder Herumstreifen nur in kleineren Bezirken hätte zur Differenzierung der Kultur geführt, zur Ausbildung von Typen mit räumlich beschränktem Vorkommen. Immerhin, da wir nun einige solcher räumlich begrenzten Erscheinungen in Europa finden, dürfen wir uns dieses Herumstreifen innerhalb unseres Erdteiles auch wieder nicht zu weit gedehnt vorstellen. So ist es immer mehr möglich, eine besondere osteurop. Provinz der paläol. Kunst (s. d. A und Primitive Kunst) zu umschreiben. In Nordspanien gibt es im Magdalénien (s. d.) eine eigene Art von Harpunen, die sonst nicht vorkommt (Band X Tf. 119b, c). Wäre der Mensch aus diesem Gebiet nach Frankreich hinübergewechselt, dann müßten doch auch diese Harpunen dort in den Kulturschichten auftreten. Auch die räumliche Beschränkung der paläol. Höhlenkunst auf Teile von Südwesteuropa ist wohl in diesem Sinne zu deuten.

Gewerbliche Betätigung und Handel finden innerhalb der paläol. Wirtschaft keinen Raum. Es ist leicht möglich, daß Einzelne ihre Geschicklichkeit zu besonderen Verrichtungen in den Dienst anderer gestellt haben, und daß ein Austausch von Gütern die Folge war. Aber von diesem Zustand bis zum Gewerbe als Beruf und notwendigem Bestandteil der gesamten Wirtschaft ist noch ein weiter Weg. Mitunter werden Funde von Schneckenhäusern und Muschelschalen in den jungpaläol. Schichten als Zeugnisse eines Handels bereits über weite Strecken hin angesprochen, wenn sie uns abseits ihres natür-

lichen Verbreitungsgebietes begegnen. Tatsächlich verlangen derartige auffällige Erscheinungen, wie z. B. das Auftreten von *Columbella rustica* aus dem Mittelmeer im Azilien der Ofnet-Höhle (s. d.) bei Nördlingen, oder von *Cerithium* aus dem Oligozän des Mainzer Beckens in dem Magdalénien des Keßlerloches (s. d.) bei Thaingen nach einer Erklärung. Diese bietet sich in der Lebensweise der paläol. Bevölkerung; auf den Wanderungen der unsteten, keine festen Wohnsitze kennenden Sammler sind diese Stücke in fremde Gegenden gebracht worden. Die Möglichkeit dessen, daß gelegentlich einmal ein solches infolge von Tausch einen weiteren Weg zurücklegte, wird damit nicht bestritten. Doch ist die Anwendung des Wortes Handel als Bezeichnung für derartige Fälle abzulehnen, da es die Vorstellung einer berufsmäßigen Betätigung in sich schließt.

§ 3. I, 2, a) Die Sammler der Gegenwart finden ohne Umstände die pflanzlichen Stoffe der verschiedensten Art und bereiten sie in einfachem Verfahren zu, soweit sie nicht in rohem Zustande genossen werden können. Diese Vegetabilien verderben aber ebenso schnell, wie man sie sammelt. Die Beobachtung lehrt, daß die Sammler nur einen Teil ihrer Nahrung so verzehren, wie sie von ihnen gefunden wird, und daß sie auch nur einen weiteren Teil ebenso einfach wie eilig zubereiten.

Daneben gibt es die mannigfachsten schwierigen Methoden der Zubereitung pflanzlicher Stoffe, welche den Sammlern eine längere Zeit haltbare Nahrung liefert. Es ist also nicht richtig, daß diese Primitivsten der Gegenwart keine Sorge für den morgigen Tag kennen. Bei den großen Festen der Australier sind mitunter wochenlang Hunderte von Menschen auf einem kleinen Raum vereinigt, ohne daß Schwierigkeiten hinsichtlich ihrer Ernährung entstehen. Diese Leute bringen eben ihren Mundvorrat mit sich, welcher der Dauer des Festes angepaßt ist.

Es fällt auf, daß derartige Dauernahrung in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, in welchem Teile der Erde sie auch beobachtet sein mögen, aus Vegetabilien gefertigt wird, welche uns als schwer verdaulich, zu bitter oder gar als giftig bekannt

Dasselbe gilt von der Eiche. Sie war ebenso wie den Germanen auch den Griechen heilig, die in ihrer Überlieferung die Eichel als Nahrung kennen. In der Schweiz war die Eiche im Mittelalter als ein Fruchtbaum ebenso durch Gesetze geschützt wie die Obstbäume. Noch um das J. 1600 ist die Eichel als Mehlfucht in Oberbayern gemahlen worden; ja, in Hungersnöten hat man in Mitteleuropa noch im 18. Jh. Eichelbrot gegessen. Buche (s. d.), Haselnuß (s. d.) und Schlehe seien als Nutzbäume hier nur kurz erwähnt.

Die Heranziehung der genannten Nahrungsquellen dient zumeist der Gewinnung von Mehl. Eine Anzahl von Blattpflanzen kommt für die Herstellung von Gemüse in Betracht. Weite Verbreitung hat in der Schweiz ein Kraut, „Guter Heinrich“ (*Chenopodium bonus Henricus*) genannt. Es wächst an Wegen, bei den Viehlager-Plätzen und in der Umgebung der Sennhütten, also überall da, wo Vieh-Dung gute Standorte schafft. Nicht vom Menschen kultiviert, wird diese Pflanze doch geschont und zur Herstellung von Spinat gesammelt.

Eine besondere Rolle in dem hier in Rede stehenden Zusammenhang spielen die Angehörigen der Gattung *Rumex* (Ampfer). Handelt es sich bereits bei der Herstellung von Mehl aus den uns ungewohnten pflanzlichen Stoffen teilweise um nicht gerade einfache Vorgänge, so bietet die Gewinnung von Nahrung aus den Ampferarten ein noch besseres Beispiel einer schwierigen Methode der Nahrungsbeschaffung insofern, als eine Gärung in die Vorgänge der Herichtung mit eingeschlossen ist. Im n. Norwegen sammeln sowohl die Norweger wie auch die Lappländer ein Kraut, dem *Rumex* nahestehend, *Oxyria* genannt. Aus seinen Blättern wird ein Mus gekocht, das in Gefäßen von Birkenrinde, in Fässern oder auch in ursprünglicher Art in Rentier-Magen aufgehoben wird. Hier macht es offenbar eine Gärung durch und dient als Dauernahrung den ganzen Winter über bis zum nächsten Frühjahr. Auch für Griechenland ist ein *Rumex* als Nährpflanze nachweisbar, die wildwachsend auf dem Kulturlande vorkommt. In den Schweizer Alpen begegnet uns *Rumex alpinus* (Alpenampfer), eine sehr geläufige Ruderal-Pflanze, um die Ställe herum und überall, wo sonst der

Boden gut gedüngt ist. Keine Kulturpflanze, wird sie doch gern auf dem Misthaufen als kleiner Setzling angesiedelt, um dann sich selbst überlassen zu bleiben. Im 16. Jh. wurde diese Pflanze in der Gegend von Lausanne in den Gärten für den Haushalt gepflanzt, heute aber ist sie als menschliche Nahrung fast vergessen. Dagegen wird sie noch gern als Viehfutter verwendet. Die gesammelten Blätter werden gekocht, getrocknet, dann geschnitten und in einem eigenen Behälter gestampft. In diesem macht die Masse eine regelrechte Sauerkrautgärung durch, welche leichtere Verdaulichkeit des Krautes zur Folge hat. Sie wird dem Vieh erst dann gefüttert, wenn das Grünfutter ausbleibt. Diese Dauernahrung ist einst menschliche Nahrung gewesen. Dafür sprechen Kombinationen sprachlicher Art; sodann hat man noch Anfang des 19. Jh. das gegorene Kraut in der Hungersnot gegessen; es muß also auch für den Menschen bekömmlich sein. Leider ist nicht bekannt, wie lange es ein selbstverständlicher Teil der menschlichen Nahrung war. Noch im 18. Jh. waren die Behälter, in denen das Kraut die Gärung durchmachte, in den gewachsenen Boden eingelassen. Langsam haben sich dann die oberirdischen Behälter eingeführt, welche erst in neuester Zeit aus dem Freien in die Kellerräume der Häuser genommen werden. Einstmals war also die Art der Aufbewahrung des Krautes viel ursprünglicher, als sie es heute ist. Man wird erinnert an unsere ebenfalls in Erdgruben „eingemieteten“ Futterrüben, die auch einem Gärungsvorgang unterworfen sind und dadurch genießbarer gemacht werden. Die Tatsache, daß nicht selten menschliche Nahrung zum Viehfutter wird, fällt ebenfalls in die Wagschale zugunsten der Annahme, daß das aus den *Rumex*-Blättern gegorene Kraut einst Menschennahrung war. Ferner ist auch zu bedenken, daß der Herstellungsvorgang dieses Nahrungsmittels viel zu umständlich ist, als daß man glauben könnte, er sei von Anfang an einem Viehfutter zuteil geworden. Die Zubereitung der Nahrung, insbesondere der dabei eine so wichtige Rolle spielende Gärungsvorgang, erinnert sehr an die bei den heutigen Primitive zu beobachtenden Methoden. Und ebenso ist zu beachten, daß dort wie hier

das gärende Präparat in Erdgruben aufgehoben wird. Es liegen also durchaus ursprüngliche Verhältnisse vor, wenn man in Steiermark heute noch den Sauerkohl in Erdgruben aufbewahrt, welche sorgfältig gebaut und mit Holz ausgesetzt sind.

Leider ist es noch nicht möglich, eine geordnete Übersicht aller auf europ. Boden zu findenden ursprünglichen Methoden der Nahrungsbeschaffung zu bieten. Erst in geringem Maße hat dieser Stoff die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Aber er sagt uns doch bereits heute, daß dieselbe mannigfache Nutzung der Natur und dieselben schwierigen Methoden der Zubereitung pflanzlicher Stoffe, wie wir sie bei den Primitiven der Gegenwart finden, auch auf europ. Boden als ein Rest aus der Vergangenheit vorhanden sind, der für den Aufbau ursprünglicher wirtschaftlicher Zustände herangezogen werden darf.

§ 5. 1, 2, c) Es muß nun die Frage beantwortet werden, welche auf Grund dieser Kenntnis der bei den Sammlern üblichen Nahrungsvorsorge sich aufdrängt: wie weit ist man im Paläol. auf dem Wege von der genutzten Pflanze zum kultivierten Gewächse vorgedrungen? Besteht etwa die Möglichkeit, vermittelt des auf ethol. Wege gewonnenen Bildes dem arch. Stoff trotz seiner in dieser Hinsicht geübten Schweigsamkeit einige Anhaltspunkte zu entlocken, welche uns die Möglichkeit der Beantwortung dieser Frage bieten?

Die auf einen unsicheren Fund gegründete Annahme, der Mensch des Azilien (s. d.) habe bereits Getreide gebaut, ist abzulehnen. Im Bereiche der Azilien-Schicht des Fundortes Mas d'Azil selbst kam eine ansehnliche Menge von Weizen (s. d.) zutage, der bei der Aufindung zu Staub zerfiel. Ebendaselbst sind auch die Fruchtkerne verschiedener Bäume gefunden worden (Eichel, Hasel, Vogelkirsche, Pflaume, Welschnüsse), welche ebenfalls für die Erkenntnis der spätpaläol. Ernährung ausgewertet wurden. Aber es handelt sich bei diesen Funden um die Wintervorräte von Nagetieren, welche den Boden des Fundplatzes in neuer Zeit tief und stark durchwühlen.

Anders zu bewerten sind die aus Rentiergeweih geschnitzten „Ähren“ von Lourdes und Bruniquel (Südfrankreich). Die

Beurteilung dieser aus dem Magdalénien Südfrankreichs stammenden Schnitzereien ist sehr verschieden. Zu weit geht wohl die Skepsis, welche bestreitet, daß in ihnen überhaupt Ähren dargestellt seien (s. a. Weizen). Was sollen diese die wesentlichen Kennzeichen von Getreideähren deutlich wiedergebenden und sie selbst in den Größenverhältnissen richtig nachahmenden Gebilde sonst vorstellen? Andererseits ist es falsch, aus der Auffassung dieser Stücke als Nachbildungen von Getreideähren folgern zu wollen, der Mensch des Magdalénien habe in Südfrankreich einen regelrechten Getreidebau getrieben. Die Schnitzereien bekunden uns nur, daß damals Gräser als Lebensmittel verwendet worden sind; ob wildwachsend oder gezüchtet, muß dahingestellt bleiben. Eine Rolle im Haushalt haben sie damals sicher gespielt, denn sonst wären sie nicht nachgebildet worden. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die paläol. Kunst nicht um ihrer selbst willen geübt wurde, sondern den sehr nüchternen Hintergrund hatte, die Nahrungsbeschaffung sicherzustellen. Immer und immer wieder hat man Bilder derjenigen Tiere in naturalistischer Art an die Wände der Höhlen gemalt, deren Knochen in den Kulturschichten begegnen. Was man auf der Jagd (s. d. A) erlegen wollte, das wurde auf diese Weise in den Bereich des eigenen Jagdglückes zu bannen gesucht. In einem Zauberglauben wurzelt nach dieser Auffassung ein großer Teil der paläol. Kunst. Es ist deshalb auch denkbar, daß die Nachbildungen der Getreideähren dazu dienten, mit Hilfe einer von ihnen ausgehenden Zauberkraft eine gute Ernte sicherzustellen. Berücksichtigt man ferner, daß den Menschen auf niedriger Kulturstufe die ihnen nützlichen Pflanzen ebenso wie die jagbaren Tiere etwas Heiliges sind, dann kann man sich auch vorstellen, daß diese Nachbildungen von Gräsern kultischen Zwecken gedient haben. S. a. Zauber A.

Die spätpaläol. Schnitzereien besagen uns also nur, daß Cerealien damals in der menschlichen Küche eine gewisse Rolle gespielt haben. Nicht geklärt ist die Frage, ob sie lediglich gesammelt wurden, oder ob man bereits in irgendeiner Art sie in Kultur genommen hatte. Aus Mangel an Unterlagen zur Beantwortung dieser Frage ist genügend Spielraum zwischen der Vorstellung des

Fehlens jeglicher Fürsorge und derjenigen eines planmäßigen Anbaues dieser Gräser auf kleinen, besonders hergerichteten Flächen (Beeten). Weitere hier etwa heranzuziehende Quellen gibt es nicht. Kann also dieser Punkt vermittelt des paläol. Fundstoffes nicht geklärt werden, so ist er weiter unten noch einmal aufzugreifen. Es besteht noch die Möglichkeit, vermittelt der Kenntnis der Verhältnisse in frühneol. Zeit einen Rückschluß auf diejenigen des Spätpaläol. zu ziehen.

Ed. Hahn *Von der Hacke zum Pflug* 1914; ZIEthn. 43 (1911) S. 821—840 ders.; Naturw. Wochenschrift NF 10 (1911) S. 545—548 Ed. und Ida Hahn; Geogr. Ztschr. 22 (1916) S. 328—334 Th. H. Engelbrecht; A. Maurizio *Die Getreide-Nahrung im Wandel der Zeiten* 1916 S. 1—15; Beihefte zum Botan. Zentralblatt 24, 2 (1909) S. 51 Ernst H. L. Krause; Vierteljahrsschr. d. Naturforsch. Ges. Zürich 62 (1917) S. 80—102 H. Brockmann-Jerosch; ders. *Surampfele und Surchrut. Ein Rest aus der Sammelstufe der Ureinwohner der Schweizeralpen* Neujahrsbl. d. Naturf. Ges. Zürich auf das Jahr 1921; ZIEthn. 51 (1919) S. 243—259 Ida Hahn; Ztschr. f. Sozialwiss. NF 12 (1921) S. 576—603 dies.; für die Funde von Mas d'Azil, Lourdes und Bruniquel vgl. Hoops *Waldbäume* S. 277 ff.; H. Obermaier *Der Mensch der Vorzeit* o. J. (1912) S. 208, 215, 232; ZIEthn. 47 (1915) S. 261f. Ed. Hahn.

§ 6. 1, 3, a) Die während des Paläol. genossene Fleischnahrung stammt ohne Ausnahme von wildlebenden Tieren. Knochen von Haustieren fehlen in den Kulturschichten vollständig. Der Versuch, aus einigen spätpaläol. Zeichnungen von Pferdeköpfen die Darstellung von Zaumzeug herauszulesen und weiter auf das Vorhandensein von gezähmten Pferden zu schließen, ist abzulehnen. Die ornamental verwendeten Zeichnungen weisen eine sehr starke Stilisierung auf, welche nicht nur in Blockierung der Linienführung, sondern auch in der Verwendung von Schraffierungen ihren Ausdruck findet (L'Anthropol. 17 [1906] S. 27—53 Piette; ZIEthn. 47 [1915] S. 261f. Ed. Hahn).

Zur Beurteilung der paläol. Jagd (s. d. A.) stehen sehr verschiedene Quellen zur Verfügung. Erst spät hat man es verstanden, über die einfache listenförmige Zusammenstellung der Tiere hinauszugehen, deren Reste in den Wohnschichten aus den versch. Entwicklungsstufen des Paläol. zu beobachten sind. Insbesondere zwei Erwä-

gungen haben eine tiefere Betrachtung dieses Stoffes angeregt. Die Wirkungsmöglichkeiten der paläol. Geräte, welche als Jagdwaffen in Betracht kommen, steht in einem auffallenden Mißverhältnis zu der Größe eines Teiles derjenigen diluv. Tiere, welche sich in Resten in den Kulturschichten finden. Und die absolute Häufigkeit der Knochen einiger während des Diluviums ausgestorbenen Säugetiere auf den Wohnplätzen des paläol. Menschen legt den Gedanken nahe, dieses Aussterben mit der Jagd der ä. StZ in Verbindung zu bringen.

Ausgangspunkt der Beurteilung der paläol. Jagd ist die relative Häufigkeit der einzelnen Tierarten in der überlieferten Gesamtbeute; daran schließt sich die Ermittlung des Massenverhältnisses jugendlicher und alter, männlicher und weiblicher Tiere unter den Beuteresten einer jeden Tierart an. Bei der Verwertung dersich hierbei ergebenden Ziffern sind diejenigen Zufälligkeiten auszuschalten, welche bei einzelnen Stationen das Bild beeinflussen können. Es geschieht das namentlich durch Vergleich der an einer möglichst großen Zahl von Fundplätzen gewonnenen Ergebnisse. Die Darstellung sowohl der Jagdgeräte wie der körperlichen Eigenschaften des Menschen hinsichtlich ihrer Eignung für die Jagd hat zu folgen. Die Heranziehung des Landschafts-Charakters der Jagdgebiete gestattet die Beurteilung der einzelnen Möglichkeiten der Jagd ebenso wie die Kenntnis von Lebensweise, Wehrhaftigkeit und Flüchtigkeit der Jagdbeute. Mit mannigfachen Einschränkungen können auch Beobachtungen bei den heutigen Primitiven von Wert sein.

Der diluv. Mensch war nicht der einzige Jäger; neben ihm stellten zahlreiche Raubtiere den Pflanzenfressern nach. Er selbst aber konnte ebenfalls nur zu leicht die Beute dieser Tiere werden. Trotz der Feuerwaffen und der in anderen Kulturgütern gebotenen Möglichkeiten des Schutzes ist die Zahl der heute noch auf der Erde den wilden Tieren zum Opfer fallenden Menschen recht groß. In um so umfangreicherem Maße muß der Mensch im Paläol. unter den Nachstellungen der großen Raubtiere gelitten haben. Er hatte nur wenige Möglichkeiten, sie abzuwehren, und es muß berücksichtigt werden, daß die gefährlichsten unter jenen Tieren

(Löwe, Panther, Höhlenbär) ihre heute noch lebenden Verwandten an Größe ganz beträchtlich übertrafen. Auch die in dem Vorhandensein dieser Raubtiere liegende ständige Bedrohung seines Lebens mußte die Jagdmethoden des Menschen im Paläol. beeinflussen. Er durchstreifte die Landschaft in Kenntnis der Eigenheiten nicht nur der ersehnten Beute, sondern auch seiner Feinde. In dem Kampf mit diesen letzteren hat er sich behauptet und durchgesetzt; nur langsam wurde er freier von den Fesseln, welche diese Tierwelt ihm auferlegte. Er entwickelte seine Waffentechnik; jene Tiere aber starben langsam aus.

Die in den paläol. Wohnschichten gefundenen Tierknochen mögen noch so zahlreich erscheinen und dadurch zu der Annahme einer stark ausrottenden Tätigkeit des Menschen verleiten, — verteilt auf den großen Zeitraum, den das Paläol. eingenommen haben muß, geben sie sofort ein anderes Bild. Es ist aber auch zu beachten, daß Tiere wie *Elephas primigenius* und *Rhinoceros antiquitatis*, *Ursus spelaeus* und *Cervus euryceros* während des Diluviums ausgestorben sind, ohne daß der Mensch ihnen in größerem Maße nachgestellt hat, während gerade Wildpferd und Rentier trotz der noch so umfang- und erfolgreichen Jagd, die auf sie ausgeübt worden ist, das Paläol. überdauern haben. Das Erlöschen einer Anzahl von Arten während der Diluvialzeit muß also andere, tiefergehende Ursachen haben, wenn auch eine starke Lichtung der Bestände durch den Menschen in begrenzten Gebieten und bei einzelnen Arten vorgekommen sein mag. Ausgestorben sind durchweg die hochspezialisierten Arten, während die weniger spezialisierten in jedem Falle heute noch weiterleben. In dieser Gesetzmäßigkeit liegt ein Fingerzeig, in welcher Richtung die Ursache gesucht werden muß; auch er deutet darauf hin, daß jene Arten nicht vom Menschen ausgerottet, sondern auf natürlichem Wege ausgestorben sind.

§ 7. I, 3, b) Die Nachweise des Prä-Chelléen (s. d.) als der ältesten Stufe der paläol. Entwicklung sind noch so spärlich, und die diese Kultur begleitende Tierwelt ist noch so wenig bekannt, daß keine Möglichkeit besteht, auf diese Weise die Jagd des Prä-Chelléen zu ermitteln. Einen Weg zu ihr scheint die Tier-

welt zu bieten, welche in den Sanden des Neckars in Mauer bei Heidelberg zusammen mit dem Unterkiefer des *Homo Heidelbergensis* (s. d.) gefunden worden ist. Dieser menschliche Knochen fällt zeitlich mit dem Prä-Chelléen zusammen; und es wird die Anschauung vertreten, daß die in jener Ablagerung neben ihm gefundene Tierwelt in mehrfacher Hinsicht eine Zusammensetzung zeige, welche keine natürlichen Verhältnisse widerspiegeln, sondern nur durch Mitwirkung des Menschen zustande gekommen sein könne. Die Fundstelle des *H. H.* führt keine Artefakte; die Knochen liegen dort in einer natürlichen Ablagerung des Neckars, sind aber nicht weit von diesem transportiert worden. Die Bejahung der Frage, ob diese Funde trotzdem die Jagdbetätigung des gleichzeitigen Menschen erläutern, gründet sich ausschließlich auf biologische Erwägungen.

Es fällt auf, daß in diesen Sanden die Reste von Elchen nur weiblichen Geschlechts entgegengetreten. Ebenso wie dieser Umstand spricht die auffallende Häufigkeit sehr jugendlicher Tiere unter den dort gehobenen Resten von *Elephas antiquus* dafür, daß eine bewußte Auswahl von Tieren daselbst vorliegt. In demselben Sinne sind die ebendort zutagegeforderten Reste von *Rhinoceros Merckii* zu verstehen. Hinsichtlich dieser Verhältnisse gleicht die Fundstelle von Mauer ganz auffallend dem Inhalt derjenigen des Ilmtales bei Weimar, in der der Mensch arch. nachgewiesen ist und damit als die Tierreste als seine Jagdbeute sich zu erkennen geben. Beide FO unterscheiden sich somit in gleicher Weise von denjenigen, an denen der Mensch nicht nachgewiesen ist; die Tierwelt tritt uns an diesen letzteren nach Arten, Alter und Geschlecht ganz anders zusammengesetzt entgegen.

Also kann für den FO Mauer damit gerechnet werden, daß die Zusammensetzung der Tierwelt die Nachstellungen des Menschen widerspiegelt. Die Jagd auf den Elchhirsch ist als zu gefährlich nicht geübt worden; nur an die weiblichen Tiere hat man sich herangewagt. Wegen dieser bewußten Auswahl kommt bei dieser Spezies eine Jagd mit mechanischen Mitteln, etwa in Fallen oder Fallgruben, nicht in Betracht. Man neigt zu der Annahme der Angriffsjagd mit Holzspeeren. Bedenkt man, daß das Prä-

Chelléen in eine warme, dem Waldwuchs günstige Zwischeneiszeit fällt, dann wird reichlich Urwald in Mitteleuropa vorhanden gewesen sein, und in diesem war es leicht möglich, von einem Baumsitze aus das Tier anzugreifen. Schwieriger ist es, sich die Jagd auf *Elephas antiquus* und *Rhinoceros Merckii* vorzustellen. Die Anwendung einfacher Holzspeere gegen beide Tiere verspricht wenig Erfolg, zumal sie sehr zählebig sind und eine große Fluchtkraft besitzen. Sodann müssen sie nahe den heutigen Fundplätzen, d. h. zugleich nahe den Herdstellen, erlegt worden sein; denn diese liefern zahlreiche große und wertlose Knochen, die über weite Strecken zu befördern keinen Sinn gehabt hat. So bleibt nur die Annahme übrig, daß die Tiere in Fallgruben gefangen worden sind. Die Herstellung derartiger Gruben war technisch durchaus möglich. Es genügte, wenn sie so groß waren, daß in ihnen ein Tier ein Bein brechen oder sich mit diesem in den darübergelegten Ästen verfangen konnte; die Gruben brauchten also gar nicht so groß zu sein, daß sie das ganze Tier aufnahmen. Vielleicht hat man auch die stets nahe dem Wasser gelegenen Suhlöcher der großen Dickhäuter durch Verblenden mit Holz und Buschwerk in Fallgruben umgewandelt. Es ist sehr wohl denkbar, daß die Auffindung eines in eine natürliche Grube gestürzten Tieres dem Menschen diese Art der Jagd nahegelegt hat. Durch die Annahme der Anwendung derartiger Gruben wird das Vorherrschen gerade der jungen Elefanten erklärt: diese gehen beim Wandern der Herde auf dem Wechsel neben den Muttertieren an der Spitze des Zuges und erkennen eine drohende Gefahr schwerer als jene. Sodann konnten die Fallgruben den großen Tieren weniger leicht etwas anhaben. Und wenn uns neben *Elephas* gerade *Rhinoceros* so häufig begegnet, dann hat das darin seinen Grund, daß beide Tiere sehr oft den gleichen Wechsel benutzen.

§ 8. I, 3, c) Ebenso wie für die Periode des *Homo Heidelbergensis* fehlt auch noch für die altpaläol. Zeit die Möglichkeit, die Jagdwaffen arch. nachzuweisen. Die Faustkeile können als Speerspitzen für den Jagdgebrauch nicht gedient haben. Sie waren dafür viel zu schwer, schränkten also die Wurfweite der Geschosse viel zu sehr ein; außerdem war ihre Durchschlagskraft nicht groß genug.

Dasselbe gilt von den altpaläol. Handspitzen. Zudem würde durch die Verbindung dieser Geräte mit einem Holzschaft ihre Wirkung noch mehr verringert worden sein. Es gelang nicht, bei den mit einem Moustérien-Gerät angestellten Versuchen die Weichen eines frisch getöteten kräftigen Kalbes zu durchstoßen. Nur an mit Muskeln unterlegten Stellen der Hinterschenkel vermochte das Gerät eben die Haut zu durchdringen. Dagegen war die Schnittwirkung des Werkzeuges beim Abhäuten und Zerlegen ganz erstaunlich. Angesichts dieser Erwägungen und Beobachtungen hat die Annahme, daß Speere aus Holz in Benutzung gewesen sind, sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich. Die ältesten, dem Aurignacien (s. d.) angehörigen Knochenspitzen müssen ihre Vorläufer gehabt haben, die also im Altpaläol. in Gebrauch waren. Es ist anzunehmen, daß diese Holzspeere im Querschnitt kreisrund oder vorn an der Spitze rundoval gewesen sind. Hätten sie eine andere Gestalt gehabt, dann würden auch die jüngeren Knochenspitzen anders aussehen und diese widerspiegeln. Sodann ist ein einfacher Holzspeer viel leichter herzustellen und viel ursprünglicher als ein aus Schaft und Spitze zusammengesetzter. Ganz aus Holz gefertigte Speere sind heute noch bei den Primitiven in Gebrauch; sie sind leichter als solche mit schwerer Spitze und haben demgemäß eine viel größere Wurfweite. Sodann dringt eine Holzspitze viel tiefer in das Ziel ein als eine in altpaläol. Art aus Stein gefertigte.

Andere Waffen als diese Holzspeere können für das Altpaläol. nicht wahrscheinlich gemacht werden. Nur mit der Anwendung der Fallgruben ist in dieser Zeit weiterhin zu rechnen. S. a. Jagd A.

Es muß beachtet werden, daß trotz der Häufigkeit und Reichhaltigkeit der Kulturschichten für das Altpaläol. weder Fischjagd noch Vogeljagd nachzuweisen ist. Das Fehlen von Vögeln auf der Speisekarte wird nur so zu erklären sein, daß Wurfhölzer und Steinschleudern nicht bekannt gewesen sind. Schwieriger ist zu sagen, warum der altpaläol. Mensch keine Fische gefangen hat, obwohl er eigentlich nicht in der Lage war, auf eine derartig bequeme Fleischquelle zu verzichten. Ob die Ursache dessen in einer Abneigung gegen das Wasser zu suchen ist, zumal der

altpaläol. Mensch (*Homo neandertalensis*; s. *Homo primigenius*) nach seinen körperlichen Eigenschaften kein guter Schwimmer gewesen sein kann, muß noch dahingestellt bleiben.

Ebenso fällt es auf den ersten Blick auf, daß die Reste kleinerer Säugetiere in der Jagdbeute ganz zurücktreten. Das kann seinen Grund darin haben, daß hier das geringe Jagdergebnis in keinem Verhältnis stand zu Mühe und Gefahren. Es ist sehr bezeichnend, daß im Altpaläol. von den kleineren Tieren nur der Biber gejagt worden ist. Ihm, der auf dem Lande sich nur unbeholfen fortbewegt, wurde nachgestellt; er brauchte nur überrascht und erschlagen zu werden. Was sonst an kleinen Säugetieren in den Fundschichten gelegentlich begegnet, scheidet als Zufallsbeute aus; denn nur die häufiger vorkommenden Tiere können planmäßig gejagt worden sein.

Mannigfach dagegen ist diejenige Beute gewesen, die der Mensch unter den großen Säugetieren gefunden hat. Wenn auch die Gefahr hier viel größer war als bei der Jagd auf Kleinvieh, mit Raubtieren in Wettbewerb zu kommen und damit diese auf sich zu lenken, oder bei ungünstigem Ausgange der Jagd zu verunglücken, so hat doch die Aussicht auf den größeren Umfang der Beute ihre Auswahl veranlaßt. Freilich sind es nur bestimmte Tiere gewesen, auf die man vorwiegend die Aufmerksamkeit richtete.

Elephas antiquus und *Rhinoceros Merckii* wurden ebenso wie schon während der Zeit des *Homo Heidelbergensis* weiterhin in Gruben erlegt, ebenso als Vertreter einer neuen, langsam in Erscheinung tretenden Tierwelt — derjenigen der jungquartären Eiszeit — auch *Elephas primigenius* und, wenn auch selten, *Rhinoceros antiquitatis*. Daneben begegnen uns die Knochen einer Anzahl von Tieren, welche durch Speerwurf getötet worden sein müssen. Da das Chelléen (s. d.) noch in die warme Zwischeneiszeit fällt und das Acheuléen (s. d.) in die etwas kühlere Per. der beginnenden Eiszeit, dürfen wir erst für das Moustérien ein starkes Zurücktreten des Waldes in Mitteleuropa annehmen. Die Mehrzahl der durch Speerwurf getöteten Tiere wird also durch Schüsse von Bäumen herab erlegt worden sein. Hier sind zu nennen

Ur und Bison, Elch, Riesenhirsch, Edelhirsch, Damhirsch (s. Hirsch), Reh (s. d.) und Schwein (s. d.). Elch und Riesenhirsch waren gefährliche Gegner des Menschen, weshalb sie nur selten nachzuweisen sind. Dasselbe gilt vom Bison, welcher zudem in seiner dicken Behaarung einen guten natürlichen Schutz besaß. Es mag auch sein, daß es für den Menschen schwer war, an dieses zumeist im offenen Graslande lebende Tier heranzukommen, welches bei seinem Fleischreichtum und der Häufigkeit seines Auftretens in Herden seine Aufmerksamkeit eigentlich in viel höherem Maße hätte auf sich lenken müssen. Eine Besonderheit nur weniger Fundstätten ist das Auftreten der Reste des Höhlenbären. Da er nur in Höhlenstationen begegnet, liegt es nahe, sich ihn durch Steinwurf von oben herab beim Ein- und Auswechseln aus der Höhle getötet vorzustellen. Etwas häufiger ist der braune Bär, wenn auch seine Stärke und das dicke Fell der Jagd auf ihn recht enge Grenzen gesteckt haben. Man hat daher wohl gern die Angriffsjagd auf ihn vermieden; dagegen ist die Anwendung von Fallgruben sehr gut denkbar, da die Bären einen bestimmten Wechsel fest einhalten und auch in ihrer Tageseinteilung sehr pünktlich sind. Pferd und Rentier waren im Altpaläol. nur selten das Ziel der Jagd. Hinsichtlich des ersteren Tieres fällt es auf, insofern es eine recht geläufige Erscheinung im Landschaftsbilde gewesen sein muß; das letztere dagegen hat sich erst im Laufe des späten Altpaläol. häufiger eingestellt, da sich seine Daseinsbedingungen in Mitteleuropa erst mit dem Kälterwerden des Klimas gegen die jungquartäre Eiszeit hin günstiger gestalteten. Beide Tiere sind sehr flüchtig, und so wird der Mensch der Neandertalrasse mit seinem etwas schweren Körperbau und dem ihm allein zur Verfügung stehenden Holzspeer nur selten Gelegenheit gehabt haben, zum Schuß auf sie zu kommen. Ob es möglich war, diese zwei Tiere in Fallgruben zu fangen, muß dahingestellt bleiben; im Hinblick auf ihre Lebensweise und die daraus sich ergebende Notwendigkeit des Vorhandenseins sehr zahlreicher Fallgruben ist es nur wenig wahrscheinlich.

Insgesamt bieten die altpaläol. Fundschichten eine große Mannigfaltigkeit der Jagdbeute. Die Vielgestaltigkeit der Tier-

welt ermöglichte eine Auswahl, aber man spezialisierte sich nicht. Diese Vielseitigkeit der Einstellung der Jägers machte ihn von den Zufälligkeiten im Auftreten der einzelnen Tierarten unabhängig. Versiegte die eine Quelle, dann hielt man sich ohne sonderliche Mühe an eine andere.

§9. I, 3, d) Zuden Gegensätzen zwischen Alt- und Jungpaläol. (s. Alt-Paläolithikum, Jung-Paläolithikum) gehören neben denjenigen anthrop. Art und dem weiteren des Fehlens bzw. Vorhandenseins der künstlerischen Betätigung auch diejenigen der Zeugnisse ihrer Werkstätigkeit. Die Faustkeil-Industrie des Altpaläol. wird abgelöst durch die Klingen-Industrie des Jungpaläolithikums. Allein der Ersatz des verhältnismäßig schweren und plumpen Faustkeils durch die feine und leichtere Lamelle hat keine Änderung in der Jagdbewaffnung zur Folge. Wenn überhaupt, so sind diese Klingen doch nur in sehr beschränktem Maße zur Bewehrung von Speeren und Pfeilen verwendet worden. Auch hinsichtlich der Lorbeerblattspitzen und der Kerbspitzen des Solutréen (s. d.) bestehen Bedenken, ob in ihnen Speerspitzen vorliegen, oder ob sie nicht eher als Dolche aufgefaßt werden können. Eine Vervollkommnung erfahren jetzt die Speere, indem sie mit sehr widerständigen und scharfen Spitzen aus Knochen versehen werden. Überhaupt zieht man sowohl Knochen wie Geweih ausgiebig heran zur Herstellung von Jagdgeräten. Aus ihnen wird das Wurfholz (s. d.) für den Speer gefertigt, ein Gerät, welches beim Werfen des Speeres den als Hebel wirkenden Arm verlängert und so dessen Schwungkraft erhöht. Als Stoßwaffe ist der Dolch aus Knochen mehrfach belegt. Sodann erscheinen Harpunen (s. d. A) in verschiedener Gestalt. Die Verwendung von Wurfspeeren kann ebenso wenig bewiesen werden wie diejenige von Steinen mit Hilfe von Schleudern. Ebenso ist der Bogen (s. d. A) arch. nicht nachweisbar; er erscheint auch niemals in der jungpaläol. Kunst — sieht man von einigen span. Felsenzeichnungen umstrittenen Alters ab (s. a. Jagd A §5, 6). Die Ausnutzung der Elastizität des Holzes in dem Bogen liegt nicht so nahe, als daß die Verwendung dieses Gerätes ohne weiteres für das Paläol. angenommen werden

dürfte; auch den Australiern ist der Bogen unbekannt geblieben. Noch eine andere Waffe darf dem Menschen des Jungpaläol. abgesprochen werden: das Gift (s. d.), wenn auch die Verwendung von vergifteten Speeren und Pfeilen bei den heutigen Primitiven sehr groß ist. Alle unsere europ. Gifte, sowohl pflanzlicher wie tierischer Herkunft, wirken auf größere Tiere nur langsam und schwach. Der Jäger aber benötigt ein starkes, schnell sich durchsetzendes Gift, welches ihm das Opfer nicht durch eine allmählich eintretende Durchseuchung ungenießbar macht.

Eine nicht unwesentliche Verbesserung der Bewaffnung macht also die Stellung des Jägers der Tierwelt gegenüber günstiger. Diese selbst trägt jetzt einen etwas anderen Charakter als während der größten Zeit des Altpaläolithikum. *Elephas antiquus* und *Rhinoceros Merckii* sind ausgestorben; der Riesenhirsch verschwindet langsam im Laufe des Jungpaläolithikum. Neben dem Bison herrschen Pferd (s. d.) und Rentier (s. Ren) in dem offenen Lande, während die Waldfauna in den Hintergrund tritt. Entsprechend dem Zusammenfallen des Jungpaläol. mit der jungquartären Eiszeit herrscht eine arкто-alpine Tierwelt. Die Wandlung des Klimas, am Ende des Altpaläol. bereits vollzogen, wirkt sich jetzt auf die Pflanzenwelt aus; nur in den klimatisch begünstigten Teilen Mitteleuropas hält sich der Urwald, während er sonst überall durch Tundra und Steppe ersetzt wird. Diese Veränderung begünstigt das Dasein der Tiere des offenen Landes, nimmt aber den Menschen vielerorts die Möglichkeit der gedeckten Annäherung.

Trotzdem herrschen die Reste von Pferd und Rentier weitaus vor. Während des Aurignacien und Solutréen halten beide einander die Wage; im Magdalénien tritt dann das erstere etwas zurück. Im Keßlerloch macht das Rentier fast 80% der gesamten Beute aus, in der ebenfalls dem Magdalénien angehörenden Schicht vom Schweizersbild (s. Schweiz A §3) 75%. Im Aurignacien der Ofnet bilden die Knochen vom Pferd 60% des Materials. Beide Tiere wird man durch Herdenjagd erlegt haben, welche den Zusammenschluß mehrerer Jäger und ihre Unterordnung unter einen einheitlichen Plan bedingte. Eine derartige Jagd auf eine wandernde Rentierherde ist nicht schwer. Die aus den Knochen:

nachweisbare Häufigkeit der Kälber und jugendlichen Tiere spricht für sie, denn gerade ihre Erlegung bot keinen großen Nutzen, nur wenig Fleisch und keine gut brauchbaren Knochen. Bei der Jagd auf das Pferd wird man sich Scheu und Schreckhaftigkeit dieses Tieres zunutze gemacht haben, welches blind in das Verderben rennt. Unter Anwendung des Wurfholzes war der Wirkungskreis des Speeres viel größer als vorher, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Rasse von Cro-Magnon — der Träger der jungpaläol. Kultur — wesentlich behender war als die altpaläol., also mit mehr Erfolg denn diese letztere auch auf flüchtige Tiere jagen konnte (s. *Homo aurignaciensis* und *Homo priscus*).

Über die sonstige Jagd ist nicht viel zu sagen. *Elephas primigenius* und *Rhinoceros antiquitatis*, Ur, Bison, Elch, Riesenhirsch, Edelhirsch, Damhirsch, Reh und Schwein begegnen sämtlich in den Kulturschichten nur selten; lediglich der braune Bär hat häufiger Nachstellungen erfahren. Im wesentlichen werden diese Tiere nur gelegentlich gejagt worden sein, so wie die örtlichen und persönlichen Umstände es gerade gestatteten. Die Erlegung der genannten Tiere war keine Lebensnotwendigkeit für den Menschen.

Zu beachten ist, daß kleine Tiere auch im Jungpaläol. sich nur spärlich in den Kulturschichten finden. Fischfang wurde zweifellos getrieben, darauf weisen neben den Knochen die Harpunen hin. Doch haben die Fische keinen wesentlichen Bestandteil der Nahrung gebildet. Anzeichen planmäßiger Vogeljagd sind selten. Nur dem Schneehuhn, einem in Mengen auftretenden, leicht zu erlegenden Wild, ist man nachgegangen. Da man den Pfeil nicht kannte und eine Jagd vermittelt des Speers auf einen Vogel nicht angenommen werden darf, wird an die Verwendung von Schlingen zu denken sein. Solche oder auch Wurfkeulen werden dazu gedient haben, den Schneehasen zu erlegen, das einzige kleine Säugetier, dem im Jungpaläol. häufiger nachgestellt worden ist. S. a. Jagd A § 7.

§ 10. I, 3, e) Der Vergleich der für die einzelnen Abschnitte des Paläol. gewonnenen Ergebnisse gibt eine Entwicklung zu erkennen. Die Speisekarte des Menschen erfährt nur in

gewissem Sinne eine Erweiterung. Freilich, was von dem *Homo Heidelbergensis* außer Elch, Elephas und Rhinoceros erlegt worden ist, entzieht sich noch unserer Kenntnis, da es — wenigstens vorläufig — unbekannt bleibt, ob auch die übrige Tierwelt von Mauer als Jagdbeute des Menschen aufgefaßt werden darf. Doch ist auf Grund der für das Altpaläol. möglichen Feststellungen anzunehmen, daß weder Fische noch Vögel, noch kleine Säuger gejagt worden sind, vielmehr vielleicht noch einige andere größere Tiere. Auffallend mannigfaltig im Vergleich mit der geringen Entwicklung der Waffentechnik ist die Liste der Jagdtiere des Altpaläol., während diejenige des Jungpaläol. bereits eine nicht unwesentliche Verarmung ihr gegenüber zu erkennen gibt. Aber wenn somit eine ständige Vergrößerung der Artenzahl der Beutetiere nicht stattgefunden hat, so kann doch die Zunahme der Jagdmethoden nicht übersehen werden. Diese ist ein wichtiger Fortschritt, denn er gibt dem Menschen die Möglichkeit, einzelne Zufälligkeiten, wie der Lauf der Natur sie bietet, eher zu überwinden, als wenn seine Verknüpfung mit ihr weniger vielgestaltig wäre. Ursprünglich nur auf die Jagd großer und größter Tiere eingestellt, treten kleine Säuger, Fische und Vögel langsam hinzu; ferner ist die stetige Ausdehnung der Angriffsjagd zu beachten, welche die Auswahl eines jeden Beutestückes gestattet.

Das Grundgesetz einer wirtschaftlichen Jagd ist das Gleichgewicht von Aufwand und Erfolg. Erst mit zunehmender Entwicklung der Waffentechnik verlohnte es, den kleineren Tieren nachzustellen. So eigenartig es auf den ersten Blick berührt, die Jagd gerade auf große Säugetiere am Anfang des Entwicklungsganges zu sehen, so gut ist das doch zu verstehen. Ihnen vermittelt der Fallgruben nachzustellen, ist derartig einfach und die Beute so groß, daß die Auswertung dieser Methode sehr nahe lag.

Die begrenzte Gültigkeit der vorgetragenen Auffassung der paläol. Jagd darf nicht übersehen werden. Gegründet auf Beobachtungen lediglich in Mitteleuropa, darf sie nicht als richtig für andere Gebiete angesehen werden. Es ist in mancher Hinsicht wahrscheinlich, daß die Entwicklung anderwärts einen ähnlichen Ausgangspunkt genommen

und in gleicher Richtung sich bewegt hat. Aber es muß berücksichtigt werden, daß eine andersartige Zusammensetzung der Tierwelt und auch eine andere Landesnatur Grundlagen von ganz anderer Art für die Entwicklung bieten. Es bleibt der Paläontologie oder Zoologie vorbehalten, die Verhältnisse in anderen Siedlungsgebieten des paläol. Menschen zu ermitteln und mit den auf mitteleurop. Boden gewonnenen zu vergleichen. Wenn auf diese Weise die regionalen Zufälligkeiten ausgeschaltet sind, dann wird es sich zeigen, ob es auf dem Gebiete der Jagd eine Gesetzmäßigkeit der Entwicklung gibt.

§ 11. I, 3, f) Anhaltspunkte für die Erkenntnis der verschiedenen Arten der Zubereitung der Speisen und für die Aufstellung ihres Entwicklungsganges bieten die Fundschichten nicht. Vielleicht ist es möglich, daß eine genaue Durchsicht der Knochen im Hinblick auf ihre Stellung im tierischen Körper erkennen läßt, bei welchen Tieren die einen, bei welchen die anderen Fleischstücke bevorzugt gewesen sind. Aber es fragt sich sehr, ob die in dieser Hinsicht erforderlichen Vorarbeiten in einem annehmbaren Verhältnis zu dem etwaigen Ergebnis stehen.

Überall sehen wir bei den Primitiven die Jagdbeute gebraten werden, und zwar entweder über dem offenen Feuer oder in einer Grube zwischen heißen Steinen. Daneben wird aber auch Dauernahrung aus dem Fleisch hergestellt. Man schneidet dieses in lange, dünne Streifen, welche getrocknet, geröstet und dann geklopft werden, und die dann Jahre hindurch haltbar sind. [Über altpaläol. Depots s. Siedlung B § 3 und Schweiz A § 1.]

Anthrop. Korr.-Bl. 42 (1911) S. 53 Merkel; W. Soergel *Das Aussterben diluv. Säugetiere und die Jagd des diluv. Menschen* 1912; O. Profé *Vorgeschichtliche Jagd* Mannus 6 (1914) S. 107—134; W. Soergel *Die Jagd der Vorzeit* 1922; Krenkel *Vom diluv. Menschen und seiner Jagd* Naturw. Wochenschrift NF 21 (1922) S. 241—251; F. Behn *Die Jagd der Vorzeit* Kulturgesch. Wegweiser Nr. 4 d. Röm.-germ. Centralmuseum, Mainz 1922.

§ 12. I, 4) Eine ältere Auffassung des Entwicklungsganges der menschlichen Wirtschaft hat die drei Stufen des Jägers, des Hirten und des Ackerbauers vertreten. Heute überholt und durch die Stufenfolge Sammler, Hack-

bauer, Pflugbauer ersetzt, hält sie sich doch ungemein zäh nicht nur in der populären und halbpopulären Literatur, sondern auch dort, wo man sie nicht mehr erwarten sollte. So wird z. B. der paläol. Mensch folgendermaßen gekennzeichnet: „Der diluv. Mensch war in allererster Linie Jäger; kennen wir seine Jagd, so kennen wir seine vornehmste und alles andere überragende Betätigung, in der sein Wollen und Können zum Ausdruck kam, aus der sein Denken und Fühlen Richtung und mannigfache Anregung gewann. Die Jagd ist gewissermaßen der Brennpunkt seiner Existenz“ (W. Soergel *Die Jagd der Vorzeit* 1922 S. 3). Oder (ebd. S. 147): „Die Jagd war die Lebensgrundlage, der Lebensinhalt des paläol. Menschen. Sie war der Brennpunkt seiner gesamten Kultur.“ Außerordentlich irreführend sind derartige Sätze; sie geben ein vollkommen falsches Bild.

Die Auffassung, welche an Stelle des Begriffes Jäger denjenigen des Sammlers setzt, gibt dem Menschen auf der ältesten Stufe seiner Entwicklung nicht nur eine viel breitere, seiner Natur ungleich mehr entsprechende wirtschaftliche Grundlage, sondern sie unterscheidet sich von der bisherigen Darstellung noch in anderer Hinsicht. Wer den Menschen des Paläol. als Jäger bezeichnet, spricht nur vom Manne; wie ja überhaupt die ganze alte Dreistufentheorie (s. d.) mit keinem Worte die Tätigkeit der Frau in der Geschichte der Wirtschaft berücksichtigt.

Es wird natürlich nicht bestritten, und es bedarf keiner besonderen Beweise, daß nur der Mann auf die Jagd geht. Er kann die Anstrengungen und Gefahren besser als die Frau auf sich nehmen, welcher zudem andere, noch zu nennende Aufgaben obliegen. Der Mann zerlegt sofort seine Jagdbeute, brät und verzehrt sie; nur dann bringt er etwas zu dem gemeinsamen Lagerfeuer zurück, wenn er besonderes Glück hatte und ein Rest von der Beute übrig bleibt. Soweit der Mann nicht jagt, liegt er nicht etwa müßig am Herdfeuer. Mannigfach wird er beansprucht durch die in der Gemeinschaft der Männer erfolgende Heranbildung rechtlicher Begriffe und Zustände, wie auch politischer Verhältnisse; auch die Entwicklung religiöser Vorstellungen und Gebräuche ist die Aufgabe dieses Kreises. Nicht mit Unrecht

wird betont, daß das Werden gerade dieser ältesten geistigen Zustände des Menschengeschlechtes sehr lange Zeiträume beansprucht hat.

Die Frau ist die Hüterin sowohl des Herdfeuers wie der kleinen Kinder, und darum in ihrer Bewegungsfreiheit ungleich mehr beschränkt als der Mann. Was sie an pflanzlicher Nahrung sammelt und zubereitet, das ist nicht nur für sie und ihre Kinder bestimmt, sondern auch für den Mann. Denn was dieser an pflanzlicher Nahrung benötigt, hat die Frau zu beschaffen. Überall ist die Frau derjenige Teil, welcher die Dauernahrung herstellt; selbst da, wo in Europa Reste derartiger Ernährungsweise zu finden sind, wird noch mitunter ihre Besorgung als das Geschäft der Frau bezeichnet (H. Brockmann-Jerosch *Surampfele und Surchrut* Neujahrsbl. Naturf. Ges. Zürich 1921 S. 21).

Die beiden Geschlechter gehen bei der Nahrungsbeschaffung von ganz verschiedenen Anschauungen aus. Der Mann sorgt für sein eigenes Behagen und für dasjenige der von ihm geladenen Gäste. Die Frau denkt an ihre Kinder und auch daran, den von der Jagd nach Hause kommenden Mann in gute Laune zu versetzen. Der Mann geht somit auf die Jagd, und die Frau sammelt pflanzliche Nahrung. Aus derartigen Verhältnissen heraus ist es zu verstehen, wenn die Australier zwei verschiedene Bezeichnungen für Fleischkost (*paru*) und pflanzliche Nahrung (*mai*) besitzen.

Der Mann will stets zu essen haben; er macht gern reinen Tisch und ißt für sich allein oder mit den Gästen alles auf, was vorhanden ist. Da entsteht für die Frau die Aufgabe, Vorräte zur Verfügung zu haben, welche dem Mann nicht leicht zugänglich sind. Als solche eignen sich diejenigen pflanzlichen Stoffe ganz besonders, welche eines langwierigen Prozesses bedürfen, um genießbar zu sein, also erst nach einer bestimmten Zeit angegriffen werden können. Eine umsichtige Frau trägt dafür Sorge, daß in regelmäßigen Abständen eine gewisse Menge Dauernahrung zur Verfügung steht. Da diese haltbar ist, muß sie nicht restlos vertilgt werden; es besteht aber andererseits nicht die Möglichkeit, in übermäßigem Genuß diejenigen Portionen anzugreifen, welche erst für die nächsten Tage bestimmt sind,

weil diese ihren Entwicklungsprozeß noch nicht ganz durchlaufen haben, also noch gar nicht genießbar sind. Noch heute vertragen die Frauen der Australier kaum ihren Männern, wo die Erdgruben sind, in denen sie die Dauernahrung aufbewahren. Es ist von der Frau auf niederster Kulturstufe nicht zuviel verlangt, daß sie eine gewisse Vorsorge für die kommenden Tage trifft und die Anfänge einer regelmäßigen Zeiteinteilung kennt. Sie hat von Natur in bestimmten Abständen ihre unangenehmen Tage, deren Vorausberechnung durch die Beobachtung des Mondes ermöglicht wird, und so liegt es nahe, daß sie eher als der Mann mit den Tagen zu zählen und sich mit der Arbeit einzurichten beginnt.

Diejenigen Speisen, welche ohne große Mühe zubereitet werden können, verderben zumeist auch ebenso schnell. Die Herstellung von Dauernahrung aus Stoffen, welche in rohem Zustande schwer genießbar oder gar giftig sind, versetzt also die Frau in die Lage, stets einen gewissen Vorrat zur Verfügung zu haben. Sie ist es, welche durch ihre Fürsorge im Laufe der Zeit die Nutzpflanzen zu Kulturpflanzen macht (s. § 3); es ist sehr wohl denkbar, daß sie, veranlaßt durch den auf ihr lastenden Zwang zur Vorsorge, aus den von ihr gesicherten Pflanzen auf Grund langer Erfahrung Stoffe herstellen lernte, welche eine große Haltbarkeit besitzen. Aber es darf die Tatsache nicht vergessen werden, daß die meisten derjenigen pflanzlichen Stoffe, welche Dauernahrung liefern, in ihrem natürlichen Zustande schwer genießbar oder gar gesundheitsschädlich (giftig) sind. Hier kann nur mit Möglichkeiten des Ganges der Entwicklung gerechnet werden; es geht nicht an, etwa so wie bei der Beantwortung der Frage der Herausbildung von Kulturgewächsen aus Nutzpflanzen einen Weg bis in die Einzelheiten hinein als sehr wahrscheinlich hinzustellen.

Die Schwierigkeit liegt also hier nicht darin, daß die Dauerpräparate überhaupt hergestellt werden, sondern daß sie zumeist pflanzlichen Stoffen entstammen, welche zunächst ungenießbar sind. Die Erfahrung, welche man mit dem von der Natur unmittelbar Gebotenen macht, läßt in keiner Weise die Bekömmlichkeit und Haltbarkeit des daraus sich ergebenden Präparates vor

ausahnen. So viel wird sicher sein, daß der Zufall die Brücke zwischen beidem geschlagen hat, und daß eine außerordentlich lange Zeit notwendig war, um von einem zufälligen Ergebnis zur Erfahrung zu kommen.

Vielleicht sind um die Wohnplätze herum nicht selten pflanzliche Stoffe liegen geblieben, wenn durch schlechte Erfahrung ihre Ungenießbarkeit erwiesen war, und es mag sich dann nach Wochen oder Monaten zufällig gezeigt haben, daß inzwischen eine Änderung in ihnen stattgefunden hatte. Freilich, diese Anschauung setzt voraus, daß der Mensch auf niederster Kulturstufe während des Paläol. nicht etwa instinktiv die Giftpflanzen gemieden hat. Viele Tiere wissen ganz genau, was ihnen bekömmlich ist und was nicht; andere dagegen werden ein Opfer ihrer Unkenntnis. Unsere Vorstellung, wie die ältesten menschlichen Generationen sich den Giftpflanzen gegenüber verhielten, würde sicherer sein, wenn wir Kenntnis davon hätten, wie es darum bei den Anthropoiden steht. Angenommen aber, die ältesten Sammler hätten einen bestimmten Kreis von Pflanzen als giftig gekannt oder ihn wenigstens instinktiv gemieden, dann ist es schwer zu erklären, daß gerade diese Gewächse um die Herdplätze herum zu liegen gekommen sind, und daß gerade sie die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben.

Es ist auch die Tatsache zu beachten, daß nicht etwa nur einige Dauerpräparate aus schwer genießbaren oder schädlichen Pflanzen hergestellt werden, sondern die Mehrzahl von ihnen. Ist das darin begründet, daß die Natur diese Samen, Wurzeln usw. überhaupt gern mit Stoffen ausstattet, welche für diese Dinge ein Schutz den Tieren gegenüber sind? Spiegeln also die von den Menschen herangezogenen schwer genießbaren oder schädlichen Pflanzen in ihrer Häufigkeit die natürlichen Verhältnisse wider? Oder liegt eine bewußte Auswahl durch sie vor? Wer dieser letzteren Annahme zuneigt, muß sie erklären. Da die Herstellung von Dauernahrung aus schwer verdaulichen oder gar giftigen Stoffen für die Frau den oben dargelegten Vorteil bot, so ist es sehr gut denkbar, daß sie diese bevorzugt hat.

Dieses Verhältnis der beiden Geschlechter in der Wirtschaft der heutigen Primitivsten darf ohne Bedenken auf die paläol. Zeit

übertragen werden. Die Ethnologie ermöglicht der Arch. die Überbrückung der Lücken in der Überlieferung.

Ed. Hahn *Die Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit* 1908; Naturw. Wochenschrift NF 10 (1911) S. 545—548 Ed. und Ida Hahn; ZIEthn. 51 (1919) S. 243—259 Ida Hahn.

§ 13. II, 1, a) Die Kultur des Vollneol. ist von derjenigen des Paläol. ihrem ganzen Wesen nach vollständig verschieden. Eine hinter uns liegende Stufe der Entwicklung der vorgesch. Forschung trennte zwischen beiden Abschnitten nach dem Unterschiede in der Steinbearbeitung. Ungleich tiefer schneidend aber als diese Verschiedenheit und eine Anzahl von weiteren Unterschieden ähnlicher Art ist der Gegensatz beider in der Art der wirtschaftlichen Betätigung ihrer Träger. Das Dasein der Bevölkerung des Vollneol. gründet sich auf Ackerbau und Viehzucht; und soweit die Möglichkeit besteht, die Form der Bewirtschaftung des Bodens zu erkennen, ergibt sich das Vorhandensein des Pfluges (s. d.) als Ackergerät.

Schon die Art der Siedlungsstätten des Vollneol. weist auf seßhafte Lebensweise hin; die Bauten sind viel zu sehr ausgestaltet, als daß sie von einer unsteten Bevölkerung herrühren könnten. Das Vorkommen von Pfahlbauten (s. d.) sowohl wie von Befestigungen (s. Festung A) spricht in demselben Sinne. Ferner wäre auch die Tatsache des Vorhandenseins großer, geschlossener Friedhöfe mit der Vorstellung der Sammlerstufe als wirtschaftlicher Grundlage des Daseins nicht zu vereinigen. Zu diesen Erwägungen treten als unmittelbare Zeugnisse die Funde von Haustierknochen und Getreidekörnern, von Früchten und Samen weiterer Kulturgewächse, von Handmühlen (s. Mühle A) und Geräten für die Feldbestellung.

Die Menschen des Vollneol. befinden sich auf der Stufe der Eigenwirtschaft. Jeder sammelt, baut und züchtet das selbst, was er für den Bestand seines Hofes braucht. Und ebenso steht es mit der Verfertigung der Kleidung, der Geräte und der Instandhaltung von Wohn- und Wirtschaftsbauten. Die notwendigen Lebensbedürfnisse werden nicht von anderswoher bezogen und eigene Erzeugnisse nicht abgegeben.

Aber nur mit gewissen Einschränkungen hat dieses Bild Richtigkeit. Schon für diese

Zeit ist der Zustand der Autarkie, d. h. der wirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit, durch das Vorhandensein einiger Gewerbe durchbrochen. Langsam mehren sich die Anzeichen des handwerksmäßigen Betriebes der Töpferei und der Herstellung von Stein geräten im Vollneolithikum.

§ 14. II, 1, b) Die Eintragung der zoologisch und botanisch genau bestimmten Funde von Haustierresten und Kulturpflanzen in eine Karte kleinen Maßstabes ergibt eine Fülle zuverlässiger Beobachtungen, welche jedoch keineswegs für den Entwurf eines abgerundeten Bildes geeignet erscheint. Im Gegensatz zu den verhältnismäßig zahlreichen Beobachtungen aus Norddeutschland und Skandinavien und ihrer großen Fülle aus den Alpenländern ist die Menge des Stoffes nur gering, welche aus Osteuropa und den unteren Donauländern, der Balkan- und der Apennin-Halbinsel vorliegt. Und die westeurop. Gebiete, England, Frankreich, Belgien und Spanien, haben noch so gut wie gar nichts an Beobachtungen geliefert, welche sich in der genannten Richtung bewegen. Überträgt man aber den Stoff derjenigen Gebiete, welche ihn heute bereits in größerer Menge bieten, auf die Fülle der einzelnen Kulturkreise des Vollneol. und die für sie in Betracht kommenden großen Zeitabschnitte, dann zerfließt auch diese größere Menge in ein nur dünnmaschiges Netz von Beobachtungen. Ist es also auch in diesen Gebieten noch nicht möglich, die Wirtschaft so in die Einzelheiten hinein zu verfolgen, wie es der Forschung als Ziel vorschweben muß, so kann doch hier wenigstens eine allgemeine Vorstellung gewonnen werden. In den Alpenländern sind es Reste aus den Pfahlbauten, welche infolge des ständigen Luftabschlusses unter Wasser in einer Fülle und Mannigfaltigkeit erhalten blieben, die anderwärts ursprünglich wohl auch vorhanden war, aber zum größten Teil der Verwitterung anheimfiel. Die verhältnismäßig große Zahl der Beobachtungen aus Norddeutschland und Skandinavien ist nur teilweise darin begründet, daß in den dortigen Mooren die Erhaltungsbedingungen für organische Reste ebenso günstig sind wie bei den Pfahlbauten der Alpenländer. Von Anfang an war hier im Norden die Auswertung der Bodenfunde ungleich gründlicher und viel-

seitiger als anderwärts. Man fand und findet noch immer die verkohlten Sämereien hier häufiger als anderswo, weil man gewohnt ist, auch auf diese Dinge zu achten; und es sind hier zuerst die Abdrücke von Getreidekörnern in den Gefäßscherben beobachtet worden.

Es erhebt sich nun die Frage, wie weit die in diesen Gebieten bevorzugter Erhaltung oder besonders gründlicher Auswertung des Fundstoffes gewonnenen Ergebnisse auf diejenigen Länder übertragen werden können, aus welchen nur spärliche oder gar keine derartigen Beobachtungen vorliegen. Ungarn und Südrußland z. B. weisen vorläufig ein nur ganz dünnes Netz von Funden auf, welche zoologische und botanische Bestimmung erfahren haben, und deren arch. Alter genau feststeht. Es besteht die Möglichkeit, das von diesem gebotene Bild im Sinne der in Mitteleuropa und auch in Norddeutschland—Skandinavien gewonnenen Ergebnisse zu ergänzen. Denn alles, was an Beobachtungen aus Ungarn (s. d. C) und Südrußland (s. d. B) bisher vorliegt, weist in diese Richtung: die Übereinstimmung der Tiere und nachgewiesenen Kulturpflanzen ebenso wie die Ackerbaugeräte und die sonstigen für seßhafte Lebensweise sprechenden Anzeichen. Schwieriger liegen die Verhältnisse, wenn in einem Lande überhaupt noch nicht versucht worden ist, die Wirtschaft der vollneol. Zeit zu ermitteln. Aber auch da besteht die Möglichkeit, wenigstens auf Umwegen ein allg. Bild zu gewinnen, welches jedoch die Ausgestaltung in den Einzelheiten nicht entbehren kann, um einen Vergleich mit denjenigen Teilen Europas zu gestatten, aus welchen bereits Vorarbeiten vorhanden sind.

Was bei Betrachtung der materiellen Kultur des Vollneol. sofort in die Augen fällt und einen grundlegenden Unterschied gegenüber derjenigen des Paläol. bedeutet, das ist ihre außerordentlich große Differenzierung, die Ausbildung der fast unübersehbaren Eigentümlichkeiten von räumlich und zeitlich gleichmäßig begrenztem Vorkommen. Im Gegensatz dazu ist die paläol. Kultur über große Teile Europas hinweg sehr einheitlich. Dieser Unterschied ist nicht schwer zu verstehen. Die Einheitlichkeit des Paläol. ist die Folge der ständigen gegenseitigen Berührung der unstillen Bevölkerung, welche

auf der Sammlerstufe steht. Überall dort, wo während des Vollneol. Ackerbau und Viehzucht durch pflanzliche und tierische Reste nachgewiesen sind, zeigt die materielle Kultur jene starke Differenzierung. Die Beziehung der seßhaften Bevölkerung zum Boden ist ungleich fester als ehemals; eine Lockerung derjenigen in horizontaler Richtung tritt als Folge davon ein und begünstigt die Entstehung der örtlichen Eigentümlichkeiten. Diese letzteren sind also das Ergebnis seßhafter Lebensweise, d. h. hier bäuerlicher Wirtschaft; und man hat die Möglichkeit, aus dem Vorhandensein einer vollneol. Kultur, wenn nur diese von einer Landschaft zur anderen stark differenziert erscheint, auf eine Bevölkerung zu schließen, welche ihr Dasein auf Ackerbau und Viehzucht gründete. Die materielle Kultur war in denjenigen westeurop. Ländern, aus welchen noch gar keine Beobachtungen zoologischer und botanischer Art die Lebensweise der Bevölkerung während des Vollneol. beleuchten, in dieser Zeit von Landschaft zu Landschaft sehr verschieden, und die Erklärung hierfür kann nur in Seßhaftigkeit gefunden werden. Gelegentliche Beobachtung von Mahlsteinen wie auch die Auswertung der großen Steinbauten, der Siedelungen und der geschlossenen Friedhöfe bestätigen die Richtigkeit dieser Schlußfolgerung.

Mit der Anwendung dieser letzteren soll nun aber nicht gesagt werden, daß die Gründung unserer Kenntnis der Wirtschaft eines vorgesch. Kulturkreises auf Beobachtungen zoologischer und botanischer Art überflüssig ist. Im Gegenteil, denn jene Schlußfolgerung gibt nur ein ganz allg. Bild. Eine wesentl. Aufgabe der Forschung auch auf diesem Gebiete aber ist die Herausarbeitung der landschaftlichen Eigentümlichkeiten. Gerade auf dem Gebiete der Wirtschaft werden die Besonderheiten der natürlichen Ausgestaltung der verschiedenen Länder zur Geltung kommen. Es ist also eine Notwendigkeit, auch außerhalb Mitteleuropas und des nordd.-skand. Forschungsgebietes die Fundschichten so eingehend als möglich auszuwerten. Sodann ist es eine wichtige Aufgabe, die Verhältnisse in den einzelnen zeitlich aufeinander folgenden Entwicklungsstufen des Vollneol. miteinander zu vergleichen und so, wenn möglich, zu der Erkenntnis des Werde-

ganges der Wirtschaft in dieser Zeit zu gelangen. Das ist heute selbst da noch nicht möglich, wo die meisten Vorarbeiten für die Erkenntnis der wirtschaftlichen Betätigung des Menschen bisher unternommen worden sind. Hier ist erst eine Vervielfachung der Beobachtungen notwendig, welche mit der zunehmenden typol.-chronol. Gliederung der einzelnen Kulturkreise zusammengehen muß. Was heute über die menschliche Ernährung während des Vollneol. gesagt werden kann, stützt sich nur auf einige Tatsachen. Die großen Lücken zwischen diesen zu schließen und das Ganze mit Leben zu erfüllen, ist die Aufgabe der Zukunft.

Daneben bedarf auch die Kenntnis des Handwerkes während des Vollneol. der Förderung. Ebenso wie auf dem Gebiete der Nahrungsbeschaffung muß auch hier die landschaftliche Bedingtheit der einzelnen Erscheinungen und die Erkenntnis einer Entwicklung das Ziel der Forschung sein.

§ 15. II, 2, a, α). Es ist zu beachten, daß überall in Nord-, Mittel- und Südeuropa, wo überhaupt Funde von Getreide aus vollneol. Zeit gehoben worden sind, Gerste und Weizen von Anfang an zusammen sich finden, in Mitteleuropa daneben außerdem die Hirse. Die Bewertung dieser Tatsache ist heute noch nicht möglich. Vielleicht bekundet sie, daß die genannten Getreide außerhalb der Gebiete des europ. Vollneol. in Kultur genommen worden sind und durch eine uns noch nicht greifbare Kultur- oder Völkerströmung nach Europa gelangten. Ebenso ist es aber auch denkbar, daß noch einmal Altersunterschiede in dem Auftreten der einzelnen Getreide sich ergeben und die Frage der Herkunft des Getreidebaues in eine ganz andere Richtung weisen.

Die Gerste (s. d.) übertrifft den Weizen (s. d.) durch ihre führende Stellung im Kultus und Wirtschaftsleben der idg. Völker. Im europ. Vollneol. begegnet sie am häufigsten als sechszeitige Gerste (*Hordeum hexastichum* L.), deren Stammform ebenso wie die der zweizeitigen Gerste in Vorderasien beheimatet ist. Nach sprachlichen Ausweisen war sie das Hauptgetreide der Indogermanen in ihrer Urheimat. Auch in Babylonien und Ägypten erscheint die Gerste (zusammen mit dem Emmer) als das älteste Getreide.

Ebenso wie sie bereits im Vollneol. in zwei Formen uns entgegentritt, 4- und 6zeilig, ebenso weist der Weizen schon in den ältesten vorgesch. Funden eine Mehrzahl von Arten auf. Aber nur von einer dieser Arten, dem Einkorn, ist eine wilde Stammform bekannt, welche in Vorderasien und auf der Balkanhalbinsel wächst.

Der Emmer (s. d.; *Triticum dicoccum* Schrank) ist in allen geogr. Breiten des bisher durchforschten vollneol. Europa eine geläufige Erscheinung, welche auch in Babylonien und Ägypten zusammen mit der Gerste uns als ältestes Getreide begegnet. Ebenso erscheint das Einkorn (*Tr. monococcum* L.) auf europ. Boden recht oft, während es in Vorderasien nur in Troja gefunden ist. Den gewöhnlichen Weizen (*Tr. vulgare* Villars) findet man ebenfalls recht häufig in den verschiedenen Teilen Europas; dagegen ist der Zwerg- oder Binkelweizen (*Tr. compactum* Host) und seine vorgesch. Abart, der Kugelweizen (*Tr. compactum globiforme* Buschan), auf Mitteleuropa beschränkt geblieben.

Bei der Hirse (s. d.) sind Rispenhirse (*Panicum miliaceum* L.) und Kolbenhirse (*P. italicum* L., Fennich) zu unterscheiden. Die Stammform der ersteren ist unbekannt; diejenige der letzteren findet sich wildwachsend von Finnland bis Nordafrika. Bei einem derartig großen Verbreitungsgebiet dürfte die Ermittlung der Kulturheimat unmöglich sein. Die Kolbenhirse begegnet nur im Alpengebiet und in Bosnien. N. der Donau findet sie sich nicht; dort tritt nur die Rispenhirse auf. Nach den bisherigen Untersuchungen ist die Rispenhirse die ältere von beiden, da für die Kolbenhirse noch kein einwandfreier Fund aus dem Vollneol. Mitteleuropas feststeht; aber es ist fraglich, ob dieses Ergebnis als endgültig anzusehen ist.

§ 16. II, 2, a, β). Von den bereits im Altertum gebauten Hülsenfrüchten ist wohl die Pferdebohne (Saubohne, *Vicia faba* L.) die älteste. Sie begegnet als einzige Bohne (s. d.) in Mittel- und Nordeuropa im Altertum; für das Vollneol. hat sie bisher erst in Ungarn nachgewiesen werden können. In etwas größerer Verbreitung, sowohl in Troja wie in Ungarn und (häufig) in den Pfahlbauten der Schweiz, kennen wir die Erbse (s. d.; *Pisum sativum* L.). Die in das Vollneol. gehörenden

Funde der Linse (*Ervum lens* L.) nehmen im wesentlichen dasselbe Gebiet ein.

Der Gartenmohn (*Papaver somniferum* L.) ist ein Kulturgewächs, welches sehr wahrscheinlich aus *P. setigerum* abgeleitet werden muß, der im ganzen Mittelmeergebiet wildwachsend vorkommt. Mohnsamen in einer *P. setigerum* näherstehenden Form ist nachgewiesen in zahlreichen vollneol. Pfahlbauten der Schweiz und in einem gleichaltrigen Fundplatz in Oberitalien.

§ 17. II, 2, a, γ). Die Birne (s. d.; *Pirus communis* L.) erscheint in getrocknetem Zustande in den vollneol. Pfahlbauten der Schweiz und in einem ebenso alten Fundplatz bei Como. Sie wurde gesammelt und als Wintervorrat gedörret. Freilich, ob sie bereits in Kultur genommen war, steht noch dahin. Dies ist dagegen damals sicher schon der Fall gewesen mit dem Apfel (s. d.; *Pirus malus* L.), welcher zudem viel häufiger in den Fundschichten begegnet. Fast stets findet er sich der Länge nach durchgeschnitten und gedörret; die große Menge der Funde weist darauf hin, daß er sehr eifrig gesammelt worden ist. Er hat bisher außer in Mitteleuropa nur in Schweden (Pfahlbau Alvastra) nachgewiesen werden können. Es werden zwei Sorten unterschieden, eine größere mit entwickelterem Fleisch und eine sehr an den Holzapfel erinnernde kleinere mit großem Gehäuse und nur wenig Fleisch. Die erstere kann auf Grund ihrer Größe sicher als kultiviert angesehen werden. Dasselbe gilt höchstwahrscheinlich auch von der zweiten, welche in gedörretem Zustande immer noch größer ist als der wildwachsende heutige Holzapfel in frischem. Das Vorhandensein von Übergängen zwischen beiden Größen und die nahe Verwandtschaft der kleineren Sorte mit dem Holzapfel weisen darauf hin, daß beide Sorten bei uns auf europ. Boden aus diesem entstanden sind. Eine Veredelung der Bäume durch Pfropfreiser ist natürlich ausgeschlossen. Man darf sich vorstellen, daß junge Bäume, die man wildwachsend fand, in guten Boden und an günstige Plätze in der Nähe der Siedelungen verpflanzt wurden, wo sie sich selbst überlassen blieben.

§ 18. II, 2, a, δ). Ein wichtiges Ergebnis dieser Übersicht ist die auffallend gleichmäßige Verbreitung von 5 verschiedenen Getreidearten über den größten Teil der in Be-

tracht kommenden Gebiete. Es handelt sich um drei Sorten Weizen (*Tr. vulgare, dicoccum, monococcum*), die Gerste (*Hordeum*) und die Rispenhirse (*Panicum miliaceum*). Nicht minder wichtig ist die Feststellung, daß den um die Alpen gelegenen Landschaften, welchen Bosnien und Teile von Ungarn angegliedert werden müssen, noch einige weitere Kulturpflanzen eigentümlich sind: eine Weizenart (*Triticum compactum* mit der Abart *Tr. c. globiforme*), Linse, Erbse, Bohne und Mohn, sowie der Apfel. Vielleicht ist es kein Zufall, daß dieses Gebiet, welches gegenüber den anderen Teilen des vollneol. Europa durch eine so beachtliche Menge von Kulturpflanzen ausgezeichnet ist, sich räumlich und zeitlich im wesentlichen mit dem großen Kreise der alpinen Pfahlbaukulturen deckt. Nur der FO Troja, welcher ebenfalls Linse und Erbse geliefert hat, liegt abseits; ob er die Richtung der Einwanderung dieser Kulturgewächse in Europa oder des Abströmens von Trägern der Pfahlbaukultur gegen O zu erkennen gibt, steht noch dahin. Ganz vereinzelt ist auch der schwed. FO von Kulturäpfeln aus dem Vollneolithikum. Vielleicht gelangte die Kenntnis des primitiven Baumbaues von S dorthin; vielleicht hat sie sich dort im N selbständig herausgebildet. Aber dieser Fund von Alvastra war eine Überraschung für die Wissenschaft, und wir sind nicht sicher davor, daß ähnliche Beobachtungen noch einmal an Plätzen gemacht werden, an denen wir sie nicht erwarten. Als isolierte Erscheinung sind diese Äpfel aus dem schwed. Vollneol. nicht geeignet, die Umschreibung eines besonderen mitteleurop. Gebietes mit zahlreichen Kulturpflanzen zu erschüttern; aber sie mahnen zur Berücksichtigung der Lückenhaftigkeit unserer heutigen Kenntnis.

Insgesamt ist die Kenntnis chronol. festgelegter pflanzlicher Reste aus dem Vollneol. noch viel zu gering, als daß sie die Feststellung einer Entwicklung innerhalb dieser eine ganze Anzahl von Jh. umspannenden Zeit ermöglichte. Immerhin bietet der Stoff selbst einige Hinweise in dieser Richtung. Weniger wichtig ist die Tatsache, daß die Größe der aus dem Vollneol. vorliegenden Erbsen, Linsen und Bohnen geringer ist als diejenige der entsprechenden heutigen Früchte. Der Bohne hat dieser Umstand

den Namen *Vicia nana* — Zwergbohne — eingetragen. Ebenso gibt die Beobachtung, daß der damalige Kulturapfel in recht verschiedenen Größen auftritt, seine Entstehung aus der wilden Stammform, dem Holzapfel, zu erkennen.

Ergiebiger aber ist ein Vergleich der Kulturgewächse hinsichtlich der Heimat ihrer wilden Stammform und in bezug auf ihr räumliches Vorkommen. Die Gerste dürfte in Vorderasien zu Hause sein, das Einkorn ebendort oder in Südosteuropa. Die Stammform der Rispenhirse ist leider nicht bekannt; Ägypten weist im Vollneol. eine ganz andere Hirsenart, *Panicum colonum*, angebaut auf. Die Bohne war damals, ebenso wie in Europa, auch in Vorderasien bekannt, nicht aber in Ägypten; und die Erbse wird weder in diesem Lande noch in Palästina in vollneol. Schichten angetroffen. Es bestehen somit in dieser Hinsicht recht beachtliche Unterschiede, und wenn auch ein bestimmtes Ergebnis noch nicht aus ihnen gezogen werden kann, so dürfte doch die Richtung bereits zu erkennen sein, in welcher dieses sich einmal bewegen wird. Alles deutet darauf hin, daß in den verschiedensten Gebieten selbständig Kulturpflanzen entstanden sind. Daß sie in der Nähe der menschlichen Siedelungen ohne bewußtes Zutun der Menschen sich heranzubilden konnten, wurde oben (§ 3) bereits betont. Vieles, was so auf dem Wege war, eine Kulturpflanze zu werden, mag wieder zurückgesunken sein in den natürlichen Zustand; andere, besser geeignete Pflanzen gelangten weiter. In den einzelnen Ländern waren es entsprechend ihrer jeweils verschiedenen natürlichen Ausstattung auch verschiedene Gewächse, welche vom Menschen erst in Pflege genommen und dann ausgesät wurden. Zwischen diesen Gaben der verschiedenen Länder ist es weiterhin zu einem Wettstreit gekommen; der einen waren von der Natur engere Schranken gesetzt als der anderen, und manche Pflanze, deren Samen in ihrer Heimat nur ein Unkraut hervorzubringen in der Lage war, wurde unter anderen Daseinsbedingungen ein Kulturgewächs. Von den beiden genannten europ. Hirsearten ist wohl die Kolbenhirse die ältere Kulturpflanze; zwar widerspricht dem der heute vorliegende Ausweis der Bodenfunde, aber die Kolbenhirse will besseren Boden

als die Rispenhirse und ist auch sonst anspruchsvoller. Infolgedessen ist die Kolbenhirse — wahrscheinlich in Mitteleuropa heimisch — auf Mitteleuropa beschränkt geblieben, während die bescheidenere Rispenhirse in Europa über erstere hinaus nach N hat angebaut werden können. Hinsichtlich der Linse besteht die Auffassung, daß sie — wenn auch schon recht früh — aus einem Ackerunkraut des Weizens entstanden ist; vielleicht kann man deshalb ihre Stammform nicht mehr ermitteln. Und die Gerste soll ursprünglich dem Emmer als Unkraut beigemischt gewesen sein, welches als das bescheidenere Gewächs dort sich entwickeln konnte, wo der anspruchsvollere Emmer weniger gute Bedingungen für sein Fortkommen fand. Aber nicht aus jedem Unkraut konnte eine Kulturpflanze werden. Die in Sizilien spontan vorkommende blaue Kornblume (*Centaurea cyanus* L.) erscheint im Vollneol. von Robenhausen (s. d.; Schweiz) als Unkraut. Vielleicht gibt sie uns mit diesen Verbreitungstatsachen einen Hinweis, aus welcher Richtung eine Übertragung von Kulturgut nach Mitteleuropa stattgefunden haben kann.

Ist auch eine Entwicklung des Kreises der Kulturpflanzen innerhalb des Vollneol. noch nicht erkennbar, so genügen doch diese Ergebnisse und Beobachtungen zu der Feststellung, daß nicht ein eng umgrenztes Gebiet als Heimat der Kulturpflanzen in Betracht kommt, sondern daß diese überall entstanden sind, wo nur die Natur etwas Geeignetes unter günstigen Daseinsbedingungen bot. Dies trifft für große Teile von Europa ebenso zu wie für Vorderasien (s. d.). Freilich, der Wettstreit der einzelnen Arten untereinander scheint im Vollneol. bereits abgeschlossen zu sein; wenigstens tritt uns die Ausstattung der Menschen dieser Zeit mit Kulturpflanzen als etwas Fertiges entgegen, und was in der Folgezeit an Wandlungen in dieser Hinsicht festgestellt wird, das kann sich an Umfang und Bedeutung nicht messen mit der grundlegenden Gestaltung der Verhältnisse, die — für uns noch nicht greifbar — bereits vor dem Vollneol. stattgefunden haben muß.

§ 19. II, 2, a, ε). Die Betrachtung der Kulturgewächse im Hinblick auf die Erkenntnis ihrer Entwicklung leitet über zu der Frage, wie die Technik ihres Anbaues im Vollneol.

war, und ob hier ein Werdegang festzustellen ist.

So selbstverständlich uns die Anlage eines Beetes und das Ackerfeld erscheint, — beide sind das Ergebnis einer Entwicklung, welche in kleinstem Ausmaß in unmittelbarer Nähe einer Siedelung begann und langsam eine immer größere Fläche bedeckte, und die von dem regellosen Einpflanzen von Setzlingen zu ihrer Aussaat an einem bestimmten Zeitpunkt in einen auf verschiedene Weise dafür vorbereiteten Boden führte. Über das Aussehen der Kulturlandschaft im Vollneol. sind wir nicht unterrichtet. Die Annahme, daß ein Raubbau stattfand, insofern, als nach Erschöpfung eines in Kultur genommenen Stück Landes statt dessen ein anderes beackert wurde, dürfte das Richtige treffen; aber obwohl die idg. Ursprache keine Klarheit darüber schafft, ob man damals Düngung kannte oder nicht, so wird man diese Frage im Hinblick darauf doch bejahen dürfen, daß der Wert des Mistes für die Pflanzen nicht verborgen bleiben konnte.

Die Kenntnis der Feldbaugeräte ist etwas erfreulicher, obwohl gerade hier die Lückenhaftigkeit der Überlieferung unangenehm zur Geltung kommt. Unter den Gegenständen aus dem Vollneol. befindet sich neben den verschiedenen Formen von Hacken (s. d.) aus Stein und Geweih, die zur Aufbereitung des Bodens gedient haben, eine Art großer, durchbohrter Steinkeile, die als Pflugscharen gedeutet werden (s. Pflug). Eine andere Erklärung für diese Steingeräte, die zur Handhabung mit den Händen viel zu schwer sind, ist nicht zu finden, und die Art ihrer Abnutzung spricht ebenfalls für diese Deutung. Es muß jedoch darauf aufmerksam gemacht werden, daß sowohl die Hacken wie diese steinernen Pflüge längst nicht aus allen denjenigen Gebieten bekannt sind, in denen durch pflanzliche Funde ein Anbau von Kulturgewächsen im Vollneol. nachgewiesen werden kann. Das Verbreitungsgebiet dieser Steingeräte ist wesentlich kleiner; es beschränkt sich im großen ganzen auf Mitteleuropa und Teile von Südosteuropa. (Vgl. die Karte des Vorkommens des Schuhleistenkeiles [s. d.]: L. Pfeiffer *Die Werkzeuge des Steinzeitmenschen* 1920 S. 81 Abb. 155.) Die wenigen außerhalb dieser Länder gefundenen Stücke sind leicht als Ausstrahlungen aus ihnen

heraus aufzufassen und treten uns bezeichnenderweise zum Teil in Händler-verstecken entgegen. Es ist nun die Frage aufzuwerfen, ob außerhalb des Vorkommens dieser Steingeräte der Anbau der Kultur-gewächse auf andere, und zwar primitivere Art vollzogen worden sei, ob etwa diese anderen Gebiete keinen Pflug und etwa auch keine Hacke gekannt hätten und wir so in die Lage versetzt seien, eine Entwicklung zu erkennen.

Nichts hiervon ist der Fall. Die steinernen Hacken und die Pflugscharen aus demselben Stoff haben nicht nur ein und dieselbe räumliche Verbreitung, sondern sie fallen auch zeitlich zusammen; — ja, diese Geräte sind in ihrem Vorkommen an einen bestimmten Kulturkreis, denjenigen der Bandkeramik (s. d.), gebunden. Ebenso wie gewisse Gefäße und Schmuckformen, gehören sie zu denjenigen Merkmalen, welche die Abgrenzung dieses Kulturkreises ermöglichen. Diese Art ihres Auftretens läßt das Ergebnis der weiteren Untersuchung bereits ahnen. Nicht in Hacke und Pflug, sondern lediglich in der Herstellung dieser zwei Geräte aus Stein erkennen wir die Besonderheit des bandkeramischen Kreises in dieser Hinsicht. Auch außerhalb dieses Kulturkreises begegnet uns eine Fülle von Zeugnissen stattgehabten Anbaues von Kulturgewächsen; auch hier hat man dabei den Pflug oder wenigstens die Hacke benötigt, und wir besitzen diese Geräte deswegen nicht, weil sie aus Holz, also aus vergänglichem Stoff, gefertigt waren. Was wir in dieser Hinsicht an Aufklärung durch hoffentlich einmal kommende Funde zu erwarten haben, lehrt der Fund eines hölzernen Pflugscheites in dem Pfahlbau von Bodman (s. d.; H. Reinert *Pfahlbauten am Bodensee* 1922 S. 49; E. v. Tröltzsch *Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes* 1902 S. 91). Der Fund einer Felszeichnung aus Bohuslän mit der Darstellung eines von Rindern gezogenen Hakenpfluges und dem Pflüger dahinter stammt erst aus der BZ und besagt damit für die vorliegende Frage nichts (s. Pflug A, Svarvarbo). Dagegen bekundet die Sprachvergleichung, daß Pflug und Pflügen dem ungeteilten idg. Volk bereits bekannt waren. Den arch. Niederschlag dieses Urvolkes aber haben wir auf europ. Boden zu vollneol. Zeit zu suchen;

und wenn die Träger des bandkeramischen Kreises Indogermanen gewesen sein sollten, so kommen doch sicherlich auch noch andere Erscheinungen des Vollneol., z. B. mit viel mehr Anspruch auf Wahrscheinlichkeit des nord. Kreises (s. d. A.), als idg. Herkunft in Betracht. Auf jeden Fall findet das Zeugnis der Sprachvergleichung zugunsten des Vorhandenseins des Pfluges im Vollneol. nicht ausschließlich auf den bandkeramischen Kulturkreis Anwendung, sondern hat Gültigkeit über dessen Rahmen hinaus.

§ 20. II, 2, b). Neben den Früchten der Kulturgewächse spielen diejenigen zahlreicher wildwachsender Bäume und Sträucher in der Küche des Vollneol. eine große Rolle. Bei dem Versuch, ihre Bedeutung für den Menschen jener Zeit richtig einzuschätzen, muß berücksichtigt werden, daß sie in ihren Resten nur unter besonders günstigen Erhaltungsbedingungen uns entgegentreten können. In der Tat gibt es noch kaum einen FO außerhalb des Gebietes der alpinen Pfahlbaukultur, welcher sie uns geliefert hätte. Und doch werden die Früchte der sich selbst überlassenen Natur für die Ernährung mit herangezogen worden sein, so wie wir sie heute noch sammeln.

Eine Liste dieser Sammelfrüchte hat nur für die w. Alpenvorländer Gültigkeit. Aus den in diesen Gebieten stattgehabten Beobachtungen entstanden, kann sie nicht auf Landschaften mit anderen natürlichen Daseinsbedingungen übertragen werden. Sie umfaßt im wesentlichen: Holzapfel (*Pirus malus L. silvestris*), Birne (*P. communis L.*), Süßkirsche (*Prunus avium L.*), Pflaume (*P. insititia L.*), Zwetsche (*P. domestica L.*), Schlehe (*P. spinosa L.*), Traubenkirsche (*P. padus L.*), Felsenkirsche (*P. mahaleb L.*), Mehlbeere (*Sorbus aria Crantz*), Vogelbeere (*S. aucuparia L.*), Hagebutte (*Rosa canina L.*), Haselnuß (*Corylus avellana L.*), Buchecker (*Fagus sylvatica L.*), Eichel (*Quercus*), Wassernuß (*Trapa natans L.*), Brombeere (*Rubus fruticosus* und *R. caesius*), Himbeere (*R. idaeus L.*), Erdbeere (*Fragaria vesca L.*), Holunder (*Sambucus nigra L.*), Heidelbeere (*Vaccinium myrtillus L.*), und Preiselbeere (*V. vitis idaea L.*). Stachelbeere und Johannisbeere sind nicht nachweisbar.

§ 21. II, 2, c). Die Kenntnis der Zubereitung pflanzlicher Nahrung im Vollneol.

gründet sich auf die nicht seltenen Funde von gerösteten Getreidekörnern in den Fundschichten und auf die in den Pfahlbauten Mitteleuropas zutage tretenden Reste von sog. „Brot“, ferner auf die Funde von Küchengeräten und eine Fülle volkskundlicher Beobachtungen in fast sämtlichen Teilen Europas.

In den vollneol. Siedlungsresten sind geröstete Getreidekörner keine Seltenheit. Sie kommen auf dem Seegrunde der Pfahlbauten in großen Mengen vor und bedecken in den Landsiedelungen mitunter als geschlossene, dicke Schicht den Boden von Vorratsgruben. Die Fundberichte nennen diese Körner zumeist „verkohlt“, eine Bezeichnung, welche der Ausdruck ist für die Annahme, daß gelegentlich von Hüttenbränden das Getreide diese Gestalt angenommen hat. Für einen Teil der Funde wird diese Auffassung richtig sein, denn die aus Holz, Lehm und Stroh gebauten Hütten waren sehr feuergefährlich. Aber es ist unmöglich, auf dem Boden von Erdgruben Getreide lagern zu lassen, ohne daß dies nachteilige Folgen hat; die Feuchtigkeit und das Fehlen des Luftzutrittes führen zu Schimmel und Muffigkeit. In der Mehrzahl der Fälle ist das in den Gruben angetroffene Getreide absichtlich geröstet worden; deswegen konnte es auch so aufbewahrt werden. Der heute noch verschiedentlich geübte Brauch des Röstens des noch nicht ganz reifen Getreides hat die Aufgabe, den Verlust des Ausfallens der reifen Körner auf dem Felde zu vermeiden, der größeren Haltbarkeit der Körner zu dienen, einen angenehmen Geschmack hervorzurufen und die Entfernung der Spelzen zu erleichtern.

Geröstete Körner dienten beiden Römern als Opfergabe; in Böhmen und Rußland werden sie da und dort noch gegessen. Doch hat das Röstgetreide wohl niemals eine größere Bedeutung als selbständige Speise gehabt.

Ungleich wichtiger ist das Rösten des Getreides zum Zwecke größerer Haltbarkeit. In Galizien wird die selbstgeerntete Hirse der käuflichen vorgezogen; letztere hat im Kaufladen keine fachmännische Pflege, wird feucht und muffig, während man die erstere auf dem Herd oder im Backofen röstet. Auch in den ehem. russ. Ostseeprovinzen wird das Getreide heute noch auf diese Art gedörrt. Es ist

möglich, daß Luther an diese Methode denkt, wenn er vom „Sangen“ spricht (ZfEthn. 51 [1919] S. 255 Ida Hahn). In dem Bauland, dem zu Baden gehörigen Muschelkalklande zwischen Neckar und Main, wird heute noch in ausgiebigem Umfang das Dörren des Dinkels (*Triticum spelta* L.) geübt; das Ergebnis ist der bekannte Grünkern. Solange hist. Untersuchungen über diesen Brauch fehlen, muß nicht nur mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß er uns vorzeitliche Verhältnisse widerspiegelt, sondern auch damit, daß er auf Anregungen zurückgeht, welche Anfang des 18. Jh. von einigen Franzosen ausgingen, und welche eine bessere Haltbarkeit der Ernte herbeiführen wollten (Maurizio *Getreidenahrung* 1916 S. 46).

Wertvoller als die gerösteten Getreidekörner sind die Funde von sog. „Brot“ in den Pfahlbauten. Es handelt sich dabei um eine jetzt schwärzliche, aus mehr oder weniger vollständigzerriebenen Getreidekörnern bestehenden Masse, welche durch Backen ihre Gestalt bekommen hat. Vollständige „Brote“ sind selten; sie haben eine runde, flache Form, welche die Eindrücke von Steinen im Negativ erkennen läßt. Die in dem Pfahlbau Robenhäusen (s. d.) geförderten Reste dieser Art wiegen allein 8 Pfund, eine Menge, die in frischem Zustande etwa 40 Pfund dargestellt hat.

Die Zusammensetzung dieser „Brot“reste ist sehr verschieden. Hirse, Weizen und Gerste sind sowohl für sich allein wie auch zu zweit oder gar zu dritt untereinander gemengt verwendet worden. Vielfach hat man auch Leinsamen als Beimischung genommen. Oftmals enthält die Masse einzelne unverarbeitete Getreidekörner; manchmal ist sie von kaum gemahlten Körnern gebacken, doch nicht minder oft hat man feineres Mehl verwendet. Die chemische Untersuchung der Masse gibt das Vorhandensein von Sand zu erkennen. Trennt man den nachträglich eingelagerten Seesand von demjenigen, welcher vom Abschleifen der Mahlsteine herrührt, dann ergibt sich eine Beimischung von $\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{2}$ % feinen Gesteinsmehles in der gebackenen Masse.

Nach Form und Zusammensetzung, sowie hinsichtlich der hieraus zu erschließenden Machart gleicht dieses „Brot“ der Pfahlbautenbevölkerung den noch in der Gegenwart

in Europa vielfach zubereiteten „Fladen“ vollständig. Deshalb muß diese letztere Bezeichnung auf die beschriebenen vorgesch. Funde ausgedehnt werden. Der Fladen ist eine gebäckartige Speise, ein Stück flachgeformten Breies, welcher überall auf der Welt in der heißen Asche gebacken wird. Seine Zusammensetzung ist sehr einfach; er besteht aus Mehl und Wasser und allenfalls einem Zusatz von Salz. Da der Fladen dieser Zusammensetzung entsprechend nicht aufgeht, muß er in warmem Zustande gegessen werden; erkaltet ist er sehr fest, nuschlerig zu genießen und nicht leicht verdaulich. Auf diese ohne Verwendung eines Gärungsmittels hergestellte Nahrung sollte die Bezeichnung „Brot“ nicht angewendet werden.

Im Laufe der geschichtlichen Entwicklung hat das Brot den Fladen langsam zurückgedrängt. Bei den Römern war das Bewußtsein stark ausgeprägt, daß das Brot etwas Neues sei; sie opferten niemals Brot, sondern immer nur das Material für Brei und Fladen. Im Mittelalter galt in der Schweiz das Verlangen nach Brot als ein Zeichen hochgepannter Ansprüche. Das ohne Gärungsmittel hergestellte, hier also als Fladen zu bezeichnende Brot wurde im Mittelalter „Aschenbrot“ genannt. Für Frankreich liegt noch aus dem Jahre 1084 eine Nachricht vor, welche das Backen in der Asche bezeugt. Im Laufe des Mittelalters haben die Fladen an Güte gewonnen. Trotzdem das Aufkommen des Brotes ihren Genuß innerhalb Europas einschränkte, sind sie als Nahrung der ärmeren Kreise und in den entlegeneren Gegenden noch heutigen Tages eine weit verbreitete Kost.

Da die aus dem Vollneol. erhaltenen Fladen denen der Gegenwart und der hist. Vergangenheit gleichen, darf das für diese letzteren bekannte Verfahren der Herstellung als dasjenige auch der Vorzeit angesprochen werden. Als das älteste Verfahren der Zerkleinerung von Getreidekörnern wird ihr Zerstampfen im hölzernen Mörser angesehen. Nach sprachlichen Gleichungen hat es das ungeteilte idg. Urvolk schon angewendet. Erhalten ist von diesen Geräten natürlich nichts; nur ein aus dem Pfahlbau Robenhausen stammendes Stück eines Holzklotzes wird als der Boden eines derartigen Mörsers angesprochen. Hinsichtlich der in

den Museen aufbewahrten Steinmörser (s. Mörser) fehlt die Kenntnis ihres genauen Alters. Es ist möglich, daß einige von ihnen vorzeitlich sind; doch wird die Menge dieser Mörser, ebenso wie heute noch, aus Holz gefertigt gewesen sein. Wenn die röm. Überlieferung sich noch einer Vergangenheit entsann, in der man den Gebrauch der Mühlen (s. d.) nicht kannte und das Korn lediglich in Mörsern zerstampfte, so muß diese sehr weit zurückgelegten haben, denn nach sprachlichem Ausweis haben die Indogermanen neben dem Zerstampfen auch schon das Mahlen auf dem Mahlstein gekannt. Mahlsteine und sog. Läufer, d. h. die Reibeplatten und die auf diesen hin und her bewegten kleineren Steine, sind in den vollneol. Siedelungen eine geläufige Erscheinung. Manchenorts kommen sie auch in Gräbern vor.

In hist. Zeit fand das Backen der Fladen auf einem eisernen Rost statt. Derartige Geräte sind bereits aus röm. Zeit bekannt (Maurizio *Getreidenahrung* S. 80). Aus Ton tritt uns dieses Gerät im Vollneol. als sog. „Backteller“ des Michelsberger (s. d.) Typus entgegen: als eine flache Scheibe von 20—25 cm Dm und 1½—2 cm Dicke von kreisrunder Gestalt, die eine Seite glatt, die andere künstlich rauh gemacht (Band VIII Tf. 57, 6; Veröff. Altertums- u. Völkerk. Karlsruhe 2 [1899] S. 44). Das Backen geschah in der Asche des Herdes. Backöfen sind aus dem Vollneol. noch nicht bekannt geworden. Vielleicht kannte man sie ebensowenig wie den heute noch in Osteuropa viel gebräuchlichen Backtopf, d. h. eine aus Ton gefertigte Glocke, die in stark erhitztem Zustande über das zu Backende gestülpt und mit Asche zugedeckt wird. Immerhin ist es bei unserer mangelhaften Kenntnis des vorgesch. Gebrauchsgeschirres wohl möglich, daß Reste solcher Backtöpfe sich noch einmal finden. Die in den vollneol. Pfahlbauten gefundenen Fladen weisen Eindrücke von rundlichen Steinen auf. Sie sind also auf einer aus derartigen Steinen bestehenden Unterlage gebacken worden; so beschaffen aber kann ebensogut die Herdfläche wie die Grundfläche des Backofens gewesen sein. So wahrscheinlich es auch ist, daß aus der Backglocke sich der Backofen entwickelt hat, — auf arch. Wege kann zur Beantwortung dieser Frage noch nichts beigetragen werden.

In hist. Zeit wird der Fladen langsam durch das Brot verdrängt. Spiegelt dieser Vorgang etwa die Tatsache wieder, daß der Fladen überhaupt die ältere Form der Nahrung ist? Oder ging das gesäuerte Brot seit uralter Zeit neben dem ungesäuerten Teig einher, um erst in den jüngsten Abschnitten der Vergangenheit, und auch da nur in beschränkter räumlicher Ausdehnung, den letzteren an Bedeutung zu überflügeln? Plinius (H. N. XVIII 7) berichtet, Spanier und Gallier hätten sich der Hefe des Bieres als Sauerteig bedient. Das gemeingerm. *derb* im Sinne eines niedrigen Backwerkes setzt das Vorhandensein einer anderen durch ein Gärungsmittel aufgelockerten, in die Höhe gegangenen Brotart voraus, welche ahd. als *irhaben brot* bezeichnet wird. Bekannt sind die „Bierbrote“, welche im 3. Jht. v. C. in Babylonien gegessen wurden. In der Bibel wird zwischen gesäuertem und ungesäuertem Brot unterschieden. Soweit also eine schriftliche Überlieferung vorhanden ist, geht neben dem Fladen ein Gebäck einher, welches infolge Zusatzes von Gärungsmitteln zum Teig größeren Wohlgeschmack und leichtere Verdaulichkeit besitzt. Arch. greifbar ist letzteres für die vorgesch. Zeit noch nicht, und selbst wenn dieses für das Vollneol. einmal der Fall sein wird, so stehen uns doch niemals Funde aus dem Paläol. zur Verfügung, welche das höhere Alter des einen oder des anderen Gebäckes bekunden. Nur ethno. Beobachtungen können hier weiterhelfen. Unser Mehl wird leicht bitter, und die Hirse muß immer noch entbittert werden. „Ob nicht die Stammformen unserer Getreidearten als Wildgräser, ähnlich den Knöterichen, bitter gewesen sind? Dann haben wir es diesem Umstand vielleicht auch zuzuschreiben, wenn wir das Mehl im Brot doch meist in gesäuertem Zustande zu uns nehmen. Dementsprechend dürften wir dann auch nicht den Fladen als das ältere annehmen, sondern vielmehr den gesäuerten Brei, den uns die ehem. russ. Ostseeprovinzen bis auf unsere Zeit erhielten, denn die berühmte saure Grütze Kurlands ist ursprünglich nur eine solche alte Form, die wir auch noch aus der entfernten Bretagne kennen“ (ZfEthn. 51 [1919] S. 255 Ida Hahn). Der Fladen braucht also nicht die Voraussetzung des Brotes gewesen zu sein, wie Maurizio (Ge-

treidenahrung 1916) annimmt, welcher an die Entwicklung von Aufguß über Brei und später Fladen zum Brote denkt.

Maurizio schließt die heute noch sehr viel anzutreffende Breinahrung in seine Betrachtung ein. Sicherlich ist der ungesäuerte Brei in gewissem Sinne die Vorstufe des Fladens, aber andererseits besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden, indem ersterer gekocht, letzterer gebacken wird. Und wenn man bedenkt, daß das von der Erde dem Menschen gebotene Feuer, welches der Ausgangspunkt seiner Verwendung war, in Form von geschmorten Tierkadavern und gedünsteten Früchten dem in der Asche von Waldbränden herumsuchenden Primitiven seine Wirkung offenbarte, dann wird man die Kenntnis des Bratens und Backens an den Anfang der Kochkunst setzen dürfen. Zum Backen (s. d.) in der Asche und Braten im Feuer bedarf es keiner besonderen Hilfsmittel; kochen dagegen kann man nur mit Hilfe eines Gefäßes aus Ton über dem offenen Feuer, bzw. mittelst erhitzter Steine, wenn das Gefäß aus brennbarem Stoff besteht. Auch wegen dieser Umstände wird man die Kenntnis des Backens für älter halten dürfen als diejenige des Kochens, und damit den Fladen für älter als den Brei. Die Stellung des letzteren in der vorzeitlichen Küche kann nur aus den Verhältnissen der hist. Zeit wie auch der heutigen Primitiven gefolgert werden; demgemäß hat die Breinahrung von dem Augenblick an stets eine große Bedeutung gehabt, da der Vorgang des Kochens bekannt geworden war.

Danach hätten wir uns die Entwicklung so vorzustellen, daß die Verarbeitung der nicht unmittelbar genießbaren, oftmals längere Zeit hindurch aufbewahrten und währenddessen manchen Umsetzungsvorgängen ausgesetzten pflanzlichen Nährstoffe zum gesäuerten Brei führte, aus dem nach Erlernung der Backtechnik das Brot hervorging. Durch die Möglichkeit zufälliger Beobachtungen wird der Mensch dieses letztere kennengelernt haben; anders ist der Übergang nicht vorstellbar. Der gesäuerte Brei ist natürlich nicht gekocht worden. Erst mit dem Aufkommen der Kenntnis des Kochens war die Möglichkeit gegeben, einen warmen Brei zu genießen. Sehr wahrscheinlich bildeten damals die für die Herstellung der Fladen

üblichen Stoffe den Ausgangspunkt der Bereitung von ungesäuerten Breigerichten. Es würden also zwei getrennte Entwicklungen anzunehmen sein, deren Kennzeichen das Vorhandensein bzw. das Fehlen von Gärungserregern ist; vom gesäuerten Brei zum Brot, und vom Fladen zum ungesäuerten Brei; absolut-chronol. gingen sie nicht nebeneinander her, sondern die zweite setzt erst nach Beginn der ersten ein, wobei es dahingestellt bleibt, ob das vor oder nach dem Abschluß der Entwicklung vom gesäuerten Brei zum Brot der Fall gewesen sein mag.

Hoops *Waldbäume*; Hoops *Reall.* unter den in Betracht kommenden Stichwörtern; Schrader *Reall.*² dgl.; R. Gradmann *Der Getreidebau im deutschen u. röm. Altertum* 1909; Geogr. Ztschr. 22 (1916) S. 328—334 Th. H. Engelbrecht; Mannus 8 (1917) S. 221—232 Fr. Netolitzky; L. Pfeiffer *Die Werkzeuge des Steinzeitmenschen* 1920; A. Maurizio *Die Getreide-Nahrung im Wandel der Zeiten* 1916; Anz. f. schweiz. AK.NF 18 (1916) S. 1—30 ders.; ebd. S. 183—185 ders.

§22. II, 3, a) Noch wesentlich spärlicher als die Bestimmungen pflanzlicher Funde aus vollneol. Kulturschichten sind brauchbare Beobachtungen über die Tierwelt, von welcher die in Siedelungen und Gräbern nicht selten anzutreffenden Knochenreste stammen. Man verlangt von diesen Auskunft über die Bedeutung der Jagdbeute neben dem von den Haustieren gebotenen Fleisch, sowie darüber, wie diese beiden Fleischquellen sich weiterhin gliedern. Sodann liegt die Annahme nahe, daß in den einzelnen Ländern entsprechend ihrer verschiedenen natürlichen Ausstattung wie auch in den zeitlich aufeinanderfolgenden Entwicklungsstufen des Vollneol. die Ausstattung des Menschen mit Haustieren (s. d.) manchem Wechsel unterworfen gewesen ist. Auf alle diese Fragen kann heute noch keine Antwort erteilt werden, weil es an den erforderlichen zoologischen Vorarbeiten fehlt.

Neben dem Hund (s. d.), welcher bereits vor dem Beginn des Vollneol. als ältester Begleiter des Menschen erscheint, begegnen dort, wo bereits Bestimmungen von Knochen in gewissem Umfange stattgefunden haben, Rind (s. d.), Ziege (s. d.), Schaf (s. d.) und Schwein (s. d.). Ob die ältesten vollneol. Kulturen diese 4 Tiergattungen bereits alle

besaßen, oder ob sie erst im Laufe des Vollneol. langsam zusammengekommen sind, ist noch nicht bekannt.

Staudinger glaubt (Korr. Gesamtv. 1910 S. 187—191), aus den Ergebnissen der Untersuchung rheinhessischer Fundstoffe aus einer Anzahl von vollneol. Gruben verschiedener Kulturzugehörigkeit die von Koehl aufgestellte relative Chronologie der mittlrheinischen Steinzeitkulturen bestätigen zu können. „Jedenfalls, und das dürfte mit Sicherheit feststehen, sind alle Kulturen durch die Art der Nahrungstiere deutlich unterschieden; ja, die Art der Nahrungstiere, insbesondere der Haustiere, scheint wertvolle Schlüsse auf die Altersverhältnisse, sowie die Herkunft der Kulturen zu gestatten.“ Es handelt sich hier nach Staudinger sowohl um Unterschiede in dem Zahlenverhältnis, in welchem die einzelnen Haustierarten in den verschiedenen Kulturen vorkommen, wie auch um Unterschiede in der Rassenzugehörigkeit. Leider steht die eingehende Veröffentlichung dieser Beobachtungen noch aus. Als erster Schritt auf vielversprechendem Wege sei er hier genannt, wenn auch darüber Klarheit herrscht, daß derartig gewonnene Ergebnisse nur dann von Wert sind, wenn sie auf einer viel breiteren Grundlage aufbauen, sowie, daß solche Untersuchungen um ihrer selbst willen, also aus wirtschaftshistorischen Interessen, stattfinden müssen und nicht um der relativen Chronologie zu dienen.

Das Pferd (s. d.) ist lange als ein Haustier erst der BZ angesehen worden und wird heute noch vielfach als solches betrachtet. Es ist recht auffallend, wie das Ergebnis der Untersuchung der Pferdereste aus den vollneol. Pfahlbauten der Schweiz durch Rütimyer (*Fauna der Pfahlbauten* 1861 S. 123) fast ganz in Vergessenheit geraten ist, obwohl es durch spätere Funde bestätigt wurde. Rütimyer zeigte, daß die ihm vorgelegenen Pferdereste mit denen des heutigen Haustieres übereinstimmen und sich bestimmen von den fossilen Pferdearten unterscheiden. Es scheint, daß die Ansicht Schoetensacks, der nicht nach anatomischen Merkmalen, sondern wegen der Seltenheit von Pferdeknochen in vollneol. Schichten diese als Reste von wildlebenden Tieren auffaßte (Verh. d. Naturhist.-med. Vereins Heidel-

berg NF 6 [1898] S. 49), die allg. Anschauung beeinflusst hat. Die mannigfachen, von M. Much (*Die Heimat der Indogermanen*² 1904 S. 288ff.) und Kossinna (Mannusbibl. Nr. 9, 3. Aufl. 1921 S. 16) gesammelten und verwerteten Hinweise auf das Vorhandensein des Pferdes als Haustier bereits im Vollneol. dürfen nicht vergessen werden. Wichtig ist, daß das Pferd im nord. Kulturkreise eher als Haustier bekannt gewesen zu sein scheint als in Mitteleuropa.

§ 23. II, 3, b) Infolge des Vorhandenseins von Ackerbau und Viehzucht hatte die Jagd nicht mehr die Bedeutung der einzigen Fleischquelle wie im Paläolithikum. Im Vergleich mit dem geringen volkswirtschaftlichen Wert der Jagd in dem gegenwärtigen Europa muß ihr Umfang aber doch noch sehr beträchtlich gewesen sein. Die Zahl der wildlebenden Tiere war sowohl nach Arten wie nach Individuen um ein Vielfaches größer als heute; zudem trat der Mensch im Landschaftsbilde ganz zurück, da die Volksdichteziffer in jener Zeit außerordentlich gering gewesen sein muß.

Die Zahl der dem Menschen gefährlichen Tiere war kleiner als im Paläolithikum. Zu diesem Umstand gesellt sich als ein weiterer für ihn günstiger eine wesentliche Vervollkommnung der Waffentechnik. Insbesondere ist das Vorhandensein des mit einer scharfen Spitze versehenen Pfeiles (s. Pfeilspitze) zu nennen, welcher mit dem Bogen (s. d.) geschossen wird.

Eine Verwertung des Inhaltes der Kulturschichten an Resten von Jagdtieren für die Beantwortung der Fragen des Umfanges der Jagd und ihrer Arten, sowie ihrer räumlichen und zeitlichen Verschiedenheiten steht noch aus.

§ 24. II, 3, c) Haustiere und Jagd liefern zusammen das Fleisch für die Küche. Die Frage, wie diese beiden Quellen einander ergänzen, liegt nahe. Ihre Bearbeitung entbehrt bei der Verschiedenartigkeit der vollneol. Erscheinungen auf europ. Boden nicht eines besonderen Reizes. Trotzdem ist sie bisher nur in ganz geringem Umfang versucht worden. Staudinger gibt an (a. a. O.), daß den Trägern der Rössener Kultur (s. Rössener Typus) „die Jagd die Hälfte der Fleischnahrung lieferte und die andere Hälfte die Viehzucht. Bei dem Stamm der Großgartacher

(s. Großgartacher Typus) konnte die Jagd nur einen kleinen Bruchteil der Fleischnahrung decken, bei weitem die Hauptmenge lieferten die ausgedehnten Herden“.

Ed. Hahn *Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen* 1896; F. P. Stegmann von Pritzwald *Die Rassengeschichte der Wirtschaftstiere und ihre Bedeutung für die Geschichte der Menschheit* 1924; C. Keller *Die Stammesgeschichte unserer Haustiere* 1909; O. Keller *Die antike Tierwelt* 1909; L. Rüttimeyer *Die Fauna der Pfahlbauten* 1861; A. Staße *Über die Wild- und Hausschweine der Sudetenländer in vorgesch. und geschichtl. Zeit und über das sog. Torfschwein (Sus palustris Rüt.)* Arbeiten der Lehrkanzel für Tierzucht an der Hochschule für Bodenkultur in Wien 2 (1923); Hoops *Reall.* unter den in Betracht kommenden Stichwörtern; Schrader *Reall.* dgl.

§ 25. II, 4) Das Verhältnis der pflanzlichen Kost zur Fleischnahrung in der Küche des Vollneol. kann nicht vermittelt des Inhaltes der Kulturschichten festgestellt werden. Zur Beantwortung dieser Frage sind also andere Quellen heranzuziehen. Die Betrachtungen von Schliz, welcher wesentliche Unterschiede in der Wirtschaft der vollneol. Stämme erkennen zu können glaubte (Präh. Z. 6 [1914] S. 211—224), bewegen sich in dieser Richtung; aber auch von anderer Seite sind ähnliche Erwägungen angestellt worden (Katal. Mainz Nr. 5 [1913] S. 67f., 79, 85f. K. Schumacher; Anz. f. elsäß. AK. 3 [1912] S. 203, 219f. R. Forrer). Aus der Verteilung und Art der Siedlungsreste, der Lage und Eigenart der Bestattungsanlagen, sowie dem Inhalt der Fundschichten, insbesondere dem Fehlen oder Vorhandensein bestimmter Kulturgüter, wird auf spärlichen oder hochentwickelten Ackerbau, auf Vorherrschen oder Zurücktreten der Fleischnahrung geschlossen. Es ist zweifellos jede in dieser Richtung sich bewegende Anregung zu begrüßen, und viele der genannten Erscheinungen werden in derartigen Unterschieden begründet sein. Aber Vorsicht muß walten, wenn man sich lediglich auf das Nichtvorhandensein von Dingen beruft, wie z. B. bei der Schnurkeramik (s. d.), deren Träger wegen des Fehlens von Siedlungen und der Lage ihrer Gräber hauptsächlich nur an den Rändern der von den Bandkeramikern bewohnten Lößgebiete als „eine reisige, die Höhen besetzende, leicht bewegliche, wenig an die Ackerscholle ge-

bundene Bevölkerung“ (ZiEthn. 38 [1906] S. 324 A. Schliz) angesehen werden, ja, an anderer Stelle sogar als ein auf der Sammlerstufe stehender Stamm (Präh. Z. 6 [1914] S. 214 ders.). Es muß doch hier die Möglichkeit in Erwägung gezogen werden, daß die Siedelungen dieser Leute nicht oder nur wenig in den Boden eingetieft gewesen sind und darum heute nicht mehr als solche von uns erkannt werden. Und wenn wir keine schnurkeramischen Gräber inmitten der Siedlungsgebiete der Bandkeramik finden, so kann das darin seine Ursache haben, daß die Bestattungsform des Hügelgrabes in diesen Landstrichen, die heute stets Gebiete regster Ausnutzung des Bodens durch die Landwirtschaft sind, der Bodenkultur zum Opfer gefallen ist.

Die Anzeichen für Unterschiede in der Stellung der verschiedenen Nahrungsquellen in der Küche der einzelnen vollneol. Stämme bedürfen also einer sehr kritischen Betrachtung. Aber da mit der Möglichkeit wesentlicher Unterschiede in der Zusammensetzung der Ernährung in den einzelnen Landschaften und den verschiedenen Zeitabschnitten gerechnet werden muß, ist auch anzunehmen, daß diese irgendwie in dem archäol. Nachlaß sich äußern.

§ 26. II, 5, a) Das Wesen der Pflugkultur besteht nicht nur in der Verwendung des Pfluges als Ackergerät unter Zuhilfenahme davor-gespannter Tiere und in dem weiten Ackerfeld; noch eine Reihe anderer Erscheinungen gehört zu dem Kreise derjenigen Kulturgüter, welche in Verbindung miteinander in die menschliche Wirtschaft eingeführt wurden, und die in dem Begriffe der Pflugkultur mit enthalten sind.

Pflug und Rind, sowie Rind und Milch gehören für uns als geradezu selbstverständlich zusammen. Und doch kannte der ganze s. der Sahara gelegene Teil von Afrika, ehe die Europäer in sein Inneres vordrangen, das Rind lediglich als Fleisch- und Milchtier. Abgesehen von seiner beschränkten Verwendung als Reittier machte man sich nirgends seine Körperkraft zunutze, und noch heute denkt der Neger nicht daran, es in seine Hackbauwirtschaft einzuführen. Neben diesem Anbau von Kulturgewächsen auf Beeten, welche mit der einfachen Hacke bearbeitet werden, geht ohne inneren Zu-

sammenhang die Zucht des Rindes einher. Anders ist es in China, wo man das Rind vor den Pflug spannt, aber im Gegensatz zu den benachbarten Nomadenvölkern weder die Milch dieses Tieres noch sein Fleisch genießt.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch der Hinweis, daß die neue Welt weder den Pflug noch das Rind als Zugtier oder Milchtier besaß, als sie von den Europäern entdeckt wurde. Obwohl das Rind im alten Amerika weit verbreitet war, ist es nicht gezähmt worden; nur das Lama kannte man dort als Nutztier, welches jedoch ebenso wie das Rind in Afrika nicht in die Feldwirtschaft eingefügt war. Diese stand auf der Stufe des Hackbaues und verwendete das Lama lediglich als Tragtier; den Gedanken der Nutzung seiner Milch finden wir dort nicht. Die uns Europäern so geläufige und gleichsam selbstverständlich erscheinende Verbindung von Viehzucht und Landwirtschaft ist also weiten, z. T. hochentwickelten Kulturgebieten nicht bekannt.

Diese Tatsachen lehren, daß die Vergesellschaftung einer Reihe von Kulturelementen unter dem Begriff der Pflugkultur nicht selbstverständlich ist, sondern einer Erklärung bedarf. Das weite Gebiet von Westeuropa bis China und von Nordeuropa bis zum Kapland zeigt das Rind in wechselnder Verwendung. Trotz dieser Verschiedenheiten ist ihm doch eine Vorstellung durchgehends eigen: diejenige des Rindes als des vorzüglichsten Opfertieres. Bei einigen Völkern begegnet demgemäß die Sitte, das Arbeitsrind nicht zu essen. Das Essen des Fleisches dieses Haustieres war eine sakrale Handlung, geschah nur beim Opferfest; also genoß man das Fleisch nur von Opfertieren. Ein solches war das Arbeitsrind natürlich nicht, und so hat man im alten Rom den Gehilfen beim Ackerbau ebenso feierlich begraben, wie das heute noch in China der Fall ist.

Zu den heterogenen Elementen der Pflugkultur gehört neben dieser Stellung des Rindes als Opfertier die Verwendung seiner Milch und auch seiner Arbeitskraft. Nicht nur der Pflug, sondern auch der Wagen (s. d.) ist hier bekannt, der in Amerika vor Ankunft der Europäer unbekannt war. Es ist wichtig, daß die Erfindung des Pfluges (s. d.) sowohl wie diejenige des Wagens offen-

bar nur einmal auf der Erde gemacht worden ist. Sodann sind zu nennen die Anlage des Getreidefeldes und das Überwiegen des Getreidebaues in dem Anbau, sowie — für unsere Vorstellung unzertrennbar damit verbunden — das Vorherrschen des Mannes in der landwirtschaftlichen Nutzung des Bodens.

§ 27. II, 5, b, a) Für uns ist die Nutzung der Haustiere etwas derartig Selbstverständliches, daß wir nur zu leicht der Ansicht zu-neigen, ihre Zähmung sei auf diesen Nutzen hin erfolgt. Die alte sog. Dreistufentheorie (s. d.) hat die Anschauung vertreten, daß der Jäger sich vermittelt eingefangener Tiere kleine Herden geschaffen habe, wodurch er sich von seinem Jagdglück unabhängig machte.

Aber ein Vergleich der einzelnen Tiere hinsichtlich der Arten ihrer Nutzung lehrt wesentliche Unterschiede erkennen, welche nur zum Teil darin begründet sind, daß ihre Veranlagung sehr verschieden ist. Wir nutzen das Fleisch des Rindes, nicht aber dasjenige des Pferdes; von allen Vögeln des Hühnerhofes bietet nur das Huhn (s. d.) uns die Eier den größten Teil des Jahres hindurch. Nur sehr beschränkt ist die Verwendung der Milch des Schafes und der Stute im Gegensatz zu dem Genuß der Kuhmilch. Bei einer planmäßig erfolgten Züchtung hätte man die Nutzung eines jeden Tieres, das in die Wirtschaft einbezogen wurde, möglichst vielseitig versucht. Der Mannigfaltigkeit dieser Verwendungsmöglichkeit steht eine verhältnismäßig einseitige Nutzung der einzelnen Arten gegenüber, von der nur das Rind ausgenommen ist. Dieser Umstand macht es wahrscheinlich, daß die Haustiere nur mittelbar das geworden sind, was sie heute für uns bedeuten.

Dazu kommt, daß der Mensch gar nicht hat voraussehen können, welcher Nutzen ihm aus den Tieren erwuchs, als er sie in Pflege nahm. Das weibliche Säugetier gibt im Naturzustande nur dann Milch, wenn es ein junges ernähren muß; der Vogel legt nur so viele Eier, als er auf einmal ausbrüten kann. Die Spende der Milch sowohl wie der Eier durch den größten Teil des Jahres hindurch ist den betreffenden Tieren also erst anerzogen worden, als sie bereits Haustiere geworden waren. Nur im Winter tragen die

Wildschafe wolliges Haar, und zwar unter einem Kleide von Deckhaaren; auch der uns gewohnte Wollpelz des Schafes ist erst ein Ergebnis der Zucht, und dasselbe gilt von der Nutzung der Kraft der Haustiere. Die Fähigkeit des Tieres, eine Last zu ziehen oder zu tragen, konnte der Primitive nicht voraussehen; ja, das Wildpferd, der Vorfahr des wichtigsten Reittieres der Welt, ist viel zu schwach, um einen erwachsenen Menschen auf längere Zeit als Reiter tragen zu können.

Zu diesen Schwierigkeiten, welche der Auffassung der planmäßigen Züchtung der Haustiere im Wege stehen, gesellt sich die Tatsache, daß eingefangene Tiere nur in den seltensten Fällen sich in der Gefangenschaft fortpflanzen. Ferner hätte der Mensch, welcher ein eingefangenes Tier dazu hätte abrichten wollen, eine Last zu ziehen oder gar ihn selbst zu tragen, im Besitz einer übermenschlichen Ausdauer sein müssen, wenn er nicht sehr bald ein Opfer der Wildheit dieses Tieres geworden wäre.

Nur in beschränktem Maße kommt der Weg über die sog. freiwillige Symbiose für die Gewinnung der Haustiere in Betracht. Ebenso wie zwischen Tieren verschiedenster Art nicht selten Zweckgemeinschaften vorkommen, welche die Aufgabe haben, die Fähigkeit der einzelnen Tiergattungen zu ergänzen, ebenso gibt es auch Beispiele für Symbiose zwischen Mensch und Tier. Ersterer gestattet der Schwalbe den Aufenthalt in seinen Behausungen, welche eine Milderung der Insektenplage herbeiführt. Ein ungebetener und doch regelmäßiger Begleiter des im Orient reisenden Menschen ist der Schakal. Mit den Abfällen der menschlichen Nahrung gefüttert, folgt er ihm tagelang und gibt bei Nacht, nahe der Karawane sich aufhaltend, durch Bellen die drohenden Gefahren zu erkennen. Neigung zu derartiger freiwilliger Symbiose mit dem Menschen zeigt keine der wilden Stammformen unserer wichtigsten Wirtschaftstiere.

Nur der Haushund (s. Hund), welcher sehr wahrscheinlich in engem verwandtschaftlichen Verhältnis zum Schakal steht, ist auf diesem Wege zum Haustier geworden. Er wird dem Menschen der Küchenabfälle wegen, vielleicht auch angelockt durch das Herdfeuer, gefolgt sein; die Erkenntnis dessen, daß seine Anwesenheit den Vorteil einer

guten Bewachung mit sich brachte, wird dazu geführt haben, daß man ihn nicht verschuchte, sondern bei sich duldet und weiterhin sogar in Pflege nahm. In diesem Fall kann also in der Tat von einer Zählung auf den Nutzen hin gesprochen werden. Aber es bleibt zu beachten, daß es sich bei dem Hund nicht um ein eigentliches Wirtschaftstier handelt.

Viele Primitive halten sich die verschiedensten Tiere, die auf dem Wege des Zufalls, meist in jugendlichem Alter, in ihre Hände gelangen; sie sammeln sie gleichsam und behandeln sie wie Kuriositäten, ohne an ihre Nutzung zu denken. Aber die Annahme, daß auf diesem Wege die Gewinnung von Nutztieren erfolgt sei, ist ganz unwahrscheinlich, da es hier kaum einmal zu einer Fortpflanzung kommt.

Es muß somit als ausgeschlossen gelten, daß eine Zählung von wildlebenden Tieren auf einen von ihnen erwarteten Nutzen hin zu der Gewinnung der ältesten Wirtschaftstiere geführt hat. Nur mittelbar können diese Haustiere das geworden sein, was sie uns heute sind. Diese Auffassung schließt nicht aus, daß die Zählung mancher wildlebenden Tiere nicht doch unter einem wirtschaftlichen Gesichtspunkt erfolgt sei. Immerhin kommt dieser Vorgang erst für eine spätere Zeit in Betracht. Denn war einmal der Nutzen erkannt, den man von einer gezähmten Tierart hatte, dann lag es nahe, die Zählung anderer Arten zu versuchen. Die Verhältnisse liegen also hinsichtlich der Haustiere nicht unähnlich denen, welche zu den Kulturpflanzen geführt haben. Auch diesen sind diejenigen Eigenschaften, welche die Bedeutung der einzelnen Pflanze für uns ausmachen, zum großen Teil erst in den Jahrtausenden der menschlichen Pflege anerzogen worden; auch hier hat der Mensch das nicht voraussehen können, was im Laufe der Zeit aus seinem Pflegling wurde. Wesentlich ist freilich der Unterschied, daß bei den Pflanzen ihre Nutzung durch den Menschen der Ausgangspunkt dieser Entwicklung war. Dieser Umstand hat die Entstehung von Kulturgewächsen in den verschiedensten Teilen der Erde zur Folge gehabt, während die Gewinnung der ältesten Haustiere in ganz Europa, Asien und Afrika aller Wahrscheinlichkeit nach nur

in einem engbegrenzten Gebiete vor sich gegangen ist.

§28. II, 5, b, β) Alle Schwierigkeiten, welche der Zählung der Haustiere auf ihren Nutzen hin entgegenstehen, werden von der Auffassung vermieden, daß auf dem Wege über den Gebrauch als Opfertiere die ältesten Nutztiere in die menschliche Wirtschaft eingeführt worden sind. Diese von Eduard Hahn aufgestellte Theorie, welche diesen Vorgang in w. Asien (Babylonien) räumlich festzulegen sucht, beschränkt sich jedoch nicht auf die Erklärung des ältesten Bestandes an Haustieren, sondern zieht auch alle übrigen Bestandteile der Pflugkultur in den Bann ein und derselben Anschauung. Wird diese Theorie auch niemals in ihrem ganzen Umfange bewiesen werden können, so spricht eben gerade der Umstand sehr zu ihren Gunsten, daß alle diejenigen Kulturpflanzen, welche das Wesen der Pflugkultur ausmachen und so für unsere Anschauung nicht getrennt werden können, zwanglos sich ihr eingliedern und keine Unstimmigkeit in der Einheitlichkeit ihres Aufbaues hervorrufen.

Weit verbreitet waren einst die Wildrinder, stattliche und gefährliche Tiere zugleich, welche nach menschlicher Vorstellung die Gottheit als Opfer verlangte. Es war sehr schwer, ihrer habhaft zu werden, und so waren sie als Opfer besonders geeignet. Die Primitiven waren gute Beobachter der für sie nützlichen Pflanzen — sie standen sehr wahrscheinlich auf der Stufe des Hackbaues — und gelangten so zu dem Begriff der Fruchtbarkeit. Ein ständiges Werden und Vergehen beobachteten sie auch bei demjenigen Gestirn, welches am leichtesten von allen Gestirnen von dem Menschen auf niedriger Kulturstufe verfolgt werden kann, und welches großen Eindruck auf sie macht: bei dem Monde. Es konnte auch die Beobachtung nicht ausbleiben, daß in der zeitlichen Abfolge der Mondphasen die Menstruation der Frau sich vollzog, so daß man den Mond als Zeitmesser nahm. Sodann stellte man einen Zusammenhang zwischen dem Ausbleiben der Menstruation und dem Eintritt der Schwangerschaft fest. Durch die Einbeziehung des Mondes in diesen Vorstellungskreis wurde dieser zum Sinnbilde der Fruchtbarkeit. Und da dieser Begriff

sich in enger Beziehung zum weiblichen Geschlecht befindet, so gab es keinen Mondgott, sondern eine Mondgöttin.

In südlicheren Breiten steht der Halbmond wagerecht. Dieselbe Sichelform wie er hat auch das Gehörn des Rindes, und so ist es zu erklären, wenn von den ältesten Zeiten an das Rind als heiliges Tier der Mondgöttin erscheint, und wenn die Bilder dieser letzteren sie in Menschengestalt mit zwei Rinderhörnern zeigen; zwischen denen gelegentlich eine vollständige Mondscheibe sich findet. Sehr leicht wird die Göttin auch als Kuh gedacht. Dieses heilige Tier opferte man der Göttin, um ihr neue Kraft zu geben, in bestimmten Abständen, sehr wahrscheinlich in Anlehnung an den Mondwechsel bei Neumond. Es kamen aber auch Fälle vor, in denen unvorhergesehene Umstände die sofortige Abhaltung eines Opfers verlangten, z. B. Mondfinsternisse. Wir können uns nur schwer vorstellen, welchen Eindruck ein derartiges astronomisches Ereignis machte, das die Göttin auf einige Zeit verschwinden ließ. Derartige unvorhergesehene Opfer machten das Vorhandensein eines kleinen Vorrates von Rindern notwendig. Man fing also mehr von ihnen, als man gerade Bedarf hatte, und hielt sie in umgitterten Bezirken, welche den Charakter heiliger Haine hatten. In diesen noch in halber Freiheit gehalten, begannen sich die Tiere fortzupflanzen. Im Laufe einer langen Zeit wurde das Rind so zum gezähmten Opfertier, welches man nur hinsichtlich des Fleisches nutzte.

Mitunter stellte man sich die Göttin weniger in menschlicher Gestalt vor denn als Kuh, wie z. B. in Ägypten, und wir erfahren des öfteren aus Babylonien, daß sie als solche den König mit ihrer Milch tränkt. So wie sonst die zahne Kuh ihr Kalb saugen läßt, dürfen am Euter der heiligen Kühe besonders Begünstigte, Könige und Priester, die Milch genießen und so Kraft gewinnen. Langsam führte sich die Milch der heiligen Kühe in diejenigen Opfer ein, die auf dem Altar gespendet wurden, und wie man dann in zunehmendem Maße auch außerhalb der heiligen Bezirke sich Rinder hielt, um sie wirtschaftlich zu nutzen, da wurde die Milch zu einem wichtigen Teile der menschlichen Küche.

Als ein heiliges Gerät wird in diesen frühen Zeiten der Wagen (s. d.) entstanden sein. Unendlich oft mag der Mensch im Spieltrieb statt nur eines Spinnwirtels deren zwei auf eine Spindel gesteckt haben und damit in den Besitz eines Gegenstandes gelangt sein, welcher den Ausgangspunkt für den Bau eines Wagens bilden konnte. Man kann sich wohl vorstellen, daß in den Kreisen der Priester, welche ständig an der Entwicklung der religiösen Anschauungen arbeiteten, ein besonders befähigter Kopf auf den Gedanken kam, ein kleines, fahrbares Gestell zu bauen, auf dem man ein Götterbild hin und her bewegen konnte. So entstanden die Kultwägelchen, wie wir sie aus dem vorgesch. Europa in einer Anzahl von Beispielen kennen, und dann auch die großen Wagen, auf deren Plattform ein Thronszitz für die unsichtbare Gottheit vorhanden war. Auf diesem Wagen konnte die Fruchtbarkeitsgöttin Umzüge veranstalten und so ihren Segen überall hintragen. Mannigfache Zufälle, die im Laufe der Zeit sich oft genug wiederholen konnten, haben zu der Ausnutzung einer wertvollen Beobachtung geführt: das im Laufe der langen Entwicklung schon ziemlich zahm gewordene Rind erwies sich als fähig, einen derartigen Wagen zu ziehen.

Erst nachdem das Rind das Zugtier des heiligen Wagens geworden, spannte man es auch vor den Pflug. Man kann sich vorstellen, daß in dem Kreise derjenigen Anschauungen, welche in den Umzügen der Fruchtbarkeitsgöttin ihren Ausdruck fanden, auch eine solche Raum hatte, welche annahm, daß der Ackerboden, der alljährlich Frucht trug und darum die „Mutter Erde“ war, einer Befruchtung bedurfte. Eine solche führte man vermittelt eines Gegenstandes durch, der die Gestalt des männlichen Gliedes hatte, und durch den die Samen der anzubauenden Gewächse in den Erdboden gelangten. Ein derartiger, natürlich vom Rinde gezogener „Säepflug“ begegnet auf einem babylonischen Siegelzylinder (Band I Tf. 4b), und noch heute gehört im Orient der Sättrichter zu dem Pfluge. So ist auch der Pflug ursprünglich das Gerät einer kultischen Handlung. Erst mit seiner Einführung in den täglichen Gebrauch hat er begonnen, langsam das zu werden, was er für uns bedeutet, nämlich der das Lockern

und Umwenden des Bodens besorgende Gegenstand. Heute in nur noch sehr geringem Umfange das Gerät des Säens, bereitet er dieses im allgemeinen nur vor.

War sowohl die Prozession des Götterbildes auf dem Wagen wie auch das Pflügen eine heilige Handlung, dann mußte das Rind, welches an diesen Verrichtungen teilnahm, unbefleckt sein. So kam man zur Kastration. Das Ergebnis aber dieser Operation, den Ochsen, lernte man als sehr kräftiges und leicht zu lenkendes Zugtier kennen, das man bei profanen Verrichtungen ausgiebig verwenden konnte. So ist der Ochse dasjenige Tier geworden, welches überall den Pflug zieht und aus dieser besonderen Stellung nur in Norddeutschland und den skandinavischen Ländern, der Normandie und England, also im germanischen Siedlungsgebiet, durch das Pferd verdrängt worden ist.

Die Verwendung des Pfluges hat die Entstehung des Ackerfeldes zur Folge gehabt, sowie die Bevorzugung des Anbaues der Getreide. Mit Hilfe der Tierkraft konnte man ungleich größere Flächen bewirtschaften als vorher bei Verwendung der Hacke; aber nicht bei allen Pflanzen war diese Art der Bodenwirtschaft möglich, und so sehen wir nur eine Anzahl von Gräsern in diese Pflugkultur eingeführt werden.

Eine weitere Folge der Verwendung des vom Rind gezogenen Pfluges ist die Verdrängung der Frau aus der Bodenkultur. War sie die Trägerin des Hackbaues gewesen, so wurde sie jetzt in ihrer Stellung abgelöst durch den Mann, der allein die Kraft und Geschicklichkeit hat, sowohl den Pflug zu führen wie auch mit dem Zugtier umzugehen.

Die Ziege und das Schaf scheinen denselben Weg gegangen zu sein wie das Rind; auch sie wird man zuerst als Opfertiere verwendet haben. Freilich ist ihre Verbindung mit der Pflugkultur noch sehr unklar, und zwar in erster Linie deshalb, weil der Stoff für sie viel spärlicher fließt als für das Rind.

Die Zucht des Schweines dagegen ist sehr wahrscheinlich aus wirtschaftlichen Gründen erfolgt, d. h. lediglich des Fleisches und Fettes wegen. Es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß seine Haustier-

werdung in zwei Gebieten (Mesopotamien sowohl wie Ostasien) selbständig voneinander erfolgte.

Unklar ist vorläufig noch die Haustierwerdung des Pferdes. Nach Ed. Hahn (*Haustiere* 1896 S. 186) hat man es zuerst im Inneren Asiens gezähmt, von wo seine Kenntnis langsam westwärts gelangt sei. Es fehlt als Haustier in Babylonien vor Hammurabi und in Ägypten vor dem Beginn des NR. Wenn es also in diesen Ländern erst recht spät erscheint, so ist damit noch nicht gesagt, daß es erst kurz vorher gezähmt worden war; es ist möglich, daß man schon lange in den Steppengebieten sich seiner bedient hat. Es wird aber auch die Auffassung vertreten, daß das Pferd auf europ. Boden Haustier geworden ist; man denkt dabei in erster Linie an das osteurop. Tiefland, aber auch an die nw. davon gelegenen Länder, Polen und Ostdeutschland, und stellt sich seine Haustierwerdung in Anlehnung an die Theorie von Ed. Hahn auf dem Wege über das Opfertier vor, welches in heiligen Hainen gehegt wurde und sich dort fortzupflanzen begann (M. Much *Die Heimat der Indogermanen*² 1904 S. 288ff.; Mannsibl. Nr. 9, 3. Aufl. 1921 S. 16 Kossinna; Stegmann von Pritzwald a. a. O. S. 212ff.). Für diese Ansicht der Zähmung des Pferdes auf europ. Boden spricht sein frühes Auftreten gerade in dem nord. Kulturkreise des Vollneol., wo es eher bekannt gewesen zu sein scheint als in Mitteleuropa. Ja, hier begegnet es in einem Funde von Schonen sogar als Opfertier: in dem Schädel eines etwa zweijährigen Pferdes steckt genau in der Naht zwischen den Scheitelbeinen und 4,7 cm t. in das Gehirn eingedrungen ein spätneol. Feuersteindolch, mit dem man das Tier getötet hat (Band IX Tf. 95a). Für den Fall, daß die Auffassung sich als richtig erweisen wird, welche die Haustierwerdung des Pferdes nach Europa verlegt, erhebt sich die Frage, ob dieser Vorgang dort ganz selbständig erfolgt ist — etwa so wie die Züchtung des Lamas in Peru — oder in Anlehnung an Kenntnisse und Erfahrungen, welche aus der asiat. Heimat der Pflugkultur damals bereits dorthin gekommen waren. Die Stellung, welche das Pferd im geistigen Leben der Germanen eingenommen hat, bleibt zu beachten; ebenso wichtig ist

aber die weitere Feststellung, daß ihm auch im germ. Gebiete als dem uns heute gewohnten Zugtier des Pfluges der Ochse vorangegangen ist. Deutlich sind auf der bronzezeitlichen Felsenzeichnung von Tegneby (Bohuslän) zwei Rinder zu erkennen, welche den Hakenpflug ziehen (Band I Tf. 3a). Und den Wagen, auf welchem nach des Tacitus Bericht die Göttin Nerthus = Mutter Erde (also die alte Fruchtbarkeitsgöttin!) auf der Insel im Oceanus umhergefahren wird, ziehen ebenfalls Rinder. Es mag also das Pferd im nord. vollneol. Kulturkreise noch so bekannt gewesen sein, — als Zugtier ist jedenfalls das Rind ihm dort vorausgegangen. Möglich, daß in ganz selbständigem Entwicklungsgange das Pferd in dem nord. vollneol. Kreise zum Opfertier bereits geworden war, als die Kenntnis des Wagens, des Pfluges und des Ochsen dorthin gelangte, so daß man diese Kulturgüter ohne den geistigen Inhalt nahm, welcher ihnen im Orient innewohnte; möglich, daß man dann in Anlehnung an das Vorbild lernte, auch das Pferd als Zugtier zu verwenden, welches — in höherem Range stehend als der Ochse — in der Lage war, diesen zu verdrängen. Diese Auffassung wird dem heutigen Stande der Frage vielleicht am ehesten gerecht. Nimmt man an, in jenem nord. vollneol. Kulturkreise habe neben den materiellen Errungenschaften der Pflugkultur auch ihr geistiger Gehalt wirklich tiefe Wurzel geschlagen, dann ist es schwer verständlich, warum dort das Pferd den Ochsen hat verdrängen können, warum vom Spätneol. an das Pferd als Opfertier erscheint. Nirgends in dem weiten Gebiet der Verwendung des Pfluges finden wir heute in der dem Ochsen zukommenden Stellung ein anderes Tier als hier im Norden im germ. Siedlungsgebiet; ein Ausnahmefall, der in einer Besonderheit des Entwicklungsganges dieses nord. Gebietes begründet sein muß.

Ed. Hahn *Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen* 1896; ders. *Die Entstehung der Pflugkultur (unseres Ackerbaus)* 1909; ders. *Von der Hacke zum Pflug* 1914; *Ztschr. f. Agrarpolitik* 11 (1913) S. 153—159 und 421—424 ders.; zu der Frage des Pferdes im nord. Kreise: *Festschr. f. Ed. Hahn* 1917 S. 224f. H. Mötefindt; ebd. S. 190—208 R. Mielke.

§ 29. II, 5, c) Es ist Sache der vorgesch. Forschung, die Ausbreitung der Pflugkultur aus

ihrem sehr wahrscheinlich im w. Asien zu suchenden Entstehungsland nach Europa zu verfolgen. Wegen der in Abschnitt II 1b (§ 14) geschilderten Lückenhaftigkeit unserer heutigen Kenntnis kann in den vollneol. Schichten noch keine Entwicklung festgestellt werden. Es besteht natürlich die Möglichkeit, daß die Pflugkultur in abgeschlossenem Zustand nach Europa gelangt ist; in diesem Fall wird sie uns von einem bestimmten Zeitpunkt an als etwas Fertiges in den Funden entgegentreten. Ebensogut ist es aber auch denkbar, daß die einzelnen Elemente der Pflugkultur nacheinander — so wie die konzentrischen Wellen, die ein Steinwurf in das Wasser zur Folge hat — ihre Wanderung angetreten haben. Dieser Vorgang müßte dann aus den Funden herausgelesen werden können. Es besteht auch die Möglichkeit, daß er nur zum Teil oder gar nicht mehr in das Vollneol. fällt, sondern teilweise oder ganz einer älteren Zeit, dem jüngeren Frühneol., angehört.

Die Zeugnisse für Ackerbau und Viehzucht auf europ. Boden im Frühneol. sind noch ganz spärlich und geben kein Bild. Ihnen zeitlich parallelgehende Funde sind aus Westasien noch nicht bekannt. Ein Wohnplatz von Campigny (Dép. Seine-Inférieure) lieferte den Abdruck von Gerstenkörnern auf Gefäßscherben; durch Knochenreste soll daselbst neben dem Rind auch das Pferd als Haustier gesichert sein. Die Siedlung gehört in die frühneol. Stufe des Campignien (s. d. und Frankreich B § 3). Der Wohnplatz von Limhamn (s. d.) bei Malmö, welcher in die Zeit der jüngeren dän. Muschelhaufen fällt, lieferte Scherben mit dem Abdruck von Weizenkörnern, sowie Knochen vom Hauschaf, vielleicht auch solche vom Hauschwein und vom Hausrind. Gelegentlich in den frühneol. Schichten angetroffene Mahlsteine dürfen in diesem Zusammenhang nicht als beweiskräftig für den Anbau von Pflanzen genannt werden; es können ja auch lediglich gesammelte Früchte auf ihnen zerrieben worden sein. Diese wenigen und noch dazu teilweise nicht einmal sicheren Beobachtungen lassen den Wunsch nach weiteren Funden nur um so lauter erschallen. Aber deswegen, weil im Orient heute noch keine Funde vorliegen, welche diesen bis jetzt ältesten Belegen für Kulturpflanzen

und Haustiere zeitlich gleichzusetzen sind, die Heimat dieser Errungenschaften auf europ. Boden zu suchen, geht nicht an. Es bedeutet eine vollständige Verkennung des Problems der Entstehung der Pflugkultur wie auch des ethnischen, wenn z. B. H. Schneider (Veröffentl. Halle 1, 2 [1918] S. 5) annimmt, daß diejenigen Leute, welche, aus Europa kommend, im 4. Jht. im Nil-Tal und im Zweistromland einwanderten, „neusteinzeitliche Steinbearbeitung und Ackerbau mitgebracht haben, die vorher in diesen Ländern nicht nachweisbar sind.“

Aber welcher Art die Ergebnisse hinsichtlich Zeit und Art der Ausbreitung der Pflugkultur einmal sein werden, — soviel ist heute schon sicher, daß mindestens während eines großen Teiles des Vollneol. in weiten Gebieten Europas die Pflugkultur die Grundlage des Daseins der Bevölkerung bildete. Neben den bereits besprochenen Funden von Kulturgewächsen und Haustierknochen, sowie den Feldgeräten, fällt eine Anzahl weiterer Beobachtungen besonders in die Wagschale. In dem Kreise der Bandkeramik (s. d.) sind neben Tonplastiken, welche eine unbeleidete weibliche Gestalt wiedergeben (s. Idol A 2), kleine tönernen Darstellungen von Rindern oder auch an Gefäßwandungen angebrachte Rinderkopfbilder keine Seltenheit. Die Deutung beider auf die Göttin der Fruchtbarkeit und das heilige Rind wird nicht fehlgehen und ist um so wertvoller für die Erkenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse ihres Fundbereiches, als Darstellungen anderer Art vollständig fehlen. Aber nicht nur diese Funde sind mit der Auffassung des Bestehens der Pflugkultur bereits im Vollneol. in Einklang zu bringen. Ebenso wichtig ist das aus dem neol. Pfahlbau von Finelz (s. d.; Schweiz) stammende, aus Holz gefertigte Joch (1,42 m l.) und die in ihrer wirtschaftshistorischen Bedeutung merkwürdigerweise bisher nur von M. Much erkannte Stiergruppe von Bythin (Kr. Samter, Posen; Band X Tf. 70a). Es handelt sich hier um eine kleine kupferne Plastik, welche zwei durch ein Joch miteinander verbundene Rinder darstellt. Das Stück bildete zusammen mit kupfernen Äxten einen Schatz, welcher in einen späten Abschnitt des Vollneol. gehört.

Auf das Vorhandensein der Pflugkultur in großen Teilen von Europa bereits in vollneol. Zeit sei hier deshalb so eindringlich hingewiesen, weil Ed. Hahn die Ausbreitung dieser Wirtschaftsform mit dem Bekanntwerden der Bronze in Zusammenhang bringt und die Funde aus dem Vollneol. nicht berücksichtigt (s. Ackerbau A). Gerade dann, wenn man Ed. Hahn in der Auffassung beistimmt, daß die Einführung der Pflugwirtschaft eine außerordentliche Wandlung in dem Leben der Völker bedeutete, besteht keine Veranlassung, im Widerspruch gegenüber zahllosen Fundbeobachtungen die Ausbreitung der Pflugkultur mit der Verbreitung der Bronze zu verknüpfen. Denn wenn auch die Kenntnis dieses Stoffes eine wesentliche Bereicherung der materiellen Kultur des Menschen war, so darf doch andererseits dieses Gut nicht zu hoch bewertet werden. Im Vergleich mit jener Wandlung der Wirtschaft war seine Einführung nur eine Episode. Und in der Tat sehen wir mit dem Bekanntwerden der Bronze nirgendwo die allgemeinen Kulturverhältnisse sich wesentlich wandeln; im Gegenteil werden die Fäden, welche jüngstes Vollneol. und älteste BZ miteinander verbinden, immer zahlreicher. Die eine Zeitlang in der vorgesch. Literatur vertretene Auffassung, die Unterschiede in Kulturhöhe, Siedlungsweise und Siedlungsgebieten zwischen Vollneol. und früher Metallzeit seien nicht zu überbrücken und müßten durch große Umwälzungen, namentlich durch Wanderungen, erklärt werden, kennzeichnet einen heute überwundenen Stand der Forschung.

Es ist auch nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß Zeugnisse eines im vollneol. Europa stattgehabten, dem Pflugbau vorangegangenen Hackbaues noch ganz fehlen. Die schönen Hacken der Bandkeramik gehen neben den steinernen Pflugscharen und anderen Zeugnissen der Pflugkultur einher; sie bekunden also nur den Anbau von Hackfrüchten, nicht aber einen Hackbau im Gegensatz zur Pflugkultur. Demgemäß sollte aus der vorgesch. Literatur die Vorstellung eines im Vollneol. weitverbreiteten Hackbaues ebenso verschwinden wie diejenige, daß dieser auch bei uns dem Pflugbau vorausgegangen sein müsse (Verh. d. naturhist. med. Ver. Heidelberg NF 6 [1898] S. 47

Schoetensack; Präh. Z. 6 [1914] S. 214ff. Schliz; Die Umschau 1914 S. 654 f. Schliz; Fr. Plettke *Vor- u. Frühgesch. d. Reg.-Bez. Stade III* [1924] S. 58; vgl. a. Schrader *Real.*² I 9f.).

Ed. Hahn *Pflugwirtschaft als Zeitbestimmung* ZfEthn. 47 (1915) S. 258—268; Campigny: Mainz. Z. 3 (1908) S. 53f. Reinecke; Limhamn: Ant. Tidskr. 17, 3 (1903) S. 101 Kjellmark; Darstellung des Rindes: Mannus I (1909) S. 189f. v. Weinzierl; Zschiesche *Das vorgesch. Erfurt u. s. Umgebung* 1904 Tf. I Nr. 5; Joch von Finelz (Fénil): *Groß Protohelvètes* S. 19 Abb. 5; Fund von Bythin: Album der im Mus. d. Pos. Ges. d. Wiss. aufbew. präh. Denkm. d. Gr. Posen, hg. von Koehler und Erzepki H. I (1893) Tf. 7; M. Much *Die Heimat der Indogermanen*² 1904 S. 382.

§ 30. II, 5, d) Die arch. Zeugnisse des Vorhandenseins der Pflugkultur im europ. Vollneol. verteilen sich nicht gleichmäßig über den ganzen Erdteil. Landschaften, in denen sich die Belege immer mehr häufen, stehen anderen gegenüber, in denen sie spärlich sind oder gar vollständig fehlen. Die Quellenkritik hat zu entscheiden, in welchem Umfange diese Lücken auf noch unvollkommener Kenntnis beruhen können und möglicherweise sich im Laufe der Zeit schließen, und wie weit sie tatsächlich das Fehlen der Pflugkultur im Vollneol. widerspiegeln. In ersterem Falle muß versucht werden, vorläufig wenigstens auf Umwegen ein allg. Bild zu erhalten.

In das Ende des Vollneol. fällt die Spaltung des idg. Urvolkes in seine Teilvölker. Dem noch ungeteilten Urvolk war das Kupfer bereits bekannt, und weitere Wortgleichungen ermöglichen die Feststellung, daß es sich auf der Stufe der Pflugkultur befand, Kulturpflanzen und Haustiere, die Verwertung der Milch, Wagen, Joch und Pflug kannte. Wo gegen Ende des Vollneol. auf arch. Wege Indogermanen festgestellt werden können, dürfen wir die Pflugwirtschaft als Grundlage des Daseins also auch dann annehmen, wenn die unmittelbaren arch. Belege dafür fehlen. Freilich ist dieser Weg heute noch nicht gangbar, denn es hat sich als vorläufig unmöglich erwiesen, mit arch. Mitteln die Heimat des idg. Urvolkes zu umgrenzen. Fast möchte man den umgekehrten Weg einschlagen, nämlich vermittelt der arch. Feststellung des Vorhandenseins der Pflugkultur im Vollneol. zur Ermittlung der idg. Urheimat zu gelangen; allein, diese Wirtschaftsform kann damals bereits noch

anderen vorgesch. Völkern auf europ. Boden mitgeteilt gewesen sein und ist also nicht als ein besonderes Kennzeichen der idg. Stammeszugehörigkeit zu werten. Mehr also, als ganz allgemein die arch. Quellen für das Vollneol. ergeben, ist der vergleichenden Sprachwissenschaft somit nicht zu entnehmen, und wir sind bei der Feststellung der Verbreitung der Pflugkultur im europ. Vollneol. heute noch allein auf die Auswertung der Bodenfunde angewiesen.

Für das Gebiet der Bandkeramik (s. d.) sowohl wie der alpinen Pfahlbaukultur (s. Pfahlbau B, C, E, F) sind die Zeugnisse der Pflugwirtschaft sehr mannigfach. In dem Bereiche der ersteren ist der Pflug technisch am weitesten ausgebildet (s. § 19), und neben ihm erscheint, ebenfalls in hoher Vollendung aus Stein gefertigt, die Hacke als ein sehr geläufiges Gerät. Es bekundet, daß hier neben der Bewirtschaftung des Getreidefeldes ein ausgedehnter Anbau von Hackfrüchten einherging. Und in der Tat beobachten wir gerade in dem Fundgebiet dieser steinernen Hacken die Zeugnisse der Kenntnis von Pferdebohne, Erbse und Linse (s. § 16).

Im Gegensatz zu dieser relativen Fülle der Beobachtungen fehlen solche aus Süd- und Westeuropa fast ganz. Hier ist es nur möglich, auf Grund der Tatsache des Vorhandenseins der selbständigen Kulturkreise, der zahlreichen Eigentümlichkeiten von zeitlich und räumlich gleichmäßig beschränktem Vorkommen auf Selbsthaftigkeit der Bevölkerung, auf enge Verknüpfung mit dem Boden zu schließen (s. § 14). Und die Richtigkeit dieser Schlußfolgerung wird durch das Vorhandensein geschlossener, mitunter sogar befestigter Siedelungen, größerer Friedhöfe und mächtiger Steinbauten bestätigt. Darf also heute schon für diese Gebiete das Vorhandensein von Kulturpflanzen und Haustieren angenommen werden, so bleibt doch die Frage offen, ob die Bewirtschaftung des Bodens vermittelt der Hacke oder mit Hilfe des Pfluges dort vor sich ging. Es steht ja noch dahin, ob die Pflugkultur als etwas Abgeschlossenes den europ. Boden betrat, oder ob ihre einzelnen Elemente aufeinander folgten; es ist also möglich, daß die Wirtschaftstiere dem Pfluge vorangegangen sind und in den in Rede stehenden Ländern bereits vorhanden

waren, während der Pflug noch fehlte. Ebensogut ist es aber auch denkbar, daß in diesen Ländern in frühneol. Zeit die Entwicklung des Hackbaues aus dem Sammlerdasein vor sich gegangen war, welcher noch während des Vollneol. in bestimmtem zeitlichen und räumlichen Umfang die Wirtschaftsform ihrer Bewohner bildete. Gerade aus Südwesteuropa liegen ja die Darstellungen von Ähren aus dem späten Paläol. vor, welche die Bedeutung der Gräser in der Küche jener Zeit uns bekunden (s. § 5).

Besser bekannt sind die Verhältnisse im N des Erdteiles, wo es auch möglich ist, mit einiger Sicherheit die Nordgrenze der Bodenbewirtschaftung im Vollneol. zu ziehen. Der nord. Kulturkreis bietet zahlreiche Reste von Haustieren und Kulturpflanzen. Der Pflug freilich ist arch. noch nicht für seine vollneol. Entwicklungsstufe nachgewiesen, sondern erst für die BZ (Felsenbild von Tegneby, Bohuslän), und da auch andere Zeugnisse der Nutzung der Tierkraft in Gestalt von Wagen und Joch fehlen, so darf für den nord. Kreis die Pflugkultur noch nicht mit Sicherheit als seine Wirtschaftsform hingestellt werden [s. a. Svarvarbo]. Kann man auch nicht die Masse der Funde von Haustierknochen und Pflanzenresten in die Wagschale werfen, weil diese den Ausdruck lediglich gründlicher Arbeit darstellt, so ist aus anderen Gründen die Wahrscheinlichkeit nicht gering, daß man sämtliche Elemente der Pflugkultur daselbst kannte. Die Stellung des Pferdes dort als Opfertier im Vollneol., die Wahrscheinlichkeit, daß ihm als Zugtier, das auf den Felsenzeichnungen der BZ und in dem Beispiel des Sonnenwagens erscheint, das Rind vorausgegangen; ferner die Wahrscheinlichkeit, daß der nord. Kreis von einem Volke idg. Abstammung getragen war und somit das wirtschaftsgeschichtliche Ergebnis der idg. Sprachvergleichung auf ihn angewendet werden darf, — alle diese Erwägungen weisen in ein und dieselbe Richtung.

Muß es immerhin noch dahingestellt bleiben, ob Pflugkultur oder Hackbau die Wirtschaft des nord. Kreises im Vollneol. war, so ist es doch möglich, die Grenze dieser Bodenbewirtschaftung gegen Norden mit ziemlicher Sicherheit zu ziehen. In Schweden reichen die Gräber der nord. Kultur in

n. Richtung bis etwa zur geogr. Breite von Stockholm; im w. Teile dieses Gebietes sind sie häufiger als im östlichen. Aus diesem letzteren drängen die Träger des nord. Kreises im Verlaufe des Vollneol. die Leute der sog. ostschwed. Wohnplatz-Zivilisation langsam in n. Richtung zurück. Diese standen auf der Sammlerstufe und kannten den Hund als Begleiter; nur auf Gotland haben sie von der benachbarten Megalithgräberkultur etwas übernommen, und zwar das von dieser gezüchtete kleine Torfschwein. In Norwegen sind nur die jüngeren Stufen des nord. vollneol. Kreises anzutreffen, welche langsam in n. Richtung Boden gewinnen. Am Ende des Vollneol. findet man dort nur in den nördlichsten Teilen des Landes und s. davon in einigen hochgelegenen Landschaften eine als Sammler ihr Dasein fristende Bevölkerung von ehemals weiterer Verbreitung.

Was aus Finnland (s. d. A) an Zeugnissen für Kulturgewächse und Viehzucht vorliegt, ist durchgehends zweifelhaft. Der mit Sicherheit nachgewiesene Hund spricht noch nicht für die Pflugkultur. Dem Rinde kann mit Gewißheit nur ein Zahn zugewiesen werden; doch bleibt die Frage offen, ob er vom gezähmten Tiere stammt oder von einer Wildform. Funde von Mahlsteinen mit zugehörigem Läufer setzen nicht Kulturgewächse voraus, sondern bekunden nur, daß pflanzliche Stoffe, also auch gesammelte, auf ihnen zerkleinert wurden. Ferner ist zu beachten, daß im O und N des Landes die dem Vollneol. angehörenden Wohnplätze mitunter in Gegenden liegen, in denen die Natur den Anbau von Kulturgewächsen überhaupt nicht gestattet. Die Träger des finnischen Vollneol. haben somit auf der Stufe der Sammler gestanden.

Was aus den ehemals russ. Ostseeprovinzen bis jetzt an vollneol. Funden vorliegt (s. Südostbaltikum A), zeigt in typol. Hinsicht nahe Verwandtschaft mit dem Stoff aus Finnland und mit demjenigen der ostschwed. Wohnplatz-Zivilisation (s. Nordischer Kreis A). Auch auf nordostd. Boden hat dieser Kreis Spuren hinterlassen, doch steht seine typol. und räumliche Abgrenzung daselbst noch aus. Wenn auch die Kenntnis dieses Stoffes noch recht lückenhaft ist, so kann doch mit großer Wahrscheinlichkeit die Sammlerstufe als die Wirtschaftsform

dieses Kreises angesprochen werden. Die nord. Kultur erstreckt sich längst der Ostseeküste in ö. Richtung bis zur Kurischen (s. d.) Nehrung; die hier gehobenen Funde bezeugen den Anbau von Gerste und Emmer, wenn sie auch im Verein mit solchen vom Ufer des Frischen Haffes (s. Tolkemit) und der Danziger Bucht (s. Rutzau) eine sehr rege Sammlertätigkeit der Bevölkerung zu erkennen geben.

Es ist nun noch die Frage, wie von diesem Punkte aus die Nordgrenze der Pflugkultur damals durch das osteurop. Tiefland verlief. Neben der Kultur der bemalten Keramik, die zu dem Kreis der Bandkeramik gehört, finden sich in der südruss. Steppe von den Vorhöhen des Kaukasus bis zum Dnjestr hin die zahllosen sog. Ockergräber (s. Südrußland C). Während die Träger der ersteren auf der Stufe der Pflugkultur standen, wird die Bevölkerung, welche die Hügel mit den Ockergräbern hinterließ, als ein großer Nomadenstamm angesprochen (Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 38). Ob diese Auffassung richtig ist, muß noch dahingestellt bleiben; die Kenntnis dieser Gruppe ist sehr gering; sie tritt uns außerdem bisher nur in Bestattungen entgegen, so daß eine Entscheidung über die wirtschaftliche Stellung ihrer Träger vorläufig noch gar nicht möglich sein dürfte. Ebenso wie dieser Kreis der Ockergräber gehört die Kultur von Fatjanovo (s. Fatjanovokultur) an das Ende des Vollneolithikum. Sie ist in ihrem Vorkommen auf das Gebiet der oberen Wolga beschränkt, also auf das mittlerruss. Waldgebiet zwischen dem 55. und 60. Breitengrade. Die Kenntnis dieser Kultur ist noch zu gering, als daß ihre Herkunft bereits ermittelt sein könnte; so bleibt es noch dahingestellt, ob sie aus den Daseinsbedingungen dieses großen Waldlandes heraus entstanden ist oder nicht. Es muß bei Beantwortung dieser Frage aber auch bedacht werden, daß damals die Klimagürtel und die Vegetationszonen von denjenigen der Gegenwart verschieden gewesen sein können. Demgemäß ist auch die Frage der Wirtschaft der Träger dieser Fatjanovokultur ganz unklar, und die Nordgrenze der Pflugkultur während des Vollneol. verliert sich innerhalb des osteurop. Tieflandes noch im Dunkel.

Wenn trotz mancher noch bestehender Unklarheiten es somit heute möglich ist, in großen Teilen Europas eine vollneol. Pflugkultur zu erkennen, so darf damit nicht gesagt sein, daß in den so gekennzeichneten Gebieten die wirtschaftlichen Verhältnisse überall ganz einheitlich in der Art eines Schemas ausgebildet gewesen seien. Die Verschiedenheit der Daseinsbedingungen in den einzelnen Landschaften wird vielfach besondere Zustände geschaffen haben. Vielleicht tritt uns in den Funden aus dem Laibacher Pfahlbau (s. Mondsee A) eine derartige Abweichung von den sonst üblichen Verhältnissen entgegen. Die dort gefundenen Mahlsteine „haben nach v. Sacken zum Mahlen der Wassernuß gedient, da von Getreide trotz eifrigen Suchens keine Spur zu entdecken war, während sonst selbst feine Pflänzchen und Blätter sich gut erhalten zeigten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Krainer Pfahlbauern der Steinzeit auf den Gewässern in der Umgebung ihrer Wohnstätten die Wassernuß systematisch pflögten. Wurde sie doch (nach Buschan) von den Mönchen des Klosters Sittich in Krain noch im 18. Jh. in ihren Teichen kultiviert, und sind doch ihre Früchte nicht nur bei den Indern und Chinesen und den Anwohnern des Kaspi-Sees, sondern auch bei den Landleuten Oberitaliens und unsern dessauischen Bauern noch in der Gegenwart ein beliebtes Nahrungsmittel“ (Hoops *Reall.* IV 486). Aus einer Beobachtung wie jener im Laibacher Moor ohne weiteres auf ein Sammler-Dasein schließen zu wollen, geht nicht an; mag dort auch kein Getreide gebaut worden sein, so hat man immerhin Rind, Ziege, Schaf und Schwein daselbst als Haustiere gehabt. Es muß hier die Frage aufgeworfen werden — die Richtigkeit der Fundbeobachtung natürlich vorausgesetzt —, warum uns im Bereiche jener Siedelung im Gegensatz zu den anderwärts die Regel bildenden Verhältnissen kein Ackerbau begegnet.

In einzelnen Alpentälern der Schweiz ist heute noch Hackbau anzutreffen. „Gibt es doch heute noch Schweizer, die erst bei Anlaß des Militärdienstes zum ersten Male in ihrem Leben einen Pflug zu sehen bekommen“ (Vierteljahrsschr. d. Naturf. Ges. Zürich 62 [1917] S. 83 Brockmann-Jerosch). Aus

Småland werden Spuren eines ehemaligen, zeitlich nicht genau festzulegenden Hackbaues gemeldet. (Zschr. f. wiss. Geogr. 2 [1881] S. 173 Arosenius). Aber es geht nicht an, diese Zeugnisse ohne weiteres im Sinne einer Vorstufe des Ackerbaues zu deuten, sie also als Rest einer anderwärts überwundenen Wirtschaftsform aufzufassen. Es ist sehr gut denkbar, daß die Form des Hackbaues dort, wo sie in Gegenwart und Vergangenheit Europas uns entgegentritt, aus den besonderen Verhältnissen der Landeskultur heraus erklärt werden kann. Möglich, daß in jenen Alpentälern der Pflug gar nicht anzuwenden ist, und daß in Småland steiniger Boden den Gebrauch allein der Hacke erlaubt. Das Fehlen des Pfluges unter besonderen Umständen bedeutet noch nicht das Nichtvorhandensein der übrigen Elemente der Pflugkultur; und man wird von dieser auch dann sprechen dürfen, wenn sie den einen oder anderen Bestandteil verliert. Eine schematische Betrachtung ist auch hier fehlerhaft.

Mannusbibl. Nr. 26 (1921) S. 37 und 40 Kosinna; Montelius *Kulturgesch. Schwedens* 1906 S. 60 (Karte); Mannus 3 (1911) S. 49f. Schetelig; Ailio *Wohnplatzfunde* S. 8f. und 110.

§ 31. II, 6) Die dem Vollneol. eigene Autarkie wird aber durch eine Anzahl von Gewerben durchbrochen. Vielfach erst schwer greifbar und in ihrem Umfang noch nicht bekannt, steht die Tatsache des Vorhandenseins der Gewerbetreibenden doch schon fest. Abgesehen von den zahlreichen Beobachtungen des in dieser Zeit stattgehabten Handels (s. Handel A), welcher ohne Handwerk nicht denkbar ist, sprechen auch manche Erwägungen dafür. Es fragt sich doch sehr, ob die technischen und künstlerischen Fähigkeiten, welche bei der Herstellung so vieler Gegenstände aus Stein, Knochen, Geweih und Ton zur Anwendung gekommen sind, Allgemeingut der Bevölkerung waren. Viel mehr Wahrscheinlichkeit hat die Annahme für sich, daß Einzelne sich diese Veranlagung zunutze gemacht haben. Auch die Übung macht viel aus; wer mehrere Geräte einer Art auf einmal anzufertigen hatte, dem wurden die Handgriffe sehr bald geläufig, und er hob sich damit über die anderen hinaus. Die idg. Ursprache, d. h. die Sprache

eines Teiles der vollneol. Bevölkerung Europas, kannte wohl die Bezeichnungen für kaufen, Kaufpreis und Tausch, nicht aber eine solche für einen berufsmäßigen Kaufmann. Die Ausbildung dieses letzteren Standes ist sprachlich vielmehr erst bei den Einzelvölkern, und dort mit ziemlicher Deutlichkeit, zu verfolgen. Also hat das Spätneol. den Kaufmannsstand noch nicht gekannt. Damit ist nicht gesagt, daß es nicht doch bereits im Vollneol. gelegentlich Händler von Beruf gegeben hat. Ohne diesen Stand ist ein Handel über weite Strecken hin nicht denkbar. Das Nichtvorhandensein von berufsmäßigen Kaufleuten im Vollneol. kann also als ein Zeugnis für das Fehlen des Fernhandels in dieser Zeit angesprochen werden. Damit steht die Tatsache im Einklang, daß ein Handel über die Grenzen der Kulturkreise im Vollneol. hinaus kaum stattgefunden hat.

In welchem Maße für diese Zeit die Möglichkeit handwerksmäßiger Herstellung von Geräten und auch gewerblicher Förderung des dazu erforderlichen Rohstoffes in Betracht gezogen werden muß, ergibt sich aus der Tatsache, daß in Belgien, Nordfrankreich, England und Schonen Abbau von Feuerstein in z. T. ansehnlichen Betrieben und zumeist auf bergmännische Art mit Hilfe von Stollen und Schächten stattgefunden hat, welcher teils in das Vollneol. fällt, teils aber bereits in das Campignien gehört (s. Bergbau A § 2—11). Es liegen da Zeugnisse des Abbaus in einem Umfange vor, welcher es als ausgeschlossen erscheinen läßt, daß durch ihn nur die Bedürfnisse Einzelner gedeckt worden seien. Man denkt vielmehr an gewerbliche Betriebe, deren Inhaber ausschließlich oder fast ganz von ihnen lebten, und hat damit ein beredtes Zeugnis der Arbeitsteilung bereits im Frühneolithikum.

Dieses sind die Belege und Anzeichen des Vorhandenseins einer Bevölkerungsschicht, welche nicht unmittelbar an der Erzeugung von Nahrungsmitteln teilnahm. Es wäre nun aber falsch, sich den Umfang dieses Kreises von Gewerbetreibenden als ansehnlich vorzustellen. Es ist natürlich kein Mittel vorhanden, ihn zahlenmäßig zum Ausdruck zu bringen; man geht aber wohl kaum fehl in der Annahme, daß er gegenüber der

landwirtschaftlichen Bevölkerung noch weit mehr in den Hintergrund trat, als das heute hinsichtlich der Gewerbetreibenden in den Dörfern im Vergleich mit der Menge der Bauern der Fall ist.

§ 32. II, 7) Die Stellung der beiden Geschlechter in der Wirtschaft gestaltet sich im Vollneol. wesentlich anders als während des Paläolithikum. Überall dort, wo die Pflugkultur sich eingeführt hat, nimmt der Mann an der Beschaffung der pflanzlichen Nahrung regen Anteil. Er hat einen wesentlichen Teil der ursprünglichen Lasten der Frau auf sich genommen.

Die Tätigkeit der Frau ist jetzt auf Haus und Hof beschränkt, ferner auf die Gartenbeete, soweit solche vorhanden sind. Diese Entlastung hat die Frau aber auch dringend nötig, weil der Kreis ihrer häuslichen Aufgaben mit den Fortschritten der Kultur seit dem Paläol. eine wesentliche Erweiterung erfahren hat. Man denke nur an die Behandlung des Flachses sowie an das Spinnen und Weben (s. Textiltechnik A), ferner an die Herstellung der Tongefäße und ihrer Verzierungen (s. Töpferei A). Vielleicht darf man aber richtiger sagen, daß erst diese Entlastung der Frau von der Beschaffung eines wesentlichen Teiles der Nahrung es ihr ermöglicht hat, mannigfaltig schöpferisch tätig zu sein und diejenigen Kulturgüter heranzubilden, welche mit zu den materiellen Erscheinungen des Vollneol. gehören. Falls diese Auffassung richtig ist, hätte also die Einführung der Pflugkultur die Voraussetzung der Entfaltung der weiblichen Handfertigkeit gebildet.

Dem Manne obliegt jetzt die Bestellung des Ackerfeldes und die Pflege der Zugtiere; daneben widmet er sich der Jagd. Auch die Versammlungen der Männer werden ihn beanspruchen; freilich sind wir hinsichtlich der Frage ihrer Bedeutung und ihres Umfanges im Vergleich mit denjenigen der paläol. Zeit nur auf Vermutungen angewiesen.

Diese Art der Arbeitsteilung gilt nur für die Gebiete der Pflugkultur. Dort, wo Hackbau oder die Sammelwirtschaft den Menschen ernährte, werden sich die Verhältnisse von denen des Paläol. gar nicht oder nur kaum unterschieden haben. Aber es fragt sich sehr, ob selbst dort, wo die Pflugkultur den Aufgabenkreis der Frau einer Wandlung

unterzogen hatte, das Los des weiblichen Geschlechtes besser geworden ist, als es ehemals im Paläol. gewesen war.

§ 33. III, 1) Weder die Größe noch das Vorhandensein einer Befestigung, noch die Verleihung des Marktrechtes machen das Wesen einer Stadt aus. Eine Siedelung kann noch so groß sein, sie bleibt ihrem wirtschaftlichen Charakter nach ein Dorf, wenn ihre Einwohner ausschließlich bäuerlichen Beschäftigungen nachgehen. Zu dem Wesen der Stadt aber gehört das Vorhandensein von Bevölkerungselementen, welche nicht unmittelbar auf die Erzeugung von Nahrungsmitteln ihr Dasein gründen. Hierher sind zu rechnen in erster Linie sämtliche Gewerbetreibende; sodann die Vertreter des geistigen, namentlich des religiösen Lebens, die Beamten und endlich die Berufssoldaten. Diese Kreise bedingen die Zufuhr von Nahrungsmitteln, welche gegen Hergabe von Geld oder auf Grund einer Verpflichtung erfolgt. Ihr Vorhandensein hat also die Einstellung der Nahrungsmittelherzeugung auch auf sie und zwar im Sinne der Vergrößerung ihres Umfanges zur Folge; es bewirkt eine Hebung der Wirtschaftsform über die Stufe der reinen Naturalwirtschaft hinaus, den Beginn einer im Laufe der Zeit immer künstlicher zusammengesetzten Entwicklung.

Nur in seltenen Fällen finden sich in einer Stadt keine ländlichen Wirtschaftsbetriebe; aber sie dürfen nicht so zahlreich sein, daß sie der betr. Siedelung das Gepräge geben, welche dann die Bezeichnung als Stadt nicht verdient. Eine scharfe Grenze zwischen Stadt und Dorf gibt es nicht und hat es nie gegeben. Größere Siedelungen, vorwiegend ländlichen Charakters, welche mehr Gewerbetreibende beherbergen als ein gewöhnliches Dorf, und die gleichzeitig der politische und geistige Mittelpunkt ihrer Gegend sind, bilden den Übergang und tragen eine besondere Bezeichnung (Flecken, Markt).

§ 34. III, 2) Überall dort auf der Erde, wo eine Arbeitsteilung stattfindet, ist die Voraussetzung der Entwicklung städtischer Gemeinwesen gegeben. In der Vergangenheit war das in um so geringerem Umfange der Fall, je weiter zurück man sich in ihr bewegt. Denn die wirtschaftliche Struktur der Menschheit war mit zunehmender Entfernung von der Gegenwart immer einfacher und die

Kopfzahl der Menschen immer geringer. Es ist somit einer besonderen Untersuchung wert, wo auf der Erde zuerst die städtische Entwicklung vor sich ging; es muß damit gerechnet werden, daß die verschiedensten Gebiete unabhängig voneinander dazu gekommen sind.

Das Vorhandensein städtischer Siedlungen ist der Ausdruck der Arbeitsteilung. War es irgendwo infolge besonderer Umstände zu einer solchen gekommen, dann bedeuteten die Gewerbe ein Übergewicht der betreffenden Gegend über die Umgebung in wirtschaftlicher Hinsicht. Das Streben nach neuen Absatzgebieten, die Entwicklung der Gewerbe in technischer Hinsicht und nach ihrem Umfang führten zu einer räumlichen Ausdehnung des Städtewesens auch in andere Gebiete. Diese übernahmen also die einen besonderen Wirtschaftskörper darstellende, städtische Bevölkerung als etwas Fertiges, wenn auch immerhin der Weiterausgestaltung Fähiges.

Auf europ. Boden faßt das Städtewesen zuerst im SO Fuß, um von da aus langsam Raum zu gewinnen. Es tritt uns im kretmyk. Kreise (s. Kreta B, Mykenische Kultur) fertig ausgebildet entgegen und ist zusammen mit zahlreichen Elementen dieser Kultur aus Vorderasien dorthin gekommen. Erweist sich somit das Heimatland unserer Pflugkultur als die Heimat auch unseres Städtewesens, so drängen sich die Fragen auf, wie es gerade dort zuerst zu so reger Arbeitsteilung gekommen ist, sowie, ob ein ursächlicher Zusammenhang der Tatsache zugrunde liegt, daß daselbst sowohl die Pflugkultur als auch die städtische Entwicklung beheimatet sind.

Dieselbe Bauernbevölkerung, welche während des Vollneol. auf dtsh. Boden sich findet, wird zur gleichen Zeit auch in West-, Süd- und Südosteuropa angetroffen. Ihre Erscheinungsform freilich ist von derjenigen der mitteleurop. verschieden. Es sind beachtliche Unterschiede in der materiellen und geistigen Kultur festzustellen, welche zumeist wohl auf die Verschiedenheiten der Landesnatur zurückgehen. Aber im ganzen kann man diese bäuerliche Kultur des europ. Vollneol. als einheitlich und gleichmäßig hoch betrachten, namentlich im Hinblick auf die überall einander gleichenden wirt-

schaftlichen Verhältnisse, welche ihre Grundlage darstellen.

Während der beiden letzten Jht. vor Beginn unserer Zeitrechnung ändert sich dieses Bild. Zur Zeit der röm. Kaiser leben n. der Grenzen des Weltreiches die Menschen noch auf derselben Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung wie schon lange vorher, und die mannigfache Ausgestaltung ihrer materiellen Kultur darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie sich von den Bauern des Vollneol. nur wenig unterscheiden. Aber auf den s. Halbinseln des Erdteiles ist währenddessen allenthalben ein städtisches Wirtschaftsleben entstanden, eine straffe staatliche Organisation vorhanden, werden ferner einige Wissenschaften bereits getrieben.

Warum geht die Entwicklung s. von Alpen und Donau einen Weg, der so ganz verschieden ist von derjenigen im N des Erdteiles? In der Landesnatur kann dieser Unterschied nicht begründet sein, denn im Mittelalter holt der N den Vorsprung Südeuropas wieder ein. Als Grund dieser Erscheinung kommt die Tatsache in Betracht, daß die mittl. und n. Teile Europas von den Gebieten der ältesten Kultur auf der Erde weiter entfernt sind als die südeurop. Halbinseln, welche zudem auf dem Wasserwege leicht erreicht werden können, und die eine große Küstenausdehnung haben. Schon zur Zeit des europ. Vollneol. findet sich in den Strom-Oasen Vorderasiens und in Ägypten eine hochentwickelte Kultur, welche in der Art der wirtschaftlichen Verhältnisse, in der sozialen Gliederung und der politischen Organisation, sowie in dem Vorhandensein der Anfänge der Wissenschaft zum Ausdruck kommt. Vom Beginn des 2. vorchrist. Jht. an dehnt sich diese Kultur in w. Richtung aus. Sie erfährt auf diesem Wege mannigfache Umbildung und Ausgestaltung. Zuerst wird sie der griech. Inselwelt zuteil, dann dem griech. Festlande selbst, noch später der Apennin-Halbinsel und den Küsten des w. Beckens des Mittelmeeres, sowie derjenigen des Schwarzen Meeres. Von den Städten an der südruss. Küste geht ein großer Einfluß auf die nordwärts davon wohnenden einheimischen Völker aus (s. Südrußland D). In Westeuropa hat diese Erscheinung eine Parallele: auf dem Wege die Rhone aufwärts fällt ein Abglanz dieser städtischen

Kultur auf die Kelten. Das germ. Siedlungsgebiet, sowie Britannien und Mittelrußland liegen noch weiter n., sind also noch schwerer zu erreichen und erweisen sich darum unbeeinflusst von ihr; dasselbe gilt von großen Teilen Spaniens sowohl wie auch der Donauländer. Die Zeit, in der die Nordgrenze des röm. Weltreiches längs Rhein und Donau verläuft, ändert nichts an der Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse bei den außerhalb des Reiches wohnenden Fremdvölkern; denn die Einwirkung Roms auf sie ist äußerst gering. Erst die Besitznahme der röm. Provinzen durch die Germanen in der geschichtlichen Völkerwanderungszeit bringt diese letzteren in so enge Berührung mit der antiken Kultur, daß eine tiefgehende Beeinflussung als Folge davon festgestellt werden kann.

Nun erhebt sich die Frage, warum gerade in den Strom-Oasen Vorderasiens (s. d. und Mesopotamien) und wohl auch in Ägypten (s. d.) diese älteste Kultur sich entwickelt hat. Die Antwort geben die natürlichen Daseinsbedingungen. Beiderseits jeder Strom-Oase dehnen sich endlose Wüsten aus. War einmal ein Flußtal im wesentlichen unter landwirtschaftliche Kultur genommen, dann konnte also der Bevölkerungsüberschuß, welcher im Laufe einiger Zeit sich gebildet hatte, nicht abwandern und sich neues Siedlungsland suchen. So zwang hier die Natur zur Erschließung neuer Nahrungsquellen und zum Ausbau der bereits vorhandenen. Das ganze Leben dieser Strom-Oasen klammert sich an den Fluß, an das Wasser. Nutzte man dieses über das Maß seiner alljährlichen Überschwemmungen aus, indem man die überschwemmte Fläche künstlich vergrößerte, dann, aber auch nur dann allein, konnte der Hunger gestillt werden. Und so mußte man die Abwicklung dieser Überschwemmungen studieren, ihre Anzeichen, ihr Ausmaß und ihre Dauer. Man mußte weiter, um die vielen Menschen ernähren zu können, mit dem zur Verfügung stehenden Wasser sparsam sein, es einteilen; und zur Bewässerung (s. d.) der vom Fluß entfernter liegenden Äcker war die Erbauung von Kanälen und von Schöpfwerken mit einer bestimmten Leistungsfähigkeit erforderlich. Die chronol. Anhaltspunkte innerhalb eines jeden Jahres ergaben sich aus der

Beobachtung der Gestirne; für die anderen Notwendigkeiten waren keine natürlichen Hilfsmittel außer dem Zwang vorhanden, sie auszuführen. So ist man dort damals schon zu den Anfängen der Wissenschaften gekommen, nämlich zur Astronomie (s. d. und Sternkunde) und Mathematik (s. d.). Und weitere mannigfache und zum Teil sehr wertvolle Anregungen ergaben sich aus dem Zusammenleben so vieler Menschen auf dem für den Einzelnen immer kleiner werdenden Raum. Diese ständige Verdichtung der Bevölkerung hat zur Arbeitsteilung und Entstehung städtischer Gemeinwesen in unserem Sinne geführt, zu einer straffen staatlichen Organisation mit Berufsbeamten und mit einem Heer (s. d.), zur Ausbildung eines entwickelteren Rechtswesens, zur Erfindung der Schrift (s. d.), um nur die wichtigsten der Fortschritte zu nennen.

In der Unmöglichkeit für den natürlichen Überschuß der Bevölkerung, sich neues Siedlungsland zu suchen, in dem sich daraus ergebenden Zwang zur Ermittlung neuer Nahrungsquellen, darin ist die Ursache der Entstehung der ältesten Kultur gerade in den Strom-Oasen zu erkennen. Die auf diese Art erzielte stärkere Nutzung des Bodens führte zur Verdichtung der Bevölkerung und zur Entwicklung aller Keime höherer Gesittung, welche aus dem engen Wohnen zahlreicher Menschen nebeneinander sich ergeben. Ein solcher Zwang hat auf europ. Boden während des Vollneol. gefehlt; er war auch in der Folgezeit der vorgesch. Kulturentwicklung in diesem Erdteil kaum irgendwo vorhanden. Die städtische Entwicklung ist in fertigem Zustande nach Europa gekommen. Die Langsamkeit ihrer Ausbreitung daselbst in dem 2. und 1. Jht. v. C. hat wohl darin ihren Grund, daß die Bevölkerung noch viel zu dünn war, um eine breitere gewerbliche Schicht tragen zu können.

Wie außerordentlich schwach im Vergleich mit den uns geläufigen Verhältnissen die Besiedelung der größten Teile Europas während der hier in Rede stehenden Zeiten gewesen ist, geht auch aus folgendem hervor. Vom Neol. an bis zum frühen Mittelalter sehen wir den Überschuß der Bevölkerung sich neue Wohnplätze suchen. Anbaufähiges Land ist genug vorhanden; es wird wohl knapper im Laufe der Zeit, so daß man mit-

unter zum Schwerte greifen muß, um es sich zu erkämpfen. Aber lieber dieses, als durch gründlichere Ausnützung der Natur, d. h. durch ein überlegtes Abweichen von dem Althergebrachten, den Bodenertrag zu heben und damit eine Verdichtung des Siedlungsnetzes zu ermöglichen! Noch zu der Zeit, da Rhein und Donau röm. Grenze sind, sehen wir germ. Scharen aus diesem Grunde in sö. Richtung abwandern. Die Möglichkeit der Vergrößerung des Siedlungsgebietes auf diese Art ist die ganze vorgesch. Zeit hindurch außerhalb der Länder der antiken Kultur gegeben; deshalb kommt es dort nicht zu einer dichteren Besiedelung und damit auch nicht zu einer Änderung der bäuerlichen Verhältnisse.

§ 35. III, 3, a) Die Verdichtung der Bevölkerung führt zu einer stärkeren Arbeitsteilung, als sie bei den dünn siedelnden Bauern vorhanden ist, und damit zur Herausbildung der Stadt. Sie hat ferner die Entwicklung des Rechtes zur Folge. Die nachbarlichen Beziehungen müssen geregelt werden; der Besitz ist festzustellen und zu umschreiben. Auch die Stellung des Einzelnen der Allgemeinheit gegenüber verlangt nach Regelung, sowohl hinsichtlich der Pflichten wie auch der Rechte. Hieraus entsteht langsam der Staat. Das Werden von Stadt und Staat läuft nebeneinander her. Stadtstaaten sind die ältesten wirklich staatlichen Gebilde, welche wir kennen.

Göttliche Wesen sind nach der sumer. Vorstellung zu den Menschen auf die Erde hinabgestiegen und haben sie mancherlei gelehrt. Eines von ihnen wird genauer beschrieben; „es verkehrte am Tage mit den Menschen, ohne Speise zu sich zu nehmen, überlieferte den Menschen die Schriftzeichen, Wissenschaften und Künste aller Art, lehrte sie die Besiedelung von Städten, die Errichtung von Tempeln, die Einführung von Gesetzen und die Landesverfassung, zeigte ihnen das Säen und Einerntn der Früchte und überlieferte den Menschen überhaupt alles, was zur Kultivierung des Lebens gehört. Seit jener Zeit habe man nichts anderes darüber Hinausgehendes erfunden“ (B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I [1920] S. 228). Diese Vorstellung von der göttlichen Abstammung des Handwerkes ist der Ausdruck seiner hohen Wertschätzung.

Schon in der altsumer. Zeit sehen wir die Gewerbe blühen. Der Priesterkönig Gudea (um 2600) zog Handwerker verschiedener Gattungen zu seinen Bauten heran; er berichtet auch von Handelsfahrten seiner Karawanen. Hammurabi (um 2100) bestimmte in seinem Gesetzbuch den täglichen Lohn der Steinmetzen, Schmiede, Zimmerleute, Schuster, Schiffbauer (?) und Maurer. Schon in dieser frühen Zeit wurden den kleinen Gewerbetreibenden durch Großkaufleute und die wirtschaftlich sehr mächtigen Tempelverwaltungen ein sehr scharfer Wettbewerb bereitet.

Diese starke wirtschaftliche Gliederung setzt das Vorhandensein von Städten voraus. Solche gab es in Mesopotamien spätestens vom Ende des 4. Jht. an. Die erste hist. greifbare Persönlichkeit ist Mesilim aus der 2. Dyn. von Kisch (etwa 3250), welcher in einem Streite zwischen Lagasch (s. d.) und Umma (s. d.) vermittelte und die Grenze beider durch eine Stele festsetzte. Die Geschichte dieser Frühzeit lehrt das Vorhandensein einer Anzahl von Dyn., deren jede das Haupt eines Stadtstaates darstellte; und die einander vielfach befehdeten. Sie führten unter Verwendung ansehnlicher Hilfsmittel große Bauten auf. Ur-Nina von Lagasch (um 3150) berichtet von der Anlage von Tempeln und Kanälen; seine Handelsbeziehungen dienen im besonderen dem Erwerb von Bauholz. Die künstliche Bewässerung reicht also mindestens in diese Zeit zurück; die Besiedelung des Zweistromlandes muß also schon damals so dicht gewesen sein, daß in großen gemeinsamen Arbeiten neues anaufähiges Land gewonnen werden mußte.

Im Laufe der Zeit bekommt eine der untereinander kämpfenden Städte die Führung auf die Dauer und vereinigt fast das gesamte Flußgebiet zu einem einheitlich verwalteten Staatsganzen. Es wird kein Zufall sein, daß in Ägypten die Entwicklung ganz ähnlich vor sich geht, indem das dortige Reich aus den Gauen (s. d. B) zusammenwächst. Mit zunehmender Vermehrung der Bevölkerung wird das Interesse der Anwohner des Flusses an diesem immer größer; das Ausmaß der Bewässerungsarbeiten wächst. Die Gemeinsamkeit des Interesses, die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens, der Zwang zur

Rücksichtnahme aufeinander führen zum sumer. Staat und ebenso zum ägyptischen.

Die sumer. Städte haben nach den schriftlichen Quellen sich sehr wahrscheinlich in drei verschiedene Kreise von Interessenten wirtschaftlich gegliedert: die Stadtfürsten, die Privatleute und die Tempel. Die Tempel hatten einen großen Besitz an Land. Der größte Teil der Stadtbewohner war wirtschaftlich bei den verschiedenen Tempeln eingegliedert. Als die Bezirke der Städte können also die Tempelgemeinden angesprochen werden. Jede Stadt umschloß so viele „Tempelstädte“, wie sie Tempel in ihren Mauern besaß. Alle „Tempelleute“ bekamen einen Anteil an Ackerland desjenigen Tempels zur Bebauung zugewiesen, zu dem sie gehörten. Auf einem Teil seines Bodens betrieb jeder Tempel Landwirtschaft für den eigenen Bedarf. Zwecks Bewältigung gemeinsamer Arbeiten waren die Tempelstädte jeder Stadt zu einem Verband zusammengeschlossen, dessen Führer in Vertretung des Stadtgottes der Stadtfürst war. Deutlich ist dessen Bestreben zu erkennen, auf jede — wöhmöglich auch widerrechtliche — Weise die Privatwirtschaft auf Kosten der Tempelwirtschaft zu vergrößern. Die anfänglich an Ausdehnung überwiegende Tempelwirtschaft tritt an Bedeutung zugunsten der Privatwirtschaft langsam zurück. Diese Beobachtung lehrt, daß die Annahme kaum richtig ist, die wirtschaftliche Entwicklung Babyloniens habe ihren Ausgang von der großen Eigenwirtschaft der sumer. Stadtfürsten genommen.

Besonderen Wert hat die Feststellung des Vorhandenseins der Tempelstädte, d. h. von Organisationen im Anschluß an Stätten religiösen Kultes. Man glaubt hier einen kleinen Kirchenstaat zu erkennen, welcher langsam durch einen weltlichen Verband abgelöst worden ist. Noch läßt sich diese Entwicklung nicht beweisen, noch ist auch der Werdegang der Tempelstadt in Dunkel gehüllt. Aber man ahnt gewisse Zusammenhänge und denkt daran, daß die Pflugkultur — die Richtigkeit der Theorie Ed. Hahns vorausgesetzt — aus religiösen Vorstellungen und Gebräuchen sich entwickelt hat, und zwar gerade in Vorderasien! Also auch da der Weg vom Religiösen zum Weltlich-praktischen! Vielleicht stützt das eine Ergebnis

das andere. Daß ein geistlicher Staat den Anfang machte, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß die Pflugkultur auch von Priestern geschaffen wurde. Die letztere ist offenbar aus geistigen Anschauungen heraus entstanden. Die Geistlichkeit hatte also die Führung, und sie hat diese zu einer politischen ausgestaltet, als dann weiterhin die rechtlichen Begriffe, insbesondere der Staat, ihre Ausbildung erfuhren. Und umgekehrt kann man sagen: Wenn in dieser ältesten hist. Zeit die Tempelstadt abgelöst wird durch die weltliche politische Gemeinschaft, dann hat in der vorangegangenen Zeit die Priesterschaft die führende Rolle innegehabt, dann kann diese sehr wohl auch die Pflugkultur — wenigstens hinsichtlich ihres Gehaltes an geistigen Vorstellungen — geschaffen haben.

Es ist nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die Herausarbeitung des Begriffes der sumer. Tempelstadt offenbar ohne Bekanntschaft mit der Theorie von Ed. Hahn erfolgte, sowie daß die letztere bereits einige Jahrzehnte vor der staatswissenschaftlichen Erkenntnis der ersteren ausgesprochen worden ist.

L. Metchnikoff *La civilisation et les grands fleuves historiques* 1889; A. Matteuzzi *Les facteurs de l'évolution des peuples* 1900; A. Schneider *Die Anfänge der Kulturwirtschaft. Die sumerische Tempelstadt* (Plenge, Staatswiss. Beiträge, Heft 4) 1920.

§ 36. III, 3, b) Bald nach dem Beginn des 2. Jht. v. C. entwickelt sich auf Kreta (s. d. B) eine städtische Kultur, welcher sich bald eine solche auf dem festländischen Boden Griechenlands anschließt. Zahlreich sind die orientalischen Einflüsse in ihrem materiellen und geistigen Kulturgut, zahlreich auch die Anzeichen sowohl starker sozialer wie mannigfacher wirtschaftlicher Gliederung der Bevölkerung. Aber die Großartigkeit der Paläste und der Befestigungen darf nicht übertriebene Vorstellungen von der politischen Bedeutung dieser Gemeinwesen hervorrufen. Etwas anderes als Stadtstaaten hat es hier nicht gegeben. Diese Erscheinung ist ganz auf Griechenland und die griech. Inselwelt beschränkt. Ihre Isoliertheit in dem damaligen Europa geht auch aus der Tatsache hervor, daß die Handelsbeziehungen des kret.-myk. Kreises in ö. Richtung sehr rege und ausgedehnt sind, während sie sich auf europ. Boden nur auf Mazedonien,

Unteritalien (s. Italien und der Orient) und Sizilien (s. d. BIII) erstrecken. Die Anregung zur Herausbildung dieser Kultur hat der Orient gegeben, mit welchem der kret.-myk. Kreis in enger Fühlung steht.

Das Erbe dieser Welt des 2. Jht. haben die Griechen angetreten. Anfänglich sind sie als Neuankömmlinge in dem Gebiete der ehemaligen kret.-myk. Kultur im wesentl. auf eine agrarische Wirtschaftsordnung eingestellt; bald aber zwingen Bevölkerungsdichte und Landesnatur, unterstützt ebenso durch Anregungen aus dem O wie durch eine gewisse Tradition der vorangegangenen Kultur, zu gewerblicher Tätigkeit. Der kleine hellenische Stadtstaat ist darauf angewiesen, dasjenige zum Lebensunterhalt von außen zu beziehen, was sein von der Natur nur eng umgrenztes Gebiet nicht liefert. Seine Gegengabe sind erst Naturerzeugnisse; aber ihrer Gewinnung hat die Natur Schranken gesetzt, und so wirft man sich auf Gewerbe und Handel. Die Folge dieser Betätigung ist die in der homerischen Poesie deutlich in Erscheinung tretende Vergrößerung des geogr. Gesichtskreises. Der Handel erstreckt sich vom Pontus bis Sizilien, ja sogar bis Spanien. Neben den Handwerkerstuben entstehen Fabriken, welche für die Ausfuhr arbeiten und daher ihre Waren mit Fabrikmarken versehen. In diesem Verkehr genügt das Vieh nicht mehr als Wertmesser, und so geht man von der Natural- zur Geldwirtschaft über. Die rasche Verbreitung, welche die Münzprägung bei den Griechen gefunden hat, ist der Ausdruck des dafür vorliegenden Bedürfnisses (s. a. Geld).

Das Ergebnis dieser Entwicklung ist die griechische (s. d.) Kolonisation. Wenn sie auch teilweise die Versorgung des Bevölkerungsüberschusses mit anbaufähigem Neuland bezweckt, so hängt sie doch nicht minder mit der Entwicklung der kapitalistischen Verkehrswirtschaft zusammen. Diese Kolonisation des 8. und 7. Jh. trägt im Zusammenhang mit dieser Wirtschaftsordnung das Städtewesen an die Küsten des Schwarzen Meeres und diejenigen Südeuropas. Die so entstehenden Kolonialstädte beherbergen neben Ackerbürgern zahlreiche Gewerbetreibende und Kaufleute, welche sich auf das Hinterland der neuen Heimat einstellen. Es findet keine Kolonisation über Flächen

hinweg statt; sie beschränkt sich gleichsam nur auf Punkte. Lediglich im s. Rußland (s. Südrußland D) und im heutigen Frankreich ist ein stärkerer Einfluß auf die bodenständige Bevölkerung festzustellen. Aber es muß beachtet werden, daß dieser sich im wesentlichen auf Güter der materiellen Kultur begrenzt. Eine Änderung der Wirtschaftsform des Hinterlandes der Kolonialstädte findet nicht oder doch nur in geringem Umfange statt. Mag auch daselbst eine gewisse Zunahme der gewerblichen Betätigung die Folge der städtischen Nachbarschaft gewesen sein, so hat sie doch kaum zur Entstehung städtischer Siedelungen ausgereicht.

Als die Griechen in Ober- und Mittelitalien einige vereinzelte Kolonialstädte gründeten, kamen sie mit den Etruskern (s. d.) in Berührung, dem damals mächtigsten Volk auf der Apennin-Halbinsel. Sein Siedlungsgebiet reichte von der Westküste bis zur ö. und enthielt auch eine Anzahl von Städten. In politischer Hinsicht bildete dieses Volk keine Einheit, sondern war in Stadtgemeinden eingeteilt. Ein Zusammenschluß mehrerer Städte fand offenbar immer nur vorübergehend für gemeinsame Unternehmungen statt. Für den griech. Handel war dieses etrusk. Siedlungsgebiet ein sehr aufnahmefähiges Absatzfeld. Allerdings lernten die Etrusker sehr rasch von den Griechen und entwickelten eine eigene Industrie, die den übrigen Bewohnern Italiens viel vermittelte. Die Erklärung dafür, daß die griech. Kolonisation in Etrurien Siedelungen städtischer Art, also ein sehr reges gewerbliches Leben, bereits vorfand, bietet die Herkunft der Etrusker (s. d.): sind diese doch sehr wahrscheinlich Auswanderer aus Kleinasien, welche um 1000 v. C. von ihrer neuen Heimat auf ital. Boden Besitz ergriffen haben. Danach brachten sie die städtische Wirtschaftsordnung aus dem Orient mit zu einer Zeit, da diese auf europ. Boden sonst nur in Griechenland und auf der griech. Inselwelt anzutreffen war.

Die Entwicklung des röm. Weltreiches und seine Ausgestaltung zu einem großen Wirtschaftskörper in der Folgezeit hat zur Ausdehnung des Städtewesens nicht nur auf die übrigen Mittelmeerländer geführt, sondern ihm auch in Mittel- und Westeuropa Eingang verschafft. Bis zur Grenze des Reiches, Rhein, Limes und Donau, ent-

standen jetzt Städte, löste die röm. Weltwirtschaft mit ihrem verwickelten Getriebe eine fast rein bäuerliche Wirtschaftsordnung ab.

§37. IV. Während in Südeuropa die städtische Kultur langsam Boden gewinnt und sogar auf Mitte und Westen des Erdteiles übergreift, erfahren in den übrigen Teilen von Europa die wirtschaftlichen Verhältnisse keine wesentliche Änderung. Die grundlegende Erscheinung der Wirtschaft des Vollneol., nämlich die Selbständigkeit der Haushaltung in bezug auf die Beschaffung der Lebensmittel durch Pflugbau und Haustierzucht wie auch des übrigen Unterhaltes und das Vorhandensein eines nur kleinen Kreises von Gewerbetreibenden daneben, ist auch diejenige der Folgezeit. Nicht nur die unmittelbare Beschaffung der Nahrungsmittel bleibt dieselbe; auch die Zusammensetzung der Bevölkerung hinsichtlich der Art der Erwerbung ihres Unterhaltes erfährt im wesentlichen keine Veränderung.

Im Vergleich mit der beachtlich hohen Stufe, welche der Ackerbau im Vollneol. bereits erreicht, bedeutet es nicht viel, wenn zu den 5 verschiedenen, damals bekannten Getreidearten im Verlaufe der BZ der Hafer (s. d.) und während der letzten Jh. v. C. der Roggen (s. d.) hinzukommt. In Südeuropa ist der Hafer erst in der hist. Zeit bekannt geworden, und zwar in der Form *Avena byzantina*, deren Stammform im Mittelmeergebiet wächst; er fehlt unter den sonst so mannigfachen Sämereien von Troja. Die Funde bronzezeitl. Hafers beschränken sich auf die Alpenländer, Deutschland und Dänemark. Sie gehören sämtlich der Gattung *Avena sativa* an. Diese ist die Kulturform des in den südosteurop. Steppen beheimateten Flughafers (*A. fatua*), welcher als Unkraut auch einmal in einer „hallstattzeitl.“ Schicht bei Magdeburg erscheint. So ist wenigstens die Richtung bekannt, in der die Heimat des Kulturhafers gesucht werden muß; aber es bleibt noch unklar, wie das Kulturgewächs entstand. Vielleicht war es Unkraut unter der später reifenden Pferdebohne (Hoops *Reall.* II 352 ff.; *Geogr. Zschr.* 22 [1916] S. 333 Th. H. Engelbrecht). Bei dem Roggen schließen die Verbreitungsgebiete der wilden Stammform (*Secale anatolicum Boissier*) und des Kulturgewächses (*Secale cereale L.*)

einander aus. Die Stammform ist in Vorderasien und dem sw. Sibirien weit verbreitet. Die Kulturpflanze begegnet zuerst in der vorröm. EZ in Schlesien und Mähren. Sie ist nach sprachl. Zeugnis erst nach der germ. Lautverschiebung, d. h. nach 500 oder 400 v. C., zu den Germanen gelangt. Der Name der Roggen bedeutet höchstwahrscheinlich „Roggenbauer“ oder „Roggenesser“; wohl sie haben als erster der germ. Stämme den Roggenbau übernommen. In den Schweizer Pfahlbauten fehlt der Kulturroggen; nach Nordeuropa ist er erst nach C. Geb. gelangt, und die südeurop. Zeugnisse sprechen nur für unbedeutenden Anbau kurz vor C. Geb. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat die Annahme für sich, daß *Secale anatolicum Boissier* im Rahmen des griech. Getreidehandels als Unkraut über das Schwarze Meer in die unteren Donauländer kam und sich hier zu der Kulturform entwickelte. Anspruchsloser an Boden und Klima, auch eher reifend als der Weizen, hat er diesen dort ersetzen können, wo der Weizen nicht so gut fortkam, d. h. in den n. Gebieten und den höheren Lagen (Hoops *Reall.* III 588 ff.; *Festschr. f. Ed. Hahn* 1917 S. 17—21 Th. H. Engelbrecht; *Geogr. Zschr.* 22 [1916] S. 332 f. ders.).

Dieser Vermehrung der Feldgewächse entspricht nicht eine Bereicherung des Obst- und Gartenbaues. Zahlreiche Funde von Hacken (s. d.) bekunden wohl, daß die Bestellung von Gartenbeeten mit Küchengewächsen in gewissem Umfange neben dem Ackerbau einherging; allein außerhalb der antiken Kulturländer haben diese kaum eine Vermehrung erfahren. Die meisten der dtsh. Bezeichnungen für Obst (s. Obstzucht) und Baumveredelung, für Gemüse (s. Gemüsebau) und auch für die Zierpflanzen des Gartens (s. d. A.) entstammen der lat. Sprache und weisen darauf hin, wann erst und von welcher Seite aus eine Bereicherung des in vorröm. Zeit in Mitteleuropa nur gering entwickelten Obst- und Gartenbaues stattgefunden hat.

Daß der Anbau des Getreidefeldes weiterhin die Hauptrolle spielt, geht auch aus der hohen Vollendung seiner Technik hervor. Die einfachste, schon für das Vollneol. anzunehmende Form des Pfluges (s. d. A.), diejenige des sog. Hakenpfluges, ist arch. mehrfach nachzuweisen. Daneben erscheint in der vorröm.

Eisenzeit der Sohlpflug, welcher mit einer eisernen Spitze versehen ist, und ferner das heute zumeist Vorschneider (Sech) genannte Pflugmesser. Die Entstehung einer dritten Form, derjenigen des schweren Räderpfluges mit breiter, das Erdreich nicht nur aufreißender, sondern zugleich wendender Schar, welche arch. noch nicht nachgewiesen werden kann, muß aus sprachlichen Gründen weit vor die Karolingerzeit fallen. Sie ist den Germanen eigentümlich; weder die Römer noch die Gallier und die Slaven kannten etwas Entsprechendes. Die Angelsachsen haben Anteil an dem Namen des Räderpfluges, welcher also schon vor ihrer Auswanderung nach Britannien im N in Gebrauch war. Plinius nennt ihn dort verwendet, und so wird er um C. Geb. auf dtsh. Boden bekannt gewesen sein (Hoops *Waldbäume* S. 500; K. Schumacher *Der Ackerbau in vorr. und röm. Zeit* Kulturgesch. Wegw. d. d. Zentral-Mus. Mainz Nr. 1 [1922]).

Verbesserung des Bodenertrages durch verschiedene Arten von Düngung (s. d.) bekundensprachliche und schriftliche Überlieferung. Aber im ganzen wird man sich die Nutzung des Landes nicht sehr intensiv vorstellen dürfen, sowohl in bezug auf die Möglichkeit der Steigerung des Ertrages der einmal bewirtschafteten Flächen durch künstliche Mittel, wie auch hinsichtlich des Umfanges des angebauten Landes im Vergleich mit der Größe der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche. Als ein Zeugnis dessen, daß der Feldbau trotz der natürlichen Vermehrung der Bevölkerung nicht oder nicht wesentlich gründlicher gestaltet wurde, darf man wohl die Tatsache ansehen, daß die Kulturkreise eine ständige Vergrößerung ihrer Gebiete erfahren, in je jüngere Zeitabschnitte hinein sie verfolgt werden. Diese Besitzergreifung neuen Siedellandes würde nicht notwendig gewesen sein, wenn der Zuwachs der Bevölkerung durch gründlichere Ausnutzung der natürlichen Hilfsquellen der Heimat sein Brot gewonnen hätte.

Die bereits seit dem Vollneol. bekannten Haustiere ergänzen die pflanzliche Nahrung, und die großen unter ihnen, Pferd und Rind, dienen dem Menschen außerdem als Reit-, Trag- und Zugtiere. Verschieden groß, der wechselnden Landesnatur wie auch der Reg-

samkeit der Bevölkerung entsprechend, wird daneben der Nahrungserwerb durch Jagd und Sammeln von wildwachsenden Früchten anzunehmen sein.

Die Gewerbe erreichen langsam einen größeren Umfang; auch kommen zu denen des Vollneol. einige neue hinzu. Aber nirgends war die Arbeitsteilung so groß, daß es zur Entstehung von Städten gekommen ist. Immerhin muß beachtet werden, daß die Keime zu städtischen Siedelungen dem europ. Boden außerhalb des Kreises der antiken Kultur doch nicht ganz fehlen. Töpfer, Schmiede und andere Gewerbetreibende waren freilich an Zahl nur gering und vermutlich recht gleichmäßig über das besiedelte Land verteilt. Wohl aber ist anzunehmen, daß in erster Linie die auf die Gewinnung von Bodenschätzen ihr Dasein gründenden Ortschaften, wie z. B. die zu dem Hallstätter Friedhof und dem gleichaltrigen dortigen Bergbau gehörige Siedelung, einer Stadt in unserem Sinne recht nahe gekommen sind. Große Siedelungen mit viel Handwerk und von der politischen Bedeutung einer Hauptstadt nennt Cäsar aus Gallien, und er gebraucht für sie nicht das Wort *urbs*, sondern die Bezeichnung *oppidum*. Sie waren zumeist befestigt, aber keine Fliehburgen, sondern ständig bewohnte Plätze. Aus dem freien Germanien werden von Ptolemaios derartige oppida namhaft gemacht; ihre Gleichsetzung mit Orten der Gegenwart kann nur durch arch. Feststellungen gestützt werden, welche jedoch noch fast ganz fehlen.

Seinen arch. Ausdruck findet das Gewerbe namentlich in den Handelsbeziehungen. Von Beginn der Metallzeit an ist Europa der Schauplatz eines sehr regen, die Grenzen der Kulturkreise überschreitenden Fernhandels. Mit zunehmender Entwicklung der antiken Kultur in räumlicher Hinsicht sowohl wie auch in bezug auf ihre wirtschaftliche Macht werden die Fremdvölker in den Kreis dieser Wirtschaft mit einbezogen (s. Handel A).

In welchem Umfange in den mittl. und n. Breiten Europas während des 2. und des letzten Jht. v. C. noch Hackbau getrieben worden ist, entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis. Für einen Teil der Skythen ist diese Art des Anbaues wohl sehr wahr-

scheinlich gemacht worden (Festschr. f. Ed. Hahn 1917 S. 150—166 W. Vogel). Aber es bleibt noch dahingestellt, ob dieser Hackbau in dem in Betracht kommenden Teil Südrußlands bodenständig war oder erst von seinen Trägern dorthin gebracht worden ist.

Hier im SO des Erdteiles liegen die Verhältnisse überhaupt weniger einfach als anderwärts, weil diese Gebiete den Einfällen der asiat. Nomaden dauernd ausgesetzt gewesen sind und sie sich für den Aufenthalt von Nomaden sehr gut eignen. Muß hier also schon vom Vollneol. an mit dem Auftreten derartiger Völker gerechnet werden, so sind uns diese in ihrer Wirtschaftsform arch. kaum greifbar. Das gilt sowohl für Südrußland wie auch für die unteren Donauländer.

In den am weitesten n. gelegenen Ländern Europas ist kein Anbau möglich. Soweit in der nachneol. Zeit dort Menschen gewohnt haben, fristeten sie durch Sammeln ein kärgliches Dasein. Erst die Zähmung des Rentieres (s. Ren), die sehr wahrscheinlich auf Grund der Kenntnis bereits einer Anzahl von Haustieren erfolgte, hat ihr Los in verschiedener Hinsicht erleichtert.

Insgesamt ist unsere Kenntnis der Wirtschaft der außerhalb des antiken Kulturkreises liegenden Teile des nachneol. Europas noch außerordentlich dürftig. Namentlich bei einem Versuch, die verschiedenen Arten der wirtschaftlichen Betätigung mit Hilfe von Karten räumlich zu umschreiben und durch den Vergleich mehrerer Zeitabschnitte zu der Erkenntnis einer Entwicklung zu gelangen, würde das in Erscheinung treten. Die zunehmende Sicherheit der typol. und chronol. Einteilung des Fundstoffes wird wohl zu einer Bearbeitung auch derartiger Fragen führen.

Allgemeine Literatur: A. Hettner *Der Gang der Kultur über die Erde* 1923; A. Sartorius von Waltershausen *Zeittafel zur Wirtschaftsgeschichte* 1924; H. Schurtz *Urgeschichte der Kultur* 1900; K. Bücher *Die Entstehung der Volkswirtschaft*³ und⁴ 1920; O. Neurath *Antike Wirtschaftsgeschichte*² 1918.

Ernst Wable

B. Ägypten. § 1. Wir lernen das alte Ä. kennen in einem Augenblick, in dem es im Begriff steht, von der Viehzucht (s. d. B) zum Ackerbau (s. d. B) überzugehen. Immer noch spielen die Jäger, die eigentl. einer vorangegangenen Kulturstufe angehören, für die

Wüste eine große Rolle. Ihre Nachfolger sind die Viehzüchter, die eine ganze Reihe von Tieren gezähmt haben und in Gehöften oder als freiwedende Herden halten. Zu den Haustieren (s. d. C) gehört außer den sonst üblichen Tieren auch die Hyäne; ferner ist auffallend, daß unter dem Geflügel, das gemästet wird, sich auch Reiher befinden. Die Viehzucht mußte eine besonders große und beinahe ausschlaggebende Bedeutung in denjenigen Gebieten erreichen und behalten, in denen andere Wirtschaftsformen nur in geringem Umfang betrieben werden konnten. Dazu gehören die weiten, sumpfigen Strecken des Deltas mit ausgedehnten Wiesen. Auf sie scheint man zeitweise auch die Herden aus trockeneren Gegenden Oberägyptens getrieben zu haben. Die Viehzucht ist für Ä. durch seine ganze Geschichte wichtig geblieben und immer in großem Umfang betrieben worden. Sie erhielt eine Bereicherung, als im Anfang des NR das Pferd und in röm. Zeit das Kamel für die Arbeit im Fruchtlande eingeführt wurde.

§ 2. Als älteste Art der Bodenbearbeitung haben wir auch in Ä. den Hackbau (s. d.) anzusehen. Er ist nicht nur für den Gartenbau, sondern auch für die Feldwirtschaft angewendet worden, und zwar sehen wir in beiden Fällen stets Männer, nicht Frauen bei der Hackarbeit. Hacken (s. d. B) sind seit der Frühzeit auf den Denkmälern abgebildet und als gebrauchtes oder in das Grab mitgegebenes Gerät in Museen erhalten. Die ältere Form der hölzernen Hacke mit etwa gleich langem, dünnen Stiel und breitem Blatt ist eine Hieroglyphe für die Silbe *mr* geworden und gehört zu den häufigen Zeichen der äg. Schrift (s. d. D und Band XI Tf. 103c). Die sog. Uschebtis (Totenfiguren), die dem Verstorbenen als Arbeiter in das Grab gelegt sind, tragen in den Händen meist eine Hacke der jüngeren Form mit kurzem Metallblatt an langem Stiel.

§ 3. Den Pflug (s. d. B) sehen wir seit dem AR in der Feldwirtschaft angewendet. Er wird von Rindern gezogen und hat eine einfache Konstruktion, die heute im Orient noch fast unverändert im Gebrauch ist. Der anfangs an die hölzerne Schar gefügte Stein ist später durch einen Metallbeschlag ersetzt worden. Pflugbau ist während der geschichtlichen Zeit die wesentl. Form der Be-

wirtschaftung von Feldern gewesen. Auf den Gütern der Großgrundbesitzer konnten die Ackerflächen nicht zweckmäßiger bestellt werden.

§ 4. Die Form, in der sich in Ä. der Verkauf der Erzeugnisse vollzogen hat, ist im wesentl. bis an die griech. Zeit heran Tauschhandel geblieben. Für viele Verwaltungen von Staatsgütern, Tempeln und Großgrundbesitzern ist sogar die eigentl. Hauswirtschaft fast unberührt bestehen geblieben, d. h. in diesen Betrieben wurden alle Erzeugnisse hergestellt, die von den Verbrauchern benötigt wurden. Ernährung, Kleidung und Herstellung des Hausrats ließen sich aus der Eigenproduktion eines großen Gutes bei den geringen Lebensansprüchen der Arbeiter und Angestellten allenfalls beschaffen. Die wenigen Gegenstände einer verfeinerten Lebensführung, wie Öle, Schmuck und einige Rohstoffe für bestimmte Geräte, konnte man durch Hergabe der eigenen Erzeugnisse eintauschen. Umfangreiche und vielseitige Verwaltungen, wie die großen Tempel, die in später Zeit eigene Schiffe laufen ließen und Niederlassungen in fremden Ländern unterhielten, konnten in der Tat selbst alles herbeischaffen, was in ihnen verbraucht wurde. Sie brachten aber fraglos mehr als dieses in die Tempelhöfe ein und gaben den Überschuß an den Markt ab. Dort erwarben sie dafür die Mittel zur Ausgestaltung ihres Reichtums, durch den sie zu einem der wichtigsten Faktoren im Staate wurden.

§ 5. Für den Privatmann war Tauschhandel die einzige Möglichkeit zum Erwerb erwünschter Gegenstände. Der Marktverkehr, der uns in Bildern aus dem AR anschaulich vorgeführt wird, spielte sich im wesentl. so ab, daß die Landbevölkerung in die Stadt kam und ihre eigenen Erzeugnisse für Gegenstände städtischer Arbeit eintauschte. Die Landleute haben dabei ihre Rohstoffe gebracht, die Städter dagegen die Verarbeitungen durch ihr Handwerk und ihre technischen Einrichtungen dargeboten. So hat sich ein gesunder Austausch des Besitzes von Stadt und Land vollzogen, bei dem größere Transporte nur dann eintraten, wenn notwendige Rohstoffe in der Nähe nicht zu haben waren. Gewiß hat es auch schon eine ausgeprägte Stadtwirtschaft ge-

geben, bei der ein Käufer als Kunde auftrat und seinen Bedarf bestellte. Wir kennen sogar viele Fälle einer handwerklichen Produktion, bei der Särge, Grabsteine und andere Gegenstände der Grabausstattung nebst den zugehörigen religiösen Inschriften auf Vorrat angefertigt wurden, bis ein Käufer erschien und seinen Namen nachträglich in den Text des gekauften Gegenstandes einsetzen ließ. Der hinzugefügte Name ist durch die andersartige Arbeit oft zweifellos als Zusatz festzustellen. Die spätere Entwicklung der äg. Kultur hat endlich auch eine ausgeprägte Volkswirtschaft herbeigeführt, bei der Waren in großem Umfang ohne Auftrag erzeugt und Bücher zum Zweck des Verkaufs in Umlauf gesetzt wurden. Dabei ist Herstellung und Vertrieb gewisser Waren Vorrecht bestimmter Verwaltungen gewesen, z. B. einzelner Tempel, in denen das betr. Handwerk von alters her gepflegt worden war. Der Staat selbst hat seinerseits die Verarbeitung bestimmter Rohstoffe in die Hand genommen, z. B. des Papyrus (s. d.) als Schreibmaterial, und ihm standen für größere künstlerische Arbeiten allein eine genügende Zahl von Kräften vom Handarbeiter bis zum geschulten Künstler hinauf, von Rohstoffen und Arbeitsgerät zur Verfügung.

Roeder

C. Palästina-Syrien und Vorderasien s. Mesopotamien C, Palästina-Syrien B, Phönikien, Vorderasien A § 7.

D. Allgemein.

§ 1. Technik und W. — § 2. Bevölkerung, politische, soziale Gestaltung und W. — § 3. Die W. in den ungeschichteten Gemeinwesen der Jäger-Fänger und Sammlerinnen. — § 4. a) Ungeschichtete Gemeinwesen von Jäger-Fänger-Gärtnerinnen. b) Geschichtete Gemeinwesen von Jägern-Fängern, Handwerkern und Gärtnerinnen. — § 5. Ungeschichtete Jäger-Hirten. — § 6. Ethnisch geschichtete Großviehirten und Händler. — § 7. Sozial geschichtete Hirten mit Jagd, Hackbau und Handwerk. — § 8. Teils ethnisch, teils sozial geschichtete und arbeitsteilige aristokratische Lehensstaaten mit Ackerbau, Kleinflug, Bewässerungs- und Speicher-W. — § 9. Großbetrieb mit familialen Latifundien, Stadt-W. — § 10. Vorwiegend sozial geschichtete und gegliederte zentralistische Beamten-Lehensstaaten mit kommunistisch-despotischer Reichswirtschaft. — § 11. Die Stellung von Handwerk und Gewerbe in der primitiven W. — § 12. Verkehr, Handel, Geschäfte, Märkte in der primitiven W. — § 13. Die Bedeutung der Verteilungsmacht in der W. — § 14. Sparen, Thesaurierung und Besitz Einzelner zur Er-

langung von Wirtschaftsmacht. — § 15. Kapitalbildung bei Familien. — § 16. Arbeit und Arbeitsverteilung, Arbeitslohn und Arbeitsertrag. — § 17. Arbeiter, Hörige, Sklaven. — § 18. Wertträger, Tauschmittel, Geld. — § 19. Wirtschaftsgestaltung (Okkupation, Expansion). — § 20. Wirtschaftsgeist (Bedürfnisse).

§ 1. a) Über primitive W. ist mehr spekuliert als geforscht worden. Selbst aus den hist. Quellen kann für die W. das meiste nur indirekt erschlossen werden; denn die Quellen setzen die zu ihrer Zeit herrschende Lebens- und Wirtschaftsführung als selbstverständlich voraus, sie berichten über Ereignisse und Vorgänge ganz anderer Art. Noch unendlich spärlicher sind die Andeutungen, aus denen wir auf die W. solcher Zeiten zurückzuschließen vermögen, aus denen schriftliche Nachrichten überhaupt fehlen. Es wäre daher ganz unmöglich, von dem Stande der uns bekannten modernen W. aus, in der wir heute leben, den Weg zu den uns fremden Existenzbedingungen zu finden, die durch eine ärmere Technik und geringere Meisterung der Umwelt gekennzeichnet werden.

Dieser niedrigere Stand der Kenntnisse und Fertigkeiten und die damit gegebene geringere Möglichkeit, sich Tier und Pflanze, Land und Wasser dienstbar zu machen, schaffen jene Brücke, die uns hinüber zur Welt der uns zeitgenössischen Naturvölker führt, um dort ein Leben einzufangen, das wir gerade noch in unseren Tagen sich abspielen sehen. Vermöge des erwähnten gemeinsamen Nenners ärmerer Technik und geringerer Kenntnisse gestattet es uns, Schlüsse auch nach jenen stummen Zeiten hin auszudehnen, aus denen nicht viel mehr als Skelette und Topfscherben übriggeblieben sind.

Man war früher vielfach geneigt, bei „primitiver Wirtschaft“ nur an die Formen der Nahrungssuche zu denken. Jene Geistesrichtung, die sich im vorigen Jahrhundert in Anlehnung an die großen Werke von Darwin und Spencer die Entwicklung noch allzu einfach und zu geradlinig dachte, stellte die bekannte, auch heute noch sehr verbreitete sog. Dreistufentheorie (s. d.) auf, die nach einem Jägerzustande ein Hirtenleben, und diesem die Stufe des Ackerbaues folgen ließ, die bis zum heutigen Tag dauert. Unter den Kritikern dieser Theorie war am erfolgreichsten Eduard

Hahn, der darauf hinwies, daß 1. die Art der Bestellung des Bodens danach unterschieden werden muß, ob mittels Grabstock oder Hacke gearbeitet wird (s. Hackbau), oder aber der Pflug, vor den der Ochse gespannt wird, Verwendung findet (s. Pflugbau). Dementsprechend trennt er die Methode der Feldbearbeitung mit Grabstock oder Hacke von der Pflugwirtschaft, dem eigentlichen „Ackerbau“ (s. d.), ab. Im folgenden soll auch hier als „Ackerbau“ nur die Feldbestellung durch Pflug und Zugtier verstanden werden. 2. Für die Entwicklung des Hackbaues muß keineswegs als Vorstufe ein Hirtenleben angenommen werden, sondern sie knüpft unmittelbar an das Einsammeln von Früchten und Wurzeln, wie es hauptsächlich von den Frauen betrieben wurde, an. 3. Dabei betonte Hahn besonders die Rolle der Frau in der Sorge für eine regelmäßige Ernährung. 4. Für die Verwendung des Ochsen vor dem Pflug bei der Bestellung des Ackers nahm er sakrale Motive an, wie er auch die Verwendung des Rades (s. d.) und des Wagens (s. d. A) auf derartige Gedankengänge zurückführte.

Es steht außer Frage, daß die Art der Nahrungsversorgung einen besonders wichtigen und verhältnismäßig größeren Anteil in der Gesamtwirtschaft einer Gemeinde einnimmt als bei uns. Aber auch hier erschöpft sie sich nicht damit. Denn worin besteht das Wirtschaften? Um was handelt es sich bei all den menschlichen Betätigungen, die wir zusammenfassend als „Wirtschaften“ bezeichnen? Das unmittelbare Verzehren frisch erlegten Wildes, das Aufessen von gepflückten Früchten oder ausgegrabenen Wurzeln ist noch keine Wirtschaft. Dazu gehört mehr. Nehmen wir eine Zeit an, in der der Mensch oder sein Vorfahr genoß, was er fand oder erlegte, so war das eine Zeit ohne Wirtschaft. Die W. bedingt nicht nur eine gewisse Zügelung der Triebe, ein Voraussehen, Vorberechnen, sondern auch weiterhin noch ein Ineingreifen verschiedener Menschen, sie ist nicht nur eine individuelle, sondern eine soziale Angelegenheit. Auch jede Privatwirtschaft ist in die W. einer bestimmten Gemeinschaft wenigstens so weit eingebettet, daß sie neben und mit den Privatwirtschaften der Verwandten und Nachbarn zusammen

existiert und von diesen mit getragen wird, sei es dadurch, daß die einzelnen Verwandten und Nachbarn einander durch sog. Bittarbeit (s. Handwerk A) unterstützen, daß sie gemeinsam Jagd- oder Fangunternehmungen veranstalten, bei denen sie nicht nur gesellig, jeder unabhängig auf eigene Faust, vorgehen, sondern sich auch, wie etwa bei der Treibjagd, mittels Feuers, Fallgruben oder Fanggehege gegenseitig unterstützen und ineinanderarbeiten, oder zur Verteidigung des gemeinsamen Nutzungsgebietes für Jagd-, Fang- und Sammeltätigkeit, der Gärten oder Weiden sich zusammenschließen, oder endlich miteinander mehr oder minder regelmäßige Tauschbeziehungen unterhalten.

Diese Verflochtenheit der Einzelwirtschaft mit der W. der Gemeinde tritt gerade bei Naturvölkern deutlich zutage. Unter dem Einfluß vorgefaßter Meinungen, aber auch infolge mangelnden Umdenkens in die Lage dieser fremden und fernen Völker wurden oft recht falsche Bilder aufgestellt und damit auch der Entwicklungsgang und die Bedeutung der W. nach der einen oder anderen Seite hin verzerrt (s. Eigentum A, Familie A, Grundeigentum A, Kommunismus, Staat).

Vor allem können die aufgestellten begrifflichen Einteilungen nach bloß technischen Stufen der großen Mannigfaltigkeit der tatsächlichen Erscheinungen nicht gerecht werden. Denken wir etwa an die Südseevölker: von Neu-Guinea bis zu den Karolinen- und Marianen-Inseln, von Timor bis über Samoa, Hawaii und die Oster-Inseln bilden die Jagd oder der Fang der Männer sowie die Anlage von Gärten durch die Frauen unter gewisser Hilfeleistung der Männer beim Roden den Grundcharakter der Wirtschaft. Vom Standpunkt der Methode der Nahrungsgewinnung aus müßte man also alle diese Völker und Stämme in die gleiche Kategorie bringen. Die soziale Organisation der W. zeigt indessen sehr bedeutende Unterschiede. Denn bei den mikronesischen und polynesischen Völkern ist durch die sie überlagernde Häuptlingschicht ein Konzentrations- und Verteilungsfaktor geschaffen, der nicht nur seine Fäden von vornherein über viel weitere Gebiete erstreckt als dort, wo eine winzige melanesische Gemeinde für sich selbst sorgt, sondern die Güterver-

teilung wird so auch in ganz bestimmte Bahnen gelenkt. Dabei ist noch gar nicht die viel größere Ausbildung des Handwerks unter den Mikronesiern und Polynesiern in Betracht gezogen. — Dadurch, daß eine scharfe Trennung des Tätigkeitsbereiches von Mann und Frau hier hervorgehoben wurde, ist sogar schon eine Verfeinerung der Unterscheidung berücksichtigt.

Zu einer wirklichen Erfassung der primitiven W. muß dem politischen und sozialen Aufbau der in Frage stehenden Gesellschaften Rechnung getragen werden. Des weiteren müssen noch die eigentümlichen, in der ganzen primitiven Denkart (s. Primitives Denken) wurzelnden Auffassungen von der Wirksamkeit des Tun und Handelns in Betracht gezogen werden und die Meinungen, wie etwa der wirtschaftliche Erfolg erst durch ein gewisses zeremonielles Verhalten (s. Omen A, Orakel A, Zauber A) herbeigeführt werden muß, oder welche besonderen Voraussetzungen und Bedingungen dazu vorliegen sollen (s. Handwerk A, Handel F).

Die ganze Art des Wirtschaftens, wie wir sie bei Naturvölkern finden, erhält noch einen besonderen Charakter durch das überwiegende Fehlen des Erwerbscharakters aller technisch produzierenden Tätigkeit, selbst auch des Handels. Dem Geld (s. § 18) fällt schon vermöge dessen konkreter Gebundenheit eine ganz andere Funktion zu als bei uns; es fehlt ihm der Hintergrund der abstrakten Verveständigung des Wertes. Der Wirtschaftsgeist (s. § 20) ist ein anderer, so große Unterschiede auch für die vielerlei Kulturen im einzelnen zu machen sind. Der Ehrgeiz des Einzelnen richtet sich viel weniger auf den Erwerb als auf das Werk (s. a. Auszeichnung).

So stark auch das Gemeinschaftsgefühl im allgemeinen hervortritt und in einzelnen Kulturen auch organisatorisch ausgebaut ist, dürfen wir es doch nicht allzu einseitig auffassen. Wie wir in § 13 hören werden, ist z. B. beim Kula-Tausch das Feilschen nicht erlaubt (s. a. Handel F § 7): jeder hat mit entsprechenden Zeremonien seine Gabe hinzugeben; soweit wird den Vorschriften des Gemeinschaftsgeistes auch tatsächlich genügt. Allein die menschlichen

Gefühle von Eitelkeit, Neid und Selbstsucht des Einzelnen hindern nicht, daß sich der eine oder andere beim Handel benachteiligt fühlt und durch Beschwerden darüber Streitigkeiten, ja Kämpfe daraus erwachsen. Andererseits fehlt es nicht an Anerkennung und Dankbarkeit bei großmütigen Gaben. Aber auch diese Großmut muß gewöhnlich wiederum durch besondere Leistungen, durch Geschenke an Schweinen und sonstigen Kostbarkeiten, erkaufte werden. Überdies hängt die Beurteilung über die Angemessenheit der Leistung und Gegenleistung sehr von den einzelnen Partnern ab. Das ideelle System wird also durch persönliche Faktoren abgelenkt. Allerdings zeigen derartige Erscheinungen einen gewissen Widerspruch zwischen der idealen Forderung der Tradition und den Ansprüchen des Tages, verraten also Veränderungstendenzen, die wir im Leben der Naturvölker vielleicht zu sehr unterschätzen, weil sich uns gewöhnlich nur der Querschnitt der Veränderungsreihe aus der jüngsten Zeit aufdrängt.

Immerhin werden die primitiven Kulturen durch eine starke innere Ausgeglichenheit aller Seiten des Lebens gekennzeichnet (s. Primitive Kultur), die zweifellos das Ergebnis einer im Verhältnis zu unserer Zeit großen Stetigkeit der Technik und des Wissens, mit anderen Worten: weniger Neuerungen und geringen Fortschritts in Fertigkeiten und Kenntnissen, ist (s. a. § 20). Auch die Wirtschaft erscheint mit diesem starken Traditionsmoment belastet.

b) Wenden wir uns zunächst dem Verhältnis von Technik und W. zu. Wenn auch, wie schon betont, die hergebrachte Methode des Nahrungserwerbs in primitiven Zuständen von großer Bedeutung ist, so bildet sie doch nicht die einzige Grundlage für die Wirtschaftsführung. Denn schon bei verhältnismäßig niedrigen Jägern und Fängern werden für ihren Nahrungserwerb Waffen und Geräte hergestellt, außerdem wird aber noch für andere Zwecke des Wohnens, der Bekleidung, des Schmucks, für Feste, Zeremonien u. dgl. viel Arbeit verwendet, die auch in den Wirtschaftsprozess hereinfällt. Der Nahrungserwerb ist überdies nicht so einseitig beschränkt, wie wir leicht verleitet werden, zu glauben.

Fast überall werden Jagd und Fang der Männer von der Sammeltätigkeit der Frauen begleitet und ergänzt. Neben den höheren Techniken der Nahrungsgewinnung durch Anlage von Gärten und Feldern oder Halten von Vieh wird von denselben Leuten in der Regel auch noch Jagd, Fang und Sammeltätigkeit ausgeübt (s. § 4, 5, 6). Wo eine schärfere Spezialisierung eingetreten ist, finden wir diese von verschiedenen, miteinander politisch und durch ein Verteilungssystem verbundenen ethnischen Gruppen betrieben, oder es tritt uns eine sozial gestaffelte Gesellschaft entgegen (s. § 6, 7, 8), in der die wirtschaftlichen Tätigkeiten streng verteilt sind (s. a. Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung, Staat). Die früher verbreitete Auffassung, als hätte sich die Tätigkeit „in Urzeiten“ völlig undifferenziert abgespielt, bedarf erheblicher Einschränkung und Richtigstellung. Sieht man nämlich genauer zu, so fällt gerade die frühe Spezialisierung für verschiedene, namentlich handwerkliche Tätigkeiten auf (s. Handwerk A). In den homogenen Gesellschaften erstreckt sich diese Spezialisierung allerdings hauptsächlich auf Tätigkeiten, die außerhalb des traditionellen Nahrungserwerbs liegen, obgleich sogar darin sich Fänger und Jäger besonderer Tiere auszeichnen oder Einzelne durch Anwendung ungewöhnlicher Geschicklichkeiten bei Fang oder Jagd sich hervortun. Derartige Fertigkeiten werden häufig in der Familie übertragen und festgehalten.

Hängt die Entwicklung der Technik aber nicht von den Bedürfnissen ab? Sind die Erfindungen nicht dem Umstand zu verdanken, daß man „Bedürfnis“ nach ihnen empfand? Dieser Auffassung vermögen wir bei einer genaueren Untersuchung der Zusammenhänge keineswegs mehr zu folgen. Denn erst mit der Entwicklung der Technik steigen die Bedürfnisse, sie werden vielfach dadurch erst hervorgerufen. Namentlich reizt das Haben der einen das Verlangen der anderen an (Näheres vgl. Thurnwald 1923 S. 325ff.).

Die Technik (s. d. A) ist übrigens auch etwas Relatives, namentlich in Beziehung zur Umwelt. Je nach Wüste oder Wäldern, Küste oder Bergen, Polargegend oder

Tropenlandschaft; je nach der Art des Wildes, des Viehes der Herden, des Ertrags der Scholle bedarf es auch anderer Geräte, Werkzeuge oder Waffen. Die Frage ist immer die, was eine bestimmte Menschengruppe durch ihre Fertigkeiten und Kenntnisse aus dem Lande, das sie bewohnt, herauszuholen imstande ist.

Dabei wollen wir ganz absehen von der schwierigen und in jedem einzelnen Fall besonders zu untersuchenden Frage, ob wir es mit eigener Erfindung oder Übertragung zu tun haben (s. Kulturkreis). Vielleicht wird die Bedeutung dieser Frage überhaupt überschätzt. Denn bekanntlich wird bei der Berührung zweier Völker keineswegs alles übertragen (s. Primitive Kultur, Politische Entwicklung): die Bergdama-Jäger wurden trotz ihrer Jahrhunderte langen Berührung mit den Herero keine Hirten, die Kongo-Zwerg trotz ihrer nachbarlichen Besuche bei den Yaunde keine Feldbauern. Nur „Passendes“ wird übernommen. Ein ähnlicher Vorgang von Auswahl durch die Gruppe vollzieht sich auch gegenüber dem einzelnen Erfinder. Das Neue, das als Anregung der Gemeinde geboten wird, findet keineswegs immer Eingang in ihren Kulturbesitz. Nicht alle Erfindungen werden angenommen, sondern nur die, für welche das Volk „reif“ ist.

§ 2. Zur Gewinnung eines ordnenden Überblicks soll im folgenden eine schematische Einteilung versucht werden. Dazu ist es, wie schon angedeutet, nötig, außer der Technik der Nahrungsgewinnung auch die Faktoren der Siedlung (Nomadenleben, Seßhaftigkeit; Agglomeration von Siedlungen, Bildung von Hofhaltungen, Tempelhaushalten, festen Plätzen, Städten) heranzuziehen, die ihrerseits wieder zu einem guten Teil ein Ausdruck der politischen und sozialen Verfassung sind. Da die Gesellung des Menschen zu Gruppen in hohem Maße auch ihre wirtschaftliche Organisation bedingt, kommen die verschiedenen Seiten dieser Gesellung in Betracht: 1. ihre Raumbeziehung, die Art der Verteilung und Häufung der Menschen auf einen bestimmten Raum (s. Siedlung A); 2. die Stellung und Einwirkung in den veränderlichen Ballungen, die politische Schichtung und soziale Gliederung dieser Menschen

untereinander. Auf diese Weise wird es möglich sein, zu gewissen Typen zu gelangen, die im Verlaufe der Darstellung durch natürlich immer ins Besondere und historisch einmalig Bedingte gehende Beispiele konkretisiert werden sollen.

Bei der Aufstellung dieser Typen soll zunächst das ins Auge gefaßt werden, was sich uns als ethnographisches Erfahrungsmaterial bietet; von § 11 angefangen, werden allgemeine Kennzeichnungen in bezug auf die verschiedenen wirtschaftlichen Funktionen vorgenommen, erst in § 19 gelangen wir zu den Ergebnissen aus den sich uns bietenden Typen, um gemeinsame Charakterzüge zu gewinnen, welche den verschiedenen primitiven wirtschaftlichen Gestaltungen aufgeprägt sind. — Die Besonderheit des wirtschaftlichen Denkens, der Wirtschaftsgeist, die tiefste Frage, wie man sich zum Wirtschaften in den einzelnen Kulturen stellt, soll im § 20 gewürdigt werden. Es ist eine Frage, die den Wirtschaftsforschern ferngelegen hat, die unter dem Bann der Forderung nach einem *homo oeconomicus* standen.

Eine Unterlassung, die früheren Aufstellungen anhaftet, dürfte vor allem nachzuholen sein. Es ist nämlich zu berücksichtigen, daß die ganze Lebensführung unter den beiden Geschlechtern getrennt ist (s. a. Familie A, Frau A). Dementsprechend ist sowohl der Nahrungserwerb wie die Verfertigung von Werkzeugen und Geräten bei Männern und Frauen grundsätzlich verschieden. Daraus folgt, daß wir bei der Untersuchung der Wirtschaftstypen diesem Moment Rechnung tragen müssen. So wird uns auch manches andere verständlich; warum z. B. der Hackbau mit mütterrechtlichen, das Hirtentum mit vaterrechtlichen Zügen zusammenhängt.

Als I. technische Stufe der W. haben wir kleine homogene Gemeinden (s. d.), Horden (s. d.), oder wie man sie sonst nennen will, zu betrachten, unter denen die Männer der Jagd nachgehen oder Fallen stellen und die Frauen Früchte, Wurzeln und Kleintiere sammeln (s. § 3).

II. Dadurch, daß die Frau der Sammeltätigkeit durch Anpflanzen mittels des Grabstocks, den sie schon als Sammlerin verwendete, nachhalf, gelangte sie zur An-

legung von Gärten, während der Mann noch weiter Jagd und Fang pflegte (s. § 4a).

III. Dort, wo der Mann die Jagd intensivierte und spezialisierte, dadurch, daß er sich an große Viehherden heftete, die in alten Zeiten zweifellos reichlich vorhanden waren, gelangte er zum Viehhalten und zur Viehzucht (s. § 5). —

In allen diesen Fällen handelt es sich um verhältnismäßig kleine, homogene, ungeschichtete Gemeinden von wenigen Dutzend Köpfen. Das Entscheidende bildet die Art der Nahrungssuche; das Handwerk ist, wenn auch vielleicht hier und da sogar künstlerisch gehoben, wirtschaftlich von sekundärer Bedeutung: es dient hauptsächlich den Zwecken der Nahrungsgewinnung. Diese findet auf gemeinwirtschaftlichem Boden, innerhalb hergebrachter, gegen Fremde verteidigter Grenzen statt, wenngleich individueller Besitz und Familienwirtschaft daneben einhergehen.

Mit dem technischen Fortschritt verbindet sich ein anderer auf dem Gebiete der Gesellschaft, nämlich der Zusammenschluß zu größeren Gemeinwesen, die, wenn sie aus Bestandteilen verschiedener ethnischer Gruppen, also von Gruppen verschiedener Herkunft und Kultur, bestehen, die eine Gruppe unter dem Einfluß der anderen stehend erscheinen lassen. Es tritt das ein, was man als „Schichtung“ (s. d.) zu bezeichnen hat, die von nun an in der Organisation der Arbeit und der W. von entscheidendem Einfluß wird. Dabei ist im Auge zu behalten, daß die einzelnen Gruppen ihre bisherige Form der Nahrungsgewinnung traditionell beibehalten. Auch muß beachtet werden, daß der Übergang vom Sammeln zur Anlage von Gärten nicht bedingt, daß das Sammeln nunmehr vollständig ausgeschaltet wird. Ebenso wenig haben die Hirten die Jagd aufgegeben, sondern pflegen sie noch weiter, je nach den Bedürfnissen und der Lage des Augenblicks. Mit dem Fortschritt der Schichtung, die wirtschaftlich wenigstens häufig eine gruppenweise Spezialisierung mit sich brachte, ist auch eine stärkere Ausbildung des Handwerks (s. d. A.), das von jeher eine Sonderangelegenheit einzelner Familien bildete, verbunden; es wird in ausgedehnterem Maß

der Wohnung, Bekleidung, dem Schmuck usw. gewidmet.

Als IV. Typus werden wir die geschichteten Gemeinwesen bezeichnen dürfen, unter denen die Männer Jäger-Fänger und Handwerker sind, die Frauen Gärtnerinnen (s. § 4b).

Zum V. Typus mögen die geschichteten Hirten, namentlich Großviehhirten, gerechnet werden, unter denen der Handel, oft auch der Raub einen nicht unwichtigen Platz einnimmt (s. § 6).

VI. Von besonderer Wichtigkeit ist das Zusammentreffen von Hirten und Jägerstämmen mit dem Gartenbau der Frauen. Bemerkenswert ist hier, daß der Mann mittels der Hacke, eines neuen, aus dem Grabstock weitergebildeten, wichtigen Geräts, anfängt, den Boden zu bestellen. Damit tritt zum erstmaligen Bearbeiten von Grund und Boden durch den Mann in Erscheinung. Die Abhängigkeit der friedlichen Hackbauern von den zu Raub und Kampf geneigten Hirten führt zu einer Verstärkung der Abhängigkeit, zur Leistung von Steuer und Tribut (s. Höriger A, Lehen, Tribut A).

VII. In ganz besonderer Weise wirkte sich das Zusammentreffen von Hirten und Hackbauern in der Erfindung des Pfluges aus, vor den der Ochse oder ein anderes Zugtier gespannt wurde. Damit wird der landwirtschaftliche Großbetrieb angebahnt, die Abhängigkeit und Versklavung der Arbeitskraft (s. Arbeit, Sklave A). Nicht nur daß, wie schon bei den vorausgegangenen Typen, die Speicher als Zentralstelle für die Einkunft und die Verteilung durch die Vertreter der Oberschicht im Wirtschaftsleben eine wichtige Rolle spielen (s. Reichtum), sondern der Zusammenschluß großer Menschenmassen unter eine einheitliche, nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche Leitung tritt ebenfalls in den Bewässerungsanlagen zutage, wie sie in den meisten archaischen Staaten des alten Orients von Ägypten bis China verbreitet waren. Der politische Zusammenschluß zu einem „Staat“ (s. d.) geht Hand in Hand mit einer fein und bis ins einzelne organisierten Staatswirtschaft auf Grundlage von Naturalleistungen und Naturalabgaben (s. § 8).

VIII. Dort, wo eine solche Zentralisierung sich nicht entwickeln oder nicht auf die Dauer halten konnte, entstehen Groß-

wirtschaften mit Latifundien von aristokratischen Familien, wie wir sie etwa im alten Griechenland, Rom oder im deutschen Mittelalter finden.

IX. Unter besonders günstigen Umständen, vor allem wohl durch einzelne Persönlichkeiten getragen, kommt es zu den ungeheueren despotischen zentralistischen Wirtschaftsorganisationen (s. Despotie) naturalwirtschaftlichen Charakters mit imperialistischer Expansionstendenz, wie sie etwa das Ägypten des neuen Reiches aufweist.

In allen diesen vorstaatlichen und staatlichen Gebilden archaischen Charakters behalten die ethnischen und sozialen Gruppen, aus denen diese lose zusammengesetzten Staaten als Wirtschaftseinheiten bestehen, in den Beziehungen der Gruppenangehörigen unter sich meistens genossenschaftlichen Charakter, d. h. die Abgaben werden von der Gruppe als solcher geleistet, aber durch ihr Oberhaupt den Einzelnen zugewiesen. Trotz der auf Naturalwirtschaft aufgebauten, also direkten Leistungen von Abgaben und Empfangnahme von Lieferungen an Unterhalt oder Luxusgütern aus den Zentralstellen fehlt es nicht an Frühformen des Geldes (s. § 18), an individuellem Handel, an Geschäften und Märkten (s. § 12), an Zahlungen von Arbeitslohn (s. § 16) und Anhäufung von Besitz (s. § 14) bei Einzelnen, wie im folgenden an den Beispielen, die uns das völkerrkundliche Material bietet, noch dargelegt werden soll.

Die angeführten Typen sind, wie schon aus der Abzweigung von II und III aus I hervorgeht, keineswegs als Abfolge von Stufen gedacht; II und III bestehen vielmehr als Varianten nebeneinander. Wie jeder Typus, birgt namentlich I selbst wieder verschiedene Varianten in sich, denn das Leben des Großviehjähgers spielt sich ganz anders ab als etwa das des Flußfischers. In Typus III sind die primitiven Rentierhalter vereinigt mit Schaf-, Kamel- oder Rinderhirten. Ähnliches gilt für die Verbindung von Kraut- und Wurzelgärtnerei der Frauen mit der Baumpflanzung durch Männer, ein Unterschied, der aus verschiedenen Gründen bei der Einteilung nicht berücksichtigt werden konnte. Jeder Typus würde also, wie betont werden muß, noch Unterteilungen in Sondertypen erfordern.

Außerdem konnte auch nicht berücksichtigt werden, daß wir es bei den heute vorfindlichen Formen oft mit dem Ausklingen von Völker- und Kulturmischungen zu tun haben. Dadurch wird oft eine Homogenität vorgetäuscht (s. § 4b), die in Wirklichkeit auf ein Zusammenstürzen von Schichtungsschranken früherer Überlagerung zurückgeführt werden muß. Dadurch werden scheinbare Unstimmigkeiten in das entworfenen Schema gebracht, das selbstverständlich, wie schon hervorgehoben, hauptsächlich dem Zweck dienen soll, in dem Gewirr von Erscheinungen Übersicht und Ordnung zu schaffen.

Nur das Verhältnis einzelner Typen zueinander trägt den Charakter der Irreversibilität (s. Fortschritt, Primitive Kultur). Das ist der Fall einerseits zwischen Typ I und andererseits den Typen II und III. Die vollkommeneren Werkzeuge und Arbeitsmethoden von II und III haben die einfacheren von I zur Voraussetzung, nicht umgekehrt. Weiterhin liegt eine Nichtumkehrbarkeit der Abfolge vor: einerseits zwischen II und III und andererseits VII. Der Pflugbau ist ohne vorherigen Gebrauch der Hacke und ohne Zähmung von Großvieh nicht denkbar. Typus IV und V mögen als Varianten, als einseitige Abzweigungen, gelten. Doch dürfte VII wenigstens auch eine Spielart von VI zur festen Voraussetzung haben. VIII und IX sind wieder als Sondergestaltung im Anschluß an VII zu betrachten. — Als unbedingt durchzumachende Stufen der Wirtschaftsentwicklung können nur I und VII gelten. Doch führen zu VII von I her verschiedene Wege, von denen einer über Grabstockgärtnerei und Hackbau, ein anderer bei anderen Völkern über die Varianten der Großviehzucht, vor allem des Rindes, leitet. Denn die Symbiose zwischen Feldbau und Hirtenum ist auch die Voraussetzung der Schichtung und der Pflugwirtschaft. Mit letzterer treten wir aus dem Bereich der primitiven Kulturen in die der archaischen ein. An die durch den Ackerbau mit dem Pflug gegebenen wirtschaftlichen Zustände, mit denen politisch die Abwicklung des ganzen Schichtungsproblems verbunden ist (s. Despotie, Häuptling, Kaste A, Lehen, Politische Entwick-

lung, Staat), und durch die weiterhin nicht nur eine größere Dichte der Bevölkerung ermöglicht, sondern auch eine Kristallisation derselben um die Stätten sakraler und profaner Führung, um Tempel und Fürstenhöfe, herbeigeführt wird, knüpfen sich ganz bestimmte neue Probleme von W. und Kultur, mit denen die archaischen Völker ringen. Zunächst ist es die Rivalität zwischen der sakral-orientierten ethnischen Aristokratie und dem rationalistischen Machtstreben der Despoten und Tyrannen, die auch die wirtschaftliche Organisation in außerordentlichem Maße je nach ihren Erfolgen beeinflussen. Je nachdem die Wagschale diesen oder jenen zuneigt, werden die unter VIII und IX aufgeführten Varianten herbeigeführt. Die aufkommende Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft durch die Sklaverei, die in den archaischen Kulturen große Dimensionen annimmt, wird nicht als Klassenschicksal empfunden und ruft kein Klassenressentiment hervor, sondern führt nur zu moralischen Forderungen persönlichen Verhaltens.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Völker mit Feldbau den Jäger-Sammlerinnenstämmen überlegen waren. Doch tritt hier die Überschichtung in verhältnismäßig milden Formen auf und erstreckt sich vor allem auf den Raub von Sammlerinnen-Frauen zur Anlage von Gärten. Geraubte Jäger oder deren heranwachsende männliche Kinder müssen Frauenarbeit (s. Sklave A) verrichten (s. Arbeit). — Anders gestaltet sich die Symbiose von Feldbauern und Hirten. Liegt die Gartenarbeit in den Händen der Frauen, so sind die Hirten am Raub von Gärtnerinnen interessiert, treiben die Männer Hackbau, oder pflanzen sie Bäume an, so gewinnt die Tätigkeit und die Arbeitskraft der Männer an Bedeutung. Gewöhnlich werden dann den Verbänden der Männer Abgaben auferlegt (s. Tribut A), die zur Hörigkeit (s. Höriger A) führen. Auch den Ackerbauern gegenüber, die Pfluggkultur treiben, bleiben die Hirten überlegen, weil ihre Lebensweise sie kampffähiger hält, die bäuerliche Arbeit dagegen dem Kampf entfremdet. Insbesondere hat das Halten von Vieh die Hirten die herrschaftliche Behandlung des Menschen gelehrt.

Für das Verständnis der Überlegenheit und des Fortschritts (s. d.) ist es lehrreich, einen Blick auf einige Faktoren zu werfen, welche hemmend in das Leben der Völker primitiver Technik und W. eingriffen. Besonders wichtig ist es dabei, sich die Frage vorzulegen, wodurch die Bevölkerungsstärke der einzelnen Verbände beeinflusst wurde. Dabei kommt es einerseits darauf an, wie eine bestimmte Technik in einer gegebenen Natur überhaupt nur Verbände geringerer oder größerer Kopffzahl gestattet, andererseits muß man in Betracht ziehen, daß bei entsprechender Vermehrung die Verbände in größerer Zahl auftreten können. Im allgemeinen kann man sagen, daß (nach Descamps 3/1 S. 186ff.) a) die Ernte der Sammlerinnen keine genügende Ersatznahrung an Mehlbrei für die kleinen Kinder sicherstellt, damit die Zeit des Stillens verlängert und folglich auch die Abstände auseinanderzieht, in denen die Geburten stattfinden können; b) die Gefahren der Seefischerei die Sterblichkeit erhöhen; c) der Zustand des Nomadenlebens überhaupt die Häufigkeit der Geburten beeinträchtigt; d) die Jagd auf gefährliche Tiere wohl die Fähigkeiten zum Kampf entwickelt, aber auch die Sterblichkeit erhöht; e) der Gebrauch von Lasttieren und Wasserfahrzeugen das Nomadenleben erleichtert. — Das mehr seßhafte Leben beim Gartenbau oder beim Fischfang in Flüssen bringt eine Erhöhung der Geburtenziffer und auch eine Verringerung der Sterblichkeit. Die starke Anstrengung der Frauen bei der Arbeit (wie bei den Irokesen, Basonga, Baluba, Papuanern, Dayak-Stämmen) beeinträchtigt ebenfalls die Geburtenziffer, die aber auch durch andere Faktoren (Vergnügungen) gehemmt werden kann, wie bei den Bangala. Die Schwierigkeiten der Ausbreitung des Stammes führt wieder zu einer freiwilligen Beschränkung der Geburten, wie bei gewissen Papuanern und Melanesiern. In höheren Gesellschaften stehen namentlich die manchmal weit getriebene Polygamie (s. d.) von Herrschern, gewisse Einrichtungen von Nebenehe (s. d.) und Prostitution (s. d.) der Volksvermehrung ungünstig gegenüber (Descamps 3/2 S. 405).

§ 3. Vergegenwärtigen wir uns das Wirtschaftsleben von Jägervölkern.

Außerordentlich mannigfaltig sind die Jagdmethoden, die sich jeweils an die Bedingungen des örtlichen Lebens anschließen. Fast allgemein kennt man Treibjagden, das Beschleichen der Tiere, das Anlocken, das Stellen von Fallen oder Legen von Giften u. dgl.

Bekanntlich erzählt Livingstone von der Jagd der Buschmänner in der Maske eines Straußes. Man hätte das Federkleid eines Straußes zu einem Maskenanzug zusammengestellt und den Kopf des Tieres an einen Stock gesteckt, um unter Nachahmung der Bewegungen des Vogels sich einem Rudel zu nähern und aus nächster Nähe die Tiere mit Pfeilen abzuschießen. Passarge (S. 77) hörte nur von Hottentotten im Nama-Lande, daß einer noch eine derartige Straußenmaske besaß. S. a. Jagd A § 5, Kleidung A § 4.

Dies alles zeigt Planmäßigkeit des Vorgehens und ist weit entfernt von einer individuellen Nahrungssuche. Gewöhnlich sind es kleine Familienverbände, die als Horden (s. d.) auf einem bestimmten Territorium (s. Gau A) der Jagd nachgehen, wie z. B. bei den verschiedenen Algonkin-Stämmen (vgl. Mac Leed *The Family Hunting Territory and Lenape Political Organization* Amer. Anthr. 24 [1922] S. 448).

Bei den paläo-sibir. Meer-Tschuktschen bildet die Einheit der Fischer das „Bootvoll“ (*attwat-yirin*), das einen Bootmeister besitzt, der auch die Verteilung der Beute vornimmt. Bei den Rentierhirten dieses Stammes bildet die W. und politische Einheit eine Gruppe von miteinander verwandten Familien (*varat* = Verband von Leuten, die zusammen sind; Czaplicka S. 24, 27). — Sogar Wildschutz kommt in gewissem Ausmaß bei australischen Jägern vor (Basedow *The Australian Aboriginal* 1925 S. 54, 120f.). — Die Bergdama kennen außer der Treibjagd und der Schleichjagd noch den Anstand in der Schießhütte, sowie die Vergiftung einer Wasserstelle und die Jagd mit Steinfalle und Schlinge. Im Verhältnis zum Nama und Buschmann ist der Dama jedoch kein geschickter Jäger (Vedder S. 64f.).

Bemerkenswert sind die Übersetzungen von Tiernamen der Nama und Bergdama (Wandres S. 125ff.). Über die Jagd der

Buschleute, namentlich früherer Zeit, vgl. Mitteilungen aus den deutsch. Schutzgebieten 29 (1916) S. 153. Fast überall ist die Jagd mit verschiedenen zauberischen Methoden (s. a. Omen A, Zauber A) verbunden (Keyland *Om renslakten och beredningen of renhudar hos Frostvikens Lappar* Journ. de la Soc. Finn.-Ougr. 30—31 [1913—19]; Lehtisalo *Zur Jagd bei den Juraksamojeden* Journ. de la Soc. Finn.-Ougr. 30 [1913—18]; bezügl. Südamerikas vgl. Karsten *Contributions to the Sociology of the Indian Tribes of Ecuador* Acta Acad. Aboensis Humaniora 1 [1920]).

Der außerordentliche Reichtum an Tieren bringt bei den Kupfer-Eskimos der Nordküste von Kanada nicht nur Abwechslung in die Jagd, sondern auch in die Kost. Außer dem Rentier ist es vor allem der große Karibu-Moschus-Büffel, weiterhin sind es Seehunde und verschiedene Vogelarten, schließlich Fische, die je nach der Jahreszeit erbeutet werden (Jeness S. 14f.). Dazu kommt, daß das Leben im Winter sich wie bei den meisten Nordvölkern ganz anders als im Sommer gestaltet, daß nicht nur andere Tiere gejagt und gefangen werden, sondern auch der Aufenthalt und die Art der Behausung wechselt (s. a. Siedlung A). Die Art der Jagdmethoden, die vielerlei Werkzeuge und Geräte sind in ausgezeichneter Weise dem Leben und den Bedingungen des Klimas angepaßt (Jeness S. 110ff., 121ff., 145ff.).

Die gegenseitige Aushilfe bildet auch ein Kennzeichen der W. der Eskimo Grönlands. Namentlich soll in Fällen der Not keiner Hunger leiden, während an dem Überfluß auch alle Teil haben sollen. Diese Grundsätze lassen sich natürlich in den winzigen, auf Verwandtschaft (s. d.) gegründeten Gruppen leicht durchführen. Die Beute soll dem ganzen Ort schon deshalb zukommen, damit die einzelnen Familien nicht darauf angewiesen sind, daß ihr Versorger täglich etwas fange. Damit hängt auch die Bereitwilligkeit zusammen, sich gegenseitig Boote, Pfeile, Angelschnüre oder sonst ein Angelgerät zu leihen (s. Vertrag). Kommt einer damit zu Schaden, so geht alles auf Kosten des Besitzers, und der Ausleihende ersetzt nichts davon. Nur wenn einer ohne Wissen des Besitzers etwas geliehen hat, muß er dem Eigentümer Er-

satz leisten. Trotz dieser kommunistischen Züge (s. Kommunismus), zu denen auch, wie bei allen Jägern und Sammlern, das Fehlen des Grundeigentums (s. d. A) gehört, an dessen Stelle der Anspruch der souveränen Horde (s. d.) auf das Jagdgebiet tritt, fehlt es keineswegs an Eigentum (s. d. A) von Familien oder Einzelnen. In lachsreichen Flüssen werden Dämme zur Ansammlung von Fischen gebaut, und es wird übel vermerkt, wenn Fremde diese Einhegungen verändern oder innerhalb derselben Netze werfen. Treibholz gehört dem, der es zuerst im Wasser findet. Um sein Recht zu behaupten, muß er es ans Land bugsieren, über die Wassermarke hinaufziehen und auf irgendeine Art kennzeichnen. Wer es nähme, würde fortan verachtet sein (s. Diebstahl). Das Zelt gehört allen, die darin wohnen. Über das Frauenboot verfügt der Familienvater. Das eigentliche Privateigentum ist der Kajak, der Kajakanzug und die Fanggeräte. Dies darf keiner anrühren, denn damit ernährt der Mann sich und seine Familie; er muß sie immer dort finden, wo er sie zuletzt hingelegt hat; nur selten werden sie verliehen. Ähnlich ist es auch mit den Schneeschuhen. Dann kommen die Werkzeuge für den Hausgebrauch: Messer, Beile, Sägen, Schabergeräte für die Felle. Ebenso betrachten die Frauen die Nähwerkzeuge u. dgl. als ihr persönliches Eigen. Was dem Eskimo jedoch fehlt, ist der Sinn für das Sammeln von Reichtümern (s. Reichtum). Denn alles, was als Jagdertrag heimgebracht wird, fällt nach von alters her feststehenden Regeln der Verteilung an die Gemeinde anheim. Nur einzelne Tierarten darf der Jäger größtenteils für sich und seine Familie behalten. Hierzu gehört der *Atak* oder Grönland-Seehund. Aber auch davon muß er den Kajak-Männern, die ihn gleich nach dem Fang ansprechen, und allen Kindern seines Wohnorts je ein kleines Stück Speck abgeben. Andere Seehund-Arten werden nach bestimmten Regeln unter diejenigen verteilt, die beim Fang zugegen oder behilflich waren. Manchmal erhält sogar jedes Haus des Wohnorts ein Stück. Letzteres gilt namentlich für das Walroß und mehrere Walfisch-Arten. Andere Verteilungsregeln gelten wieder, wenn mehrere auf ein Wild,

z. B. ein Rentier oder einen Seehund, mit Pfeil oder Harpune geschossen haben, oder beim Fischen. — Es ist klar, daß diese Wirtschaftsorganisation ein starkes Zusammenhalten der kleinen Gemeinwesen der Eskimo in guten und bösen Tagen bewirkt. Dem steht nicht entgegen, daß die Frau (s. d. A) als Eigentum des Mannes gilt, und daß er sie, obwohl er sie verleihen oder vertauschen kann (s. Nebenehe), doch in der Regel recht gut behandelt. Sie trägt die Beute nach Hause, bereitet das Essen, gerbt Felle, näht Kleider und besorgt Haus oder Zelt. Frauen treiben nur Fang des Kapelan-Fisches (*Mallotus arcticus*), der gelegentlich in so dichten Schwärmen kommt, daß man ihn mit Eimern in die Frauenboote schöpfen kann. Er wird auf Klippen und Steinen getrocknet und hauptsächlich als Wintervorrat eingeheimst. Wie bei allen Jäger- und Fängervölkern befassen sich die Männer zu Hause nur mit dem Putzen und Herichten der Jagd- und Fanggeräte, höchstens mit Knochenschnitzereien, erzählen sich sonst Geschichten, faulenzten, essen und schlafen (Nansen S. 90ff.). Der starken Anstrengung der Jagd folgt zu Hause die Erschlaffung.

Bemerkenswert ist die Ermittlung von A. R. Brown (S. 50) bezüglich der Bewohner der Andamanen-Inseln: Faulheit gilt als ein antisoziales Verhalten. Von jedem Mann wird erwartet, daß er sein Teil für die Versorgung der anderen mit Nahrung beiträgt. Entzieht sich einer dieser Verbindlichkeit, so sagt man nichts weiter, außer wenn es sich um einen jungen unverheirateten Mann handelt. Er erhält auch weiter Nahrung von den anderen, doch sinkt er im Ansehen unter den Lagergenossen und verliert schließlich die Achtung seiner Leute.

Über die Einzelheiten des Sammelns von Wildgräsern, Baumsamen und Früchten, von Baumsäften und Fettsamen, von Wildgemüse, Wurzeln und Knollen, der Bereitung der Speise, sowie weiterhin von Aufgüssen eingesäuerteter Speise, von Hackbau, Breipflanzen, Mahlen, Backen, Fladen, Teigbereitung usw. vgl. Maurizio; vgl. a. ders. *Pflanzen, die vor jedem Anbau zur Nahrung dienten* Ber. d. dtsh. botan. Ges. 44/3 (1926) S. 168ff. und Schweinfurth *Über*

wild gesammelte Arten von Reis in Afrika ebd. S. 165ff.

Über das Leben der Sammlerin mag uns ein Bericht über die Bergdama Näheres sagen. Der Sammlerin verdankt die Lagerstätte (Werft) eine einigermaßen regelmäßige Ernährung. Sie, nicht der Jäger, ist es, die täglich mit wohlgefüllter Tasche nach Hause kommt. Daher gilt auch das Sprichwort „die Werft ist eine Sache der Frau“, d. h. ohne die Tätigkeit der Sammlerin würde die Werft nicht bestehen können. Zunächst sorgt sie allerdings für sich selbst und ihre Kinder, doch gibt sie regelmäßig dem Mann von ihrem Vorrat ab, wogegen ihr wiederum bestimmte Stücke von seiner Beute am Wild, das zunächst zum heiligen Feuer (s. d. A) getragen wird, zustehen. Schon hier bringt der Unterhalt mehrerer Frauen eher eine Erleichterung als eine Erschwerung der Lebenshaltung mit sich. Das wichtigste Gerät der Frau bildet die Ledertasche, mit der sie, über die linke Schulter geschlungen, auszieht, um die Erträge des Feldes heimzubringen. Zu ihrer Sammlerin-Ausrüstung gehört der Grabstock, mit dem sie Feldkost und Knollen aus dem Erdboden buddelt. (Trotz der Ärmlichkeit der Haushaltung gibt es aber noch eine Menge von Holzgeräten, Eimern, Wannern, Töpfen, Löffeln u. dgl.) Bei der Sammlerarbeit kennt sie die Plätze, an denen zu bestimmten Jahreszeiten die Knollen, Wurzeln, Zwiebeln und Früchte zu holen sind. Die schaufelartige Spitze des Grabstocks, die leicht stumpf wird, schärft sie auf einem flachen, nicht allzu rauhen Stein. Gewöhnlich geht sie in Gesellschaft ihrer Töchter, die von frühester Jugend an die ertragreichen Plätze kennenlernen, hinaus zu ihrer Sammeltätigkeit. Der Ertrag gilt aber immer als Gemeingut aller Familienangehörigen. Unter diese wird er nach bestimmten Regeln an die Jugend und die Alten verteilt. Wenn nach der Regenzeit die kleinen Feldzwiebeln, welche den Hauptertrag bilden, gereift sind, dürfen an einem bestimmten Tage nur an den gewöhnlichen Fundstellen die Zwiebeln gegraben werden, und der heimgebrachte Ertrag muß erst durch den Speisemeister zeremoniell gebraten und vorgeschmeckt werden, bis die neue Ernte dem allgemeinen

Genuß freigegeben wird. Im übrigen aber teilt die Frau die Nahrungsmittel aus, die sie heimgebracht hat, und der Mann darf nicht ohne ihre Erlaubnis von ihrem Vorrat nehmen. Denn in der Hütte seiner Frau ist der Mann Gast der Frau, wenn es sich um Essen und Trinken handelt; sein eigentlicher Platz befindet sich am heiligen Feuer (Vedder S. 39, 57f., 60, 62, 66f.).

Über die Bedeutung des Feuers (s. d. A) in der W. vgl. Hough *Fire as an agent in Human Culture* Smithson-Inst. Bulletin 139 (1926).

§ 4. a) Als Repräsentant ungeschichteter Gemeinwesen von Jägern, Fängern und Gärtnerinnen möge eine Gemeinde der Kai-Leute (Papuaner) im Hinterland des Sattelberges an der Nordküste von Neu-Guinea dienen. Die Hauptnahrung dieser wie auch der meisten anderen Papuaner besteht aus Yams und Taro, Knollen, die neben der spärlicher verbreiteten Süßkartoffel allenthalben gebaut werden. Nimmt die Gemeinde ein Stück Land für die Anlage eines Feldes in Aussicht, so belegt jeder Dorfbewohner seinen Anteil im voraus mit Beschlag. Die Männer fällen zunächst kleinere Bäume, Unterholz und Gestrüpp, lassen dieses verdorren und legen hierauf Feuer an. Dadurch werden auch die größeren Bäume getötet, und nach dem Brande ragen nur noch ihre Stämme hoch. Manchmal bringt man die Bäume zum vorzeitigen Absterben dadurch, daß man schon Monate vorher die Rinde in Ringen um den Stamm herum abschält. Die größeren angebrannten Baumstümpfe läßt man gewöhnlich stehen, weil sie zu fällen zuviel Mühe erfordert. Nach einigen Monaten erst beginnt man, den Platz von den Resten an Laub, Zweigen und Ästen zu säubern, um ihn für das Pflanzen vorzubereiten. Die Männer lockern mit spitzen Pfählen den Boden, während die Frauen die vorbereiteten Stecklinge in die Löcher senken. Die Felder sind keineswegs überall gleich gut angelegt. Häufig werden die Abteilungen der einzelnen Besitzer eines Feldstücks durch Stangen voneinander abgegrenzt. Bei den Kai-Leuten wird das ganze Feld zuletzt von einem Holz- oder Bambuszaun umzogen, um dieses vor den Schweinen zu schützen, die gern nach den Knollen wühlen. Jeder Teilhaber am Felde

hat ein bestimmtes Stück Zaun zu errichten. Außer der Hauptfrucht werden gewöhnlich noch Zuckerrohr, Bananen und andere Gemüse gezogen. Bereits zur Zeit der Ernte ist das aufschießende Unkraut, von dem das Feld durch die Frauen nicht zu oft gereinigt wird, ganz erheblich. Das Ausgraben der Taro oder Yams, wenn sie reif sind, erfordert oft viel Mühe. Die Frauen holen aus der Pflanzung gewöhnlich nur Vorrat für einige Tage. Die Yams, die sich besser halten, bewahrt man in Gruben auf, oder auf Gestellen u. dgl. Nach der Ernte läßt man das Land brach liegen, und bald sprießt wieder ein kleiner Wald auf. Nach ein paar Jahren kehrt man gern zu vorher benutzten Feldern zurück, weil deren Rodung mit geringen Schwierigkeiten verbunden ist. — Die Fruchtbäume, wie die Kokospalme, die Sagopalme, Pandanus, Mango und Mandelbäume, sowie Betelpalme und Tabak werden überwiegend von den Männern gepflanzt, Bananen sowohl von Männern wie von Frauen, ebenso Tabak und Zuckerrohr von beiden Geschlechtern. An Fleischnahrung dienen die verschiedenen Wildarten, einschließlich Känguruh, Kasuar, Großfußhuhn, Fische, Krebse, Aale, sowie Riesenschlangen, ferner Frösche, Kröten, Termiten, Schmetterlingsraupen, gewisse Spinnen und Zikaden u. dgl. m. Am geschätztesten ist das Schwein, das sich im Urwald verwildert findet, aber auch in ziemlich primitiver Weise von den Leuten gehalten wird und regelmäßig den Bestandteil eines Festschmauses ausmacht. Höchstwahrscheinlich ist das Schwein erst durch die Entdeckungsfahrer in diese Gegend gebracht worden. Der zweifellos schon mit dem Menschen in diesen Gegenden erschienene Hund wird auch gern verzehrt (Keysser S. 12ff., und nach eigenen Beobachtungen des Verf.).

Vgl. dazu die Schilderung von Vormann über das tägliche Leben der Papua: *Anthropos* 12 13 (1917/1918) S. 891f.

Kleine homogene Klans (s. d. und Sippe) stellen Bantu-Gemeinden am mittleren Kongo dar, die jedoch ähnlich wie gewisse sog. „totemistische“ Stämme in Neu-Guinea untereinander gegliedert und lose zusammenhängend erscheinen, während sie wirtschaft-

lich vollständig auf sich selbst gestellt sind, „Autarchien“ bilden (Bertrand S. 75ff.). Im allgemeinen begünstigen die gemäßigten Zonen den Anbau von Feldfrüchten. In Asien und Europa boten sich die Kornarten und Hirse dar, in den südlichen Teilen, namentlich Asiens, außer der Hirse noch Reis. Ähnlich liegt es in Amerika. Nur die wüsten und die arktischen Gebiete gestatten keinen Anbau von Feldfrüchten, die in Amerika vor allem durch den Mais repräsentiert werden, eine Pflanze, die wahrscheinlich in Mexiko ursprünglich zu Hause war und von da aus sich nord- und südwärts verbreitet hat. Außerdem sind auch noch Bohnen und Kürbis in Amerika heimisch, so daß nach dieser Richtung hin ein Einfluß der alten Welt nicht vorhanden sein dürfte (Boas S. 23f.).

Über den Ursprung und die Verbreitung der verschiedenen Getreidearten vgl. Peake, der dazu neigt, als Ursprungsland das westliche Asien zu betrachten, insbesondere für Weizen ungefähr Syrien anzunehmen.

Die vorkolumbischen Völker der neuen Welt sind über den Grabstock- und Hackbau nicht hinausgekommen, und zwar deshalb, weil sie die Viehzucht nicht kannten (s. § 5). Während in Europa und den meisten Teilen Asiens domestizierte Tiere wie Rind, Pferd, Kamel, Büffel zur Hilfe bei der Bestellung des Bodens verwendet wurden, hat man in Amerika das Feld ausschließlich durch menschliche Arbeitskraft bestellt. Im Zusammenhang damit fehlen auch das Rad und der Wagen (Boas S. 25).

Der Grabstockbau, der unmittelbar an die Tätigkeit der Sammlerin anschließt (s. § 3), wird dadurch charakterisiert, daß in jedesmal besonders gegrabenen Löchern vorwiegend Schößlinge, nicht Samen, zum Anbau eingesetzt werden, und daß ebenso wie beim Hackbau jede Pflanze für sich besonders angebaut wird. Immer handelt es sich um die Arbeit des Einzelnen am einzelnen Gewächs. Daher erfordern die Felder persönliche Pflege, sie sind stets nur Rodungen auf wildem Boden und werden im Kleinbetrieb bewirtschaftet. Steht genug Boden zur Verfügung, so sucht man immer auf neuen Plätzen zu roden

oder unterhält wenigstens einen auf viele Jahre ausgedehnten Felderwechsel. In dessen bemächtigt sich bei weniger guten Bodenstrichen der Anbau in kürzeren Zeiträumen der alten Pflanzungsstellen. Selbst Düngung kommt dann vor, wie z. B. in Süd-Neu-Guinea am Fly-River mit Kängüruh-Mist. (Über Düngung vgl. a. die Zusammenstellung bei Berner S. 273ff. und 277.)

Bei Benutzung des Grabstocks wurde hier von „Gartenbau“ gesprochen. Dieser darf natürlich nicht mit der Anlage von Gärten beim Haus in den höheren Wirtschaftsformen verwechselt werden. Der Grabstockgarten liefert die Nahrungsgrundlage, der Hausgarten dagegen nur Zukost zur Hauptnahrung, die vom Felde bezogen wird, das mit der Hacke oder dem Pflug bearbeitet wird.

Man darf übrigens nicht vergessen, daß von den Pflanzen, die zu Nahrungszwecken gezogen werden, auch verschiedene andere Teile, Blätter, Bast, Holz u. dgl., für die Herstellung von Geräten und Werkzeugen, Schmuck, Kleidung, Wohnzwecke u. dgl. Verwendung finden, ähnlich wie das auch bei den Jagdtieren der Fall ist, deren Knochen, Hörner, Felle u. dgl. über die Nahrung hinaus mehr und mehr genutzt werden.

Wie die Stellung des Menschen zum Jagdtier oder zum Weidevieh, von dem er lebt, gewissermaßen durch persönliche Gefühlsbande getragen wird, so spinnen sich ähnliche Gedanken auch zu den Pflanzen hin. Die südamerikanischen Jibaros von Ecuador sprechen zu den Pflanzen, wie zu menschlichen Wesen, die ihnen, namentlich in Rauschzuständen (s. Rausch), die durch Tabak und zwei andere Narkotika hervorgerufen werden, als Ahnengeister erscheinen. Daran knüpft sich auch die Benennung (s. Name A) besonders von Frauen nach Pflanzen. Jeder Pflanze legen sie ein besonderes, männliches oder weibliches Geschlecht bei, die Mehrheit betrachten sie als weibliche Wesen. Damit hängt die Arbeitsteilung unter den Geschlechtern in bezug auf die Pflanzenkultur zusammen: die männlichen Pflanzen müssen von Männern, die weiblichen von Frauen gepflegt werden. Die eigentlichen

Hauptnahrungspflanzen der Jibaros gelten als weiblich, denn die Bestellung der Felder wird als eine hauptsächlich weibliche Angelegenheit betrachtet. Die Männer verrichten zwar die schwere Arbeit beim Klären des Waldes, aber auch auf die von Männern gepflanzten Gewächse singen die Frauen Zauberslieder, um das Wachstum der Bäume zu fördern, da man meint, daß die Frauen einen besonderen mystischen Einfluß auf das Wachstum der Früchte ausüben (Karsten S. 4ff.). — Über Baumwirtschaft vgl. a. Pechuël-Lösche S. 213, 215.

Auch für diese südamerikanischen Indianer gilt die merkwürdige Erscheinung, daß sehr viele Pflanzen einer umständlichen Zubereitung bedürfen, damit ihnen die Giftstoffe entzogen werden. Gerade diese Entgiftungsprozesse spielen in der primitiven Zubereitung der Nahrung eine außerordentliche Rolle; vgl. Ida Hahn *Dauer-nahrung und Frauenarbeit* ZfEthn. 51 (1919) S. 243ff. Vermutlich haben Hungerzeiten Anlaß gegeben, wenig genießbaren Pflanzen Aufmerksamkeit zuzuwenden. — Dem steht die Giftbereitung gegenüber. Während des Kochens von Giften bleiben die Köche im Walde und fasten dabei streng. Jeden Tag dürfen sie nur ein paar geröstete Bananen essen, doch Yuka-Bier (Chicha) trinken (s. Rausch; Karsten S. 14). — Vgl. Stites *Economics of the Iroquois* 1925.

Daß alle diese zauberischen Beeinflussungen des Wachstums der Felder und Nutzbäume außerordentlich alt sind, beweisen in wachsendem Maße die Dokumente z. B. der früh-kretischen Feldbauer und Baumpflanzer-Bevölkerungen (für Kreta vgl. Hammarström). Vgl. Gilmore *Use of Plants by the Indians of the Missouri River Region* 33. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnol. 1919. Ferner bezügl. Nahrungsbereitung Boas *Ethnology of the Kwakiutl* 35. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnol. 1921.

b) Wenn hier anschließend eine in gewissen Grundzügen der Nahrungsgewinnung ähnliche Wirtschaftsform behandelt wird, so soll dadurch nicht die Meinung erweckt werden, als ob sich die konkreten vorfindlichen Formen immer unmittelbar aus der unter a) behandelten heraus entwickelt

hätten. Die Auseinandersetzungen in den Artikeln „Politische Entwicklung“, „Soziale Entwicklung“, „Staat“ schließen ein solches Mißverständnis wohl aus. In Ozeanien z. B. dürften manche homogen erscheinenden melanesischen Gemeinden auf das Verfallen von Schichtungen hinweisen, die durch einen intensiven Mischungsprozeß ihre ursprünglichen Besonderheiten in Stellung und Lebensform mit dem Laufe der Zeit abgeschliffen haben. Bei Papuanern hinwiederum ist vielfach eine Aufnahme von fremden Wirtschaftselementen zu verzeichnen, wie etwa das Pflanzen der Kokosnuß; von Tabak oder das Halten von Schweinen. Dagegen hat die mikronesische und polynesische Welt die Schichtungen erhalten und damit die Wirtschaftsbereiche viel größer ausgebaut. Trotzdem ist auch hier ein Abklingen, selbst in der voreuropäischen Zeit, unverkennbar. Besonders an der Grenze zwischen der melanesischen und polynesischen Kultur finden wir solche abklingenden Schichtungen, wie z. B. anscheinend bei den Trobriandern. Die örtlichen Besonderheiten lassen derartige Vorgänge nirgends stillstehen und weisen natürlich immer ein historisch bedingtes einmaliges Bild auf.

Betrachten wir zunächst eine klare Symbiose.

Ohne daß es zu einer Schichtung käme, versorgen z. B. die Pygmäen-Jäger die Yaunde-Bauern im S. des ehemaligen deutschen Kamerun mit Fleisch und erhalten von diesen dafür Feldfrüchte (Heepe S. 123). Diese seßhaft gewordenen Bauern können sich in größeren Siedlungen zusammenfinden und haben wegen der gleichmäßigeren Ernährung mehr Aussicht, Kinder groß zu ziehen, als Jäger und Sammler. Ihnen gegenüber wird die Lage der Jäger immer ungünstiger (Meinhof S. 35).

Bei anderen Pygmäen scheinen sich wieder andere Vorgänge abgespielt zu haben. Nach Torday sollen die Pygmäen aus dem Kassay-Gebiet den Urwald seit Generationen verlassen und sich dem Feldbau gewidmet haben. Wie schon in dem Artikel „Primitive Kultur“ dargelegt, dürfte es sich dabei um kompliziertere Vorgänge handeln. Als heuristisches Beispiel mögen die Kubus von Sumatra aufgeführt werden,

die dort nach Vermischungen mit den Malaien ebenfalls seßhaft werden und Felder anlegen. Auch der Umstand, daß diese Feldbauer gewordenen Pygmäen größer als ihre im Walde gebliebenen Vettern sind, weist auf eine Mischung. Ähnliche Vorgänge fanden übrigens zweifellos auch bei den Papua-Stämmen statt. So begegnen z. B. bei diesen Feldbauern im Bereich zwischen Augusta-Strom und Küstengebirge in Neu-Guinea sehr viele Kleiwüchsige; unter ihnen aber etwa ein Drittel Großgewachsene auch sonst anderen Typus (nach eigener Ermittlung).

Die Gemeinwesen der Küstenbevölkerung der Gazelle-Halbinsel (Bismarck-Archipel, Südsee) tragen die Züge einer Gesellschaft, bei der wohl, wie namentlich die Einrichtung der Sklaverei beweist, der Gedanke der Schichtung lebendig war, jedoch infolge zunehmender Vermischung zur Zeit, da die Europäer ins Land kamen, bereits abzuklingen begann. Noch wurden um die Jahrhundertwende aus den niedriger stehenden Baining-Leuten der Berge Sklaven geraubt und durch Zwischenhändler weiterverkauft. Der Preis eines Sklaven betrug bei der Küstenbevölkerung 10 Faden Muschelgeld und mehr. Besonders beliebt war der Kinderraub. Die Sklaven durften nicht heiraten, sondern hatten Weiberarbeit zu verrichten, besonders die Pflanzungen zu bestellen. Auch Taulil-Leute aus dem Innern raubte man als Sklaven (Hahl S. 77).

Wie eine vorherige, jedoch aufgesogene Schichtung sich sowohl in wirtschaftlicher wie sprachlicher Beziehung auswirkt vgl. z. B. Paasonen *Sur quelques mots relatifs à l'agriculture empruntés par les langues finno-ougriennes au proto-aryen ou à l'aryen ancien* Journ. de la Soc. Finn.-Ougr. 34. (1916—29).

Namentlich die Geheimen (s. d.) Gesellschaften, wie sie sich auf der Gazelle-Halbinsel oder den Neuen Hebriden und den Banks-Inseln finden, lassen solche verblässenden früheren Schichtungen (s. d.) erkennen. Dem entspricht auch die verhältnismäßig vielseitige Betätigung in Feldbau, Jagd, Handwerk, Handel usw., wie man sie z. B. auf den Neuen Hebriden und den Banks-Inseln antrifft. Im einzelnen liegen hier die

Dinge ähnlich wie in papuanischen Gemeinden, nur der gesamte Kulturbesitz ist reichlicher und vielfältiger. Auch auf den Neuen Hebriden ist der Feldbau in der Hauptsache eine Obliegenheit der Frau, der nur bei den schweren Arbeiten des Rodens und des Setzens der Schößlinge der Mann hilft. Der Boden gehört der Sippe, und ein großes Feld wird entweder von der Sippe gemeinsam bearbeitet, oder aber einzelnen Familien sind Parzellen überlassen. Manchmal fällt noch jedem Erwachsenen ein besonderer Anteil am Felde zu. Die Felder liegen gewöhnlich in der Nähe der Dörfer. Häufig hat man bei den Feldern leichte Hütten errichtet, in denen die Frauen zwischen der Arbeit ausruhen und plaudern. Liegen die Felder weiter vom Dorfe ab, so errichtet man bessere Hütten, die sich auch zum Übernachten eignen (Speiser S. 145 ff.). Bezüglich Handel und Geld s. § 12 und 18. — Vgl. a. Malinowski *The primitive economics of the Trobriand Islanders* The Economic Journal 31 (1921).

Beiden Samoanern standen die Schweinezucht und der Landbau unter Aufsicht der Ortsverwaltung. Keiner durfte ein Schwein für den eigenen Familienbedarf schlachten. Pflanzungen wurden wöchentlich einmal von Mitgliedern der Ortsverwaltung besucht. Bestand Gefahr, daß nicht die gewünschte Ernte erzielt werden konnte, so wurde jeder arbeitsfähige Mann zum Pflanzen herangezogen (von Bülow *Das ungeschriebene Gesetz der Samoaner* Globus 89 [1906] S. 94).

Die W. der Maori von Neu-Seeland beruhte auf der Dorfgemeinschaft. Alle Angehörigen eines Dorfes, die gewöhnlich miteinander verwandt waren und gemeinsame Abstammung für sich in Anspruch nahmen, gehörten derselben Sippe (*hapū*) an. Die Arbeitsteilung der Geschlechter machte sich darin geltend, daß fast jeder Mann Fischer, Vogelsteller, Sammler gewisser Waldfrüchte, Bearbeiter des Bodens, Verfertiger von Geräten, Waffen, Netzen, Seilen und Schmuckstücken war; auch konnte er Häuser bauen und verstand gewöhnlich etwas von der Holz- oder Knochenschnitzerei. Natürlich hatte jeder eine gewisse Vorliebe für diese oder jene Tätigkeit, in der er sich auszeichnete, obgleich er auch andere verrichten konnte. Außerdem gab es noch besondere Spezialisten: die Tāto-

wierier, Schnitzer (s. Handwerk A) oder Zauberpriester (*tohunga*), die für die Ausübung ihrer Fertigkeit Entlohnung in Gestalt von Speisen, Flechtwerken oder Schmuckstücken, jedoch immer als Geschenke, erhielten. In ähnlicher Weise bestand auch eine gewisse Spezialisierung zwischen den Küstenstämmen und den Leuten des Binnenlandes, die Fische und eßbaren Seetang gegen Vögel oder Bachkrebse, jedoch auch immer in der Form zeremonieller Geschenke, tauschten (s. a. Handel F). Drückte man besondere Bewunderung über die guten Eigenschaften eines Gegenstandes aus, so enthielt das die Andeutung, daß man im Zweifel den betreffenden Gegenstand gern haben möchte. Eigentliches Handeln und Feilschen ging dem Maori gegen das Gefühl und verstieß gegen die rechte Sitte (*tika*). Wurde eine Gabe in nicht entsprechender Weise vergolten, so sagte man nichts in Anwesenheit des Gebers, doch machte man darüber später unverhohlen und allgemein seiner Unzufriedenheit Luft, zur großen Schande und zum Nachteil des Betroffenen in seiner Sippe; denn sowohl Gastfreundschaft (s. d.) wie Freigebigkeit gehörten zu den Haupttugenden in der Gesellschaft der Maori. In allen solchen Dingen war die Macht der öffentlichen Meinung ein Ansporn für jeden Säumigen und auch entscheidend für sein wirtschaftliches Verhalten (s. § 15).

Neben der Sippe (*hapū*) bildeten das Dorf (*kainga*) und der Stamm (*whanau*) die sozialen, auf Verwandtschaft beruhenden Grundlagen der Wirtschaftsverfassung (s. § 14). Der Häuptling als Leiter seines Volkes (*teina*) organisierte den Nahrungserwerb, die handwerkliche Tätigkeit und die Tauschvorgänge. Seine Stellung verdankte er nicht seinem Reichtum oder seiner Abstammung. Gewisse Arbeitsprodukte fielen der Dorfgemeinschaft zu, nicht seiner Familie und seinen Nachkommen. Das war hauptsächlich auf dem Gebiete der Ernährung der Fall, z. B. in bezug auf den Fang von Fischen oder Vögeln. War die jährliche Jagdzeit mit den entsprechenden Zeremonien eröffnet, so gingen die Männer für einen Tag jeder nach seinem besonderen Platz, wo sie das Recht hatten, die Leine oder das Netz zu werfen, den Vogel zu

speeren oder mit der Schlinge zu fangen. Nach ihrer Heimkehr am späten Nachmittag legte ein jeder, was er gefangen hatte, auf einen Haufen des Dorfplatzes (*marae*), wo die Beute betrachtet, gelobt und von den Leuten besprochen wurde. Hierauf begann man einiges zu kochen, anderes in dem gemeinsamen Dorfspeicher aufzubewahren. Aus diesem wurde, was man brauchte, genommen und verzehrt. Alle Mahlzeiten nahm man auf diesem Dorfplatz (*marae*) gemeinsam ein, und jeder erhielt seinen Speiseanteil in einem frisch geflochtenen Korb. Aber dieser Anteil stand in keinerlei Beziehung zu dem Beitrag des Einzelnen zur Nahrungsversorgung. Alle Leute im Dorf hatten gleichen Anteil an den EBvorräten, nur diejenigen, die sich überhaupt einer besonderen Behandlung erfreuten, wie die hochheiligen Häuptlinge und die Priester (*tohunga*), bekamen besonders schmackhafte Bissen in ihre Körbe. — Aber auch noch andere Arbeiten wurden gemeinsam von den Dorfmitgliedern unter Leitung des Häuptlings vorgenommen, wie der Bau von Häusern, das Fällen von Bäumen, das Roden von Waldstücken für die Anlage von Feldern an Süßkartoffeln, das Knüpfen von Aalreusen und Schleppnetzen. Ebenso holte man einen Stamm aus dem Walde gemeinsam heim, um ihn als Kanu zu bearbeiten oder als Hauptpfeiler einer großen Versammlungshalle; ja auch die Hilfe anderer Dörfer oder Sippen wurde für solche Zwecke oft erbeten. — Andere Arbeiten hingegen wurden durch individuelle Handwerker ausgeführt; so machte ein jeder seine Steinäxte zurecht, schnitzte seine Vogelspeere, seine Taubentröge, seine Fischhaken, seine Flöße, Schellfischnetze, Holzgeräte, seine Hals- und Ohrketten aus Grünstein usw. Alle diese Gegenstände bildeten das Privateigentum des Einzelnen und wurden wieder nach bestimmten Sitten an Freunde und Verwandte verschenkt (Firth 1926 S. 13ff.).

Der Glaube an das Hereinspielen übermenschlicher Mächte in alle Wirtschaftstätigkeit, mag diese auf den Erwerb von Nahrungsmitteln gerichtet sein oder auf die Anfertigung von Werkzeugen und Geräten, von Waffen, Booten oder Häusern usw., führte zu der eigenartigen Berück-

sichtigung aller möglichen Einflüsse und Störungen, die wir kurzerhand als „zauberisch“ bezeichnen (s. Zaubera). Man kann sagen, je reicher und vielfältiger die Technik in ihren Anfangsstadien wird, um so mehr auch diese tastende, nach allen Seiten hin versuchsweise ausschauende Annahme von Zusammenhängen und Bedingtheiten für das Gelingen des Arbeitserfolges.

Das Anpflanzen der Feldfrüchte, insbesondere von *Kumara* (Süßkartoffel), richtet sich bei den Maori von Neu-Seeland nach dem Stand der Sterne, und zwar der Plejaden, nach den hellen Sternen im Gürtel des Orion und noch zwei anderen. Je nach deren Stellung beim Auftauchen dieser Sterne werden die Aussichten des Jahrganges vorausbeurteilt und die Schößlinge im September angepflanzt. Bei einer ungünstigen Stellung dieser Sterne, die einen verspäteten Frühling anzeigt, wird das Auspflanzen um einen Monat verschoben. Ein anderer wichtiger Stern ist *Atutahi* (Canopus), der nicht in die Milchstraße eintritt, und nach dessen Bewegung gegen Süden man sich auch beim Auspflanzen von *Kumara* (Süßkartoffel) richtet. Derartige Beobachtungen der Sterne für das Auspflanzen werden auch von den Kajans und anderen Stämmen in Borneo beobachtet, insbesondere, wenn die Plejaden über dem Horizont vor Einbruch des Tageslichtes erscheinen. Nach einer alten Volkssage soll ein *Mahuru* (= Frühling), der in der früheren Heimat der Maori, in *Hawaiki*, wohnte, den Kuckuck nach Neu-Seeland als Boten geschickt haben, um den Maori die Zeit zum Auspflanzen von *Kumara* zu verkünden. Doch sei er zu früh gekommen. — *Kumara* wurde nur an bestimmten Tagen oder Nächten mit besonderen Namen (s. d. A.) gepflanzt, deren Bezeichnung sich auf Phasen des wachsenden oder abnehmenden Mondes beziehen (Best S. 75).

Bei den Maori Neu-Seelands war der priesterliche Sachverständige, der *tohunga*, in Zaubermitteln aller Art, Beschwörungen und Ritual geschult, und stand auch in den Wirtschaftsangelegenheiten dem Jäger, Bauer und Handwerker zur Seite. Damit hängen zum Teil die Weihe-Zeremonien zusammen, wie sie z. B. die Mädchen der

Maori bei der Einführung in die Kunst des Webens erhielten (Best Art of the „Whare Pora“: Notes on Clothing of the Ancient Maori usw. Transactions New Zealand Institute 31 [1898] S. 627—632). Bei allen derartigen Einführungsweihen sprach der Priester zuerst Beschwörungen aus, um den Kandidaten klares Denken zu verleihen und sie mit einem empfänglichen Sinn, einem verlässlichen Gedächtnis und der Fähigkeit auszustatten, die neue Kenntnis zu erfassen. In dem Fall der Weberweihe ließ man das Mädchen vor den Webstöcken (*turuturu*) niedersitzen, vor ihr wurden Gewebe verschiedener Art und schöne Muster ausgebreitet, mit Rändern von farbigen Fäden, die von besonders geübter Hand gefertigt waren. Sie sollten als Meisterstücke dienen, denen das Mädchen nicht im Augenblick, aber in ihrer ganzen Ausbildung nachzueifern sollte. Dann nahm sie einen vorbereiteten Faden zur Hand und hielt diesen, während der Priester eine Anrufung (*karakia*) aussprach, um das neue Wissen in ihrem Sinn zu festigen. Nun schritt die Kandidatin vorwärts und biß in den oberen Teil des zu ihrer rechten Hand befindlichen Webstockes, der heilig (*tapu*) war. Hierauf webte sie mit dem Faden in ihrer Hand den ersten und heiligen Einschlag über den Rahmen. Damit hatte sie ihre Laufbahn als Weberin begonnen und fing an, ihr erstes Gewebe zu fertigen. Nachher schritt man zur *whakanoa*-Zeremonie, die mit dem Sprechen eines anderen Zauberspruches und dem rituellen Kosten gewisser Speise verbunden war. Während dieser Vorgänge und bis das erste Webstück von der Kandidatin fertiggestellt war, durfte sie nicht gewöhnliche Nahrung genießen oder einen Platz betreten, auf dem Speisen gekocht wurden, oder mit ihrer Familie zusammen sein. (Es handelte sich hier also um eine scharfe Konzentrationsübung und Verhinderung einer Ablenkung auf eine andere Tätigkeit oder auf persönliche Beziehungen). — Auch nach der Weihe-Zeremonie verließ die Weberin nicht die Beobachtung magischer Vorsicht. Selbst heute noch nehmen Frauen nicht in demselben Hause ihre Speisen zu sich, ohne ihre Webe-Arbeit nicht zudecken. Betritt ein Fremder den Raum, in dem eine Frau an einer Weberei sitzt,

so werden die Webstöcke sofort gelöst, die Arbeit wird verdeckt und zur Seite gelegt. Sogar wenn ein naher Verwandter den Raum betritt, wird im Augenblick die Arbeit ausgesetzt und der Stock zur rechten Hand gegen die Arbeit gelegt, bis der Besucher niedersitzt. Begibt sich jemand hinter die Weberei, also gegenüber der Weberin, um die Arbeit zu untersuchen, so gilt das als böses Vorzeichen (*aroakapa*). Auch ist es ein schlechtes Omen (s. d. A.) für die Weberin, wenn sie einen Einschlag (*aho*) bei Sonnenuntergang nicht fertig macht. Man glaubt nämlich, daß die Konzentrationskraft und das Gedächtnis der Weberin dadurch auf die Probe gestellt werden und sie niemals mehr das angefangene Gewebe fertigstellen können. *Te Rangihiroa* (Journ. Polynes. Soc. 34, 1 [1925] S. 85 P. H. Buck) meint, daß das Gewebe vor Fremden deshalb verdeckt wird, damit andere nicht das Muster und die Art dessen Herstellung nachahmen können. Denn eine Weberin würde ihr Ansehen ob ihrer Fertigkeit und ihrer Muster dadurch, daß andere sie nachahmen, einbüßen. Im Falle des nicht fertig gemachten Einschlags kann sich aber das Gewebe leicht auflösen (Firth S. 18f.). (An diese praktischen Schäden knüpften sich mystische Vorstellungen von allgemeiner übler Vorbedeutung an.) — Auch alle anderen Tätigkeiten, wie das Vogelstellen, Fischefangen, Schnitzen und Tätowieren, Haus- und Kanu-Bau, waren erfüllt mit allerlei Zaubersprüchen und magischem Götze, um dem Werk Erfolg zu verleihen. Das Unterlassen entsprechender Riten verhielt Mißerfolg, gerade so, wie wenn irgendein praktischer Griff oder sonst eine nötige Vorkehrung vergessen worden wäre. Zwischen derartigen magischen und praktischen Maßnahmen bestand im Geist des Maori kein Unterschied, sondern sie ergänzten einander, wenn man zu einem rechten Erfolg gelangen wollte. Man hatte z. B. den festen Glauben, daß die Anrufung (*karakia*) tatsächlich die Fähigkeiten stärkte, die das Lernen und Behalten der Fertigkeiten erhöhten. So wurden tatsächlich eine Konzentration und Bereitwilligkeit und Selbstvertrauen herbeigeführt, die der Arbeit zugute kamen. — Dasselbe ist der Fall bei den verschiedenen Tätigkeiten des Nahrungserwerbs, bei dem

Speeren der Fische, dem Setzen der Vogel- oder Rattenfallen, dem Klettern auf die Bäume usw. In dieser Weise kann man sagen, daß die Zeremonien, welche die Arbeit begleiten, und die wir als zauberisch zu bezeichnen pflegen, keineswegs ohne nützliche Wirkung auf den Arbeitsprozeß und die Psyche des Arbeiters sind, daß sie dadurch, daß sie Vertrauen auf den Erfolg des Werkes schaffen, sowohl diesem wie auch dem daran beteiligten Menschen zugute kommen (Firth 1926 S. 18ff.; vgl. a. d. ers. *The Maori Carver Journ. Polynes. Soc.* 34 [1925]).

Bezüglich Afrikas sind die Verhältnisse bei den Ba-ila charakteristisch (vgl. Smith und Dale *The Ila-Speaking Peoples of Northern Rhodesia* 1920).

Für Amerika wären etwa die Verhältnisse bei den Totonaken heranzuziehen (Krickeberg *Die Totonaken* Baessler Archiv 7 [1918/22]).

§ 5. Ein Problem besonderer Art ist die Entstehung des Viehhaltens, insbedondere des Hirtentums. Dieses Problem wird uns erst in seiner ganzen Tragweite dadurch lebendig, daß wir sehen, welche außerordentlichen Schwierigkeiten bei Jäger-völkern, selbst bei solchen, die in Berührung mit Hirten kommen, dem Übergang zur Viehhaltung entgegenstehen. Obwohl die Bergdama Südwestafrikas seit Jahrhunderten Beziehungen zu den Herero unterhalten, sind sie doch nicht zum Züchten von Großvieh übergegangen, sondern nur ein kleiner Teil fing an, Ziegen zu halten. Die Kühe, die etwa Bergdama-Knechte, die von den Herero zurückkehrten, mitbrachten, pflegt man nicht lange zu haben, sondern schlachtet sie bald und zehrt sie auf. Diejenigen Bergdama jedoch, die Ziegen zu züchten begannen, wurden dadurch auch in ein ganz anderes Leben gedrängt als die, welche ausschließlich bei der Jagd verblieben (Vedder S. 9f., 173, 187f.).

Die Bewachung der Herden erscheint den Jägerstämmen der Bergdama (Vedder S. 81) als eine so große Last, daß sie ihre Ziegen gern einem einsamen Mann draußen übergeben. Milch und Felle der verendeten oder vom Wild zerrissenen Tiere sind sein Lohn. Doch muß er diese Felle vorzeigen. Für jedes Tier, das nach Farbe und Zeichnung individuell erinnert und für das in

einen Holzstab eine Kerbe geschnitten wird, muß er Rechenschaft geben. Für die Lämmer werden keine Zeichen gemacht. Als Jahreslohn erhält der Hirt ein Muttertier (s. a. Lohn, Vertrag). Er kann später für diese Tätigkeit Anschluß an ein Sippenlager und dort Sitz am Feuer gewinnen. Auch um räuberischen Überfällen vorzubeugen, gibt man die Herden gern nach außen.

Der Übergang zur Viehhaltung muß sich hinsichtlich der einzelnen Tiere zweifellos sehr verschieden abgespielt haben. Beim Hund, dem ältesten Haustier, mögen die Abfallhaufen die Tiere herangelockt haben (vgl. Studer *Die prähistorischen Hunde* Abh. d. schweiz. paläontolog. Ges. 28 [1901]), vielleicht auch beim Schwein. Bei beiden wird es sich wohl hauptsächlich um „Familienzähmung“ gehandelt haben, um das Halten von zunächst jungen Tieren, die gefüttert und so an die Menschen gewöhnt wurden. Ganz anders müssen wir uns den Vorgang bei den in großen Herden weidenden Pflanzenfressern vorstellen. Hier handelte es sich zweifellos zunächst um das „Halten“ einer Herde. Denken wir etwa an die sibirischen Rentierjäger, die den großen Herden folgen.

Wenn der Jäger anfängt, ausschließlich eine Art von Tieren zu jagen, wie etwa bei den nordamerikanischen Indianern, die von einem Ort zum anderen hinter einer Bisonherde folgten, beginnt ein an die Tierart gebundenes Nomadenleben. — Im Verhältnis zu den eigentlichen Jägern sind derartige Nomaden mehr gesichert für ihren Unterhalt, und auch ihre Gemeinde erhält dadurch einen festeren Zusammenhalt. Die Herde bildet ein festes Besitztum und einen unter Umständen rasch wachsenden Reichtum. —

Vielleicht haben wir aber überhaupt nicht die Jagd als den Anfang der Viehhaltung zu betrachten, sondern den Fang. Es ist viel wahrscheinlicher, daß ein Einfangen der Herden in Verbindung mit der Versorgung derselben mit Futter und ein Treiben zu guten Weiden der entscheidende Faktor war, der den Menschen zum Herrn über das Tier gemacht hat: nicht Unterwerfung, sondern Fürsorge. Am Ausgang der ä. StZ hefteten sich wohl die Männer einzelner Familien-Gruppen gemeinsam an bestimmte große Herden, aus denen sie

ihre Beutestücke regelmäßig holten, die sie aber auch gegen Angriffe anderer Tiere und auch anderer Menschengruppen verteidigten, und gelangten so in eine Situation von Symbiose mit den betreffenden Herden. Gerade für die Pflanzenfresser war der Schutz gegen ihre Feinde von großer Bedeutung. So konnte von Seite der Tiere auch eine Gewöhnung an die Menschen erfolgen. Zweifellos hat der Mensch mit sehr vielen derartigen Tieren Zähmungsversuche gemacht. So sind z. B. aus dem alten Ägypten die Gazellen-Herden bekannt, die dort gehalten wurden. Man muß annehmen, daß ebenso wie im Falle des Wisent das Halten der betreffenden Tiere wieder aufgegeben wurde, weil aus irgendwelchen Gründen, die wohl hauptsächlich in dem scheuen oder wilden Charakter der betreffenden Art lagen, das Halten auf die Dauer von wenig Nutzen war (s. a. Hirte).

Es muß bemerkt werden, daß in der Neuen Welt, als sie entdeckt wurde, die Viehzucht fehlte. Nur der Hund war offenbar schon mit dem Menschen nach Amerika gekommen. Ansätze zum Halten von Tieren, wie man sie auch in Australien und in der Südsee beobachten kann, fehlten nicht bei den Indianern. Doch waren es immer nur gewisse individuelle Lieblingstiere, die wirtschaftlich von keiner Bedeutung waren. Eine Ausnahme bildeten der Truthahn, der auf einem ziemlich ausgebreiteten Gebiet gefunden wurde, und das Lama in Peru (Boas S. 25).

Bei den nordamerikanischen Eskimos und Indianern ist die Rentierzucht unbekannt geblieben. Das Rentier wurde in Europa gern gefangen, und zur Jagd benutzte man eigens gezähmte Rentierkühe. Möglich, daß gerade dieses Hilfsmittel bei der Jagd in Verbindung mit dem Umstand, daß das Rentier ein Herdentier war, wesentlich zu seiner Zähmung beigetragen hat. Sicher wurde das Rentier schon während der finnländischen StZ als Last-Zugtier benutzt (Sirelius *Über die Art und Zeit der Zähmung des Rentiers* Journal Soc. Finno-Ougrienne 35 [1916—20]; vgl. a. Hatt *Notes on Reindeer Nomadism* Memoirs Americ. Anthrop. Association 6/2 [1920]). S. a. Ren.

Die Koryaken und Tschuktschen wandern

in Gruppen von wenigen Familien, die sich untereinander bald trennen, bald wieder zusammenschließen. Jede dieser Familien, die mit ihren Rentierherden herumzieht, hat ihre besonderen Weideplätze und Wanderwege (Jochelson *Material Culture and Social Organization of the Koryak* Memoirs Am. Mus. Nat. Hist. 10 [1908]).

In bezug auf das gegenseitige Aushelfen in Fällen der Not unter selbst verschiedenen Stämmen wird von Bergman (S. 138) ein interessantes Beispiel beigebracht. Die ost-sibirischen Lamuten, die nicht sehr große Rentierherden halten und deshalb auch nur ungerne eines von ihren Tieren schlachten, fahren, wenn sie in die Nähe eines reichen Koryaken kommen, zu diesem hin und betteln, ebenso wie die Kamtschadalen, um Rentiere. Die auf ihren Reichtum stolzen Koryaken fangen die verlangte Anzahl Tiere. Haben die Lamuten das nächste Mal wieder Bedarf an Rentierfleisch, so machen sie es ebenso. Über dies parasitäre Verhalten denken die Koryaken wohl verächtlich; erscheinen die Lamuten jedoch, so werden sie gastlich empfangen und kehren beladen mit Rentierfleisch heim. Die Lamuten erklären: „Diese schmutzigen Koryaken haben so viele Rentiere, daß man dumm wäre, wenn man seine eigenen schlachtete.“

Die Arten des Haltens der gleichen Tiere sind nicht immer dieselben, wie sich das besonders beim Vergleich der verschiedenen subarktischen Rentierhirten zeigt (s. a. Hirte). Unter den Tungusen leben heute noch gewissermaßen zwei Völker untereinander, die ganz verschiedene Formen der Rentierkultur vertreten (Laufer S. 9f.).

Die Nutzung von Tierprodukten, wie etwa der Milch der Kühe oder der Wolle der Schafe, kann nur als etwas betrachtet werden, das sich aus einer schon eine Zeitlang betriebenen Viehhaltung als Neuerrungenschaft abgezweigt hat. Nicht nur, daß etwa in ganz Ostasien die Gewinnung der Milch unbekannt geblieben ist, sondern auch die Gewinnung der Wolle ist bei verschiedenen Schafzüchtern nicht eingeführt worden. In bezug auf die Gewinnung der Wolle wurden z. B. im alten Babylonien noch sehr unbeholfene Methoden angewendet, wobei man die Wolle den lebenden

Schafen mit den Händen ausrupfte, somit nur diejenige Wolle abgenommen werden konnte, die sich leicht ablöste, wie das speziell nach einer kurzen Hungerkur der Tiere der Fall ist. Noch im Anfang des 19. Jh. war diese Art der Wollgewinnung auf den Färöern üblich; im alten Italien war sie zu Plinius' Zeiten noch nicht ganz abgekommen (Meissner S. 96ff.).

In Ägypten wurden die Schafe überhaupt nicht ihrer Wolle beraubt, dort diente das Schaf nur als Schlacht tier. Die ältesten Wollfunde stammen erst aus griechischen Gräbern in Ägypten.

Über das Pferd vgl. von Negelein *Die Stellung des Pferdes in der Kulturgeschichte* Globus 84 22 (1903). Insbesondere ist charakteristisch, daß auch das Pferd zuerst nur zum Ziehen des Wagens benutzt wurde und erst verhältnismäßig spät als Reittier (Kornemann *Die Stellung der Frau in der vorgrichischen Mittelmeerkultur* Orient und Antike 4 [1927] S. 6). Man wird berechtigt sein, anzunehmen, daß auch das Rentier, wie ja aus allem hervorgeht, zunächst als Zugtier verwendet wurde. Als die älteste Form wirtschaftlicher Nutzung dürfte man die Verwendung des Tieres als Nahrung betrachten. Daran schlossen sich vermutlich weitere Versuche, die zu seiner Nutzung, zunächst als Zug- und Lasttier, und erst später als Reit- bzw. Milchtier oder zur Gewinnung von Wolle u. dgl. führten.

Diejenigen Gruppen, die sich Tieren in der oben gekennzeichneten Weise angeschlossen hatten und von ihnen lebten, mußten sich im Laufe der Zeit auch der Lebensweise und dem Charakter der Tiere in einer bestimmten Weise anpassen, nicht nur sie vor ihren Feinden bewahren, sondern auch für entsprechende Ernährung durch Aufsuchen von Weiden oder durch Vorsorge für die Zeiten des Futtermangels sorgen. Diese selbst gefühlte Abhängigkeit vom Herdentier hat wohl nachträglich bei der egozentrischen Einstellung des primitiven (s. d.) Denkens dazu geführt, daß man das betreffende Tier, von dem man lebte, als eine höhere Macht betrachtete und schon zur Sicherung und Erhaltung der eigenen Existenz Vorsichtsmaßnahmen ergriff, die in den verschiedensten Zeremonien sich auswirkten, wie wir das

bei allen älteren Viehzüchtern finden (s. a. Zauber A). Doch dürfte gerade die Sanktifizierung der domestizierten Tiere etwas Sekundäres sein, das in ähnlicher Weise, aber doch anders als den wilden Tieren gegenüber (s. Totemismus B) sich betätigte.

Man wird sagen können, daß vom wirtschaftlichen Standpunkt aus — gemäß dem durch die Zeit und die Kultur bedingten Denken solcher Gruppen — mit der größten Sorgfalt verfahren wurde, um alle möglichen Schädigungen, etwa durch unerwartete Seuchen u. dgl., zu vermeiden und den besten Ertrag aus der Herde zu ziehen. Uns erscheint die ganze Menge von Zeremonien und „zauberischen“ Handlungen als „irrational“. Dennoch liegt zweifellos in diesem von uns aus gesehenen „irrationalen“ Verhalten ein ganz gesunder Rationalismus. Wir brauchen uns nur die Menge von Zeremonien und ihre Motivierung zu betrachten, wie sie etwa von Roscoe bei den Bakitara und den Banyankole auf das eingehendste studiert und geschildert wurde.

Die Yakuten zerfallen in kleine Familiengruppen, welche die ökonomische Einheit bilden. Im Durchschnitt besteht eine Gruppe aus vier Personen, zwei Erwachsenen, einem Jungen und einem weiteren jungen oder alten Mann. Für die Ernährung einer solchen Wirtschaftsgruppe und der dazugehörigen Frauen werden 10 Stück Vieh als erforderlich gehalten. Was eine solche Gruppe an weiterem Vieh besitzt, bedeutet für sie Lebenserleichterung; sofern sie weniger Vieh besitzt, Armut. Ungefähr drei Stück Vieh werden als Unterhaltskapital für eine Person gerechnet. Die Frauen sorgen hauptsächlich für das Mähen des Grases, das als Heu für den Wintervorrat dient. Reicht das Heu nicht aus, so muß man welches kaufen; sind nicht genug Hände zum Heumachen vorhanden, so werden Arbeiter gemietet. Diejenigen, die weniger Vieh haben, vermieten sich dann gern gegen Lohn. Vor allem trägt man stets Bedenken, das Vieh zu schlachten, selbst wenn es halb verhungert ist, weil man sonst Gefahr läuft, seine Unabhängigkeit zu verlieren. Je mehr Vieh einer hat, desto mehr bekommt er für die Zeit, für

die er sich verdingt, oder für seine Produkte. — Die früheren Sippengruppen, deren gemeinsamer Reichtum in Pferden bestand, wurden, seitdem man sich der Rindviehzucht zugewendet hatte, aufgelöst. An Stelle der Sippeninheit und eines festen Zusammenschlusses der Gruppen trat ein Zerfall in Familienbesitz ein (Sumner S. 65 ff.). — Der Übergang vom Halten der Pferde zu dem der Rinder war deshalb durch Einführung eines privaten Familien Eigentums gekennzeichnet, weil das Rindvieh zunächst persönlich erworben wurde und nur an den Pferden der hergebrachte gemeinsame Sippenbesitz haftete. Die Folge war eine Einschränkung der Pferdeherden und eine Vermehrung des Rinderbesitzes. Damit Hand in Hand ging die Ausbildung privater Familienwirtschaft auf der oben gekennzeichneten Basis.

§ 6. Von den ungeschichteten Hirten, die in homogenen kleinen Horden und Gemeinden leben, müssen diejenigen unterschieden werden, bei denen man eine Schichtung der Gesellschaft durch Adel oder durch Halten von Hörigen und Sklaven zu verzeichnen hat. Derartige Schichtungen (s. d.) können sich wieder auf andere Hirtenvölker erstrecken, wie etwa bei den mongolischen Völkerschaften (s. a. Politische Entwicklung, Staat) oder bei den Arabern, oder aber sie können ethnische Gruppen mit einer ganz anderen Ernährungsgrundlage, mit Feldebau oder primitive Jäger, mitumschließen. Zunächst sollen nur diejenigen Hirtenvölker in Betracht gezogen werden, bei denen sich innerhalb ihrer Nahrungsgrundlage, also gegen andere Hirten oder in bezug auf das Jägertum, eine Überschichtung zeigt. Im folgenden § 7 wird diejenige Schichtung behandelt, die sich auf Feldebauern und Handwerker erstreckt.

Bei geschichteten Hirtenvölkern tritt gewöhnlich das Halten von verschiedenen Tierarten in den Vordergrund. In der Regel sind es die Großviehhirten, welche das Übergewicht über die Kleinviehhirten erlangt haben. Bemerkenswert ist auch, daß der Wechsel des vorwiegenden Haltens einer Tierart, der gewöhnlich auf fremden Einfluß zurückzuführen ist, die hergebrachte Organisation stört und die Wirtschafts-

führung auf eine andere Basis stellt, wie in dem Beispiel der Yakuten (s. § 5).

Zunächst wollen wir uns die Zustände und das Leben unter geschichteten Hirtenstämmen vergegenwärtigen. Dazu mögen uns die nordafrikanischen Tuareg-Stämme dienen, deren Geschichte auch einigermaßen übersehbar ist, und die das große Hin und Her lebendig macht, aus dem eine bestimmte heute vorfindliche Wirtschafts- und Lebensgestaltung hervorgegangen ist. Die Tuareg bilden nicht einen Stamm, sondern sind ein Volk, d. h. sie setzen sich aus verschiedenen Bestandteilen verschiedener Herkunft zusammen. Ihre einzelnen Volksteile bestehen aus historischen oder geographischen Gruppen. Jede dieser Gruppen enthält Adlige (*Imajeghan*) und Sklaven (*Imghad*) (s. a. Kaste A), doch reden sie alle dieselbe Sprache und besitzen auch eine eigenartige Schrift. Sie führen ein Leben als Nomaden, doch hat die Unterwerfung fremder Elemente im Kampf und deren Assimilation im Laufe der Zeit zu gewissen physischen Veränderungen geführt und bei einzelnen Gruppen auch zur Seßhaftigkeit. Doch unterscheiden sich die Tuareg stark von ihren Nachbarn, insbesondere auch von den Berbern. Sie führen ein Nomadenleben. Nur die Neger und seßhaften Libyer bestellen den Boden, während die Städte wieder von einem anderen Volk beherrscht werden, vielleicht von Nachkommen der alten *Garamantes*. Verschiedene Wellen der Tuareg überschwemmten z. B. die Landschaft Air (ö. von Timbuktu) und vertrieben dort die alte bodenbauende Negerbevölkerung nach dem Süden. Dabei kam es aber, wie immer in solchen Fällen, zu einer Mischung mit der negroiden Bevölkerung des Sudan und weiterhin durch die Mischlinge zu seßhaften Sitten und Landbau. Nach den verschiedenen Wellen unterscheiden sich auch wieder die einzelnen in verschiedener Weise mehr oder minder vermischten Stämme der Tuareg, durch die gelegentlich von einzelnen Persönlichkeiten eine Anzahl von Negerstämmen in Abhängigkeit gebracht wurde. Die Stämme der Tuareg bewerten sich wieder untereinander in bezug auf ihre Vornehmheit. — Die wirtschaftliche Grundlage der Tuareg bildet das Kamel. An dessen Besitz wird das

Ansehen eines Mannes gemessen, mag er auch sonst noch über Esel, Ziegen, Schafe oder Häuser, Gärten und Sklaven verfügen. Natürlich unterscheidet man die Kamele, die man übrigens mit Eigentumsmarken ausstattet (vgl. § 7), genau nach ihren verschiedenen Farben und ihrer Gestalt. Pferde sieht man nicht, sonst kommen noch wenige aus dem Süden eingeführte Rinder vor, ferner Esel, Schafe, Ziegen und Hunde. Jedes Dorf hat namentlich große Schaf- und Ziegenherden; nach dem Kamel bilden sie den wichtigsten Besitz der Tuareg. Die Dörfer werden hauptsächlich mit der Milch der Ziegen versorgt. Die Verwendung der Wolle dieser Tiere ist indessen unbekannt. — Die Verknüpfung der Tuareg mit dem Kamel als wichtigstem Haustier ist deshalb beachtenswert, weil das Kamel wahrscheinlich erst im 2. Jh. unserer Zeitrechnung eine größere Verbreitung in Afrika fand und dieses alte Volk der Tuareg erst verhältnismäßig spät zur Kamelzucht übergegangen sein kann. Als eigentliche Kamel-Nomaden leben sie von der Milch dieser Tiere und der der Ziegen, die vielleicht in früheren Zeiten den wesentlichen Bestand ihrer Herden ausmachten. Als Ergänzungsnahrung kommt noch Hirsebrei mit Zusatz von Salz in Betracht, beides wird von Nachbarstämmen eingehandelt. Im Mittelpunkt des Interesses stehen die großen Karawanenzüge, hauptsächlich für den Salzhandel, die im Herbst unternommen werden. Auch die Handwerke, die unter ihnen betrieben werden, dienen der Ausrüstung der Karawanen und der Herstellung von Waffen für die Kämpfer. Der eigentliche und Haupthandwerker ist der Schmied, der auch Holzarbeiten ausführt und eine ausgezeichnete Stellung einnimmt. Die Jahreszeit der Kämpfe beginnt nach den ersten Regenfällen, wenn reichlich Wasser in der s. Sahara vorhanden ist. Im allgemeinen benehmen sich die Tuareg bei diesen Raubzügen so, daß sie nicht überflüssig die Bewohner in einem Stamm oder einem Dorf töten; denn es wird ein solcher Raubzug scharf von einem Krieg unterschieden. Vor allem kommt es ihnen auf die Erbeutung von Vieh und Herden und da wieder hauptsächlich von Kamelen an. Der Raubzug

selbst wird streng geheimgehalten. Untereinander machen sie nicht Sklaven, außer in Kriegsfällen, doch verstößt es nicht gegen die Sitte, den Anderen Sklaven zu rauben, so gut wie Kamele. — Bemerkenswert ist bei diesem Hirtenvolk die große Selbständigkeit der Frauen, ganz im Gegensatz zur mohammedanischen Sitte. Eine Tuareg-Frau kann in ihrem eigenen Namen über Besitztum verfügen, auch wenn sie verheiratet ist, und zwar ohne Einmischung des Mannes und auch auf die Zeit nach ihrem Tode. Es kommt vor, daß, wenn ein Stamm aus seinem alten Gebiet wegzieht, die Gemeinde das freie Land den vornehmen Frauen zuweist, die so gewissermaßen ein Leibgeding erhalten. Auch in Kriegen haben Frauen mitunter eine hervorragende Rolle gespielt (s. Fraueneinfluß). Trotz mohammedanischen Einflusses scheint Monogamie alte Tradition zu sein (Rodd S. 14ff., 39ff., 168ff., 188ff., 194ff., 217ff., 229ff., 365ff.). — Vgl. a. Munzinger S. 477ff. bezüglich der abessinischen Stämme.

Das Bemerkenswerte an diesen Zuständen liegt in der Bedeutung des Volkstums, den Neigungen und Gewohnheiten und deren Einfluß auf die Art der Wirtschaft. Denn in derselben geographischen Umgebung, in demselben Klima verhalten sich die verschiedenen Stämme, die Nachbarn der Tuareg: die Berber oder die Neger, wie angedeutet, ganz anders. Die Ernährungsmöglichkeiten der Natur nützen sie in einer ihrer Veranlagung und der historischen Tradition entsprechenden Weise. Wir sehen die Abneigung der ungemischten Viehzüchter gegen den Übergang zur seßhaften Bearbeitung des Bodens und werden uns dadurch der Schwierigkeiten bewußt, die derartigen Übergängen ohne Mischung der Stämme gegenüberstehen, Schwierigkeiten, über welche die wirtschaftsgeschichtliche Spekulation allzu leicht hinwegzugleiten pflegt. Wirtschaftlich ist ferner von Bedeutung, daß beim Halten des Großviehs nicht der Fleischgenuß im Vordergrund steht, sondern anderweitige Nutzung des Tieres — in diesem Fall der Kamele — für die Milch und als Tragtier. Auch bei dem Halten der Ziegen ist die Milch ein wichtiger Faktor, und vielleicht hat gerade die Milchnutzung an Ziegen zu der am

Großvieh, an Kühen, Pferden, Kamelen, Anlaß gegeben.

Um zu Pflanzenkost zu gelangen, werden von den Tuareg drei Wege eingeschlagen: direkte räuberische Überfälle, der Raub von Sklaven zwecks Anlage von Gärten und die Unterwerfung von pflanzenbauenden Stämmen. Doch auch innerhalb der verschiedenen Hirten, besonders von volksfremden, kommt es zu Kämpfen, die Abhängigkeiten herbeiführen. Innerhalb der Tuareg wird der Adel (s. d.) auf geringere Beimischung fremden Blutes zurückgeführt, andererseits drückt Kriegsgefangenschaft auch innerhalb der Tuareg-Stämme den Stand herab und wirkt bei den sich wieder erhebenden Nachkommen hemmend auf die Erlangung ihres alten Ansehens. Ähnliche Gesichtspunkte gelten auch für die verschiedenen Klassen von Sklaven, von denen wiederum die Neger unterschieden werden (Rodd S. 128ff., 136ff., 360ff., 426ff.).

Bei den ostafrikanischen Ufipa tritt eine ethnische Überlagerung über die eingewanderten Wanjika-Jäger zutage, die vielfach Hunde zum Aufstöbern von Wild und zum Würgen von kleinem Raubzeug verwenden. Den Hunden werden für die Stöberjagd kleine Metallglocken umgebunden. Man gebraucht auch vergiftete Pfeile und wartet mehrere Stunden die Schußwirkung ab (Fromm *Ufipa-Land und -Leute* Mitt. a. d. dtsh. Schutzgeb. 25 [1912] S. 79ff., 87). Vgl. für Abessinien Munzinger S. 333; ferner Gouldsburg *Customary Law of the Awemba* Journ. African Soc. 15 (1915—16).

Unter den Xosa-Kaffern Süd-Afrikas ist der Mann ausschließlich der Viehzüchter, der auch alle Arbeiten verrichtet, die mit der Vieh- und Milchwirtschaft zusammenhängen: da das Vieh hier in Kralen zusammengetrieben wird, so stellt er auch die Stützen und Latten zur Umzäunung her, schneidet im Zusammenhang damit auch Spieße, Löffel, Pfeifen und Stöcke. Andererseits gerbt und näht er die Häute zusammen, verfertigt die Milchsäcke und Schuhe. Aber er gräbt auch die Korngruben (Keller) im Viehkral aus. Außerdem geht er auf die Jagd und treibt sich umher, um Neuigkeiten zu hören. Die Hauptarbeit der Frau besteht in der Bearbeitung des Feldes, für die sie zwei bis

drei Wochen im Frühling zu tun hat. Zwei Monate später muß sie das Feld behacken, was drei bis vier Wochen in Anspruch nimmt. (Es handelt sich also um Hackbau der Frau; der Pflug ist erst um die letzte Jahrhundertwende eingeführt worden und wird seitdem von den Männern und Knaben gehandhabt.) Frauen und Töchter setzen ihre Ehre daran, auf dem Felde zu arbeiten, um dem Hause Überfluß an Speise zu schaffen. Die schwerste Arbeit der Frau besteht in dem Heranschleppen des Materials für den Hausbau. Bei der Übersiedlung nach einem anderen Ort trägt sie oft Pfähle und Latten oder doch die Hausgeräte auf dem Kopf und das kleinste Kind noch auf dem Rücken. Der Mann wandert, zu Pferde oder zu Fuß, mit leichteren Packen. Wagen fanden erst in neuerer Zeit Verwendung. Außerdem werden von den Frauen und Mädchen aus Grashalmen und Binsen Armringe und Matten für das gekochte Fleisch und den Kornbrei geflochten, sowie auch die Wasser- und Milchkörbe. Einfachere Matten aus Binsen oder Baumbast verfertigen sie zum Schlafen. Außer dem Kochen fällt der Frau auch das Mahlen des Pfefferkorns und das Brauen des Bieres zu, sowie das Abwaschen der Eßmatten, des Milchkorbes und anderer Gefäße, — sofern das nicht der Hund besorgt. Die Rindviehzucht, die ausschließlich Sache der Männer ist, trägt durchaus sakralen Charakter, und es werden besondere Beziehungen des Rindes zu den Menschen angenommen (s. a. *Idolatrie, Omen A*). Der Bulle war früher nur Eigentum des Häuptlings und ein Sinnbild seiner Macht und Stärke, während die Kuh Reichtum, Glück und Freigebigkeit symbolisierte. Jeder Stamm hat einen Stammes-Ochsen, nach dem er auch benannt wird; ebenso hat jeder vornehme Mann einen solchen Ochsen, dem er allerhand Ehrentitel gibt, der im Kriege geschont und nicht getötet werden darf, sondern ausgeliefert werden muß. Die Krankheit und der Tod eines geliebten Ochsen veranlassen oft Klage und Geschrei mit der Motivierung: „Der Tod ist in unseren Platz eingebrochen, und zwar mit viel größerer Macht, als wenn er bloß einen Menschen wegnehmen will. Unser großer Ochse ist krank, und wenn der stirbt, der

stärker ist als alle, was wird dann aus uns werden? Wir alle werden dann umkommen!“ Früher wurden die Ochsen nur zum Lasttragen und Reiten benutzt; erst neuerdings werden sie in das Joch vor den Wagen zum Ziehen gespannt. Die Kühe geben sehr wenig Milch, höchstens drei Quart täglich. Sie lassen nicht eher Milch, bis das Kalb angesogen hat, und da dies bei der Mutter belassen wird, bis sie wieder kalbt, so geht ein gut Teil Milch verloren. Stirbt ein junges Kalb, so kann die Kuh nicht weiter gemolken werden, wenn man nicht zu der Ausflucht greift, das Fell des krepiereten Kalbes einem Kaffern-Knaben umzuhängen, der nun als Kalb die Kuh zu täuschen sucht und durch sein Ansaugen die Kuh bewegt, die Milch zu lassen. — Jedes Stück Vieh hat seinen Namen, bei dem es gerufen wird. Die Kälber tragen die Namen ihrer Mutter. Das Melken besorgen die Knaben und Männer, ebenso das Weiden und Hüten des Viehs. Der Kaffer hält nie all sein Vieh in seinem Kral, sondern hat hier und da bei Freunden ein Stück versteckt, so daß er in Notfällen, wenn er für Dieberei bezahlen muß oder im Kriege gebraut wird, immer noch etwas Rückhalt hat und nie ganz verarmt (Kropf S. 107 ff., 147 ff.).

Die umständliche und zeremonielle Milchwirtschaft der Todas, die in manchen Zügen an die ostafrikanische der Bakitara und Banyankole (s. Idol A 1) erinnert und in letzter Linie vielleicht auf gemeinsame Ursprünge mit ihr zurückgeht, wird von Rivers (S. 38 ff.) ausführlich geschildert. Auffällig ist dabei die Trennung nach sakralen Büffelkühen (*persinir*) und profanen (*punir*; ebd. S. 84). Nur die Milch der letzteren dient dem täglichen Gebrauch und der Ernährung. Es ist eine ähnliche Spaltung, wie wir sie auch bei Geräten und Werkzeugen finden, von denen einzelne für sakrale Zwecke in besonderer Aufmachung und Ausstattung reserviert werden, während die anderen dem Wirtschaftsleben eingefügt sind (s. a. § 11; vgl. a. Julien *Le culte du boeuf à Madagascar* Revue d'Ethnographie et des Traditions populaires 5/19 [1924]. — Vgl. a. Frazer *The Magic Art* II [1911] S. 52 ff.).

Überhaupt leben alle diese Hirtenvölker, besonders der wärmeren Zonen, wie schon

erwähnt, von der Milch der Herden, nur ausnahmsweise vom Fleisch der getöteten Tiere. Für die Fleischkost kommt vorwiegend das Kleinvieh in Betracht, das Großvieh dient als Festbraten. Die Herde bildet gewissermaßen das Kapital, von dessen Ertrag an Milch, höchstens an Jungvieh, man lebt, und deren Leistungen für die Bewegung von Lasten u. dgl. einzelne Stämme nützen. Das Kapital selbst wird jedoch, wie auch schon in § 5 gezeigt, selbst bei Hirten mit Fleischkost nur ungern angegriffen. — Vgl. bezüglich der Kalmücken Pallas *Reisen durch verschiedene Prov. des russischen Reichs* I (1771) S. 319, 514 ff.

Man wird sagen können, daß diese Lebensweise aus der Einsicht in die Bedeutung des Sparens, des Haushaltens, hervorgegangen sein müsse. Jedenfalls dürfte eine solche Einsicht sich schon bei den Viehhaltern, die sich an bestimmte Herden hefteten, eingestellt haben. Auf die Nachahmer ihres Verhaltens, die ebenfalls zum Hirtentum übergangen, mußte ein solches „Bewirtschaften“ des Viehs erzieherisch wirken. Denn schließlich konnten sich Hirten als Viehhalter überhaupt nicht halten, wenn sie etwa so wie die Bergdama ihre Herden aufzehrten. Die gedachte Einsicht war also die Bedingung für einen Übergang zum Hirtenleben überhaupt.

Die Neigung zum Rauben und Plündern, die gerade Hirten gegen Feldbauern an den Tag legen, hängt mit ihrem Nomadenleben zusammen, das ihnen verhältnismäßig große Beweglichkeit sichert. Dabei scheint das Bedürfnis nach vegetabilischer Kost, wenigstens als Zuspeise, ein nicht zu unterschätzendes Motiv gewesen zu sein. Aber wie schon angedeutet, wirkt das Halten der Herden überhaupt viel mehr wirtschaftlich erzieherisch als die Bebauung des Feldes. Denn die Herde wird als fruchttragendes, dauerndes, bewegliches Kapital erhalten, mit dessen Mehrung auch eine Verstärkung der Zahl, des Einflusses und der Macht der betreffenden Gruppe verbunden ist. Die Ernte des Feldbauern braucht nur für ein Jahr vorzubehalten, und das als Gau-Gebiet zur Verfügung stehende Land ist nicht vermehrbar, wenigstens so lange nicht, als eine dünne Bevölkerung Überschuß an Boden zur Verfügung hat.

§ 7. Von außerordentlicher Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung ist einerseits die kulturelle Verbindung kleiner Gemeinden auf dem Boden der Gleichheit, wie wir das etwa zwischen Nahrungs- und Handwerkerspezialisten, z. B. zwischen Töpfern und Produzenten von Sago oder Yams in der Südsee, finden (s. Handwerk A), und worüber noch im § 11 zu sprechen ist. Dabei tritt die Tendenz hervor, diejenigen, welche auf den Erwerb von Nahrungsmitteln angewiesen sind, hinabzudrücken, so daß, wie auf den Trobriand-Inseln (w. von Neu-Guinea), die Handwerker in eine verachtete und abhängige Stellung geraten. Die manchmal ungünstige Stellung der Schmiede hängt damit zweifellos zusammen. (Die angesehene Stellung der Schmiede wird durch die ihnen zugeschriebenen magischen Fähigkeiten verbürgt, wenn sie im übrigen ihre Ernährung durch eigene Gärten oder Felder sicherstellen.)

Im allgemeinen hat die Verschiedenheit der Nahrungsgrundlage (s. Nahrung A 1) auch zu einer Verschiedenheit der Wertung und des Verhaltens der miteinander in ethnischen Kontakt tretenden Gruppen erheblich beigetragen. Das Zusammenleben hat bei einer starken Abschließung der einzelnen Gruppen gegeneinander die Tendenz, zu einer Überschichtung zu führen, wobei die Hirten, wie bereits oben auseinandergesetzt, im Vorteil sind. Andererseits macht sich, hauptsächlich dort, wo die überschichtende ethnische Gruppe zahlenmäßig schwächer ist und vor allem die Frauen aus der anderen Gruppe nimmt (s. Heiratsordnung), eine Tendenz zur Vermischung geltend wie sie in § 4b bereits angedeutet wurde. Dadurch wird oft eine scheinbare Homogenität vergetäuscht, die tatsächlich das Ergebnis einer durch Mischung vollzogenen Angleichung darstellt. Häufig tritt sie in der Sonderstellung einzelner Volksbestandteile, wie z. B. der Jäger in Ufipa, Ostafrika (Fromm S. 87), in Erscheinung.

Durch eine solche Überschichtung wächst der Wirtschaftsbereich aus den kleinen autarchischen Gemeinden heraus und fängt an, eine größere Zahl von Gemeinden wirtschaftlich zusammenzuschließen. Die ethnische Gruppierung verwandelt sich in

eine beruflich soziale. Dadurch wird eine Organisation geschaffen, deren Grundlagen einerseits durch die Abgaben und Leistungen (s. Tribut A) der Abhängigen und andererseits durch die Verteilungsgewalt (s. Reichtum) der Familienhäupter der Führungsschicht gegeben sind. Die auf solche Weise herbeigeführte Zirkulation der Güter wirkt auch auf die Verteilung von Genuß und Besitz in entscheidender Weise ein. Die schon auf handwerklichem Gebiet angebaute Spezialisierung (s. Handwerk A), zu der die ethnisch kulturelle Spezialisierung in Verbindung mit der eigentümlichen Art der Nahrungsgewinnung getreten ist, wird durch die geschilderten organisatorischen Maßnahmen verschärft. Denn die Verteilungsgewalt, die zunächst auf freiem Ermessen und der daraus sich ergebenden Tradition beruht, verbindet die ethnischen Eigenarten miteinander und schafft neue Gesichtspunkte der Wertung teils nach den Beziehungen zu den Machthabern, teils nach dem Besitz der wirtschaftlichen Schlüsselgüter (z. B. Großvieh). So wirkt sie zersetzend auf die aristokratisch-ethnische Schichtung und läßt an deren Stelle mit der Zeit eine auf wirtschaftlichen oder sakralen Machtbesitz aufgebaute neue Gesellschaftsgliederung treten, die namentlich durch das Verschmelzen der ethnischen Besonderheiten ermöglicht wird. So wird auch der Grundstein zu einer „Volkswirtschaft“ gelegt.

Ein Volk, bei dem sich das Hirtentum mit der Feldbestellung und verschiedenem Handwerksbetrieb verbunden hat, ist z. B. das der nilotischen Lango von Uganda in Ostafrika. Das Hirtentum spielt bei ihnen eine große Rolle. Sie lieben ihr Rindvieh wie echte Großvieh-Hirten. Nach Farbe, Gestalt, Form der Hörner usw. unterscheiden sie eine große Zahl, ungefähr 30 Arten, für deren jede sie besondere Benennungen haben. Ist ein Tier verendet oder bei einem Raubzug gefallen, so erheben die Frauen Klagerufe wie beim Tod eines Menschen. Das rührt nicht allein davon her, daß das Vieh als Wertträger (s. § 18) gilt, sondern hängt mit ihren Gefühlsbeziehungen zu den Tieren zusammen, wie auch bei den Dinka, Massai und vielen anderen Stämmen. Ein jeder kennt die ihm

gehörigen Rinder, Ziegen und Schafe persönlich genau und kann sie auch sofort aus einer fremden Herde herausfinden; ebenso weiß er, welche Kälber von einer Kuh stammen, obwohl keine Eigentumsmarken (vgl. § 6) an den Tieren angebracht werden. Der Besitzer einer Kuh melkt diese selbst, wie das bei Rinderhirten üblich ist. In seiner Abwesenheit melken seine Kinder oder ein angestellter Hirte, auf keinen Fall ein weibliches Wesen. Den Ziegen und Schafen wird nicht die gleiche Liebe entgegengebracht wie den Rindern, doch unterscheidet man auch hier die verschiedenen Farben und Gestalten. Die Beziehungen der Tierhaltung zum Feldbau kommen in charakteristischer Weise durch Wertbeziehungen zwischen Getreide und Vieh zum Ausdruck (vgl. § 8 und 18). Obgleich diese schwanken, seien hier einige aus dem J. 1916 angeführt. Es gelten sechs Lasten Getreide (ungefähr 350 Pfund) = 1 Ziegenbock; 11 Lasten Getreide = eine junge Ziege; 15 Lasten Getreide = eine erwachsene Ziege; 25 Lasten Getreide = ein Stier; ein Speicher voll (ungefähr 1½ Tonnen) Getreide = eine Färse. Ihr Feldbau ist weniger entwickelt als etwa der der ihnen benachbarten Akum. Sie verwenden dazu eine lange Hacke. Ungefähr einen Monat vor der Aussaat bricht man das Gras, fällt oder köpft die Bäume. Nachher verbrennt man die Reiser, reinigt den Boden und gräbt ihn in geringer Tiefe um. Im Umgraben des Bodens besteht ein wichtiger Fortschritt gegenüber dem in § 4a geschilderten Grabstockbau. Diese Arbeit wird, im Gegensatz zur Übung bei den Bantu, von den Männern verrichtet. Die Hacke gebraucht man entweder stehend oder knieend, wobei man sie tief unten anfaßt und vom Körper weghält, während die Hackebewegungen nach innen geführt werden. Für das Ausgraben oder Abschneiden übriggebliebener kleiner Wurzeln wird die Hacke und nicht die Axt verwendet. Der Samen wird, schon ähnlich wie beim Ackerbau mit Pflug, breit ausgestreut. Vor der Aussaat nimmt man Blätter der heiligen Pflanze *alenga*, verteilt und streut sie über die Samenkörner, um ein gutes Keimen herbeizuführen; gerade so, wie man nach der Ernte ein paar Körner unter die Pflanze wirft.

Sowie die Halme sprießen, steckt man einen Stock oder ein bambus-artiges Gras in den Boden, um den Blick des „bösen“ Auges auf die Frucht zu bannen. Es lenkt wie ein Sündenbock (s. Reinigung D) die üblen Einflüsse, welche die Ernte beeinträchtigen könnten, auf sich. Frauen und Kinder müssen Unkraut jäten und, während die Ernte reift, den Männern bei der Reinhaltung des Feldes behilflich sein. Die Pflanzen wachsen niemals in einer Reihe, sondern durcheinander, manchmal ohne viel Abstand. Auf diese Weise werden Hirse und Sesam gelegentlich durcheinander ausgesät, während Bohnen und Hirse regelmäßig miteinander gepflanzt werden und Sorghum oft mit Hirse und Mais gemischt wird.

Nur im Falle größter Not, oder wenn durch eine Hungersnot alle Hilfsmittel aufgebraucht sind, nimmt ein Mann die Bebauung allein vor. Sonst aber erhält er die Hilfe seiner Freunde und Nachbarn, die er ihnen mit Speise und Trank am Ende des Tagewerkes entgelt. Ausmaß und Art der Hilfe werden in herkömmlicher Weise nach verschiedenen Vertragsformen bemessen. Die Hilfskräfte müssen harte Arbeit viele Stunden lang leisten und sind ohne Murren dazu bereit, weil sie mit ähnlichen Ansprüchen ihrerseits auch wieder auftreten. Die Gruppen, die einander derartige freundschaftliche Hilfe regelmäßig bieten, nennt man *wanglich*. — Man unterscheidet Gruppen von 15—20 (*pur kongo*), die ein großes Feld von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang bearbeiten, und zwar jede für sich, ohne daß die Arbeit vorgeschrieben wird. Am Ende des Tages werden sie reichlich durch Bier belohnt. — Gruppen von drei bis vier Helfern (*pur gweno*) werden bestimmte Aufgaben vom Besitzer zugeteilt. Jeder Mann muß einen bestimmten Streifen von ungefähr 150 Ellen L. in der Breite seines Hackenstiels bearbeiten und wird mit Hühnern entlohnt. Im Falle von *pur adwe* (oder *pur polo adili*) geht es wie bei *pur kongo* zu, aber die Menge von Bier reicht nur für zwei oder drei Helfer aus. — Werden für ein kleines Feld nur zwei oder drei Helfer gebraucht (*pur bonyo aonya*), so muß das Entgelt in Bohnenblättern, die man mit Sesam kocht, nicht sofort entrichtet werden.

Bereitet man dieses Gericht, so ladet man die Helfer in die Familie des Besitzers ein. — Handelt es sich nur um die wechselseitige Hilfe zweier Männer ohne gegenseitigen Entgelt, so nennt man eine derartige Vereinbarung zur Bittarbeit *pur aleya*.

Von einem regelmäßigen Feldwechsel ist keine Rede, sondern man bearbeitet ein Stück Land und nimmt bei dem herrschenden Überschuß von Boden das nächste Mal ein anderes Stück unter Kultur. Doch pflanzt man Hirse gern, wo man schon Sesam gesät hatte, und nachher läßt man heute Kartoffeln folgen. Wo man neuerdings Baumwolle anpflanzt, baut man nachher gern Hirse an. Da man infolge der Verwüstungen durch die Termiten gezwungen ist, die Hütten ungefähr alle drei Jahre zu erneuern, so wechselt man gelegentlich auch — ähnlich wie beim Grabstockbau — den Siedlungsplatz und baut sich in meistens nicht großer Entfernung neu an. Mitunter wandert man aber auch erhebliche Strecken, etwa um sich in der Nähe alter Freunde niederzulassen.

Die wichtigste Frucht ist die Hirse, welche sowohl Speise wie Trank in Gestalt von Bier liefert. Hauptsächlich wird die Hirse zu Mehl gemahlen und zu einem Brei gekocht, den man mit Gemüse verzehrt. Alte Leute mischen dazu Buttermilch, auch wird ein Gerstenschleim daraus hergestellt. Obgleich die Lango hauptsächlich von Getreidekost leben, ist doch Fleisch sehr beliebt. Bei zeremoniellen Anlässen werden stets Haustiere geschlachtet, und zwar die Rinder durch Speeren oberhalb der dritten Rippe, Ziegen und Schafe durch einen Dolchstoß in die Gurgel; doch wendet man für bestimmte Zeremonien auch andere rituelle Verfahren an, wie z. B. Ersticken durch Verschließen aller Körperöffnungen, usw.

Außer Viehzucht und Feldbau wird auch die Jagd gepflegt, und nahezu alle wilden Tiere, auch Vögel, werden verzehrt, mit Ausnahme der Aasfresser und Raubvögel. Frauen dürfen niemals das Fleisch von Hühnern oder Ziegen nach der Geburt eines dritten Kindes genießen, während nur Frauen, die zu alt sind, um noch Kinder zu bekommen, Schafe essen dürfen.

Die verschiedensten Handwerke werden

von den Lango ausgeübt. Bemerkenswert ist, daß die Lango-Schmiede nicht die Kunst des Schmelzens von Eisen kennen, das in ihrem Lande reichlich vorhanden ist. Das Eisen wird von importierten Hacken gewonnen, Messing von Drähten, die zu Ringen verarbeitet werden. Der Schmied wohnt stets außerhalb des Dorfes. Töpfe werden von den Männern der Familie hergestellt, während die Frauen die Töpfererde aus den Flußbetten herbeischaffen. Ein besonderes Töpfergewerbe gibt es nicht.

Familien und Sippen leben nicht immer im Dorfe zusammen, sondern unter dem Druck von Kämpfen und Wanderungen oft weit im Lande zerstreut, obgleich gewöhnlich der älteste Sohn weiter im Dorfe seines Vaters wohnen bleibt und die anderen Söhne wenigstens, bis sie heiraten. Um die Widerstandskraft eines Dorfes zu erhöhen, bleiben gewöhnlich mehrere Familien zusammen. Der Mann errichtet für eine jede seiner Frauen eine besondere Hütte und besondere Getreidespeicher, da jede Frau auch ihre besonderen Felder pflegt. Ihr Sonderhaus erhält die Frau jedoch erst, nachdem sie einem Kinde das Leben gegeben hat; bis dahin schläft sie in der Männerhütte; denn wenn sie unfruchtbar bleibt, wird sie ihrer Familie wieder zurückgegeben. Für das Vieh wird eine besondere Hürde in jedem Dorf für alle zusammen errichtet (Driberg S. 71, 80, 87, 90ff., 96, 99, 101, 104).

Die Hauptarbeit des Jahres bildet bei den Owambo SW-Afrikas die Bestellung der Felder mit der Hacke. Die Männer sorgen für Ausbesserung der an vielen Stellen schadhaf gewordenen, Menschen und Tieren Durchlaß gewährenden Einfriedigung der Gärten. Frauen und Kinder säubern den Boden von den vorjährigen Stoppeln und sonstigem Unrat, den man verbrennt. Eine ausgiebige Bearbeitung des Bodens findet nicht statt, ebensowenig eine rationelle Düngung. Letztere meist nur an einigen Stellen des oft sehr großen Feldes; in größerem Maßstabe schon, wenn ein Gehöß versetzt wird und auch der in dem großen Rinderkral angesammelte Dung verwendet werden darf. Den Garten bestellen die Frauen, deren jeder der Hausherr ein bestimmtes, abgegrenztes Stück

zuweist. In den meisten Fällen haben auch die Kinder eines Gehöfts ihr eigenes Gärtchen. Der Mann und seine Söhne besorgen das Weiden des Viehs. Groß- und Kleinvieh werden getrennt geweidet, Kälber und Ziegen der Obhut der Jüngsten überlassen. Gemolken wird zweimal: morgens, bevor das Vieh auf die Weide geht, und abends, wenn es heimkehrt. Bevor der Mann das Geschäft des Melkens beginnt, füllt er in den dazu bestimmten Eimer etwas Wasser, und zwar aus Vorsicht, weil er meint, daß sonst dem betreffenden Tier Unheil zustoßen würde (Tönjes S. 59f., 63f.). Außerdem werden verschiedene Handwerke, wie Holzschneiderei, Verfertigung irdener Gefäße, Flechtereie und Schmiederei, von den Owambo betrieben (ebd. S. 66ff.).

Der Handel der verschiedenen Stämme des Owambo-Landes ist sehr rege. Groß- und Kleinvieh, die Erträge der Gärten, Getreide und Bohnen, die Erzeugnisse der Schmiede- und Holzschneidekunst, der Flechtereie und Töpferei, ferner alle Arten von Waffen, Kleidungs- und Schmuckgegenstände werden gegeneinander getauscht, und zwar auf Grundlage der hauptsächlich begehrten Gegenstände Salz und Tabak, die dadurch zu Wertträgern werden (Tönjes S. 84f.).

Kaufleute mit einem bestimmten Raubgebiet bilden sich leicht dort heraus, wo verhältnismäßig große Rassen- und Kulturunterschiede in Betracht kommen. Das klassische Land dafür war das Ostafrika des 19. Jh., das früher seit Jahrhunderten von arabischen Händlern besucht wurde, die aus dem Lande Elfenbein und Sklaven mit mehr oder minder Anwendung von Gewalt holten und sich selbst an verschiedenen Punkten der Küste niederließen, wo kleine tyrannische Staatsgebilde entstanden. Das stärkere Hereinströmen der Europäer, das Aufkommen der Feuerwaffen und die wachsende Nachfrage nach den Schätzen des Innern, zu denen außerdem noch Rinder und Getreide gehörten, führten im 19. Jh. zu einer besonderen Steigerung der Gewalttaten (Junker I 438ff.; Schweinfurth I 48rf., 508ff.).

Mit solchen räuberischen Kämpfen waren bei den ostafrikanischen Bakitara gewöhnlich allerlei Grausamkeiten verbunden, denen

jedoch in der Regel abergläubische Gedankengänge zugrunde lagen (Roscoe *The Bakitara* 1923 S. 310ff.). Hatten die Führer eines Raubzuges nicht den gewünschten Erfolg, so wagten sie sich nicht eher nach Hause, als bis sie einen neuen Versuch, Beute zu machen, unternommen hatten. Sonst liefen sie Gefahr, ihres ganzen Besitzes verlustig zu gehen oder gar von der Hand des erzürnten Königs getötet zu werden. Trotz verschiedener Einschränkungen, denen das Königtum bei den Bakitara ausgesetzt war (s. Idol A 1, Häuptling), traten dennoch Mitbewerber um die Macht, gewöhnlich in der Person eines Bruders des Königs, in Erscheinung (s. Politische Entwicklung, Staat). Derartige Erhebungen, die mit Hilfe von Gaugrafen (s. Lehen) vor sich gingen, trugen den Charakter von Palastrevolutionen. Besonders zu Beginn einer neuen Regierung machten sie sich geltend (a. a. O. S. 313f.).

Vielfach sind Mißverständnisse durch eine rationalistische Auslegung der Zustände bei solchen Völkern seitens der in ihren Gedankengängen und Auffassungen befangenen Europäer vorgekommen. So z. B., wenn in Ruanda (Ostafrika) von einer „Monopolisierung des Viehbesitzes“ durch die Batutsi die Rede ist, „um dadurch ihre Macht auszuüben“. Tatsächlich liegen die Dinge nur so, wenn man sie mit europäischen Augen betrachtet. Trägt man jedoch der örtlichen historischen Gestaltung Rechnung, so hat die Entwicklung den umgekehrten Weg eingeschlagen. Die Ausübung der Herrschaft, bei der die Kühe verliehen, der feldbauenden Bevölkerung Steuern auferlegt werden, ist ein Verfahren, das sich immer und immer wiederholt, und das notwendigerweise aus der Überschichtung durch ein Hirtenvolk sich ergibt, wie es namentlich aus den Berichten Roscoes über die Bakitara und Banyankole in seinen inneren Zusammenhängen ersichtlich wird. Man kann darum auch nicht sagen, daß der Boden in den Besitz des Königs „übergegangen“ ist, sondern die Verfügung über das Land ist der Ausfluß der Überschichtung. Innerhalb der überschichtenden Kaste haben schließlich die Auseinandersetzungen zur Macht einer einzigen unter den adligen Familien geführt (s. a. Politische Ent-

wicklung). Eben wegen der Überschichtung durch die Hirten wird auch der Reichtum (s. d.) an dem Besitz des Großviehs, nicht aber an der Größe der Felder gemessen.

Ein ähnliches Reich wie das von Ruanda ist z. B. Ufipa in Ostafrika. In diesem sind jedoch die früheren Standesunterschiede jetzt schon erheblich verwischt, wogegen die Macht der Fürstenfamilie (s. Despotie) sich inzwischen gesteigert hat (Fromm S. 95ff.).

§ 8. An der Schwelle, die von der Primitivität zum höheren Kulturleben führt, steht als Wirtschaftsgerät der Pflug (Rad und Wagen), politisch wird sie durch die Staatsbildung gekennzeichnet (s. Primitive Kultur, Staat). Die ältesten der historischen Erfassung zugänglichen Kulturgebilde des alten Orients tragen bereits diese Merkmale. Sowohl im Nil-Lande wie in Mesopotamien, in Indien und China tritt aber noch ein Charakterzug der dort herrschend gewesenen Wirtschaftsmethoden hinzu, nämlich die Bewässerungsanlagen (s. a. Bewässerung). Das Wasser der jährlich überschwemmenden großen Flüsse wird in den sonst regenarmen Gebieten durch Kanalisierung aufgehalten, aufgespeichert, um es für das Wachstum der Kulturpflanzen zu nützen und den Bodenertrag zu mehren.

Derartige Wasserwirtschaft finden wir übrigens auch bei der Terrassenwirtschaft und bei Entwässerungsanlagen im Sumpfland, z. B. bei den Maori (s. § 4b) Neu-Seelands (Wilson *Ancient Drains, Maori Drains, North Aukland Journ. Polynes. Soc.* 31 [1922]).

Die Bewässerungsanlagen hatten eine große Bedeutung für den Zusammenschluß der am Fluß liegenden Gemeinden, von denen der größte Teil wohl aus denselben Volkselementen bestand und auch mit den gleichen wirtschaftlichen Existenzbedingungen zu rechnen hatte (W. L. Westermann *The Development of the Irrigation System of Egypt* Class. Phil. 14 [1919]; Erkes *China* 1919). Innerhalb der einzelnen Gemeinden sehen wir im alten Sumer zweierlei hauptsächliche Verteilungszentren: 1. die um die Tempel gruppierten sakralen Wirtschaftshöfe und 2. die durch die Verteilungsgewalt profaner Fürsten geleiteten Höfe, neben denen schon nicht mehr

aus eigenem Recht, sondern abgeleiteterweise eine Oberschicht von „Großen“, Adligen, bevorzugt ist, die aber bald mehr und mehr beamteten Charakter erhält. (Über die Verteilungsgewalt s. § 4b und § 10 sowie Reichtum.)

Die ethnischen Gruppen erscheinen hier schon sozial geschichtet, insbesondere weisen die Ausdrücke für Knechte und Mägde auf Herkunft von den Gebirgstämmen hin (nach Mitteilung von Herrn Prof. E. Unger). Das Hirtentum wird offenbar durch wirtschaftliche Umstände zurückgedrängt, da der Ackerbau reicheren Ertrag abwirft, mehr Menschen ernähren und sich vermehren lassen kann. Dies ist in dem für damalige Verhältnisse zweifellos verhältnismäßig dicht besiedelten Lande der Sumerer, die hier zunächst ins Auge gefaßt werden, schon von großer Bedeutung gewesen. Darum scheint das Viehhalten vor allem eine Angelegenheit der Tempel zu sein, auf die sich das Hirtentum zurückgezogen hat, und weiterhin der Stadtfürsten, die damit ihre Macht und ihren Reichtum zur Schau trugen. Andererseits wuchs durch die Bedeutung des Ackerbaues die Wichtigkeit der Bauernschicht, mit der zweifellos beständige Mischungen bereits stattgefunden hatten.

So sehen wir im Zweistromlande und in Ägypten die Tendenz zur Verbäuerlichung der Hirten, während aus der Nachbarschaft im Laufe der Geschichte immer wieder neue Hirtenstämme das Land zu erobern, zu überschichten versuchen und anfangs eine Oberschicht bilden, die aber vermöge der ganzen wirtschaftlichen Verhältnisse stets wieder der Vermischung und Verbäuerung anheimfällt (vgl. a. Meissner *Babylonien und Assyrien* I [1920]).

Das Neue am Ackerbau liegt darin, daß nicht, wie beim Grabstockbau, die einzelnen Pflanzen aus Schößlingen gezogen werden, sondern die Frucht aus im großen ausgestreuten Samen gewonnen wird (vgl. a. § 7). Technisch stellt der Ackerbau also eine Art „Großbetrieb“ dar. Der von unserem Standpunkt aus betrachtet sehr einfache Pflug ist schon ein sehr viel komplizierteres Gerät als Grabstock oder selbst Hacke. Dadurch, daß ein Großtier vor ihn gespannt wird (Ochse oder Esel), kommt als technisches Symbol die Verbindung von

Viehhaltung und Feldbau zum Ausdruck (s.a. Technik A). — Über Sichel und Ährenlesen vgl. Maurizio *Der Ährenschnitt, die Sichel und das Ährenlesen* Journal für Landwirtschaft 1927 S. 185 ff.

Bekanntlich kennt Amerika den Tierpflug nicht, sondern nur eine Art von „Fußpflug“, richtiger eine Hacke, die zum Auflockern des Bodens im alten Inkalande gebraucht wurde und daher eine bemerkenswerte Variante von Vorstufe zum Pflug darstellt (Smithson. Rep. für 1918 Cook; Means *Some Comments on the Inedited Ms. of Poma de Ayala* Amer. Anthr. 25 [1923] S. 397 ff.).

Um uns eine Vorstellung von dem wirtschaftlichen Betrieb in dem ältesten uns heute zugänglichen Gemeinwesen mit Ackerbau und Viehzucht, dem der Sumerer, zu machen, seien im folgenden einige bemerkenswerte Überlieferungen auf Grund erhaltener Dokumente zusammengestellt. Überraschend ist die hohe Durchbildung der wirtschaftlichen Methoden, namentlich bei den verhältnismäßig knappen technischen Werkzeugen und Hilfsmitteln. Es zeigt sich, daß trotz manchem Zauberglauben doch recht rationell gewirtschaftet wurde. Wir müssen also auf der Hut sein, den zauberischen Zusammenhängen, denen man jetzt gern für die Entstehung des Ackerbaues eine überwiegende Rolle zuweisen möchte, allzuviel Bedeutung beizulegen, denn es fehlt nicht an offenem Sinn und klarer Einsicht in die wirtschaftlichen Zusammenhänge bei diesem ältesten uns heute erreichbaren Kulturvolk der Sumerer.

Der Pflug wurde im alten Sumer von Ochsen, Eseln oder Maultieren gezogen, welche der Pflugführer leitete. In Verbindung mit dem Pflug benutzte man eine Vorrichtung zum Ausstreuen des Saatkorns, eine Art Säemaschine. Das Korn wurde außerordentlich dünn gesät, auf ein *gan* $\frac{1}{12}$ *gur* Gerste oder auf 35, 28 ar 10,10 Ltr. Das ergibt für den Quadratmeter die verschwindend kleine Summe von etwa 0,003 Ltr., für den ha ca. 28,6 Ltr. Die Ergiebigkeit des Bodens war sehr groß. Die Erntemenge betrug das 80—100fache der Aussaat, pro ha bis ungefähr 2800 Ltr. Das ist ein Ertrag, der trotz der großen Fruchtbarkeit des Bodens verhältnismäßig nicht den unserer heu-

mischen Landwirtschaft erreicht. So wurden in Deutschland im J. 1914 pro ha durchschnittlich 19,8 dz Gerste geerntet oder 3300 Ltr. (1 kg = $\frac{1}{3}$ Ltr.). Die Aussaatmenge ist bei uns allerdings entsprechend größer: pro ha 200 Ltr. Gerste gegen 28,6 Ltr. in Babylonien. Eine zweimalige Gerstenernte im Jahr wird durch die Texte noch nicht erwiesen. Wäre sie anzunehmen, so würde die Versorgung der einzelnen Familien aus ihren Landanteilen um so reichlicher gewesen sein (Schneider S. 47).

Die Anzahl des Großviehs war im Verhältnis zu dem vom Tempel selbst bewirtschafteten Boden nicht sehr groß. So werden bei Großviehzählungen als Höchstzahlen genannt: 190 Kühe, 73 Stiere, 65 Rinder, zusammen = 328 Stück Rindvieh, ferner 17 Esel, 67 Eselinnen, 39 Fahrenesel, zusammen = 123 Esel. Diese für den landwirtschaftlichen Großbetrieb der Tempel nicht sehr bedeutenden Zahlen erklären sich aus dem Mangel an geeignetem Weideland. Der mit viel Arbeitsaufwand durch die Bewässerung gewonnene Boden wurde besser ausgenutzt, wenn man Getreide anbaute, statt daß man Weiden anlegte. Die Weidezeit auf den der Bewässerung nicht zugänglich gemachten Ländereien dauerte nur kurze Zeit, da die glühende Sommerhitze das Gras bald verbrannte. So mußte das Vieh für den größten Teil des Jahres mit Getreide gefüttert werden, was bei kleineren Herden möglich war, bei einem sehr großen Bestand an Großvieh aber ganz bedeutende Ausgaben verursacht hätte. Ein großer Teil der Großviehherden diente als Arbeitsvieh. Die Arbeitsochsen und -esel des Tempels, die für den Feldbau bestimmt waren, hatte man unter die Pflugbauern, die *sag apin*, verteilt. Auch bei anderen Tempelbeamten, z. B. beim Wirtschaftsführer (*nubanda*), beim Händler (*dankar*), Brauer (*lu kas gar*) und Schmied (*sinug*) waren nach einigen Texten ein oder zwei Esel des Tempels eingestellt. Für die Fahrenesel des Tempels sorgten Fuhrleute (*gubur rim*) mit ihren Gehilfen. Einige Viergespanne des Tempels standen dem *nubanda* bei seiner Tätigkeit als Wirtschaftsverwalter zur Verfügung. Für das übrige Großvieh besaß der Tempel Hirten, denen noch Unterhirten beigegeben waren: Kuh-

hirten, Rinderhirten und Eselhirten. Sie waren sämtlich Freie mit einem Landanteil. Es scheint sogar, daß sie zu den Großen des Landes gehörten (vgl. dazu die von Roscoe bei den Bakitara und Banyankole geschilderten Einrichtungen sowie die Artikel „Politische Entwicklung“, „Staat“). — Die zur Mast bestimmten Rinder, deren Zahl sehr klein war, wurden mit den Abfällen aus der Brauerei gefüttert. Diese Tiere wurden daher den Brauern übergeben. Das Kleinvieh, Schafe und Ziegen, wurde vom Tempel in großer Zahl gehalten, und zwar der Wolle wegen, die unter den Produkten Sumers neben dem Korn die Hauptrolle spielte. Ein Text zählt allein 660 Schafe auf, auch deren Hirten waren Freie, denen einige Sklaven zugeteilt waren. Wollziegen wurden auch in die Gärten zum Weiden eingestellt. In diesem Fall erhielt der Hirte vom Magazin Gerste als Beifutter geliefert. Auch der Hirt der Schweine war ein Freier mit *kur*-Land (Landanteil). Unter ihm arbeiteten mehrere Gruppen von Sklavinnen, die bei der Schweinemast beschäftigt waren und die Schweine hüten mußten, die in die Röhrichte und Sümpfe getrieben wurden. Die Produkte aus der Viehzucht mußten von den Hirten an den Tempel abgeliefert werden. Käse, Butter und Milch wurden in großen Mengen gebracht und dem Wirtschaftsverwalter oder auch dem Vorsteher des Öl- und Fetthauses (*ka sagan*) übergeben. Häute von Rindern und Eseln wurden nur in geringer Zahl abgeliefert, ein Zeichen dafür, daß das Großvieh als sehr wertvoll galt und nur selten geschlachtet wurde, so daß das Fleisch der Rinder für die allgemeine Ernährung nicht in Betracht kam. Dagegen war die Zahl der eingelieferten Ziegen- und Schaffelle sehr groß. Dieses Kleinvieh diente also zur Fleischnahrung. Die jährliche Schur (s. hierzu auch § 5) der Schafe und Ziegen wurde unter Aufsicht der Tempelbeamten meist bei dem Palast vorgenommen. Die große Zahl der Urkunden, die über Wolle handeln, sind ein Beweis für die großen Mengen, die einkamen.

Kriege und räuberische Unternehmungen waren bei den alten Sumerern, im Gegensatz etwa zu den Assyryern, nur sehr selten, ob-

gleich gelegentlich Kämpfe unter den verschiedenen Stadtstaaten vorkamen. Um Holz und Stein von den benachbarten Gebirgen zu holen, veranstalteten die sumerischen Stadtfürsten zum Teil Expeditionen, die Bäume fällten, Steine brachen und nach Erzen gruben, obwohl sie sich dabei der kampflustigen Stämme der Bergbewohner zu erwehren hatten. Ähnliche Expeditionen unternahm bekanntlich auch die Ägypter in das Sinai-Gebiet (s. Sinai-Halbinsel B). Diesen Expeditionen wurde durch Tauschverkehr mit Bergbewohnern nachgeholfen, denen man Holz, Metalle und Steine für Korn abkaufte. Außerdem waren berufliche Händler (*damkar*) tätig, die in die Nachbarländer reisten und auch mit den Nachbarstädten Verkehr unterhielten. Dazu kam noch Geshenkausch, wie etwa von Eselinnen gegen Kupfer, Bronze und Blei. Der *damkar* hatte seinen Anteil an dem Gemeindeland des Tempels und gehörte zu den Großen der Stadt (Schneider S. 73ff.).

Es ist nicht möglich, hier näher auf die Verhältnisse von Landbesitz, von Pacht, Frondeverpflichtungen und Organisation des Handwerks einzugehen. Nur dürfte es angezeigt sein, noch einen Blick auf das Verhältnis zwischen Stadtfürst (*patesi*) und Tempel zu werfen (s. a. Religion E § 11). Das Bestreben der Stadtfürsten ging darauf hin, ihre eigene Privatwirtschaft auf Kosten der Tempelwirtschaft zu vergrößern und zu bereichern. Max Webers Annahme (*Agrargeschichte des Altertums in Handwörterbuch der Staatswissenschaften* I 73), daß die wirtschaftliche Entwicklung Babyloniens ihren Ausgang von der großen Eigenwirtschaft der sumerischen Stadtfürsten genommen habe, dürfte wohl unhaltbar sein. Es ist nicht gut möglich, daß die Tempelwirtschaften aus einem älteren Hofhalt des Stadtfürsten (*patesi*) entstanden sind, sondern der Entwicklungsgang muß gerade umgekehrt gewesen sein, wie es auch vollkommen einleuchtet, wenn man primitivere Wirtschaftsformen und die Frage der politischen (s. d.) Entwicklung vergleichsweise dazu heranzieht. Von den Tempeln verwaltete Güter wurden z. B. von *Urukagina* in eigene Besitzungen umgewandelt. Man sieht deutlich, wie sich die W. des Stadtfürsten (*patesi*) von der Gemeinwirtschaft

des Tempels ablöst. Der Tempel selbst wird offenbar durch untereinander verwandte Familiengruppen, die eine gemeinsame Verteilungswirtschaft pflegen, getragen. In diesen Familien sind zweifellos die eigentlichen Herren des Landes zu suchen, von denen aller Einfluß ausging. Daneben erscheinen aber schon bedeutende Privatwirtschaften verschiedener wichtiger Personen, die sich aus dem Tempelverbände heraus verselbständigen. Unter diesen ist im Laufe der Zeit die des Stadtfürsten, der wohl mit dem primitiven Dorfhäuptling zu vergleichen ist, am wichtigsten geworden. Seine Hofhaltung hat er dann nach der der Tempel gestaltet. Bemerkenswert ist auch die besondere Privatwirtschaft der Frau des *patesi*, was auf eine große Selbständigkeit der Frauen deutet. Herrscht doch prinzipielle Einehe (vgl. § 6). In den Kaufkontrakten treten Frauen als Käufer und Verkäufer auf, liefern Abgaben an den Tempel und konnten sogar einen Anteil an Markland erhalten und Wirtschaftsämter bekleiden (s. Frau B).

Die in den Magazinen der Tempel zusammenströmenden Mengen von Getreide, Vieh, Mehl, Broten, Bier, Käse, Fischen, Datteln, Metallen usw. wurden wieder verteilt (s. a. § 13). In erster Linie stehen die großen Verteilungen bei Festen und Opfern, die wohl zunächst die Teilnehmer der Kulte betrafen. GleichermäÙen wurden derartige Verteilungen bei Beerdigungszeremonien vorgenommen. Der Tempel hatte aber weiter für sein großes Personal an Angestellten und Sklaven zu sorgen, die wieder in sehr verschiedener Weise ihre Rationen an Gerste, Milch, Datteln, Öl, Bier usw. erhielten. Schließlich lebte die Tempelgemeinde selbst davon, d. h. die große Familie, welche unmittelbar mit der Durchführung der verschiedenen Zeremonien beschäftigt war (Schneider S. 29ff., 33, 36f., 86f., 90f., 98). — Vgl. a. § 10.

§ 9. Die historisch einmaligen Konstellationen der verschiedenen ausschlaggebenden Faktoren lieÙen in Westeuropa, im alten Griechenland und Rom, wie in den germanischen Ländern, im Anschluß an die Überschiebungen und an die Einführung des Ackerbaues andere Gestaltungen aufkommen, bei denen im allgemeinen unter

der herrschenden Schicht eine familiäre Großwirtschaft viel längere Zeiten hindurch erhalten blieb als in den alten großen Gemeinwesen der trockenen Zonen mit Wasserwirtschaft. Die geographischen und klimatischen Voraussetzungen waren überall in Westeuropa anders: die großen Ströme fehlten, und vielleicht war auch die kulturelle Spannung zwischen den in Berührung tretenden ethnischen Gruppen nicht so erheblich wie in den Ländern mit negroider Nachbarschaft. Auch hier besitzen die in das Licht der Geschichte tretenden Völker bereits den Pflug und halten Herden von Großtieren. Vor allem tritt das Pferd in Erscheinung, das in der Frühzeit des Niltals wohl noch fehlt, indessen im alten Sumer bereits auftritt, sogar schon in der Kreuzung mit dem Esel als Maultier.

Die Stadtwirtschaft, etwa des Typus der frühsumerischen Zeit, schlug in der Antike einen anderen Entwicklungsweg ein als im Orient. Die Kämpfe um die Hegemonie in Griechenland wurden nie so entschieden wie Jahrtausende früher im Zweistromland. Wieder anders gestaltete sich das Schicksal Roms, das von seiner Kaiserzeit an orientalische Traditionen reichlich verwertete.

Zur antiken Wirtschaftsgeschichte vgl. Neurath *Antike Wirtschaftsgeschichte* 1918; Rostovtzeff *The Social and Economic History of the Roman Empire* 1926; Ed. Meyer *Kleine Schriften* 1910: S. 79 *Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums*; S. 169 *Die Sklaverei im Altertum*.

Wieder anders lagen die Dinge im alten Germanien, das wir aus der antiken Literatur allerdings erst zu einer Zeit kennen lernen, als schon röm. Einfluß sich dort zur Geltung zu bringen beginnt.

In seiner Studie über den germ. Uradel gelangt Ernst Mayer (1911 S. 226ff.) zu dem Ergebnis, daß mit der Großhufe ein eigenartiger Geschlechtskommunismus verbunden war, der auf den Landbau angewendet wurde. Seit der EZ hätten die meisten Germanen genau so wie die kulturverwandten Kelten das dem Geschlecht zugewiesene Land gemeinsam bestellt. Damit hängt auch die Unveräußerlichkeit des Zugviehes durch den Bauer bei beiden Gruppen zusammen. Die mutterrechtlichen Züge werden wohl von Feldbauern herrühren,

die durch vaterrechtliche Hirten überschichtet wurden (s. Primitive Kultur). Eine solche Überschichtung hat vermutlich schon früh stattgefunden, als man sich noch ausschließlich der Kleinplüge bediente, wie sie die schwed. Felsenzeichnungen (s. d. A) aus der Bronzezeit (vgl. z. B. Band III Tf. 118) zeigen. Der Übergang zum Großpflug in der Völkerwanderungszeit war zweifellos eine spätere Erfindung. Doch war er von großer Bedeutung für die Wirtschaftsorganisation. Ähnlich wie eine moderne genossenschaftliche Dreschmaschine erforderte er einen größeren Besitz an Zugtieren und Arbeitskräften und trug zur Ausbildung der adligen Großhöfe bei. Da der Sippenälteste über den Großpflug verfügte, scheint er daraus ein erhebliches Vorrecht gestaltet zu haben. Es ist nicht überraschend, die Ableitung zu hören, daß bei den Kelten, den Slaven, den Ost-Ariern, sowie bei allen Germanen und vermutlich zuerst bei den Italogräken der Verband durch den Ältesten geleitet wurde. Doch gestaltete sich die Entwicklung ungleichartig. Anders in Friesland und in Skandinavien. Dort überall findet man einen besonderen Ansiedlungsverband, der als *hafnae*, *byr*, *bol* bezeichnet wird. Er trifft mit dem Geschlechtsverband zusammen und entspricht wirtschaftlich einer Agrar-Gemeinschaft. Überall in Schweden wie in Dänemark wird von den Inhabern der *bol*-Quoten ein Teil der Einsaat als Abgabe geleistet, wie das gerade so für die *villani* auf der englischen *Hide* gilt. Es ist die gesetzliche Leistung, welche die Hausväter der jüngeren Linie der Geschlechtsverbände an die Geschlechtsführer zu machen haben. Die Geschlechtsführung und nicht die Grundleihe ist auch bei den Dänen und Schweden die Basis der Grundherrschaft (Ernst Mayer 1916 S. 130).

Bezüglich der alten germ. Wirtschaft vgl. a. Ernst Mayer *Germanische Geschlechtsverbände und das Problem der Feldgemeinschaft* Zeitschr. (Savigny-Stiftg.) für Rechtsgeschichte (germ. Abt.) 44 (1924); außer Dopsch 1921 und 1927 vgl. a. Heimpel *Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters* Vierteljahrsheft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 19 (1926); Braungart *Die Nordgermanen* 1925; Rüttimeyer für die Schweiz; Peake *The English Village* 1926; Mac Neill *Celtic Ireland* 1921; Fischer *In welcher Form haben die Balkanvölker ihr Getreide*

verzehrt? Anthrop. Korr.-Bl. 42 (1911); in bezug auf die alte Kirchenwirtschaft vgl. Coulton *Five Centuries of Religion* 1927.

§ 10. In besonderer Weise wurde in den späteren Despotien (s. d.) des orientalischen Altertums die Verteilungswirtschaft ausgebaut. Das Reich Hammurapis in Babylonien. (Thurnwald 1903/1904), besonders aber das neue Reich in Ägypten. (vgl. Thurnwald 1901) sind zentralistische Beamtendespotien, die auf naturalwirtschaftlicher Grundlage die alte Gemeinwirtschaft von Familiengruppen ins Riesenhafte erweitert und nach einer Art kommunistischen (s. Kommunismus), aber scharf abgestuften Verteilungsverfahren ausgebaut hatten. Sie tragen einen ganz anderen Charakter als die auf dem Fuße der Gleichheit nebeneinander bestehenden sumerischen Stadtstaaten. Die alte Aristokratie ist in dem neuen Reich durch ein vom Despoten abhängiges Beamtentum durchaus ersetzt. An Stelle der heimischen Bauern werden vielfach Fremde, in Ägypten syrische Gefangene, angesiedelt. Eine ungeheure Menge von Speichern nimmt die Einkünfte aus den bäuerlichen Betrieben, von den Viehzüchtern und Jägern, den Bierbauern und Brotbäckern, den Töpfern und Webern usw. auf. Genau werden die Eingänge notiert, von den kleineren Speichern an die größeren weitergeleitet, soweit sie nicht an Ort und Stelle verbraucht werden, um schließlich an der Zentralstelle, am Hofe des Pharaos, zu landen. Von da aus werden auch wiederum die entsprechenden Verteilungen vorgenommen. Die Hofhaltung des Pharaos bildet eine Verwaltung für sich, die nach den verschiedensten Ämtern und Tätigkeitszweigen gegliedert ist. Da gibt es ein Schatzhaus für Stoffe, Kunstgeräte, Schmuckgegenstände, Schminke, für Silber und königliche Garderobe u. dgl. mehr; außerdem wieder die Getreidespeicher und Zeughäuser, Weinkeller u. dgl.

Diese im neuen Reich unter den Ramesiden zur höchsten Entfaltung gebrachte Organisation, in die Tausende von Schreibern, Angestellten, Arbeitern und Sklaven eingefügt waren, besaß aber auch erhebliche Nachteile, die vor allem darin bestanden, daß die Beamtenschaft immer ver-

suchte, zu eigenen Gunsten die Verwaltung zu führen, die Untergebenen willkürlich bedrückte, sich allerlei Übergriffe zuschulden kommen ließ und die Zahlungsrationen nicht ordnungsmäßig zur Ausführung brachte. Diese Unregelmäßigkeiten führen unter Ramses III. zu Aufständen und Bürgerkriegen, die von da an wenigstens hundert Jahre lang dauern (vgl. Spiegelberg) und die Probleme vor Augen führen, die durch die großen technischen Fortschritte des Ackerbaues und der Organisation der riesigen archaischen Reiche gegeben waren.

Ohne eigentliche Ackerbauwirtschaft mit Pflug finden wir in Amerika, in Mexiko, vor allem aber in Peru, eine ähnliche ungeheure zentralistische, auf Naturalwirtschaft aufgebaute Staatsorganisation vor (Trimborn; vgl. a. Cunow *Die soziale Verfassung des Inkareichs* 1896; Joyce *South American Archaeology* 1912).

Vgl. bezüglich der Speicherwirtschaft in Mexiko Joyce *Mexican Archaeology* 1914; ferner Moreland und Yusuf Ali Akbar's *Land-Revenue System as described in the Ain-i-Akbari* 1928; vgl. a. Kahrstedt *Die spartanische Agrarwirtschaft* Hermes 54 (1919).

Immer hat es jedoch neben der großen Kollektivwirtschaft privaten Handel und Verkehr sowie private Wirtschaften gegeben, die sogar gerade im alten Orient im Zusammenhang mit Metall als Wertmesser (s. § 8 und 18) zu hoher Ausbildung und Bedeutung gelangten (vgl. Schwenzner *Zum altbabylonischen Wirtschaftsleben* Mitt. Vorderasiatisch. Gesellsch. 1914/1915; ders. *Das geschäftliche Leben im alten Babylonien nach den Verträgen und Briefen dargestellt* Der alte Orient 16 [1917]).

Damit soll die Charakterisierung der in § 2 angeführten Typen abgeschlossen werden und nunmehr kurz auf die Funktionsbestandteile der primitiven W. ein Blick geworfen werden.

§ 11. Bei der Vorführung der verschiedenen Typen wurde das Augenmerk hauptsächlich auf die Methode der Nahrungsbeschaffung gerichtet, deren Organisation durch die politische und soziale Verfassung in erheblichem Maße bestimmt wird. Damit wurden einige der wichtigsten Bestimmungsmerkmale für die Wirtschaftsformen heraus-

gegriffen. Nur andeutungsweise war auch vom Handwerk die Rede, das übrigens unter einem besonderen Schlagwort in diesem Reallexikon behandelt wurde.

An dieser Stelle soll vor allem die funktionelle Einordnung der handwerklichen Tätigkeit in die einzelnen Typen des Wirtschaftslebens Beachtung finden. Man wird zweierlei Fragen unterscheiden müssen: 1. die nach der handwerklichen Spezialisierung, die, wie bereits ausgeführt (s. Handwerk A), sehr früh einsetzt, ja überhaupt als etwas Ursprüngliches bezeichnet werden muß. Schon im § 2 wurde die Aufmerksamkeit auf die Arbeitsteilung unter den Geschlechtern gerichtet und darauf hingewiesen, daß mit der Besonderheit des Lebenskreises von Mann und Frau auch die Herstellung eigener Geräte und Werkzeuge verbunden ist (s. a. Erbe, Mutterrecht A). Überdies bildet die Herstellung von Steinbeilen, das Schnitzen von Dolchen, Pfeilen oder Speeren, das Knüpfen von Beuteln, das Flechten von Taschen und Netzen den Vorzug einzelner Personen oder Familien, von denen die erwähnten Fertigkeiten und Handgriffe mit besonderer Vorliebe geübt werden, wenngleich auch die übrigen Angehörigen der Gruppe die betreffenden Gegenstände gewöhnlich ebenfalls herstellen können. Noch mehr tritt die Bedeutung besonderer Kunstgriffe bei der Schnitzerei von Schüsseln und Gefäßen, dem Kneten und Brennen von Töpfen oder dem Flechten besonderer Matten, dem Weben von Bändern u. dgl. in Erscheinung.

Die handwerkliche Tätigkeit (s. Handwerk A) findet nicht isoliert statt (vgl. Descamps 4/1 S. 351 ff., 374), wie sich das die älteren Wirtschaftstheoretiker vorstellten, sondern gewöhnlich im Hause; die Herstellung kleinerer Gegenstände, wie Flechtereien, und kleine Ausbesserungen, das Schnitzen von Pfeilen u. dgl. auch im Männerhaus. Die Verfertigung der einen oder anderen Geräte oder Werkzeuge ist entweder auf die Männer oder die Frauen beschränkt, oder aber bestimmte Stadien des Arbeitsprozesses fallen regelmäßig nur den Männern oder nur den Frauen zu. Am Augusta-Fluß in Neu-Guinea wird z. B. (nach eigenen Ermittlungen) der Faden, aus dem man Netze herstellt, von den

Männern gewonnen, welche die Luftwurzeln im Walde abschlagen, sie nach Hause bringen, dort die Fäden herausziehen und auf den Schenkeln zwirbeln. So übergeben sie sie den Frauen, die hierauf das Netz knüpfen. Eine ähnliche, jedoch von Stamm zu Stamm schwankende, traditionelle Arbeitsteilung unter den Geschlechtern finden wir auch bei der Herstellung des Sago-mehls. Die Ausübung der handwerklichen Verrichtungen ist in den Familien (s. d. A) verankert (s. Handwerk A), in denen sie entweder vom Vater auf den Sohn oder Schwestersohn oder von den Frauen auf die entsprechenden weiblichen Nachkommen vererbt wird. Anders wieder bei größeren Arbeiten, wie beim Bau von Kanus oder Häusern. Zwar finden diese Arbeiten wohl unter der Beteiligung der ganzen Gemeinde, oft auch noch von Nachbarn, statt („Bittarbeit“ — s. Handwerk A), doch fehlt es nicht an einem Bauherrn und oft auch nicht an einem oder mehreren technischen und zeremoniellen (zauberpriesterlichen) Leitern einer großen Unternehmung (vgl. a. Malinowski).

2. Der Betrieb des Handwerks als Gewerbe kann nicht ohne weiteres mit einem der oben aufgeführten Typen der Nahrungsgewinnung und politischen Verfassung in eindeutige Beziehung gebracht werden. Unter den Jäger-Grabstockgärtnerinnen verfertigen melanesische Töpfer ihre Waren auf Vorrat, bringen sie in weiten Kanufahrten zu ihren Geschäftsfreunden, von denen sie Lebensmittel, vor allem Sago, Yams und Schweine, einhandeln (s. Handel F, Handwerk A). Während der Trockenzeit sind sie in ihrem wenig fruchtbaren Lande auf die erhandelten Lebensmittel angewiesen, somit auf den Erwerb, den sie auf dem Wege des Naturaltausches aus der Veräußerung ihrer Töpfe ziehen. Sie können daher als eine richtige Handwerkergemeinde bezeichnet werden, obgleich sie einen Teil des Jahres ihren Unterhalt aus ihrem Lande selbst beizubringen vermögen.

Allerdings sind derartige Fälle selten; doch zeigt sich an ihnen, daß eine gewerbsmäßige Verwertung der handwerklichen Tätigkeit sich aus gewissen Konstellationen des Wirtschaftslebens ergeben kann, ohne notwendigerweise an

einen bestimmten Typus des Nahrungserwerbs (§ 2) oder der Entwicklung des Geldes (§ 18) gebunden zu sein. Es muß nur die Möglichkeit eines regelmäßigen Absatzes der Erzeugnisse vorhanden sein, gegen die Lebensmittel oder andere wichtige Bedarfsgegenstände verlangt werden. Im naturalwirtschaftlichen Rahmen fehlt jedoch bei der ganzen Art des Handwerksbetriebes in der Regel der Zwang zum Erwerb notwendiger Lebensmittel. — Erst bei einem engeren Zusammenleben größerer Menschenmengen (s. a. Siedlung A), unter denen bei höherer Technik eine weitere Spezialisierung der Fertigkeiten zu Berufsgruppen (s. a. Kaste A) sich geltend macht, finden wir eine Zusammenfassung durch große Verteilungszentren (s. § 8, 9, 10, 13), neben denen sich Tausch und Markthandel ausbilden (s. § 12). Die Voraussetzungen zu derartiger Verfeinerung der Berufsgruppen liegen in einem Zusammensiedeln zunächst verschiedener ethnischer Elemente unter einer autoritären Macht (s. Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung), die zunächst eine weitgehende Verteilungswirtschaft (s. § 8) begünstigt und dadurch die Voraussetzungen für gewerbsmäßig spezialisierten Handwerksbetrieb schafft, der den durch die Autorität herbeigeführten Friedensbann und die Gelegenheit des Marktbesuches (s. Markt A) für den Absatz seiner Erzeugnisse nützt.

Von den Handwerkern sind besonders wichtig die Töpfer und Schmiede (s. a. Technik A). Hier soll nur ein kurzer Vergleich ihrer Verbreitung in der alten und neuen Welt gegeben werden.

Die Töpferei deckt sich in ihrer Verbreitung ziemlich mit den Feldbaugebieten, sowohl in der Alten Welt wie in Amerika. Südafrika und Australien besitzen keine Töpferei; in Amerika fehlt den Stämmen nw. von Kalifornien bis zu den großen Seen diese Fertigkeit mit Ausnahme der bodenbestellenden Stämme des Missouri-Flusses und der benachbarten Shoshone und Kutenai-Indianer. In Südamerika fehlt die Töpferei im äußersten s. Teil. Das ausnahmsweise Vorkommen der Töpferei am Yukon-Fluß in Alaska und an der arktischen Küste dürfte wohl auf nordostasiatischen Einfluß zurückzuführen sein.

So dürfte die Erfindung der Töpferei auf zwei unabhängige Zentren zurückgehen, von denen das eine in der Alten Welt, das andere im zentralen Teil von Amerika liegt. — Schwieriger liegt die Frage in bezug auf die Weberei, die wohl den Eskimos und den Feuerländern fehlt. Doch muß das Flechten von Körben und Matten hierbei ausgenommen werden (Boas S. 23f.).

Über die Metallbearbeitung in der Alten Welt s. Bronzezeit, Eisen, Kupfer, Kupferzeit.

Im alten Amerika war der Gebrauch der Metalle außerordentlich beschränkt. In der Gegend der großen nordamerikanischen Seen in einigen arktischen Teilen, im n. Abschnitt der pazifischen Küste und in einigen Gegenden Südamerikas war Kupfer in Gebrauch, das jedoch nicht aus Erz gewonnen und geschmolzen worden war. Die Geräte wurden kalt aus anstehendem reinen Kupfer gehämmert. Die Herstellung von Bronzen beschränkte sich auf ein kleines Gebiet hauptsächlich in Peru und die s. Teile von Mexiko; im Vergleich mit der Alten Welt war dessen Gebrauch unbedeutend. Wenn die Entdeckung von der Alten Welt eingeführt worden wäre, hätten wir wohl anzunehmen, daß es während der BZ des s. Teiles der dem Pazifik zugewandten Küste Asiens über den weitesten Teil des großen Ozeans ohne Berührung der Inselwelt der Südsee nach Amerika gekommen wäre; und daß es sich während der langen Zeit bis zur Entdeckung Amerikas in der Neuen Welt nicht weiter verbreitet hätte, sowie auch, daß keine wesentlichen anderen Kulturbestandteile gleichzeitig damit eingeführt worden wären. Es dürfte darum nach Boas (S. 24f.) wahrscheinlicher sein, daß die Bronze verhältnismäßig kurz vor der Entdeckung Amerikas in dem kleinen Gebiet selbständig hergestellt wurde, zu ihrer Verbreitung noch nicht Gelegenheit war, sie auch nicht zu einem ausgedehnten Gebrauch für Waffen und Geräte geführt hatte. (Bekanntlich sind ja auch die ältesten ägyptischen Kupfergegenstände Nadeln und Schmuckstücke, und erst später findet sich die Verwendung für Waffen und Geräte.)

Wie den Nahrungserwerb setzt man auch die handwerkliche Arbeit in ständige Be-

ziehung zur Einwirkung übermenschlicher Kräfte (Lenoir S. 43). Allerdings darf man sich in dieser Beziehung keinen übertriebenen Vorstellungen hingeben. Bei der Alltagsarbeit werden derartige transzendente Zusammenhänge nicht allzusehr beachtet, nur wenn es sich um außerordentliche Verrichtungen handelt — wobei die Auffassung, von dem, was als „außerordentlich“ zu betrachten ist, bei den einzelnen Stämmen keineswegs immer gleich ist —, oder bei festlichen Gelegenheiten wendet man das ganze Zeremoniell von vorsichtig abgewogenen Worten und Handlungen an, um etwa einen Hausbau oder ein Kanu oder ein prächtiges Gewebe „richtig“ (s. a. Zauber A) fertigzustellen (vgl. Müller-Wismar S. 37). In dieser Beziehung sind Geheimkulte mit gewissen Geräten, wie dem Feuerbohrer, Schwirrh Holz, Holztrommeln, Bogen, Fischgeräten u. dgl., von besonderer Bedeutung (Wirz 1925 S. 31, 33, 40, 105, 108, 111). Bei solchen Gelegenheiten soll ein durchaus fachgemäßes Verfahren in musterhafter und vorbildlicher Weise durchgeführt werden.

Um uns eine Vorstellung über die Auffassung der Naturvölker von ihrer eigenen handwerklichen Tätigkeit zu machen, vor allem davon, wie wenig rationalistisch sie die „Produktion“ von Werkzeugen und Geräten betrachten, sei ein Beispiel von den Bewohnern der Truk-Inseln (Karolinen, Südsee) angeführt. Der Ursprung aller Fertigkeiten und Kenntnisse wird von diesen Leuten darauf zurückgeführt, daß die Menschen die verschiedenen Fertigkeiten von den Geistern „gehört“ haben. Sie nennen sie danach *rong* = „hören“, „lernen“. Sie werden vom Vater auf die Kinder, gewöhnlich auf den ältesten Sohn, vererbt. Der eigentliche Träger des *rong* wird *popuirong* (*popun* = Stamm) genannt und genießt das meiste Vertrauen. Er ist der eigentliche Sachverständige. Die übrigen Familienangehörigen werden als *panen rong* (*pan* = Ast) bezeichnet. Diese Kenntnisse und Fertigkeiten werden als Eigentum der betreffenden Sachverständigenhäupter und ihrer Sippen betrachtet. Als *rong* werden der Bau von Häusern, Kanus und Werften, das Fällen von Bäumen, die Anfertigung von Schüsseln, Wahrsagen,

Zaubern, das Brauen von Arznei usw. betrachtet. Gebete und Opfer müssen die handwerklichen Tätigkeiten begleiten, wenn sie erfolgreich sein sollen. Bestimmte *rong* haben die Männer, andere die Frauen. Zu jedem *rong* gehört ein Geist und auch eine Arznei, letztere soll den bösen Einfluß des Geistes fernhalten oder, wenn er sich geltend macht, ihn ausschalten usw. (Bollig S. 43ff.).

§ 12. Die frühere Auffassung, als lebten die Stämme der Naturvölker ohne Handel in „geschlossener Hauswirtschaft“ (Bücher 1893—1922; vgl. dazu Leroy), muß als unrichtig bezeichnet werden (s. a. Handel F, Markt A). Man kann im Gegenteil sagen, daß bei allen, auch den niedrigsten Stämmen von Jägern-Fängern-Sammlerinnen, z. B. bei den Kubus, Veddas, den Pygmäen des zentralen Afrikas usw., regelmäßig Tausch geübt wird. In den Bergen Neu-Guineas, unter papuanischen Stämmen, die zum erstenmal mit dem Europäer in Berührung kamen, werden für dargebotene Geschenke ganz spontan Gegengeschenke gemacht, wie ich aus eigener Erfahrung feststellen konnte. Der Gedanke einer Vergeltung (s. d.) scheint ebenso wie der des Entgelts zu den ursprünglichsten Reaktionen der Menschheit zu gehören. Wird er auf zugefügte Unbill angewendet, so ergibt sich daraus die Blutrache (s. d. und Strafe), findet er Anwendung auf Gaben, so führt diese Reaktionsweise zum Tausch oder zur Ausbildung von Handel (s. d. F) und Geschäft.

Den primitiven Handel, bei dem es nicht um Geld, sondern immer unmittelbar um die Beschaffung der Waren geht, zeichnet auf den ersten Blick ein Mangel an Streben nach wirtschaftlichem Gewinn in unserem Sinne aus. Doch darf man nicht vergessen, daß dieser Handel vielfach traditionsgebunden ist, und daß der größere wirtschaftliche Gewinn zwar nicht auf indirektem Wege, wohl aber unmittelbar durch Erraffen des Beförderbaren und Verwendbaren oft genug doch erstrebt wird.

Immerhin wird bei den zeremoniellen Geschenken, die eine sehr große Rolle in manchen Gesellschaften spielen, kein wirtschaftlicher Nutzen angestrebt, so z. B. auf den Trobriand-Inseln, wo Körbe

Yams gegen kleine polierte Klingen bei den Totenzeremonien getauscht werden. Diese Tauschhandlungen knüpfen in dieser Gesellschaft die sozialen Bande (Malinowski 1922 S. 175). Auch gelegentlich der Ahnenfeste finden derartige Geschenke und Gegengeschenke als traditionelle freundschaftliche Tauschhandlungen statt (ebd. S. 184). Es ist ähnlich, wie wenn bei Heiraten (s. d.) auf Buin (Salomo-Inseln) eine jede Partei Muschelgeld der gleichen Art und Menge miteinander austauscht, wobei ein Handel im wirtschaftlichen Sinn überhaupt nicht zustande kommt (Thurnwald 1912 III 12ff. und Zfvgl.RW. 23 [1910] S. 339).

Etwas anderes ist der Erwerb von Kenntnissen, etwa an Zauberei oder von Tänzen, wie er im melanesischen Gebiet der Südsee sehr verbreitet ist (z. B. Malinowski 1922 S. 185ff.).

Von dem zeremoniellen Tauschhandel wird der profane Handel, z. B. auf den Trobriand-Inseln, unterschieden, vor allem aber gilt das Einkaufen von Lebensmitteln durch die Handwerkerbevölkerung dieser Gegend als etwas Verächtliches (Malinowski 1922 S. 189f.). Dieser profane Handel geht oft in der Weise vor sich, daß die Gegengabe hingeworfen wird, der Partner sie zunächst liegen läßt und erst nach einer Weile aufhebt.

Bezüglich der alten Schweiz vgl. Schenk *La Suisse préhistorique* 1912 S. 330ff. und 349.

Das Leben unter Jäger- und Sammlerinnenstämmen spielt sich trotz gelegentlicher Reibungen im allgemeinen verhältnismäßig friedlich (s. Friede) und freundschaftlich ab (ein Umstand, den besonders Wheeler *The Tribe and intertribal relations in Australia* 1910 S. 8, 29, 66f., 72ff. betonte). Die nationalen Feste bildeten bei den Australiern eine besondere Gelegenheit für die Veranstaltung von Tauschgeschäften (s. Heiratsordnung, Jünglingsweihe). Dazu kamen noch Handelsexpeditionen (vgl. a. Knabenhans), zu denen die australischen Jäger vermöge ihrer nomadischen Lebensweise Neigung besaßen. In gleicher Weise findet man auch bei den Hirtennomaden weit ausgreifende Unternehmungen, wie etwa bei den Arabern und ihren Mischlingsabkömmlingen, den Suaheli.

Von besonderer Bedeutung dürfte das Zusammentreffen verschiedener ethnischer Bestandteile für die Entwicklung des Tauschhandels gewesen sein (vgl. a. Speiser S. 271ff.). Dabei spielt das Zusammentreffen von Hirten und Feldbauern (vgl. § 6 und 7) eine besonders wichtige Rolle.

Der primitive Handel hält sich mit besonderer Vorliebe an bestimmte Tauschobjekte, für die bereits herkömmliche Beziehungen festgelegt sind. So wird bei den Owambo SW-Afrikas Getreide oft mit Fleisch eingehandelt. Leute, die einen großen Haushalt besitzen und in ihren Gärten nicht genügende Erträge erzielen, veranstalten eine Art Versteigerung (*ohasida*). Jeder Käufer muß eine entsprechende Menge Getreide für die einzelnen Fleischstücke und auch für Fell und Magen bringen (Tönjes S. 85). Um so schwerfälliger vollziehen sich aber Verkäufe größerer Stücke, wie etwa eines Rindes. — Vgl. dazu Thurnwald 1923 S. 313 und hier unten § 18.

Die Reisen der Suaheli, der arabischen Mischbevölkerung an der ostafrikanischen Küste, waren mit großen Vorbereitungen verbunden, bei denen man zunächst auf allerlei Vorbedeutungen (s. Omen A) achtete und Orakel (s. d. A) anstellte. Der Unternehmer einer solchen Expedition ging zu einem Kaufmann, um sich von diesem Waren zu leihen. Diese erhielt er aber in der Regel erst, nachdem er einen angesehenen Mann als Bürgen (s. Bürgschaft A) gestellt hatte. Bei persönlicher Bekanntschaft mochte er auch ohne solche Bürgschaft Kredit in Waren für seine Unternehmung erhalten. In diesem Fall mußte vor Gericht ein Schuldschein ausgestellt sein. Der Wert der Waren wurde in Geld abgeschätzt. Eine derartige Expedition nahm gewöhnlich ein bis zwei Jahre in Anspruch. Die Waren bestanden hauptsächlich in Stoffen, Messingdraht, Muscheln, Glasperlen und Zucker. Nach zeremonieller Verabschiedung von der Familie brach die Karawane unter einem besonderen wegekundigen Führer auf. Im Innern handelte es sich hauptsächlich um Einkauf von Elfenbein, Kautschuk u. dgl. Die Käufe (s. Kauf) wurden unter Händedruck ab-

geschlossen. Die Träger wurden mit Mehl von Hirse und Kassawa, das sie in Ziegenschläuchen mitschleppten, gepflegt. Bei der Rückkehr sandte der Führer Boten voraus und wurde feierlich von den Seinen empfangen. Hierauf erfolgte die Abrechnung mit dem Kaufmann, bei der es nicht selten zu Streitigkeiten kam. Diese ältere Form der Handelsunternehmungen wurde in späterer Zeit nicht mehr rentabel, weil die Eingeborenen in Unyanyembe und Manjema höhere Gegengaben verlangten und auch in Nguu und Uhehe die Neger gewitzter wurden. Vor allem änderten sich die Verhältnisse durch die Europäer, die ins Land kamen. Die früheren Händler mußten zur Hacke greifen, da sie entweder keinen Bürgen fanden oder von den Kaufleuten nicht Kredit erhielten (Velten S. 284ff.).

In den Gemeinden mit einer straffen Verteilungswirtschaft finden wir sehr häufig ein Außenhandelsmonopol der betreffenden Verteilungs-Autorität. Bezüglich Westafrika vgl. Westermann S. 96. — Beachtenswert ist die Beschreibung der alten westafrikanischen Reiche, in denen der König auch als Bankherr Gold an seine ihm unterstellten Vasallen-, Grafen“ (Häuptlinge) verleiht (Bowditch *Mission from Cape Coast Castle to Ashantee* 1819 S. 295). — Vgl. a. Kuiper *Japan en de Buitenwereld in de 18 Eeuw* 1921 (s. a. Staat).

Dem despotischen Wirtschaftsmonopol auf Außenhandel, wie es in den westafrikanischen Staaten herrschte, entsprach es, daß in vielen dieser Staaten der König im 17. Jh. den Weißen erst dann gestattete, mit seinem Volke Handel zu treiben, nachdem er und auch seine Hofbeamten Geschenke erhalten hatten (Dapper S. 484). In Benin wurde der Handel mit den Weißen durch einige „Reichsräte und Kaufleute“ vermittelt, welche allein zu den Europäern kommen durften. Besonders war es den Kriegsleuten verboten, mit den Weißen zu handeln. Diese und Frauen durften nicht in die europäischen Kaufhäuser gehen; im allgemeinen nur Leute, denen es der König ausdrücklich gestattete. Dabei wurden alle drei bis vier Tage Märkte an verschiedenen Orten abgehalten. Streitigkeiten, die dabei entstanden, wurden vor die Edelleute gebracht, denn die Richter an den einzelnen

Orten hatten nicht viel zu sagen (Dapper S. 487 ff.).

Bezüglich der Hausa-Märkte vgl. *Jega Market, with map of the Hausa Trade Routes* Journ. Afric. Soc. 22 (1922—23) S. 50.

Die Ansicht, daß der Markthandel sich an gewisse höhere Wirtschaftsformen knüpft, wird kaum aufrechterhalten werden können. Es wurde schon auf die Bedeutung der Feste (s. d. A.) hingewiesen, die Jäger-Sammlerinnenstämmen Gelegenheit zum Austausch geben. Bei Jäger-Gärtnerinnenstämmen, wie etwa am unteren Augustafluß in Neu-Guinea, gibt es neutrale Treffplätze, auf denen Märkte abgehalten werden (eigene Ermittlung).

Bei den schon (§ 4b) erwähnten Küstenbewohnern der Gazelle-Halbinsel (Südsee) fanden Märkte statt, zu denen an bestimmten Tagen die Frauen manchmal von weither erschienen (s. a. Markt A). Den Weg durch fremde Gaue mußten sie durch Zoll an Muschelgeld erkaufen. Gewöhnlich wurden sie von ihren bewaffneten Männern dahin begleitet, jedoch nahmen diese selbst am Handel nicht teil, sondern verbargen sich während des Marktes im Wald. Es war Sitte, den Markt jeden dritten Tag abzuhalten. Aller Art Lebensmittel wurden dahin gebracht, heute auch die Tauschwaren der Europäer: Tabak, Stoffe, Glasperlen, Eisenwaren u. dgl. (Hahl S. 71).

Über Märkte in Neu-Guinea vgl. insbesondere C. G. Seligmann *The Melanesians of British New Guinea* 1910 S. 92; über Kredit und Handelssprache ebd. S. 111 ff., besonders S. 115, 119. — Vgl. a. Moszkowski.

Bezüglich Amerika vgl. Buschan *Illustr. Völkerkunde I* (1922) S. 280, 35 Krickeberg.

Ferner Krohn *La manière ancienne des Lapons de faire le commerce* Journal de la Société Finno-Ougrienne 12 (1894) S. 124.

Zu den Geschäften, insbesondere Kreditgeschäften, s. Bürgschaft A, Kauf, Vertrag. Für die Pachtgeschäfte s. Lehen und Vertrag.

Zur Technik des Verkehrs, zum Bau von Einbäumen, Booten u. dgl., von Wegen, Brücken, zur Verwendung von Last- und Reittieren, Wagen s. an anderen Stellen dieses Reallexikons, insbesondere Technik A. Sie sind selbstverständlich von der größten Tragweite für die W., für Handel und Verkehr (vgl. a. Friederici *Die*

Schiffahrt der Indianer Stud. u. Forsch. zur Menschen- und Völkerkunde Heft 1 [1905]; Somlo *Der Güterverkehr in der Urgesellschaft* 1909). Für den alten Orient und das Altertum vgl. Babelon *Du Commerce des Arabes dans le nord de l'Europe, avant les croisades* Athenée Oriental 1 (1882); Knorringa *Emporos, Data on Trade and Trader in Greek Literature from Homer to Aristotle* 1926; Herzog *Aus der Geschichte des Bankwesens im Altertum* Abhandlungen d. Gießener Hochschulgesellschaft 1 (1919); Eldridge *Oriental Trade Methods* 1923; Köster *Schiffahrt und Handelverkehr des östlichen Mittelmeeres im 3. u. 2. Jahrtausend v. Chr.* (Beih. z. Alt. Orient) 1924; Wahle S. 30, 32, 65, 79 ff., 95, 104, 118, 127.

Bemerkenswert ist die aus der Ausbildung des Handels in den archaischen Staaten sich ergebende Stellung zu Verfahren, die das Gemeinwohl schädigen, z. B. zum Kornwucher. In den Pahlavi-Texts der alten Perser (*The Sacred Books of the East* 1882 S. 174) werden verschiedene Arten des Aufkaufs und Zurückhaltens des Getreides zur Erzielung höherer Preise auf das strengste verurteilt. Auch bezüglich Kauf und Verkauf, insbesondere von Vieh, werden moralische Vorschriften gemacht. Dies alles sind Anzeichen dafür, daß einerseits in dieser archaischen Gesellschaft, die bereits das Geld benutzte, der Wirtschaftsgeist auf Erwerb gerichtet war, ganz anders als etwa in der primitiven Gesellschaft. Die moralische Verurteilung (s. a. Moral) beweist aber, daß sich derartige Verfahrensarten noch nicht zur Anerkennung der leitenden Gesellschaftsschicht durchgerungen hatten.

§ 13. Wiederholt wurde auf die große Bedeutung der Verteilungsmacht im primitiven Wirtschaftsleben hingewiesen (s. § 8, 9, 10 und Reichtum). Über die Verteilung bei Jäger-Sammlerinnenstämmen vgl. Seligmann *The Veddas* 1911 S. 66. — Vgl. a. Thurnwald 1923 S. 309. — Den Reichtum besitzt z. B. bei den nordwest-amerikanischen Indianerstämmen der Großhäuptling, dem Geschenke gegeben werden, der jedoch diese wieder zu verteilen hat.

Im Anschluß an den Überfluß an Beute oder Feldfrüchten erhebt sich in den kleinen Gemeinwesen die demokratische Forderung, daß keiner mehr als der andere haben und genießen soll und daher von seinem Überfluß abgeben muß (s. Demokratie, Kommunismus) und nicht ein besseres Stück

verlangen darf. Doch hindert dies nicht, daß Streitigkeiten, sogar Kämpfe wegen angeblicher Benachteiligungen entstehen. Andererseits zieht ein großmütiges Geschenk einen Strom von weiteren Gaben nach sich. Wünscht einer ein besonderes Stück einzutauschen, so muß er sich durch Gaben an Schweinen, feinen Bananen, besonderem Yams oder Taro, schönen Axtklingen oder Löffeln aus Wal-Knochen die Gunst seines Kula-Freundes erwerben. Indessen ist der Überseehandel keineswegs auf den Kula-Tausch beschränkt, nur gehören die in Kula-Beziehungen stehenden Gemeinden einer bestimmten gleichen sozialen Sphäre an. — Dieses System schließt indessen keineswegs die Akkumulation von Gütern aus. Man wird vielleicht nicht fehlgehen, anzunehmen, daß wir beim Kula-Tausch es mit dem Rest von Beziehungen unter einer inzwischen längst vermischten Einwandererschicht zu tun haben, welche das Gefühl der Zusammengehörigkeit durch regelmäßige Geschenke konventionell gewordener Gegenstände aufrechterhielt.

In dem Artikel Handel F (§ 7) wurde auf die eigenartige Zirkulation von Wertstücken hingewiesen, die nicht in den Besitz eines Einzelnen eingehen, sondern deren Bedeutung darin besteht, daß sie geschenkt und genommen werden und sich auf eine bestimmte Anzahl von Familien verteilen, die dadurch in freundschaftlicher Beziehung miteinander gehalten werden (Malinowski 1922 S. 82ff.). Diese Wertobjekte erfüllen somit eine bestimmte vergesellende Funktion. Während die Halsketten aus roten Muschelscheibchen (*soulawa*) auf den Trobriand-Inseln (Südsee) in der Richtung des Uhrzeigers innerhalb eines Kreises von Inseln unter bestimmten angesehenen Persönlichkeiten geschenkt werden, ist das mit den Armringen aus weißer Tridacna-Muschel (*mwali*) in umgekehrter Richtung der Fall. Jeder dieser Wertgegenstände trifft bei seiner beständigen Reise auf den komplementären Wertträger, gegen den er ausgetauscht wird. Jede Bewegung dieser in den Kula-Tauscheinbezogenen Handlungen ist in hergebrachter Weise zeremoniell festgelegt und von magischen Riten begleitet, zu denen vor allem der Bau von großen Kanus, die Unter-

nehmung mitunter sehr weiter Seefahrten und die Totenzeremonien gehören. Durch alle diese Vorgänge wird eine freundschaftlich-zeremonielle Vergesellschaftung unter den angesehenen Persönlichkeiten verschiedener Stämme aufrechterhalten, die von profanen Tauschhandlungen begleitet ist. Die betreffenden Gegenstände, die ursprünglich als Schmuckstücke zu betrachten sind, werden im Hause sorgfältig aufbewahrt und nur bei großen Festen gezeigt; doch verleiht sie der Großhäuptling, wenn er gebeten wird, an Verwandte, Freunde oder Vasallen, die sich damit schmücken dürfen; er selbst legt den Schmuck nur manchmal bei besonderen Tänzen an. Doch gibt es Kula-Schmuckstücke, Armringe, die zu klein sind, um selbst von Kindern getragen zu werden. Bemerkenswert ist, daß die Armringe (*mwali*) von den Männern, die Halsketten (*soulawa*) von den Frauen (wenigstens hauptsächlich) getragen werden. Namen und Geschichte eines jeden Stückes, wie es die Hand gewechselt hat, und mit was für Ereignissen es verbunden war, sind bekannt. Der zeitweilige Besitz eines berühmten Stückes ist eine Quelle von Ansehen und Ruhm im Dorf. Beim Tausch ist jedes Feilschen ausgeschlossen, und der Partner darf keineswegs mehr verlangen.

Der Gedanke der individuellen Nahrungssuche, wie er von den Romantikern des 18. und 19. Jh. erspekuliert wurde, läßt sich weder bei den Jäger- und Sammlervölkern, noch weniger bei den Stämmen mit Gartenbau oder bei Viehzüchtern nachweisen. Dem Vorgang des geselligen Zusammenarbeitens wurde bisher viel zu wenig Beachtung gezollt, namentlich auch nicht von Grosse oder Bücher. Dadurch, daß die Beute von Jagd und Fang nach manchmal weit ins einzelne gehenden Regeln verteilt wird, erhalten alle diese primitiven Methoden der Nahrungsgewinnung einen gemeinwirtschaftlichen Charakter. Ganz besonders ausgebaut ist dieser, wie wir schon in § 4 sahen, bei den Völkern mit Gartenbau. Die individuelle Betätigung erstreckt sich gerade nicht auf die Nahrungsgewinnung, sondern wirkt sich nach den anderen Arbeitsrichtungen aus.

Für die westafrikanischen Despotien vgl. Dennett *Nigerian Studies* 1910 S. 121

(Verteilung der Beute bei den Yoruba); für Indien vgl. Lewinski *The Origin of Property and the Formation of the Village Community* 1913; für Mexiko vgl. Joyce *Mexican Archaeology* 1914 S. 119ff.

Wie schon in § 8 und 10 dargelegt, gewinnt die extreme Ausbildung der Verteilung für die Entwicklung der Zentralgewalt in den Beamtendespotien mit ihrer riesigen Naturalwirtschaft eine große Wichtigkeit (s. a. Staat).

§ 14. Oberflächliche Betrachtung würde annehmen, die stark ausgebildete Gemeinwirtschaft und das Verteilungsprinzip schlossen Besitz und Anhäufung von Wertobjekten aus. Allein gerade in entwickelten Gemeinwirtschaften, wie auf Samoa, den Maori-Gemeinden usw. (vgl. § 4b), ist privater Besitz und Thesaurierung von Wertträgern, wie z. B. Matten, festzustellen. Dieser Privatbesitz erstreckt sich jedoch auf Objekte des allgemeinen Ansehens und hat nichts mit der Ernährung, also mit der Befriedigung der nötigsten Lebensbedürfnisse, zu tun: es ist gewissermaßen Luxusbesitz und Luxusthesaurierung, ähnlich etwa wie man bei uns Kronjuwelen in besonderen Schatzkammern aufbewahrt (s. § 18 b). Der Besitz dieser Wertträger verleiht persönliches Ansehen und Auszeichnung. In diesen geschichteten Gesellschaften ist er auf die Häuptlingskaste beschränkt.

Der Besitz von Stücken persönlicher Auszeichnung wird in den primitiven Gesellschaften vielfach so eng mit dem Menschen verwachsen gedacht, daß man sie mit dem Toten bestattet oder in der gleichen Weise wie die Leiche vernichtet (s. Totenkultus A).

Die Bedeutung dieser Anhäufung von Schätzen für die gesamte wirtschaftliche Entwicklung darf man indessen nicht gering veranschlagen. Denn gerade daran rankte sich die Bedeutung des Besitzes und der Aufspeicherung von Wertgegenständen überhaupt hoch (s. a. Diebstahl, Eigentum A, Kommunismus, Reichtum).

An Thesaurierungsbestrebungen fehlte es nicht bei dem Jäger-Gärtnerinnenvolk der Gazelle-Halbinsel, bei dem Muschelgeld durch besondere Familienhäupter angesammelt und aufbewahrt wurde, hauptsächlich zu dem Zweck, um Hilfe bei Kämpfen für den Gau

zu erkaufen, und um die jungen Männer des Gaus beim Kauf von Frauen zu unterstützen (Hahl S. 74ff.).

Bei dem im vorhergehenden § 13 geschilderten Geschenkaustausch auf den Trobriand-Inseln der Südsee fehlt es keineswegs an der Tendenz zur Aufspeicherung von Besitz. Diese Reichtümer knüpfen sich an die primären wirtschaftlichen Werte: die Nahrungsmittel. Jedoch tragen diese nicht mehr den Charakter von reinen Verbrauchsgütern, sondern die Yams, die in Vorratsspeichern aufgehäuft werden, sollen einerseits den eßbaren Reichtum (s. d.) zeigen, andererseits dienen sie zur Bestreitung von Festlichkeiten und schließlich zum Geschenkaustausch gegen handwerkliche Erzeugnisse oder Fische (Malinowski 1922 S. 168ff.). Der Reichtum an solchen Vorräten erstreckt sich nicht allein auf die Menge, sondern auch auf die Qualität, denn besonders große Stücke werden in einen Holzverschlag eingerahmt, bemalt und nach außen hin am Speicher aufgehängt. Sie gelten als Zeichen besonderer Tüchtigkeit (s. Auszeichnung). Es wäre ein Irrtum, zu meinen, daß diese Thesaurierung ganz individuell gemeint ist, in so hohem Maße sie auch zum persönlichen Ansehen beiträgt. Es handelt sich nicht um ein Streben nach bloßem „Erwerb“, sondern um die Möglichkeit, diese Gegenstände wieder zu verteilen und sie in das Netzwerk des Gebens und Nehmens (Malinowski 1922 S. 167) einzubeziehen (s. § 13). Je höher der Rang eines Mannes ist, desto größer sind seine dahingehenden Verpflichtungen: „noblesse oblige“.

Trotz starker genossenschaftlicher Züge (s. Kommunismus) bei der Nahrungsgewinnung wird der größte Teil der Zeit und Energie indessen nicht dieser zugewendet, sondern sehr verschiedenen anderen, teilweise höchst unwirtschaftlichen Tätigkeiten, wie der Vorbereitung von Festen, Zeremonien u. dgl. Das Verteilen des Überflusses, das eines jeden Pflicht ist (s. Moral), entfernt sich auf alle Fälle sehr weit von individueller Erwerbswirtschaft (vgl. Malinowski 1922 S. 175).

Auf Sumatra machen bei den Minangkabau (Joustra *Minang Kabau* 1923 S. 151, 178ff.) Reisscheunen den Reichtum der

Familien aus. — Bezügl. der Maori Neu-seelands vgl. Firth 1926.

Bemerkenswert ist der Unterschied, der überhaupt im Besitz zwischen dem Mannesgut und Frauengut bei vielen Naturvölkern gemacht wird (z. B. Saville *In Unknown New-Guinea* 1926 S. 168). Das Männergut wird in Mailu, Süd-Neu-Guinea, wieder unterschieden in dauerndes (*ona*), zu dem man das Haus mit seiner Veranda rechnet, ferner Kokos- und Betelnußpalmen, das zeremonielle Fischnetz (*gauma*), Tanzfedern und Kopfschmuck, die vererbt werden, gewöhnliche Fischnetze, Kanus und Schweine, und vorübergehendes Eigentum (*babadau*). Letzteres besteht aus Muschelarmringen, Muschelketten, geflochtenen Armringen, Hals- und Ohrschmuck, sofern sie nicht zum Tanz gebraucht werden, sowie schönen Steinbeilen (die zum Tausch verwendet werden). Auf dem Festland wurden sie früher als Dauergut betrachtet, weil sie beständig beim Roden des Waldes zur Anlage der Gärten und nicht für den Tauschhandel benutzt wurden.

Vgl. a. Breloer *Kanāliya-Studien. I. Das Grundeigentum in Indien* 1927; Viaene und Bernard *Le régime de la propriété chez les Lessa (Congo Belge)* Bull. Soc. R. Belge de Géogr. 34 (1910) S. 317; Descamps *La propriété chez les sawages* Revue intern. de Sociologie 31 (1923) S. 490.

Schon der alte Dapper (S. 45ff.) berichtet aus der zweiten Hälfte des 17. Jh., wie bei den Bewohnern von Madagaskar einerseits der Viehbesitz im Mittelpunkt stand, wozu aber andererseits noch der von Silber trat, das sie höher als Gold schätzten. Außerdem standen Glasperlen („gläserne Korallen“) besonders hoch im Wert, vorzüglich aber rote Muschelketten.

Der Reichtum des Königs von Benin (Westafrika) bestand im 17. Jh. in Jaspisteinen und Korallenarbeiten, die er an gewissen Tagen zur Schau stellte. An solchen Tagen verschenkte er auch Leibeigene und Frauen an verdiente Leute und vergab Ämter zur Beherrschung der Dörfer und Städte. An die seltenen Steine und Prunkstücke aus Korallen knüpfte sich ein persönliches Ansehen, denn sie waren schwer zu erwerben, und die künstlerischen Leistungen waren mit

einer Genußfreude verbunden (Dapper S. 492).

Bei den Ashanti Westafrikas gelten als eigentliche Besitzer des Landes die Geister. Der König der Ashanti beanspruchte in der Tat alles Land seines lose zusammengeschlossenen Reiches. Doch wurden selbst bedeutende Persönlichkeiten unter diesen Königen durch erbliche Räte und noch mehr durch das Klan-System eingeschränkt, vermöge dessen Mann, Frau oder Kind nicht als einzelne, sondern als Angehörige ihres Klans in Betracht kamen (Rattray S. 213ff., 224).

§ 15. Der Familienkapitalismus knüpft an den in § 9 gekennzeichneten Typus an. Der Ertrag der Herde, das Vergeben der Herde an Unterhirten, die durch die jungen Tiere entlohnt werden, legen den Gedanken an fruchttragenden Besitz, an „Zinsen“ eines Kapitalbestandes nahe. Auch auf den Besitz der Frau wurden ähnliche Vorstellungen angewendet (s. Heirat, Heiratsordnung).

Durch diesen nutzbringenden Effekt unterscheidet sich die Viehhaltung von dem Thesaurieren der Schatzobjekte (s. § 14) bei Gartenbauern. Dazu kommt noch das Abgabesystem, das durch das Verleihen der Herden geschaffen wurde (s. Lehen, Tribut A). Man wird annehmen müssen, daß in den Ackerbaugesellschaften das fruchttragende Saatkorn die Auffassung der Hirten von einem fruchtbringenden Kapital weiter ausbaute: vom lebenden Tier wurde es auf das sich vermehrende Saatkorn und schließlich auf das Wirtschaften mit Tier und Saatkorn angewendet.

Vorraussetzung für die Entstehung privaten Kapitals war die Verveständigung von Familien in einem größeren Gemeinwesen (s. Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung, Staat).

Der Schutz, den die politische Autorität den selbständigen Familien in bezug auf die Verfügung über ihr „Eigentum“ gewährt, enthält die Anerkennung einer gegebenen Verteilung des Besitzes und der herkömmlichen Methode (s. Siebung), zu diesem zu gelangen.

Im folgenden soll ein repräsentatives Beispiel über die Gliederung des Besitzes in einer Hirten-Aristokratie vorgeführt werden.

Bei den Hirtenvölkern, wie etwa den Banyankole des zentralen Afrika, wurde von den herrschenden Hirten das Land niemals als Teil ihres Reichtums (s. d.) angesehen, sondern dieser nur nach der Zahl von Kühen berechnet, welche die Hirtenhäupter besaßen. In indirekter Weise hatte das Land allerdings Bedeutung, weil die Feldbauern, die im Gebiete eines Häuptlings wohnten, aufgefordert werden konnten, für ihn zu arbeiten, und ihn mit Vegetabilien, Korn und Bier versorgten (Roscoe *The Banyankole* S. 13). Bei den Banyankole war das Land in ungefähr 16 Gaue geteilt, über deren jeden von dem Fürsten (*mugabe*) Großhäuptlinge (= „Gaugrafen“) eingesetzt wurden. Diese hießen *bakungu* oder *abamangi* und wurden von jedem *mugabe* bei seiner Thronbesteigung erwählt. Starb einer dieser „Gaugrafen“, so ernannte der Fürst seinen Nachfolger, der in der Regel, obgleich nicht notwendigerweise, sein Erbe (s. d. und Lehen) war. Diese Gaugrafen gehörten immer der Hirtenbevölkerung an und hatten unter sich als Hörige die Feldbauern, welche in ihrem Gau wohnten, die Ziegen- und Schafherden mit Hunden weideten und sie mit Getreide und Bier versorgten, das sie während der Zeiten genossen, während derer sie aus irgendwelchen Gründen Milch nicht tranken, die sonst ihre Hauptnahrung bildete. Der *mugabe* gab einem solchen Gaugrafen (sing. *mukungu*) immer ein Geschenk von ein- bis zweihundert Kühen, die sein persönliches Eigentum wurden und dem Grafen und seinem Hofhalt zur Ernährung mit Milch dienten. Obgleich solche Kühe ein „Geschenk“ an den Mann darstellten und von ihm auch so aufgefaßt wurden, konnte der Fürst (*mugabe*) sie ihm doch wegnehmen, wenn er Grund dazu zu haben glaubte. (Sie bildeten also eine Art Viehlehen; s. Lehen, Vertrag § 8.) Niemand durfte ohne des Fürsten Erlaubnis Kühe außerhalb des Stammes kaufen oder tauschen; der Außenhandel war also durch den Fürsten „monopolisiert“. Man erzählt, daß es früher eine Zeit gab, da die Männer über die Kühe, die sie besaßen, frei verfügen konnten. In späterer Zeit jedoch betrachtete sich der *mugabe* als Besitzer aller Kühe im Lande (s. a. Politische Entwicklung, Staat).

Die Herden eines *mukungu*, „Gaugrafen“, konnten in jedem Teile seines Bezirkes weiden, oder er konnte sie, wie alle Großviehbesitzer, nach irgendeinem anderen Teile des Landes schicken. Die Autorität eines solchen Grafen war in seinem Gau beschränkt, da er die Bewegungen der untergeordneten Häuptlinge nicht überwachen konnte und auch nicht die anderer Leute, die sich in seinem Bezirk niederließen und ihre Kühe weideten. Denn das ganze Land stand allen Rindviehbesitzern frei, die sich niederlassen und wieder wegziehen konnten, wenn sie Lust hatten. Ihm oblag es nur, Streitigkeiten zwischen verschiedenen Besitzern und Hirten zu schlichten und die Aufsicht über alle Kuhherden des Fürsten zu führen, die sich in seinem Gau aufhielten, sowie danach zu sehen, daß die damit beauftragten Männer die Kühe ordentlich behandelten und nicht in Schwierigkeiten mit anderen Hirten gerieten. Zwischen dem Gaugrafen und den untergeordneten Häuptlingen seines Distrikts bestand keinerlei Animosität, sondern die letzteren, die ganz unabhängig waren, anerkannten ihn als übergeordnete Autorität, wenn irgendwelche Streitigkeiten unter ihnen ausbrachen. — Erst in den jüngsten Zeiten, unter der britischen Verwaltung, gelang es auch einem oder zwei Angehörigen der Feldbauern, Gaugrafen zu werden, was vordem ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre. — Das Leben eines solchen *mukungu* unterschied sich in keiner Weise von dem eines gewöhnlichen Kuhbesitzers: er lebte, mit einer Zahl von Kühen um sich herum, in seinem Kral, während seine übrigen Herden unter der Aufsicht von Hirten im Lande herumstreiften. Außer den unabhängigen Hirtenhäuptlingen befanden sich im Gau auch noch Freunde und Verwandte des Gaugrafen, an die der *mukungu* selbst Häuptlingschaften übertragen hatte, und die nun ebenso lebten wie die übrigen *bahuma* (= Hirten). Diese Leute brachten eine Zahl von Sklaven mit sich, die das Land bebauten und auch andere Arbeit verrichteten, oder sie fanden ansässige Feldbauern, die bereit waren, ihre Sklaven (s. d. A und Höriger A) zu werden. Außerdem gab es noch eine Zahl von Häuptlingen, die als

bagalagwa bekannt waren und aus dem Dienst des *mugabe* stammten, bei dem sie früher als Pagen tätig waren. Diese stattete der *mugabe*, wenn sie alt geworden waren, mit Land, Kühen und Sklaven aus. Sie standen im Gau unter einem der ihrigen und appellierten in schwierigen Fällen an den Gaugrafen, der einen Streit an den *mugabe* weiterleiten konnte. — Die Hirtenhäuptlinge lebten an einem Platz selten länger als zwei bis drei Jahre, weil man es für nötig hielt, häufig den Ort zu wechseln, um das Vieh frei von Krankheit zu halten. Auch wenn jemand starb, verließ man den Kral. Als Hirten wurden von diesen Häuptlingen nur wieder Angehörige des Hirtenstammes angestellt, die selbst entweder keine Kühe besaßen oder nicht genug, um eine Frau und Familie davon zu ernähren. Die Kühe, mit denen ein solcher verarmter Angehöriger des Hirtenstammes belehnt wurde, betrachtete dieser auch als sein Eigen, und der Lehensherr hatte kein Recht auf deren Milch; nur in Fällen der Not mochte der Herr etwas von seinem Viehpächter erbitten. Der Hirte durfte auch den Bullen der Herde seines Pachtherrn gebrauchen und das Salz, mit dem die Kühe seines Herrn versorgt wurden. Seine einzige Gegenleistung bestand im Hüten der Herde. Auch konnte ein solcher Hirt ohne weiteres seinen Herrn verlassen, wenn ihm z. B. ein junger Stier für Fleisch oder eine Kuhhaut zur Kleidung verweigert worden war. In einem solchen Fall suchte der Hirte einen anderen Herrn auf (s. a. § 17). — Jedem Kuhbesitzer war noch eine große Zahl, ein bis dreihundert Sklaven, als Landbauern zugewiesen. Der *mugabe* hatte Landstücke an seine Häuptlinge für die Bepflanzung durch Sklaven ausgeteilt. Diese Landstücke durften von den Kuhherden nicht betreten werden. Auch diese Hörigen konnten ihre Herren jederzeit verlassen; sie versuchten jedoch niemals, eigene Siedlungen zu errichten und unabhängig zu leben, wenn sie nicht die direkte Erlaubnis und Bewilligung des Fürsten dazu hatten, der nur aus einem ganz besonderen Grund einem von ihnen ein Landstück als eigenen Grundbesitz überließ. Außer der Versorgung ihrer Herren mit Korn und Bier fiel ihnen auch die Beaufsichtigung von deren

Hunden, Ziegen und Schafen zu, sie errichteten Bauten für sie und taten andere Arbeit (Roscoe *The Banyankole* S. 14ff.).

§ 16. Wenden wir uns nunmehr dem Menschen zu, wie er seine Arbeit verrichtet, um zu wirtschaften. Schon in dem Artikel „Arbeit“ (s. d.) wurde auf die andere Art und Weise der Tätigkeit bei Naturvölkern hingewiesen.

Von den Bergvölkern im Innern des s. Neu-Guinea erzählt Wirz (1924 S. 11f.): Nur des Nachts und in den frühen Morgenstunden halten sich die Eingeborenen in ihren Siedlungen auf, und ehe die Sonne zum Mittag ansteigt, ist das Dorf von jung und alt verlassen. Die übrige Zeit des Tages wird in den Pflanzungen zugebracht, wo es fast das ganze Jahr hindurch etwas zu tun gibt. Erst abends kurz vor Sonnenuntergang kehrt man wieder ins Dorf zurück, die Frauen mit gefüllten Netztaschen auf dem Rücken, welche Bataten-Knollen und Blätter für die Abend- und Morgenmahlzeit enthalten.

Trotz einer manchmal emsigen Tätigkeit fehlt der Arbeit der Naturvölker doch jene Konzentration und Diszipliniertheit, welche scheinbar erst durch die Arbeit an der verfeinerten Maschine dem Menschen anezogen wird. Man ist wohl zu Anstrengungen bereit, die auf eine Tätigkeit, wenn es nötig ist, gerichtet werden, doch bald tritt Erschlaffung ein, und man ist nicht genötigt, sich konsequent zu überwinden, sondern gibt sich der Ermüdung hin. Eintönige Arbeit, wie etwa das Aushauen eines Kanus oder eines Ruders aus dem ganzen Baumstück, wird einer Arbeit, die längere Zeit gespannte Aufmerksamkeit oder gar Anstrengung geistiger Kräfte erfordert (nach meinen Beobachtungen in der Südsee), vorgezogen. Die Berichte aus Afrika, Amerika und anderen Ländern widersprechen diesen Beobachtungen in keiner Weise. Man kann sagen, daß die mechanische Arbeit durchaus beliebter ist als die geistige. Dazu kommt, daß man sich bei der Verfertigung von handwerklichen Gegenständen, die oft auf das feinste ausgeschmückt werden, im Sinne künstlerischen Schaffens den Stimmungen, die zur Arbeit aufmuntern, hingeben kann, wie auch den entgegengesetzten Gefühlen, daß

kein Zwang zum Einhalten eines bestimmten Termins besteht oder weitere Schranken und Nötigungen, wie wir sie kennen. Außerdem fehlt der primitiven Arbeit niemals die Übersicht über den ganzen Produktionsprozeß, mag es sich um landwirtschaftliche Tätigkeit handeln oder um handwerkliche.

In den höheren Kulturen mit ausgebildetem Handwerk knüpft sich an dieses starke künstlerische Entfaltung. Schon in den ärmeren Kulturen fehlt es ja keineswegs am Ausschmücken der Werkzeuge und Geräte. Aber in den geschichteten Gesellschaften suchen die Häuptlinge und führenden Schichten besonderes Gewicht darauf zu legen, durch Kunstgegenstände, die dem Geschmack ihrer Leute entsprechen, auf sie großen Eindruck zu machen. Auf diese Weise gaben sie einen mächtigen Anstoß für den Ausbau künstlerischer Betätigung in ihren Gemeinwesen. Aus der Maori-Kultur Neu-Seelands wissen wir z. B., daß in den voreuropäischen Tagen ungeheure Menge von Zeit und Arbeit auf die künstlerische Ausschmückung der Häuser, Geräte, Werkzeuge usw. verwendet wurde. Man kann sagen, daß das ganze Leben von einem Rankenwerk überschäumender künstlerischer Betätigung durchwachsen war. Dies brachte natürlich keinerlei Verbesserung des Nutzeffekts der Gegenstände mit sich, sondern im Gegenteil wurden diese dadurch oft weniger gebrauchsfähig, wie z. B. gewisse Steinäxte. Man kann in solchen Fällen von nach den verschiedensten Seiten hin wuchernden Versuchen der Um- und Ausgestaltung der verschiedenen technischen Hilfsmittel reden. Auch die Arbeit, die auf die Anfertigung derartiger Prunkgegenstände verwendet wurde, stand außer jedem Verhältnis zur Erhöhung der Nützlichkeit, sondern diente ausschließlich der persönlichen Geltung, teils auf Seite des Verfertigers, teils des späteren Eigentümers. Denn der Handwerker konnte in keiner Weise das ungeheure Maß von Arbeit auf wirtschaftlichem Wege ersetzt bekommen. Werkzeuge und Geräte wurden überhaupt nicht zu Handelszwecken ausgeschmückt und verziert. Daher wurde ein wirtschaftlicher Wert bei derartigen außerordentlichen Arbeiten und der Entwicklung besonderer Fertigkeiten und Feinheiten gar nicht

in Rechnung gesetzt. Keinerlei Erwerbssinn knüpfte sich an solche künstlerischen Leistungen (Firth 1926 S. 16f.).

Dem obigen Beispiel kommt repräsentative Bedeutung zu. Nichtsdestoweniger sind auch hier Unterschiede zu beachten, wenn der Handwerksbetrieb gewerblichen Charakter annimmt (s. § 11) und die Arbeit dadurch in andere psychische Bedingungen eingeschaltet wird. Das ist übrigens auch im Bereiche der Feldbaukulturen der Fall, bei denen die Bestellung der Gärten mit Knollen und Zwiebeln, mit Kraut und Korn den Frauen obliegt; viel weniger bei den Baumkulturen. Es ist daher kein Zufall, wenn Sklaven sich wie Frauen kleiden müssen (Hahl S. 77). Der Tätigkeit des Jägers oder des Hirten fehlt der eigentliche Arbeitscharakter. Bei einer Erhöhung der Lebenshaltung entsteht daher bei diesen die Neigung zu Raub oder zum Handel, gegebenenfalls zum Raubhandel, oder aber die Arbeit in Gärten oder Feldern wird fremden Frauen oder geraubten Kriegsgefangenen zugeteilt. Selbst der eigentümliche Raubhandel, den Pygmäen-Jäger durch das Einbrechen in die Pflanzungen ostafrikanischer Feldbauern treiben, denen sie Jagdbeute hinterlassen, gehört zu den geschilderten Charakterzügen.

Die ursprünglichste Arbeitsteilung ist, wie schon § 2 ausgeführt, die unter den Geschlechtern (s. a. Rausch § 4 Ende; vgl. Karsten). Schon früh tritt auf handwerklichem Gebiet eine familiäre Spezialisierung ein (s. § 11 und Handwerk A).

Über die verschiedenen Formen von Bittarbeit, geselliger und genossenschaftlicher Arbeit s. Eigentum A, Kommunismus, Verwandtschaft und oben § 13.

Die Entlohnung der Arbeit wurde im Artikel Lohn behandelt (s. a. Höriger A, Sklave A).

Ein Verhandeln der Arbeitskraft finden wir in der unbeeinflussten primitiven Gesellschafts- und Gedankenwelt nirgends durchgeführt. In den kleinen Gemeinwesen hat der Einzelne, der etwa als Arbeiter beim Bau eines Kanus mithilft, oder eines Hauses, oder bei der Bestellung des Feldes seines Freundes gewöhnlich als Verbandsgenosse ein Interesse an dem Ergebnis der Arbeit, weil er vielleicht das

Kanu selbst nützen kann. Auch in der geschichteten Gesellschaft wirkt ein starker Gemeingeist in den einzelnen Verbänden, welche die Abgaben als ganze tragen. Der Sklave hingegen fügt sich der *familia* schon deshalb willig ein, weil diese die einzige Stelle ist, von der ihm Schutz zuteil wird. Bezahlte Arbeit ohne persönliches Verhältnis zum Arbeitgeber kennt die primitive Gesellschaft nicht. Die Mana- (s. d. B) Vorstellungen sind überdies geeignet, den Abhängigkeitsverhältnissen politischer wie wirtschaftlicher Natur die Anerkennung geistiger Überlegenheit zu erteilen und ihnen eine besondere Weihe zu geben.

Aus einer solchen Geistesverfassung heraus ist noch im Mittelalter die Bezahlung der Arbeit für Fremde eine unerhörte Sache. Für Leistungen Gold zu nehmen, statt Ehre und Anerkennung zu empfangen, macht die Spielleute unehrenhaft.

Der einzige Lohn, den die primitive Gesellschaft kennt, ist die Bezahlung des Zaubers (vgl. z. B. Pechuël-Lösche S. 371).

Der Arbeitsertrag fällt dem zu, der die Tätigkeit geleistet hat. Das ist ein Grundsatz, welcher der hohen Selbständigkeit des Einzelnen entspricht (s. Demokratie), die auch noch in geschichteten Gemeinwesen bei der schwachen Ausbildung der Sklaverei (s. Sklave A) entscheidend hervortritt. Anders wird es erst in archaischen Gesellschaften, die zu einer rationalistischen Nutzung der Sklavenarbeit in den Familien, im Ackerbau und Handwerk übergehen (s. Despotie). Damit schieben sich neue Probleme in den Vordergrund (s. § 10). — Vgl. Glotz *Le travail dans la Grèce ancienne* 1920.

Ein Verhandeln der Arbeitskraft stellt sich erst bei dem Kontakt mit höheren Wirtschaftsformen ein.

Seit mehr als vierzig Jahren verlassen alljährlich viele Tausende junger Leute das Owambo-Land (SW-Afrika), um im Hererolande bei den dort lebenden Weißen freiwillig Arbeit zu suchen, oft nur auf sechs Monate oder ein Jahr. Vierzehn Tage bis drei Wochen sind sie dahin auf der Wanderung durch wasserlose Steppen. Was sie lockt, sind die verschiedenen Gegenstände, die sie von den Europäern dort erhalten können (Tönjes S. 88).

§ 17. Die Einstellung von Arbeitern hat eine Abwälzung eines Teiles der Tätigkeit auf andere zur Voraussetzung, d. h. eine Trennung der organisatorischen und geistigen Leitung von ihrer Ausführung. Auf die Arbeitsteilung unter den Geschlechtern wurde bereits hingewiesen. Bei dieser ist aber von einer derartigen Trennung im Sinne von Leitung und Ausführung solange keine Rede, als das Halten mehrerer Frauen nicht in den Dienst einer Erweiterung oder Nutzung privat- oder familienwirtschaftlicher Vorteile gestellt wird (s. Frau A, Familie A, Polygamie). Eine Abwälzung von Arbeit gewinnt erst bei komplizierterer Technik der Feldbestellung und im handwerklichen Betriebe einen Sinn (s. Höriger A, Lehen, Sklave A, Vertrag).

Braucht man Hilfeleistungen, so kommen diese aus der eigenen kleinen Gemeinde auf Grund von Bittarbeit, für die im Augenblick durch Beköstigung oder kleine Geschenke gedankt wird, die aber im wesentlichen durch Gegenleistungen innerhalb des Verwandtschafts- (s. d.) oder Siedlungs- (s. d. A) Verbandes entgolten wird. Man kann sagen, daß diese Form (s. a. Handwerk A) des Einstellens fremder Arbeitskräfte die verschiedenen primitiven Gesellschaften durchzieht.

Die afrikanische Sklaverei dürfte wohl nicht ursprünglich aus der W. der dortigen Bodenbebauer hervorgegangen sein, sondern namentlich im W und im zentralen Teil gerade durch die Versklavung von Negerstämmen in diese hineingetragen worden sein (vgl. z. B. § 6, 7).

Beispielsweise sei auf die Gegend des mittleren Kongo verwiesen. Die Zahl der Sklaven beträgt bei den Boloki etwa 25% der Gesamtbevölkerung. Von diesen sind ein Teil geborene Sklaven, andere durch Schulden zu Sklaven geworden, einzelne sind im Kampf in Gefangenschaft und so in Sklaverei geraten, und manche haben sich selbst als Sklaven verkauft, um Schulden zu bezahlen, in die sie infolge von Ehebruch oder durch einen verlorenen Prozeß geraten sind. Es ist auch Sitte, einen Mann oder eine Frau in Sklaverei zu verkaufen, um Schulden der Familie zu begleichen. Zuweilen gibt ein Vater seinen Sohn als Pfand für ein erhaltenes Darlehen. Die Stellung eines solchen Pfandknechtes

ist etwas höher als die eines Sklaven, denn er kann jeden Augenblick ausgelöst und damit wieder zu einem freien Manne werden (s. a. Sklave A § 4 Ende). Ein Verpfändeter darf auch nicht verkauft oder an einen anderen übertragen werden ohne Bewilligung dessen, der ihn als Unterpfand gegeben hat. — Mit Ausnahme der Häuptlinge und Familienoberhäupter gibt es keine ganz unabhängigen Männer oder Frauen. Alle gehören zur Gefolgschaft des Familienoberhauptes als Verwandte, Sklaven, Pfänder, oder sie schließen sich aus freiem Willen dem Anhang eines Häuptlings an. Wenn die Familie eines freien Mannes durch Todesfälle zusammenschmilzt und schwach wird, zu schwach, um sich etwaiger Angriffe anderer Familien im Dorf erwehren zu können, so wählt das Familienoberhaupt eine einflußreichere Familie und schließt sich ihr an. Dabei gehen die von ihm abhängigen Verwandten auch mit ihm über. Er zählt von da an tatsächlich als Mitglied der erwählten Familie; er tritt in den Kreis ihrer Interessen ein, ihre Streitigkeiten werden die seinen und ebenso umgekehrt. Seine Stellung ist die eines freien Mannes, nie wird er als Sklave behandelt. Durch den Anschluß verbessert er seine Lage; wäre er mit seinem geringen Anhang für sich geblieben, so würde eine der mächtigeren Familien bald einen Anlaß zur Fehde (s. d.) gefunden haben. Das Ende war dann leicht voraussehen: er und die Seinen würden in Sklaverei geraten sein. — Einem Sklaven ist es nicht erlaubt, Rotholzpulver und Öl zum Schmuck und zur Pflege seines Körpers zu verwenden. — In der Regel gehen die Sklaven viel besser gekleidet als ihre Herren. Denn diese hegen große Scheu, ihre Reichtümer zur Schau zu tragen. Sie fürchten, der Zauberei bezichtigt zu werden, daß sie anderer Leute Sachen in ihrem Haus verschwinden lassen. Auch ist ein schlecht bekleideter Mann weniger der Gefahr ausgesetzt, um ein Darlehen angesprochen zu werden. Nur bei festlichen Gelegenheiten zeigen sie sich im Schmuck. — Der Herr ist verantwortlich für die Taten seiner Sklaven. — Die Sklaven sind das Eigentum ihrer Herren und können von ihnen verkauft oder auch getötet

werden. Im allgemeinen werden sie jedoch gut behandelt, denn sonst findet der Sklave leicht Gelegenheit zur Flucht, und der Herr ist dann der verlierende Teil. Sie erhalten die nötige Versorgung, werden verheiratet und können ihre Angelegenheiten als Mitglieder des Gemeinwesens wahrnehmen. Auch ein Sklave kann andere Sklaven besitzen. — Einer Sklavin ist es gestattet, Land zu bebauen, welches der Stadt gehört, in der ihr Herr heimisch ist. Der Herr sieht streng darauf, daß dieses seiner Sklavin zustehende Recht nicht beeinträchtigt wird. Das Land darf sie nicht veräußern, doch kann sie die Erträge des Feldes verkaufen (Weeks S. 82 ff.). — Es handelt sich hier also um die Sklaverei in einer bereits geschichteten Gesellschaft. — Vgl. a. Nibber *Slavery as an Industrial System* 1900.

Bei den Duala (Kamerun, Afrika) gibt es Sklavendörfer unter eigenen Häuptlingen, die gleichfalls Sklaven sind (s. Höriger A). An diese großen Dörfer schließen sich ausgedehnte Pflanzungen von Pisang, Mais, Koko, Bohnen u. a. an (Zintgraff S. 81 f.).

Bei den Suaheli, der stark mit arabischem Blut und Kultureinfluß durchsetzten Küstenbevölkerung Ostafrikas, hatte die Sklaverei (s. a. Sklave A) sich nach verschiedenen Richtungen hin ausgebildet. Man unterschied vor allem die frisch gemachten Kriegsgefangenen von den Schuldknechten (s. Bürgschaft A, Vertrag), den Strafsklaven (s. Strafe, Verbrechen) und den in der Familie geborenen Sklaven. Aber auch freiwilliges Anbieten zur Sklaverei kam von seiten der Eingeborenen gegenüber den Arabern vor. Manchem gefiel es derart, daß er auch seine Familie ihm folgen ließ. Allerdings waren die sich anbietenden Eingeborenen sich nicht immer über die Folgen klar, die von seiten des Arabers gezogen wurden. Auch unterschied man weiterhin die gelernten und ungelerten Sklaven, je nachdem sie Kenntnisse zum Helfen im Haushalt besaßen. Der Sklave ohne Kenntnisse wurde gleich nach dem Ankauf mit neuen Kleidern versehen, bekam eine Hacke in die Hand und wurde nach der Pflanzung gebracht. Dort regierte der Oberaufseher und der Aufseher. Von diesen wurde dem Sklaven der Teil gezeigt, den er zu bearbeiten hatte. Außerdem erhielt er ein Stückchen

Land für seinen eigenen Gebrauch, auf dem er Kassawa, Bohnen und anderes Gemüse pflanzen konnte. Vom Ertrag dieses Feldes brauchte er nichts an seinen Herrn abzugeben. Doch pflegte er, wenn er Reis oder Hirse gepflanzt hatte, seinem Herrn davon die ersten Früchte anzubieten. (Das Anbieten der Erstlinge knüpft wohl an die Kostprobe durch den Alten an, wie sie z. B. bei den Bergdama-Jäger-Sammlerinnen üblich ist; s. § 3). Manchen dieser Sklaven wurden drei Tage, anderen nur zwei Tage in der Woche zur Besorgung ihrer eigenen Arbeit gelassen. Gewöhnlich arbeiteten sie vom frühen Morgen an und gingen um 11 Uhr heim. Am Nachmittag arbeiteten sie wieder bis um 5 Uhr. Wurde der Sklave krank, so meldeten andere das seinem Herrn. Dieser sorgte, wenn es sich um eine ernstliche Krankheit handelte, für entsprechende Pflege. Starb der Sklave, so ließ ihn der Herr durch Mitsklaven beerdigen. Die weiblichen Sklaven hatten verschiedene Hausarbeiten zu verrichten, wie Waschen der Töpfe und Kleider, Reinigen des Hauses, Wasserholen, Kochen, Nähen der Matten, Einkäufe von Reis und Fleisch. Sie bedienten den Herrn beim Essen, sorgten für Wasser zum Reinigen von Händen und Mund, von Füßen und Körper. Bei Reisen begleiteten sie die Frau usw. — Viele Sklaven wurden auch Handwerke gelehrt, wie die Anfertigung von Kleidern und Schuhen, Zimmermannsarbeiten, das Bauen in Holz oder Stein. Auch zu verschiedenen Einkäufen und Geschäften wurden sie verwendet; den Lohn (s. d.), den sie von Fremden erhielten, durften sie zumeist für sich verbrauchen, gewöhnlich gaben sie freiwillig ihrem Herrn etwas davon ab. — Ein ganz bestimmtes Benehmen war für die Sklaven vorgeschrieben: sie mußten den Befehlen ihres Herrn gehorchen, ihm z. B. beim Tragen behilflich sein, die Kopfbedeckung beim Betreten des Hauses abnehmen, sich nicht auf einen Stuhl setzen, den Herrn stets vorangehen lassen, jeden Morgen und Abend ihn begrüßen und nach der Arbeit fragen, durften jedoch zur Begrüßung ihm nicht die Hand reichen und das Haus des Herrn nicht betreten, außer wenn sie ein Anliegen hatten. Die Sklaven aßen ge-

wöhnlich dieselben Speisen wie ihre Herren, jedoch nicht mit ihnen zusammen. In früheren Zeiten war der Sklave schon an der Kleidung erkenntlich, vor allem durfte er keine Kopfbedeckung tragen, auch keine Sandalen oder ein langes Obergewand (*hansu*), das die Füße bedeckte usw. Sklaven konnten auch verpfändet oder verborgt, ebenso auch freigelassen werden. Beim Entlaufen eines gekauften Sklaven pflegte man nicht nur Leute nach ihm auszuschicken, sondern auch durch zauberische Veranstaltungen ihn zurückzubannen (Velten S. 305ff.).

§ 18. In der Entstehungsgeschichte des Geldes (s. d.) kann man verschiedene Etappen unterscheiden:

a) Den Ausgangspunkt bilden bevorzugte Tauschobjekte hauptsächlich zwischen auf dem Boden der Gleichheit sich gegenüberstehenden Gemeinden, z. B. in Neu-Guinea der bevorzugte Tausch von Sago gegen Töpfe (s. Handel F), von Steinbeilen gegen Muscheln oder Fische, von Pfeilen gegen Tabak, von Armringen gegen Schweine u. dgl. m. Damit verbindet sich in der Regel auch der Tausch herkömmlicher Mengen oder Verpackungen, z. B. bei Sago oder bei Tabak gegen entsprechende Mengen des entgeltenden Tauschobjekts.

Solche bevorzugten Tauschobjekte treten vor allem beim Handel zwischen verschiedenen Gemeinden oder Stämmen in Erscheinung. Die kalifornischen Hupa trieben hauptsächlich mit den Yurok Handel: von diesen erhielten sie ihre Kanus, da in ihrem Gebiet keine Rotfichten für den Kanu-Bau vorkamen; ferner Muscheln, Strandfische und Seetang. Dafür bekamen die anderen hauptsächlich Nahrungsmittel und Felle. — Die Yuki erhielten vom S, von den Pomo, hauptsächlich durch die Vermittlung der Huchnom, Muscheln, Seeschnecken und Seetang, wogegen sie Felle gaben. Unter den Klamath und Karok wurden Seetang, Salz und Körbe, sowie Eicheln, vor allem auch Kanus gehandelt, wogegen die Klamath Obsidian, Hirschfelle und süße Piniennüsse erhielten. — Die Maidu trieben erheblichen Handel mit den Wintun. Sie erhielten Muscheln, Perlen, die als Wertträger galten. Diese Perlen wurden zu je 10 gezählt und

waren auf Fäden aufgereiht. Von hier kamen sie hinaus nach der hohen Sierra. Das Jägervolk gab dagegen Bogen und Pfeile, Hirschfelle, süße Piniennüsse u. dgl. — Im nö. Pomo-Lande befand sich ein Salzlager, nach dem hin Expeditionen unternommen wurden. Da aber von den nö. Pomo-Leuten Durchzugszoll in Gestalt von Geschenken verlangt wurde, kam es zu Konflikten (Kroeber *Handbook of the Indians of California* 1925 S. 132, 166 f., 236, 287, 399).

Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Art der einzelnen Menschengruppen sowie die spezifische geographische Lage ihrer Siedlung oder ihres Gaues außerordentlich viel dazu beitragen, daß wir unter nahe einander benachbarten und unter in sonst ähnlichen allgemeinen klimatischen Bedingungen lebenden Stämmen ein sehr verschiedenes Verhalten in bezug auf den Gütertausch und damit auch in der Entwicklung von Wertträgern finden. In Neu-Guinea machen sich überall die seefahrenden melanesischen Küstenstämme durch einen stärkeren Handelsgeist gegenüber den papuanischen Bergbewohnern bemerkbar. So waren die Mawatta zu einem Handelszentrum geworden, das den Verkehr unter anderen Stämmen, namentlich des Inlandes, vermittelte. Sie selbst brauchten hauptsächlich Sago, den sie von der Insel Kiwai kauften. Von den Orten der Torres-Straße importierten sie Muschelarmringe, Halbmonde aus Perlmuschel, Dugong-Speere, Nasenstifte aus Muschel und sonst noch verschiedene Muschelgegenstände. Auch unterhielten sie einen Handel in Hundezähnen. Dafür verhandelten sie Holtrommeln, Pfeile, Federn, Eberhauer und auch etwas Sago. Eine nicht sehr erhebliche Menge von Körben, Armringen und Farb-Erden aus dem Wassi-Kussa-Distrikt wurde hauptsächlich durch die Insel Bogu exportiert. Einige der Stämme vom Fly-Fluß tauschten Pandanus-Matten und Grasröcke der Frauen gegen Muscheln, und zwar zu dem Satz von einer Matte und einem Röckchen gegen eine große Melonenumschel und eine Tridacna-Muschel. Die erstere wurde für Gefäße und andere Hausgeräte verwendet. Zwischen Mawatta und Kiwai wurden Bogen und Pfeile gegen zu-

bereiteten Sago getauscht, und zwar kaufte man mit einem großen Bündel Sago einen Bambusbogen und zwanzig Pfeile. Kauri-Muscheln und die erwähnten Perlmutterhalbmonde wurden von einigen Stämmen als Grabzauber und Tanzrasseln verwendet. Am wichtigsten ist übrigens der Kauf von Kanus von den Bootbauern in der Torres-Straße, wobei langfristiger Kredit von den Bootbauern gewährt werden mußte. Ein großes Kanu wurde für zwei große Armringe, ein kleines gegen eine Melonenumschel, eine Dugong-Rippe und einen Faden Hundezähne gehandelt (Beaver *Unexplored New-Guinea* 1920 S. 75 ff.).

Bei dem Bergstamm der Mafulu des s. Neu-Guinea wird ein Schwein immer mit Hundezähnen bezahlt, ausnahmsweise können auch Federschmuck für Tänze und kunstvolle Nasenstöcke statt der Hundezähne gegeben werden; eine bestimmte Art von Federschmuck an einer langen Schnur wird gegen eine besondere Art von Muschelhalsketten getauscht. Die an einer Schnur aufgereihten Hundezähne, für die man ein Schwein einhandelt, müssen der Länge des Schweinekörpers, von der Nase gemessen bis zur Basis des Schwanzes, entsprechen; die Länge des erwähnten Federschmucks muß der Länge der Muschelhalskette gleich sein. Derartige Handelsgeschäfte finden immer nur unter Angehörigen verschiedener Gemeinden, nicht unter denen der gleichen statt. Eine scheinbare Ausnahme bildet nur der Kauf eines Schweines für Zeremonialzwecke; doch ist er tatsächlich in einem solchen Fall nur eine Zeremonie und kein ordentliches Geschäft. Der Austausch von Gütern findet nicht auf Märkten statt, wie anderwärts in dieser Gegend, sondern bei Besuchen in einer fremden Gemeinde. Jedoch bieten große Feste Gelegenheit zu derartigen Tauschgeschäften. Da bei solchen Festen eine große Menge von Schmuckgegenständen nötig ist, geht man vorher solche andernorts einkaufen. Wenn die anderen sie brauchen, tun sie desgleichen, und so befinden sich diese Schmuckstücke vielfach auf der Wanderung von Dorf zu Dorf (Williamson *The Mafulu* 1912 S. 232).

Ähnlichen Handel finden wir z. B. zwischen den Küstenstämmen und Toaripi, Lese und

Waima, die Sago, Betelnuß und Betelpfeffer, Kokosnüsse und Bananen, sowie Bogen und Pfeile bringen, während sie dafür von den Küstenstämmen Armringe, Fäden mit Muschelringen und Perlmutterhalbmonde zurückerhalten (Seligmann S. 93).

Ganz anders gestaltet sich der Handel der benachbarten Tubetube und Teste. Diese seefahrenden Küstenstämme importieren beinahe alles, was sie für den täglichen Gebrauch nötig haben. Sie verfertigen dafür Töpfe und Muschelschmuckstücke. Außerdem vermitteln sie auch den Handel (s. d. F) über ein weites Gebiet an der Küste. Zu diesen Schmuckstücken gehören verschiedene Arten von Armringen, Fäden mit Muschelscheibchen (*sapisapi*) sowie Kalkspatel, aus Schildpatt usw. Alle diese Gegenstände sind in dem Gebiet der n. Massim zu Wertträgern geworden, zu denen als geringeres Wertstück ein enger Gürtel, der mit *sapisapi* ausgestattet ist, gehört. Auch ein Schmuckstück aus Eberhauer sowie ein fertiges Kanu ist dazu zu rechnen. Die genannten Schmuckstücke werden etwa wie bei uns Juwelen betrachtet, und ihr Besitz ist zugleich mit hohem persönlichen Ansehen verbunden (Seligmann S. 526ff.).

Um die Bedeutung aller dieser „Juwelen“ recht zu begreifen, müssen wir danach fragen, woher ihre Bewertung im letzten Grunde stammt. Das wird klar, wenn wir hören, welche Geschenke beim Erwerb von Frauen gegeben oder getauscht werden. Bei den Koita gibt der Bräutigam Schmuckstücke, Netze oder Speere, einen Hund oder ein Schwein mit einigen Vegetabilien, am nächsten Tage erwidern die Eltern der Braut die Geschenke durch Gegengaben von ähnlichen Objekten gleichen Wertes. Der eigentliche Kauf bestand 1876 jedoch in zehn Armringen, 1909 in vierzig bis dreiundvierzig (ebd. S. 77f.). Wir ersehen daraus, daß trotz relativer Festigkeit der Tradition sich im Laufe der Zeit doch eine Anpassung der „Preise“ an die „Konjunktur“ geltend macht. Da die Einfuhr von Eisen durch die Europäer die Herstellung der Armringe erleichterte, verloren diese an Wert. — Bei den Roro-Leuten wurden von der Familie des Bräutigams für das Mädchen an ihre Familie (s. a. Heirat) Perlmuschelhalbmonde, Konus-Armringe,

Muschelscheibchenketten, Federn, Hundezähne-Halsgehänge, Federschmuckstücke neben einem Schwein bezahlt (ebd. S. 267 Anm.; vgl. a. ebd. S. 710, 711).

b) Als zweite Etappe kann man das Hervortreten eines einzigen bevorzugten Tauschobjektes beobachten, das dadurch zum Rang eines Tauschmittels aufrückt. Diese logisch zweite Etappe braucht aber in der historischen Entwicklung keineswegs notwendigerweise aus der ersten hervorgegangen zu sein.

Die Frauen der Bergdama zerschlagen Straußeneierschalen in kleine Stückchen, durchbohren die einzelnen Plättchen vorsichtig mit einer Pfeilspitze und reihen die so erzielten Ringplättchen auf Sehnenfäden; die mit unendlicher Mühe geschliffenen Stücke werden so um den Hals als Schnur getragen. Aus solchen Schnüren stellt man auch eine Art Korsett her. Vor allem aber werden sie den Handel treibenden Owambo zum Tausch gegen Äxte, Töpfe, Salz u. dgl. angeboten (Vedder S. 59).

Im zentralen Sudan waren früher am unteren Schari Eisenstücke als Umlaufmittel im Gebrauch, welche ganz dem Bongu-Gelde entsprachen, das in dreierlei Gestalt im Umlauf war: 1. als *mähi*, als einfache, ein bis zwei Fuß lange Lanzen spitzen; 2. als *loggo-külluti*, schwarze, rohe Spaten; 3. als *loggo*, fertige Spaten, welche als *mellót* längs des oberen Nils Verbreitung gefunden hatten. Der *loggo-külluti* bestand aus einer flachen, kreisrunden oder tellergroßen Eisenplatte von 0,25—0,3 m Dm; an dem einen Rande war ein kurzer Stiel, an dem anderen ein ankerförmiger Fortsatz angebracht. In dieser Gestalt wurde das Eisen von den reichen Leuten in großer Menge aufgespeichert und diente nebst Lanzen spitzen und Spaten als Hochzeitsgabe, die der Freier zu entrichten hatte, und wurde auch sonst zu den verschiedenen Kaufgeschäften verwendet (Schweinfurth *Im Herzen von Afrika* 1878 S. 105f.).

Die verschiedensten Gegenstände findet man in Afrika als Wertträger. Die Wertbeziehungen schwanken je nach dem Ort. Im w. Afrika kennt man außer den sonst auch weit verbreiteten Kauri-Muscheln vor allem das Salz, das einen Haupthandelsartikel in Oual-Oualé bildet. In den

neunziger Jahren des vorigen Jh. war ein Kilo Salz ungefähr 1300 Kauri wert. Ein weiterer sehr verbreiteter Wertträger ist die Kola-Nuß, die gewöhnlich an die Mossi weiterverkauft wird. 100 Kola-Nüsse kauft man in Oual-Oualé für 5—800 Kauri. Die Mossi müssen für das 100 Kola-Nüsse 1500—2000 Kauri bezahlen, gelegentlich, wenn Knappheit herrscht, 4000—4500. Die Mossi verfertigen Baumwollgewebe (*taro* oder *pende*) und lassen sich von den Dagomba 100 Kauri für 1,70 m bezahlen. Die Dagomba verkaufen auf den Märkten von Savelugu und Kompungu für 100 Kauri nur 1,30 m weiter. Die Mossi bringen auch Rinder, Schafe und Esel und verkaufen die Rinder zu 25—30000, die Esel zu 30—35000, die Schafe zu 5500—6500 Kauri das Stück. Die Karawanen der Mossi, die etwa 30 Mann stark sind, treten schreiend mit Saitenspiel und Trommel in das Dorf ein, jeder, ein mehr oder minder umfangreiches Stoffbündel auf dem Kopf tragend, stürzt sich sogleich auf seinen Handelsfreund. Der eigentliche Handel beginnt jedoch erst am zweiten oder dritten Tage, denn die Leute in Oual-Oualé hüten sich, sich mit dem Einkauf zu beeilen, um unter mehr oder minder begründeten Vorwänden die Nachfrage zurückzuhalten. Die Einkäufer nehmen alles an einem Tage fort, geben ihnen aber nur große Kauri. Da die Geldlasten für die Mossi sonst zu schwer werden, sind sie genötigt, die großen in kleine Kauri umzuwechseln, was ein Agio von 10% ausmacht, da 1100 große Kauri nur 1000 kleine wert sind. Die Mossi werden von den Dagomba schlecht behandelt und besonders mit den Kauri betrogen, ein Mossi braucht fast einen ganzen Tag, um einige tausend Kauri zu zählen. Das bei den Mossi gekaufte Vieh und Sklaven aus Gurunsi werden in Salaga, Kintampo und Daboya weiterverkauft, Sklaven mit bis zu 100% Nutzen. An allen Orten, wo irgendwie Handel getrieben wird, sieht man auch etwas Silber, das als Ringe und Armbänder getragen wird. Der Wert eines Maria-Theresien-Talers (5,50 Goldfrank) beträgt 4000 Kauri; man nennt ihn hier *réal*. — Die Verhältnisse an den einzelnen Marktorten sind je nach der Zusammensetzung der Bevölkerung und den besonderen ört-

lichen Bedürfnissen sehr verschieden. Das Seesalz wird z. B. in dem ö. Teil von Dagomba viel verkauft und tritt mit dem Steinsalz in Barren von Taodéni, das durch die Mossi kommt, nur im N von Gambakha und Gurunsi in Wettbewerb. In den n. Gegenden dieser Gebiete wird es gegen Butter und Sklaven ausgetauscht, im s. Teil gegen Schlachttiere, im w. tritt das Seesalz dieser Gebiete in Konkurrenz mit dem der Daboya, die ihr Salz zum gleichen Preise in Oual-Oualé und im s. Gurunsi liefern. Einen weiteren wichtigen Handelsartikel bildet in diesen Gebieten der Goldstaub, der nach Gewicht gehandelt wird und besonders während der trockenen Zeit von den Wangara (Mandé) gebracht wird, hauptsächlich, um dafür von den Hausa Pferde zu erstehen (Binger S. 50ff., 102ff.)

Im 17. Jh. wurden von den Holländern und Portugiesen Kauri-Muscheln von den Maledivischen-Inseln aus Goa und Kochin in großer Menge als Ballast besonders nach der afrikanischen Westküste gebracht, wo sie damals als Geld eingeführt wurden. Sklaven wurden zu dieser Zeit für 100 Pfund Kauri-Muscheln gekauft; diese standen damals hoch im Wert, ein Pfund Kauri-Muscheln gleich zwei holländische Gulden (Dapper S. 482).

Die kupfernen Armringe, die in verschiedenen Gegenden Westafrikas als Geld benutzt wurden, scheinen zum Teil von den Holländern im 17. Jh. dahin gebracht worden zu sein, ebenso auch rote und glatte, kupferne Stäbe (Dapper S. 497, 499).

Bezüglich des Maria-Theresien-Talers, der tatsächlich als Schmuckstück mit besonderen zauberkräftigen Eigenschaften ausgestattet galt, vgl. Fischel *Le Thaler de Marie-Thérèse* Archives Sociologiques 28 (1913) S. 1076ff. Dazu muß bemerkt werden, daß es sich bei der Bewertung nicht um den Metallgehalt des Stückes handelte, sondern um die ganze Erscheinung dieses Trägers von für die afrikanischen Völker geheimnisvollem Aussehen und ebensolcher Kraft.

Glasperlen spielten schon seit dem Altertum, auch im Orient (Ägypten, Indien), eine eigenartige Rolle, weil sie neben Gold und echten Perlen als Träger magischer

Lebenskraft galten und so besonders geschätzt wurden. Auf diese Zusammenhänge macht besonders Perry in seinem Buche *The Children of the Sun* 1923 (S. 43, 389, 393) aufmerksam. Eine ganze Literatur hat sich mit dem Vorkommen der Glasperlen in Afrika und im Orient beschäftigt (vgl. dazu Price *On Aggri Beads* Journ. anthr. inst. 12 [1882/3]; Tischler *Über Aggry-Perlen und über die Herstellung farbiger Gläser im Altertume* Schriften der physik.-ökonom. Ges. Königsberg 27 [1887] S. 5ff.; Rouffaer *Waar kwamen de radselachtig Moetisalah's (Aggri-kralen) in de Timorgroep oorspronkelijk van daan?* Bijdragen tot de taal-land-en volkenkund van Nederlandsch-Indie 6, 6 [1909]). — Price macht darauf aufmerksam, daß ganz ähnliche Perlen wie in Westafrika sich in den anglosächsischen Begräbnisstätten finden. Schon Hutton (*A Voyage to Africa* 1821 S. 212 Anm.) erzählt, daß die sog. Aggry-Perlen von den Ashanti mit dem gleichen, manchmal mit dem doppelten Gewicht von Gold aufgewogen wurden. Man findet sie im Boden, und der Finder wird als besonderes Glückskind betrachtet. Sie spielten die Rolle von Schatzgeld und wurden zu Halsbändern, Knie- und Fußgelenkbändern und anderem Schmuck verwendet. — Bemerkenswert ist dabei die Tatsache, daß ganz ähnliche Objekte in so weit voneinander entfernten Gegenden, wie Westafrika, Indien und den Palau-Inseln des n. Pazifik, zu juwelenartigen Wertträgern in den betreffenden geschichteten Gesellschaften geworden sind. Weder in Westafrika noch in der Südsee wurden sie aber selbst hergestellt, sondern im Boden gefunden. An ihre merkwürdige Beschaffenheit knüpfte sich unzweifelhaft selbständig in einer jeden dieser Kulturen eine besonders hohe Bewertung. — Eine eingehende Beschreibung der Perlen findet sich besonders bei Tischler (a. a. O.) im Anschluß an Andree (ZfEthn. 3 [1885]; vgl. a. Mestorf *Glasperlen aus Frauengräbern der Bronzezeit* Mitt. Anthrop. Vereins in Schleswig-Holstein 13 [1900]; — für das Altertum vgl. Plinius XXXVI 66, 67; XXXVII 21—23, 26).

Besondere Beachtung verdient das sog. Geld der Karolinen-Inseln des n. Pazifik: Yap (vgl. Müller-Wismar S. 126ff.) und

Palau, sowie auch das der Rossel-Insel (vgl. Armstrong S. 423). — Das Palau-Geld ist nicht nur seines Aussehens wegen, sondern auch der Rolle halber, die es im Leben der Palauer spielt, von besonderer Bedeutung. Es handelt sich um Stücke aus Glasmasse und Porzellan, die selbstverständlich auf den Inseln nicht hergestellt wurden, sondern von einer bisher unbekannt gebliebenen Seite nach der Rossel-Insel sowie den Inseln Palau und Yap in relativ vorgesch. Zeiten kamen. Jedenfalls wird ein Teil dieser verschiedenartigen Glasperlen auf Yap gefunden, das jedoch selbst diese Perlen nicht als Wertträger gebraucht, sondern große Aragonit-Steine und außerdem Armbänder und Perlmuttermuschelstücke. Am Palau-Gelde unterscheidet man verschiedene Gruppen je nach ihrer Art und Farbe. Am höchsten bewertet werden undurchsichtige, verglaste, muschelbrüchige Stücke: *barak* (gelbes Geld) und *bunau* (rotes Geld). Die weißeren Sorten werden wieder sehr verschieden bewertet und gewöhnlich nur gegen ganz bestimmte Dinge getauscht. Die höchstbewerteten werden als Schatzstücke behandelt. Kostbare Perlen werden gegen Zinsen verliehen. Taro, Öl, Sirup und Tabak bezahlt man mit dem gewöhnlichen *mor a kaymó* und *matl a adolóbok*. Will man aber ein Segel kaufen, so muß man einen *adolóbok* mit durchbohrtem Kern von der wichtigen Sorte geben. Als Heiratsgeschenk ist in dieser geschichteten Gesellschaft ein dem Range der betreffenden Familie entsprechendes Stück vorgeschrieben. Auch sonst werden, ähnlich wie auf Yap, Zahlungen dem Range entsprechend geleistet: der Höhere muß mehr und Besseres geben als der Niedrige. Hat einer nicht ein entsprechendes Wertstück, so muß er es sich gegen Sicherheit borgen. Er muß etwas als Pfand leisten und im voraus Zinsen dafür entrichten. Es werden auch nur bestimmte Geldarten gegeneinander getauscht. Das wertvollere Geld, das, wie erwähnt, thesauriert wird (s. § 14), gilt als „unbeweglich“ und wird nicht nur sorgfältig aufbewahrt, sondern verheimlicht; es befindet sich ausschließlich in den Händen der größeren Häuptlinge. Wünscht einer ein größeres Stück gegen ein kleines zu

wechsell, so geschieht dies durch ein verwickeltes Leihsystem. Dabei kommt es aber auch noch auf den persönlichen Rang der beiden Kontrahenten an. Ein Mann untergeordneten Ranges ist stets vom guten Willen des Höheren abhängig. Nur wenige Palauer kennen aus eigener Anschauung auch nur den sechsten Teil sämtlicher Geldarten. Bei kostbareren Stücken werden noch in Rücksicht gezogen: 1. „Versöhnung des Gefühls des kostbaren Geldstücks“ (*kalebukub*); 2. das Äußere desselben; 3. das Wechselgeld; 4. das Aufgeld. — Dieses Geld wurde namentlich auch für die Erhebung von Strafen aller Art durch die Häuptlinge verwendet und bildete für diese eine wichtige Einnahmequelle. Auch im Verkehr zwischen zwei Stämmen war der Ausbau gewissen Geldes nach Wert und Zahl durch die Sitte fest bestimmt. Die Sitte forderte von jedem nach seiner Stellung in der Gemeinde genau geregelte Ausgaben für seine Vettern, Kinder und seinen Hausanhang. Jede Leistung für einen Fremden mußte ebenso wie eine Beleidigung bezahlt werden. Auch finden regelmäßig derartige Geldleistungen von seiten des Mannes an die Frau statt, außerdem noch im Todesfalle. Bei Krankheiten muß der Zorn der Geister durch Zahlungen an Priester, Seher, Zauberer, Beschwörer für ihre Zeremonien beschwichtigt werden usw. Auch hier sehen wir, ähnlich wie in der schon öfter erwähnten Gesellschaft der Trobriander, ein beständiges Geben und Nehmen die sozialen Bande verstärken. Die Häuptlinge sollen nicht das Geld ansammeln, sondern es in Zirkulation erhalten. Gegenstände, die ein Handwerker erzeugt, soll er verkaufen, um sich wieder das, was er gebraucht, zu erwerben. Die Preise und Zahlungen sind aber durchaus stabil, von vornherein bestimmt und jedermann bekannt. — Über die Entstehung dieses Geldes besteht eine Sage, daß es von einer Frau aus der See geboren worden sei (Kubary *Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinen-Archipels* 1895).

Im Bereich des Bismarck-Archipels, besonders auf der Gazelle-Halbinsel und den benachbarten Inseln, war vor dem Erscheinen der Weißen Muschelgeld vorhanden (*tambu* oder *diwara*), das aus einer

kleinen Muschel, „*Nassa immersa*“, angefertigt wurde, und zwar einige Tagereisen südwärts in Nakanai. Dort hatten diese Muscheln jedoch keinen Handelswert und wurden nur zur Ausschmückung der großen, in dieser Gegend gebrauchten Speere verwendet. Für die Benutzung als Geld bleichte und bearbeitete man sie und reihte sie auf Schnüre, die man zu wagenradgroßen Bündeln vereinigte, welche in besonderen Schatzhäusern aufbewahrt wurden. Diese Wertträger fanden sowohl im Großen, etwa für den Erwerb von Hilfe im Kampf, als auch für den Kleinhandel, etwa den Kauf von Betelnuß, Fischen, Yams, Taro, Betelkalk, Bananen, Kokosnußbrei, Vögeln, Schweinen, Kanus, Fischreusen, Sklaven, Schildkröten-schalen, Frauen usw., Verwendung. Man riß ein paar Muscheln von einem Faden ab und reichte sie je nach dem üblichen Wert dem Verkäufer. Namentlich dienten sie auch zum Handel auf den Märkten (vgl. § 12). Bemerkenswert ist, daß die Preise nicht ganz starr blieben, wie das häufig unter Naturvölkern, gerade unter höheren, wie etwa den Samoanern, der Fall ist, sondern auch nach Angebot und Nachfrage schwankten. So sank z. B. der Preis des seinerzeit allerdings neu eingeführten Tabaks, nachdem die Weißen größere Mengen davon gebracht hatten. Mit diesem *diwara*-Gelde wurden nicht nur Kauf- und Verkaufsgeschäfte gemacht, sondern es wurde auch geliehen, verpfändet, deponiert, als Sicherheit gegeben und auch als Zinsen bezahlt (s. § 12 und Bürgschaft A, Lohn, Kauf, Vertrag). Aber es war auch Anlaß für verschiedene andere Geschäfte (George Brown *Melanesians and Polynesians* 1910 S. 294 ff.; Parkinson *Dreißig Jahre in der Südsee* 1907).

c) Als dritte Form sind jene Wertträger zu betrachten, die in Beziehung zu solchen Objekten stehen, welche zinstragendes Kapital darstellen oder symbolisieren. Sie können nicht als Entwicklungsformen aus den zwei vorangestellten betrachtet werden, sondern ergeben sich aus der Form der Nahrungsgewinnung und Lebensführung. Dazu gehört in erster Linie Vieh und weiterhin Korn als Samen.

An der Küste von Angola, Loango und der Kongo-Mündung wurden im 17. Jh.

Sklaven und Elfenbein in großer Zahl an die Portugiesen verhandelt, während im Innern neben Muschelgeld noch Hirse und Kleinvieh als hauptsächlichste Wertträger galten (Dapper S. 557).

Bei den Kpelle tritt die Frau in eine gewisse Wertrelation zu den Sklaven als Arbeitskraft. Hat der König z. B. eine Forderung von 5 Personen, so kann diese ersetzt werden durch Hingabe einer Frau an den König. Solche Frauen werden teils für die Arbeit eingestellt, teils an die Leute des Königs verteilt (vgl. § 13). Die nicht vergebenen Frauen kommen in verschiedene Farmdörfer des Königs, wo sie unter Aufsicht einer Hausmutter die Felder bestellen (Westermann S. 115ff.; s. a. Frau A, Gottesurteil § 5).

d) Eine besondere Ausgestaltung der Wertträger besteht darin, daß sie zu Wertmessern werden, an denen die Menge oder die Qualität der Tauschobjekte berechnet wird. Dabei ist es oft gar nicht nötig, daß die betreffenden Wertmesser selbst in Erscheinung treten, sondern sie können als gemeinsamer Nenner dienen, auf den man das, was getauscht wird, bringt. Allerdings setzt ein solches Verfahren schon eine erhebliche Loslösung der Bewertung und eine weitgehende Ökonomisierung des Lebens voraus. Sie eröffnet einen wichtigen Weg für die Durchdringung des Lebens mit wirtschaftlichen Gesichtspunkten.

Das Silber bildet im alten Sumer bereits den gemeinsamen Nenner, auf den die Bewertung der ausgetauschten Gegenstände zurückgeführt wurde. Brachte der Kaufmann (*damkar*) dem Tempel Salbe und erhielt dafür Wolle zurück, so wurde bei der Bewertung nicht einfach Wolle mit Salbe verglichen, sondern es schob sich bei beiden Gegenständen eine Bestimmung ihres Silberwertes ein, trotzdem Silber hier nicht gezahlt wurde. Der Händler verkaufte dem Tempel Salbe und kaufte selber vom Tempel Wolle ein, um damit weiter Handel zu treiben. Deshalb wurden hier die Forderungen gegeneinander verrechnet und nicht in Silber gezahlt, was sonst bei Käufen durchweg geschah. In der ältesten Zeit wurde beim Kauf in den meisten Fällen Silber in Zahlung gegeben, seltener und nur als Teilzahlung bei der Feld-

pacht, überhaupt nicht als Entschädigung für geleistete Dienste. Bei einzelnen Abgaben begann die Zahlung in Silber neben den Naturalabgaben sich durchzusetzen. Mit der Zeit steigerte sich der Gebrauch von Silber. Bei Käufen wurde die Zahlung in Silber allgemein. Die gelegentliche Silberrate beim Pachtzins, der aber wie früher noch meist in Korn gezahlt wurde, erhöhte sich, und neben den Lohnzahlungen in Naturalien traten solche in Silber. Auch die Naturalabgaben an Stadt, Fürst und König wurden immer mehr durch Zahlungen in Silber ersetzt. Trotzdem wurde das Korn als Zahlungsmittel niemals ganz verdrängt, wohl deswegen, weil das Silber nicht in genügender Menge im Lande vorrätig war. Vor allem aber begünstigte das Magazin mit seinen Ausgaben an Unterhalts-Rationen die Beibehaltung des Kornes im Verkehr. Eine Wirkung des starren Schematismus der Magazinrechnung ist wahrscheinlich auch das feste Wertverhältnis zwischen Korn und Silber, das sich bis in die Zeit von Ur erhielt: ein *gur* Gerste = 1 *gin* Silber. Die Silberzahlungen wurden zu allen Zeiten nach dem Gewicht bestimmt. Doch fehlte das gemünzte Geld (s. d.).

Um die Rationen, die von den Sumerern bezahlt wurden, zu werten, ergibt sich, daß die täglichen Gerstenrationen um mehr als die Hälfte, bis zu einem Drittel, geringer waren als etwa der gleiche Kalorienbedarf in unseren Zonen betragen würde (Schneider S. 91).

Aus dem alten China sind eine Reihe verschiedener Wertträger und Tauschmittel bekannt, die sich lange Zeit neben den Metallen Gold, Silber, Kupfer und Zinn behaupteten. So kennt man schon im 14. Jh. vor unserer Zeitrechnung dort Schildkrötenschalen und Kauri als Wertträger. Ungefähr 1200 v. C. werden Armringe und Ringe aus Gold, Silber und Bronze bereits nach sumerisch-babylonischen Gewichtseinheiten geschlagen. (Das w. Asien kennt bekanntlich aus späterer Zeit auch derartige Armringe und Ringe.) Im 13. J. des *Scheng* (1091 v. C.), des zweiten Königs der *Tchow*-Dynastie, werden von seinem Minister *Kiang Tai Kung* neun Schatzämter errichtet, um Gold in Würfel-, Bronze in Ringen, Barren oder Platten

nach Gewicht, und Seide in Stücken bestimmter Größe festzusetzen. Daneben zirkulierten noch Metallstücke in Form von Hacken, Spaten und Sichel, die ungestempelt nach Gewicht getauscht wurden. Erst im 7. Jh. begann man auch die größeren Bronze-Messer von einem bestimmten Gewicht zu stempeln, und zwar nach den Ortsnamen. — Dies hinderte indessen nicht, daß z. B. im Staate *Ts'i* die große Bedeutung des Salzhandels zu einer Art Salzwährung geführt hat. — Die Kauri-Muscheln werden später, etwa im 6. Jh. v. C., durch Metallstücke in Kauri-Form ersetzt und so, wie auch die bohnenförmigen Metallstücke, mit Gewichtsstempeln versehen. Im 6. Jh. kommen auch die großen, messerförmigen Stücke auf, die beinahe bis auf den heutigen Tag in China anzutreffen sind. Sie wurden hauptsächlich von den Kaufmannsgilden von *Tsih-Moh* zusammen mit denen von *Au-yang* und *Yug-ling*, und zwar gestempelt, in Umlauf gebracht. Andere folgten ihnen nach. Eine dieser Stempel-Inschriften lautete: „rückgebares, wiederbelebendes Umlaufsmittel aller wandernden Händler von *Ts'i* und *Kwan-Tchung*“. Ähnlich ist es mit dem Spaten-geld. In dem ö. Herzogtum *Tchau* werden in *Honan* etwa im 4. Jh. flache Ringmünzen ausgegeben, die Vorläufer des sog. durchlochten chinesischen Geldes. Gleichzeitig bestehen dreierlei Schatzämter: eines für Edelsteine, eines für Gold und eines für Münzen und Seide (de Lacouperie S. 8 ff.).

Diese Wertträger hindern natürlich nicht, daß neben ihnen andere einhergehen, wie das namentlich bei aus verschiedenen ethnischen Bestandteilen zusammengesetzten Bevölkerungen zu geschehen pflegt. Bestehen derartige Wertträger nebeneinander, so werden sie früher oder später in Beziehung gesetzt, wie das namentlich in den archaischen Staatswesen der Fall war, da Beziehungen zwischen den Metallen und den Tieren oder Korn hergestellt wurden (s. Primitives Denken § 17; Schrift A). Dadurch erlangten die Metalle Symbolcharakter für die betreffenden fruchttragenden Wertobjekte, wie Vieh oder Korn. Darum sehen wir auch auf den alten Barren oder Münzen so häufig Vieh-

köpfe oder Ähren aufgeprägt (vgl. Laum S. 85 ff.), womit wieder die Ersatzgaben bei Opfern (s. d. A) zusammenhängen.

e) In bezug auf die Bewertung muß man bei den Naturvölkern immer ihre hergebrachte Stellung zu den heimischen Tauschartikeln von der zu den europäischen Waren unterscheiden. Unter den heimischen, im Handel gebräuchlichen Gegenständen gibt es, wie schon verschiedentlich angedeutet, verhältnismäßig feste Wertverhältnisse. Anders gegenüber den europäischen Waren, die der Eingeborene zunächst nicht ihrem bei uns gangbaren „Werte“ nach „richtig“ einzuschätzen in der Lage ist. Daher darf es uns auch nicht wundern, wenn z. B. von alten Schriftstellern berichtet wird, daß die Eingeborenen von *Santo Domingo* ihr Gold gegen Stifte, Nägel, zerbrochene Stopfnadeln, Glasperlen, Stecknadeln, Schnüre, zerbrochene Teller u. dgl. auszutauschen bereit waren. Auch die Ungleichartigkeit der Forderungen an Gegenleistungen in europäischen Waren ist darauf zurückzuführen: einmal verlangte ein Indianer eine Axt, ein andermal einen Angelhaken für die gleiche Menge, oder ein paar Glasperlen oder einen Kamm. — Genau dasselbe widerfuhr mir bei Stämmen im Innern von *Neu-Guinea*, die noch in keine Verbindung mit den Weißen getreten waren. Es ist selbstverständlich, daß diese Leute die Gegenstände allein von ihrem Standpunkt aus bewerten und nicht von dem unserer Produktionskosten. — Jeder Stamm hatte indessen bei den südamerikanischen Indianern seine Besonderheit, für die er bekannt war, und die er tauschte: die *Otomac*-Frauen waren berühmt wegen ihrer Lehmtöpfe, die *Arekuna* für ihre Baumwolle und das Blasrohr, die *Makusi* für das *curare*-Gift, die *Maionkong* und *Taruma* für *Kassawa*-Mörser und Jagdhunde usw. Besonders bildete *curare* einen wichtigen Handelsartikel im w. *Guinea*. Die *Caberre* waren der einzige Stamm am *Orinoco*, der dieses Gift herstellte und daraus ein reiches Einkommen von den anderen, die es direkt oder indirekt von ihm bezogen, erwarb. Die *Kassawa*-Mörser aus Stein vom *Uapes*-Fluß wurden am ganzen oberen *Amazonen*-Strom gehandelt. Ganz besonders wichtig war auch der Topf-

handel (Roth *An Introductory Study of the Arts, Crafts and Customs of the Guiana Indians* 38. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnol. 1924 S. 632f.).

Bei der Bewertung der Juwelen, wie Muscheln, Armringe, Halsketten, Federn u. dgl., ist nicht zu vergessen, daß sich mit diesen Schmuckstücken mystische Vorstellungen von zauberhafter Wirkungskraft verbinden (s. a. Auszeichnung, Mana B, Zauber A). Die Federhelme der Lengua-Indianer gelten bei diesen als Zauber mittel gegen üble Geister, die in den Sümpfen wohnen. Unter den Bororo galt es als eine „Medizin“ täglichen Gebrauchs, sich Federn anzustecken. Gegen Wechsel fieber beklebten sich die Kinder mit Federn, so daß die Grenze zwischen Zauber und Schmuck verschwand. Bei Frauen, die krank waren, wurden nicht selten kleine Stellen mit Federn beklebt. Dieses Mittel wurde an Haar, Gesicht und Brust angewandt. Der Schädel eines skelettierten Toten wurde vor der endgültigen Bestattung ebenfalls mit Federn beklebt (von den Steinen *Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens* 1894 S. 476). — Ähnlich ist es mit den Muscheln bestellt. Teils gibt ihre Form, teils ihre Herkunft aus dem Wasser Anlaß zur Aufstellung verschiedener Beziehungen. Ganz besonders scheint dies bei der Kauri-Muschel der Fall zu sein, die eine außerordentliche Verbreitung über die fünf Erdteile fand. Der Umstand allein, daß sie in den verschiedensten Gegenden und Kulturen Eingang als Wertobjekt und Wertträger fand, spricht für die Gedankengänge, die sie auslöste. Wird sie doch schon in Gräbern der StZ und auch der Bronze- und Eisen-Epochen in Europa gefunden (Schneider *Muschelgeldstudien* S. 115). Vielfach werden sie in Italien als Fruchtbarkeits-Symbol verwendet, ebenso gebraucht man sie in Indien bei Beschwörungen; sie galten bei vielen Völkern als Symbol der weiblichen Sexualorgane. Eine ähnliche Rolle spielen die Koralle und die Perlmuttermuschel, besonders in Mondgestalt (Briffault *The Mothers* III [1927] S. 274ff.). S. a. Geld § 9.

f) Die Unterscheidung nach der Natur der Wertträger mag dem Theoretiker, der sein Augenmerk zunächst nur auf die Ein-

ordnung der Begriffe in das Wirtschaftsleben richtet, nebensächlich erscheinen. Ob aber ein Gegenstand nur als Schatzstück, als „Juwel“ aufbewahrt wird, wie ein Halsgehänge oder eine Matte, oder ob er als Verbrauchswert gegen andere in Tausch tritt, wie etwa Früchte gegen Fleisch, oder endlich, ob ihm die Bedeutung eines fruchttragenden Kapitals beigemessen werden kann, ob dieses vermehrbar ist, wie weit, zieht wichtige wirtschaftliche Konsequenzen nach sich. Allerdings wird man zugeben müssen, daß innerhalb der angedeuteten Kategorien die gegenständlichen Varianten nicht mehr von großer Bedeutung sind. Ob es sich um Federn, Armringe, mehr oder weniger bearbeitete Muscheln u. dgl. handelt, fällt nicht weiter ins Gewicht. Eine Ausnahme bildet hier nur das Metall wegen seiner bedeutsamen Bildsamkeit und Teilbarkeit. Dadurch, daß ihm Formen als Lanzenspitzen, Ringe, Messer u. dgl. gegeben werden können, daß es in verschiedener Form auftreten kann, werden ihm ganz besondere symbolische Beziehungen ermöglicht, die für seine Entwicklung vom Naturalgeld zum Universalgeld, wie wir sehen werden, entscheidend sind. Doch bildet die Voraussetzung dafür die Kenntnis des Schmelzprozesses, deren Entdeckung man der primitiven Stufe trotz ihrer heutigen Verbreitung bei einzelnen Naturvölkern Afrikas zuzuschreiben kaum berechtigt sein dürfte (vgl. dazu Technik A).

Von Schurtz (a. a. O.) wurde der Unterschied zwischen Binnengeld und Außengeld betont, der auf Merkmale zurückgeht, die funktioneller Natur sind. Indessen dürfen wir diese Unterscheidung nicht hinnehmen, ohne sie näher zu untersuchen. In den ungeschichteten Gemeinwesen von Jäger-Sammlerinnen und Jäger-Grabstockgärtnerinnen wird im Innern der Gemeinde „Geld“ hauptsächlich gebraucht, um Freundschaftsgeschenke gelegentlich des Austausches von Frauen zur Heirat zu machen. Gewöhnlich handelt es sich jedoch dabei um Vergeltung der Gaben fast mit den gleichen Gegengeschenken. Dafür kommen außer Nahrungsmitteln hauptsächlich Schmuckstücke in Betracht. Wird die Frau erworben, so liegt die wirtschaftliche Leistung in den Diensten, die der Bräutigam

beim Schwiegervater zu tun hat (s. Heirat). Der eigentliche Frauenkauf verlangt gewöhnlich die Hingabe von Nutzgegenständen, wie etwa Töpfe (z. B. bei den Bánaro am oberen Augusta-Strom). Außerdem ist die Frage, ob man in diesem Fall immer berechtigt ist, von „Binnengeld“ zu sprechen, da in exogamen Gemeinden die Frauen in eine andere Sippe und damit in eine andere Wirtschaftseinheit hinüberheiraten. — Das gleiche gilt für Bußzahlungen (s. Busse), die zur Ablösung oder doch zur Befriedigung der Blutrache (s. d.) dienen und daher immer von einer Blutrachegemeinde, der letzten souveränen politischen Einheit, zur anderen hinüberströmen. Innerhalb der gleichen politischen Gemeinde wird bekanntlich die Blutschuld nicht gesühnt. — Überdies muß man sich klar machen, daß in den kleinen homogenen Gemeinden Stammes-, Kultur- und Sprachzugehörigkeit für die Beziehungen zur Nachbargemeinde nur wenig ins Gewicht fallen, sofern nicht geographisch bedeutsame Grenzen durch Meere oder Gebirge oder vielleicht erhebliche Flußläufe gezogen sind. — Daher verbreitet sich auch gelegentlich die Bewertung von Schatzstücken, wie schon oben angedeutet, in kulturfremde Gemeinden hinein. Die im engeren Bereich gültigen Stücke des sog. „Binnengeldes“ gewinnen somit auch als „Außengeld“ Bedeutung, wie das bei den Muscheln und Muschelstücken, die in besonderen Zusammenhang mit dem weiblichen Geschlecht gebracht wurden, der Fall ist. — Als wichtigste Wertträger des Außenhandels kommen indessen vorwiegend praktische Gebrauchs- und Verbrauchsgüter in Betracht, wie etwa Kanus, Körbe, Salz usw. Doch findet auch unter den Gemeinden des gleichen Stammes im Zwischenhandel, der nicht zu unterschätzen ist, ein Austausch dieser Güter statt.

In den geschichteten Gesellschaften fällt den Wertträgern vor allem die Funktion zu, für Abgaben und Zahlungen zu dienen. Zu einem erheblichen Teil bestehen diese in Lebensmitteln und handwerklichen Erzeugnissen, welche die Unter- der Oberschicht darbringt, und die von dieser wieder nach einem gewissen Abzug für eigene Zwecke der Verteilung zur Verfügung gestellt wird. Doch kom-

men keineswegs ausschließlich praktische Verbrauchs- und Gebrauchswerte in Betracht, sondern auch mit besonderer Symbolbedeutung und mit Wirkungsglauben beschwerte Schatzstücke, wie die Palauer Glasperlen oder die samoanischen Matten u. dgl. In diesen von Großhäuptlingen oder Fürsten und einer Adelschicht zusammengehaltenen Verbänden aus einer größeren Zahl von Gemeinden nimmt das, was man als „Binnengeld“ und „Außengeld“ bezeichnen kann, einen weniger verschwommenen Charakter an als im Leben der homogenen Gemeinden. Die Verbände werden nicht durch gemeinsame Gesetze oder Vorschriften zusammengehalten wie bei uns, denn jede Gemeinde darin lebt nach ihren eigenen Traditionen; die Zugehörigkeit wird auch nicht durch Grenzpfähle oder Zoll kenntlich gemacht, sondern durch eine Reihe von Handlungen betätigt. Ein wechselseitiges Geben und Nehmen durchzieht diese vorstaatlichen Gebilde. Anknüpfend an das Verteilungsprinzip der Jäger- und Sammlerinnen-gemeinden wird durch alle höheren und reicheren Personen auch ein stärkeres und reichlicheres Geben geübt als von den Niedrigeren und Ärmeren. Dies kann wieder durch Vieh, wie in Ostafrika, oder durch Yams, wie in der Südsee auf den Trobriand-Inseln, in Erscheinung treten, jedoch auch durch „Juwelen“, wie auf Palau. Die Oberschicht kann wieder untereinander ihren Zusammenhang durch Geben und Nehmen betätigen, wie etwa in dem unter „Handel F“ beschriebenen *Kula*-Tausch. So werden die hauptsächlichsten Wertträger des Gebens und Nehmens als besondere Objekte ausgezeichnet und erfüllen auch das Alltagsleben mit ihrer Wertqualität. Allerdings wird oft ein Unterschied zwischen sakral-zeremoniellen Wertträgern und profanen aufrechterhalten, wie z. B. im Gebrauch der verschiedenen Arten von Perlen auf Palau, von *Kula*-Gegenständen neben dem Yams auf den Trobriand-Inseln (bezüglich des alten Griechenlands vgl. Laum S. 39, 43).

Über verschiedene Wertträger vgl. a. Stearns *Ethno-Conchology. A Study of Primitive Money* Report National-Museum 1887; Hertz *Über Verwendung und Ver-*

breitung der Kaurimuschel Mitt. geograph. Gesellsch. Hamburg 1883; Schneider *Muschelgeld-Studien* bearb. v. Ribbe 1905; Finsch *Südseearbeiten* Abh. d. Hambg. Kol.-Inst. 14 (1914); Thilenius *Primitive Geld* Archiv f. Anthr. 18 (1920).

In diesen vorstaatlichen Gebilden leitet sich also die Bewertung von den autoritativen Faktoren ab, von Überlieferungen, führenden Persönlichkeiten der Oberschicht und dem konkreten Verhältnis, in das diese zu den übrigen Angehörigen der von ihnen zusammengeschlossenen Gemeinden treten.

Die primitiven Wertträger kennzeichnen sich durch ihre geringe Vertretbarkeit. Gewissermaßen als Urform kann man den herkömmlichen Tausch zweier Objektmengen gegeneinander betrachten, etwa wie im Beispiel der Mafulu oder beim Austausch von Fleisch gegen Korn. Eine höhere Stufe tritt beim Palau-Geld an den Tag, bei dem die Kaufkraft eines Stückes sich auf gewisse Gruppen von Objekten erstreckt. In Verbindung damit finden wir gewöhnlich noch eine feste Wertskala.

Durch die sachliche Bindung bestimmter Wertträger aneinander und im Zusammenhang damit auch von einander entsprechenden festen Mengenbeziehungen gewinnen die Bewertungen des primitiven Lebens eine Starrheit, die Leistungen erscheinen als „feste Preise“. Doch dürfen wir diese Stabilität nicht überschätzen. An den Beispielen wurde gezeigt, daß sich nicht nur europäischen Waren gegenüber die Bewertung verschiebt, sondern daß auch innerhalb der heimischen Produkte, die als hauptsächlich Wertträger auftreten, in sehr verschiedenen Gesellschaften, wie von Neu-Guinea, Südamerika, Westafrika, Veränderungen in den Bewertungen, wenigstens in größeren Zeiträumen, vor sich gehen.

Die Ausbildung der Autorität schafft nach verschiedenen Richtungen hin feste Werttraditionen. Das Geben und Nehmen wird einseitig akzentuiert, und so finden wir z. B. die Festsetzung von Strafen (s. d.) im herkömmlichen Naturalgelde. In diesem Rahmen fängt das „Binnengeld“ erst an, sich schärfer vom „Außengeld“ abzuheben. Erst in einem größeren, zu-

sammengeschlossenen Kreis von Gemeinden und Menschen kann die Bedeutung gemeinsamer Beziehungsobjekte als Nenner, auf die man andere Werte zurückleitet, hervortreten. Dadurch werden sie zu Rechnungseinheiten, an denen sich Leistung und Zahlung orientieren. Dieser Prozeß, der in wachsendem Maße einige wenige Wertträger in den Brennpunkt vieler möglichen Beziehungen stellt, setzt auch eine starke Organisation größerer Gemeinwesen mit entscheidenden Autoritäten voraus, wie wir das in den frühen altorientalischen Staatsgebilden, etwa von Sumer, gewahren. Korn, Silber und Vieh werden hier in feste Beziehungen zueinander gesetzt und erhalten so die Bedeutung letzter Werteinheiten des Wirtschaftslebens. Diese Verbindung, die noch durch Symbolbeziehungen unterstützt wurde, enthielt durch den Vermehrungscharakter von Vieh und Korn latent die Kapitaleigenschaft. Dadurch und durch die sehr vieles ergreifende Bezogenheit gewinnen diese Wertträger den Charakter echten Geldes.

Die Münze ist hierbei eine fast nebensächliche Erscheinung, so hoch natürlich für die Praxis ihr Auftauchen zu bewerten ist, das übrigens nicht mehr in die Welt der Primitivität gehört (s. a. Geld).

Auf chines. Papiergeld, Ledergeld u. dgl. kann in diesem Rahmen nicht mehr eingegangen werden, da nur die Probleme des primitiven Geldes zur Erörterung stehen.

§ 19. Fragen wir nun zunächst, was die verschiedenen Wirtschaftsformen der Primitivität im Vergleich zur heutigen W. gemeinsam auszeichnet. Vor allem wird man auf die große Stabilität hinweisen können, die überhaupt ein Merkmal jeder primitiven (s. d.) Kultur ist und natürlich die W. mit umfaßt. Der Grund dafür liegt, wie bereits ausgeführt, in der Einfachheit und Gleichartigkeit der Technik (s. d. A.). Je weniger Erfindungen und Neuerungen in eine Kultur aufgenommen werden, desto gleichartiger bleibt sie. Dabei ist es irrelevant, ob die Neuerungen an Fertigkeiten und Kenntnissen in der gleichen Kultur entstehen oder von außen her, von Fremden, übernommen werden. In jedem Fall ist ein besonderer Aufnahmeprozeß in die Gemeinschaft nötig. Es genügt nicht, daß

Erfindungen von Einzelnen gemacht werden, sondern diese Erfindungen müssen von der Gesamtheit zur Kulturtradition erhoben worden sein, um sich auswirken zu können. Dasselbe gilt für Übernahme fremden Kulturguts, für die Nachahmung fremder Fertigkeiten oder Kenntnisse, Sitten oder Einrichtungen (s. Fortschritt, Kulturkreis, Siebung, Soziale Entwicklung). Schon oben in § 1, 2 wurde auf die Schwierigkeiten in der Übernahme fremder Fertigkeiten hingewiesen. Damit eine solche Neuerung oder Übernahme erfolgreich durchdringt, müssen vor allem einflußreiche, autoritative Persönlichkeiten in der Gemeinde sich dafür einsetzen. Darin bestanden aber offenbar vorzüglich in den gerontokratisch geleiteten Gruppen (s. Altenherrschaft) besondere Schwierigkeiten. Nicht nur, daß magische Gründe vorgeschützt und wohl auch wirklich vorhanden waren (s. Zauber A), sondern die Einstellung der Gemüter war gegen Neuerungen zweifellos ängstlich, und die Umstellung, die mit solchen verbunden war, begegnete auch inneren Hemmungen (s. Primitives Denken). Schwerfälligkeit des Gedankenablaufs, Argwohn und Furcht allem Neuen und Fremden gegenüber beeinträchtigten ganz besonders in den primitiven Gesellschaften den Fortschritt. Gerade dadurch jedoch wurde jene innere Harmonisierung der Kultur erreicht, die auch für die Wirtschaftsform eines jeden Stammes so bezeichnend ist. Nur auf diese Weise wurde es möglich, daß die Menschen immer so innig mit der von ihnen betriebenen Art, für ihr Leben zu sorgen, verschmolzen erscheinen, daß man sie sich in einem anderen Rahmen von W. gar nicht denken kann. Das gilt auch noch voll für die handwerklichen Kasten (s. d. A).

In der primitiven W. finden sich allenthalben Züge einer Gemeinwirtschaft mehr oder minder stark ausgebildet. Stets aber ergreift diese Gemeinwirtschaft nur die Nahrungsgewinnung, während Gebrauchsgegenstände, Werkzeuge und Schmuck überwiegend dem Eigentum (s. d. A) der Einzelnen oder der Familien (s. d. A) anheimgegeben sind. Natürlich schwanken, wie wir gesehen haben, die Grenzen zwischen privater, hauptsächlich familialer, und kollektiver W. der poli-

tischen Gruppe in den einzelnen Stämmen und Kulturen.

Man kann auch sagen, daß der Arbeitsertrag dem gehört, der die Arbeit geleistet hat, sofern nicht die Gemeinde Anspruch darauf erhebt. Das gilt selbst noch für die primitiveren Formen der Sklaverei (s. Sklave A). Die rationalistisch betriebene Sklavenwirtschaft gehört jedoch nicht mehr der eigentlichen Primitivität an, sondern scheint dort, wo sie, wie in Afrika oder auf den Sunda-Inseln, vorkommt, in diese von höheren, wenigstens archaischen Kulturen hineingetragen zu sein.

Auch in bezug auf die Expansion herrschen in den primitiven Wirtschaften ähnliche Bedingungen. Eroberung im Sinne höherer Kulturen kennt man nicht, schon wegen des verhältnismäßig weiten Lebenspielraumes, auch nicht Unterwerfung in unserem Sinne. Während die Jägerstämme überhaupt verhältnismäßig friedlich sind, beziehen sich die Kämpfe, die wir etwa bei Gartenbau-Stämmen beobachten, ebenso wie bei den niedrigeren Hirten, hauptsächlich auf Vollziehung der Blutrache (s. d.), auf Fehden (s. d.), denen aber jeder Gedanke an wirtschaftliche und auch politische Expansion fehlt. Aus diesem Grunde sind daher frühere Überschichtungen kaum auf Unterwerfung zurückzuführen, wie es die ältere Theorie sich vorstellte (s. Politische Entwicklung).

Wandernde Stämme waren wohl zu einer gewissen Anpassung an die neue Umgebung genötigt, gingen jedoch darin sicher nicht weiter als unbedingt nötig und lebten zunächst neben und zwischen der früher angesessenen Bevölkerung, mit der sie in eine lose Symbiose traten, die sich erst mit der Zeit zu einer vielfach gegenseitigen Abhängigkeit ausbildete. Eine organisatorische Überschichtung ist wohl erst als eine spätere Folge daraus zu betrachten (s. a. Staat).

Man hat die Jäger-Sammlerinnen-Völker als „konsumptiv“ bezeichnet, ebenso die Händler, und stellte diesen als „produktiv“ die Früchte erzielenden Bodenbebauer und Viehzucht treibenden Hirten gegenüber. Ebenso nannte man Adelschichten, wie wir sie sich bei Hirtenräubern (Tuareg) und Hirtenkriegern (Mandschu; s. Politische

Entwicklung) finden, gleichfalls „konsumptiv“. Eine derartige Einteilung sieht die Dinge oberflächlich und wirft Verschiedenes zusammen. Denn die kleine Gärtnerinnen-Gemeinde „produziert“ gewöhnlich nur für sich, nicht für andere oder einen Markt oder fremde Abnehmer. Handwerks-erzeugnisse werden dagegen viel häufiger für Fremde hergestellt. Die Jäger, welche den Feldbauern Produkte des Waldes, wie Harz, Honig, Fleisch, zum Verhandeln bringen (Kongo-Pygmäen, Kubus), „produzieren“ diese „Waren“ für andere. Der Händler ist in der primitiven Gesellschaft fast immer noch in erheblichem Maß auch „Produzent“ und lebt, wie an den Mailu oder an den Handelsfahrten (*hiri*) der Motu (s. Handel F § 6) geschildert, auch von eigenen Nahrungserzeugnissen. Ähnliches gilt auch von den Adelsschichten, den Räuber- und Kriegerstämmen. — Diese Verhältnisse wurden bisher gewöhnlich zu sehr unter modern-europäischen Gesichtspunkten einseitiger Spezialisierung gesehen.

Dagegen dürfte es wichtiger sein, auf den Beginn der „Arbeit“ (s. § 16) hinzuweisen, ein Einschnitt und eine Unterscheidung, die von größter Tragweite sind. Denn erst die Arbeit macht auch den Ersatz der eigenen Kraft durch Fremde, die Überwälzung auf andere durch die Ausbildung der Sklaverei sinnvoll. Jäger- und Hirtenstämme sind keine Arbeiter. Handel, Raub, Krieg sind Folgen des Widerstandes, den diese Völker verursachten, als sie auch die Felderzeugnisse des Bodenbaues genießen, selbst aber nicht arbeiten wollten. Raub von Gärtnerinnen (Frauen) und Erzwingung von Tribut (s. d. A) brachte in die W., in den politischen und sozialen Aufbau entscheidende Veränderungen. Der häufigere Ortswechsel und die große Beweglichkeit der Hirten-, Seefahrer- und Fischervölker, die sowohl zum Handel wie zu Händeln durch das Bestreben nach Ergänzung ihrer Ernährung verleitet wurden, bewirkten im Sinne einer Siebung (s. d.) und Auslese (s. d.) eine größere Aktivität und Erlangung von Überlegenheit, die sich in der wirtschaftlichen Organisation bei der Überschichtung bekundete (s. § 7, 8).

Überblicken wir weite Zeiträume und viele Völker, so gewahren wir eine außer-

ordentliche Wandelbarkeit der „Bedürfnisse“. Fest stehen dabei nur einige wenige starke Triebe, die stets und unbedingt Befriedigung heischen, aber auch dies in ganz bestimmtem Rahmen. Wir sahen, daß für die Befriedigung des ersten lebenerhaltenden Bedürfnisses, die Nahrung, in der Regel gemeinwirtschaftlich gesorgt wird. Sexualgebote und Heiratsordnungen regeln die Liebe. Auch das Wohnen wird, wenn nicht gemeinwirtschaftlich (wie etwa bei den Sippenhäusern von Borneo; vgl. Hose *Natural Man* 1926), durch Bittarbeit, wie wir sahen, besorgt. Nur für den persönlichen Geltungsdrang, der sich auch in den niedrigsten Gemeinwesen bereits durchsetzt (s. Auszeichnung, Häuptling), erschließen sich auch die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Verteilungsgewalt (s. § 13), der Anhäufung von Schätzen und Reichtümern (s. § 14, 15).

Wie nun diese ineinanderwirkenden Triebe im Einzelfall einer Kultur materiell befriedigt zu werden pflegen, zeigt sich in den Bedürfnissen der betreffenden Gemeinde. Solche Bedürfnisse sind Kollektiv-Erscheinung einer Kultur, die wohl individuellen Schattierungen ausgesetzt, jedoch unlösbar mit der betreffenden Gesellschaft verketet ist. Anders sind die Bedürfnisse der Jäger, anders die der Feldbauer, anders die der Hirten oder gar der von Handwerk durchgesetzten Ackerbaukultur; anders sind sie in den homogenen kleinen Gemeinden, anders in der gestaffelten Gesellschaft der vorstaatlichen und staatlichen Verbände. Mit ihnen hängen auch die Auswirkungen besonders auf die Kunst usw. zusammen.

Das Charakteristische des primitiven Wirtschaftsprozesses liegt darin, daß er zunächst für die ersten drei Typen (s. § 2) in den homogenen kleinen Gesellschaften in jeder Beziehung direkt vor sich geht. Direkt allerdings für die im wesentlichen autarchische Gemeinde, nicht unmittelbar für das Individuum. Eine Stufe individueller Nahrungssuche ohne Rücksicht auf den Gemeindegossen ist, soweit unsere völkerkundliche Kenntnis reicht, nirgends erwiesen. Eine Ausnahme bilden nur jene friedlosen Eigenbrödler (s. Friedlosigkeit), die, jeder Gewalttätigkeit ausgesetzt, aus dem Blutrache-

verband ausgeschlossen, in der Wildnis, sei es des Waldes, sei es der Wüste, ihr Leben fristen müssen.

Die Unmittelbarkeit der W. erleidet ihre erste Beeinträchtigung durch Überschichtung mit kulturfremden Völkern. Dadurch, daß die Verteilungsgewalt in die Hände der Angehörigen der herrschenden Schicht gelangt, wird der Gütertausch und der ganze Wirtschaftsprozeß in einseitiger Weise beeinflusst.

Nach dieser Richtung hin findet eine weitere Beeinflussung statt, die sowohl zur Anhäufung von Besitz wie auch zu einer gewissen Kristallisation von Menschen um die Machthaber der Verteilungsgewalt führt.

Zusammenfassend kann man sagen: 1. daß die Gemeinwirtschaft in den kleinen homogenen Gemeinden auf den Nahrungserwerb beschränkt ist; 2. daß bei Agglomeration oder Verbindung von Gemeinden durch ständige Handelsbeziehungen eine mehr auf Familien gestellte wirtschaftliche Grundlage zutage tritt, namentlich, wenn die Existenz partiell auf Handel gegründet ist; 3. daß bei Zusammenschluß einer größeren Zahl von Gemeinden zu ethnisch geschichteter Gesellschaft durch eine autoritative Macht Verteilungswirtschaft sich durchsetzt; 4. daß die Grundlage und Organisierung auch bei geringerer autoritativer Macht (s. § 10) als Folge von sozialer Staffelung durch Besitz familienwirtschaftlich wird.

§ 20. Die für das lebenswichtigste Nahrungsbedürfnis sorgende Gemeinwirtschaft und das Fehlen eines universell umsetzbaren Geldes führen auch in den primitiven Gesellschaften zu einem Verhalten in wirtschaftlichen Dingen, das sich nicht mit dem unsrigen deckt. Es geht in einer Wirtschaftssphäre vor sich, in der die Bedeutung der Verwandtschaft (s. d.) und der Blutsbande nicht in den Hintergrund gedrängt ist wie bei uns, in der die Familie nicht individualistisch aufgelöst ist und nicht Zusammenschlüsse auf einer teils beruflichen, teils ideellen Basis erfolgen wie in der modernen Gesellschaft. Daraus ergibt sich in den verschiedenen primitiven Wirtschaftstypen ein Verhalten, von dem auch auf einen anderen Wirtschaftsgeist zurückgeschlossen werden muß. Die Unmittel-

barkeit der primitiven W. bedingt weiterhin infolge des Fehlens eines universell verwendbaren Geldes eine andere Wirtschaftseinstellung. Dem Gelderwerb kommt in einer Gesellschaft, in der den Wertträgern nur eine beschränkte Kaufkraft zufällt, nicht die Bedeutung zu wie in unserer W. von heute, zumal auch der Zwischenhandel nur von Ort zu Ort, nicht wirtschaftsorganisatorisch von Bedeutung ist. Vor allem führt das Fehlen von Gelderwerb nicht zu persönlichem Untergang, eine so große Bedeutung auch in den geschichteten Gesellschaften dem Reichtum zukommt. Die partielle Gemeinwirtschaft bewahrt den Einzelnen vor dem Verhungern. Man läßt den Einzelnen nicht verkommen, wenn er nicht ausdrücklich aus der Gemeinde ausgeschlossen wurde, oder wenn man ihn nicht, wie Alte oder Kranke, absichtlich sterben läßt (s. a. Moral § 9).

So verschieden die Technik in den einzelnen Kulturen auch ist, es fehlt ihr in allen primitiven Gesellschaften doch das Beherrschende der modernen Maschine, die den Menschen in Abhängigkeit zwingt. Das primitive Werkzeug steht vielmehr im Dienste des Menschen, als daß der Mensch von ihm in Abhängigkeit gebracht worden wäre. Noch fehlen ja die zusammengesetzten Maschinen, wie das Tretrad, das Töpferrad u. dgl., die wir erst in den archaischen Staaten finden. Die Arbeit des Menschen primitiver Kultur ist daher frei vom Zwang des Werkzeugs, sie ist frei vom Zwang des Erwerbs und des Verdienens; dafür ist sie allerdings untertan den Naturgewalten, der Witterung, Tier und Pflanze, Berg, Wald und Wasser.

Die Buschmänner graben mit ihren elenden Werkzeugen, mit den Stöcken, ein Grab für die Toten und geben ihnen allen ihren persönlichen Besitz mit, auch die mühsam geschnitzten Pfeile, denn dieser Besitz gehört ihnen ja (Passarge S. 109ff.). Aus dieser Erde, in die man die Toten legte, gräbt man die Knollen im neuen Jahr heraus, und der Alte, der Vater der Familie, raucht etwas Hanf, versetzt sich dadurch in eine Traumwelt, jene andere Welt, und ruft seinen Vater im Grabe an, der die Knollen wachsen ließ. Erst nach seiner Einwilligung kann man von den Knollen ohne Scheu essen (Meinhof S. 49).

— Diese beiden Tatsachen zeigen die Bedingtheit der W. durch religiöse Vorstellungen, die Art, wie das rationale Wirtschaften stets durch irrationale Momente durchbrochen wird. Oder kann man diese Momente wirklich „irrational“ nennen? Doch nur von unserem Standpunkt aus, nicht von dem des Buschmanns. Denn eine ganze Kette von Erwägungen veranlaßt ihn, die kostbaren Besitztümer mit der Leiche zu vergraben, und andere Bedenken stellen sich ein, die Erstlinge des Bodenertrags nicht ohne weiteres zu genießen, so wie es nach dem Zerrbild des „hemmungslosen Wilden“ im Sinne mancher Theoretiker geschehen müßte.

Die andersartigen Lebens- und Wirtschaftsbedingungen verursachen auch eine andere Siebung (s. d.) der Persönlichkeiten, die für den Einfluß und die Führung in den Gemeinden entscheidend sind, sowie eine andere Auslese (s. d.) zur Fortpflanzung. Um sich in diesen Gemeinden durchzusetzen, bedarf es keines Hastens nach Geld oder Geldgewinn; ganz andere Betätigungen und Verhaltensweisen führen hier zu Anerkennung und Auszeichnung, zu Erfolg und Ansehen. Selbstverständlich wechselt das wieder je nach den einzelnen der oben erörterten Wirtschaftstypen. Redet man also von dem verschiedenen Wirtschaftsgeist dieser fremden und fernen Gesellschaften im Verhältnis zu uns, so vergleicht man im Grunde Unvergleichbares. Der andere Lebensstil läßt selbstverständlich einen anderen „Wirtschaftsgeist“ zutage treten.

Bei der Erörterung der Frage, worin der Unterschied zwischen den Wirtschaftsverhältnissen im alten China und denen Westeuropas zu suchen ist, kommt Grosse (S. 114f.) zu dem Ergebnis, daß der Unterschied weniger in dem Grade als in der Art der anderen W. zu suchen sei. Er betont insbesondere dabei die andere „Weltanschauung“, allerdings ein Sammelbegriff, den wir in seine soziologischen und psychologischen Faktoren auflösen müssen. Dabei kommt er auf die Geschlossenheit und innere Ausgeglichenheit der chinesischen Kultur zu sprechen (s. Kulturkreis, Primitive Kultur, Soziale Entwicklung). Der Geist, der die Struktur der

chinesischen Gesellschaft durchzieht, hat auch noch für primitivere Gemeinwesen mit geschichteter Gesellschaft Geltung. Das Verhältnis von Meister, Dienstherrn und Geschäftsleiter zum Lehrling, Gesellen, zum Angestellten und Arbeiter (s. Lehen) ist ein familienhaftes mit sittlicher Bindung, über die Zahlung von Lohn (s. d.) und Gehalt hinaus. Der Verband, ob nun Gilde oder andere Vereinigung, faßt die arbeitgebenden Unternehmer und Kaufleute so zusammen, daß der Einzelne im Verbandsverbande einerseits seine Unterstützung, andererseits aber auch seine Beschränkung findet. Dem vom Glück Begünstigten oder durch seine Tüchtigkeit Emporgetragenen, dem reich und mächtig Gewordenen entstehen in China, je höher er steigt, nur desto größere Verbandsverpflichtungen. Nicht nur die ganze Hausgenossenschaft, einschließlich der Diener, nicht nur die ganze nähere und weitere Verwandtschaft zehren in selbstverständlicher Weise an ihm, sondern auch der Dorfverband oder die Stadt, die Gilden und Landsmannschaften, und was immer für Verbände in Betracht kommen, erheben die weitestgehenden Ansprüche an ihn. Deshalb ziehen sich reich gewordene Chinesen heute gern in die Auslandskolonien zurück, wo sie ihren Verbandsverpflichtungen leichter entgehen können. — Auf dieser patriarchalischen Grundlage ist der Raum für starken Individualismus beschränkt, und dieser kann sich daher nicht jede technische Errungenschaft sofort dienstbar machen; er wird durch den Verband daran gehemmt. Dagegen trägt dieser Zustand den Vorteil sozial ausgleichender Tendenz. Aus diesem Grunde ist im alten China von sozialer Zerklüftung, von Klassenhaß und Klassenneid keine Rede. Die wirtschaftlichen Krisen sind dort fast ausschließlich durch die Natur oder durch politische Ereignisse verschuldet. — Gerade diese Harmonie in allen Bereichen der Lebensbetätigung, welche die Trägerin einer vervollkommenen allseitigen Kultur ist, war aber die Ursache jenes Zustandes, den wir als „Stillstand“ in China bezeichneten. Dabei darf man nicht die oben gekennzeichnete Stellung des Einzelnen in seinem Verbandsverbande vergessen, die Zusammenhänge des Wirtschaftslebens und der so-

zialen Einrichtungen mit den übrigen Seiten des Kulturlebens, die gerade für die geschilderten Zustände außerordentlich wichtig sind. Das chinesische Familienrecht (s. a. Familie A, Verwandtschaft) kannte im Gegensatz zum römischen und zu unserem ein Mündigwerden des einzelnen Familienmitgliedes nicht. In allen Beziehungen, auch in wirtschaftlicher, blieb der Einzelne unmündig, der *pater familias* hatte die vollkommene Verfügungsgewalt nicht nur über das Familienvermögen, sondern auch über das Arbeitseinkommen usw. der einzelnen Familienmitglieder.

Diese Einrichtungen verbinden sich indessen mit großer wirtschaftlicher Tüchtigkeit: In ganz China werden alle fünf Tage zu örtlich wechselnden Terminen in nicht weiter Entfernung voneinander Märkte abgehalten (s. Markt), zu denen der chinesische Handel aus Entfernungen von Hunderten und Tausenden Kilometern Waren herbeiführt. Ausgezeichnet sind die Erzeugnisse des wohlausgebildeten, wenn auch mit manchmal primitiven Werkzeugen und Methoden arbeitenden Handwerks der bodenständigen Gewerbebezüge und der vielgestaltigen Haus-Industrie, die trotz primitiver Verkehrsmittel durch den lebhaften Land-, Binnen-, Wasser- und Seeverkehr nach allen Richtungen hin vertrieben werden. Nicht nur das allein, sondern auch ein gut organisiertes Kredit- und Zahlungsüberweisungssystem ist durch zahlreiche Banken organisiert. — Alle diese Faktoren, die aber ganz anders als der moderne europäische Wirtschaftsbau sich zusammenschließen, ermöglichen die Erfolge des chinesischen Kaufmanns, besonders gegen seine Nachbarn im N, S und W, das Vordringen des chinesischen Volks, die stillen Eroberungen und Besiedlungen, z. B. in der Mandchurei und an der Nordwestgrenze. Sie sind Träger einer kolossalen wirtschaftlichen Expansion auf friedlichem Wege.

Innerhalb der einzelnen Wirtschaftstypen kommen allerdings große, miteinander eher vergleichbare Schwankungen vor (s. § 18, 19), die zeigen, daß unter verhältnismäßig ähnlichen Bedingungen sich etwa bei dem einen Stamm (z. B. Süd-Neuguineas) Handelsgeist betätigen kann, beim

anderen nicht. Doch erkannten wir auch die Gründe und inneren Zusammenhänge solcher Abweichungen.

Indessen wäre es irrig, zu meinen, daß wirtschaftliche Faktoren im Leben der Naturvölker nicht auch wirksam wären. Es liegt ein schweres Mißverstehen der Wirklichkeit vor, wenn man heute die primitive W. schlechthin als „magisch“, „zauberisch“ abtut. Hierin äußert sich eine ebenso große Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, wie in der Anwendung veralteter, abstrakt rationalistischer Auffassungen, die den Naturmenschen in denkbar unpsychologischer Weise Erwägungen unterschiebt, die nur für den *homo oeconomicus* gelten. — Es ist nicht unwesentlich, auf das wirtschaftliche Leben eines Jäger- und Sammlervolkes einen Blick zu werfen, wie es sich unter den heute veränderten Lebensbedingungen darstellt; und zwar deshalb, weil wir dabei sehen, in welcher Weise sie ihr Wirtschaften umgestalten. Die Kamtschadalen des nördlichen Sibiriens leben vor allem vom Fang der Wanderlachse und von der Jagd auf Zobel, deren Felle sie an die Händler, namentlich chinesischer Herkunft, gegen Tabak, Branntwein, Zucker, jedoch auch gegen Taschenspiegel und Grammophone eintauschen. Diese Jäger und Fänger haben sich so spezialisiert, daß sie nicht mehr vom Ertrag der Jagd unmittelbar leben, sondern hauptsächlich diejenigen Tiere jagen, deren Felle sie verhandeln können, um so ihr Leben bequemer und genußreicher zu gestalten. Dadurch, daß die Zobelfelle von den fremden Händlern die meistbegehrten Gegenstände sind, wurden diese zu Wertträgern und zur Tauscheinheit auch unter den Kamtschadalen selbst. Einer kaufte z. B. ein Boot mit einem Zobelfell und erhielt außer dem Boot noch ein Fuchsfell dazu (Bergman S. 71f.).

In Wirklichkeit wirtschaftet der Naturmensch schlecht und recht, wie er es für gut und vernünftig hält. Freilich unterlaufen ihm dabei Irrtümer und Unzulänglichkeiten der Technik und Organisation, und die Angst um das Gelingen seiner Unternehmungen verleitet ihn zu allerlei (in unserem Sinne) „abergläubischen“ Meinungen und Handlungen. Schließlich ent-

springt sein Verhalten einem ganz anders abgestimmten Kreis von Bedürfnissen. Mögen die Wege, die er einschlägt, von uns aus gesehen, auch oft kraus erscheinen und wir sein Denken und Verfahren daher „zauberisch“ nennen, so meint er doch selbst, von seinem Standpunkt aus, richtig und rationell zu verfahren. Die Anwendung unseres heutigen rationalistischen Standpunktes und unseres modernen wirtschaftlichen Denkens kann aber nicht für die primitive Kultur Geltung beanspruchen.

Das Sparen ist ein Zug, den man in niedrigen Wirtschaften verhältnismäßig wenig ausgebildet antrifft. Allerdings hängt auch das Sparen mit dem ganzen Wirtschaftsgeist eines Volkes zusammen und heftet sich an die Wertträger. Je zahlreicher die Werte und je komplizierter die W., desto wichtiger wird das Sparen. In den altpersischen Moralvorschriften wird streng verboten, Dinge von Wert zu vergeuden. Auch nur „etwas von dem Gewichte eines Fadens oder so viel, als ein Mädchen beim Spinnen fallen läßt“ soll nicht nutzlos vertan werden (Darmesteter I 79).

Den „Wirtschaftsgeist“ dürfen wir daher nicht durch von unserem Leben und Denken abgezogene Begriffe meistern wollen, sondern können ihn nur durch Einfühlen in das Denken und Verhalten einschätzen, das auf ganz andere Voraussetzungen der Technik und der Kenntnisse, der Fertigkeiten und Organisation sich gründet.

S. a. Altherrschaft, Arbeit, Bürgerschaft A, Diebstahl, Eigentum A, Familie A, Grundeigentum A, Handel F, Handwerk A, Häuptling, Heirat, Hirte, Höriger A, Horde, Kaste A, Kauf, Klan, Kommunismus, Lohn, Markt A, Mitgift, Moral, Nahrung A 1, Politische Entwicklung, Primitive Kultur, Reichtum, Siedlung A, Sippe, Sklave A, Soziale Entwicklung, Staat, Vertrag, Zauber A.

Armstrong *Unique Monetary System* The Economic Journal 34 (1924); Bergman *Vulkane, Bären und Nomaden, Reisen und Erlebnisse im wilden Kamtschatka* 1926; Berner *Die wirtschaftlichen Grundlagen für Entstehung und Verbreitung von Hackbau, Gartenbau und Ackerbau* ZIEthn. 57 (1925); Bertrand *Quelques notes sur la vie politique, le développement, la*

décadence des petites sociétés Bantok du bassin central du Congo Revue de l'Institut de Sociologie 1/1 (1920); Best *Maori Agriculture* New Zealand Dominion Museum Bulletin 9 (1925); Binger *Du Niger au Golfe de Guinée* 1892; Boas *America and the Old World* 21. Congrès international des Americanistes 1924; Böhm *Die Kornhäuser in Indien, Rußland etc.* Münchener Volkswirtschaftliche Studien 26 (1898); Bollig *Die Bewohner der Truk-Inseln* Anthropol. Bibl. 3/1 (1927); Brown *The Andaman Islanders* 1922; Bücher *Die Entstehung der Volkswirtschaft* 1893—1922; ders. *Arbeit und Rhythmus* 1924; Cunow *Die Wirtschaft der Natur- und Halbkulturvölker* 1926; ders. *Wirtschaftsformen der ind. Arier, der Italiker, Kellen und Germanen* 1927; Czapliska *Aboriginal Siberia* 1914; Dapper *Eigentliche Beschreibung der Inseln in Afrika* 1671; Darmesteter *The Zend Avesta* (part I) *Vendidad* (Fargard VII) in *Sacred Books of the East* IV (1880); Descamps *Comment les conditions de vie des sauvages influencent leur natalité* Revue de l'Institut de Sociologie 3/1 (1922—23); ders. *La natalité et la mortalité chez les demi-sauvages* Revue de l'Institut de Sociologie 3/2 (1922—23); ders. *L'atelier chez les sauvages* Revue de l'Institut de Sociologie 4/1 (1923—24); Dopsch *Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit* 1921; ders. *Der Kulturzusammenhang zwischen der spät-römischen und frühgermanischen Zeit in Südwestdeutschland* Korr. Gesamtv. 1927; Driberg *The Lango* 1923; Firth *Economic Psychology of the Maori* Journ. anthr. inst. 55 (1925); ders. *Some Features of Primitive Industry* The Economic Journal Supplement, The Economic History Series Nr. 1 (1926); Fromm *Ufipa* Mitt. a. d. dtsh. Schutzgebieten 25 (1912); Grosse *Wirtschaftsverhältnisse im alten China etc.* Ostasiatische Rundschau 9/5 (1928); Hahl *Rechtsverhältnisse und Rechtsanschauungen der Eingeborenen* Nachrichten über Kaiser Wilhelmsland u. d. Bismarck-Archipel 1897; Hahn *Von der Hacke zum Pflug* 1914; Hammarström *Ein Minoischer Fruchtbarkeitszauber* Acta Academiae Aboensis, Humaniora 3 (1922); Heepe *Weitere Yaundelexte* Zeitschr. f. Eingeb.-Sprachen 10 (1920); Hertz *Über Verwendung und Verbreitung der Kaurimuschel* Mitt. Geogr. Ges. Hamburg 1881; Hough *Fire as an Agent in Human Culture* Smithsonian. Inst. Bulletin 139 (1926); Irlc *Die Herero* 1906; Jenness *The Life of the Copper Eskimos* Report of the Canadian Arctic Expedition 12, Southern Party 1913—16; Jevons *Geld und Geldverkehr* 1876; Junker *Reisen in Afrika* 1890; Karsten *Contributions to the Sociology of the Indian Tribes of Ecuador* Acta Academiae Aboensis Humaniora 1/3 (1920); Keysser *Aus dem Leben der Kaileute in Neuhauß Deutsch-Neu-Guinea* III (1911); Knabenhans *Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen* 1919; Knapp *Staatliche Theorie des Geldes* 1905; Koppers *Die ethnologische Wirtschaftsforschung* Anthropos 10—11 (1915—16); Kornemann *Die Stellung der Frau in der vorgriechischen Mittelmeerkultur* Orient

und Antike 4 (1927); Krause *Das Wirtschaftsleben der Völker* 1924; Kropf *Das Volk der Xosa-Kaffern im östlichen Südafrika. Ein Beitrag zur afrikanischen Völkerkunde* Berliner Afrikan. Missions-Gesellschaft 1889; de Lacouperie *Catalogue of Chinese Coins from the VIIth Century B. C. to A. D. 621, including the series in the British Museum* hg. von R. St. Poole 1892; Laufer *The reindeer and its domestication* Memoirs Am. Anthrop. Association 4, 2 (1918); Laum *Heiliges Geld, eine histor. Untersuchung über den sakralen Ursprung des Geldes* 1924; Lenoir *Les conditions de la fabrication en Mélanésie occidentale* Revue de l'Institut de Sociologie 5/2 (1924/25); Lenz *Über Geld bei Naturvölkern* 1895; Leroy *Essai d'introduction critique à l'étude de l'économie politique (Les théories de K. Bücher et l'ethnologie moderne)* 1925; Letourneau *La monnaie chez les races de couleur* Bull. Soc. d'Anthropologie 1899; Macdonald *The Evolution of Coinage* 1916; Malinowski *The Natives of Mailu* Transactions of the Royal Society of South Australia 39 (1915); ders. *Argonauts of the Western Pacific* 1922; Maurizio *Die Geschichte unserer Pflanzennahrung* 1927; Mayer *Der germanische Uradel* Zeitschr. d. Savigny-Stiftg. f. Rechtsgesch. (german. Abt.) 32 (1911); Meinhof *Die Religionen der Afrikaner in ihrem Zusammenhang mit dem Wirtschaftsleben* Inst. f. Sammenhngende Kulturforschung Ser. A 7 (1926); Meissner *Schafschor in Babylonien* Orientalist. Lit.-Ztg. 14 (1911); Merker *Die Masai* 1904; Müller-Wismar *Yap* 1917; Moszkowski *L'économie des peuples primitifs* Revue économique internationale 1912; Munzinger *Ostafrikanische Studien* 1883; Nansen *Eskimoleben* 1891; Nigmann *Die Waheke* 1908; Parkinson *30 Jahre in der Südtsee* 1907; Passarge *Die Buschmänner der Kalahari* 1907; Peake *The Beginning of Civilization* Journ. anthr. inst. 57 (1927); Pechuël-Löschke *Volkskunde von Loango* 1907; Rattray *Ashanti* 1923; Rivers *The Todas* 1906; Rodd *People of the Veil* 1926; Roscoe *The Banyankole* 1923; ders. *The Bakitara or Banyoro* 1923; Rüttimeyer *Ur-Ethnographie der Schweiz* Schriften d. Schweizer. Gesellsch. f. Volkskunde 1924; Schmidt und W. Koppers *Gesellschaft und Wirtschaft der Völker* Völker und Kulturen 1 (1924); Schneider *Die sumerische Tempelstadt* Staatswissenschaftliche Beiträge 4 (1920); Schrieke *Hel Communisme ter Sumatra's Westkust* 1928; Schurtz *Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes* 1898; Schweinfurth *Im Herzen von Afrika* 1918; Seebohm *On the Early Currencies of the German Tribes* Vierteljahrsschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte 1/2 (1903); Seligmann *The Melanesians of British New-Guinea* 1910; Speiser *Ethnographische Materialien aus den Neuen Hebriden und den Banks-Inseln* 1923; Spiegelberg *Arbeiter und Arbeiterbewegung im Pharaonenreich unter den Ramessiden (ca. 1400—1100 v. C.)* 1895; Sumner *The Yakuts* Journ. anthr. inst. 31 (1901); Temple *Beginnings of Currency* ebd. 29 (1899);

Thurnwald *Staat und Wirtschaft im alten Ägypten* Zeitschr. f. Sozialwiss. 4 (1901); ders. *Staat und Wirtschaft in Babylon zu Hammurabis Zeit* Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik 1903/1904; ders. *Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel*. III. Volk, Staat u. Wirtschaft 1912; ders. *Entstehung von Staat und Familie* Blätter der Internat. Vereinigung f. vergl. Rechtswissenschaft und Volkswirtschaft 16 (1921); ders. *Die Gestaltung der Wirtschaftsentwicklung aus ihren Anfängen heraus* Erinnerungsgabe für Max Weber. Die Hauptprobleme der Soziologie 1923; Tönjes *Uvamboland* 1911; Torday *On the Trail of the Bushongo* 1925; Toutain *L'Economie Antique* 1927; Trimbom *Der Kollektivismus der Inkas in Peru* Anthropos 20 (1925); ders. *Die Gliederung der Stände im Inka-Reich* Journal de la Société des Américanistes de Paris 19 (1927); Vedder *Die Bergdama* 1923; Velten *Sitten und Bräuche der Suaheli* 1903; Voigt *Theorie des Geldverkehrs* Zeitschr. f. Sozialwiss. 11 (1920); Volkov *Une nouvelle découverte monétaire à Kiev* Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris 1900; Wagemann *Allgemeine Geldlehre* 1923; Walle *Vorgeschichte des deutschen Volkes* 1924; Wandres *Tiernamen in der Nama- und Bergdama-Sprache etymologisch erläutert* Festschrift Meinhof 1927; Weeks *Dreißig Jahre am Kongo* 1914; Westermann *Die Kpelle* 1921; Weule *Die Urgesellschaft und ihre Lebensfürsorge* 1912; Wirz *Anthropologische und ethnologische Ergebnisse der Zentral-Neu-Guinea-Expedition 1921/22* Nova Guinea 16/1 (1924); ders. *Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea II* 3 (1925); Zintgraaf *Nord-Kamerun* 1895.

Thurnwald

Wirtschaftsgebäude s. Gehöft, Haus.

Wisconsin-Stufe s. Diluvialgeologie § 8.

Wisent s. Diluvialfauna § 5, Rind, Vorderasien B § 13.

Wiskiauten (Samland) s. Ostpreussen A § 10, B § 3, C § 23.

Wismar (Mecklenburg, steinzeitliche Pfahlbauten). § 1. Geschichte. Nachdem durch Beobachtungen und Funde in einem Moor bei Gägelow (nahe Wismar) im J. 1863 die Vermutung von Pfahlbauten nahegelegt war, wurden im J. 1864 durch einen Vertrauensmann von Fr. Lisch, Sergeant Büsch, in einem Moor n. von W. Pfähle und Altsachen festgestellt, welche das Vorhandensein von Pfahlbauten sicherten. Die Stelle ist sofort von Lisch untersucht, die weitere Ausbeutung und Absammlung der Stelle dem Torfmeister und seinen Leuten überlassen geblieben, wobei Büsch die Aufsicht führte. Dieser hat dann zwischen die nach Schwerin gesandten Fundstücke des Pfahlbaus ge-

fälschte Gegenstände gemengt, Geräte aus Knochen, Leder, Geflechte, Obst, Getreide, Fische. Die Fälschung wurde bald entdeckt, und die betreffenden Stücke ausgedondert. Auch nach Büschs Ausscheiden sind weiterhin dieselben Funde in derselben Lagerung gemacht, bis im J. 1872 der Torfstich aufhörte. Die Verdächtigung des Pfahlbaus als Ganzes ist also unberechtigt.

§ 2. Lagerung. Kleines Torfmoor von 250 Quadratrußen Fläche, sog. „Lattmoor“, in einer tiefen, mit der Wismarschen Bucht zusammenhängenden Niederung, von ansteigendem Ackergelände umgeben; die Funde sind nahe dem festen Lande auf einer Fläche von 340 × 48 m gemacht. Geräte und Knochen sind auch an einer anderen Stelle des Moores angetroffen, aber keine sicheren Pfahlanlagen (Mecklenb. Jahrb. 35 S. 18 Tf. 2). Die Oberfläche besteht aus einer etwa 2 m starken Schicht festen, braunen Sphagnum-Torfes; darunter eine Schicht „Dammerde“, dann schwarzer „Moder“, welcher das alte, etwa 3 m t. Seebecken ausfüllt. Den Grund bildet bläulich-hellgrauer, etwas kalkhaltiger Tonmergel („Schindel“). Die Pfähle waren etwa 60 cm t. in den Grund getrieben und ragten bis zum alten Seespiegel; sie zeigen oben Brandspuren; die Pfahlbau-Siedelung ist durch Feuer zugrunde gegangen.

§ 3. Die Pfahlhäuser. Aufgedeckt 5, davon 3 runde (etwa 4—5,5 m Dm), anscheinend durch Stege miteinander, eines auch mit dem Festlande verbunden, wie es scheint, mit einer mit Sand bestreuten Lehmdele versehen. Die Pfähle bestanden aus Eichenholz.

§ 4. Funde. Die Funde lagen zum Teil innerhalb der Pfahlstellung, zum Teil auch frei auf dem alten Seegrunde. I. Feuerstein: großmuscheliges Schlaggerät einfachster Form, Kernbeil (Gradbeil), 4 Vorarbeiten zu Keilen oder Meißeln, 38 Keile (10 dünnackige, 8 schmale dickackige; darunter ein Hohlkeil, 20 breite dickackige), 9 Meißel, 2 Griffdolche, 9 halbmondförmige Messer, 2 Pfeilspitzen, 1 Kernstein, 34 Spanmesser, Feuer-schlaggerät, 4 Scheiben, Rundscherer. — II. Grünstein u. ä.: 3 Keile, darunter ein rundlicher, 4 Lochhäxte, 2 Schaftäxte. — III. Sandstein u. ä.: 13 Schleifsteine, 2 Wetzsteine, 1 Glättstein, 1 Mühlstein-

platte, 15 Reibsteine. — IV. Horn und Knochen: 2 Eberhauer (Halsschmuck?), 2 Äxte aus Hirschhorn, eine Vorarbeit zu solcher, 8 abgekeilte Hirschhornenden, zu Pfriemen benutzt, eines mit Loch (zum Tragen), 2 Ahlen aus Hirschhorn und Pferdeknochen, 1 Pfriemen aus Rehknochen, Hauer aus Pferdeknochen, flache Platte. — V. Holz: Bogen aus Eibenholz. — VI. Ton: Trichterbecher jüngerer Form, Scherben derber Gefäße. — VII. Bernsteinperle, Harzklumpen. — VIII. Menschliche Gebeine, vereinzelt, in unsicherer Lagerung. — IX. Tierische Gebeine, massenhaft. Bestimmt sind: a) zahme: Hausrind der Primigenius-Rasse und der Frontosus-Rasse, Schaf, Ziege, Torfschwein, Hausschwein, Hund in 2 Rassen, Pferd, Esel; b) wilde: Schwein, Hirsch, Reh, Biber, Fuchs, Elch, Urstier. — Wildente, Tauchente, schwarzes Wasserhuhn, grauer Reiher, Storch, Seeadler. — Hecht. — Schildkröte. — Muscheln (Anodonta). — X. Pflanzen: Haselnüsse, Eicheln, Feuerschwamm, Schilf, Seerose. — S. a. Nordischer Kreis A § 4e.

§ 5. Zeitstellung. Die Zuweisung der Pfahlbauten an eine bestimmte steinzeitl. Periode wird dadurch erschwert, daß die Gegenstände nicht durch fachmännische Grabungen gewonnen sind und ausreichende Berichte über die Lagerung der einzelnen Stücke nicht vorliegen. Diese, z. B. die Keile, gehören verschiedenen Stufen an und reichen bis an den Schluß der Steinzeit. Es ist wahrscheinlicher, daß die Pfahlbauten nach diesen jüngeren Stücken zu datieren sind als nach den älteren.

§ 6. Weitere Pfahlbauten. Der Pfahlbau von W. ist der einzige ergiebige in Mecklenburg geblieben. Doch liegen noch eine Reihe anderer Beobachtungen vor, welche mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf Pfahlbauten deuten; so außer dem schon genannten von Gägelow die von Bülow bei Rehna, Redentin bei Wismar, Schwerin, Goldberg, Bützow, Kurzen-Trechow bei Bützow, Darogun, Stove bei Neubukow, Russow bei Neubukow, Barnstorf bei Ribnitz. Die „Meerpfahlbauten“ von W. und der „Pfahlbau an der Wolfsburg“ bei W. sind sehr unsicher. Näheres Beltz *VAM* S. 119.

Mecklenb. Jahrb. 30 (1865) S. 1; ebd. 32 (1867) S. 161; ebd. 38 (1873) S. 112 Fr. Lisch; Beltz *VAM* S. 122.

R. Beltz

Witwe.

§ 1. Schicksal der W. — § 2. Wiederverheiratung der W. — § 3. Witwentötung. — § 4. Künstliche Witwe. — § 5. Der religiöse Hintergrund bei der Behandlung der Witwe.

§ 1. Für die niedrigen Naturvölker wird man zwei Haupttypen des Frauenerwerbs aufstellen können: der 1., der hauptsächlich für die gerontokratischen Jäger-Sammelerinnenstämme gilt, besteht darin, daß der Bräutigam die Braut durch Arbeit bei seinem Schwiegervater abverdient. Er erwirbt sie somit durch eigene Arbeit, manchmal erst nach Jahren, die er beim Schwiegervater zubringen muß. Kehrt er mit seiner Frau schließlich zu seiner Sippe heim, so verfügt er über sie und ihre Kinder, auf die er individuelle patriarchalische Ansprüche erhebt. Dementsprechend wird gewöhnlich auch die Ehescheidung (s. d.) vom Standpunkt einer Beeinträchtigung am Eigentum des Mannes angesehen. Nach dem Tode des Mannes kann aber die Frau gewöhnlich ohne weiteres, wenn sie will, zu ihrer Familie oder Sippe zurückkehren.

Unter den nordkanadischen Kupfer-Eskimos fällt der W. ein hartes Los zu. Sie ist darauf angewiesen, sich von ihren Verwandten unterstützen zu lassen und von ihnen aufgenommen zu werden. Aber ein Mann, der selbst für Weib und Kinder zu sorgen hat, ist nicht erfreut, wenn er noch mit einer verwitweten Schwester belastet wird. Dazu kommen oft noch Reibungen zwischen den beiden Frauen. So bietet sich die Witwe mitunter verschiedenen Männern für einen Tag oder eine Woche an, in der Hoffnung, dauernd bei einem Mann bleiben zu können. Bekommt sie ein Kind, so wird ihr daraus allerdings keinerlei Vorwurf gemacht. Junge W. brauchen gewöhnlich nicht lange auf einen Mann zu warten, der sich ihrer annimmt, dagegen ist das Los der älteren oft schwer. — Dabei muß bemerkt werden, daß die Eheschließung (s. Heirat) sehr formlos ist und kleine Geschenke von Seite des Bräutigams oder andere Leistungen genügen, um eine Frau zu erwerben, die sich zuerst der Sitte nach sträuben muß (Jenness S. 159, 163).

Unter den austral. Stämmen, z. B. der Aranda, beschmiert sich die W. Haar, Gesicht und Brust mit weißer Tonerde und

verweilt schweigend, bis die sog. Totenfeier (*aralkililima*-Zeremonie) vorbei ist. Die W. erhält einen besonderen Namen. Auch bei einigen der n. Stämme verharrt sie in Schweigen, z. B. bei den Warramunga zwölf Monate hindurch, während der sie sich nur durch Zeichensprache verständigt. Bei den Aranda zieht sie sich in das Frauenlager zurück und setzt in erheblichem Maße ihre gewöhnliche Beschäftigung aus. Wünscht sie den Bann des Schweigens zu brechen, so muß sie eine öffentliche Zeremonie ausführen, die hauptsächlich in der Opferung von vegetabilischer Nahrung (s. d. Ar) an den jüngeren Bruder und die Söhne des Verstorbenen besteht. Dies soll andeuten, daß die W. dadurch, daß sie sich wieder an das Sammeln von Wurzeln und Kräutern macht, die gewöhnliche Tätigkeit des Frauenlebens aufnimmt. Ähnliche Zeremonien von nahezu derselben Dauer und Entsagung herrschen unter einigen anderen Stämmen. Bei den Kaitish und Unmatjera wird der W. das Haar geschoren, sie schmiert ihren Körper während der Trauerzeit, die mehrere Monate dauert, mit Asche ein und muß sich schweigend verhalten. Unter allen diesen Stämmen fügen sich die Frauen grausame Wunden zu. Sie scheinen sich in eine Ekstase hineinzusteuern und ganz unachtsam zu werden, in welcher Weise sie sich Wunden schneiden und hacken. Indessen geben sie wenigstens so weit acht, daß durch die Verwundungen kein lebenswichtiger Teil verletzt wird, sondern nur Schultern, Kopfhaut und Beine. So verwundete eine W. ihren Kopf mit einem brennenden Feuerstock (Spencer und Gillen 1899 S. 500ff., 510; dies. 1904 S. 506ff., 510, 521ff.).

Bemerkt muß werden, daß bei diesen Stämmen gewöhnlich ein Austausch von Frauen unter den Familien oder Sippen stattfindet, obgleich allerdings stets der Vater über seine Tochter verfügt, nicht die Gruppe als solche. Das ist auch der Fall, wenn Frauenkauf stattfindet oder Dienst für den Schwiegervater (vgl. Malinowski S. 51).

Diese Verstümmelungen ohne weiteres als adäquaten Ausdruck des Schmerzes zu betrachten, würde, wie bei einer Reihe ähnlicher Bräuche (s. Primitives Den-

ken), viel zu weit gehen. Es handelt sich dabei vielmehr um die Erfüllung einer Sitte, mögen die Gefühle der Frau wie immer sein. Es ist eine gesellschaftliche Forderung, sich so zu benehmen, ähnlich etwa wie in China der Leidtragende, von zwei Freunden gestützt, jeden Augenblick zusammenzubrechen scheinen muß. Wie streng in dieser Beziehung die Sitte ist, geht daraus hervor, daß ein jüngerer Bruder, der während der Trauerzeit die W. des älteren bei der Sammeltätigkeit im Busch antrifft, berechtigt wäre, sie auf der Stelle zu speeren (Spencer und Gillen 1899 S. 502). — Nach der Trauerzeit fällt die W. zunächst dem jüngeren Bruder zu. Nach weiteren Zeremonien und dem Ablauf einiger Zeit kann sie ein weißes Band an ihre Stirn malen, wodurch sie zu erkennen gibt, daß sie noch um den Mann trauert und sich vorläufig noch nicht wieder verheiraten will. Daß diese gesellschaftlich getragenen Sitten religiös unterbaut sind, geht daraus hervor, daß man annimmt, der Geist des Toten überwache vom Grabe aus alle diese Trauerzeremonien (Spencer und Gillen 1899 S. 507; vgl. a. Malinowski S. 84ff.).

§ 2. Die 2. Hauptform des Erwerbs von Frauen besteht darin, daß die ganze Großfamilie oder die Sippe sich daran beteiligt, sei es dadurch, daß sie die fremde gegen eine Frau der eigenen Sippe eintauscht, oder daß der Bräutigam den Kaufpreis mit Hilfe der ganzen Verwandtschaft aufbringt. Aus dieser Beteiligung der engeren oder weiteren Verwandtschaft leiten sich Ansprüche derselben auf die Frau ab. Derartige Ansprüche können wieder wirtschaftlicher Art oder sexueller Natur sein. Solche sexueller Natur haben sich in sog. gruppen-ehelichen und neben-ehelichen Einrichtungen (s. Gruppenehe, Nebenehe) niedergeschlagen. Aus ihnen ergibt sich vor allem auch das Levirat (s. d.), nämlich der Anspruch oder die Pflicht der Brüder, die Frau des Verstorbenen, gewöhnlich des älteren Bruders, zu übernehmen und für sie und ihre Kinder zu sorgen. In den Gemeinden, in denen die Frauen Gärten anlegen (s. Wirtschaft D), bedeutete der Erwerb einer W. eine Förderung des wirtschaftlichen Wohlstandes des betreffenden

Mannes. Ähnliches gilt auch für die Fälle der Heirat von Ungleichertrigen (s. Ehe, Heirat), wobei natürlich verhältnismäßig früh ein Partner verwitwet. Die Wieder-
verheiratung erfolgt hier gewöhnlich nach festen Regeln innerhalb der Verwandtschaft.

Unter den kalifornischen Yurok hing der Rang von Mann, Frau und Kindern von dem Betrag ab, der für die Frau bezahlt worden war. Es kam nicht nur darauf an, was einer besaß, sondern was von dem Vater für die Mutter gezahlt worden war. Deshalb entrichteten reiche Leute (s. Reichtum) gern große Beträge für ihre Bräute. Starb nun der Mann, so heiratete die W. nach einem Jahr ihren Schwager. Bis dahin trug sie ihr Haar kurz, ging nicht viel aus, weinte oft, lebte im Hause ihres verstorbenen Gatten und hielt da seinen Besitz zusammen. Diese Sitte des Levirats (s. d.) herrschte allg. in Kalifornien, obgleich die Zahlung für die Frau bei manchen Stämmen nur sehr gering war oder sogar ganz fehlte (Kroeber S. 29ff.). — Unter den kalifornischen Yuki heiratete die W. manchmal den Bruder ihres Gatten, manchmal aber auch einen anderen Mann, ohne daß es feste Gesetzesregeln gab; vielleicht hing es davon ab, ob Kinder vorhanden waren oder nicht (ders. S. 179). — In der Gruppe der Shasta-Indianer war das Levirat auf der Basis des Frauenkaufs errichtet, und aus diesem Grunde wurde die W. an einen Bruder oder einen anderen Verwandten der Familie weitergegeben, während sie, wenn sie ohne Nachkommenschaft starb, durch eine Schwester oder andere weibliche Verwandte ersetzt werden mußte (s. Sororat). Im letzteren Falle gab man für die neuerworbene Frau noch eine Kleinigkeit. Der Witwer mußte innerhalb der Familie seiner Frau heiraten, wenn er von ihr nicht davon entbunden wurde. Der Mann bekam aus dieser Familie eine Frau für geringere Kosten (ders. S. 297f.). — Unter den Maidu bestand auch Levirat, und in den Bergen hatte der Mann den ersten Anspruch auf die Schwestern seiner Frau. Übte er dieses Recht nicht aus, so ging es an seinen Bruder über (ders. S. 402). — Mit Ausnahme der Indianer des Kolorado-Flusses herrschte, wie schon erwähnt, bei allen kalifornischen Stämmen das Levirat, und

der Witwer heiratete die Schwester seiner verstorbenen Gattin, auch in Fällen von Polygamie mit zwei Schwestern oder mit einer Mutter und ihrer Tochter. Man wird diese Sitten daher für Kalifornien als verhältnismäßig alt bezeichnen dürfen (ders. S. 839).

Auch bei den Maori Neuseelands und auf Tahiti war es früher üblich, daß die Frauen bei Ableben ihres Mannes sich an Rumpf, Gliedern und Gesicht schwere Wunden zufügten, so daß das Blut den Körper herunterlief. Auch hier bestand der Grund der Sitte nicht so sehr im intensiven Schmerz als in alter Gewohnheit. Die Verwandten schnitten sich das Haar und fasteten (Best II 55ff.). Die W. wurde vom Bruder als Frau übernommen. War der überlebende Bruder jünger als der verstorbene, so gab er manchmal seinen eigenen Namen auf und nahm den des toten Bruders an, gerade so, wie noch jetzt der älteste Sohn den Namen seines verstorbenen Vaters annimmt. Das Altersverhältnis zwischen W. und überlebendem Bruder kam nicht weiter in Betracht. Der letztere nahm den Trauerbann (*tapu*) von der W. hinweg (s. a. Meinung). Wenn die W. diesen Bruder zurückgewiesen hatte und einen anderen Mann heiratete, so lief der letztere Gefahr, sich ausgeplündert und sein Haus verbrannt zu sehen. Doch konnte die W. nach der Heirat mit dem Schwager eine Scheidung von ihm erzielen und sich anderweitig wieder verheiraten. Eine W. konnte auch für mehrere Monate „sich in ein Trauerhaus (*whare potae*) zurückziehen“, was allerdings mehr eine figürliche Ausdrucksweise war. Sie mochte aber auch wohl Selbstmord beim Tode ihres Gatten begehen, was aber nur selten vorkam, wenn kleine Kinder vorhanden waren (Best I 476).

Unter den Yoruba wird eine W. 40 Tage lang eingeschlossen und darf ihre Kleider unterdessen nicht waschen (Ellis S. 161). — Vgl. a. Thomas S. 80.

§ 3. Erst die patriarchalische Familie der Hirten mit ihrer strengeren Abhängigkeit der Frauen, die hier wirtschaftlich gegenüber dem Manne als Viehhälter zurücktreten, zeitigt besondere Konsequenzen auch für die W., namentlich dort, wo mit der Überschichtung des Hirtentumes

(s. Staat, Wirtschaft D) sakral-despotische Auffassungen einhergehen (s. Despotie, Häuptling, Politische Entwicklung).

Wenn bei den Bakitara Ostafrikas die Leiche eines Häuptlings in Hockerstellung zusammengebunden war, erschien seine W. mit einem neuen Rindentuch, das sie für die folgende Zeremonie erhalten hatte. Sie legte sich neben die Leiche hin, deckte einen Teil des Rindenstoffs über dieselbe und streckte sich neben der Leiche aus wie im Bett; so verblieb sie ein paar Minuten. Wenn der Tod während der Nacht eingetreten war, so verharrte die Frau in dieser Lage bis zum Morgen. Wenn sie sich dann erhob, riß sie das Rindentuch in zwei Stücke, von denen sie das eine während der Trauerzeit trug, während das andere um den Leichnam gewickelt wurde. Diese Zeremonie wurde als Abschied vom Toten betrachtet. Nach Ablauf der Trauerzeit gab die W. das Rindentuch entweder einem ihrer Kinder zum Tragen oder verbrannte es. — Die Feldbauerbevölkerung der Bakitara befolgte die Zeremonien der Hirten mit wenig Abänderungen: bei ihnen wurde die W. am Ende der Trauerzeit geschoren und ihr Haar in den erwähnten Teil vom Rindenstoff eingewickelt und dem Grabe beigegeben (Roscoe S. 292). — Nach dem Tode eines Prinzen, der in einem besonderen Haus bestattet war, verblieb eine seiner W. in diesem Grabgebäude, das niemals ausgebessert wurde und zuletzt einstürzte (ders. S. 175). — Nach dem Tode eines Königs spielten seine W. eine merkwürdige Rolle. Häufig entstanden Thronstreitigkeiten, für welche die königlichen Prinzen sich die Unterstützung der verschiedenen Gaugrafen und kleineren Häuptlinge usw. zu sichern suchten. Bevor es zu einem Kampf kam, begannen die rivalisierenden Prinzen sich ihre Mutter unter den W. des Königs herauszusuchen und sie nach einem verborgenen Platz unter die Hut eines Häuptlings zu bringen. Eine Mutter, die wußte, daß ihr Sohn um den Thron kämpfen würde, versuchte vorher gewöhnlich, aus der Zahl der W. des Königshofes zu entkommen, weil die Mütter, deren Söhne sich um den Thron bewarben, eine der anderen nach dem Leben trachteten. Die Mutter

eines Prinzen, der verlor, wurde immer auf Befehl der Mutter des siegreichen Prinzen getötet, bevor der neue König ausgerufen wurde.—Kämpfende Prinzen versuchten oft, einige von den jungen W. ihres Vaters für sich selbst zu stehlen. Ein erfolgreicher Prinz übernahm oft einige von seines Vaters W. als seine Frauen. Die Bestattung des Königs fand in einem besonderen Bau statt, und wenn der Leichenzug an dem ausgehobenen Grab angekommen war, wurde dieses mit Kuhhäuten eingesäumt und darauf Rindenstoffe gelegt. In der Mitte formte ein Haufen von Rindenstoffen eine Art Bett. Der Leichnam wurde auf das Bett gelegt und mit Rindenstoff zugedeckt. Zwei ausgewählte W. begaben sich in das Grab, hoben die Rindenstoffe hoch und legten sich eine jede an einer Seite des Leichnams hin und deckten sich zu wie im Bett. Eine dieser Ehren-Frauen stammte aus der *Bakwonga*-Sippe, die andere aus der *Balisa*-Sippe. Sie wurden mit Rindenstoffen zugedeckt und starben dann entweder durch Ersticken oder Hunger. Eine Frau soll auch im Grab niedergesessen haben, wie einige angeben, und den Kopf des Königs in ihren Schoß genommen; sie wurde auch mit Rindenstoffen zugedeckt und verblieb da. Sodann wurde das Grab mit Rindenstoffen ausgefüllt, jedoch keine Erde daraufgetan usw. (Roscoe S. 123ff.).

In ganz ähnlicher Weise, wie wir das von den ostafrikan. Hirtenstämmen der Bakitara gehört haben, scheinen sich auch die Trauer-riten bei den alten indischen Ariern des *Rg-Vēda* (X, XVIII 7f.) vollzogen zu haben. Die Frau legte sich auf die Bahre neben ihren toten Mann. Der Bruder des Verstorbenen forderte sie dann auf, den Toten zu verlassen und ihm als Braut zu folgen. Ähnlich ist es auch nach dem *Atharva-Vēda* (XVIII, III 1). Zum erstmalig wird die Witwenverbrennung im späten *Vaikhānasa Gṛhya-Sūtra* (VII 2) und einer interpolierten Stelle der *Viṣṇu Smṛti* (XXV 14, XX 39) erwähnt. Die späteren Smṛtis billigen sie, jedoch nicht ohne gelegentliche Ablehnung. Erst in der noch späteren romantischen Literatur und in den historischen Werken wird sie oft erwähnt. Mitunter starben auch noch andere Personen, Diener, mit den Witwen der Fürsten. Denn diese Sitte scheint sich

zunächst im Anschluß an den Tod von Fürsten (s. a. Häuptling) ausgebildet zu haben. (Ähnlich ist es in dem Beispiel der Bakitara.) Erst daran knüpfte sich die normale Sitte, daß die W. mit dem Manne bei seinem Tode verbrannt wurde, ja auch, wenn er fern von Hause verstarb; dann wurde sie allein verbrannt. Nur das Verbrennen einer schwangeren Frau oder einer Frau mit einem kleinen Kind war verboten. Doch scheint dieser Brauch stets mehr oder weniger willkürlich gehandhabt worden zu sein, mit Ausnahme der königlichen Familien.—Blieb die W. am Leben, so war dieses erfüllt von Fasten und Opfern für ihren verstorbenen Gatten, von Pilgerfahrten und Enthaltungen jeder Art von Bequemlichkeiten, wie Bett, Schmuck usw. Hatte die W. erwachsene Söhne, so fiel sie später unter deren Vormundschaft und Obhut, sonst unter solche der Verwandten ihres Mannes. Dies galt, solange sie dem Verstorbenen treu blieb. In noch späterer Zeit knüpfte sich daran ihr Erbrecht nach dem Gatten, sofern sie unverheiratet blieb.—Die Sitte der ungleichaltrigen Kinderheiraten (s. a. Heirat, Kind) vermehrte außerordentlich die Zahl der Witwen.—Wie erwähnt, heirateten nach dem *Rg-Vēda* und den Sūtra der Bruder oder Verwandte des Verstorbenen die Witwe. Daran wurde der Gedanke geknüpft, daß der Betreffende mit der W. einen Sohn haben soll, um die Familie fortzusetzen und dem Verstorbenen Opfer darzubringen, wofür der Sohn seines Vaters Vermögen erbt, das, bis der Sohn herangewachsen ist, durch die Mutter verwaltet wird. Hier spielen auch Gedanken an Zeugungshelfer herein (s. Nebenehe; vgl. Macdonell, Keith, Mayne, West und Bühler, Jolly).

§ 4. In ganz ähnlicher Weise gestatten auch die altpersischen *Rivāyats* gewissermaßen die Konstruktion einer künstlichen Witwe. War nämlich ein Mann von über 15 Jahren kinderlos oder unverheiratet gestorben, so konnte ein Mädchen von seinen Verwandten erwählt und mit einer Mitgift ausgestattet werden. Man verheiratete sie an einen anderen Mann, und die eine Hälfte der Kinderzahl aus dieser Verbindung wurde dem Verstorbenen, die andere Hälfte dem lebenden Mann an-

gerechnet; doch galt diese Frau als die W. des Verstorbenen, dessen Verwandten sie mit Mitgift ausgestattet hatten (West S. 142, 143 Anm. 10).

Eine ähnliche Sitte ist ferner von dem Hirtenstamm der Dinka am oberen Nil bekannt. Stirbt ein Mann ohne Sohn, so muß die hinterlassene W. für solchen dadurch sorgen, daß sie sich mit dem Bruder des Verstorbenen verbindet oder mit einem anderen der nächsten männlichen Verwandten des Toten. Die so geborenen Kinder werden dem Verstorbenen zugeschrieben. Ist aber die W. zu alt, um Kinder zu bekommen, oder sind keine anderen Witwen des Verstorbenen mehr vorhanden, so stattet die W. ihre Tochter oder in Ermanglung einer solchen ein anderes ihr verwandtschaftlich nahestehendes Mädchen mit den Kühn des Verstorbenen aus und „heiratet“ sie im Namen des Verstorbenen. Ist kein nächster männlicher Verwandter des Verstorbenen vorhanden, so wird ein solcher durch einen männlichen Verwandten der W. ersetzt, der mit dem Mädchen in Verbindung zu treten hat. Die Nachkommenschaft wird dem Verstorbenen zugerechnet, und das Mädchen gilt nun als W., ihre Kinder als Erben des Verstorbenen (Hartland, O'Sullivan). Hier überall handelt es sich um Erhaltung von Familie und Vermögen des Verstorbenen, die zu besorgen der W. zur Pflicht gemacht wird. — Vgl. a. Thurnwald S. 207ff.

§ 5. Zusammenfassend mag gesagt werden, daß die Verstümmelungen der W. nicht nur in den vaterrechtlich-patriarchalischen Gesellschaften vorkommen, sondern auch in extrem mutterrechtlichen, wie z. B. bei den Maori. Daraus geht hervor, daß sie als Bestandteil religiöser Auffassungen zu betrachten sind, die auch keineswegs auf die W. allein beschränkt sind, sondern sich auch auf andere Verwandte und die Dienerschaft beziehen (s. Menschenopfer C, Totenkultus A). Auffällig erscheint, daß die Witwentötung von dem Schicksal ausging, das einem Teil der Frauen der Fürsten zuteil wurde. Der besondere Nimbus (s. Häuptling, Mana B), mit dem die Persönlichkeit der sakralen Herrscher umgeben wurde (s. Despotie), bedingte, daß alles, was in besonderer Beziehung zu diesen

gesetzt wurde, auch das Schicksal dieser „Übermenschen“ teilte. — Dazu kommt die Vorstellung einer wechselseitigen transzendenten Bedingtheit des Lebens des miteinander in Ehegemeinschaft lebenden Paares. Der Ausfall der Jagd (s. Zauber A) oder einer Schiffsexpedition (s. Handel F) des Mannes erschien mit einem bestimmten Verhalten der daheimgebliebenen Frau zusammenzuhängen, wie das umgekehrt auch bei den Zeremonien des Männerkindbetts (s. d.) in Erscheinung tritt. — Psychologisch dürfte vor allem die Angst vor dem Neid des Toten dazu geführt haben, daß die Überlebenden glauben, sich entsprechende Leiden zufügen zu müssen, um auch sein Schicksal wenigstens nominell zu teilen. Bei dem Ausbau der Jenseitsvorstellungen wird diese Teilhaberschaft für die Nächstangehörigen starker Persönlichkeiten auf das Leben im Jenseits, die Nachfolge in den Tod, ausgedehnt.

S. a. Ehe A, Ehescheidung, Frau A, Heirat, Heiratsordnung, Levirat, Menschenopfer C, Mutterrecht A, Sororat, Totenkultus A, Verwandtschaft, Zauber A.

Best *The Maori* 1924; Ellis *The Yoruba Speaking Peoples of the Slavecoast of West-Africa* 1894; Man 12 (1912) Hartland; Jenness *The Life of the Copper Eskimos* Report of the Canadian Arctic Expedition 12, Southern Party 1913—16; Jolly *Recht und Sitte* 1896; Kroeber *Handbook of the Indians of California* Smithsonian. Inst. Bur. Am. Ethn. Bull. 78 (1925); Macdonell und Keith *Vedic Index* 1912; Malinowski *The Family among the Australian Aborigines* 1913; Mayne *Hindu Law and Usage* 1883; Journ. anthr. inst. 40 (1910) O'Sullivan; Roscoe *The Bakilara* 1923; Spencer und Gillen *Native Tribes of Central Australia* 1899; dies. *Northern Tribes of Central Australia* 1904; Thomas *The Eds Speaking Peoples of Nigeria* 1910; Thurnwald *Die Gemeinde der Bânaro* 1921; Vinogradoff *Outlines of Historical Jurisprudence* 1920; West *Pahlavi Texts in Sacred Books of the East* V (1880); West und Bühler *Digest of Hindu Law* 1884.

Thurnwald

Witwentötung. A. Archäologie. § 1.

Die Sitte der W., die sich in Indien trotz aller entgegengerichteten Bestrebungen der Engländer vereinzelt bis heute erhalten hat (engl. *Suttee*, entstanden aus sanskrit. *sañ*, „gute“ oder „treue Frau“), ist für das Altertum quellenmäßig außer für die Inder besonders

bei den Slaven (Bericht des arabischen Reisenden Masûdi), den Germanen, den Skythen und Thrakern, und in Spuren auch noch für die Griechen (Paus. IV 2, 7) bezeugt, während bei den Römern und Kelten Nachrichten darüber fehlen.

§ 2. Arch. ist die Sitte vor allem bei den Nordgermanen nachweisbar, bei denen sie insbesondere in manchen norwegischen Brand- und Bestattungsgräbern der nachchristlichen Zeit deutlich entgegnetritt. Ebenso dürften die besonders in dem großen Gräberfelde von Hallstatt (s. d.) und anderwärts (Schweden [Montelius *Kulturgeschichte Schwedens* 1906 S. 84 f.]; Dänemark [Müller *NAK.* I 44 f.]; Mecklenburg [Beltz *VAM* S. 221 ff.]; Hannover [Mannus 5 S. 84 f. Lienau]; Hessen [Mannus 16 S. 368 Kunkel]; Thüringen [Kropp *Latènezeitl. Funde an der kelt.-germ. Völkergränze* 1911 S. 32]; Böhmen [MAGW 25 (1895) S. 62]; Königsgrab von Seddin [s. d.]; Frankreich: Champs-Cugniers, Marson, Thuizy u. a. [Déchelette *Manuel* II 3 S. 1035 f.]; Italien: Doppelbrandgrab von Marsiliana [s. d.], Doppelbestattung von Borrello [v. Duhn *Italische Gräberkunde* I (1924) S. 302, 606] vorkommenden Doppelbestattungen von Mann und Frau wenigstens teilweise auf diesen Brauch zu beziehen sein, und auch aus den skyth. Kurganen Südrußlands (s. d. D) liegen vielfache Zeugnisse dafür vor. Als Beispiele aus älteren Perioden seien schließlich noch einige Doppelbestattungen von dem kupferzeitl. Gräberfeld von Bodrokeresztúr (s. d. und Band II Tf. 14d), [die neuentdeckten Königsgräber von Ur (s. d.)] und die Frauengräber neben den Königsgräbern der 1. Dyn. in Ägypten angeführt, bei denen W. wenigstens sehr wahrscheinlich ist (s. Ehe B § 1). Das Gleiche gilt von den neol. Doppelgräbern mit Mann und Frau von Briesen, Kr. Kulm, Riesenburg, Kr. Rosenberg, Gilgenburg, Kr. Osterode, Schöningsburg, Kr. Pyritz (Kujawisches Grab), Achenheim i. Els. (Michelsberger Keramik), Erfurt (Spiralkeramik) und vielen anderen.

§ 3. Die W. erfolgte teils gewaltsam, teils freiwillig, und bei polygamen Völkern, wie bei den Thrakern, kam es dann unter den Frauen bisweilen zu einem förmlichen Wettstreit, welcher von ihnen die Ehre, dem Ver-

storbenen zu folgen, zuteil werden sollte (Herodot V 5).

§ 4. Den Ursprung der W. erblickt man gewöhnlich in den Rechtsverhältnissen. Sowohl durch die Raubehe (s. a. Heirat § 1, 6) wie durch die aus ihr hervorgegangene Kaufehe wird die Frau Eigentum des Mannes, und wie dessen gesamtes sonstiges Besitztum, so verbleibt auch sie nach dem herrschenden Totenrechte dem Verstorbenen und muß ihm daher ins Grab folgen. Spuren dieser alten Auffassung haben sich noch in dem bei manchen Völkern herrschenden Verbot der Wiederverheiratung der Witwe erhalten, denn die Frau verbleibt ihrem Manne eben auch noch nach dessen Tode. Eine weitere Quelle der W. mögen aber auch noch die bei den Primitiven herrschenden Vorstellungen über das Wesen des Todes überhaupt gebildet haben. Denn der Tod gilt überall als Wirkung eines feindlichen Zaubers, und der Verdacht, den Zauber bewirkt zu haben, richtet sich, wenn andere Personen ausscheiden, zunächst auf die nächste Umgebung des Toten, also auf seine Familie, und in erster Linie auf seine Frau. Diese wird daher, um den rachedürstigen Toten zu versöhnen und seine Wiederkehr zu verhüten, geopfert.

§ 5. Statt der W. kamen jedenfalls schon frühzeitig substituierende Opfer auf, und es ist wahrscheinlich, daß viele der weiblichen Tonstatuetten (s. Idol A 2), die sich namentlich in den neolithischen und äneolithischen Gräbern des donauländischen und kretisch-myk. Formenkreises in überreicher Fülle finden, nicht eine mütterliche Gottheit, wofür man sie meist ausschließlich hält, sondern vielmehr einen Ersatz für die von der W. verschonte Frau darstellen. Eine andere Form des Ersatzes der W. bilden die jedenfalls auch schon sehr früh aufkommenden, schriftlich vielfach bezeugten Teilopfer, wie das Fingeropfer, Haaropfer usw., die dem Toten als pars pro toto dargebracht wurden. Solche Teilopfer sind auch archäologisch mehrfach belegt. So das Haaropfer, das außer durch einen spätbronzezeitlichen Depotfund aus dem Haltumer Moor bei Ahausen, Ldkr. Stade (Kat. d. Ausst. prähist. u. anthrop. Funde Deutschlands, Berlin 1880 S. 198 f.), je einen Moorfund in Eising und Thorup in Jütland (Mannus 17 S. 121

Moschkau) und durch einen hallstattzeitlichen Opferfund von Wallerfangen (Trierer Jahresber. 1894—1899 S. 29f.; Führer durch d. Prov.-Mus. in Bonn S. 26), die freilich sämtlich wohl als Opfer an bestimmte Gottheiten aufzufassen sind (Mannus 16 S. 64 ff. Wilke), auch in einem Grabhügel der Wikingerzeit von Adelsö unweit Birka bei Stockholm (Studier tillägnade Oscar Almgren 9. 11. 1919 S. 237 ff. Hanna Rydh) und namentlich in ägyptischen Gräbern (Schale mit Haarlocken im Grabe des Menes bei Negade, Berl. Kat. Nr. 13937; Schale mit Haaren an einem gleichaltrigen Grabe von Silsilis, ebd. Nr. 13938 u. a.) und den Kurganen von Noin Ula (s. d.) in der Mongolei nachgewiesen ist, wo sich in einem Grabe allein 17 Zöpfe fanden, die z. T. in seidenen Futteralen steckten. Und als Ersatz eines Fingeropfers, das in Griechenland noch bis zur Zeit Solons bestand und erst durch diesen verboten wurde, sind jedenfalls die in kaukasischen Gräbern mehrfach aufgefundenen Bronzehände mit nur vier Fingern zu betrachten (*Chantre Caucase* II 2 und Tf. 27, 10).

§ 6. Die Erinnerung an die W. hat sich in Spuren bis in die jüngste Zeit in mancherlei Totenbräuchen erhalten. Hierzu gehört besonders außer dem schon oben (§ 4) erwähnten Verbot der Wiederverheiratung der Witwe ein höchst merkwürdiger, noch bis weit ins 19. Jh. hinein in Flandern herrschender Brauch, nach dem die Witwe auf dem Sarge des verstorbenen Gatten sitzend zum Friedhof fuhr (Kropp a. a. O.). Hier tritt der Gedanke, daß die Witwe dem Mann ins Grab folgen muß, noch ziemlich unverhüllt entgegen. Und in Albanien, Montenegro und Bosnien ist es noch heute üblich, daß die Frau auf dem Grabe ihres Gatten neben allerhand sonstigen Gaben als kostbarstes Opfer ihre Zöpfe niederlegt. Endlich lebt das Haaropfer auch noch in den weitverbreiteten Zopfgebäcken fort, die früher ausschließlich an den Totenkult gebunden waren.

H. Zimmer *Allindisches Leben* S. 329; K. Müllenhoff *GAK* IV 313; Schrader *Reall.* S. 959 s. v. Witwe; M. Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 99f.; G. Wilke *Religion der Indogermanen* 1923 S. 49ff.

G. Wilke

B. Allgemein s. Witwe.

Woedtke s. Hausurne A, Obliwitz.

Wogulen s. Finnö-Ugrier A, B § 17.

Wohlau s. Schlesien D § 30.

Wohngrube. Die Eintiefung des unteren Teiles des Hauses in den gewachsenen Boden ist ein der gesamten vorgesch. Kultur sehr geläufiger Baugedanke, der in den Höhlenwohnungen der ä. StZ vorgebildet ist und die Ausnutzung der natürlichen Erdwärme zum Zwecke hat. Der größere Teil der neol. Hausanlagen besteht aus „Wohngruben“, und es ist zu scheiden zwischen solchen, deren Boden zugleich der Wohnboden des Hauses war, und anderen, deren oft zahlreiche und meist ganz unregelmäßige Eintiefungen als Keller- und Vorratsräume dienten, so daß ein gleichmäßiger Bodenbelag vorausgesetzt werden muß. Beide Arten sind auch in den späteren vorgesch. Stufen zahlreich zu belegen. Wo die „Wohngrube“ sehr tief in den Boden hinabreicht, ist zuweilen aus der Neigung der Wände auf die Gesamtform zu schließen, wie bei den bienenkorbformigen Gruben der LTZ (s. Haus A 1 § 30). Auch die vollständigsten Abbilder vorgesch. Häuser, die Hausurnen (s. d.), zeigen die Verbindung ober- und unterirdischer Hausteile durch Anfügung eines urnenartigen Stückes verschiedener Höhe unter dem eigentlichen Hausmodell, und das gleiche gilt von den kelt. Hüttengrabsteinen (Präh. Z. 11/12 [1919/20] S. 94 ff.). Der Gebrauch der W. reicht in geschichtliche Zeiten herab, wie eine oft behandelte Stelle in Tacitus' *Germania* c. 16 (solent et subterraneos specus aperire eosque multo in super fimo onerant, suffugium hiemi et receptaculum frugibus) und die Aufdeckung mehrerer germ. W. röm. Zeit erweisen. Auch in merowingischer Zeit sind W. durchaus gebräuchlich, sie werden genannt in der *Lex salica* und sind mehrfach gefunden (*Schumacher Materialien* S. 61 Nr. 110, S. 138 Nr. 224; A. Götze *Altthüring. Funde von Weimar* 1912 S. 70; *Hoops Reall.* III 82 Tf. 6, 1 Schuchhardt). S. a. Haus A 1, Keller. F. Behn

Wohnplatz-Keramik (nord-steinzeitliche) s. Nordischer Kreis A § 3, 4.

Wohnstätte s. Haus, Siedlung, Wohngrube.

Wohnungsbestattung. § 1. Der auch bei den Naturvölkern (Wadschagga am Kilimandscharo, Minkopie der Andamanen-Inseln und vielen anderen; s. a. Totenkultus A § 3) weitverbreitete Brauch, die Toten in ihren Wohnungen zu bestatten, ist für das alte Europa und insbesondere die Griechen und Römer nicht nur durch schriftliche Überlieferungen (Serv. ad Virg. Aen. VI 154: apud majores omnes in domibus sepeliebantur), sondern auch durch zahlreiche Funde belegbar. Er geht in Westeuropa bis weit ins Altpaläol. zurück, ja, die bei weitem größte Zahl der paläolithischen Skelettreste stammt aus Wohnhöhlen (s. a. Grab A). Besonders bemerkenswert sind die Bestattungen in Solutré, wo sich neben einer größeren Reihe neol., nicht an Herdstellen gebundener Gräber auch eine größere Gruppe altsteinzeitlicher Bestattungen fand, bei denen jedes Individuum an einem besonderen Herd beigesetzt war, dessen Größe dem Alter des Verstorbenen entsprach (M. Arcelin *Les sépultures de l'âge du Renne de Solutré* Revue des questions scientifiques 3 S. 349).

§ 2. Im Altneolithikum gehören hierzu die Bestattungen in den portug. und dänischen Muschelhaufen der Litorina-Zeit (Band IX Tf. 14a, X Tf. 120). In den jüngeren Abschnitten findet sich die W. in zahlreichen Siedelungen an der Südostküste Schwedens und auf der Insel Gotland (s. d. A), in den Wohnplätzen des südlichen Mitteleuropas (Mannusbibl. 1 S. 66 ff. Wilke), in Südrußland in den Zemljánken und Ploščadken der ausgehenden Stein- und Übergangszeit (s. a. Südrußland B), in Italien in den Siedelungen bei Lozzo Atestino (v. Duhn *Italische Gräberkunde* I 19), im Tal der Vibrata (a. a. O. S. 33; s. a. Italien B § 5) und in Saepinum in Samnium (a. a. O. S. 36), in Griechenland in den äneolithischen und frühbronzezeitl. Siedelungen von Orchomenos (s. d.), Sesklo (s. d.), Dimini (s. d.), Eleusis (s. d.), Ägina (s. d.), Mykenai (s. d.), Tiryns (s. d.) usw., und ebenso ist sie auf den ägäischen Inseln (Fimmen *Kretschmykenische Kultur*² 1924 S. 54) und in Klein-, Vorder- und Zentralasien (Troja [s. d.], Tell Ta'annek [s. Thaanach], Abu Hatal, Assur, Anau [s. d.] u. v. a.) nachweisbar. Endlich ist sie auch noch aus Spanien bezeugt (Rev. d. quest. scientif. 1888 S. 30; ebd. 1893

S. 73 Siret; Rev. d'Ethnogr. 1888 S. 195 ders.). S. a. Wetterau § 4.

§ 3. Zeitlich hat sich die W. in einzelnen Gebieten Mitteleuropas bis weit in die Hallstatt-, ja vereinzelt selbst bis in die Latènezeit erhalten, und zwar nicht nur bei der kalten, sondern auch der Brandbestattung. Insbesondere gehören hierzu, wie Reinecke (Wien. Präh. Z. 4 S. 83 ff.) gezeigt hat, die sogenannten „Streuscherbenfunde“ in zahlreichen Hügelgräbern Süddeutschlands und Österreichs, die, soweit das Scherbenmaterial der Hügelaufschüttung gleichaltrig mit der Grabkeramik ist, darauf hinweisen, daß die Bestattung am Orte der Wohnstätte erfolgte. Ebenso haben sich zahlreiche Brandgräber im Schmiedeviertel des spätlatènezeitlichen Bibracte (s. d.) gefunden. Doch lebte die W. auch in Osteuropa lange fort, wo wir ihr beispielsweise noch in der bis zum Anfang des 5. Jh. v. C. bewohnten altonischen Siedlung auf der Insel Berezan an der Mündung des Dnjepr und Bug begegnen (Klio 9 S. 144 von Stern; Präh. Z. 13/14 S. 5 M. Ebert).

§ 4. An Stelle der W. treten vielfach schon frühzeitig künstliche Grabgrotten (s. d.) und Megalith-Gräber (s. d.), die beide eine Nachbildung der Wohnung darstellen sollten. Auch begegnen wir gegen Ende der Stein- oder Anfang der Bronzezeit in Mitteldeutschland mehrfach dem Brauch, dem Toten im Grabhügel ein besonderes Haus zu errichten (s. Hausgrab), der vereinzelt auch noch in der späten Bronze- und jüngeren Hallstatt-, sowie der älteren Latènezeit vorkommt (Katal. Mainz 5 S. 36 Nr. 69 und Abb. 6), und der auch in den oft recht kunstvollen Holzbauten der Skythen-Gräber, besonders der Gouvernements Kijev und Poltava und im Kuban-Distrikt, wiederkehrt (s. Südrußland D, hier Tf. 69, Band XIII Tf. 26^B). Im Orient aber findet die alte Auffassung des Grabes als Totenwohnung einen monumentalen Ausdruck in den von neu zugewanderten phrygischen Stämmen um 900 v. C. errichteten phrygischen und lykischen Felsengräbern, wie dem prunkvollen Midas-Grabe und einem nicht minder eindrucksvollen Grabe von Pinare in Lykien, deren reich verzierte Fassaden zugleich ein treffliches Beispiel für die Übersetzung der profanen Holz-Architektur in Stein bilden (s. a. West-

kleinasiatische Fundorte § 12 und 14). Endlich stellen auch noch die etrusk. Kammergräber, wenigstens z. T., wirkliche Wohnungen dar, die nicht nur wie die Prunkgemächer der Lebenden mit Wandgemälden geschmückt, sondern auch mit allen möglichen Dingen für den täglichen Bedarf (Spiegel, Lampen, Toilettengegenstände, Apparat zum Kottabus-Spiel usw.) und selbst einer vollständigen Kücheneinrichtung ausgestattet waren (Noël des Vergers *L'Etrurie et les Etrusques* 1862; Martha *L'Art Etrusque* 1889; C. Pauli in H. F. Helmolt *Weltgeschichte* IV [1906] S. 297; Weege *Etruskische Malerei* 1921).

§ 5. Die Sitte der W. beruht zweifellos auf dem Glauben an den „lebenden Leichnam“ (s. d.) und dem daraus hergeleiteten Totenrechte, nach dem der Tote wie bei Lebzeiten seine Wohnung beanspruchte. Doch scheint der ursprüngliche Sinn vielfach schon frühzeitig in Vergessenheit geraten zu sein, da die Wohnungsgräber sehr häufig nur Kinderskelette enthalten (Rachmani, Phylakopi [s. d.] auf Melos, Knossos; Fimmen a. a. O. S. 54; Anau [s. d.], *ZfEthn.* 1906 S. 387f. H. Schmidt; Thaanach [s. d.] in Palästina, Sellin *Tell Ta'anek* 1904 S. 19, 96f.; Megiddo [s. d.], Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 14f., 25, 44f., 54f. [s. a. Grab F § 8, 15]; Troja, Wien. Präh. Z. 4 S. 90 Reinecke u. v. a.), die in der Mehrzahl wohl als Menschen- oder Baupfer aufzufassen sind. Auch nach dem Zwölf Tafelgesetz durften im alten Rom zur Zeit der Könige innerhalb der Siedelung nur noch Kinder bis zu 1 Jahre beigesetzt werden, während alle übrigen Personen, wie schon in den Terramaren, in besonderen Friedhöfen außerhalb der Stadt bestattet werden mußten (s. Terramarenfriedhof). Daß aber auch in diesen jüngeren Perioden, in denen man schon längst zu einer dualistischen Auffassung und zu dem Glauben an das Fortleben einer vom Körper losgelösten Seele gelangt war, noch immer der Gedanke des Grabes als Totenwohnung bis zu einem gewissen Grade fortlebte, beweisen die von der frühesten HZ ab in Italien wie Skandinavien fast gleichzeitig auftretenden Hausurnen (s. d.), die sich in der jüngsten BZ und ältesten EZ über einen großen Teil Norddeutschlands bis in die Gegend s. von Halle ausbreiten und in den Ostalpen sogar noch in früh-

römischer Zeit auftreten. Ebenso kommt dieser Gedanke noch in manchen latènezeitl. Skelettgräbern (z. B. in Vevey) in der Form der Holzsärgе klar zum Ausdruck, deren dachförmige Deckel sich deutlich als eine Nachbildung des Daches des Wohnhauses erweisen. Und auch die mit figürlichen Darstellungen und symbolischen Zeichen, wie Spiralen u. dgl., oft reich geschmückten steinernen Sarkophage, wie beispielsweise der eines Thrakerfürsten von Arçar in Bulgarien (*Vodač za narodnija Muzej v Sofija* 1923 S. 142 Abb. 74), halten noch streng an der Hausform fest. Endlich konnte man die Bestattung am heimischen Herde auch noch dadurch symbolisch andeuten, daß man für das zunächst nur zur Erwärmung des Toten im Grabe angezündete Wärmefeuer (s. Lebender Leichnam § 4; Grab-sitte § 7) die Holz-scheite vom Herde der Hütte des Verstorbenen verwendete, wie dies Viollier (*Les sépultures du second âge du fer sur le plateau Suisse. Le rôle du fer dans les cérémonies funéraires* S. 82, 83) für die Schweiz glaubt annehmen zu dürfen, oder daß man Gluttöpfe (s. d.) mit dem heiligen Herdfeuer dem Verstorbenen mit ins Grab gab, wie es augenscheinlich in den Erdgräbern von Alife im alten Samnium der Fall ist, wo regelmäßig neben dem Toten, meist zu seinen Füßen, Töpfe mit Asche und Kohlenresten standen, die wohl nur vom häuslichen Herd stammen können (v. Duhn *Italische Gräberkunde* I [1924] S. 611).

§ 6. Auf die Sitte der W. geht offenbar der überall wiederkehrende Glaube an den Hausgeist zurück, der also ursprünglich nichts anderes ist als der im Hause bestattete und über dessen Wohlergehen wachende lebende Leichnam und später, nach dem Aufkommen animistischer oder richtiger manistischer Vorstellungen, die Seele des Bestatteten. Mit dem Aufgeben der W. oder bei Neubauten mußte man darauf bedacht sein, den alten Hausgeist durch einen anderen zu ersetzen, indem man statt des Verstorbenen einen ad hoc getöteten Menschen, meist ein Kind (s. § 5) oder ein Tier, lebend oder tot in der Hütte vergrub (s. a. Menschenopfer C § 5). Daß tatsächlich der Hausgeist, der später freilich vielfach mit dem personifiziert gedachten Herdfeuer verschmolzen erscheint, ursprünglich mit

der W. eng zusammenhängt, findet noch durch die ihm in einzelnen Gegenden dargebrachten Haaropfer, die gerade im Totenkultus eine große Rolle spielen (G. Wilke *Relig. d. Indogermanen* S. 229f.), eine gewisse Bestätigung. So herrscht noch heute bei den Huzulen in den NO-Karpathen der Brauch, die ersten geschnittenen Haare der Kinder in einem Loch des Herdes „zu Ehren des Hausalten“ aufzubewahren (MAGW 1896 S. 181).

§ 7. Endlich wurzeln in der W. auch noch die gleichfalls weit verbreiteten Entrückungsagen, die später freilich noch mit gewissen astralmythischen Vorstellungen in Verbindung gebracht wurden. Der in seiner Wohnhöhle bestattete „Fürst“ lebte, namentlich wenn er sich durch irgendwelche Taten ausgezeichnet hatte, bei seinen Sippen- und Stammesgenossen noch lange als lebender Leichnam in seiner Höhle fort, nachdem diese schon längst die Wohnstätte aufgegeben hatten und die Erinnerung an ihre einstige Bedeutung verschwunden war. Er war also für die jüngeren Geschlechter nur noch „der in den Berg entrückte Alte“ (Mannus 14 S. 82 Wilke). G. Wilke

Woiseck (Estland). S. a. Südostbaltikum A § 2. — Schädel, neol., außergewöhnlich lang und schmal, hyperdolichokran (gr. L. 194, gr. Br. 130 mm, L.-Br.-Index 67); wird von L. Wilser zum *Homo Aurignaciensis* (s. d.) gerechnet, und zwar hauptsächlich des sehr niedrigen Längenbreiten-Index wegen; er könnte trotzdem zu *Homo europaeus* (s. d.) gehören.

R. Weinberg *Präh. Feuersteine und der neol. Mensch in Baltisch-Rußland* Globus 1904 S. 14; Pol. Anthr. Rev. 3 S. 710 L. Wilser; Tallgren *Zur Archäologie Eestis* I (1922) S. 31ff. Reche

Wolfszahn s. Dreiecksmuster § 2.

Wolkower Schwert (Band XI Tf. 141^{B c}). Das W. S., nach einem Depotfund bei Wolkow (Pommern) benannt, gehört zum Typus der Griffzungenschwerver (s. d.). Es ist durch einen eigentümlichen Rahmengriff charakterisiert. Sein Vorkommen — bisher sind 7 Exemplare bekannt geworden — beschränkt sich auf das ö. Odergebiet. Zeitlich gehört es der V. Per. der nord. BZ an. In genetischem Zusammenhang mit diesem Schwerttypus stehen wohl die Dolche mit

Rahmengriff aus Galizien und der Ukraine (s. Dolch A § 6). S. a. Schwert A § 8.

Mannus 8 (1916) S. 118 Anm. 2 Kossinna; ebd. 9 (1917) S. 177 ders. W. Gaerte

Wolle. Eine Hauptquelle für vorgesch. Textilien, die Pfahlbauvunde, versagt hinsichtlich der W., weil Hornsubstanz, der sie verwandt ist, im Wasser verwest. Wenn andererseits Wollstoffe in den jütländischen Baumsärgen (s. d.) der BZ in so vorzüglicher Erhaltung und Menge vorliegen (s. Kleidung A § 6, Nordischer Kreis B § 3, Band I Tf. 104, VI Tf. 95, IX Tf. 115), so darf das nicht zu der Meinung verführen, W. sei ausschließlich der Spinnstoff des N, Flachs des S gewesen. Das Klima bewirkt es natürlich, daß man im N die W. bevorzugt, aber auch für die alten Kulturländer des Mittelmeergebietes ist Wollnutzung durch zahllose Belege nachgewiesen. Die zu den bronzzeitl. Kleidern Jütlands verwendete W. ist dunkle, nur in einem Falle weiße Schafwolle, die mit Hirschhaaren gemischt ist (s. a. Gerum und Band IV Tf. 109). Ursprünglich wurde die W. ausgeraut (s. a. Wirtschaft D § 5): die Schere kennt man in Nord- und Mitteleuropa spätestens seit der mittleren LTZ, im ö. Mittelmeergebiet ist sie in hellenistischer Zeit nachweisbar (s. Schere). S. a. Kamel B § 3, Schaf, Viehzucht.

Über die Verarbeitung der W. s. Textiltechnik A.

ZfEthn. Verh. 21 (1889) S. 240ff. Olshausen; Aarb. 1891 S. 97ff. B. Gram und S. Müller; Hoops *Reall.* IV 205, 491 Fuhse. Alfred Götze

Wöllersdorf (Niederösterreich). Auf einer Anhöhe, die Burgstetten genannt, wurden 61 meist fragmentierte Bronzeobjekte gefunden, von denen allein 33 Bronzesicheln angehören, worunter 4 Knopfsicheln festgestellt wurden. Ferner waren es Lappen- und Tüllenäxte, Bruchstücke eines Bronzeswertes, eine Säge, ein Gürtelglied, Zierscheiben, Ringe, Nadeln und Gußküchen. Depot eines Bronzeießers, das am Beginn der HZ in die Erde gelegt wurde.

J. Szombathy *Vorgeschichtliche Funde aus Innerösterreich* Mitt. Zentr.-Kom. 1905 S. 39—43.

G. Kyrle

Wollishofen (Schweiz). In den J. 1883—87 wurde bei Baggararbeiten im Züricher See im sog. „Haumesser“ ein Pfahlbau entdeckt und ausgebeutet, der schon in der j. StZ bestand und in der BZ in größerem Umfang

wieder aufgebaut wurde. Die Funde aus dieser Periode sind recht ansehnlich (Band XI Tf. 129). Es seien genannt: Ronzano-Schwert (s. Möriker Schwert), Lanzenspitze, deren Tülle mit konzentrischen Halbkreisen verziert ist, Messer mit Antennengriff, Schmalmeißel verschiedener Art, kleiner Amboß, Bogenfibel, Glasperlen, Tongefäße mit Mäanderverzierung, Feuerböcke. Die überwiegende Mehrzahl der Funde gehört in die späte BZ, vereinzelt erscheinen ein Kupferflachbeil und ein Bronzerandbeil mit halbkreisförmiger Schneide. S. a. Schweiz C § 4.

J. Heierli *Der Pfahlbau Wollishofen* Mitt. Zürich 22, 1 (1886); ebd. 22, 2 (= 9. *Pfahlbautenbericht*) 1888 S. 52 (20) ff.; ders. *Urgeschichte der Schweiz* 1901 S. 212ff.; Forrer *Reall.* S. 910. Behrens

Wölmisse. Name der Muschelkalkhochfläche zwischen Jena und Roda, wo im J. 1856 auf der Flur Schlöben ein wichtiger Depotfund zum Vorschein kam, zu dem folgende Stücke gehörten: 1. Ein innen flacher, außen kantiger Bronzehalsring mit vorwärtsgekehrten Knöpfen an den Enden und gestrichelter Dreieck- und Strichgruppenverzierung; Bruchstück eines gleichartigen Ringes (Tf. 61^{DD} d). 2. Drei geschlossene, unverzierte, massive, plumpe Fuß(?)ringe. 3. Zwei ähnliche Ringe (einer Fragment) mit vier angelegenen „Füßen“ (Tf. 61^{DD} b; ähnlicher Ring, aber mit den „Füßen“ an der Ober- wie Unterseite, von Bacharach a. Rhein; Kossinna a. a. O.); Amende hält die Stücke für Untersätze, doch ist dies in Anbetracht des Bacharacher Fundes zweifelhaft. 4. Ein gegossener Bronzehohlwulst von westgermanischem Typus. 5. Drei gewölbte, manschettenartige Bronze-armbänder südwestdeutscher Form, aber nicht getrieben wie die südwestdtsh. Stücke, sondern gegossen. 6. Zwei eiserne, unverzierte Halsringe mit Endknöpfen (wie Nr. 1; Tf. 61^{DD} c). 7. Eine Ärmchenaxt (Tf. 61^{DD} e). 8. Eine eiserne Tüllenaxt. 9. Ein eiserner Tüllenmeißel. 10. Zwei Eisensicheln. Der Schatzfund, der ursprünglich noch weitere, schon bei der Auffindung zerfallende Eisengeräte enthielt, ist dem Ende der HZ C, also etwa der Zeit um 700 zuzuweisen. Durch die (sehr seltenen) Halsringe mit Endknöpfen tritt der Fund von der W. zum Depotfund von Wahren (s. d.) in Beziehung.

Berl. phot. Album 6 Tf. 16 und 17; Undset *Eisen* S. 220; Korr. Gesamtv. 1896 S. 132ff. P. Höfer; Götze-Höfer-Zschiesche *Thüringen* S. 375; G. Eichhorn *Tafeln zur Vor- und Frühgesch. Thüringens* 1910 Tf. 3; Mannus 7 (1915) S. 87f. Kossinna; Mitt. der Geschichts- u. Altertumforschenden Ges. des Osterlandes 13 (1919) S. 8—28 (mit farbiger Tafel) E. Amende; ders. *Vorgesch. des Allenburger Landes* 1922 S. 53f.; [A. Auerbach *Vor- und Frühgeschichte des Gebietes von Ostthüringen* usw. 1927 S. 39ff.].

G. Wilke

Wonnet Sa'dum s. Maradda.

Wörgl (Tirol). Im Eggendorfer Wald wurde in geringer Tiefe eine Reihe von Brandgräbern angetroffen, deren Urnen meistens mit kleinen Steinplatten bedeckt waren, ohne daß aber genaue Fundaufzeichnungen darüber vorliegen. An Bronzen wurden, z. T. stark verschmolzen, ein Schaukelring, Vasenkopfnadeln (s. d.), Bogen- und Raupenfibeln, Beschlagstücke, eine Situla (s. d.) mit kreuzförmigen Henkelattachen, aus Eisen eine oberständige Lappenaxt, ein zerbrochenes Latène-Schwert, Messer, Schildbuckel, Traggriffe, Nägel und Zwingen, aus Ton Urnen und Schalen und aus Glas einige Perlen gefunden.

Der Hauptsache nach ein Latènegräberfeld, mit dem offenbar noch hallstattzeitl. Gräber aufgedeckt wurden.

F. Wieser *Die Anfänge der Siedelung in der Marktgemeinde Wörgl* 1911 S. 5f.; G. Kyrle *Urgeschichte Tirols* Österreichische Kunsttopographie (im Erscheinen).

G. Kyrle

Workeim (Kr. Heilsberg, Ostpreussen). Im August 1927 wurde beim Abbau W. ein Hügel untersucht, durch den Licht auf einen bisher so gut wie unbekanntem Abschnitt der ostpreuss. BZ fällt. Nach dem vorläufigen Bericht umschloß der an der Spitze und den Rändern beschädigte, noch etwa 1,80 m h. (Dm 13 m) Tumulus ca. 500 (die Gesamtzahl im unbeschädigten Hügel wird auf 600 geschätzt) Einzelbegräbnisse, d. h. Knochenhäufchen, Knochenhäufchen mit Beigefäßen und Ossuarien mit Leichenbrand. Die Urnen standen in Schichten übereinander, entweder frei im Sand oder mit Steinschutz umgeben. Von den Urnen wird gesagt, daß sie in solche mit Standboden („typische Abkömmlinge der Lausitzer Keramik“) und solche mit gewölbtem Boden zerfallen. Beigaben sind selten, unter ihnen befindet sich aber, in der untersten Steinschicht gehoben, eine nord.

bronzene Plattenfibel der IV. Periode (vgl. Band VII Tf. 97, 1), die erste ihrer Art in Ostpreussen, durch die ein Fixpunkt für die Datierung der untersten Schicht und der Terminus post quem für die höher liegenden Schichten gegeben wird. Auch für die chronol. Einordnung des von F. Peiser ausgegrabenen Flachgräberfeldes von Bischofsburg in die j. BZ scheinen nun damit zuverlässigere Anhaltspunkte gefunden zu sein. Die Perioden IV und V der BZ waren bisher in Ostpreussen (s. d. B § 6) nur aus Depot- und Einzelfunden bekannt. — Natürlich ändert der neue Fund an der Tatsache nicht viel, daß das Formen-Inventar der IV. Per. in Pommern ö. der Oder, in West- und Ostpreussen so dürftig vertreten ist, daß von hier aus gesehen begründete Zweifel daran bestehen, ob diese von Montelius aufgestellte Stufe überhaupt als selbständiger Kulturabschnitt in Norddeutschland zu gelten hat. Die Frage erheischt eine umfassendere Nachprüfung.

Prussia 27 (1927) S. 279ff. W. Gaerte.

M. Ebert

Wormser Typus. Der W. T. ist eine lokale Variante der Spiralkeramik, die offenbar unter stärkerem Einfluß des Hinkelsteins und wohl auch der südwestdeutschen Stickeramik steht. Der W. T. ist eng verwandt mit dem Wetterauer Typus (s. Wetterau § 3) und, wenn auch nicht ganz so eng, mit dem Plaidter (s. d.) Typus. Der W. T. ist zuerst von Koehl im J. 1914 aufgestellt worden. Die chronol. Frage ist noch offen. Bei Monsheim (s. d.) ist er durch die von Koehl aufgefundenen Überschneidungen von Wohngruben als jünger als Hinkelstein (s. d.), Rössen (s. d.), Großgartach (s. d.) gesichert. S. a. Flomborner Typus.

Mannus 6 (1914) S. 53ff. C. Koehl. Zur Chronologie: 8 Ber. röm.-germ. Kom. 1913/14 S. 66f. K. Schumacher.

† W. Bremer

Wörther See s. Pfahlbau F § 3.

Woten s. Finno-Ugrier A § 8, B § 7.

Wulstring (Tf. 62). Unter W. versteht man große oder kleinere Bronzehohlringe, die gewöhnlich auf der Unterseite mehrere Löcher zeigen und meist nur auf der Oberseite durch geometrische Ornamente verziert

sind. W. können bis 23 cm Dm erlangen, wobei der Ringstab bis 5 cm dick sein kann. Es wurden bisher etwa 30 Stück bekannt, die vornehmlich aus dem österr. und südd. Fundgebieten stammen. Ihre Herstellung scheint so erfolgt zu sein, daß man einen Tonring mit einer dünnen Wachs-schicht überzog, darauf wieder einen Tonmantel legte und alle drei Schichten zusammen mit Eisenstiften verband. Nun wurde das Wachs ausgeschmolzen und an seine Stelle leichtflüssige Bronze gegossen. Gußfehler oder spätere defekte Stellen wurden durch Vergießen repariert.

Der Zweck dieser Ringe ist umstritten, es scheint sich aber um Teile von Pferdegeschirr oder Wagenschmuck zu handeln, da die an der Unterseite befindlichen Öffnungen offenkundig zum Durchziehen von Riemen benutzt wurden. Nach der Art der Ornamentierung und den mitgehobenen Befunden handelt es sich um Objekte der jüngeren HZ.

M. Much *Funde der Hallstattperiode aus Traunkirchen* Mitt. Zentr.-Kom. 1895 S. 162; E. Šimek *Die prähistorischen Bronzehohlringe* Wien. Präh. Z. 1917 S. 69—82; [A. Mahr *Grabhügel der Hallstattzeit in Thalling* MAGW 56 (1926) S. 351].

G. Kyrle

Wundbehandlung. § 1. Kein Zweifel, daß irgendeine Art von Pflege und Behandlung bei Wunden der Jagd und des Kampfes schon in der frühesten Zeit der Menschheit Platz griff. Sie war wohl einer der ersten Dienste heilender Art, die ein Sippen-genosse dem anderen erwies oder die treue Gattin mit linden Händen. Wundreinigung, Blutstillung und deckender Verband war wohl das erste, vielleicht auch Ruhigstellung, weil schon die starke Schmerzhaftigkeit jede Bewegung verbot, dazu kühlende Blätter und Kräuter, vielleicht auch solche, denen man eine schmerz-lindernde und zusammenziehende Eigenschaft zutraute. Die unvollkommene, etwa damit erzielte Blutstillung machte wohl die meiste Sorge, und so trat hier der hilfreiche Zauberspruch am frühesten vielleicht in die chirurgische Therapie mit ein und behielt am längsten die Herrschaft, selbst bei der aufgeklärten Heldenschaft des Homer, wo wir ihn wenigstens in der Odyssee noch finden, und noch bei den Recken des Mittelalters, 2000 Jahre später.

§ 2. Aus Babylonien haben wir bisher Anweisungen zur Behandlung von Wunden nicht kennengelernt auf den Tontäfelchen des Assurbanipal, wohl aber im Papyrus Ebers, während der Edwin-Smith-Papyrus zwar manch kompliziertere chirurgische Technik lehrt, aber von einfacher Wundbehandlung, soweit wir ihn bis heute kennen, weniger spricht (s. Papyri [Medizinische] § 3, 4). Nach dem Papyrus Ebers aus der Mitte des 2. Jht. v. C., zu einer Zeit also, da feine, weiche Gewebe schon etwas Alltägliches in Ägypten waren, wird Leinwand auf die Wunde gelegt, die mit Weihrauch bestäubt und mit Honig getränkt ist, oder Baumwollscharpie verwendet, die mit Bohnenmehl, Öl und Honig bestrichen ist. Auch Pflaster werden schon aus Wachs, Öl, Tierfetten und Pflanzenstoffen gekocht. Weniger gefallen will uns die offenbar weitverbreitete, auch im Pap. Edwin Smith vorgeschriebene Auflegung rohen Fleisches (24 Stunden), das auf der Wunde faule, sie dadurch zur Reifung brachte, wie es im Pap. Ebers heißt, oder von getrocknetem und gemahlenem Menschenkot (Ebers) in Bier. Es wundert uns denn auch nicht, wenn wir von starkem Wundausfluß, Hartwerden der Wundränder, Stichen in den Wunden lesen und von Versuchen, die Krankheiten im Fleisch um die Wunden zu beseitigen, und Anweisungen hierzu (Ebers Sp. 70/71, 75/76). Aus Alt-Israel wissen wir nur, daß man die Wunden ausdrückte und mit Öl verband. Der Wein- und Ölverband des barmherzigen Samariters fällt in hellenistische Zeit, kommt also für uns hier nicht in Betracht. Homerische Helden spülen die Wunden mit lauem Wasser aus (oder setzen den Verletzten in ein Lauwasserbad), zerquetschen bittere Wurzeln und legen sie auf die Wunde, um deren Saft leicht zusammenziehend wirken zu lassen, also etwas blutstillend. Daß man Bindestreifen umwand, sehen wir nur auf Vasenbildern seit dem 6. Jh., ist also kein Beweis für die Zeit drei Jahrhunderte früher, mag aber trotzdem stimmen.

§ 3. Von der Wundnaht erfahren wir nichts in der Frühzeit des Ostbeckens vom Mittelmeer. Sie ist auch bei den Nordgermanen sicher erst später Import aus der klassischen Antike, trotzdem wir von ihr auch aus den Händen der Laien Chroniken-

berichte erhalten, ebenso wohl der Leinwandtampon (*lereptskeri*) in Zapfenform zur Blutstillung. Wundreinigung mit lauem Wasser, Leinwandstreifen als Verbandmaterial mögen Eigenbrauch der Nordgermanen gewesen sein, vielleicht auch das Auflegen heimischer Pflanzen, wie *nätllaukr* (Nachtlauch, Nachtschatten?, Natterwurz?), ebenso manche Absonderlichkeit in der Wundprognostik, von der Grön (Janus 13 [1908] S. 79—87, 138—141) erzählt.

W. Brunner *Handbuch der Wundbehandlung* Stuttgart 1916 (Geschichte). Sudhoff

Wurchow (Kr. Neustettin, Hinterpommern; Tf. 63, 64). Der Depotfund von W. ist im J. 1901 beim Torfstechen in dem n. vom Bialla-See beim Vorwerk Biall gelegenen Torfmoor in einem Sandnest gefunden. Der Fund, bisher nur von Kossinna (s. u.) kurz beschrieben, befindet sich in der Vorgesch. Abt. der Staatsslg. Berlin (Kat. Nr. Ic 3401, 3457—3488). Er enthält folgende Gegenstände:

1. Griff eines Möriger Schwertes (s. d.; Tf. 64a; Sonderform, dem Haupttypus nahestehend) mit Parierflügeln und kleinem, oben abgerundeten Ausschnitt am Griffende. Der im Querschnitt ovale Griff ist mit 4 umlaufenden Horizontalleisten versehen; in der Mitte der Breitseiten befindet sich ein ovales, plastisches Schild. Kerbenverzierung sämtlicher Ränder. L. 11,2 cm.
2. Lanzenspitze (Tf. 64c), schlichte, unverzierte Form, ohne Nietlöcher. L. 16,6 cm.
3. Plattenfibel, gewölbt, mit plastischer Hufeisenverzierung (Tf. 64d). Der hohle Bügel längsgerippt; der Kopf der Nadel aus zwei nach innen gewundenen, flachgehämmerten Spiralen gebildet. L. 17,6 cm.
4. Plattenfibel, flachgewölbt (Tf. 63a), mit rhombischem, längsgerippten Bügel; gekerbte Plattenränder, auf der Innenseite ornamental gestaltete Gußrippen (Dreizack). Die Nadel fehlt. L. 19,5 cm.
5. Desgl. (Tf. 63b) mit längsgeripptem Bügel. Die Ränder der Platten mit umlaufenden Wülsten verziert. Die Nadel fehlt. L. 17,4 cm.
6. Spiralscheibenfibel mit getriebener, gebuckelter Rautenbügelplatte (Tf. 64b). Nadel und Platte reich verziert. L. 31,5 cm.
7. Desgl., die Spiralen teils abgebrochen, teils verbogen. Die Nadel fehlt (s. Nr. 9).



a



b

Wulstring

Enns. Bronze. a. Vorder-, b. Rückansicht. — Nach Aufnahme des Naturhistorischen Museums Wien.



a



b



c



d

Zaborowo

Keramische Typen von Zaborowo. Nach Aufnahmen der Vorgeschichtlichen Staatssammlung Berlin.

Verzierung ähnlich Nr. 6. Gr. der Platte 12 × 12,8 cm.

8. Desgl., wie Nr. 7. Gr. der Platte 12,5 × 13,5 cm.

9. Nadel einer Spiralscheibenfibel. Der Kopfteil bis zum Loch mit Tannenzweigmuster und richtungwechselnden Gruppen von Schrägerkerben verziert. L. 28,4 cm.

10.—11. Zwei getriebene Buckelscheiben (Tf. 63e) mit Scheibenknopf auf der Rückseite. Dm 10,3 cm.

12. Große Mantelschließe, bestehend aus 2 Brillenspiralen und einer großen, gebuckelten und reichverzierten Schließplatte (12 × 16 cm). Die Spiralen sind aus Draht von rhombischem Querschnitt gebildet, in der Mitte zerbrochen. Zwei Enden der Schließplatte sind rückwärts in einen Haken umgebogen.

13.—14. Zwei kleine, verzierte „Mantelschließen“. Die eine (Tf. 64f) gut erhalten, L. 12 cm; die andere etwas beschädigt.

15.—18. Vier Armspiralen aus Doppeldraht, unverziert. Drei davon gänzlich verbogen.

19. Halskragen (Tf. 64e). Hinterpommersche Gruppe, Abart A, bestehend aus zwei breiten, gerippten Ringen mit gegossenen, ringförmigen Ösen. Der innere Ring hat breitere und tiefere, schräge Rillen, der äußere — schmalere und seichtere, fast senkrechte Rillen. Gr. Dm 16 und 19,3 cm.

20. Halskragen (Tf. 63c) mit 5 quergebten Längsrippen. Die glatten, durch eine gerade Querrippe gegen den Mittelteil abgeschlossenen Enden sind mit einem Loch versehen. Gr. Br. 13,5 cm.

21. Sichelplatten-Halskragen (Tf. 63d), bestehend aus 5 dünnen, sichelförmigen Bronzestreifen, die dachziegelartig übereinanderliegen und miteinander durch Niete verbunden sind. Die Enden bilden nach außen je eine Öse und sind mit einem schmalen Bronzband dicht umwickelt. Die Verzierung jedes einzelnen Bronzestreifens besteht aus 3 Gruppen von je drei Buckelchen, punktierten Linien, Tannenzweigen und Tannenbäumchen, Strahlenbündeln und ähnlichem; an den Enden ist oft ein liegendes Kreuz angebracht.

22. Desgl., die Ösen etwas verbogen. Geringe Abweichungen in der Verzierung: punktierte Wellenlinie an den Enden.

23. Desgl. mit senkrechten Tannenzweigen anstatt der Bäumchen. Sehr gut erhalten.

24. Desgl. Strahlenbündel statt Bäumchen. An beiden Enden fehlt die Umwicklung.

25. Desgl., stark beschädigt: es fehlt die äußere Sichel, die Enden der inneren sind abgebrochen, die zweite Sichel zerbrochen.

26. Bronzedraht, rund. Zwei Bruchstücke, L. 19 und 19,3 cm, Dicke 0,6 cm.

27. Spiralscheibe von einer Brillenspirale. (Ob zu Nr. 8 gehörig?)

28. Trinkhorn aus Rinderhorn, ohne Metalleinfassung.

Der Depotfund enthält das typische Inventar der V. Per. der BZ Nordostdeutschlands. Neben den weitverbreiteten nordd. Typen (längsgerippter Halskragen, Armspirale aus Doppeldraht) finden sich zahlreiche nordostd. Typen: Spiralscheibenfibeln, Mantelschließen, Plattenfibeln mit Hufeisenmuster, hinterpommersche Halskragen (Abart A), alles Formen, die ausschließlich ö. der Oder auftreten. Und daneben auch lokale, ö. der Persante vorkommende Formen: Sichelplatten-Halskragen, und, wenn auch nicht hier alleinherrschend, die Buckelscheiben mit rückseitigem Knopf. Der Fund gehört zu dem deutlich ausgeprägten Kulturgut Nordostdeutschlands, in dem, trotz der Gleichförmigkeit des Ganzen, doch gewisse lokale Eigentümlichkeiten sich beobachten lassen.

Das Gebiet ö. der Oder weist in der IV. Per. außerordentlich schwache Besiedelung auf. Die starke Besiedelung der folgenden V. Per. offenbart sich in den zahlreichen Depotfunden (Hinterpommern 29, Westpreußen 16). Aus dem Inventar derselben hat Kossinna (Mannus 8 [1917] S. 19ff., 117ff.) 17 ausschließlich ö. der Oder vorkommende Typen ausgeschieden. Die Oder bildet nämlich gegen W eine scharfe Grenze, im O dagegen ist die Grenze fließend, sowohl räumlich wie zeitlich (vgl. Kossinna a. a. O. S. 125f.), da entsprechende Depotfunde auch in Ostpreußen (s. d. B § 6) vorkommen (Kl.-Söllern, Kl.-Drebnau) und manche Typen der V. Per. in der VI. ö. der Weichsel erscheinen.

Mannus 8 (1917) S. 98ff. Kossinna.

Ed. Sturm

Wurfholz. A. Europa. § 1. Zu den Fernwurf-Waffen gehört das W., unter dem fälschlichen Namen „Bumerang“ (s. d.) bekannt. Es ist ein in stumpfem Winkel knieförmig gebogener Holzknüttel, der bei gewölbter oberer Seite auf der unteren abgeflacht ist. Das Charakteristische des Gebrauches dieser Wurf-Waffe ist ihre drehende Bewegung nach Abwurf und ihre Rückkehr zum Ausgangspunkt (Kehrwiederkeule).

§ 2. Die Verwendung des W. im vorgesch. Europa wird sicher ausgedehnter gewesen sein, als es nach Ausweis der literarischen Belegstellen und der zutage getretenen Funde den Anschein hat. Von dem W. als einer teutonischen Waffenspezies berichten Vergil und Isidor.

§ 3. Schon dem Menschen der Diluvialzeit — iberische Halbinsel — scheint diese Waffe bekannt gewesen zu sein (vgl. H. Obermaier *El hombre fósil* 1916 S. 236 Abb. 90f.). Aber gerade aus dem nord. Gebiet, Dänemark, läßt sich diese Waffe durch mehrere Exemplare aus zwei Moor-funden belegen, drei typische allein aus dem mesolith. Fundplatz vom Brabrand-Sø (s. d. und Band IX Tf. 10b). Ober- und Unterschenkel jener Stücke differieren nur wenig in der Länge; charakteristisch an allen ist der spitze Auslauf des Kopfstücks. Durch beide Merkmale unterscheiden sie sich von dem im vorderas. Kulturkreis, bei Sumerern und Assyren gebräuchlichen, im Vorderteil verbreiterten, geradlinig abgeschnittenen Typus (Memnon 2 Tf. 1; Geierstele, Band VII Tf. 138) und von den altägyptischen, bildlich überlieferten Formen (Jähns a. a. O. Tf. 15, 8). Einer äg. Sonderart des W. nahe stehen die im ägäischen Kreise des 2. vorchristl. Jht. gebrauchten Kehrwiederkeulen, die auf einem silbernen Becherfragment zur Darstellung gelangt sind (Jähns Tf. 16, 1). Wie in der vorderas. und äg. Kultur, so scheint das W. auch bei dem kret.-min. Militär früh zu dem Range einer auszeichnenden HAUPTLINGSWAFFE gelangt zu sein (vgl. Fragm. einer Steatitvase aus Knossos: R. Dussaud *Les civilisations préhelléniques* 1914 S. 69 Abb. 48).

M. Jähns *Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen* 1899 S. 202ff.; Lüders *Über Wurf-Waffen* 1891 S. 6; Aarb. 1906 S. 42ff. Th. Thomsen.

W. Gaerte

B. Ägypten. Ein eigentümlich gekrümmtes W. gehört zu den ältesten Jagdwaffen der Ägypter. Einige der zur Jagd in die Wüste ausziehenden Krieger der „Löwenjagdpalette“ (Band II Tf. 211, 212) tragen es, und in einem der Königsgräber der 1. Dyn. bei Abydos (s. d.) hat sich eine ganze Anzahl von Originalen gefunden (Petrie *Royal Tombs* II 37 und Tf. 36, 1—14). Noch im AR wird es bei der Wüstenjagd verwendet (Klebs *Reliefs AR* S. 68), im MR wird es sogar als Waffe im Nahkampf gebraucht (Klebs *Reliefs MR* S. 155). In einer besonderen Form dient das W. den vornehmen Äg. aller Zeiten zum Sport des Vogelfangs vom Papyrus-Nachen aus (vgl. Klebs a. a. O. *AR* S. 35; *MR* S. 55f., 158).

Daneben ist das W. für den Äg. die charakteristische Waffe seiner asiat. Nachbarn im NO, deren Name in der Hieroglyphenschrift geradezu mit dem Bilde dieser Waffe geschrieben wird. Auch dielibyschen (?) Söldner des MR (Klebs a. a. O. *MR* S. 161f.) tragen es (neben der Schleuder; s. d. B) im Kampfe (s. Libyer A § 2).

Wiedemann *Äg.* S. 234, 261; Eрман-Ranke *Äg.* S. 264; [Wolf *Die Bewaffnung des altägyptischen Heeres* 1926; H. Bonnet *Die Waffen der Völker des alten Orients* 1926]. Ranke

C. Palästina-Syrien. Schon in ältester Zeit haben die Ägypter bei umwohnenden Völkern eine sehr einfache Waffe kennengelernt, einen krummen Knüppel, der sich zum Schlag und Wurf verwenden ließ. Wie weit dieses Gerät verbreitet war, bezeugt die Tatsache, daß die Ägypter mit einem solchen Bilde in ihrer Schrift die Ausländer, darunter die Beduinen Asiens, bezeichneten und das äg. Wort *ame* wohl als „Bumerangwerfer“ zu erklären ist (Müller *Asien und Eur.* S. 122f.). Dem entsprechen bildliche Darstellungen. Zwei von den Begleitern des *Isis* unter Sesostri II. (1906—1887 v. C.) werden im Grabe des Chnemhotep in *beni hasan* mit einem Holzstücke abgebildet, das etwa die Form des Bumerang hat (Band V Tf. 6). Noch deutlicher zeigt sich diese Ähnlichkeit bei den syr. Söldnern im Grabe des Amenemhät am gleichen Orte (Band VI Tf. 99b). Um 1450 v. C. erscheint vereinzelt ein Syrer mit dieser Waffe im Grabe des Rechmeré (Wreszinski *Atlas* I [1923] Tf. 335f.) und

um 1250 unter Ramses II. in *bēt el-wāli* (ebd. II [1925] Tf. 164). Dagegen sind wohl mit den gekrümmten Waffen der Syrer im Grabe des Mencheperré-seneb Schwerter gemeint (W. M. Müller *Egyptological Researches* II [1910] S. 28, 32f., Tf. 14, 19). Bei der im Laufe der Zeit eintretenden Verbesserung der Waffen ist das W. zurückgedrängt worden, so daß es später nur noch in Form der auch zu Schlag und Wurf geeigneten Keule (s. d. C) weiterlebte.

Müller *Asien und Eur.* S. 9, 122f., 141, 303;
Wolf *Die Bewaffnung des altägyptischen Heeres*
1926 S. 7f. Peter Thomsen

D. Vorderasien s. Zepter C.

Wurfring. Eine besondere Art der vorgesch. Fernwurfaffen sind die Wurf- oder Diskusringe (*anneaux-disques*), flache, peripherisch scharfkantige Ringe aus Jadeit, Nephrit oder Silex von dreieckigem Durchschnitt. Sie sind in Frankreich (Band IV Tf. 48c rechts), Oberitalien (Band VI Tf. 20e) und Spanien zutage gekommen. Öfters weisen diese Ringe Aufhängelöcher auf, die auf den Schmuck- bzw. Amulett-Charakter dieser Geräte hindeuten. Die Verwendung dieser Wurfaffen lehnen die noch heute in Indien gebräuchlichen gleichen Schleudergeräte aus Eisen oder Stahl, *čakra* genannt. Diese werden durch den Zeigefinger der r. Hand in rotierende Bewegung versetzt und fortgeschleudert, wenn sie eine genügend große Geschwindigkeit erlangt haben. Da diese Waffe schon in der alten Literatur der Inder (*Rāmāyaṇa* und *Ṛg-Vēda*), in den Keilschrifttexten und der Bibel Erwähnung findet, ist ihr Gebrauch auch für die Völker Vorderasiens bezeugt (Jeremias *Handbuch der altorientalischen Geisteskultur* 1913 S. 232 Abb. 127). Die in Europa gefundenen Exemplare gehören dem Neol. an. Später scheinen sie hier außer Gebrauch gekommen zu sein.

Ch. Buttin *Les anneaux-disques préhist. et les tschakras de l'Inde* 1903; ders. *Les tschakras au Cirque* 1906; L'Anthrop. 12 (1901) S. 656
L. Capitan; ebd. 14 (1904) S. 359ff. Cartailhac; *Déchelette Manuel* I 520ff.; Mannusbibliothek 7 (1912) S. 97ff.; ebd. 10 (1913) S. 9ff. Wilke.

W. Gaerte

Wurfspeer s. Lanze.

Wurfspieß (Ägypten). S. a. Lanze B. Kurze W. erscheinen in Ä. erst mit dem Kriegswagen, auf den Denkmälern der

18. Dynastie. Sie werden in großen, am Wagenkorb befestigten Köchern aufbewahrt (s. Heer A § 3).

Ob die sehr kurz gezeichneten Speere auf einigen Handwerkerdarstellungen des AR und MR (Klebs *Reliefs AR* S. 89, *MR* S. 118), die niemals in Gebrauch gezeigt werden, als W. oder als Stoßlanzen aufzufassen sind, möchte ich nicht entscheiden.

[Wolf *Die Bewaffnung des altägyptischen Heeres* 1926; H. Bonnet *Die Waffen der Völker des alten Orients* 1926].

Ranke

Wurfstock (Wurfstange; Band VII Tf. 41a, XIII Tf. 62^aa). S. a. Jagd A § 5, Magdalénien. Der W., auch Wurfholz oder Speerschleuder (*propulseur*, *throwing stick*) genannt, dient zum Schleudern einer Lanze oder eines Speeres. Die Entstehung des W. fällt in die Zeit vor Erfindung des Bogens. Der W. ist ein Stab, der am hinteren Ende mit einem Haken oder mit einer rinnenartigen Aushöhlung versehen ist, um dem Speer so eine sichere Lage zu verleihen. Ist auch der W. als primitiveres Hilfsmittel für den Fernkampf einem früheren Stadium menschlicher Entwicklung zuzuschreiben als der Bogen (s. d.), so geht er ihm doch keineswegs überall voraus und ist nicht einmal, wie ethnographische Parallelen zeigen, bei allen Völkern im Gebrauch gewesen. Im vorgesch. Europa ist der W. bisher nur aus dem Paläol. bekannt. Man zählt etwa 34 Stück. Das längste mißt 27 cm. Sie gehören dem Aurignacien und Magdalénien an und bestehen aus skulptierten Knochen, die Tiere en face zur Darstellung bringen. Der Stirnhaarbusch gibt das Widerlager ab und zwischen den Ohren, Hörnern und Beinen gleitet der Speer in sicherer Führung dahin. Die meisten W. stammen von frz. FO: Bruniquel (Dép. Tarn-et-Garonne; L'Anthrop. 1903 S. 309), Gourdan (Dép. Haute-Garonne; *Matériaux pour l'histoire de l'homme* 1887 S. 361; L'Anthrop. 1895 S. 289), Mas d'Azil (Dép. Ariège; L'Anthrop. 1904 S. 130), Placard (Dép. Charente; Congrès archéol. de France, Vienne 1878 Tf. 2 Abb. 15) und die Dordogne (*Reliqu. aquitan.* B, Tf. 19 Abb. 1 und Tf. 24 Abb. 6) haben die bekanntesten Stücke geliefert. Außerdem sind Bruchstücke im Keßlerloch bei Thaining gefunden worden (R. R. Schmidt *Die diluviale Vor-*

zeit Deutschlands Tf. 31 8—9). Über die Verwendung des W. in nachpaläol. Zeit liegen noch keine Beobachtungen vor.

Revue mensuelle de l'Ecole d'Anthropologie de Paris 1891 S. 241 Cartailhac; L'Anthrop. 1903 S. 309ff. Cartailhac; Déchelette Manuel I 155ff.; L'Anthrop. 1907 S. 14 Anm. 2 Breuil; Bastian-Festschrift S. 131ff. v. Luschan. Abbildungen bei S. Reinach Répertoire de l'art quaternaire s. v. propulseur.

Ernst Sprockhoff

Wurm. Als allg. Bezeichnung für niederes Geziefer genommen, spielt der W. als Schädling im allgemeinen und als lästiger, Gesundheit und Wohlbehagen störender An-, Auf- und Einwohner im Leben der Herdentiere und Menschenhorden der Frühzeit allenthalben eine unangenehme Rolle, im kalten Norden wie im warmen Süden, je näher dem Äquator eine um so lästigere und schlimmere. Auch als Krankheitsbringer, als direkte Krankheitsursache wird er fast in allen Frühkulturen angesehen und gefürchtet, als lebender Fremdkörper auf der Haut, in der Haut sowie in der Tiefe des Körpers und seiner Höhlen und hohlen Gänge. Wenn sich der Ägypter das Jenseits, in dem Ani pflügt, als frei von Engerlingen und anderem Ungeziefer des Ackerbodens denkt, verrät er damit gleichzeitig, wie quälend er dies Ungeziefer im Ackerboden und anderwärts empfand. Als dessen Bekämpfer wird der Horus-Knabe vorgestellt und als einer dargestellt, der das Ungeziefer mit seinen Götterhänden hält und niederhält. Ähnliche Vorstellungen, in andere Formen gehüllt, finden sich vielfach. S. a. Wurmliden.

v. Oefele Prähistorische Parasitologie nach Tierbeobachtungen Archives de Parasitologie 5 (1902) S. 117ff.; ders. Studien über altägyptische Parasitologie ebd. 4 (1901) S. 481ff. Sudhoff

Wurm-Eiszeit (4. alpine Eiszeit) s. Diuvialgeologie § 6.

Wurmliden. § 1. Die Last der kleinen geflügelten und kriechenden Quälgeister aus der gesamten Insektenwelt und über deren Grenzen hinaus hat der Frühmensch aus dem Tierreiche schon mit herübergenommen, auch die Bestrebungen, Handgriffe und sonstigen Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung: das Eingraben in den Schlamm oder Hineinlegen ins Wasser, das Wedeln und Schlagen und Scheuchen, sowie das Ausschuchen aus den Öffnungen und Falten, aus dem Haar und sonstiger Umkleidung, aus dem spärlichen

Gewand, aus Lager und Umhausung. Schmarotzer-Bekämpfung von außen und unter der Haut und weiter im Inneren der Körperhöhlen ist in der Frühzeit schon weit verbreitet gewesen und fällt mit der Fremdkörper-Beseitigung als eine der frühesten therapeutischen Maßnahmen grobenteils zusammen. Auch in frühhistorischer Zeit sind Wurmkrankheiten in den Vorstellungen der Völker und ebenso in Wirklichkeit weit verbreitet gewesen.

§ 2. Völlig hypothetisch, aber mit Zähigkeit bewahrt und durch Jahrtausende festgehalten in fast allen Kulturen, auch literarisch am allerfrühesten nachweisbar, z. B. schon in altbabyl. Zeit, ist der Zahnwurm, der nicht nur in einem uralten Zauberspruch Altbabyloniens belegt ist, sondern auch in einem äg. Papyrus-Brief aus der Mitte des 2. Jht. v. C.: „Der Wurm beißt seinen Zahn.“

Eingeweide-Würmer wurden in den geschlachteten Opfertieren immer wieder gefunden und bald, wie auch an anderen Stellen angetroffene Würmer, zu den Krankheitsdämonen in Beziehung gebracht, ja immer wieder geradezu als deren materiell nachweisbare Bestätigung aufgefaßt und mit ihnen direkt konfundiert (s. Ätiologie). Bei Mensch und Vieh wurden „Würmer“ an zahllosen Körperstellen beobachtet und früh bekannt.

Als Würmer in und auf der Haut galten, bald mit Recht, bald mit Unrecht, sowohl madenähnlich aussehende Talgpfropfe („Mitteresser“) wie auch Krätzmilben, die recht früh schon der scharfen Beobachtung nicht ganz entgingen. Ebenso galten die Filzläuse als solche Würmer auf der Haut, nicht minder als „Wurm am Finger“ das *panaritium*, aber auch der Fadenwurm (*filaria*; nachweisbar mit Sicherheit erst im 2. Jh. n. C.), der Wurm in der Dassel-Beule des Viehs (eine Östrus-Larve, die schon die Literatur des 3. Jht. v. C. in Ägypten kennt), der wurmartig oder strangartig weiterkriechende Milzbrand und der Pferderotz. Man sah Fliegenmaden in unrein gehaltenen Wunden, nahm aber auch wurmfreie Haut-Erkrankungen als Wurmliden an, so den Gürtelwurm (*herpes zoster*), den Haarwurm in Haar und Bart, den Ringwurm usw., die man nur wegen ihrer scheinbar weiterkriechenden Ausbreitung

in Haut- und Unterhautzellgewebe als „Würmer“ oder durch Würmer veranlaßt aufsaßte. S. a. Zahnkrankheiten.

Darm-Parasiten, wie Spulwürmer und Bandwürmer, aber auch Organ-Parasiten, wie Blasenwürmer, der Drehwurm (*coenurus cerebralis*) der Schafe und manches andere tatsächliche Wurmleiden waren wirklich beobachtet und früh allgemein bekannt. Die äg. Medizin kennt nicht nur den Bandwurm und den Spulwurm, sondern auch Ankylostomen und Distomen in Darm und Leber (s. Wurm). Für nordische Wurmvorstellungen sei nur auf den Münchener Wurmsegen: *Gang uz, nesso, mit niun nessinclinon* und verwandte althochdeutsche Segen gegen den *wurm in demo fleiske* usw. verwiesen (v. Steinmeyer *Die kleineren althochd. Sprachdenkmäler* 1916 S. 373 ff.).

Max Höfler *Deutsches Krankheitsnamen-Buch* 1899 S. 443, 820—834; Adolf Fonahn *Orm og ormmidler* Videnskabs-Selsk.-Skrifter, Math.-naturw. Kl. 1905 Nr. 6; O. v. Hovorka und A. Kronfeld *Vergleich. Volksmedizin* I (1908) S. 452 ff.; Meissner *Assyriol. Studien* II MVAG 9 (1904); v. Oefele *Ein babyl. Zahnwurmtext* Mitt. z. Gesch. d. Med. 3 (1904) S. 221 ff.; ders. *Stud. z. allägypt. Parasitologie* Arch. de Parasit. 4 (1901) S. 481 ff. Sudhoff

Württemberg s. Mittel- und Süd- deutschland und die Einzelartikel.

Wüste (Vorderasien). W., Steppe, akkad. *šeru* = sumer. *edin*, auch *m^ašudbaru* (vgl. hebr. *midbār*, syr. *madbarāh*), was das Land, das sich im W an Babylonien anschloß, das Gebiet w. vom Euphrat bis an das Kulturland am Mittelmeer: die syr. Wüste. Eine Kultivierung war nicht möglich, selbst die Sicherung von Karawanen-Straßen durch Anlage von Brunnen und Militärposten gelang nur vorübergehend. Die syr. Wüste war *de facto* unabhängiges Gebiet; die sie bevölkernden Nomaden bedrohten je und je das Kulturland (s. a. Vorderasien A § 9), fügten sich keinem Staatswesen ein, und militärische Expeditionen gegen sie zeitigten nur Augenblickserfolge. Die Keil-Inschriften nennen als Inhaber des Wüstengebietes seit dem 15. Jh. die *Ahlāmē* (s. d.) *Aramāia* (s. Aramäer), die *Sätū*, *Ja'urū* usw.; zu diesen der aramäischen Einwanderung angehörenden Nomadengruppen gehörten wohl auch die *Kaldu* = Chaldäer (s. d.). Seit dem 9. Jh. treten in der Steppe in gleicher Weise

die *Aribi* (Araber) auf (s. Semiten B). Dem Volksglauben galt die Wüste als Aufenthaltsort von Dämonen, Totengeistern, Schlangen, Skorpionen und Fabelwesen aller Art, sowie als *ašar šumāmi*, „Ort des Durstes“ usw. (vgl. Asarhaddon, Prisma B IV 10 ff.).

F. Delitzsch *Wo lag das Paradies?* 1881 S. 241 ff.; B. Meissner *Assyriologische Forschungen* I (1920) S. 6 ff. † O. Schroeder

Wustrow-Niehausen s. Norddeutsches Land A § 4, Nordischer Kreis A § 6c.

Wüstung. W. ist eine Strafe (s. d.), die sich an Ächtung und Fehde (s. d.) knüpft und darin besteht, daß auch das Vermögen des Geächteten für verfallen erklärt und eingezogen wird. Dabei handelt es sich um eine Verschärfung der Friedlosigkeit (s. d.). Die Voraussetzung bildet Familien-, nicht Sippen-Eigentum, wie es in den schwach besiedelten nordgerm. Kolonial-Ländern vorherrschend war. — Im alten Island der Saga-Zeit hieß der mit strenger Acht Belegte „*Waldmann*“, die Friedlosigkeit „*Waldgang*“, Ausdrücke, die aus der norweg. Heimat stammten. Die strenge Acht wurde von der milden Acht, der Landesverweisung, „*Außerlandesfahrt*“, unterschieden. Die milde Acht war mit Bußen (s. Busse) verbunden, die strenge mit W. oder „*Frohnung*“ (*šeránsdómr* = Geld-Raubgericht). Auch in den Sagas kommt bereits diese Art von Zusatz-Strafe vor. Diese Frohnung fällt dem Achtleger zu, die dieser mit Gewalt, ausgerüstet zum Gefecht, einzieht. Nur die Person des Geächteten, nicht seine Angehörigen, sollen dabei leiden. Der „*Waldmann*“ soll besitzlos werden. Der sonst verpönte Raub wird gegenüber dem Friedlosen zur Sitte, beinahe zur Pflicht. Noch mehr bezog sich das auf das Leben des Geächteten. Es war eine von der Gesellschaft der Sitte gemäß gebilligte Rache gegenüber dem Friedlosen (Heusler *Das Strafrecht der Isländersagas* 1911 S. 125, 146, 148, 150 ff.).

Vgl. a. Frh. v. Schwerin *Die Formen der Haussuchung im indogermanischen Rechte* Rechtsgeschichtliche Studien 1 (1924); Vinogradoff *Outlines of Historical Jurisprudence* 1920 S. 316 ff.

S. a. Blutrache, Bürgschaft A, Busse, Fehde, Friedlosigkeit, Strafe, Verbrechen, Vertrag. Thurnwald

Yoldia-Kultur s. Nordischer Kreis A § 1.

Yoldia-Zeit. § 1. Y.-Z. (geol. Terminus) ist die Zeit, in der sich nach der letzten großen Diluvial-Vereisung und nach der Entwicklung eines sehr großen Eis-Sees das Meer mit der Muschel *Yoldia (Portlandia) arctica* Gray. im Bereich der heutigen Ostsee ausdehnte. Als Relikt lebte noch vor 100 Jahren die namengebende Muschel bei Stockholm, hält sich aber heute nur noch im arktischen Meere auf. Sie wohnte in dem kalten Wasser der Eisrand-Nähe, das zugleich salzig genug war, wird jedoch auch reichlich in älter-diluvialen Ablagerungen gefunden. Ihr Vorkommen ist daher weder für die ganze Ausdehnung des nachglazialen baltischen Meeres noch für das nord. Meer dieses Alters allein bezeichnend. Die Y.-Z. wurde dadurch eingeleitet, daß der abschmelzende Inlandeisrand das Nordende des Berges Billingen in Westergötland gegen N zu verließ, wodurch der bis dahin im O angestaute große Eis-See nach dem Meer im W abfloß (etwa 8000 Jahre v. C.), um bei der darauffolgenden Landsenkung durch das Eindringen dieses Meeres in das „Yoldia-Meer“ verwandelt zu werden. Die mittelschwed. Straße zwischen baltischem Becken und Nordsee erfuhr eine fortschreitende Landhebung. Etwa 6000 Jahre v. C. wurde dadurch die Verbindung so seicht, daß in das baltische Becken nicht mehr genügend Salzwasser einströmen konnte, um dessen Ausfüßung zum „Ancylus-See“ (s. Ancyluszeit) zu verhindern. Gleichzeitig mit der *Yoldia* und vor ihr herrschte auf den benachbarten Ländern eine Tundren-Flora und -Fauna unter arktischem Klima („Dryas-Zeit“).

§ 2. Andere Einteilung. Wegen des sehr häufigen Mangels der bezeichnenden *Yoldia* in den Sedimenten und ihres Vorkommens auch in älteren und jüngeren Ablagerungen, sowie wegen der Ungleichzeitig-

keit der betreffenden Ablagerungen streichen verschiedene Autoren neuerdings den Begriff Y.-Z. und setzen an seine Stelle Abschnitte aus der Chronologie G. de Geers, welche sich auf die exakt bestimmbareren Vorgänge bei der Zurückverlegung des Inlandeisrandes und auf die genaue Untersuchung der entsprechenden Ablagerungen stützt. Nach der „daniglazialen Zeit“, in der das Ostseebecken noch ganz oder teilweise vom Eis bedeckt war, unterschied de Geer die „gotiglaziale Zeit“ (vor 11500 bis 8500 Jahren v. C.), während deren der Eisrand durch Südschweden bis zu den großen mittelschwed.-südfinn. Endmoränen zurückverlegt wurde (Salpausselkä-Stadium); danach die „finiglaziale Zeit“ (etwa 8500—6500 v. C.) des Eisrückzuges, bis die Eismasse im n. Schweden (bei Ragunda in Norrland) in zwei große Teilstücke auseinandergeschmolzen war (Ende des Eiszeitalters). Die drei Einheiten bilden zusammen den „spätglazialen“ Abschnitt (= große Abschmelzperiode) des Diluviums, auf den das „Postglazial“ als ältester Abschnitt des Alluviums folgt. Die Y.-Z. würde demnach nicht genau mit der „finiglazialen Zeit“ zusammenfallen.

Eine entsprechende Eismeerzeit mit *Yoldia arctica* kann auch in Nordamerika unterschieden werden (älterer Abschnitt der Champlain-Periode); es ist jedoch eine Übertragung der auf die Ereignisse in Fennoskandia gegründeten Zeiteinheiten auf andere Erdräume zurzeit noch nicht möglich.

§ 3. Die Verbreitung des *Yoldia*-meeres ist durch Beobachtung seiner Sedimente, Strandlinien (Kliffs, Blockstrandgürtel, Delta-Terrassen) und der Grenze des abradierten, daher steinig-sandigen, meist ärmlichen Litoralgebietes gegen das unberührte Glazialrelief festgelegt worden. Es mußten hierbei die ähnlichen Wirkungen des baltischen Eissees und des folgenden

Ancylus-Sees und Litorina-Meeres unterschieden werden, was wegen der z. T. regelmäßig fortschreitenden Landhebung oft nach den abweichenden Höhenlagen geschehen konnte. Weil aber diese Bodenbewegungen auch schon während der Yoldia-Zeit im Gang waren, konnte das Meer nicht überall innerhalb der maximalen marinen Grenze gleichzeitig vorhanden gewesen sein. Maximal reichte das Yoldia-Meer nördlich einer Linie Samland—Bornholm—Jütland—SW-Norwegen weiter in das heutige Land als die jetzige Ostsee. Es löste Schweden und Finnland zum größten Teil in Inseln und Halbinseln auf und verband so die Nordsee mit dem Weißen Meer. Zwischen der Senke des noch von der Nordsee bedeckten Wenern-Sees und den Belten lag eine große mittelschwed. Insel. Auch drang das Meer ein Stück nach Kurland, Estland, Livland vor, doch ergab sich neuerdings, daß von hier nach SO bald statt glazialmariner eine limnoglaziale Fortsetzung der Wasserbedeckung folgte. Es erscheint noch fraglich, wieweit die betreffenden Ablagerungen, welche eine Wasser-Verbindung über Peipus-, Ladoga-, Onega-See nach dem Weißen Meer beweisen, im Yoldia-Meer selbst abgesetzt wurden.

§ 4. Bänderton. Zur Zeit der baltischen Eisseen und des Yoldia-Meeres wurden in den an Inlandeis angrenzenden Wasserbecken Ton-, Mergel- und Staubsand-(Mehlsand-) Schlicke abgelagert. Sie sind die Ausläufer der Ablagerungen sub- oder supraglazialen Schmelzwassers. Bei seinem Eintritt in das stehende Wasser ließ dieses alles Geröll und allen Sand sogleich in Deltaablagerungen liegen; nur die tonig-feinsandigen Suspensionen (Gletschermilch) konnten im Becken selbst weithin ausgebreitet werden. Nach Sauramo u. a. sind die marinen und limnischen Ablagerungen verschieden, sie haben aber im allg. gemeinsam, daß sie außerordentlich regelmäßig und feingeschichtet sind. Nach der Bänderung auf dem Querbruch haben diese „Warven“ auch den Namen „Bänderton“ erhalten. Reichliche Produktion von Schmelzwasser bedingte im Sommer eine staubsandige oder weniger kolloidreiche, im Winter jeweils eine tonige Schicht. Daher konnte de Geer durch Abzählen der Bänder exakte Angaben

über die Zeit der Becken-Sedimentation machen. Durch Vergleich der relativen Schichtdicke konnten auch an entfernteren Orten die gleichen Schichten wiedererkannt werden, so daß man in der Lage ist, auf große Entfernungen hin die Gesamtzahl der etwa zwischen bestimmten Eisrandlagen abgelagerten Schichtblätter, damit aber zugleich die Dauer des Eistrückzuges nach Jahren zu bestimmen.

§ 5. Fossilien. Außer der *Yoldia (Portlandia) arctica*, deren Schalen infolge des schwankenden, oft geringen Salzgehaltes im Wasser unternormale Größen zeigen, lebten nicht gerade zahlreiche, fossil erhaltungsfähige Vertreter von Tiergruppen (wie Wal, Seehund) in den für reicheres Leben wenig günstigen, eisnahen Gewässern. Sie gruppieren sich im baltischen Becken hauptsächlich um die Eintritts-Stelle des salzigen Nordseewassers in Mittelschweden und lebten natürlich noch reichlicher in der Nordsee (SW-Schweden, Norwegen) selbst. W. C. Brøgger hat nach dem Auftreten der Fossilien zwei Yoldien-Tone und drei Arca-Tone mit den zugehörigen Strand-Sedimenten unterschieden, die ein fortschreitendes Milderwerden des arktischen Klimas während der Y.-Z. anzeigen.

S. a. Diluvialchronologie § 5, Diluvialgeologie § 7.

H. Munthe *Studies in the Late-Quaternary history of Southern Sweden* Geol. Fören. Förhandl. 32 Stockholm 1910 S. 1197ff.; G. de Geer *Geochronologie der letzten 12000 Jahre* Geol. Rundschau 3 (1912) S. 457—471; A. G. Högbom *Fennoskandia in Handb. d. Regionalen Geologie* IV 3 (1914); E. Antevs *On the late-glacial and postglacial history of the Baltic American* Geogr. Soc. Geogr. Review 12 (1922) S. 602—612. E. Kraus

Yortan. Alte Ansiedlung am Kaikos in Äolien, die zahlreiches monochromes Geschirr mit Ritz-Ornamenten geliefert hat (Tf. 43^A a—k, n—p). Die nächsten Analogien bietet das nahe Troja (s. d.), ferner aber auch bisher vereinzelte Funde in Phrygien und Pisidien. S. a. Vase F, Westkleinasiatische Fundorte § 3.

CR acad. inscr. 1901 S. 810ff. Tf. 1f.; Fimmen *Kret.-myk. Kultur*² 1924 S. 102f. G. Karo

Ystad s. Kesselwagen A, Nordischer Kreis B § 14c.

Zâb (Band IV Tf. 88). Name von zwei l. Nebenflüssen des Tigris. 1. „Oberer Zâb“ (assy. *Zâba elû*), kommt vom armen. Hochland, dem Gebiet zwischen Van- und Urmia-See, und mündet bei Kalhu (s. d.) in den Tigris; hier leitete Assurnassirpal II. (884—860 v. C.) den Kanal *Patti-hegal* von ihm ab. Längs des Unterlaufes des Flusses ging eine Karawanenstraße über den heute nach einer „blaugrünen Stele“ mit urartäisch-assy. Bilinguis des Königs Ispuinis von Armenien genannten *Kel-i-kin*-Paß zum Urmia-See (assy. *Unteres Nâiri-Meer*). 2. „Unterer Zâb“ (assy. *Zâba šupalû*), entspringt s. des Urmia-Sees und mündet s. von Aššûr (s. d.) in den Tigris.

Das Gebiet zwischen Tigris und oberem Zâb enthält zahlreiche assyr. Städte, darunter außer Ninive (s. d.) und Kalhu die Residenzen *Ingur-Enlil* (s. d.; j. Balawât) mit Schloß Salmanassars III. (859—825), aus dem die bekannten Bronzetore stammen, und *Dûr-Sarrukîn* (Dur-Sargon; s. d.; j. Chorsabâd), eine Gründung Sargons II. (722—705). Der beherrschende Ort des Gebietes zwischen Tigris und den beiden Zâb ist *Arba-ilu* (Arbêla; s. Erbil), einer der Hauptorte des Istar-Kultes (*Ištar ša aArba-ilu*).

F. Delitzsch *Wo lag das Paradies?* 1881 S. 186; B. Meissner *Babylonien u. Assyrien I* (1920) S. 344; G. Hüsing *Der Zagros* 1908 S. 40f. (Abb. 23 *Kel-i-kin*-Stele).

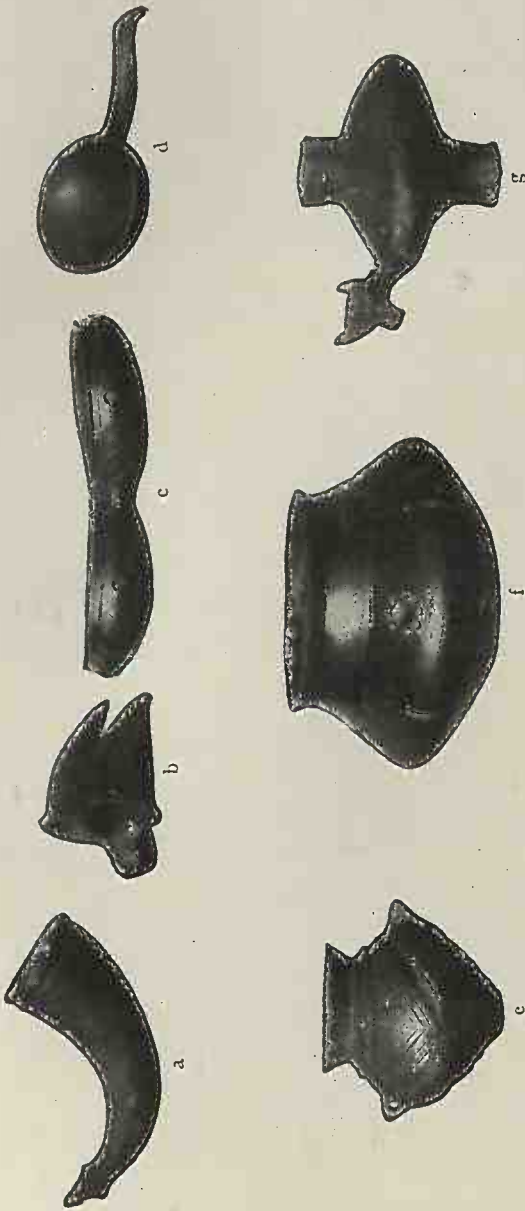
† O. Schroeder

Zababa. Der Kriegsgott der Stadt Kiš (s. d.) im n. Untermesopotamien, geschrieben *ZA-MAL-MAL*, bisher gewöhnlich *Zamama* gelesen, ist nach der Feststellung von A. Ungnad (OLZ 1922 S. 202f.) und der neuerlichen Bestätigung durch eine altbabyl. Götterliste vielmehr *Zababa* auszusprechen (vgl. Archiv f. Keilschriftforschung 2 [1924] S. 13, zu Kol. II Z. 10 E. F. Weidner). In letztgenanntem Texte

ist Z. dem Kriegsgotte Ninurta gleichgesetzt. Z. war neben der Kriegsgöttin Ištar (s. d.) Stadtgott von Kiš. In der Hammurapi-Zeit (um 2000 v. C.) wurden ihnen Wagen (s. d. C) aus Terrakotta geweiht, teils mit bildlichen Darstellungen der Ištar mit dem Bogen, teils mit dem Abbilde des Z., dem das Wagenrad, auf einen kurzen Stiel gesteckt, als Symbol diente. Ein heiliger Bezirk des Tempels Esagila von Babylon (s. d.) hieß „Platz (*kisallu*) von Ištar und Z.“, d. h. nach den Stadtgöttern von Kiš. Ein anderes Göttersymbol (s. d. E 1 § 5e) des Z. ist die Adlerkeule, eine Keule mit dem Adler- oder Geierkopfe. Den Adler hat Z. von den ihm gleichgesetzten Göttern Ningirsu und Ninurta übernommen (s. Göttersymbol E 1 [Index]). Über die Tempel des Z. s. Kiš.

A. Deimel *Pantheon babylonicum* 1914 S. 130 f.; Th. Paffrath *Zur Götterlehre in den altbabylon. Königsinschriften Studien zur Gesch. u. Kultur des Altertums* 6, 5—6 (1913) S. 210ff.; M. Jastrow *Religion Babyloniens u. Assyriens* (Index); E. Unger *Der Rennwagen in Vorderasien* 1929 Kapitel V. Eckhard Unger

Zaborowo. § 1. In der bei Priment (Przemęt) im Kr. Bomst (Wolsztyn) gelegenen Ortschaft Z. ist bereits im J. 1865 ein Urnengräberfeld des „Lausitzer“ Typus (s. Lausitzische Kultur A) entdeckt worden, das seit dem J. 1871 durch den dortigen Domänenpächter Thunig unter Mitwirkung von Rudolf Virchow untersucht wurde. Das Gräberfeld befand sich auf dem Abhang einer sandigen Anhöhe auf dem w. Ufer des Primenter Sees. Die Gräber lagen 1—2 m t. unter der Oberfläche, ohne eine bestimmte Anordnung. Einige von ihnen waren mit einem mächtigen Steinmantel bedeckt, andere entbehrten jedes Stein-schutzes. Jede Urne war von einer größeren Anzahl von Beigefäßen umgeben, von denen bis zu 50 Stück in einem Grabe gefunden wurden.



Zaborowo

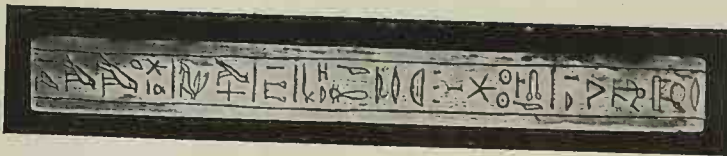
Keramische Typen von Zaborowo. Nach Aufnahmen der Vorgeschichtlichen Staatssammlung Berlin.



a



b



c

Zeitmessung A. Ägypten

a. Steinerne Wasseruhr mit Bildern von Gottheiten und Sternbildern. Dyn. 18. Museum Kairo. Nach Erman-Ranke. — b, c. Instrumente zur Sternbeobachtung: b. Palmrippe (Berlin Inv. Nr. 14084). c. Lot (Berlin Inv. Nr. 14085). Nach Photographien.

§ 2. Die Mehrzahl der hier gehobenen Tongefäße hat eine braune oder schwarze Oberfläche, andere sind farbig bemalt, und zwar entweder ganz in eine dunkelrote Farbe getaucht oder auf helgelbem Untergrunde mit roten, braunen und schwarzen Ornamenten versehen (s. Bemalte ostdeutschnische Keramik). Ein großer Teil der schwarzen Gefäße hat eine silberglänzende Oberfläche und ist augenscheinlich graphitiert. Eine Schale weist die in der „Lautsitzer“ Kultur sehr selten vorkommende Verbindung von Graphitierung und Bemalung auf und ist außerdem mit figuralen Ornamenten verziert (anscheinend Pferdefiguren). Ausnahmsweise kommen auch plastische Verzierungen vor. Ein großes, zweihenkliges, etwa doppelkonisches Gefäß mit abgerundetem Umbruch weist z. B. auf dem Bauchoberteil eine erhabene, wellen- bzw. zickzackförmige Leiste als Ornament auf (Tf. 64^A b), daneben treten die in der „Lautsitzer“ Keramik so beliebten Buckelverzierungen auf. Von sonstigen Gefäßformen sind sog. „Räuchergefäße“ (s. Räuchergerät A; Tf. 64^A c), mehrere Trinkhörner (darunter ein gedoppeltes; Tf. 64^B a, b), Zwillingss- (s. d.) und Drillingsgefäße (Tf. 64^B c), Gefäße in Vogelform und ein stierförmiges Gefäß mit Rückenöffnung zu erwähnen (Tf. 64^B g).

§ 3. Eine besondere Bedeutung kommt dem Gräberfelde insofern zu, als es eine verhältnismäßig große Anzahl von Metallgegenständen geliefert hat. Besonders stechen hier die Schmucksachen hervor, bronzene Nadeln, Fingerringe, bronzene und eiserne Arm- und Halsringe (die letzteren meist mit Hakenenden), ein ähnlicher Halsring aus Weißmetall (mit 14% Nickel-, 12% Arsen-, 4% Kobalt-, sowie je 1½% Antimon- und Zinngehalt), zwei bronzene und eine eiserne Harfenfibel (s. Fibel A §16), sowie zahlreiche Glas- und Bernsteinperlen (die letzteren z. T. mit schrägebohrten Gängen zwecks Erhöhung des Glanzes). Von Toilettegeräten sind Pinzetten sowie trapezförmige bronzene und eiserne Rasiermesser (s. d. A 1) vertreten. Von Waffen sind nur eiserne Speerspitzen und ein angeblicher Eisendolch mit Bronzebeschlag am Heft (vielleicht ein gerades Messer?) vorhanden. Von anderen Geräten liegen u. a. zwei Pferdegebisse vor (ein

eisernes und ein bronzenes), mehrere Angelhaken, zahlreiche Eisenmesser, sowie drei bronzene und mehrere eiserne Hohlaxte.

§ 4. Besonderes Aufsehen haben seiner Zeit einige in Zaborowo gefundene plattzylindrische bzw. eiförmige Steine, die sog. Käse- und Eiersteine, erregt, deren Bedeutung noch nicht endgültig feststeht. Von den Eiersteinen lagen 6 Stück beisammen in einem Grabe.

§ 5. Weitaus die meisten Funde aus Z. sind in die Berliner Vorgesch. Staatssammlung gekommen [darunter die bekannte Rippenziste]. Das Gräberfeld beginnt ebenso wie die gleichzeitigen Posener Gräberfelder von Nadziejewo (s. d.) und Gorszewice (s. d.) bereits in der jüngsten BZ, gehört aber hauptsächlich erst der frühesten EZ (jüngere HZ Reineckes) an.

ZfEthn. Verh. 4 S. 47—55; ebd. 5 S. 98—100 Tf. 13; ebd. 6 S. 217—224 Tf. 15; ebd. 7 S. 109—112, 154—159, 198 und 246—247 Tf. 8 und 11; Schwartz *Materialien zur präh. Kartographie der Prov. Posen* 1875 S. (5); ders. *I. Nachtrag zu den „Materialien usw.“* Posen 1879 S. 10f.; Undset *Eisen* S. 80—83. J. Kostrzewski

Žabotin (Südrußland). Dorf im Bezirk Čerkask, Gouv. Kijev, bei dem von V. V. Chvojka und später vom Grafen Bobrinskij eine Reihe Grabhügel untersucht wurden. Von diesen sind besonders wichtig die Kurgane Chvojka Nr. 1 und 2 und Bobrinskij Nr. 524. Der Kurgan Chvojka Nr. 1 enthielt eine mächtige (ausgeraubte) Holzkammer, aus der ein Goldblech in Form eines zusammengekauerten Steinbockes mit einem Raubvogelkopf auf dem Hinterteil (Band XIII Tf. 37^D a; *Coll. Chanenko* III Tf. 61 Nr. 470), eine griech. Amphora (ebd. Nr. 846) und Bruchstücke eines einheimischen Gefäßes (ebd. Nr. 845) stammen. In Chvojkas zweitem Hügel fanden sich interessante Knochenschnitzereien (Pferdeschmuck und Trensen; Band XIII Tf. 37^D b—f; *Coll. Chanenko* III Tf. 61 Nr. 539—540), die in ihrer Stilisierung (Steinböcke, Elche, Seeadler) solchen aus der archaischen Kuban-Gruppe (Kelermes [s. d.], Ul [s. d.]) nahestehen. Im Hügel Bobrinskij Nr. 524 traf man auf zwei Goldbleche (*Izvěstija* 60 [1916] S. 1 ff. Abb. 2 und 3) in Form eines liegenden Cerviden, ähnlich denen auf den Knochenplättchen aus Chvojkas Grabungen (*Coll. Chanenko* a. a. O. Tf. 61 Nr. 540 Mitte).

Das Inventar aller drei Gräber ist typisch für die älteste skyth. Stufe des Kijeveer Gebietes (6.—5. Jh. v. C.). S. a. Südrubland D § 72.

Collection Chanenko III (1900) Beilage S. 6; *Ivčestija Arch. Kom. 60* (1916) S. 11f. Bo-brinskoj.

M. Ebert

Zadruga. Die Z. ist eine Einrichtung, die zweifellos auf sehr alte Traditionen gemeinsamen Wohnens und Wirtschaftens zurückgeht. Es handelt sich um Großfamilien bei den Kroaten, Slavoniern, Serben und Bulgaren, um ähnliche Einrichtungen wie in der altruss. *derevnja* (s. Familienformen § 7). Wie aus der *derevnja* durch Einwirkung der Verwaltung das Mir-System ausgebildet wurde, sind auch die ursprünglichen alten „Hausgemeinschaften“ der Z. durch spätere Eingriffe der Regierungen teils gefördert, teils erstickt worden. Besonders günstig lagen die Verhältnisse in Kroatien, insbesondere im ehemaligen „Grenzgebiet“ gegen die Türkei. Denn während die Errichtung neuer „Hauskommunien“ im eigentlichen Kroatien durch die spätere Gesetzgebung nicht mehr gestattet war, konnten im Grenzgebiet immer noch neue Hauskommunien angelegt werden, so daß noch im J. 1890 im alten Kroatien etwa ein Fünftel, im Grenzgebiet ein Drittel der Bevölkerung Hausgemeinschaften angehörte. Daraus geht hervor, daß auch diese Gemeinschaften nichts Beständiges waren, sondern durch Aussterben und Spaltungen im Generationswechsel immer wieder der Aufrichtung bedurften. Während im 18. Jh. besonders die großen Hausgemeinschaften (gelegentlich mit über 200 Köpfen), namentlich im Grenzgebiet, vorkamen, zählte im J. 1890 weitaus der größte Teil der Z. nicht mehr als 10 Genossen. — Diese bäuerlichen Hausgemeinschaften, denen auch Fremde angehören können, bewohnen das gleiche Haus, ganz ähnlich, wie wir das z. B. bei den Sippenhäusern der Kayans von Borneo und auch in Indien finden (s. a. Familienhaus, Gemeinschaftshaus). — Sie betrachten sich auch als Abkömmlinge desselben Stammvaters, wie das sogar noch im bürgerlichen Gesetzbuch für Serbien ausgesprochen wird. Die Bearbeitung der Felder und die Verwertung der Produkte

findet unter der Leitung eines „Patriarchen“ (s. Altenherrschaft, Patriarchat A) statt. Durch ihn geht auch die Verteilung der Erzeugnisse unter die Genossen vor sich, und er vertritt die Gemeinschaft nach außen.

Ähnliche Formen finden wir auch bei den kaukas. Stämmen, bei den Albanern und im alten Irland usw. (s. Klan, Sippe).

Früher vertrat man die Ansicht, daß man in diesen Lebens- und Wirtschaftsformen die Urgestalt menschlichen Zusammenlebens gefunden habe (Maine, de Laveleye, Bücher). Diese Auffassung hat jedoch eine von vielen Formen der Wirtschaft (s. d. D) ungebührlich verallgemeinert; tatsächlich handelt es sich nur um eine Variante, die sich im Anschluß an die Feldbestellung in gewissen Gegenden herausgebildet hat. Dabei ist beachtenswert, daß sie bei den slav. Völkern in patriarchalischer Form auftritt, während andere Gemeinwirtschaften, wie etwa der Minangkabau von Sumatra (*Joustra Minangkabau* 1923) oder der Pueblo-Indianer, auf mutterrechtlicher Basis organisiert sind. Doch darf man nicht vergessen, daß die slavischen und andere europ. und kaukas. Völker durch eine Überschichtung seitens des Hirtentums hindurchgegangen sind, aus der sie das Patriarchat erworben und zurückbehalten haben.

S. a. Familienformen, Familienhaus, Klan, Kommunismus, Politische Entwicklung, Sippe, Soziale Entwicklung, Staat, Wirtschaft D.

Dirr *Aus dem Gewohnheitsrecht der kaukasischen Bergvölker* Ztvl. RW. 41/1—2 (1925); Gogitschayschwili *Das Gewerbe in Georgien* 1901; Ivič *Die Hauskommunion* 1874; Iwanstschoff *Primitive Formen des Gewerbebetriebes in Bulgarien* 1896; Krauss *Sitte und Brauch der Südslaven* 1885; de Laveleye *De la propriété et ses formes primitives* 1891; Maine *Ancient Law* 1860; ders. *Village Communities in the East and West* 1871; ders. *Lectures on the Early History of Institutions* 1875; Utješnović *Die Hauskommunion der Südslaven* 1859; Vinogradoff *Outlines Historical Jurisprudence* I (1920); Zoričić *Die bäuerlichen Hauskommunien in den Königreichen Kroatien und Slavonien* Arbeiten des 8. Internat. Kongresses für Hygiene und Demographie in Budapest 1894 (1897).

Thurnwald

Zafer Papura. Hügel bei Knossos, etwa 1 km n. vom Palaste: An seinem O-Abhange liegt eine große Nekropole von Schacht- und

Kammergräbern aus SM II—III. S. a. Band XI Tf. 61 d 3.

A. Evans *Prehistoric Tombs of Knossos* 1907 (SA aus *Archaeologia* 59 [1906] S. 1ff.). G. Karo *Zagros* (Band IV Tf. 87). Im NO von Assyrien und Babylonien bildet der Z. eine scharfe Gebirgsgrenze. Der Z. verläuft in mehreren von NW nach SO streichenden Gebirgsketten. Die wichtigsten von ihnen sind der Pirmam, der Kurkur, der Kara Dag, der Dalahû und vor allem der Puscht-i-Kuh. Diese Bergzüge, die bis zu 2000 m H. ansteigen, werden von mehreren Flüssen entwässert. Von N nach S sind es der Obere Zâb, der antike Lykos; der Untere Zâb, der antike Kaprios (s. Zâb); der Adhem, assyr. *Radânu* genannt, und der Dijala, assyr. *Turnat* (s. die Karte Band IV Tf. 88). Im Altertum haben hier verschiedene Völker gesessen, die *Kassiten* (s. Kaššû), die Bewohner von *Lullume* (*Lullubi*, auch *Zamua* genannt) und andere im späteren w. Medien ansässige Völker, die sich durch das Tragen eines Felles über der Kleidung auszeichnen (s. Fremdvölker C § 12 [*Lullume*], § 13 [*Medien* und die dort angeführten Ortsnamen], § 13 [*Mušašir*; s. a. *Mušašir*]). Zahlreiche Felsdenkmäler (s. d. und Band III Tf. 44, 45b) sind im Zagros-Gebirge eingemeißelt worden (s. a. Bisutun, Seripul). Über die geol. Verhältnisse, soweit sie überhaupt festgestellt werden konnten, s. Mesopotamien C § 1, Vorderasien A und Band VIII Tf. 49.

G. Hüsing *Der Zagros und seine Völker* AO 9, 3—4; C. Fossey *Manuel d'Assyriologie* I (1904) S. 2f.; F. Hommel *Ethnologie und Geographie des Alten Orients* in *Handbuch der Altertumswissenschaft* III, 1, Band I S. VII; M. Streck *Das Gebiet der heutigen Landschaften Armenien, Kurdistan und Westpersien nach den babylonisch-assyrischen Keilschriften* ZfAssyr. 13 S. 57ff.; ebd. 14 S. 103ff.; ebd. 15 S. 257ff.; Billerbeck *Das Sandschak Suleimania und dessen persische Nachbarlandschaften zur babylon. und assyr. Zeit* 1898; Hugo Grothe *Wanderungen in Persien* 1910 S. 5—74; F. Sarre und E. Herzfeld *Iranische Felsreliefs* 1910; E. Herzfeld *Am Tor von Asien* 1920; H. Grothe *Persien* Angew. Geographie Bd. 35 (1911); W. Jackson *Persia past and present* New York 1906.

Eckhard Unger

Zählen.

§ 1. Der Ausgangspunkt für die Bildung von Zahlbegriffen. — § 2. Merkzeichen und Gedächtnishilfen. — § 3. Zählmethoden: a) Umfang der

Begriffe und darauf bauende Systeme; b) Zahlweisen und Gebärden; c) Kategorien. — § 4. Zeiteinteilung: a) Mond- und Jahreszeiten; b) Ineinandergreifen verschiedener Systeme. — § 5. Tageseinteilung, Lebensalter. — § 6. Festtage und -zeiten, Markttag, Ruhetag. — § 7. Kalender und Berechnung weiterer Zeiträume. — § 8. Zahlensymbolik und heilige Zahlen, Zahlenmystik. — § 9. Längen-, Raum- und Hohlmaße. — § 10. Rechnen.

§ 1. Die Entstehung des Z. und der Zahlbegriffe, sowie des Messens und der Maße kennzeichnet wichtige Marksteine in der Geschichte des menschlichen Denkens (s. Primitives Denken). Der psychische Vorgang, der aus der Fülle von Besonderheiten gemeinsames in bezug auf die Mengen loslöste, war indessen keineswegs geradlinig und einfach. Wie alle derartigen Entwicklungen wurzelte er jeweils in bestimmten Geistesverfassungen historisch gestalteter Gemeinwesen. In einem jeden derselben verfloß er mit den übrigen zeitgenössischen Vorstellungen, die sich aus der Auseinandersetzung mit dem konkreten Leben von Ort und Zeit ergaben (s. Fortschritt, Kulturkreis, Primitive Kultur).

Die Entwicklung des Z. ist deshalb besonders lehrreich, weil hier auf geistesgeschichtlichem Gebiet eine meßbare Anhäufung von Kenntnissen zu beobachten ist. Gleichzeitig stellt sich heraus, auf wie verschlungenen Pfaden der Erwerb neuer Kenntnisse vollzogen wird. Nicht rationalistische Spekulationen liegen derartigen Neuerwerbungen von Zahlbegriffen zugrunde, sondern einerseits die Erfordernisse des praktischen Lebens, andererseits Gedanken und Vorstellungen, die man sich über die Zusammenhänge der Geschehnisse und Ereignisse macht (s. Zauber A). Es ist kein Zufall, daß Völker ohne nennenswerten Handel bei gezählten Mengen von Gegenständen auch nur in ganz geringfügigem Ausmaß Zahlbegriffe ausgebildet haben.

Auf den Neuen Hebriden haben im N die ausgebildeten Handelsgeschäfte, die dort mit dem Geheimbund der *Suque* verbunden sind (s. Geheime Gesellschaft, Handel F), das Zählen und Rechnen stark entwickelt, während auf den S. Inseln, wo die Geheimbünde fehlen, die Eingeborenen schwächere Rechner sind (Speiser S. 280). Doch muß man zwischen der Entwicklung von Zahlbegriffen und der Technik des Zählens

unterscheiden. Es kommt nicht selten vor, daß verhältnismäßig große Mengen von Gegenständen zählbar gemacht werden, ohne daß die ihnen entsprechenden Zahlbegriffe erfaßt werden (s. § 3). In solchen Fällen stellt man gewissermaßen nur die Aufgabe, führt sie aber in der Begriffsbildung nicht durch (vgl. Thurnwald 1922 S. 276f. und § 2, 3).

Das Erringen der Zahlbegriffe war, wie es ähnlich bei Abstraktionen von Eigenschaften u. dgl. der Fall ist, mit aus der Konkretheit der Anschauung beschwerten Beziehungen erfüllt, die auf diese Weise durch das Zahlensymbol (oder Eigenschaftssymbol) untereinander verbunden erschienen; ein Denkvorgang, der nachher in mystischer Weise einseitig ausgestaltet wurde. So entstanden die vielen heiligen Zahlen mit ihren Vorbedeutungen und eigenartigen Beziehungen (s. § 7, 8).

Die kaum zu ermittelnden Zustände der vorgesch. Kulturen können auf diesem Gebiet nur durch das der Völkerkunde entnommene Material erhellt werden. Bei der Erforschung der Naturvölker erregte zunächst der geringe Umfang der Zahlbegriffe die Aufmerksamkeit. Einen solchen geringen Umfang wird man gewiß auch für das Zählen der vorgesch. Völker annehmen haben. Ebenso werden sicher auch andere Eigentümlichkeiten der Begriffsbildung, des Rechnens und der symbolischen Bezugnahmen im allgemeinen für die langen Zeiten frühgesch. Lebens Geltung beanspruchen dürfen. Selbstverständlich lagen die Dinge nicht überall gleich. Und so wie bei jedem einzelnen Naturvolk sich ein anderes historisches Bild darbietet, wird das auch unzweifelhaft für die einzelnen vorgesch. Gemeinden zu unterstellen sein (s. Politische Entwicklung, Primitive Kultur). Dementsprechend sind auch die verschiedenen Zählssysteme, die verschiedenen Bewertungen und mystischen Verknüpfungen einzelner Zahlen in den mannigfachen Kulturen zu verstehen.

Als Zählssystem muß man die Begrenzung der Zahlreihe durch selbständige, als Begriffe geltende Lautsymbole bezeichnen. Bei den meisten Naturvölkern ist die Anzahl solcher Begriffe außerordentlich beschränkt; man kann sagen, daß sie zunächst zwei, drei, vier oder fünf Einheiten nicht über-

schreitet. Sehr häufig werden selbst drei, vier und fünf aus zwei und eins zusammengesetzt. Doch sind solche Zusammensetzungen oft schon zu selbständigen Begriffen erhöht, bei denen man nicht mehr die in ihnen steckende Addition empfindet. Von derartigen Additiv-Einheiten muß man Zahlensymbole unterscheiden, die größere Mengenkomplexe darstellen, wie sie beim Zählen nach Beendigung der Addition gewöhnlich noch besonders ausgesprochen werden (s. § 2, 3).

Zwei Hauptquellen wird man für die Entstehung des Zählens zu unterscheiden haben: das räumliche Nebeneinander und die zeitliche Abfolge. Der konkrete Ausgangspunkt für eine jede dieser Zählungen ist ganz anders. Wenn auch zweifellos die Zahlbegriffe sich an dem räumlichen Nebeneinander zunächst orientiert haben dürften, so sind doch die Beobachtungen an der Einteilung und Berechnung der Zeit deshalb von besonderem Wert, weil sie die Entstehung der zahlenmäßigen Abstraktionen viel mehr in ihre Stadien zerlegt zum Ausdruck bringen. Auch hier müssen wir zwischen der Bezeichnung etwa verschiedener Mondphasen oder der Einteilung der Jahreszeit nach Wetter, Jagd- oder Fruchtertrag von der zahlenmäßigen Erfassung der Wiederholung solcher Vorgänge unterscheiden. Die Anschauung gewisser Zeitphasen und ihrer regelmäßigen Abfolge und Wiederholung enthält noch keine Zahlbegriffe, noch keine Zeitmessung.

Bei der Entstehung der Zahlbegriffe muß man aber diese wieder von den Symbolen unterscheiden, sowie von den Gedächtnishilfen, welche häufig zu Symbolen werden. Als solche Gedächtnishilfen mit Symbolcharakter treten hauptsächlich die nächsten Angehörigen, weiterhin Körperteile wie schließlich wohl Finger und Zehen auf, aber auch Gegenstände aller Art. An diesen Symbolen scheint sich zunächst die Abstraktion von gleichen Mengen herausgebildet zu haben (§ 2, 3). Als Maßsymbole gebrauchte Objekte sind teilweise schon selbst „Haufengebilde“.

Als solche Maßsymbole, die wieder zum Ausgangspunkt für konkretes Ordnen und Zählen verwendet werden, kennen wir z. B. aus Palästina-Syrien „Maße“ wie „eine

Hand voll“, „Eimer“, „Krug“, „Stab“, „Wegstrecke“, „Bogenschußweite“, „Tage-reise“ und weiterhin „Schritt“, „Handbreite“ u. dgl. (s. Mass D § 2). Auch die altbabylonischen Maße: „Fuß“, „Elle“, „Handbreite“ u. dgl. sind ursprünglich sicher nicht als unbedingt festliegende Maße zu betrachten, obgleich die Auffindung von offiziellen Maßlängen zeigt, daß sie in diesem durchorganisierten Staatswesen bereits früh, natürlich durch die Priesterschaft unter sakralen Gesichtspunkten, festgelegt wurden (s. Mass E).

§ 2. Als Ausgangspunkt des Z. ist das Ordnen von Objekten zu betrachten, der Gebrauch von Gedächtnishilfen und Merkzeichen verschiedener Art. An solchem Anschauungsmaterial von gleich sich wiederholenden Hilfsobjekten hat sich die zahlenmäßige Abstraktion, zunächst in bescheidenstem Umfang, herausgebildet. Sprachliche Untersuchungen nach dieser Richtung hin würden viel zur Klärung des Problems beitragen.

Hier sollen einige Gegenstände erwähnt werden, die teils im Zusammenhang mit dem Zählen von Gegenständen, teils anknüpfend an die Zeitrechnung in Verwendung standen. Diese Beispiele mögen die Art und Weise beleuchten, wie der Gebrauch derartiger konkreter Hilfen zu denken ist.

Als Hilfsmittel des Zählens verwenden die Marind-anim des s. Neu-Guinea Sago-blattrippen, in die man kleine Stöckchen steckt. Weiterhin gebraucht man Knotenschnüre und gleich lange Stäbe, die mit zwei Schnüren parallel zusammengebunden werden. Diese Merkzeichen verwendet man auf Reisen, wenn man eine gewisse Anzahl Tage fortbleiben und zu einem bestimmten Zeitpunkt zurück sein will. Man fertigt dann zwei genau gleiche Knotenschnüre an, mit ebenso vielen Knoten, wie man Nächte wegzubleiben beabsichtigt. Beim Abzählen wird eine jede Nacht als *nu* = schlafen bezeichnet. Die eine der beiden Knotenschnüre läßt man im Dorf bei seinen Angehörigen zurück, die andere nimmt man mit. Jeden Morgen pflegen die Zurückgebliebenen sowie auch die Reisenden einen Knoten aufzulösen. Auch eine große Zahl, die man an den Fingern nicht abzählen kann, wird auf diese Weise festgehalten.

Längen- und Raummaß wendet man nicht an. Für rechts und links hat der Marind-anim ebenfalls keine Bezeichnung. Man nennt die Hand, mit der man arbeitet, *awa*, im Gegensatz zur ungeschickten Hand, die man mit *atov* bezeichnet (Wirz II 4 S. 87).

Zur Unterstützung des Gedächtnisses bedient man sich beim Zählen auf der mikronesischen Karolinen-Insel Yap einer Knotenschnur. Bei einer Volkszählung steckte man noch in diejenigen Knoten, welche Männer bedeuteten, Fäden (Müller-Wismar I 126).

Auf den Neuen Hebriden dienen als Hilfsmittel beim Zählen Zykas-Blätter oder auch kleine Stäbchen. Tage zählt man dadurch ab, daß man aus Stäbchen ein kleines Bündel macht, deren Anzahl der Menge von Tagen entspricht, die in Betracht kommen; jeden Tag wird ein Stäbchen weggeworfen oder von einem Zykas-Blatt ein Lappen abgebrochen (Speiser S. 280).

Auf der Insel Florida (Salomo-Insel, Südsee) werden Steine und kleine Muscheln zum Zählen verwendet; bei einem Fest pflegt ein Mann mit einem Korb herumzugehen, damit ein jeder ein kleines Geschenk in den Korb wirft und so die Menge der Festteilnehmer bekannt wird (Codrington S. 353).

Anlagen für astronomische Messungen scheinen sehr verbreitet gewesen zu sein (vgl. dazu Bëninger für die germanische Bronzezeit, ferner Riem; Merkzeichen für die germanische Zeitrechnung vgl. Simpson S. 358; für Irland vgl. Lewis; für die Hebriden Somerville; für die Azteken H. Beyer; für Südafrika G. Beyer. Wichtig für fremde Einflüsse in der Südsee Rivers *Sun Cult and Megaliths in Oceania* Amer. Anthr. 17 [1925]; vgl. dazu Perry *The Children of the Sun* 1923).

§ 3. a) Für die Art des Z. sind die Ermittlungen bei dem Jäger- und Sammlerinnen-volk der Bergdama besonders lehrreich. Heute zählen die meisten Bergdama mit den Zahlen der Nama, die ein Dezimalsystem haben. Auch die Buschmänner vom Stamme der Hei-//omn bedienen sich mit geringen Abweichungen derselben Nama-Zahlwörter. Dama, Nama und Hei-//omn fangen beim Z. mit dem kleinen Finger der linken Hand an, den sie einknicken, fahren damit fort bis zum Daumen der linken, haken

dann den kleinen Finger der linken in den Daumen der rechten (6) und fahren mit dem Einhaken fort bis zum kleinen Finger der rechten Hand (10).

Die älteren Personen unter den Bergdama gebrauchen jedoch nicht die Zahlwörter der Nama, sondern bilden umständliche Symbole, um Zahlenwerte auszudrücken. Es hat sich bis zum heutigen Tage die deutliche Erinnerung unter den Bergdama erhalten, daß sie mit den Nama-Zahlwörtern erst bekannt geworden sind, als sie von diesen das Steinchenspiel (*hūs*) erlernten. Zu diesem Steinchenspiel gehören 12—24 runde, kleine Erdlöcher. Wer es spielen will, muß im Zählen geübt sein und rechnen können (Vedder S. 95, 164). Der Bergdama-Spieler konnte bei der Übernahme des Spieles mit seinen eigenen schwerfälligen Zahlen dabei nicht auskommen. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Nachricht, das Steinchenspiel habe die Bergdama mit den Zahlwörtern der Nama bekannt gemacht, durchaus begründet ist. Dieser Umstand illustriert gleichzeitig, wie in einem konkreten Fall die Übernahme von Zahlen und Zählweise samt Gebärden seitens eines fremden Volkes vor sich ging.

Die Bergdama haben es nicht zu einheitlichen Zahlbezeichnungen gebracht. Die Bewohner der w. Gebiete zählen anders als die, welche im N, im Mittellande oder im O wohnen. Einheitlich ist bei allen nur der Gebrauch der Fingergebärden. Ein altes Bergdama-Weib in Usakos, das aus den Brandbergen des Atlantischen Ozeans stammte, konnte nur bis drei zählen. Ihre Zahlwörter waren folgende: *neba-!gui* = hier eins (kleiner Finger der Linken), *neba-!gama* = hier zwei (Ringfinger der Linken), *neba-i* = hier viel (Mittelfinger der Linken). Sie behauptete, daß weder sie noch ihre Volksgenossen in den Brandbergen weitere Zahlwörter kennen. Sie sind also ebenso arm wie die Buschmänner vom Stamme der *!Kū*, die auch nur bis drei zählen, und deren Wort für drei (*!gao*) auch „viel“ bedeutet.

Einige Sippen des Otavi-Berglandes gebrauchen das Zahlwort eins = *!gui* nur für die Bildung von ungeraden Zahlen. Wollen sie bis 20 zählen, so werden zunächst die geraden Zahlen durch zwei Finger auf einmal gezählt: *nekha-!gama* = diese zwei (kleiner

und Ringfinger links): 2; *nekha-!gama* = diese zwei (Mittel- und Zeigefinger): 4; *nekha-!gama* = diese zwei (Daumen der Linken und Daumen der Rechten): 6; *nekha-!gama* = diese zwei (Zeige- und Mittelfinger rechts): 8; *nekha-!gama* = diese zwei (Ringfinger und kleiner Finger): 10. Von 11 bis 20 ergreift die zählende Person mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand den kleinen Zeh und dessen Nachbarn des rechten Fußes, darauf die folgenden zwei (14), darauf mit der rechten Hand den Daumenzeh des rechten Fußes und mit der linken Hand den Daumenzeh des linken Fußes zusammen (16); darauf folgen die beiden anliegenden Zehen des linken Fußes, auf die die linke Hand allein deutet oder sie anfaßt (18); die letzten beiden Zehen bezeichnen alsdann 20. Soll nun bis zu einer ungeraden Zahl gezählt werden, so fügt man dem *nekha-!gama* ein *neba-!gui* hinzu, wodurch dann jede ungerade Zahl bezeichnet werden kann und ihren Zahlwert allein dadurch erhält, daß der Zählende an den betreffenden Finger oder Zeh sich gleichsam anklammert, ihn mit Daumen und Zeigefinger schüttelt und dadurch zu erkennen gibt, daß dieser Punkt genau derjenige in der Reihe der Zahlen ist, den er zu bezeichnen wünscht.

Da man beim Zählen durchgehend die Finger benutzt, so dienen anderen Bergdamas wiederum die Namen der Finger als Zahlwörter. Dies ermöglicht ein Zählen von 1 bis 5, da die Finger der rechten Hand dieselben Namen haben, wie die der linken. Will man bis 10 zählen, so muß man zu sehen, an welcher Hand der Zählende die Zahl illustriert: man fängt mit der linken Hand an, und zwar beim kleinen Finger, und springt dann auf die rechte Hand über, an der man ebenfalls vom kleinen Finger zum Daumen hin fortschreitet. Bei 10 angelangt, schlägt man die Fingerspitzen, nicht die Handmitte, zusammen und sagt: *!gam-!hā* = sie haben getötet; fährt der Zählende bis zur Zahl 20 fort, indem er den Zehen die Fingernamen beilegt, so sagt er zum Schluß: *hoakha-!gama* = beide haben getötet; statt dessen kann er auch sagen: „Beide Füße haben getötet“. Auch die *!Kū*-Buschmänner wenden beim Abschluß ihrer Zahlenreihe den Ausdruck „töten“ an. Da sie nur bis drei zu zählen vermögen,

heißt das Zahlwort „drei“ in ihrer Sprache !gao = töten, viel sein. Die Zahlenreihe lebt bei ihnen bis zur Zweizahl, die Dreizahl aber tötet sie.

Eine andere Zählart bedient sich der Verwandtschaftsnamen, die man den Fingern beilegt. So beginnt man mit dem linken kleinen Finger: „dies ist mein Bruder = 1; nimmt dann den Ringfinger: „dies ist mein nachgeborener kleiner Bruder“ = 2; hierauf den Mittelfinger: „dies ist der, der in der Schwester lag“ = 3; dann den Zeigefinger: „dies ist der, der in meiner kleinen Schwester lag“ = 4; schließlich den Daumen: „dies ist der Friedensmann, ihm“ = 5. — Es scheint, daß der arme, von den notwendigen Gerätschaften nur ein einziges Exemplar besitzende Bergdama nicht durch den Besitz an gleichartigen Gütern zum Zählen veranlaßt wurde, sondern eher durch die Betrachtung seiner Verwandtschaft. Die Bezeichnung „Friedensmann“ ist allerdings nicht klar, mag vielleicht aber seine Erklärung durch die Freude über die Beendigung des anstrengenden Zählgeschäftes finden. — Neben diesen Bezeichnungen wurden in Okumbahe andere Reihen, im Mittellande wiederum andersartige festgestellt. Ein Bergdama, aus Gobabis, im O SW-Afrikas gebürtig, zählte wieder anders. Bei 10 angelangt, schloß er mit: „beide Hände haben getötet“ usw. — Im w. Gebiet der Bergdama-Wohnplätze wird für 1 = !gūise gebraucht; ti !gūib heißt in jener Gegend: mein Bruder. !gūise verrät also noch den Ursprung als Verwandtschaftsbezeichnung, obschon das Wort durch -se den Charakter eines Zahlworts angenommen hat. Der Ausdruck für 2 = !gūise knüpft an die Bezeichnung für den jüngeren Bruder: !gūib in jener Gegend an. Für 3 wird !gani gye !gōa = Geschwisterkind angewendet. Von vier ab kommen andere Ausdrücke in Gebrauch: 4 = „Lasset uns schmücken“ (Der Zeigefinger wird von den Bergdama mit Ringen geschmückt); 5 = „geh in den geschmückten“, d. h. folge dem Zeigefinger in der Zahlenreihe nach; 6 = „geh hinein und tanze (hinüber)!“ (Der Daumen der rechten soll sich zu den abgezählten Fingern der linken Hand gesellen, gleichsam zu ihnen hinübertanzen); 7 = „es tanze der Schwanz“ (Der Zeigefinger

wird, weil er dem Daumen nahesteht, als dessen Schwanz betrachtet, auch er soll hinüberspringen); 8 = „Sohn des Gñab“ (Der Ausdruck ist dunkel); 9 = „baumelndes Ohr“ (Die Bezeichnung ist dunkel); 10 = „um die Ecke“ (Um nämlich weiter zu zählen, müßte man um die Ecke gehen, die man jetzt erreicht, und als deren Wächter der kleine Finger der rechten Hand anzusehen ist).

Diese Zahlausdrücke sind deshalb besonders lehrreich, weil sie einen noch un-abgeschlossenen Prozeß der Bildung von Zahlwörtern aufweisen. Die große Verschiedenheit unter den einzelnen Gruppen der Bergdama weist auch darauf hin, daß unter den einzelnen Sippen verhältnismäßig wenig Verkehr bestand (Vedder S. 164 ff.).

Über das Z. der Kpelle Westafrikas berichtet Westermann (S. 164) ausführlich. Gezählt wird in der Weise, daß der Zeigefinger der rechten Hand die Finger der linken Hand, vom kleinen angefangen, eindrückt; danach wird an den Fingern der Rechten weiter gezählt. Einfache Zahlwörter sind nur die von 1—5. 6 wird ausgedrückt als: „auf 5 eins“. Das Z. ist dem Kpelle ein umständliches und mühseliges Unternehmen. Schon beim Zählen bis 20 muß mancher sich zusammennehmen, um nicht in Verlegenheit zu geraten. Leute, die mit der Küste und ihrem Handel in Berührung kommen, lernen indessen sehr schnell mit größeren Zahlen arbeiten. Beim Z. werden nur die Zahlwörter genannt, nicht auch der gezählte Gegenstand, aber der letztere muß immer vorhanden sein, so daß man ihn mit dem zählenden Finger berühren oder wenigstens auf ihn zeigen kann. Nie wird die Zahl vom Gegenstand losgelöst gebraucht, sondern jedes Zahlwort wird einem bestimmten Gegenstande zugeordnet. So werden die Zahlen zu einem Mittel, die Gegenstände zu numerieren und in eine bestimmte Ordnung zu bringen. In der Regel wird nur bis 5, höchstens bis 10 gezählt. Die gezählten 5 Stück legt man abseits, die nächsten 5 dazu und so fort. Hat man z. B. vier solche Einheiten erreicht, so wird nicht etwa das Ergebnis gezogen: $4 \times 5 = 20$, sondern es bleiben 4 Häufchen, deren jedes 5 enthält; der Mann beruhigt sich damit: 4 Häufchen von je

5 Bündel Reis sind eben 4 Häufchen von 5 Bündel. Auch beim Rechnen mit europäischem Gelde wird nicht die sinnliche Stütze der Finger verlassen, es werden nicht weitere abstrakte Zahlbegriffe gebildet, sondern es wird an den konkreten Gegenständen mit geringen bezifferten Mitteln abgezählt.

Diese Methode, die ohne Rücksicht auf die örtlich bekannte Menge von abstrakten Zahlbegriffen und Zählsystemen verfährt, ist durchaus typisch für das Denkverfahren beim Zählen der Naturvölker.

Für Ostafrika vgl. Rehse *Kiziba* 1910 S. 148.

Zum Zählen der alten Ägypter vgl. Sethe 1916 und 1918, ferner Scharff S. 57 (Eidechse als Symbol für „viel“).

Bemerkenswert ist, wie Unger betont (s. Keilschrift § 10E), daß die Nebeneinanderstellung zweier Zeichen bereits den Plural bedeutet. Ein Stern bezeichnet den Himmelsgott *Anu*, Himmel, Gott; zwei Sterne = Götter; drei Sterne dagegen sind das Zeichen für die Gestirne am Sternenhimmel (s. a. Schrift A).

Für die altaischen Sprachen vgl. Ramstedt.

Die Marind-anim von Süd-Neu-Guinea besitzen nur zwei Zahlwurzelwörter: *zakod* für 1 und *jena* für 2. Auch die Sprachen der Nachbarstämme Sangassé und die meisten Imo-Dialekte bedienen sich derselben Wörter. Die höheren Zahlwörter bis 5 werden durch Zusammensetzung von *zakod* und *jena* gebildet, also: 3 = *jena zakod*; 4 = *jena jena*; 5 = *jena jena zakod* oder *bā-sanga*, d. h. nur die Hand, eine Hand (es bedeutet auch: mit leeren Händen). Man spricht etwa von 10, indem man beide Hände hinstreckt, und bezeichnet dies mit: *sanga balen*, d. h. „die Hände aufgebraucht“, das will sagen, die Finger aufgezählt. In der gleichen Weise spricht man von 15: „Hände aufgebraucht, nur ein Fuß“ und von 20: „Hände und Füße aufgebraucht“.

Will man mehrere Gegenstände addieren, so legt man je zwei und zwei zusammen und zählt sie an den Fingern ab. Beim Zählen beginnt man stets mit dem Daumen der linken Hand. Mehr als 20 Objekte addiert man unter Hinzuziehung mehrerer Personen. Man spricht dann von soundso viel

Personen und meint damit deren Finger- und Zehenzahl, also jede Person = 20. — Andere Nachbarstämme besitzen anscheinend 5 Zahlwörter. — Ein Fünfer-System besitzen auch die Eingeborenen von Frederik-Hendrik-Eiland, die bis zu 20 zählen (Wirz II 4 S. 85f.).

Eine andere Zählmethode herrscht am oberen Digul und im britischen Küstengebiet bei den Bugi sowie vermutlich auch längs des ganzen Fly River (Chalmers). Auch dort kennt man anscheinend nur zwei eigentliche Zahlwörter; beim Abzählen beginnt man mit dem kleinen Finger der linken Hand und fährt, indem man die gezählten einbiegt, bis zum Daumen fort. Die weiteren Zahlwörter werden jedoch durch Benennungen verschiedener Körperteile ersetzt. So entspricht 6 dem Puls, 7 der Mitte des Unterarmes, 8 dem Ellenbogengelenk, 9 der Mitte des Oberarmes, 10 der Schulter, 11 dem Ohr und 12 dem Scheitel oder Kopf. Auf dieselbe Weise fährt man dann auf der rechten Seite abwärts gehend mit dem Zählen fort, bis man beim Daumen der rechten Hand angelangt ist, der also der Zahl 23 entspricht. Will man noch weiter zählen, so nimmt man die Zehen und unter Umständen auch noch andere Körperteile, wie Nabel, Penis, Brustwarzen, Augen usw., zu Hilfe. Dieses Verfahren wird nur angewendet, wenn man eine größere Anzahl von Objekten, Tagen oder Nächten aufzählen will; um eigentliche Zahlwörter handelt es sich dabei nicht.

Vgl. a. Lyons S. 346; Seligmann *The Melanesians of Brit. New-Guinea* 1910 S. 96ff.

Auf der Insel Saa (s. von Malaita, Salomo-Insel, Südsee) häufen je zwei Männer beim Zählen der Yams je 5 Stück auf, so daß es 10 macht. Bei jeder so erzielten 10 rufen sie „eins“ aus, dann „zwei“ usw. Ein anderer Mann sitzt dabei, und wenn „10“ ausgerufen wird, was also 100 bedeutet, so legt er eine kleine Yamswurzel als Zählhilfe beiseite (Codrington S. 353). Auf diese Weise können verhältnismäßig große Mengen bewältigt werden, ohne daß man die ihnen entsprechenden Zahlbegriffe zu verwenden braucht.

Auf den Inseln Tanna und Aneityum sö. der Neuen Hebriden (Südsee) zählt man

an den Fingern bis 10, an den Zehen bis 20. 20 heißt im Weasisi-Dialekt „nichts übrig von einem Manne“, 22 „nichts übrig von einem Manne und zwei Finger eines anderen Mannes“ (Gunn S. 234).

Zahlen der Eskimo wurden von Thalbitzer zusammengestellt.

Die primitiven Zahlensysteme werden vor allem dadurch gekennzeichnet, daß sie fast immer eine Begrenzung nach oben aufweisen. Der Begriff des Unendlichen oder auch nur sehr großer Mengen fehlt schon deshalb, weil es an den dazu erforderlichen Voraussetzungen des praktischen Lebens mangelt. Mir selbst wurde bei Zählversuchen, die ich an dem Beispiel „Schwein“ zu konkretisieren mich bemühte, einmal entgegengehalten, als ich zu höheren Zahlen von 60 oder 80 Schweinen fortgeschritten war, daß es keinen Sinn hat, weiter zu zählen, „weil es mehr Schweine gar nicht gibt“ (Thurnwald 1922 S. 274).

b) Wieweit die Zählgebärden mit der Begriffsbildung Schritt hielten, mag dahingestellt bleiben.

Die kalifornischen Yuki besaßen ein Achtersystem, ähnlich wie die Salinan und Chumash. Dazu gelangten sie dadurch, daß sie nicht die Finger zählten, sondern die Zwischenräume zwischen denselben, in die sie beim Zählen zwei Stäbchen legten; so erreichten sie als höchste Zahl 64 statt 100. Das Zählen vollführten sie mit nur drei Zahlwörtern. Alle anderen Ausdrücke stellen bloß eine Beschreibung des Zählprozesses dar. Außerdem kann 8 z. B. auch als „zwei Hände“ bezeichnet werden (Kroeber S. 176f. — Über die Verteilung der verschiedenen Systeme bei den kalifornischen Indianern vgl. ebd. S. 875ff.). Die vielerlei Systeme von Fingergebärden beim Zählen decken sich nicht vollständig mit den Zählssystemen in ihrer Verbreitung, werden aber doch wohl ursprünglich mit diesen zusammengefallen sein (Schmidl S. 200f.).

Bezüglich der Zählgebärden vgl. die ausführliche Beschreibung bei Merker *Die Masai* 1904 S. 247ff., sowie die Zusammenstellungen bei Schmidl S. 185f. und Fettweis S. 29ff.

Die Zählgebärden eines Mbungu-Mannes

(Ostafrika) werden auf Tafel 101/a des Atlasbandes zu Fülleborn dargestellt.

Über koreanische Handgebärden vgl. Hultsch.

Ein Spruch im ägyptischen Totenbuch für das „Herbeibringen der Fähr“ endigt mit einem Abschnitt, in dem der Himmelsfährmann dem Verlangen des Toten, ihm die Fähr zu bringen, den Einwand entgegenhält, er dürfe eine Person, die ihre Finger nicht zählen könne, nicht zu „jenem herrlichen Gott“, vermutlich Osiris, hinüberfahren. Hierauf folgt eine längere Entgegnung des Toten, daß er doch seine Finger zählen kann. Der Fährmann richtet nun die Aufforderung an ihn, es zu tun. Die Aufzählung der Finger und Zehen besteht aus einer Reihe kurzer Sätze in Versform. Der Zählende zeigt die inneren Flächen der Hände und beginnt mit dem Daumen der rechten Hand, von dem er zum kleinen Finger hin zählt, und zählt dann bei der linken Hand weiter vom kleinen Finger zum Daumen. Die Verse selbst gehören offenbar der älteren mythologischen Literatur an. Beispielsweise seien die ersten angeführt: Für den Daumen der rechten Hand: „du hast das eine (Auge des Horus) genommen“; für den Zeigefinger: „du hast selbstzweit das eine (Auge) genommen“; Mittelfinger: „du hast es (Auge) ausgelöscht an ihm (Horus)“; Ringfinger: „du hast es (Auge) abgewischt an ihm (dem Horus)“; kleiner Finger: „gib mir doch“ (Sethe 1918 S. 16ff.). — Zweifellos handelt es sich dabei um das Ausreißen des Auges, das auch sonst im Kampf eine wichtige Rolle spielt (s. Eid A, Fluch A), und das hier auf die Symbolvorstellung des Sonnenauges angewendet wird.

Das Fingerrechnen des klassischen Altertums läßt sich vielfach auf ägypt. Vorbilder zurückführen. Wesentlich das gleiche Verfahren findet sich auch in der arab. und pers. Kultur. Dem Fingerrechnen wurde hier das Verdienst beigelegt, daß es im Handel Fehler vermeiden läßt und zur Verständigung unter Kaufleuten verhilft, die nicht dieselbe Sprache reden (Ruska *Arabische Texte über das Fingerrechnen* Der Islam 10 [1920] S. 154).

c) Die Gegenstandsgebundenheit der Zahlwörter wird in vielen Sprachen, namentlich in melanesischen und malaiischen,

dadurch gekennzeichnet, daß für einzelne Gruppen von zählbaren Sachen die Zahlwörter in verschiedener Weise gebraucht werden. Dabei handelt es sich gewöhnlich nicht um tatsächlich andersartige Zahlen, sondern vielmehr um die Verbindung des Zahlwortes mit bestimmten Silben oder Abänderungen des Ausdrucks. So unterscheidet man z. B. auf der mikronesischen Insel Nauru (Marshall-Insel, Südsee) Zahlenreihen, die für lebende Wesen, Menschen, Fische u. dgl., gelten, wenn sie im einzelnen gezählt werden. Eine andere Zahlenreihe gilt für Gruppen von lebenden Wesen, Sippen, Vogelschwärme oder Fischscharen, eine weitere für fruchttragende Pflanzen, Bäume, Sträucher, Blumen. Für das gewöhnliche Abzählen steht eine besondere allgemeine Zahlenreihe zur Verfügung. Bei Booten, großen Eßschüsseln mit Inhalt wird eine fünfte Zahlenreihe angewendet. Trinkschalen, kleine Eßschüsseln mit Inhalt finden nach einer sechsten Reihe ihre Zahlbezeichnungen. In einer siebenten Art werden Matten, Messer, leere Trinkschalen gezählt. Matten, mit Fischen gefüllt, erhalten aber eine andere Zählung. Wenn man Blätter oder Federn zählt, gebraucht man wiederum andere Zählformen. Eine zehnte Art der Zählung findet für abgewinkelte Streifen statt, z. B. von Tabakstangen, und für Oktopusfüße. Kränze, Ketten, Schnüre zählt man wiederum anders, und abermals anders lange und große Gegenstände. Quergeteilte und längsgeteilte Stücke müssen natürlich auch wieder je nach einem anderen System gezählt werden. Und wiederum anders beliebig zerteilte, zerbrochene Stücke (verpackter Stangentabak, Landparzellen). Die natürlichen Trauben von Bananen oder Kokosnüssen werden anders gezählt als zusammengebundene Bündel von Brotfrucht, Nüssen oder Fischen, aber auch wieder anders als Bündel von Schalen oder Gefäßen. Eine besondere Zählart bezieht sich auf die Diminutiva. Tage, Nächte, Zeitabschnitte werden anders gezählt als Generationen und diese wieder anders als Haufen und Mengen von Menschen. Körbe (mit und ohne Inhalt) müssen in der Zählung von den Landstücken unterschieden werden. Anders zählt man Riffpassagen als Süßwasserplätze oder

Brunnen und diese wieder anders als Kothaufen. Als 28. Zählung kann die von Vielfältigungen (-mal) bezeichnet werden (Hambruch *Nauru* 1914 I 111 ff.).

Von der mikronesischen Truk-Insel werden 50 verschiedene Zahlenkategorien berichtet, unter denen die wichtigsten die für Kisten und Berge sind, ferner für Lebewesen, für scharfe Gegenstände, für Dachblätter, für die Winde usw. (Bollig *Die Bewohner der Truk-Insel* Anthrop. Bibl. 3, 1 [1927] S. 264 f.).

§ 4. a) Die Ordnung und Übersicht über die Zeit ist nicht eine Angelegenheit abstrakter Spekulation, sondern drängt sich durch die Beeinflussung der Nahrungsversorgung in einschneidender Weise auf. Schon Jagd- und Sammelertrag werden durch die Veränderungen des Wetters im Laufe des Jahres wesentlich beeinflusst. Die nächstliegende Gedächtnishilfe hierfür bietet der Mondwechsel, weil er nicht so viele Einheiten umfaßt wie der Tag, sondern nach zwei- oder dreimaliger Wiederkehr des Mondes gewöhnlich schon Änderungen der Klimalage Platz gegriffen haben. Doch ist diese Hilfe verhältnismäßig unsicher, wenn man exakte Beziehungen zum Wechsel der Jahreszeiten herstellen will. Die Notwendigkeit hierfür stellt sich dann ein, wenn die Bestellung von Gärten und Feldern bei einer starken Bevölkerungs-Anhäufung, wie das in den archaischen Staaten der Fall ist, in genauer Weise geregelt werden muß.

Die verbreitete Annahme, daß die „Mondrechnung“ älter als die Sonnenrechnung sei, bedarf einer Richtigstellung. Das Problem liegt niemals darin: Mondrechnung oder Sonnenrechnung, sondern immer in der Frage, wie die Abfolge der Mond-Erneuerung mit dem Wechsel der sich überall geltend machenden Jahreszeiten in Einklang zu bringen ist. Es ist klar, daß wegen der kurzen Zeiträume der Mondwechsel eindrucksvoll ist. Auch mag er geeignet sein, zur Aufstellung gewisser mystischer Zusammenhänge, namentlich in bezug auf den Lebensrhythmus der Frau, hinzuleiten. Es ist sicher kein Zufall, daß wir bemerken, wie die Mondrechnung mit Wahrsagen, Vorbedeutungen u. dgl. in besonderer Weise verknüpft ist. Wenn man die Ausdrücke von „Mond“ und „Messen“ in Zusammenhang miteinander bringt, so er-

scheint eine solche Verbindung bei der Kürze der sich aufdrängenden Veränderungen beim Mond für alle in der Natur lebenden Menschen naheliegend (Hornbostel *Laut und Sinn* Festschrift für Meinhof 1928 S. 348). Nicht nur Völker mit Mutterrecht, sondern auch vaterrechtliche, wie namentlich die arab. Hirtenstämme, legen der Mondrechnung besondere Bedeutung bei. Das Sonnenjahr tritt allerdings in den südlichen Klimaten in bezug auf die Tageslänge weniger unmittelbar in Erscheinung, doch sind die Einwirkungen auf Winde, Regen und selbst auch Temperatur sogar in den Tropen noch immer derartig, daß dadurch Jagd- und Pflanzenertrag sowohl für unmittelbaren Genuß als auch für Weiden von Tieren, etwa bei Hirten, von ausschlaggebender Bedeutung sind. Gerade dieser wichtige Wechsel der Jahreszeiten, der entscheidend das Leben beeinflusst, so daß sich nach diesem auch die Nahrungsversorgung ändert, führte natürlich schon bei Jägern und Sammlern, ebenso aber bei Feldbauern und Hirten zu einer Einteilung des Jahres, wobei allerdings nicht immer, aber doch schon verhältnismäßig früh der Stand der Sonne mit berücksichtigt wird. Es ist ganz selbstverständlich, daß nach der Methode des primitiven Denkens zunächst verschiedene mystische und unbegreifliche Zusammenhänge dafür verantwortlich gemacht wurden. So tritt die Zeitrechnung zunächst mit mystischen Vorstellungen verknüpft auf. Daran orientiert sich sowohl die Benennung wie späterhin die Anwendung der Zahlbegriffe auf derartige Abschnitte und Unterteilungen.

Die Marind-anim des s. Neu-Guinea rechnen nach Mondmonaten von einem Vollmond zum andern. Die Monate benennt man nach gewissen Erscheinungen, dem Mondwechsel, dem Reifwerden von Früchten, Tätigkeiten und den meteorologischen Verhältnissen. Für die Feststellung der Wiederkehr der Monate hält man sich an die Sonnenwenden, je nachdem die Sonnenuntergänge am meisten meer- oder landwärts stattfinden, sowie auch an das Erscheinen gewisser Gestirne. Die Namen und Reihenfolge der Monate sind nur sehr wenigen Eingeborenen einigermaßen zuverlässig bekannt. Im alltäglichen

Leben ist von ihnen sozusagen niemals die Rede, und es scheint auch, daß ihnen keinerlei Bedeutung beigemessen wird. — Eine Einteilung des Jahres in größere Abschnitte bezieht sich hauptsächlich auf die Monsume, nämlich die Regen- und Trockenzeit. Daneben wird z. B. die Bezeichnung *wep* nicht immer für einen ganz bestimmten Monat gebraucht, sondern ganz allgemein für die Zeit der größten Trockenheit und Dürre. Desgleichen ist auch *hamkuku* wohl die Benennung für einen gewissen Monat, daneben aber auch allgemein für die Zeit der meisten Niederschläge. Daneben gibt es noch eine Reihe anderer Benennungen nach feineren meteorologischen Unterschieden. Gleichzeitig werden dadurch bestimmte Tätigkeiten und Situationen der betreffenden Jahreszeit gekennzeichnet. So z. B. *Kimopah*: das Meer ist einige Wochen vollständig glatt und nicht getrübt; man kehrt in die Dörfer zurück, am Strande werden reichlich Fischchen und kleine Krebse gefangen. *Hamkuku*: Beginn des Westmonsuns, der Wind weht bald von Westen, bald von Osten oder auch von Süden; Gewitter werden häufig; man bringt die Hütten in Ordnung im Hinblick auf die eintretende Regenzeit und den Westmonsum; zahlreiche Strand- und Sumpfvögel kommen ans Meer; die Areca-Nüsse werden hölzern. *Hamkuku* ist, wie erwähnt, auch die Bezeichnung für die Hauptregenzeit. *Bakum baku*: Sonnenwende, entspricht etwa dem Januar; Beginn der Regenzeit; der Wind weht kräftig von Nordwest; Knappheit an Nahrungsmitteln macht sich fühlbar; usw. — Die andere Sonnenwende zu Beginn der Trockenzeit heißt *Samani*. Das Sternbild *Ambata* (α und β Centauri) wird sichtbar; der Monat hat seinen Namen von der Hautkrankheit *Tinea imbricata*, die zu dieser Zeit besonders häufig auftreten soll. Der Monat *Harwojam* (oder *Halmojam*) wird durch das Erscheinen der Plejaden (*Puno*) gekennzeichnet und entspricht etwa dem Juni; kleinere Niederschläge sind in diesem Monat häufig. Im Monat *Rujam* wird die Trockenzeit beständig; im Monat *Samb-wep* wird die Hitze groß, die Sümpfe beginnen einzutrocknen, der Bambus zerspringt knallend vor Trockenheit, Wassermangel macht sich bemerkbar, die Mango (*wiwi*)

werden reif; usw. — Regenfall und schlechtes Wetter werden mit dem Mond in Zusammenhang gebracht; die Verursachung der Winde (*kiwar*) schreibt man den Geistern (*dema*) zu. — Man ist hier vor das Problem gestellt, die dem Sonnenjahr entsprechenden Regen- und Trockenzeiten mit den Mondmonaten in Einklang zu bringen, ohne daß jedoch die Lösung dieses Problems gelingt. So wird das Jahr je nachdem zu 12—13 Monaten gerechnet (Wirz II₄ S. 82ff.).

Auch auf anderen Südsee-Inseln, wie etwa auf Mota, Banks-Insel, tritt die Komplikation zwischen Sonnenjahr und Mondmonaten ein. Die durch den Mondwechsel in Erscheinung tretenden Zeitabschnitte drängen sich der Beobachtung schon durch die Helligkeit oder das Dunkel der Nächte auf, während der Wechsel der Jahreszeiten sowohl für Jäger als insbesondere für die Garten-bestellenden Völker und auch bei Hirten für das Wechseln der Weideplätze eine Zeiteinteilung des praktischen Lebens bedingt. Bei Gärtnern handelt es sich, wie z. B. auf Meten (Banks-Insel, Südsee), zunächst um das Roden, dann das Umhauen der größeren Bäume, hierauf das Anhäufen der Balken und Zweige, endlich deren Verbrennen und schließlich um das Bohren der Löcher für die Yams-Schößlinge und deren Einpflanzen. Dem folgt die Sorge für die Pflanze bis zur Ernte, nach der wiederum die Vorbereitung für den nächsten Jahrgang beginnt. Diese Tätigkeit muß in Einklang gebracht werden mit den Winden, die wieder mit der Regen- und Trockenzeit zusammenfallen. Keimt ein bestimmtes Gras (*magoto*), so betrachtet man den Winter, die Regenzeit, als vorübergegangen. Wenn die *Erythrina (rara)* in Blüte steht, so rechnet man die kühle Jahreszeit. Darum gelten *magoto* und *rara* auch als Bezeichnungen der betreffenden Jahreszeiten, der warmen Trockenzeit und der kühlen Regenzeit (Codrington S. 349ff.).

Auch bei den kalifornischen Indianern handelte es sich nicht um eine Zusammenfassung des ganzen Jahres oder von Jahresgruppen, sondern nur um das Problem, die einzelnen Jahreszeiten, Sommer und Winter, mit der sich aufdrängenden Unterscheidung nach Monden in Beziehung zu setzen. Dreierlei Systeme können nach dieser Rich-

tung hin festgestellt werden: 1. Das der Maidu kannte 12 Monde, die nach den Ereignissen der Jahreszeiten benannt wurden. Die Serie begann im Frühling. Wenn das Mißverhältnis auffällig wurde, scheint die Rechnung einfach unterbrochen worden zu sein, bis sie wieder paßte. Das ganze Schema beschränkt sich auf die Beschreibung der terrestrischen Vorgänge und enthält wenig Bezugnahme auf die astronomischen. Es gab feste Bezeichnungen für die Jahreszeiten. Die Maidu der Berge benannten nur die Wintermonate, nicht die des Sommers, und entzogen sich auf diese Weise dem Problem der Angleichung von Mond- und Sonnenrechnung. — 2. Der Kalender der Yurok rechnet zwar die Monde, ohne sie jedoch zu benennen, aber nur bis zu 10; die übrigen haben eine beschreibende Bezeichnung. Das Jahr beginnt fest mit der Wintersonnenwende, ist also astronomisch nach der Sonne orientiert. Die Sommersonnenwende wird wohl bekannt gewesen sein, ist jedoch im System nicht berücksichtigt. Das Ausgleichsproblem kannte man, und einige Personen rechneten 12, andere 13 Monate. Streitigkeiten über die richtige Bezeichnung des laufenden Mondes sollen öfter stattgefunden haben. Da jedoch die Sonnenwende ohne Instrumente beobachtet wurde, konnte sich ein Ausgleich eher vollziehen. Das System der Yurok hängt mit dem der nordpazifischen Küste zusammen, wo die Monde auch häufig numeriert und in die Solstitien eingepaßt werden. — Die Modoc numerierten die Monde mit den Bezeichnungen der Finger der Hand; das Jahr fängt jedoch im Sommer an; und sein Beginn wird durch die Erntezeit bestimmt. Die Sonnenwende wird nicht erwähnt und auch kein einzuschiebender 13. Monat. — 3. In Südkalifornien sind die Mondnamen wahrscheinlich deskriptiv gewesen, jedoch bildeten die beiden Sonnenwenden die festen Punkte des Kalenders, nach denen er mehr oder weniger automatisch berichtet wurde. Die Diegueño haben nur 6 Monatsnamen, was bedeutet, daß das zweite Halbjahr das erste wiederholt und ausgleicht, und daß sie von den beiden Sonnenwenden ausgehen. Die Juaneño und Luiseño wiederholen nicht die Bezeichnungen der Monate innerhalb

des Jahres, sondern die ersteren bezeichnen nur 5 und die letzteren bloß 4 Perioden in jedem halben Jahr. Durch dieses Verfahren, bei dem die Sonnenwendezeit lang und etwas variabel ausfällt, wird die Mondrechnung gegenüber dem Sonnenjahr in den Hintergrund gedrängt. — Dieser Kalender ist ähnlich dem der SW-Kalifornien benachbarten Indianer, die ebenfalls an die Sonnenwenden sich halten, jedoch ihre Monde bezeichnen, wie z. B. die Zuñi. Bei den Pueblo-Indianern wurden die Sonnenwenden durch Beobachtungen am Horizont von bestimmten Örtlichkeiten aus mit ziemlicher Sicherheit vorgenommen. Die Dauerhaftigkeit der Siedlung unterstützte wohl ein derartiges Verfahren. — Dagegen waren im n. und mittleren Kalifornien die astronomischen Kenntnisse nur gering (Kroeber S. 873f.). — Vgl. a. Gunther.

Trotz der Mondrechnung wird bei den Yoruba-sprechenden Völkern doch auch eine Jahresperiode beobachtet. In jedem Oktober feiert man das *Odun*-Fest. Das Jahr zerfällt wieder in die Trockenzeit (*Ewo-erun*), die Zeit des Harmattan-Windes (*Ewo-oye*) und in die Regenperiode (*Ewo-ojo*). Die letztere wird wiederum in die Zeit der ersten Regen (*Ako-ro*) und die der letzten Regen oder die Kleine Regenzeit (*Aro-kuro*) unterschieden (Ellis S. 150).

Beachtenswert ist, daß z. B. im s. Teil von NW-Afrika in einem verhältnismäßig klimatisch gleichgearteten Gebiet die Anzahl der Jahreszeiten in den einzelnen Gegenden nicht gleich umschrieben wird: in Bornu kennt man dreierlei Bezeichnungen: *ningelli* für die Regenzeit (Juni bis September), *binem* für die kühle Zeit (Oktober bis Januar) und *be* für die heiße, trockene Zeit (Februar bis Mai). Desgleichen auch in Zinder. Die Hausa haben die Einteilung zur Unterscheidung in 6 Zeiten verfeinert. Die Wolof unterscheiden 4 Jahreszeiten, die Bambara dagegen 5 (Höltker S. 284).

Für Ostafrika vgl. Dempwolff S. 122.

b) Nordafrika ist eine Gegend, in der verschiedene Zeitrechnungen übereinander gelagert sind. Zunächst gilt das mohammedanische Jahr. Bei einigen Berberstämmen in Marokko, im südlichen Algier und im Sudan werden die julianischen (altrömischen) Monatsnamen gebraucht, und zwar in Be-

ziehung zu den Jahreszeiten, also zum Sonnenjahr. Der Feldbau und seine Feste nehmen gerade diese vom Sonnenjahr abgeleitete Zeiteinteilung zur Grundlage (Ginzler II 136, 139).

In den Hausa-Staaten (Kano, Sokoto) werden ebenfalls neben der sakralen arabischen Mondrechnung die julianischen Monatsnamen gebraucht (Nilsson 1920 S. 204). Welche Einteilung früher, welche später ist, muß dahingestellt bleiben.

§ 5. Die Einteilung des Tages findet ohne Verwendung von Zahlbegriffen statt, wie wir sie an unseren Uhren zu verfolgen gewohnt sind, sondern begnügt sich mit einer Beschreibung der lebenswichtigen Helligkeit des Tages oder der Beziehung zu ihr, oder des Standes der Sonne, oder der Kennzeichnung ihrer Wärme.

Die Tageszeit wird bei den Marind-anim nach dem Sonnenstand bestimmt. Man unterscheidet ungefähr folgende Zeiten: frühmorgens, Morgenrot, „kleine Sonne“ = die Zeit früh am Morgen nach Sonnenaufgang oder am Abend kurz vor Sonnenuntergang, Tageshelle, es ist heiß geworden, die Sonne steht hoch, Tag, Abend, die Sonne taucht unter, Abendrot, Nacht (Wirz II 4 S. 82ff.).

Die Fulbe, Hausa, Mossi und Malinke Westafrikas unterscheiden sogar in ihren Sprachen neben dem Lichttag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang noch den 24-Stundentag (Höltker S. 289).

Ein Zeitmesser, der praktischen Zwecken der Landwirtschaft dient, besteht in einer Art Wasseruhr, bei der ein eiserner Topf mit einer rundlichen Öffnung auf dem Boden des Marktplatzes steht. Der vollgefüllte Topf kann durch diese Öffnung in etwa drei Minuten leer laufen. Ein Knabe zählt durch Knoten in einem Palmbblatt die Anzahl der Entleerungen, und so wird gleichzeitig auch die Bewässerung der Gärten genau und zuverlässig reguliert (Rohlf's *Quer durch Afrika* 1874 I 71f.).

Die Tuareg pflegen einen Pfahl in den Sand zu stecken, um nach dem Schatten den Stand der Sonne und damit die Mittagszeit zu bestimmen (Duweyrier *Les Touareg du Nord* 1924 S. 423ff.).

Ausführliches bei v. Bassermann-Jordan *Die Geschichte der Zeitmessung und der Uhren* 1920.

Wenn bei den alten Indern der Tag in 30 Teile (*muhurtas*) eingeteilt wurde, so dürfte die Vermutung begründet sein, daß der zunehmende Mond täglich um rund einen *muhurta* später untergeht als am vorhergehenden Tag, und nach dem Vollmond geht er um einen *muhurta* später auf. Natürlich nimmt auch sein höchster Stand täglich um diese Zeitabschnitte später ab. Diese Zeiteinteilung bietet noch den praktischen Vorteil, daß das Monatsdatum zugleich die Zeit (in *muhurtas*) angibt, die der zunehmende oder abnehmende Mond am Himmel leuchtet (ZDMG 74 [1920] S. 247ff. Jacobi).

Ausführliches zur primitiven Zeitrechnung, besonders der Griechen, vgl. bei Nilsson, ferner Ginzel.

Das Lebensalter wird bei fast allen Naturvölkern nicht zählerisch ausgedrückt, sondern man findet mit der Bezeichnung der für den betreffenden Altersabschnitt wichtigen Erscheinungen sein Auskommen.

Unter den Hausa weiß nur der Gebildete sein Alter, dagegen können die meisten Tuareg ihr Alter nach Mondjahren angeben. In Bornu rechnet man nach Hungerjahren, in Sfax nach der Bombardierung von Sfax durch die Franzosen im Jahre 1881 (Höltker S. 290).

Berechnungen weiterer Zeiträume werden rückschauend, wie etwa bei den polynesischen und mikronesischen Stämmen der Südsee, aber auch in Afrika usw., gern an Genealogien angeknüpft.

Vgl. z. B. Burdon *Sokoto History Tables of Dates and Genealogy* Journ. Afr. Soc. 6 (1916—1917) S. 367.

Eine mehr kalendarische Bedeutung kommt den Altersstufen (s. d.) zu, in die in Afrika oder Amerika, allerdings in verschiedener Weise, die für den Eintritt der Mannbarkeit (s. d.) in Betracht kommenden Jünglinge oder Mädchen (s. Jünglingsweihe, Mädchenweihe) zusammengeschlossen und in der einen oder anderen Form organisatorisch für das Leben verbunden werden (s. a. Geheime Gesellschaft, Männerbund). — Bei den Masai bilden z. B. je zwei Altersklassen einen Verband, der später beide unter einem gemeinsamen Namen umschließt und die Grundlage der kriegerischen Organisation dieses Volkes bildet (Merker *Die Masai* 1904 S. 73).

§ 6. Von besonderer Bedeutung sind die Feste (s. d. A) für die Zeitrechnung. Die Feiern der Jünglingsweihe (s. d.) oder des Totenkultus (s. d. A) werden oft auf weite Zeiträume verteilt und erfordern eine Beachtung des Zeitablaufs, namentlich unter religiös-rituellen Gesichtspunkten. Auch verschiedene andere Gelegenheiten, wie die Erbeutung von Vieh, der glückliche Ausfall eines Kampfes usw., geben Anlaß zu bald regelmäßigen, bald unregelmäßigen Freudenfesten, deren Dauer aber oft an irgendwelchen äußeren Erscheinungen (Aufbrauch der Vorräte) veranschlagt wird.

Bei den Eingeborenen der Neuen Hebriden und Banks-Inseln, bei denen das Z. über tausend hinausgeht, wird das letzte Totenfest für den Angehörigen eines hohen Grades der dortigen geheimen (s. d.) Gesellschaften, der *Suque*, noch am tausendsten Tage nach seinem Tode gefeiert (Speiser S. 280).

Eine ganz andere Bedeutung fällt den Jahreszeiten oder dem Mondwechsel zu. Aussaat oder Ernte oder das neue Werfen der Herdentiere (s. Hirte, Wirtschaft D) wird mit dem Rhythmus im Wechsel der Erscheinung von Sonne oder Mond in transzendente Beziehung gebracht. Die Maßnahmen, durch die man glaubt, die Naturerscheinungen, den Mondwechsel und den Ablauf der Jahreszeiten unterstützen zu müssen (s. Zauber A), führen zu verschiedenen zeremoniellen Verhaltensweisen und vermeintlichen Beeinflussungen. Sie gründen sich auf weitgehende Deutungen von dem Eingreifen der Himmelserscheinungen in das Leben der Menschen (s. Idol A1, Meidung, Menschenopfer C, Omen A, Opfer A).

Mit der Jahreszeit zusammenhängende Feste, die jährlich wiederkehren, werden von den sibir. Wotjaken vor der Heuernte gefeiert und sind den Toten gewidmet. Die Tafel wird gedeckt, überzählige Löffel für die Toten werden auf den Tisch gelegt und alle verstorbenen Verwandten: Väter, Mütter, Onkel und Kinder zum Essen und Trinken eingeladen (Nioradze S. 12).

Auch bei den Gilyaken findet eine regelmäßige Verehrung der Ahnen, der „Besitzer“ der Berge, des Himmels, der See und der Erde, statt (Czaplicka S. 45). — Die Rentier-Tschuktschen schlachten im

Herbst und Winter Rentiere in zereemonieller Weise und bringen Opfer beim Neumond dar. — Bei den Meeres-Tschuktschen kennt man einen Zyklus von Zeremonien, die im Herbst beginnen, und von denen eine dem Gedächtnis der Toten geweiht ist; ein anderes Opfer gilt der See, um beim Robbenfang im Winter auf dem Eis der See Glück zu haben. Bei Beginn des Winters findet die wichtigste Zeremonie des Jahres statt, durch die den Geistern der seit dem Herbst getöteten Seesäugetiere Dank abgestattet wird. Zeitig im Frühling folgt eine Zeremonie für die Boote, die für die herannahende Saison bereitgemacht wurden. In der Mitte des Sommers wird die Zeremonie der Töpfe verrichtet, um den Geistern der Seetiere, die seit dem Frühling getötet wurden, zu danken. — Diese vier Zeremonien werden in ähnlicher Weise mit geringen Abänderungen auch von den asiatischen Eskimos durchgeführt. — Die meisten der Meeres-Tschuktschen bringen in der Mitte des Winters auch dem Stern *Pehittin* ein Opfer dar. — Die Meeres-Tschuktschen können für ihre Blutopfer nur Hunde schlachten. Doch finden auch unblutige Opfer (s. d. A.) statt.

Während sonst die Wolf-, Bären-, Wal-feste usw. der paläo-sibirischen Völker an die Erlegung des einzelnen Tieres unmittelbar anknüpfen, findet das Bärenfest der Ainu zu einer bestimmten Jahreszeit statt. Am Ende des Winters wird ein Bärenjunges gefangen, ins Dorf gebracht und von einer Frau aufgezogen und ernährt. Wenn es entsprechend herangewachsen ist, um aus seinem Holzkäfig auszubrechen, ist die Zeit für die Abhaltung des Festes gekommen, gewöhnlich im September oder Oktober (Czaplicka S. 291ff.).

Die verschiedenen Spiele und Leibesübungen, Tänze und Wettkämpfe erscheinen bei den Dayak von Borneo stets mit gewissen Festen verbunden, die je nach dem Stande der Pflanzungen abgehalten werden. Beim Feste der Aussaat werden Maskentänze veranstaltet und Wettkämpfe im Kreisel-spiel; beim ersten Keimen des Reises gehen die Blasrohr-Wettkämpfe vor sich, beim Neujahrsfest finden gymnastische Spiele statt sowie Wettbewerb im Schwimmen und Tauchen (Krohn S. 220, 286ff.). — Die

mit dem Tod oder der Heirat oder der Namengebung eines Kindes zusammenhängenden Feste sind selbstverständlich an diese Ereignisse gebunden, erstrecken sich jedoch teilweise über weitere Zeiträume; so findet z. B. eine Kopßjagd nicht nur beim Tode eines Großhäuptlings statt, sondern auch am Ende der betreffenden Trauerzeit (ebd. S. 276).

Von einer anderen Seite her macht sich eine Einteilung der Zeit in kürzere Abschnitte geltend, nämlich durch die Zusammenkünfte zum Tausch, zur Abhaltung von Märkten (s. Markt A). Solche Märkte werden in sehr verschiedenen Zeitabständen abgehalten, vielfach in Verbindung mit Festen oder bei besonderen Gelegenheiten. Innerhalb kürzerer Perioden sich wiederholende Märkte weisen auf traditionelle Beziehungen unter den Handeltreibenden oder auch auf von anderen Genden mitgebrachte Einrichtungen hin.

Einige australische Stämme besitzen Handelszentren, auf denen in gewissen Zeitabständen ein Warenaustausch stattfindet (s. a. Handel F, Markt A, Wirtschaft D). Regelmäßige Märkte finden z. B. auf der Gazelle-Halbinsel in verschiedenen Teilen Neu-Guineas und der melanesischen Inseln statt. Die Eingeborenen von Mekeo halten jeden fünften Tag in Mawaia und Mohu Märkte ab, die hauptsächlich von Frauen besucht werden, welche ihre Gartenfrüchte usw. miteinander tauschen. Das gleiche ist auf verschiedenen Sunda-Inseln und in den zentralen Teilen von Afrika der Fall. Sehr verbreitet ist die viertägige Marktwoche in Ostafrika und einem Teil des Kongo-Gebietes. Am Markttag findet gewöhnlich keine Arbeit in den Pflanzungen statt, und zwar mit dem Gedanken, daß sonst die Ernte schlecht wird. Die dazwischenliegenden Tage erhalten oft eine besondere Benennung (Webster S. 101ff., wo auch Ausführlicheres).

Einen besonderen Rhythmus bringt die Veranstaltung regelmäßiger Märkte mit sich (s. Handel F, Markt A). Dieser Rhythmus überschneidet sich vielfach mit den Fest- und Ruhetagen. Eine Harmonisierung bringen hier erst die archaischen Kulturen.

Je mehr in den höheren Kulturen der Naturvölker das Denken über mystische

Zusammenhänge Platz greift (s. Primitives Denken), eine desto größere Beachtung wird auch den Deutungen von Tagen, Festen und Zeitabschnitten beigelegt. Dazu kommt in diesen höheren Kulturen die mystische Auffassung von der Wirkung von Tätigkeiten aller Art, wie sie sowohl in den vielerlei Fruchtbarkeitszeremonien als auch in der Stellung bestimmter Handwerker (s. Handwerk A) sich äußert. Dementsprechend gewinnt auch die Enthaltung von der Arbeit eine besondere Stellung in den Meidungsvorschriften und in der Tagewählerei.

Die Bechuana von Südafrika betrachten die 24 Stunden von dem Abend, an dem der neue Mond erscheint, bis zu dem folgenden Abend als einen Feiertag und pflegen dann nicht nach ihren Gärten zu gehen (Livingstone S. 235).

Bemerkenswert ist eine in Süd-Neu-Guinea üblich gewesene Sitte, die vielleicht auf fremden Ursprung deutet.

Unter den Sinaugolo (im Rigo-Distrikt von Britisch-Neu-Guinea) wurde nur zu bestimmten, sich wiederholenden Festzeiten (*Kaba*) eine Feier (*Tabu*) veranstaltet und eine Festhalle (*Dubu*) errichtet. Die Periode zwischen zwei Festzeiten (*Kaba*) wurde als *Dauka* bezeichnet. Eine *Dauka*-Periode trat anscheinend jedes zweite oder dritte Jahr ein und dauerte ungefähr 12 Monate lang. Während der *Dauka*-Zeit blieb die Trommel stumm (*veaga*), und die üblichen kleinen Feste wurden nicht abgehalten, sondern nur die als *Dauka* bezeichneten, welche die Zahlung für eine Frau begleiteten, sowie die Toten- und Trauerfeste, die als *Goru* bekannt waren. Bei diesen Gelegenheiten sang man wohl die üblichen Lieder, der Tanz aber fand nur unter Begleitung des Schlagens von Bambusstöcken statt, nicht von Trommeln, die auch während dieser Zeit nicht einmal fertiggestellt werden durften. Desgleichen war es während dieser Zeit verboten, Nahrungsmittel in den Festhallen (*Dubu*) aufzuspeichern. Dies durfte nur auf zeitweiligen Gestellen (*Vata*) geschehen. Im übrigen verlief das Leben wie sonst: Häuser wurden errichtet, die üblichen Jagd-, Fisch-, Pflanzungs- und Sexual-Meidungsvorschriften wurden in der herkömmlichen Weise beobachtet. — Heute ist diese Zeiteinteilung in

Festzeit (*Kaba*) und stille Arbeitszeit (*Dauka*) verschwunden, ohne daß der Einfluß der Europäer unmittelbar dafür verantwortlich gemacht werden könnte. — Ein alter Mann gab folgende Erklärung dazu: In früheren Zeiten hatte ein Sinaugolo hart zu arbeiten, mußte im Busch lagern und auf die Jagd gehen, um genügend Nahrung für die Anverwandten seiner Frauen zu erbeuten, so daß es nicht genug Zeit für Tänze gab und die Zeremonien nur schlecht und unregelmäßig beobachtet werden konnten. Um nun die Arbeit und die Zeremonien in Ordnung zu bringen, richteten sie zur Erholung von der Anstrengung des Alltagslebens die Festzeit (*Kaba*) ein, die durch die stille Arbeitszeit (*Dauka*) abgelöst wurde, während der man nicht Nahrung nach der Festhalle (*Dubu*) brachte und die Trommel nicht hörte. — An der *Tabu*-Feier selbst beteiligten sich alle befreundeten und benachbarten Dörfer, obgleich sie nur von einem Teil, gewöhnlich nur von einer Sippe eines Dorfes veranstaltet wurde, manchmal auch von zweien zusammen. Die Schlußzeremonie begleitete eine große Prahlerei der Veranstalter, die sich ihrer Freigebigkeit und der Fruchtbarkeit ihrer Gärten rühmten. Damit beabsichtigte man gleichzeitig, die anderen Sippen herauszufordern, ihrerseits die *Tabu*-Feier in der nächsten Festzeit (*Kaba*) zu veranstalten. Die Feier selbst zog sich über Monate hin, in denen Vorbereitungen für die Anhäufung von Betel- und Kokosnüssen, von Yams verschiedener Arten und Bananen getroffen wurden. Hauptsächlich mußten Schweine den Freunden angeboten werden, die bei der Hauptzeremonie der *Kaba* zu verzehren waren. Zu diesem Zwecke gingen Gruppen von Männern in die benachbarten Dörfer, um dort Schweine und auch andere Nahrungsmittel zu leihen. Dies wurde gleichzeitig als Einladung zu der Feier betrachtet. Vor der *kidua*-Zeremonie gingen die Frauen nach einem nahen Bach, wuschen sich dort, rasierten ihre Augenbrauen und bekleideten sich mit den Trophäen ihrer Männer, die Unverheirateten mit denen ihrer Brüder. Die Besucher brachten ebenfalls Körbe mit Nahrungsmitteln, wobei man den größten Yams-Wurzeln besondere Beachtung schenkte. Am nächsten Tage fanden Tänze

statt. Diejenige Sippe, welche die Herausforderung zur Veranstaltung des nächsten Festes annahm, stürmte die Männerhalle (*Dubu*) und riß den Festveranstaltern ihren Schmuck ab, usw. In einem Dorf wurden für ein solches Fest schätzungsweise 30 000 Kokosnüsse und 500 Bananentrauben außer Hausen von Yams und Zuckerrohr gezählt (Seligman Nr. 27).

Bei den Tshi W-Afrikas ist der Mondmonat in Wochen eingeteilt. Der erste Tag des neuen Mondes wird *Dyo-da* (*Adjwo-da*) „Ruhetag“ genannt. Andere Tage der Woche bilden, ähnlich wie bei den Yorubas, Feiertage für bestimmte Personen, jedoch nicht für die ganze Gemeinschaft. Der zweite Tag *Bna-da* ist den Seegöttern geweiht und der Festtag der Fischer. Der 5. Tag *Fi-da* ist Feiertag für die Feldbauern. Der erste Tag der Woche der Gã-Stämme heißt *Dsu* = Reinigung (s. d. D) und wird als allgemeiner Ruhetag beobachtet. *Dsu* scheint eine Bezeichnung für den Mond zu sein, denn Silber wird als *dsu-elei* = Mondstein bezeichnet. Die Ewe, Yoruba und Tshi-Völker sowie ihre Verwandten grüßen den Mond bei seinem ersten Erscheinen verehrungsvoll. Bei den Tshi- und Gã-Stämmen findet sich ein wöchentlicher Mondfeiertag, der von den Völkern, die nach Wochen rechnen, beobachtet wird (Ellis S. 147).

Bei den erwähnten Stämmen gilt die Arbeit an den vorgeschriebenen kritischen Mondtagen als Unglück-verheißend (s. Omen A), und derjenige, der den Festbann bricht, wird getötet, um Unheil abzuwenden. Das gilt ebenso für die Feiertage der Berufsgruppen. An der Goldküste tötete man unerbittlich den Fischer, der am *Bna-da*-Tag in See ging.

Unabhängig davon ist die Rechnung nach Märkten, die bei den Yoruba jeden fünften Tag abgehalten werden. Der Markttag ist in den einzelnen Stadtgemeinden verschieden, findet jedoch niemals am ersten Tag der Woche, dem allgemeinen Ruhetage *ako-ojo*, statt. Nach dieser Sitte rechnet man Perioden von 17 Tagen, *eta-di-ogun*: zu 20—3. Damit hängen die *Esu*-Gesellschaften zusammen, deren Mitglieder jeden fünften Markttag zusammenkommen und ihre Bestellungen bezahlen, derart, daß jedes Mitglied die ganze Summe übernimmt, die bei

dem Zusammentreffen fällig ist. Da der erste und der fünfte Markttag mit eingerechnet werden, erhält man die Zahl 17. Der fünfte Markttag wird gleichzeitig als der erste der nächsten Serie noch einmal gerechnet. Dank der Verbreitung dieser Gesellschaften (s. a. Geheime Gesellschaft, Männerbund) wurde die 17-Tageperiode eine Art zweites Zeitmaß (Ellis S. 149).

Die Mendis im Hinterland von Sierra Leone rechnen die Zeit nach Mondmonaten, die nicht weiter geteilt sind, veranstalten aber ein Neumondfest und enthalten sich an diesem Tage jeder Arbeit. Man glaubt, daß Korn und Reis sonst rot werden würden, weil der Neumond ein „Tag des Blutes“ ist. Obdamitursprünglich Menschenopfer verbunden waren, mag dahingestellt bleiben (Ellis S. 146).

§ 7. Der Übergang von konkreten Abschnitten im Laufe der Lebensereignisse und des Geschehens in sich wiederholende Perioden von gleicher oder nahezu gleicher Länge sowohl nach der Vergangenheit wie nach der Zukunft hin, und zwar nicht in der Prägung konkreter Bezeichnungen, sondern in zahlenmäßigen Größen, kennzeichnet die eigentliche Zeitrechnung als feste Norm, als Kalender. In einem solchen ist in ein System gebracht, was in den niedrigeren Kulturen als konkrete Tatsachenreihen nur lose miteinander verbunden erscheint, wie etwa der Ausgleich von Jahreszeiten und Mondperioden, die Bestimmung der Feste, Märkte und Feiertage. Vollständig fehlt der niedrigeren Methode der Zeitbemessung das Erfassen weiterer Zeitstrecken.

Nilsson (S. 10 Anm.) will den Kalender durch seine „Pünktlichkeit“ ausgezeichnet wissen, weil die Rechnung von einem *punctum* zum andern geht und nicht auf Zeitabschnitte aufgebaut ist.

Vor allem scheint mir die Abstraktion der Zeiteinteilung zu einer selbständigen Gesetzmäßigkeit das Entscheidende für den Kalender zu sein. Gemäß dem primitiven (s. d.) Denken wird diese Gesetzmäßigkeit als konkrete Kraft gedacht, die mit der Weltordnung und dadurch mit der Vorstellung von als Götter konkretisierten Mächten in wirkungsmäßige Abhängigkeit gebracht wird, an die sich weitere Gedanken von aus-

greifenden Zusammenhängen und fernerer Auswirkungen auf das im egozentrischen Mittelpunkt stehende Leben des betreffenden Volkes und seiner Führer knüpfen.

Das zunächst folgende Beispiel zeigt schon eine weitausholende rechnerische Bewältigung des Zeitablaufs in abstrakten zahlenmäßigen und rechnerischen Formen, wenn auch der schwierige Ausgleich unter dem Ablauf und den Sonnen- und Mondphänomenen noch nicht streng durchgeführt ist.

Die innige Verbindung zwischen Kalender einerseits und Riten, Festen, Zeremonien andererseits tritt bei einem so ausgearbeiteten Kalender, wie es der mexikanische und der Maya-Kalender waren, deutlich hervor. Der mexikanische Kalender ist zwispältig und umfaßt einen rituellen Kalender von 260 Tagen, der für das Wahrsagen und für die Feststellung gewisser veränderlicher Feste gebraucht wurde, und einen Sonnenkalender von 365 Tagen, nach dem man die Feste der Jahreszeiten veranstaltete. Die einzelnen Tage wurden für beide in gleicher Weise bezeichnet und durch die Kombination von 20 Bilderzeichen mit den Zahlen von 1—13 dargestellt. Diese 20 Zeichen wurden also 13mal wiederholt, was eine Periode von 260 Tagen ergab. Diese rituellen und Wahrsage-Kalender, *tonalamail*, waren wieder in verschiedener Weise untergeteilt, so daß sich gewisse „Wochen“ ergaben, deren Tage mit bestimmten Gottheiten in Zusammenhang gebracht wurden. Daran knüpften sich wieder glückliche und unglückliche Bedeutungen (s. Omen A). Das Sonnenjahr von 365 Tagen wurde in 18 Monate von je 20 Tagen geteilt und in einen Abschnitt von 5 Tagen am Ende des Jahres, den man als außerordentlich unglücklich ansah. Da die Tage nach ihrem *tonalamail*-Namen bekannt waren, so kehrten die ersten 115 Tage am Ende des Jahres wieder. Um die Tage, welche sich im Jahr zweimal wiederholten, zu unterscheiden, bestand eine Verbindung des betreffenden Tages mit den neuen Gottheiten, welche als „Herren der Nacht“ bezeichnet wurden. Der Anfang des Jahres fiel nie auf den gleichen Tag wie der Anfang des *tonalamail*. Die einzelnen Monate des Sonnenjahres hatten verschiedene Symbole; während dieser Monate fanden bestimmte Tätigkeiten und Zere-

monien, Feste und Opfer statt. — Die Rechnung erstreckte sich jedoch über das einzelne Jahr hinaus, denn jedes achte Jahr wurde in dem Monat *Quecholli* (oder *Tepeuiltil*) das Fest *Atamalqualiztli* gefeiert, während dessen nur Brot und Wasser genossen wurden, „um den Nahrungsmitteln Ruhe zu gönnen“. — Jedes zweiundfünfzigste Jahr wurde ein anderes Fest wiederholt. Dieser Zeitpunkt galt als besonders gefährlich für die Menschen, da man fürchtete, die Sonne könnte nicht aufgehen, und die *Tzitimidé*-Dämonen könnten aus dem ersten Himmel niedersteigen, um die Menschheit zu vernichten und so das Ende der Welt herbeizuführen. Die wichtigste Zeremonie dieses Festes bestand in der Bereitung von Feuer (s. d. A.) in zeremonieller Weise durch die Priester. Von der erfolgreichen Bereitung des Feuers, glaubte man, hinge das Aufgehen der Sonne ab. — Darüber, wie man die 365 Tage des mexikanischen Kalenders mit der wahren Sonnenzeit in Einklang brachte, besteht keine Klarheit. Es ist nicht ausgeschlossen, daß man zu Zeiten, wenn ein Widerstreit zwischen dem System und dem wirklichen Ablauf der Jahreszeiten sich geltend machte, mit einer neuen Rechnung begonnen hat. Möglicherweise sind die 5 „Sonnen“ von 5 Weltaltern darauf zurückzuführen. Der Planet Venus war augenscheinlich von Bedeutung für die Korrektur des Sonnenkalenders, denn auf der Venus-Periode von 104 Jahren baut sich ein größerer Zyklus der Mexikaner auf (Joyce S. 59ff.).

Ähnlich dem der Mexikaner war der Maya-Kalender aufgebaut, nur wurden die Tage hier mit den Monatszeichen und der betreffenden Tageszahl im Monat angegeben. Zur Zählung bediente man sich eines Zwanziger-Systems, nach dem man auch auf dem Wege der Multiplikation große Tageszyklen errechnete. Wie bei den Mexikanern, hing auch bei den Maya der Kalender mit der Religion und dem Feldbau zusammen und wurde von den Priestern gepflegt (ders. S. 245 ff.).

Vgl. außer Long, Förstemann auch Förstemann *Time periods of the Maya* etc. Smithson. Instit. Bur. Am. Ethnol. 28 (1904) und Selser *The Mexican chronology with special reference to the Zapotec calendar*

Smithson. Instit. Bur. Am. Ethnol. 28 (1904). — Vgl. a. G. Beyer *Sotho-Astronomie* Mitt. Sem. Or. Spr. 28 (1925).

Die Hunno-Bulgaren brachten ein zentral-asiatisches Einteilungssystem der Zeiträume mit sich, wobei sie nach 12 Jahreszyklen rechneten. Jedes Jahr wurde mit dem Namen eines Tieres und jeder Monat im Jahr mit einem Ordinalzahlwort (1—13; Mondjahr) benannt. Das erste Jahr wurde als „Fledermaus“, das zweite als „Ochse“, das dritte als „Wolf“, das vierte als „Hase“ usw. bezeichnet. Für das zehnte wird die „Henne“, für das elfte der „Hund“ und für das zwölfte das „Schwein“ angesetzt (Zlatarski).

Was nun die Berechnung weiterer Zeiträume anbelangt, so ist die rückschauende Zählung (s. a. § 5) von der Durchführung eines abstrakt zahlenmäßigen Kalenders zu unterscheiden. — Auf die Kalender der archaischen Völker des Altertums hier einzugehen, würde zu weit führen. Nur einige Beispiele rückschauender Berechnung seien hier erwähnt.

In Babylonien und Assyrien rechnete man nach keiner festen Ära, sondern in Babylonien datierte man bis auf die Kossäer-Zeit (s. Kaššû) nach einem hervorragenden Ereignis, das im vergangenen Jahr stattgefunden hatte, später nach den Jahren des regierenden Königs, in Assyrien dagegen immer nach Eponymen. Größere Abschnitte faßte man in der Weise zusammen, daß man nur die Namen der Könige und ihre Regierungsdauer aufzählte und nach Dynastien ordnete. Man ging dann noch weiter und stellte Listen von Dynastien auf, wobei allerdings verschiedene Ansichten über die Legitimität einzelner Herrscher oder ganzer Dynastien unterliefen (Meissner II 363ff.). S. a. Herrscherliste B, Kalender B.

Über die Eponymen des assyrischen Reiches vgl. E. Unger.

Die Ägypter benannten die Jahre ähnlich wie die Babylonier nach dem sie kennzeichnenden Ereignis, z. B. zu Anfang der Ramessiden-Zeit: „in den Jahren der Bogenschützentruppe von D₃ pt“, oder „in dem Jahre der Hyänen, als man hungerte“ (AZ 53 [1917] S. 106 Spiegelberg und Sethe *Untersuchung z. Gesch. Aegyptens* III [1917] S. 61ff.; vgl. a. Scharff). — Auch in

Tibet wurden die Jahre nach besonderen Ereignissen bezeichnet Pallas *Reise* II (1773) S. 12ff. — Bekanntlich rechnete man in Athen nach Archonten, in Rom nach Konsulaten. — Vgl. a. Korrodi-Wyler *Das Zeitmaß der Bibel, Untersuchungen über den rhythmischen Ablauf biblischer Zeitangaben in der Menschheitsgeschichte* 1920.

§ 8. Schon aus der konkreten Bezogenheit des primitiven Z. und der Zahlgebilde ergibt sich das, was wir Zahlensymbolik nennen. Jede der niedrigen Zahlen von 1—10 ist in der einen oder anderen Kultur besonders bedeutungsvoll, mit außerordentlicher Wirkung ausgestattet (s. a. Mana B, Meidung) oder „heilig“, wenigstens nach der einen oder anderen Richtung hin. Das spekulierende Denken der Völker mit sich entwickelnder bodenbestellender und handwerklicher Technik (s. d. A und Wirtschaft D) tastet nach neuen Beziehungen und gelangt zu den ersten Abstraktionen. Dadurch vervielfältigt und vertieft es die mit mystischen Beziehungen zum Leben erfüllte Symbolik (s. a. Zauber A). Im folgenden seien einige Beispiele zunächst von höheren Naturvölkern, dann auch von archaischen Kulturen angeführt.

Für den Antritt der Reise werden bei den Tuareg wie auch im Gebiete des Senegals die Glücks- und Unglückstage genau beobachtet. Desgleichen wählt man sorgfältig die Zeit und den Tag für die Hochzeitszeremonie, sowohl in Tunis wie in Marokko bei den Kabylem. In Bornu muß die Hauptzeremonie immer an einem Freitag sein, keinesfalls aber an einem Dienstag oder einem Samstag (Höltker S. 291).

Die Zweizahl ist glückbringend bei den Tuareg. Drei ist vor allem die Zahl der Festtage. Am siebenten Tage nach dem Tode eines Menschen trinken die Überlebenden im nördlichen Nigerien drei Tage lang den *akann*-Trunk, am dritten Tage nach der Geburt eines Mädchens feiern die Kabylem ein Familienfest. Die Bewohner von Aures begehen nach dem Sprossen des ersten Grüns ein dreitägiges Waldfest, und auch ihr Erntefest dauert drei Tage lang usw. Seltener findet sich die Vierzahl. Dagegen spielt die Fünfzahl in NW-Afrika eine große Rolle. Übertreffend ist die Bedeutung der Siebenzahl. Doch auch der 9, 10 und 12

kommen sakrale Bedeutungen zu. Bei den Bassari dauert die Totentrauer 16 Tage. In Tanger bestand die Strafe für leichte Körperverletzung in 31 Schlägen auf die nackte Fußsohle. In Air dauert das Liebesfest 36 Stunden (zwei Nächte und einen Tag). Ehebruch und Unzucht werden oft mit 100 Schlägen bestraft usw. (Höltker S. 295ff.).

In der sog. syrtischen Kultur von N-Afrika gilt angeblich für den Mann die Dreizahl, für die Frau die Vierzahl als glückbringend. In der nord-erythräischen für den Mann die Drei, für die Frau die Zwei (Höltker S. 295).

Mit der Zahlenmystik hängt auch die Beschränkung der Regierungsdauer sakraler Despoten (s. Despotie, Häuptling) auf eine bestimmte Anzahl von Jahren, z. B. auf 40 Jahre, zusammen, sowie verschiedene andere in Zahlen ausgedrückte Beschränkungen oder Freiheiten der „göttlichen Könige“ (vgl. Róheim; ferner Frazer *The Golden Bough* III. *The Dying God* 1911 S. 9ff. und Man 1908 S. 22ff. Westermarck). — Auch bei den Mordwinen, Wogulen, Tschuwassen und Tscheremissen gibt es eine ähnliche vierzigjährige Lebensperiode. — Vgl. dazu auch Roscher.

Bei den Mohave-Indianern von Kalifornien spielt die Zahl 4 in den Mythen im Kult eine große Rolle (Kroeber S. 708).

Vgl. a. Villiers und Lenoir.

Unter dem Einfluß der dogmatischen Befangenheit bezüglich der Bedeutung der Zahl 40 wurde von den Orphikern wie von den Pythagoräern angenommen, daß die Bohne, die eine gewisse Ähnlichkeit mit dem menschlichen Kopf zeigt und darum als Tier, nicht als Pflanze aufgefaßt wurde, nach 40 Tagen keimt. Diese Frist gilt auch für die Entwicklung des menschlichen Fötus, der in dieser Zeit menschliche Gestalt annimmt, während die Entbindung nach 7×40 Tagen erfolgen soll. In dieser Zeit vollzieht sich auch das Blühen und Reifen der Bohne nach Ansicht der griechischen Bauern (nach Theophrast). Ähnliche Zeiträume kommen bekanntlich auch in der Bibel vor: das 40tägige Fasten von Moses, Elias, Jesus (Roscher 1909 S. 79 und Nachtrag S. 173: *Die Zahl 40 bei den Semiten*).

Die verschiedenen heiligen Zahlen, die sich bei höheren Völkern finden, dürften wohl verschiedenen ethnischen Ur-

sprungs sein. Weist doch Opitz (s. Mathematik § 2) darauf hin, daß das Dezimalsystem in der babylonischen Kultur von den semitischen Akkadern, das Sexagesimalsystem von den Sumerern herkommen dürfte. Natürlich können die verschiedenen heiligen Zahlen auch auf gewisse Epochen der Geistesgeschichte desselben Volkes zurückzuführen sein. Diejenige Zahl, welche mit der emotionellen Betontheit neuer Erkenntnisse zusammenhängt, von denen aus die Lebensauffassung oder „Weltanschauung“ konstruiert wird, erlangt als besonders gefühlsbetont den Rang mystischer Bezogenheit. Bei den Griechen gehörte außer der 7 und der 9 auch die 40 zu den mystisch verknüpften Zahlen. Die 7 und die 9 dürften jedoch mit dem Mondmonat und seiner Einteilung in 7 oder 9 Tage zusammenhängen, während die 40 hauptsächlich aus der Teilung der normalen Schwangerschaftsdauer von 280 Tagen in 40 Wochen von je 7 Tagen hervorgegangen sein dürfte. Anders zweifellos die Fünfzigerperiode, die eine verhältnismäßig große Rolle in den griechischen Mythen und Sagen spielt. Darauf ist auch das Hervortreten dieser Zahl bei gewissen Kampfhandlungen und Berichten darüber zurückzuführen. Vielleicht leitet sich übrigens die Rolle dieser Zahl auf orientalische Einflüsse zurück (Roscher 1917 S. 2ff., 95, 105).

Neuerdings wurden von Hornbostel Zusammenhänge zwischen den chinesischen und sumerischen Maßnormen nachgewiesen. Es entspricht durchaus der Tendenz der Systematisierung, die wir in allen höheren Kulturen (s. Primitive Kultur) stark ausgebildet vorfinden (s. Primitives Denken), daß die Musikinstrumente, vor allem die Pfeifen und Flöten, mit den üblichen Längenmaßen in Einklang gebracht wurden, und daß insbesondere die Normierung selbst zu den sakralen Handlungen gehörte. Aus China ist dieser „Universismus“ schon lange durch de Groot (1918) bekannt, und in Babylonien und Ägypten tritt er auf Grund der Forschungen immer mehr zutage (vgl. Meissner *Babylonien und Assyrien* II [1925] S. 8, 12, 14, 16, 19, 28, 45, 201ff., 255ff., 278, 294ff.). Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß die Auswirkung von den alten Brennpunkten der Kultur zu den Völkern

ärmerer Technik und geringeren Wissens nicht zu unterschätzen ist, und daß gerade Maße dabei als Wegleitung dienen können. Doch darf man nicht vergessen, daß die Maße zunächst an die überall von vornherein ähnlichen Dimensionen des menschlichen Körpers, an Klafter, an Elle und Spanne, anknüpfen, und damit leider eine gewisse Unsicherheit gerade in dieses Kriterium hineingetragen wird.

Wie dies nun in den einzelnen Fällen auch sein mag, so sollte man doch nicht vergessen, daß eine jede der alten Hochkulturen, sowohl die von Mesopotamien wie die des Nillandes, ihrerseits je eine große Geschichte hinter sich hat, und daß noch nicht entschieden werden konnte, welche „älter“ ist (vgl. Perry *The Children of the Sun* 1923). Die Harmonisierung unter den verschiedenen einzelnen Kulturbestandteilen, der systematische „Universismus“, ist zweifellos dort etwas Späteres und Nachträgliches, nicht das Anfängliche.

Vgl. a. Weinreich *Beiträge zur Geschichte der Zahlen, Triskaidekadische Studien* Rlg.-gesch. Vers. u. Vorarb. 16. Bd. I. Heft 1926; ferner Zimmermann; Gaerte *Das Weltbild der protoelamischen Kultur (eine archäologische Studie)* Anthropos 14/15 (1919—20). — Gegen die Auffassungen von Noetling *Die kosmischen Zahlen der Cheopspyramide der mathemat. Schlüssel zu den Einheitsgesetzen des Weltalls* 1921 wendet sich Borchardt *Gegen die Zahlenmystik an der großen Pyramide bei Gise* Vortrag in der Vorderas.-äg. Ges. 1922. — Vgl. a. Wünsche.

In China gab es ein besonderes Ministerium für Maße und Musik. Zur chinesischen Zeitrechnung vgl. Haloun S. 105. Über buddhistische Zeitrechnung in Siam vgl. Frankfurter S. 736ff.

Die mystische und mythische Verbundenheit der Zeitrechnung der Indogermanen wird namentlich von Schultz (1910, 1923, 1924) nachgewiesen.

Bezüglich der Zahlensymbolik des christlichen Mittelalters vgl. Molsdorf S. 164.

Über Gebräuche, die bei den Ungarn mit der Zeiteinteilung zusammenhängen, vgl. Röheim 1926 S. 361ff.

Vgl. a. Kleinpaul, ferner Albers, sowie Weidemann *Zauberquadrate und andere magische Zahlenfiguren der Ebene und des*

Raumes 1922; endlich Sittig *Zur Psychopathologie des Zahlenverständnisses* Z. f. Psychopathologie 3/1 (1914) S. 39.

§ 9. Raum-, Hohl- und Baumaße erscheinen im allgemeinen erst in höheren Kulturen und dürften, wo sie in Afrika gefunden werden, als Ergebnis der Ausstrahlung von Hochkulturvölkern und solchen archaischen Kulturtyps zu betrachten sein.

Das mag etwa für die Gewichte zum Wägen von Gold und Silber auf Madagaskar gelten, aber auch für die Reismaße, von denen Dapper (S. 45) sagt, daß „ein königlicher Scheffel“ (*mouska*) „sechs Pfund sauberen Reises“ betrage, während *voule* ein halb Pfund schwer sei. Als großes Maß gilt das *zatou* (= 100), das 100 *voules* Reis umfaßt. — Kleider, Schnüre und lange Sachen wurden mit „Faden“ (*refe*) gemessen, nicht aber mit Elle oder Fuß; die Faden sind wohl als Klafterfaden gedacht. Die Felder werden nach Dapper nicht nach Ruten oder Morgen gemessen, sondern nach dem Reis, der darauf gesät werden kann, somit nach der Menge von Aussaat, die ein Grundstück verträgt.

Bezüglich der Maße der Hehe vgl. Dempwolff S. 122. Vgl. a. Thomas S. 184. — Über die Gewichte der Babylonier vgl. Lehmann-Haupt; s. a. Gewicht E. — Eine Übersicht über die antiken Kultureinflüsse auf die Hohlmaße in Spanien und die Beziehungen zu persischen, kyprischen und babylonischen Maßen gibt Hultsch S. 199ff.

Auf den Neuen Hebriden, auf denen man Muschelgeld (s. a. Wirtschaft D) kennt, werden die Schnüre Muschelgeld nach Klaftern, Faden und halben Klaftern gemessen. Eine weitere Reihe von Längenmaßen, die sich aber alle im Prinzip von der Klafter ableiten, erwähnt Codrington S. 353; so z. B. auf der Insel Mota (Banks-Insel) den „übergespannten Faden“, *rova toglogoa*; der dadurch entsteht, daß die beiden Arme soweit wie möglich nach hinten gespreizt werden, während der Faden über der Brust liegt; *rova ate lue* bedeutet den „ausschauenden Faden“, nämlich den, der in einer Linie von der linken Hand soweit wie möglich ausgezogen wird; während ihn die rechte an der rechten Schulter festhält, wobei das Gesicht sich ihm zuwendet; ein weiteres solches Maß heißt *avawo sus*: von

der ausgestreckten linken Hand bis zur rechten Brustwarze; *alo masale pei* reicht von der linken Hand bis zum Brustbein. Kürzere Maße sind *alo vivugai*: von der Achselhöhle bis zum Ende der Finger; *alo maluk*: von der Ellenbogenbeuge bis zum Fingerende; *sogo sowo*: vom Handgelenk bis zum Fingerende.

Auf der Insel Yap bildet die Grundlage des Messens die Länge der ausgestreckten Arme, eine Klafter (*drī, dirī*). Unterschieden wird noch eine Klafter mit geöffneten Händen und eine Klafter von einer Faust zur andern. Eine halbe Klafter heißt „eine Seite Arm.“ Ferner zählt man nach Handspannen, und zwar nach solchen „den Menschen gehörig“ und „den Dämonen gehörig“. Die erstere reicht von der Spitze des Daumens bis zu der des Zeigefingers, die letztere von der Daumenspitze bis zur Mittelfingerspitze. Das kleinste Maß ist die Dicke eines Fingers (Müller-Wismar I 126).

Hohlmaße oder Gewichte gibt es im melanesischen Gebiet soviel wie nicht (Speiser S. 280). — Auch sind sie z. B. auf der mikronesischen Karolinen-Insel Yap unbekannt (Müller-Wismar I 126).

Über die Maße der amerikanischen Indianer vgl. die Zusammenstellung bei Hodge *Handbook of American Indians North of Mexico* Smithsonian Instit. Bur. Am. Ethnol. Bull. 30 I 828f. Vgl. a. Russell, ferner Journ. anthr. inst. 42 (1912) S. 200ff. Roth.

Die offizielle arabische Elle besteht aus 144 aneinandergelegten Gerstenkörnern; sie beträgt 0,4932 m (Schoy *Erdmessungen bei den Arabern* Z. f. Erdkunde 1917 S. 441) und wird in acht gleiche Teile eingeteilt. Neben der Elle gebraucht man die Spanne, wobei man als Maß die Entfernung zwischen der Spitze des Daumens und des großen Fingers benutzt, um etwa die Größe eines Pferdes festzustellen (Kürchhoff S. 300). — Für die Tscheremissen vgl. Räsänen.

Der Einfluß der Antike auf das alte Hispanien bezüglich der Flüssigkeitsmaße wurde von Hultsch behandelt.

Vgl. a. Lehmann-Haupt und Ginzel *Die Wassermessungen der Babylonier und das Sexagesimalsystem* Klio 16 (1920) S. 234.

§ 10. Das ein Zählen übersteigende eigentliche Rechnen mit abstrakten Zahlen geht über das Bereich der Primitivität hinaus. Mit wie großen Schwierigkeiten es ver-

knüpft ist, darauf weisen z. B. des Verfassers eigene Experimente mit Eingeborenen der Salomo-Inseln hin (vgl. Thurnwald 1913 S. 20ff.). Doch auch die Geschichte des Rechnens in den archaischen Kulturen zeigt die Schwierigkeiten, mit denen die Bewältigung abstrakter Zahlbegriffe zu kämpfen hatte.

Aus dieser Literatur seien erwähnt: Schneider *Kultur und Denken der alten Ägypter* 1909; Lehmann-Haupt *Über die Beziehung zwischen Zeit- und Raummessungen im babylon. Sexagesimalsystem* Beitr. z. alt. Gesch. 1 S. 381f. und 481f.; ferner die Arbeiten von Weidner, Zimmern und Ungnad. — Für Griechenland Zeuthen *Hvorledes Matematik i Tiden fra Platon til Euklid blev rationel videnskab* Det k. Danske Vidensk. Selsk. Skrifter, Nat.-Mat. Afd., 8. række 1, 5 (1917) S. 199—381. — Voigt *Die offiziellen Bruchrechnungssysteme der Römer* Berichte üb. d. Verh. d. kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. phil.-hist. Kl. 56 (1904). — Für Norwegen vgl. Simpson. — Für die arabische Kultur vgl. Ruska *Zur ältesten arabischen Algebra und Rechenkunst* Sitzungsber. Heidelberger Akad. d. Wiss. phil.-hist. Kl. 2. Abh. 1917 S. 82—92. — Vgl. a. Ritter *Zur arabischen Fingerrechnen* Der Islam 10 (1920) S. 154ff.

Unsere heutigen Rechenmethoden gehen nach Bubnow *Arithmetische Selbständigkeit der europ. Kultur, ein Beitrag zur Kulturgeschichte* 1914 auf das klassische Altertum, nicht auf Araber und Inder zurück. — Vgl. Simon *Geschichte der Mathematik im Altertum* 1909; Zeuthen *Die Mathematik im Altertum und Mittelalter* 1912; und im allgemeinen Löffler.

S. a. Fest A, Fortschritt, Handel F, Markt A, Omen A, Opfer A, Primitive Kultur, Primitives Denken, Rätsel, Reichtum, Saturnalien, Schrift A, Wirtschaft D, Zauber A.

Albers *Das Jahr und seine Feste* 1927; Beninger *Eine Darstellung eines Mondkalenders der germanischen Bronzezeit* MAGW 56/1—2 (1926); G. Beyer *Sotho-Astronomie* Mitt. Sem. Or. Spr. 28 (1925); Hermann Beyer *El llamado „Calendario Azteca“* 1911; Chalmers *Some Notes on the Language of the Bugi* Journ. anthr. inst. 33 (1903); Codrington *The Melanesians, Studies in their Anthropology and Folk-Lore* 1891; Czapliska *Aboriginal Siberia* 1914; Dapper *Eigentliche Beschreibung der Insulen in Afrika* 1671;

Dempwolff *Beiträge zur Volksbeschreibung der Hehe* Baessler-Archiv 4 (1914); Elbert *Die Sunda-Exped. des Ver. f. Geogr. u. Stat. zu Frankfurt a/M. I und II* (1911/1912); Ellis *The Yoruba-Speaking Peoples of the Slave Coast of West-Africa* 1894; Fettweis *Das Rechnen der Naturvölker* 1927; Förstemann *Die Millionen-zahlen im Dresdensis* Globus 88 (1905); H. Francke *Tibetische Hochzeitslieder* 1923; Frankfurter *Buddhistische Zeitrechnung in Siam* Anthropos 8 (1913); Fülleborn *Das Deutsche Nyassa- und Ruwuma-Gebiet* Dtsch.-Ost-Afrika 9 (1906); Ginzel *Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie* 1911; Grimble *The Sun and the Six Man* 22 (1922); Gunn *The Gospel in Fofuna* 1914; Gunther *Klallam Ethnography* Univ. Washington Public. in Anthropol. 1927; Haloun *Contributions to the History of Clan Settlement in Ancient China* Asia Major 1 (1924); Harding *On certain decimal and metrical fallacies* Transactions and Proceedings of the New Zealand Institute 36 (1903); Höltker *Zeit und Zahl in Nordwestafrika* Festschrift f. P. W. Schmidt 1928; v. Hornbostel *Die Maßnorm als Kulturgeschichtliches Forschungsmittel* Festschrift f. P. W. Schmidt 1928; Hultsch *Ein Flüssigkeitsmaß der Provinz Hispanien und die Fassungsräume einiger antiker Dolien* Ber. üb. d. Verh. d. kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. 49 (1897); Hultsch *Über koreanische Handgebärden. Über die Beziehung der dravidischen und koreanischen Sprachen* 1905; Joyce *Mexican Archaeology* 1914; Kleinpaul *Das bekränzte Jahr. Der Kreislauf des Jahres im Spiegel der Kulturgeschichte* 1920; Kroeber *Handbook of the Indians of California* Smithsonian. Inst. Bur. Am. Ethn. Bulletin 78 (1925); Krohn *In Borneo Jungles* 1927; Kirchhoff *Maße und Gewichte in Afrika* ZfEthn. 40 (1908); Lehmann-Haupt *Vergl. Metrologie und keilinschriftliche Gewichtskunde* ZDMG 66 (1912); Lenoir *Le Soulaive mélanésien et la science des nombres* Revue de l'Institut de Sociologie 6/2 und 3 (1925/26); Lewis *Stone circles in Irland* Journ. anthropol. inst. 39 (1909); Livingstone *Travels in Africa* 1857; Löffler *Ziffern und Ziffernsysteme der Kulturvölker* Mathemat. Bibl. 2 (1912); Long *The Age of the Maya Calendar* Journ. anthropol. inst. 54 (1924); Lyons *Notes on the Gododara Tribe of Western Papua* Journ. anthropol. inst. 56 (1926); Meissner *Babylonien und Assyrien I* (1920), II (1925); Mikkola *Zur Chronologie der türkischen Donaубulgaren* Journ. Soc. Finno-Ougrienne 30 (1913/18); Molsdorf *Christliche Symbolik der mittelalterlichen Kunst* 1926; Müller-Wismar *Yap* 1917; Nilsson *Primitive Time-Reckoning, a study in the origins and first development of the art of counting time among the primitive and early culture peoples* Skrifter utgivna av humanistiska vetenskaps-samfundet i Lund I (1920); ders. *La computation du temps chez les peuples primitifs et l'origine du calendrier* Scientia 39 (1926); Nioradze *Der Schamanismus bei den Sibirischen Völkern* 1925; Ramstedt *Über die Zahlwörter der altaischen Sprachen* Journ. Soc. Finno-Ougrienne 24 (1907); Räsänen *Tscheremissische Zeit- und Maß-*

bestimmungen Mémoires de la Société Finno-Ougrienne 52/53 (1924); Riem *Auffindung einer allgermanischen astronomischen Anlage* Forschungen und Fortschritte 3/12 (1927); Röck *Die Götter der sieben Planeten im alten Mexiko und die Frage eines allen Zusammenhangs toltekischer Bildung mit altweltlichen Kultursystemen* Anthropos 14/15 (1919/20); Röheim *Killing the Divine King* Man 1915 Nr. 13; ders. *Hungarian Calendar Customs* Journ. anthropol. inst. 56 (1926); Roscher *Die Tessarakontaden* Ber. üb. d. Verh. d. kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. 61 (1909); ders. *Die Zahl 50 in Mythos, Kultus, Epos und Taktik der Hellenen und anderer Völker, bes. der Semiten* Abh. d. phil.-hist. Kl. d. kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. 33/5 (1917); Russell *The Pima Indians* Ann. Rep. Bur. Am. Ethnol. 26 (1908); Scharff *Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte* (Morgenland 12) 1927; Schmidl *Zahl und Zählen in Afrika* MAGW 1915; Schultz *Gesetze der Zahlenverschiebung in Mythos und in mythenhaltiger Überlieferung* MAGW 40 (1910); ders. *Zeitrechnung und Weltordnung* 1924; ders. *Die Gesetze der Zahlenverschiebung* MAGW 40 (1910) und 53 (1923); Seligman *Rest and Work Periods of the Sinaigolo (Rigo District, Brit. New Guinea)* Man 27 Nr. 27 (1927); Sethe *Von Zahlen und Zahlworten bei den alten Ägyptern und was für andere Völker und Sprachen daraus zu lernen ist* Schriften der Wissenschaftl. Gesellschaft in Straßburg Heft 25 (1916); ders. *Ein allg. Fingerzählreim* AZ 54 (1918); Simpson *On two prime staves from Sweden and three wooden Almanacs from Norway* Proceed. Scotl. 26 (1891/92); Sommerville *Prehistoric Monuments in the outer Hebrides, and their astronomical significance* Journ. anthropol. inst. 42 (1912); Speiser *Ethnographische Materialien aus den Neuen Hebriden und den Banks-Inseln* 1923; Thalbitzer *The Eskimo Numerals* Journ. Soc. Finno-Ougrienne 25 (1908); Thomas *The Week in West-Africa* Journ. anthropol. inst. 54 (1924); Thurnwald *Ethno-psychologische Studien an Südseevölkern* Beih. 6 der Z. f. angew. Psych. 1913; ders. *Psychologie des primitiven Menschen* 1922; Unger *Der älteste Hof- und Staatskalender der Welt* Forschungen und Fortschritte 3/1 (1927); Ungnad *Zur babylonischen Mathematik* 1916; Vedder *Die Bergdama* 1923; Villiers *The Numeral Words, their origin, meaning, history and lesson* 1923; Voigt *Die offiziellen Bruchrechnungssysteme der Römer* Ber. üb. d. Verh. d. kgl. Sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 56 (1904); Webster *Rest Days, a Study in Early Law and Morality* 1916; Weidner *Handbuch der babylonischen Astronomie* 1915; Wertheimer *Zahlen und Zahlgebilde (Über das Denken der Naturvölker)* Ztschr. f. Psychologie 60 (1910); Westermann *Die Kpelle* 1921; Wirz *Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea II* (1925); Wünsche *Die Zahlsprüche im Talmud und Midrasch „Die Pforte der Sechs“* ZDMG 66 (1912); Zimmermann *Das Prinzip unserer Zeit- und Raumteilung* Ber. üb. d. Verh. d. kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. 53 (1901); Zlatarski *Die bulgarische Zeitrechnung* Journ. Soc. Finno-Ougrienne 40 (1924).

Zahnersatz s. Satricum.

Zahnextraktion. Z. wurde an lockeren Zähnen zweifellos schon früh geübt, ob auch an festsetzenden, stark schmerzenden, ist mit Bestimmtheit nicht zu beweisen, wenn man sie auch bei stark gesteigerter Schmerzhaftigkeit wird annehmen müssen. Auch kennen wir ein altind. Relief, auf dem Affen um einen Zahnschmerz leidenden Riesen sich bemühen: vor eine riesige Zange (ähnlich einem Griffelhalter) haben sie einen Elefanten gespannt; der Zahn saß also noch fest. Daß es sich auf dem bekannten Elektron-Becher von Kul-Oba (s. d.; Band III Tf. 154, VII Tf. 90^Aa) um eine Z. handelt, ist wenig wahrscheinlich; sie wäre dann mit den Fingern ausgeführt worden.

In der Völkermedizin von heute wird ein schmerzender Zahn vielfach durch Meißel- und Hammerschläge gegen den Kiefer oder gar Stöße mit einer Speerspitze durch die Wange ausgebrochen. Zahnbestecke mit Extraktions-Zangen trifft man nicht nur in Ost-Algerien, sondern auch bei den Haussa in Westafrika.

Sudhoff *Geschichte der Zahnheilkunde* 1921.

Sudhoff

Zahnkrankheiten. § 1. Zahnkaries (s. Karies) und Alveolar-Pyorrhoe sollen selbst bei Reptilien der Kreideformation, ja sogar in der Permformation der Dyas schon beobachtet sein. In der Menschenknochenforschung trifft man sie, je weiter in die Frühzeit hinauf, um so seltener; sie kommen aber selbst in den ältesten Menschheitsperioden schon vereinzelt vor. An Höhlenschädeln Mittelfrankreichs sind sie noch sehr selten, 1—1½%, steigen aber an altnord., allerdings weit jüngeren Zähnen schon auf 14% (s. Karies). An altägyptischen Schädeln archaischer Zeit ist beides recht selten, zeigt aber, wenn wirklich anzutreffen, um so schlimmere Grade mit weitgehender Zerstörung des Zahnfachs und anschließender Kieferpartien, selbst bis zu völliger pyorrhöischer Vernichtung des ganzen Gebisses.

§ 2. In altägyptischen Papyrus-Texten (Ebers, Hearst; s. Papyri [Medizinische] § 4, 6) werden Blasenbildungen und Verschwürungen am Zahnfleisch genannt und mit Abreibungen, Kau- und Spülmitteln behandelt; auch Pulpitiden werden, wie es

scheint, erwähnt, sowie ferner Lockerungen der Zähne. Aus kulturgeschichtlicher Papyrus-Quelle des 15. Jh. v. C. erfahren wir von Wurmfressen am Zahn als Ursache heftigen Zahnschmerzes. Noch weiter hinauf führt eine altbabyl. Zahnschmerz-Beschwörung in Legendenform. Auch eine pharmakotherapeutische Lokalbehandlung wird neben der Beschwörung (s. d. A, B) anbefohlen, hinter der man früher eine schmerzstillende Fülltherapie hat sehen wollen, mit Unrecht, wie sich herausgestellt hat, da es sich nur um harmlose Spülungen handelt. Doch fehlt es in den eigentlichen medizinischen Texten auch am Euphrat keineswegs an Zahnheilkundlichem, das sich mit dem hohlwerdenden, dem lockerwerdenden, dem Wurmzahn, dem faulen und zerfressenen oder überhaupt mit dem kranken Zahn befaßt, großenteils jedoch nur in fragmentarischer Form uns überliefert ist. Auch ein böser Dämon (s. d. C, D) soll im Zahnfleisch oder im Zahn selbst sich niedergelassen, „seinen Stuhl aufgestellt“, den Knochen beschädigt, das Fleisch zerbissen haben. Eine prieflich überlieferte Zahnfleischentzündung (Parulis) aus assyr. Zeit, dazu noch bei einem königlichen Prinzen, erweckt in ihrer, wie es scheint, ausschließlich priester-rituellen Therapie keineswegs unsere Bewunderung.

§ 3. Auch in altgerm. Überlieferung treffen wir auf faule Zähne, Zahnschmerz, Zahnschwären und Zahnwurm samt Spuren einer Rezept-Therapie; desgleichen sind aus Altmexiko und andern vorkolumbischen Kulturen der neuen Welt Nachrichten über Zahnschmerz-Behandlung und Mundpflege überliefert. Daß manche Mund- und Zahnverunstaltungen bei den heutigen Naturvölkern zu Zahnschädigungen führen, ist beobachtet, wenn es auch selten zu sein scheint. Der Zahnschmerz wird mit Spülungen des Mundes, Breiumschlägen, schmerzstillenden Drogen und Amuletten behandelt, auch mit Ausbrechen der Zähne oder Zahnextraktion (s. d.).

Roy L. Moodie *Studies in Palaeopathology* Ann. of Med. History I (1917) S. 972—993; ders. *Palaeopathology Urbana* 1923 S. 444ff.; Ruffer M. a. Stud. in Palaeopath. of Egypt Chicago 1921 S. 144—147, 161, 177f., 291f., 313; S. Smith and Wood Jones *Survey of Nubia. Report for 1907—08* II (1910) S. 279—283; B. Meissner *Assyriol. Studien* II (1904); v. Oefele

Ein *babylon. Zahnwurmtext* Mitt. z. Gesch. d. Med. 3 (1904) S. 221—224; Aarb. 1911 S. 177, 180f. Nielsen; Sudhoff *Geschichte der Zahnheilkunde* 1921 S. 1—42. Sudhoff

Zahnpflege. Als älteste Dokumente einer solchen kann man die metallenen Zahnstocher aus altital. und altnordalpiner Kultur betrachten, die vielfach mit anderen Toilettebehelfen, wie Ohrlöffel, Nagelreiniger, Haarzänglein (s. Zange), Schminksiefchen, zu „Toilette-Necessaires“ vereinigt gefunden werden.

In Vorderasien und Nordostafrika, wo Zahnstocher heute, wie in der ganzen Levante, sehr verbreitet, ja völlig ubiquitär und alltäglich sind, finden wir keine Spur davon [s. aber jetzt Ur und Tf. 14^ce]. Erst bei dem späteren Judentum und dem Griechentum ist der Holzspan, vielfach vom Mastix-Baum, als Zahnstocher sicher nachweisbar. Vermutlich war ein solcher, wenn auch vielleicht aus anderem Holze hergestellt, in Babylonien und Assur schon im Gebrauch. Die zahnhygienisch weit weniger zu empfehlenden Bronze-Zahnstocher der alteuropäischen Art wären bei den Ausgrabungen im Zweistromgebiet gefunden worden, standen dort also nicht im Gebrauch. Die Holzspäne kann man dort als verfault oder sonstwie der Zeit zum Opfer gefallen annehmen, nicht aber in Ägypten, wo man auch alle Holz- und Papyrus-Teile dank der abnormen Lufttrockenheit des Nil-Tales erhalten findet, also auch der Holzzahnstocher noch hätte vorgefunden werden müssen. Bei dem Metallzahnstocher der nord.-ital. Vorzeit muß man sich allerdings die Möglichkeit einer Verwechslung mit Tätowier-Nadeln (s. Tätowiergerät) gegenwärtig halten, für die wir aber in den Regionen der gern und viel tätowierenden Skythen keine sicheren Ausgrabungsspuren gefunden haben. Ein ständiger Gebrauchsbehelf des Alltags, wie Rupfzänglein, Ohrlöffel und Nagelreiniger, kann die Tätowiernadel übrigens nicht gewesen sein.

Das heute im ganzen islamischen Asien und Afrika weitverbreitete pinselartig ausgefaserte Zahnputzhölzchen (*siwāk, miswāk*) ist gleichfalls ausgrabungsmäßig nicht festgestellt; sein Alter ist also unbestimmt. Ob es ursprünglich aus dem fernen Osten Asiens stammt? Auch das ist also einstweilen unbeweisbar.

Lindenschmit *Handbuch der deutschen Altertumskunde* I (460) Tf. 25; Müller NAK. I 267. Sudhoff

Zaida (La). Iberische Ansiedlung des Ebro-Tales (Prov. Zaragoza), von der anscheinend eine große Anzahl bemalter Vasen herkommen (vgl. Band X Tf. 159 c—f, 160), die sich im Museum von Barcelona (ausgenommen einige wenige in Zaragoza selbst) befinden. Die Z.-Vasen gehören zu den schönsten und am reichsten verzierten der iber. Keramik, und werden an hohem künstlerischen Wert nur durch einige Vasen aus dem SSpaniens übertroffen. Man findet unter den Z.-Vasen die zylindrische, den Teller, eine beinahe kuglige Form, Pokale mit Fuß und Henkeln und als Dekor Spiralen, stilisierte Blätter, oft sehr naturalistische Girlanden, Schachbrettmuster; ferner eine Vase mit Darstellung von Vierfüßlern, Vögeln und Menschen. Die Vasen, die am meisten an die aus La Zaida erinnern, sind die aus der iber. Ansiedlung von Sidamunt (s. d.; Prov. Lérida), die aber nicht so schön sind. Die anderen Orte in Aragonien (Sant Antoni [s. d.] de Calaceit) haben hingegen keine Keramik aufzuweisen, die sich mit der von La Zaida vergleichen ließe.

Übrigens bestehen Zweifel über den genauen Herkunftsort dieser Vasen. Durch einen Liebhaber, Herrn Gil aus Zaragoza, gesammelt, wurden sie nach dessen Tode von den Museen erworben, und man fand keine klärenden Aufzeichnungen vor. Cabré behauptet, Daten gesammelt zu haben, die vermuten lassen, daß der wirkliche Herkunftsort derselben Azaila ist, eine Ansiedlung, die nahe bei La Zaida liegt, was natürlich an der Bedeutung der Vasen innerhalb der iber. Kultur nichts ändert.

J. Pijoán *La Cerámica Ibérica al Aragón* Anuari Inst. 2 (1908) S. 241—262; J. Cabré *La cerámica pintada de Azaila* Archivo Español de Arte y Arqueología 2 (1926) S. 215; Bosch Gimpera *El problema de la cerámica ibérica* Memor. Comisión 1915. J. de C. Serra-Ràfols

Zakro. Ortschaft an der Ostküste von Kreta (Band VII Tf. 29). Eine geschützte Hafenbucht begünstigte das Aufblühen einer kleinen Stadt, von MM III bis SM II oder III. Nur ein Teil ist ausgegraben, so daß das Alter der Siedlung unsicher bleibt (4 km landeinwärts in einer Bachschlucht bei Epano Zakro frühmin. Höhlengräber).

Wichtig ist das Ländliche des Ortes, der aus einzelnen im Gelände verstreuten Häusern zu bestehen scheint, im Gegensatz zu der engen städtischen Gestaltung des nahen Palaikastro (s. d.). In einem Hause lagen Hunderte von Siegelabdrücken, Reste eines Archivs von Dokumenten; die Siegeltypen, besonders Fabelwesen, sind von verblüffender Abwechslung, offenbar so vielfach differenziert, damit jeder Bürger sein unverkennbares Siegel habe (Band VII Tf. 72 i, l).

BSA 7 S. 121ff., 142ff.; ebd. 8 S. 147ff. — Keramik: JHS 22 (1902) S. 333ff.; ebd. 23 (1903) S. 248ff. — Siegelabdrücke: ebd. 22 (1902) S. 76ff. D. Hogarth. G. Karo

Zakynthos. Die einzige der ion. Inseln, auf der bisher keine myk. Reste gefunden sind; da Z. die südlichste der Inselgruppe und einem Teil des Peloponnes vorgelagert ist, der bisher an Vorgeschichtlichem ebenso arm ist, könnte man ein wirkliches Fehlen von Myk. vermuten. Aber die vielfachen Funde dieser Zeit auf dem n. benachbarten Kephallenia (s. d.) mahnen zur Vorsicht, ehe auf Z. Ausgrabungen eine solche Vermutung bestätigt haben. G. Karo

Zamama s. Zababa.

Zamzumim. Die Z. werden an einer Stelle des AT (Deut. 2, 20f.) erwähnt. Die LXX liest Zohommin, Aquila transskribiert genauer: Zomzommin. Die gelehrte Glosse (s. Periziter) sagt, daß dies der alte, von den Ammonitern (s. d.) im Ostjordanlande gebrauchte Name eines Riesenvolkes, der Rephaim (s. d.), sei. „Es waren Leute, so groß, zahlreich und hochgewachsen, wie die Enakiter.“ Der Name ist schwerlich Erfindung, auch wohl alt; weiteres läßt sich nicht sagen. Galling

Zange. A. Europa. Der natürliche Vorläufer ist der Daumen mit dem Zeigefinger, zunächst nur für die Pinzette (s. d. A). Um sie zur Zange umzubilden, mußte die Ausbildung des Scharniers (s. d.) vorhergegangen sein, und diese erfolgte erst in der HZ. Damals muß die Z., die für die Bearbeitung des Eisens unbedingt nötig ist, erfunden worden sein [anders moderne Ethnographen]. Offen bleibt die Frage, wie die bronzezeitlichen Bronzegießer ihre Gußtiegel angefaßt haben. N. der Alpen begegnen Funde erst in der Spätlatènezeit und zwar ausschließlich

Haltezangen in der kelt. Eisenindustrie (Schmiedezangen); sie bestehen aus Eisen. Der Antike waren Spezialzangen bekannt: verschiedene Formen von Extraktionszangen der Zahnärzte (Pompeji, Saalburg) und geburtshilfliche Zangen (Museum Neapel).

Piß-Déchelette *Stradonitz* S. 84 Tf. 35, 30; Déchelette *Manuel* II 1376 Abb. 609, S. 1543 Abb. 712; Forrer *Reall.* S. 913; Hoops *Reall.* IV 578 Fuhse; Jacobi *Das Römerkastell Saalburg* 1897 S. 453. Alfred Götz

B. Ägypten. Kleine, etwa 8—10 cm l. Z. aus Kupfer, in der Art unserer „Pinzetten“, haben sich in Gräbern aus vorgesch. Zeit sowie aus der Zeit der 1. und 2. Dyn. mehrfach gefunden. Welchem Zwecke sie gedient haben, ist nicht bekannt, vielleicht dem Entfernen von Haaren (eine Abbildung solcher Z. in einem Grabe der 3. Dyn.: Quibell *Tomb of Hesy* S. 33 Abb. 14, S. 34 Abb. 15 und Tf. 21).

Mac Iver-Mace *Amrah* S. 23 a, 104; Ayrton-Loat *Mahásna* Tf. 33 und S. 31, M 349; Junker *Kubanieh-Süd* S. 118 und Tf. 39; Petrie *Prehist. Eg.* S. 26, 61; ders. *Roy. Tombs I* Tf. 37, 38 und S. 28, II Tf. 34 Mitte; Mace *Nága ed-Der* II 47; Wiedemann *Ag.* S. 338. Ranke

C. Medizin. Z. als gekreuzte Faßinstrumente treten mit Sicherheit erst in der LTZ auf, wenngleich sie in späterer Zeit als medizinisches Instrument mit gekreuzten Branchen sich auch aus Bronze finden lassen, die wegen deren Sprödigkeit bei starker Gewaltanwendung leicht springen mußten. Schon zu Aristoteles' Zeiten war daher z. B. die Zahnzange fast mit Selbstverständlichkeit aus Eisen hergestellt; nennt er sie doch geradezu „das Eisen“ (ὁ σίδηρος). Irgendeine ausgesprochen medizinische Zange, als heiltechnische Besonderheit, ist unter vorgesch. Funden nicht nachgewiesen. Bedurfte man ärztlich einer solchen, so nahm man kleinere Schmiedezangen aus dem Eisenhandwerkszeug.

Eine teilweise Ausnahme machte das recht weit durch alle Früh- und Naturvölkerkulturen verbreitete Haar- und Bartzänglein, die Rupszange zum Haarauszipfen, zum Epilieren, das, wie auch heute noch die Pinzetten, ungekreuzt war, dessen Arme also, durch ein federndes, gebogenes Mittelstück verbunden, nebeneinander herliefen. Dies Haarzänglein wurde jahrtausendlang aus Bronze hergestellt;

sein Maul war recht verschieden gestaltet, meist reichlich breit bzw. verbreitert (s. z. B. Band IX Tf. 109 h, 133 l, 141 g), das Ganze nicht selten später mit einer Sperrvorrichtung versehen (s. a. Pinzette A). Sudhoff

Zapfenbecher (Band XI Tf. 96 f). Unter Z. versteht man eine Gruppe schnurkeramisch oder in Sticheihen verzierter Becher, deren Form sie als einen verwachsenen Ableger der Trichterbecher bezeichnet, aber mit niedrigerem, steileren Hals, die statt eines Schnurhalses einen seitlichen Griffzapfen, bisweilen deren auch zwei, haben. Sie sind charakteristisch für die neol. Oderschnurkeramik der Neumark und Uckermark (s. Schnurkeramik A § 4, auch über Verbreitung, Begleiterscheinungen und Literatur). † W. Bremer

Zapfennadel s. Spindelnadel.

Zarpanitum. Die Gemahlin des Stadgottes von Babylon (s. d.), Marduk (s. d.), hieß *Zarpanitum* (*Sarpanitum*). Sie wird auch *Erva* (*A-EDIN*) genannt und wohnt als diese mit Marduk oben auf dem Turm zu Babel, *Etemenanki*, im sog. *Šahuru*-Tempel (s. Religion E § 9), während sie im unteren Tempel *Esagila* Z. ist. Ihre Götterstatue ist zusammen mit der des Marduk oft aus Babylon fortgeschleppt und wieder zurückgebracht worden (s. Götterbild E I § 1). Die Göttersymbole (s. d. E I § 6, 35) der Z. sind ein omega-förmiges Band und der Reißstift (Band IV Tf. 205a [dritte Reihe rechts]; 205b [oberste Reihe rechts]). Der Reißstift ist ein Instrument des Baumeisters (s. Göttersymbol E I § 35), und auch das Band scheint ein Instrument für Zimmermannsarbeiten zu sein, vielleicht ein Bügelanker zur Verklammerung von zwei Türbrettern. A. H. Layard (*Nineveh und Babylon* dtsh. von Zenker Tf. 13 B S. 125 [163]) hat in Kalhu (s. d.) einen ähnlichen Gegenstand aus zwei starken, zusammengeschmiedeten Bronzebändern gefunden mit 13 cm innerem Dm; Layard spricht ihn für das obere Angelband einer Tür an. Ob Z. mit dem Bauhandwerk etwas zu tun hat, ist m. W. nicht bekannt. Als *Erva* ist sie „Göttin des Morgens“; sie heißt auch *Serua* und wird als „Muttergöttin“ angesehen. Ihre Kapelle in Babylon (s. d.)

im Tempel *Esagila* war ein mächtiger Torbau im O des „Sogenannten Nuhas“, dessen einer Innenraum ihr als „Pforte des Überflusses“ (*Bâb kuzbu, KA-ĦI-LI-SUD*) geweiht war, während der andere dem Marduk gehörte.

A. Deimel *Pantheon Babylonicum* 1914 S. 131 ff.; Th. Paffrath *Zur Götterlehre in den altbabylon. Königsinschriften* Studien zur Gesch. u. Kultur des Altertums 6, 5—6 (1913) S. 205; B. Meissner *Babylonien und Assyrien* II (1925) S. 16; M. Jastrow *Religion Babyloniens und Assyriens* (Index). Eckhard Unger

Zarten (Tarodunum; bei Freiburg, Baden). Mitten im weiten, von hohen Bergen überragten Talkessel der Dreisam zwischen Z. und Wiesneck erhob sich, vom Rotbach und Wagensteigbach umschlossen, ein gewaltiges kelt. oppidum von etwa 1400 m L. (ca. 200 ha Flächeninhalt), dessen Umfassung durch einen richtigen *murus Gallicus* (s. d.) mit Holzversteifung hergestellt war, im ö. Abschluß die Heidenmauer genannt, jetzt noch als Wall und Graben in den Feldern gut erkenntlich. Die von E. Fabricius und F. Leonhard im J. 1901 ausgeführten Ausgrabungen haben nicht nur Umfang und Technik der Befestigung, sondern auch die Zeit genau aufgeklärt, wenn auch noch weitere Untersuchungen dringend wünschenswert sind. Nach den Funden der Spätlatènezeit ist es eine von den Helvetiern oder Raurikern im Kampf gegen die Germanen angelegte Zufluchtsstätte und Festung, ähnlich wie Finsterlohr (s. d.) oder der Heidengraben bei Grabenstetten am Hohenneuffen. Die Identifizierung mit dem Tarodunum des Ptolemaios kann als ziemlich gesichert betrachtet werden, da dieser unter den germ. $\pi\acute{o}\lambda\epsilon\iota\varsigma$ mehrfach ältere Ringwälle verzeichnet. S. a. Festung A § 21.

Verh. d. 46. Vers. deutscher Philologen in Straßburg 1901 S. 109f. E. Fabricius; Wagner *Fundstätten* I (1908) S. 221f.; Präh. Z. 6 (1914) S. 242 Schumacher; ders. *Rheinlande* I 142f.

K. Schumacher

Zauber. A. Allgemein.

§ 1. Z. und Religion. — § 2. Gedankliche Wurzeln des Z. — § 3. a) Zaubererpersönlichkeiten im allg.; b) Schamanen. — § 4. a) Wahrsagen, Hellschen; b) Ekstase, Besessenheit. — § 5. Träume, Visionen, Suggestion. — § 6. Zauber-Erscheinungen und ihre Zusammenhänge. — § 7. Das Vormachen. — § 8. Die Symbolik. —

§ 9. Wirkungskraft, Gesetzmäßigkeit, Zwang. —
 § 10. Anwendung des zauberischen Denkens. —
 § 11. Schadenzauber. — § 12. Heilzauber. —
 § 13. Deutungen. — § 14. Schutz und Reinigung. —
 § 15. Ableitung. — § 16. Ziele und Mittel
 des Z. — § 17. Erde, Steine, Pflanzen, Tiere. —
 § 18. Exkrete, Blut, Haare, Kopf u. dgl. —
 § 19. Mimus, Tanz, Verkleidung. — § 20. Kritik.

§ 1. Wenn wir auf den berühmten Wandmalereien von Höhlen der ausklingenden Altsteinzeit auf einem Bison oder einem der anderen Tiere einen spitzen Pfeil gezeichnet finden, so erfolgt überwiegend die Deutung, daß damit ein Z. für den Erfolg bei der Jagd beabsichtigt war. Worauf gründet sich eine solche Interpretation? Warum meint man nicht mehr, wie früher z. B. Verworn, daß es sich um die einfache Wiedergabe einer Jagdszene handelt?

Eshatsichherausgestellt, daß man auf dem Wege der Spekulation und der Aufstellung von unwillkürlich unserer Lebens- und Denksphäre entnommenen Anschauungen zu keiner den wirklichen Vorgängen und gedanklichen Auffassungen einer unter ganz anderen Voraussetzungen lebenden Menschheit entsprechenden Beurteilung gelangen kann. Wir müssen vergleichsweise Völker heranziehen, bei denen Technik (s. d. A) und Wissen in ähnlicher Weise auf Leben und Denken einwirkt. Nur auf diese Weise vermögen wir auch zu einem Bild des geistigen Hintergrundes zu gelangen, aus dem sich die Deutung für Handlungen und Verhaltensweisen, Werke und Verrichtungen abzeichnet, wie wir sie an den Resten gewahren, die aus Gräbern und Trümmern ferner Vergangenheit zu uns reden.

Die heutigen Naturvölker müssen wir also fragen, wenn wir auf Gebräuche und Sitten, Zeremonien und Riten, Anschauungen und Denkart solcher längst verstummten Menschen schließen wollen. Gibt es doch eine verblüffend große Menge von Auffassungen, die fast über die ganze Erde bei Naturvölkern verbreitet sind, und die auch noch im Aberglauben versteckter Landeswinkel bei uns weiterleben. Solche Auffassungen von Zusammenhängen und Wirkungen erscheinen unserem wissenschaftlich disziplinierten Denken als unsinnig und verkehrt. Wir nennen sie zauberisch und verbinden damit vor allem den Gegensatz zu einem wissenschaftlich exakten Denken.

Es ist nicht möglich, an dieser Stelle den letzten Verwurzelungen und Mechanismen dieser Denkart nachzugehen, zumal schon in dem Artikel „Primitives Denken“ darauf eingegangen wurde. Noch weniger ist hier der Ort, die erdrückende Fülle und Buntheit von Erscheinungen, Vorgängen und Verfahrensarten, die als zauberisch oder magisch bezeichnet werden, erschöpfend aufzuführen.

Fragen wir zunächst, worauf sich die Abtrennung einer besonderen Denkart oder gar einer Geistesverfassung, die man als zauberisch oder magisch bezeichnen kann, gründen läßt, und welche Bedeutung weiterhin solches magische Denken hat.

Sogleich muß eingewendet werden, daß es hier ähnlich steht, wie mit dem „Primitiven Denken“. Es lassen sich keine scharfen Trennungslinien ziehen; wir müssen sehr viele Varianten und Stufen unterscheiden. Auf alle diese hier einzugehen, würde selbstverständlich zu weit führen. Wenn hier das zauberische Denken besonders untersucht und an einigen Beispielen zur Darstellung gebracht wird, so geschieht das deshalb, weil es in den verschiedenen auf armer Technik und geringem Wissen aufgebauten Kulturen besonders stark und charakteristisch hervortritt.

Dabei ist indessen festzuhalten, daß es nicht Menschen allerniedrigster Kulturen, der Jäger- und Sammlerinnenvölker, sind (s. Wirtschaft D), sondern vielfach gerade diejenigen, bei denen bereits eine stärkere, besonders handwerkliche Beherrschung der Naturkräfte oder eine ausgiebigere Nutzung des Bodens oder der Viehherden eingetreten ist, und bei denen auch der Zauberglaube eine ausgedehnte, die ganze Lebensführung des Alltags erfassende Verbreitung gefunden hat.

Woher rührt nun das zauberische Denken überhaupt, und was ist damit gemeint? Früher begnügte man sich im allgemeinen, von „Zauber“ zu reden, ohne dem ihm zugrunde liegenden Denkverfahren nachzuspüren oder nur gewisse Einteilungen des verschiedenen zauberischen Verfahrens (z. B. Nah-, Fernzauber u. dgl.) zu machen. Vor allem dachte man, daß die Religion aus der Magie hervorgegangen sei. Frazer meinte, daß die Zauberei am Anfang der menschlichen Geistesgeschichte stehe, an

deren anderes Ende das wissenschaftliche Denken zu setzen sei. Durkheim vertrat die Ansicht, daß die Magie antisozialen und egozentrischen Charakter besäße; Hubert und Mauss betonten den geheimen und verbotenen Charakter der Zauberei im Gegensatz zum öffentlichen und erlaubten der Religion. — Ohne auf eine ausführliche Kritik dieser oder vieler anderer Verfasser von Schriften über den Zauber hier einzugehen, soll nur angedeutet werden, daß die letzteren Autoren zu sehr von dem modernen Verhältnis zum Aberglauben in Westeuropa ausgehen und die Verschiedenartigkeit des primitiven Denkens überhaupt unberücksichtigt lassen.

Bei der Magie kann man wohl nicht von Wissenschaft reden, wie gegen Frazer zu bemerken wäre, sondern eher von „angewandtem Wissen“, wenngleich dieses nur vermeintlich ist, wie es übrigens ein großer Teil des Wissens jeder Zeit sein dürfte.

Besonders schwierig ist zweifellos eine einigermaßen befriedigende Trennung zwischen Religion und Zauberei. Doch müssen wir von vornherein eine Scheidung zwischen beiden deshalb vornehmen, weil es sich um verschiedene Verhaltensweisen und geistige Einstellungen handelt. Es ist so wenig möglich, die Religion aus der Zauberei oder etwa die Zauberei aus der Religion herzuleiten, wie es unmöglich ist, den Staat (s. d.) aus der Familie (s. d. A) oder umgekehrt entstehen zu lassen. Bei wirklich gut untersuchten niedrigen Naturvölkern findet man religiöse Vorstellungen geradeso wie in höheren Religionen, etwa der Babylonier, Ägypter, Perser, Inder u. dgl., neben einer Menge von magischen Verfahrensweisen und Anschauungen.

Bemerkenswert ist die Unterscheidung, die Leuba (S. 422ff.) zwischen Z. und Religion ungefähr so vornimmt: die Religion geht vom Gefühl und von der Anschauung aus, und stellt eine künstlerische Erfassung und einen künstlerischen Ausdruck des Transzendenten dar. In ihr liegt eine Anerkennung der übermenschlichen Mächte als Weltordnung auch in ethischer Beziehung, und dem fügt sich der Mensch demütig ein. Dieses Einfügen findet durch verschiedene Verhaltensweisen statt, von denen die Meidung, das Tabu, das Ein-

fachste in negativer Form ist, eine Fluchtreaktion vor dem Gewaltigen. Das *Mana* dagegen ist das Ergebnis eines Suchens gerade nach Manifestationen des Gewaltigen und Mächtigen und wird in gewissen Erscheinungen, Wirkungen, Erfolgen gefunden. Gleichwertig daneben stehen einerseits die Auffassungen von Verursachern, Schöpfern und Weltkernern, und andererseits die Vorstellung von Ahnen, Abstammungswesen und Herrschern des Jenseits. Der Zauber erscheint dagegen als eine intellektualistisch-rationalistische Nützung des Geschauten; er beginnt da, wo die Kenntnis der vermuteten übernatürlichen Kausalzusammenhänge verwendet wird, um auf Grund von „Gesetzlichkeiten“ Sonderzwecken zu dienen oder persönliche Vorteile herbeizuführen. Wirkt z. B. in den Veden das Opfer unmittelbar auf die himmlischen Erscheinungen ein, ist es allmächtig ohne göttliches Dazwischentreten, so ist das Zauber, nicht Religion. — Wenn, von uns aus gesehen, die dem Zauber zugrunde liegende mystische Auffassung von automatisch vor sich gehenden Wirkungen in der betreffenden Zeit, in dem Horizont der Geistesverfassung, als „überholt“ betrachtet wird, so erhalten derartige Manipulationen, wo sie weiter gepflegt werden, den Charakter eines Aberglaubens; Mythen werden zu Schwänken herabgewürdigt usw. (vgl. Thurnwald S. 409ff.). Wird diese Mystik jedoch anerkannt, so sprechen wir von Magie. Im Unterschied zu beiden sucht der Philosoph nach Erklärungen, nach einer Zusammenfassung des Wissens und dessen intellektueller Systematisierung. — Vgl. a. Bertholet, Best, Hauer.

Die Verschwommenheit religiöser Vorstellung mit zauberischem Verhalten kommt z. B. bei den Bergdama Südwestafrikas deutlich zum Ausdruck. // *Gamab* wird als derjenige betrachtet, der die Menschenkinder sterben und zu seinem Sippenlager im Jenseits kommen läßt. Dazu gebraucht er Pfeil und Bogen. Wer eine schwere innere Krankheit fühlt, sagt daher hoffnungslos: „// *Gamab* hat mich angeschossen“ (Vedder S. 103). Mit dieser Auffassung hängt auch wieder das Verhalten gegen Krankheit und Schicksal zusammen. Wir finden eben niemals ein aus dem Zusammen-

hang losgelöstes, nur impulsives Tun und Denken dieser oder jener Art vor, sondern von jeder wichtigen Verhaltensweise spinnen sich Fäden zur historisch gewordenen Auffassung des betreffenden bestimmten Volkes von den Geschehnissen und dem ganzen Lebens- und Weltbild. Alles ist gegenseitig aufeinander abgestimmt, und darum kann man die für sich betrachteten Erscheinungen oder Verhaltensweisen stets nur aus der ganzen Geistesverfassung, also aus der in einer durch das Schicksal geschichtlichen Lebens geprägten Kultur zu einer gewissen harmonischen Abstimmung gelangten Systematisierung dessen, was man von Welt und Leben und seinen Zusammenhängen weiß und glaubt, erfassen. So entspricht einer jeden Kultur eine bestimmte Geistesverfassung, eine Systematisierung des Wissens und Denkens. Selbstverständlich gibt es viele ähnliche Geistesverfassungen, wie es ähnliche Kulturen gibt (s. a. Primitive Kultur, Primitives Denken). Allen primitiven Kulturen, die Kulturen armer Technik und relativ geringen Wissens sind, entsprechen auch ähnliche Züge der Geistesverfassung und der Systematisierung des Denkens. Andererseits kann man gewisse Kulturgruppen und damit auch Gruppen von Geistesverfassungen unterscheiden, die zunächst auf der Eigenart der Technik, besonders des Nahrungserwerbes, begründet sind (s. Nahrung A₁, Wirtschaft D). In zweiter Linie kommen dabei Übertragungserscheinungen, von Fremden übernommene Deutungen, nicht selten weitausgreifende Ausstrahlungen aus Brennpunkten verhältnismäßig hoher Kultur in Betracht. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß solche Bestandteile entsprechend dem Kulturhorizont assimiliert, in die Geistesverfassung also harmonisch eingefügt werden. Darum können wir wohl Gedankenkörner in Mythen, Sagen, Anschauungen, zauberischen Praktiken u. dgl. finden, doch erscheint das Geranke aus solchen Samenkörnern immer verwoben mit dem übrigen Geisteszustand der betreffenden Kultur. Nach zweierlei Seiten hin wären daher die in irgendeiner Kultur vorfindlichen Erscheinungen zauberischer Art zu untersuchen: 1. nach dem Ursprung der Idee

a) ob aus eigenem oder b) aus fremdem Bestande, 2. nach der Art der Einordnung und der Anpassung an das Gedankensystem.

Da es sich in dem Zusammenhang dieses Reallexikons vorwiegend um die Herausarbeitung der verschiedenen Horizonte, also der bereits systematisierten und harmonisierten Geistesverfassungen, handelt, wird diesen überwiegend Beachtung geschenkt. Darum wollen wir bei den hier vorgebrachten Beispielen nicht nach ihren möglichen Übertragungen und ihrer Herkunft forschen, so wichtig dies auch unter einem gewissen Gesichtspunkt in jedem einzelnen Fall wäre, sondern uns mit den gebotenen Systematisierungen begnügen, welche die Grundlage für die Untersuchung der psychologischen Wurzeln des Zaubers bieten.

Kehren wir zu den Bergdama zurück. Das Gefühl der Hitze, das einer bei einer fieberhaften Erscheinung hat, wird als Feuer gedeutet, und zwar als solches, das von der Verwundung mit dem „transzendenten“ Pfeil //Gamabs herrührt. Während der Bergdama gegen Wunden und alle heftigen Schmerzen, die eine äußere Ursache haben, große Gleichgültigkeit an den Tag legt, erfüllt ihn selbst eine unwesentliche Erkrankung innerlicher Art mit Angst, und er wird apathisch. Hier ist allerdings die Frage aufzuwerfen, ob diese Angst vor nicht recht erkennbaren inneren Erkrankungen bloß auf die Bergdama beschränkt ist, oder auch andere Völker selbst auch Angehörige von Hochkulturvölkern, befällt. Die rationalistische Deutung einer solchen Krankheit als Folge von //Gamabs Pfeil muß als die Einordnung in das Gedankensystem dieser Kultur betrachtet werden. Das Primäre wird wohl die Angst bei einer Erkrankung sein, für die man keinen so greifbaren Kausalzusammenhang zur Hand hat wie bei einer Wunde, die durch eine Waffe oder ein wildes Tier herbeigeführt würde. Die rationalistische Rückführung auf //Gamabs Pfeil entspricht der Welt- und Lebensdeutung in der Geistesverfassung dieser Kultur. Da man aber sieht, daß nicht alle inneren Krankheiten tödlich verlaufen, wie es der Theorie nach geschehen müßte, wenn einer durch den transzendenten Pfeil //Gamabs getroffen

würde, so hat man eine andere Erklärung zur Hand, wenn die Dinge gut ausgehen. Man sagt nämlich: bei der Erkrankung des Menschen können auch andere beteiligt sein als //*Gamab*, nämlich die //*gamagu* = Totengespenster. Auch sie praktizieren Krankheitserreger in den Körper, aber ohne die Erlaubnis //*Gamabs*. Weil sie nun eigenmächtig verfahren, unterhält //*Gamab* die Zauberer. Diese erhalten von ihm Befähigung und Befugnis, das unbotmäßige Wirken der //*gamagu* zu vereiteln. Ein Zauberer wird daher von //*Gamab* „berufen“ (s. § 3). Erkrankt jemand, so holt man den Zauberer; manchmal befragt man zuerst die Loswerfer um die Krankheitsursache. Der Loswerfer gibt es viele, und sie sind billiger; ihre Aufgabe besteht darin, festzustellen, ob die Krankheit von //*Gamab* oder von den //*gamagu* stammt (Vedder S. 103f.).

Durch diese ausführlichen Schilderungen aus einem Kulturhorizont des Jäger- und Sammlerinnenlebens sind die Zusammenhänge zwischen dem zauberischen Denken und Handeln und den religiösen Vorstellungen in dieser Kultur ungefähr kenntlich gemacht worden. Die Grundmethode des zauberischen Denkens ist aber sehr verschiedenen Typen primitiver Geistesverfassung gemeinsam, und diese Methode ist es, die wir zweifellos mit Recht auch für die vorgeschichtlichen Primitivvölker postulieren dürfen.

Vgl. a. Bogoras *Ideas of Space and Time in the Conception of Primitive Religion* Amer. Anthr. 27 (1925/2) S. 205ff.

§ 2. Es wird nicht möglich sein, den Zauber nur aus einer Wurzel her zu begreifen. Damit die vielerlei Erscheinungen und Denkart zustande kommen, die wir mit dem Namen von „Zauberischen“ belegen, bedarf es des Zusammenwirkens verschiedener Faktoren, die auch in den einzelnen Handlungen und Praktiken selbst in sehr ungleicher Weise hervortreten.

Sowie der Mensch über die unmittelbare Aufnahme von aus dem Äußeren oder aus seinem Inneren stammenden Gefühls-erregungen des Augenblicks hinausgeht und vermöge seiner Erinnerungen anfängt, die Erscheinungen in Verbindung miteinander zu bringen, kann er zweierlei Wege ein-

schlagen: er kann die Aufeinanderfolge in der zeitlichen Perspektive miteinander verknüpfen, oder er kann das Zusammengehörige in eine bildhafte Übereinstimmung bringen, das herstellen, was man eine Sinnbeziehung nennt. Es sind verschiedene Gesichtspunkte, unter denen man zu Welt und Erleben treten kann: entweder man sucht die Herstellung kausaler Verknüpfungen, oder eine harmonisierende Verbindung, die uns „sinnvoll“ erscheint, soll herbeigeführt werden.

Diese beiden Methoden werden jedoch nie scharf auseinandergehalten, und ihre beständige Verwechslung bildet vielleicht das Hauptmerkmal primitiver, insbesondere zauberischer Denkmethode. Am charakteristischsten ist dabei die Verwendung von Bildern als Erklärung, also der Ersatz schwer beschaffbarer Kausalbedingungen durch subjektiv nachempfindbare Bilder, die dadurch zu Symbolen werden.

Beständig findet auch eine Verwechslung von Denken und Handeln statt. Ein Gedanke gedacht erscheint dem Träumer ebenso gut wie eine Tat getan. Die Gestaltung des Schicksals findet durch Maßnahmen statt, die Bruchstücke von Zusammenhängen zu verbinden scheinen. Jeder Überblick über komplizierte Wechselbeziehungen fehlt. Wohl ist der Wirklichkeitssinn auf abgehackte konkrete Sachlichkeiten gerichtet, aber er steht durch die gefühlsmäßig naive Ich-Geleitetheit den Tatsachen unkritisch gegenüber und überschätzt wohl die Bedeutung der eigenen Persönlichkeit aus Bequemlichkeit ins manchmal Ungemessene. Der echte Wirklichkeitssinn, der durch ein systematisches und gewissenhaftes Erfassen ganzer Reihen von Vorgängen und ihrer Zusammenhänge zutage tritt, fehlt. Ist nun rasches Handeln in Fällen der Gefahr nötig, so wird eine gründliche Überlegung schwierig, aber immer drängt sich die Frage nach den Zusammenhängen auf. Man zieht vor, den Schwierigkeiten einzeln zu begegnen, um mit kürzeren Zusammenhängen operieren zu können. Diesen Zwecken dienen die zauberischen Praktiken.

Man muß also zweierlei unterscheiden: das magische Denken und das magische

Handeln. Zweifellos schlägt die Notwendigkeit des Handelns unter dem Bann der gefühlsbetonten Ich-Bezogenheit das Denken immer und immer wieder in seine Gewalt.

Die menschliche Aktivität sucht überall in das Naturgeschehen einzugreifen, um den Ablauf der Vorgänge zu eigenem Nutzen zu wenden. Die Maßstäbe des Könnens sind anders als bei uns, die Mittel werden aber, wie stets, hauptsächlich nach der Methode des Ausprobierens gewonnen. Doch erhebt sich die Kardinalfrage, warum die Irrtümer sich so lange erhalten, wenngleich sie als solche sicher schon oft erkannt wurden (s. a. § 20). Es ist das Problem, wie sich etwas Neues, sei es eine neue praktische Erfindung oder eine neue Erkenntnis, durchsetzt (s. Fortschritt, Primitive Kultur, Technik A). Abgesehen von der Macht der Gewohnheit, liegt es wohl an der Eitelkeit der Führer und Wissenden und ihrer Sorge um ihr Ansehen. Denn das Wissen dient auch als Beeinflussungsfaktor gegenüber den von ihnen geführten Menschen. Auch den Schein des Wissens und Könnens und der Macht über die Natur aufrecht zu erhalten, ist für Prestige und Autorität unentbehrlich. Damit verknüpft sich weiterhin das ganze System von Einrichtungen, das eine bestimmte Gesellschaft zusammenhält. Erhebliche Fortschritte bringen stets die Geistesverfassung und den Komplex von Lebenseinrichtungen, die zusammengenommen man als einen „Kulturhorizont“ bezeichnen kann, aus ihrem Gleichgewicht.

In jeder Kultur gibt es somit starke Strömungen gegen die Wirklichkeit, nicht nur, weil es bequemer ist, in den hergebrachten Gedankenbahnen zu verbleiben, sondern weil die einzelnen Kulturbestandteile untereinander jeweils zu einem besonderen System verwachsen sind, das durch jede Änderung im Sinne eines Fortschritts (s. d.) erschüttert wird. Darin liegt, bildlich gesprochen, das Trägheitsmoment einer ausgeglichenen Kultur. Die primitiven (s. d.) Kulturen tragen aber fast alle die Kennzeichen starker innerer Harmonisierung.

Wie steht es mit der Kausalität des zauberischen Denkens? Diese wurde ihm gerade in jüngster Zeit oft abgesprochen.

Zweifellos mit Unrecht. Das zauberische Handeln ist wesentlich final gerichtet, es läuft auf einen Zweck hinaus. Somit wird es notgedrungen von der Aufstellung kausaler Zusammenhänge erfüllt. Jedoch wird, wie schon angedeutet, dieser Zweck gerade dadurch erreicht, daß man gewissermaßen einen Sinn, ein Sinnbild, ein Symbol für Ursache- und Folgeverknüpfung setzt, somit zu der typischen Verwechslung des magischen Denkens greift, wie sie bereits oben gekennzeichnet wurde. Diese ist es, die uns teils „mystisch“, teils widersinnig erscheint.

§ 3. a) Bevor wir uns mit den verschiedenen Zeremonien und Praktiken selbst befassen, dürfte es sich empfehlen, erst einmal einen Blick auf die Persönlichkeiten zu werfen, von denen der Zauber getragen wird. Selbst in den homogenen winzigen Gemeinden der Jägervölker gibt es nur einzelne Persönlichkeiten, die uns als Zauberer entgegentreten. Aber auch diese sind keineswegs gleichartig eingestellt: man kann im allgemeinen sagen, daß zwei Haupttypen hervortreten: die Heilpersönlichkeit, der Arzttyp (s. § 12), und der böse Hexenmeister (§ 11). Unabhängig davon treten aber wieder zwei weitere Typen damit in Verbindung, der mehr intellektualistisch eingestellte Zauberer, der verschiedene Verfahrensarten findet, Getränke oder Gifte braut, und der Schamane, welcher durch Ekstasen verschiedener Art gewissermaßen die religiös-künstlerische Richtung in der Zauberei darstellt.

Für den Zauberer ist, wie gesagt, überhaupt charakteristisch, daß er vorwiegend von einer Elite der Bevölkerung getragen wird, daß die Zauberer geistige Führer des Volkes sind. Allerdings müssen wir auch hier wieder Unterscheidungen vornehmen und den kontemplativen, mythen-gestaltenden Dichter und Denker von dem geistigen Tatmenschen, wie es der Zauberer ist, trennen. Dieser geistige Tatmensch ist aber wieder ganz anders beschaffen als etwa der politische oder wirtschaftliche Mann der Tat.

Radin (S. 257ff.) hat mit Recht auf die Bedeutung der Persönlichkeiten hingewiesen und vor allem den Typ des

„Denkers“ herauszuheben versucht gegenüber dem Mann der Tat. Er meint: viele der Gedanken über Leben und Welt, über die Beziehung der Menschen untereinander und über die Zauberei werden sowohl vom Mann der Tat als vom Denker geteilt, doch ist es der Denker, der diesen Auffassungen die besondere Orientierung und letzte Formulierung verleiht, die vom Manne der Tat angenommen wird. Von dem Denker stammt die große Menge folkloristischer und magischer Auffassungen, die sich um das Ich und die Persönlichkeit gruppieren und ein mehr oder weniger umschriebenes System von „Psychotherapie“ darstellen. Als Beispiel führt Radin die Abschiedsworte an, welche die Maori über den Leichnam vor der Beerdigung sprechen, um die Seele nach dem Geisterland zu befördern und sie davon abzuhalten, in dieser Welt zu verbleiben und die Lebenden zu schrecken. Es sind folgende Worte: „Lebe wohl, mein Kind! Betrübe dich nicht; weine nicht; liebe nicht; sehne dich nicht nach deinen Eltern, die du in dieser Welt verlassen hast. Geh dahin für immer. Lebe wohl für immer“ (Best S. 12). Der ursprünglichen Anrufung, um eine vollständige Trennung des Toten von den Lebenden herbeizuführen, wurde noch eine psychische Scheidung hinzugefügt, die nach Radin das Werk eines Denkers war. — Ein anderes Beispiel: Im Falle der Ehescheidung sind bei den Maori zwei Riten erforderlich: ein äußerlicher, durch den in rechtsverbindlicher Form ausgesprochen wird, daß die beiden Leute nicht mehr Mann und Frau sind, und ein zweiter Ritus, durch den Neigung und Liebe der beiden zerstört wird, wie ein Maori-Priester sagte: „Der Priester vernichtete die Liebe, d. h. er wusch weg oder reinigte alles, was danach aussah, er schaffte sie ab“ (Best S. 2r).

Unter den Bewohnern der Andamanen-Inseln üben neben den Führern der Siedlung oder von Jagdunternehmungen (s. a. Häuptling) auch solche Männer, manchmal auch Frauen, Einfluß aus, die vermöge der übernatürlichen Kräfte, in deren Besitz man sie wähnt, angesehen sind. Eine solche Persönlichkeit, die man *Aka-Jeru okojumu* = „einer der von Träumen spricht“ nennt, glaubt man im Besitz von Kräften,

Krankheiten hervorzurufen oder zu heilen. Ein jeder bemüht sich, mit solchem Zauberer gut zu stehen, ihn nicht zu beleidigen und seine Gunst durch Geschenke an Nahrung oder sonstigen Dingen zu erwerben. Manchmal ist auch der Führer einer lokalen Gruppe ein solcher „Medizinmann“; obgleich die beiden Funktionen sonst durchaus unterschieden sind (Brown S. 48).

Die Fähigkeiten der Zauberei werden auf den Andamanen durch dreierlei Mittel erworben: 1. durch Sterben und Zurückkommen zum Leben. Ein Mann, der während einer ernsthaften Krankheit für etwa 12 Stunden bewußtlos und dann wieder zu sich gekommen war, galt als von den Toten auferstanden. Von einem anderen sagte man, daß er dreimal, nachdem er gestorben, wieder zum Leben gekommen sei, bei einem dritten dürfte es sich um epileptische Anfälle gehandelt haben. Stirbt nämlich ein Mensch, so wird er ein Geist und erwirbt auf diese Weise besondere Kräfte. 2. Wenn ein Mann im Dschungel Geistern begegnet und keine Furcht zeigt (wenn er sich fürchtet, töten ihn die Geister), so behalten ihn die Geister für einige Zeit und lassen ihn dann laufen. Durch diesen Umgang mit Geistern erwirbt er übernatürliche Kräfte. Mancher geht von Zeit zu Zeit freiwillig in den Dschungel und hält Umgang mit den Geistern, mit denen er sich anfreundet. Einer kehrte z. B. einmal mit zerschissenen Palmwedeln auf dem Kopf zurück und behauptete, daß die Geister sie ihm aufgesetzt hätten. 3. Der geringste Grad von „Macht“ kann durch Träume erworben werden. Gewisse Leute können nämlich im Traum mit den Geistern verkehren. Wenn ein Mann oder Knabe Geistererscheinungen im Traume hat oder Verstorbene sich ihm im Traume zeigen, so vermag er in den Ruf eines Zaubers zu kommen. — Ein Mann kann magische Kräfte für sich in Anspruch nehmen, ohne daß diese ihm von den anderen zuerkannt werden. Er muß sie den anderen erst erweisen. Hat er allerdings einmal den rechten Ruf erlangt, so empfängt er nicht allein die Ehrerbietung der anderen, sondern gewinnt auch erhebliche persönliche Vorteile. Insbesondere erhält er auch gute Anteile vom Jagertrag. Er muß vor allem

die Geister zerstreuen, die man als Ursache von Krankheit betrachtet, oder in seinen Träumen mit den Geistern verhandeln, um sie zu überreden, dem Kranken zu helfen (s. a. § 12). Die andere Aufgabe besteht in der Beeinflussung des Wetters. So soll ein Mann einen heftigen Sturm dadurch zum Stehen gebracht haben, daß er Blätter der *Ficus laccifera* zerdrückte und unter einem Felsen im Meere versteckte (Brown S. 176ff., 301ff.).

Bei den Bergdama Südwestafrikas geschieht die Berufung zur Zauberei dadurch, daß ein Mann scheinbar erkrankt. Beschrieben wird das in folgender Weise: „Plötzlich gehen dem scheinbar Erkrankten die Augen auf, er erkennt in dem Körper eines seiner Bekannten einen Krankheits-erreger, den die //gamagu, die Totengeister, hineinpraktiziert haben, trotzdem der Betreffende ihn noch nicht empfand; er stürzt auf ihn zu, preßt den Mund auf die gefährdete Körperstelle und bringt nach anhaltendem Saugen einen Gegenstand heraus. Von dem Tage an wird der scheinbar Erkrankte als Zauberer erkannt, und man ruft ihn zu den Kranken, um ihn seine Kunst ausüben zu lassen. Es kann auch geschehen, daß ein von //Gamab zum Zauberer ausersahener Mann gesund und munter im Kreise seiner Freunde sitzt; plötzlich wird sein Blick starr, er springt auf, läuft davon und irrt stundenlang im Felde umher. Wenn er zurückkommt, ist er nackt, verstört, die Nase blutet, und das ganze Gesicht ist voller Blut. Es heißt: ‚Die //gamagu haben seine Nase blutig geschlagen.‘ Da er als Zauberer berufen ist, ihr Wirken zu durchkreuzen, haben sie ihn seiner Kleider beraubt und ihn mißhandelt. Der Beruf des Zauberers ist keineswegs allen willkommen, die dazu auserkoren sind. Man sagt, daß manche sich gern dem gefährlichen Auftrag entziehen möchten, denn er bringt Gefahren und Entsagungen mit sich. Der Zauberer muß sich allerlei Leckerbissen enthalten; oft wird ihm auch noch besonders vom //Gamab mitgeteilt, was er zu vermeiden hat. Manche dürfen das Fleisch des Steinbocks nicht mehr genießen, anderen wird die schmackhafte Schildkröte untersagt, wieder anderen ist das Hartebeest als Nahrung verboten (s. a.

Askese, Fasten). Alle dürfen kein blutiges Fleisch aus dem Jagdgebiet heimtragen. Haben sie ein Wild erjagt, so muß ein anderer Jäger die Beute wegschaffen. Die Übertretung eines Verbotes würde nicht nur die Fähigkeiten des Zauberers vernichten, sondern //Gamab würde ihm zürnen und ihn am Leben strafen. Aber auch wer sich weigert, die Kunst, zu der er berufen ist, auszuüben, wird von dem erzürnten //Gamab getötet. ‚Rettet einer nicht den Kranken, zu dem er gerufen ist, so muß er selbst sterben‘ (Vedder S. 104f.).

Namentlich in den höheren Kulturen mit ausgebildetem Häuptlingtum ist der Zauberer, wenngleich eine besondere Größe für sich, mit dem politischen Führer, dem Häuptling (s. d.), verbunden. Auf den Trobriand-Inseln der Südsee verfügt der Großhäuptling über die besten Zauberer seines Gaus, um dadurch seine Autorität aufrecht zu erhalten (Malinowski 1922 S. 64).

Die Zauberkunst wird auf den Trobriand-Inseln der Südsee durch Bezahlung erlangt oder vom Vater geschenkt oder aber vom Mutterbruder gegen hohe Bezahlung erworben. Die Kunst wird vom Lehrling zuerst an Mutter, Schwester oder mütterlichen Verwandten ausprobiert. Nachher bildet sie eine Quelle guten Einkommens (Malinowski 1922 S. 74). — Für Südamerika vgl. Lublinski 1920/21.

b) Ohne das Zauber- und Priestertum in diesem Zusammenhang weiter untersuchen zu können (s. a. Staat), muß auf eine andere wichtige Richtung innerhalb der Z. übenden Personen die Aufmerksamkeit gelenkt werden, nämlich auf das in Asien, Amerika und Afrika weitverbreitete Schamanentum (über das Wort s. Rausch § 10), als dessen Vertreter übrigens häufig Frauen erscheinen. Hier soll nur ein repräsentatives Beispiel herausgegriffen werden.

Der sibirische Schamane leitet die Handlung ganz allmählich ein: Er beginnt zunächst leise die Trommel zu rühren; die dumpftönenden Schläge verlaufen rhythmisch und wirken stark erregend. Die Tschuktschen-Schamanen verstehen es, die Trommel so zu schlagen, daß in dem kleinen Innenraum des Zeltes jede Möglichkeit der Orientierung, woher die Laute kommen, schwindet. Das Wirklichkeitsgefühl ver-

läßt den Zauberer bald vollständig, nachdem er schon vorher durch den Rauch oder das Tabakrauchen, ferner durch das Fixieren des Herdfeuers usw. einem fast trunkenen Zustande nahe gekommen ist; er fängt an, mit übernatürlichen Mächten zu verkehren, und verfällt zuweilen, namentlich bei den Tschuktschen und Yukaghiren, in einen Trance-Zustand. Die allerersten Trommelschläge rufen, wie die Tschuktschen sagen, „verschiedene Stimmen“ herbei. Es sind allerlei Tier- und Vogelstimmen, die man zu hören bekommt; ihre Inhaber sollen dem Schamanen Beistand leisten. Bei den Jakuten sind es ganz bestimmte Vögel, die hier erscheinen, und die sämtlich auch auf dem Zaubermantel dargestellt sind. Das Anrufen dieser Dämonen geschieht rein akustisch durch Lautgebärden ohne gesungene Worte. Nachdem nun der Zauberer zu einer neuen Art, die Trommel zu schlagen, übergegangen ist, beginnt er, eine Beschwörung zu singen. Jetzt nahen sich ihm die Geister der Vorfahren. Auch diese sollen bei der Handlung helfen. Zum Schluß erscheint der für den betreffenden Schamanen besonders wirksame Geist; er ist es vor allen anderen, der die gewünschte Wirkung ausübt. Dieser besondere Geist — zuweilen sind es auch ihrer zwei — ist keineswegs mit den vielen und ziemlich unpersönlichen Dämonen zu verwechseln, sondern er repräsentiert die individuelle Kraft und Macht des Schamanen als eine Art persönlicher Schutzgeist. Ist es ein hervorragender Zauberer, so dankt er das lediglich diesem Geiste. Bei einigen Stämmen liegt die Vermutung nahe, daß dieser Geist ein vielleicht totemistisch gedachtes Schutztier ist (s. a. Totemismus B). Bei einigen der höher entwickelten Stämme erheben sich darüber noch göttliche Wesen. — Das akustische Moment tritt bei den Jakuten besonders hervor. Vor der Beschwörung wird die Trommelmusik zu einer Symphonie verschiedenster Tierstimmen gesteigert und plötzlich abgebrochen. Dann beginnt der Schamane mit seiner Anrufung:

„Mächtiger Ochs der Erde, Steppenroß! . . .
 ich, der mächtige Oehse . . . brülle! . . . ich, das
 Steppenroß . . . wiehere . . . ich bin der über
 alle gestellte Mensch . . . ich bin der über alle

begabte Mensch . . . ich bin der von dem gewaltigsten aller gewaltigen Herren geschaffene Mensch . . . erscheine du Steppenroß . . . belehre mich . . . erscheine du Zauberochs der Erde . . . sprich . . . gewaltiger Herr, gebietet . . .“ usw. — „ . . . Die Fehler und den Weg, Herrin, Mutter mein, gib mir an! . . . mit freiem Flug fliege! . . . meinen breiten Weg zur Reise eröffne und mache mir frei . . . im Süden, die in den neun Waldhügeln tausenden Geister der Sonne, der Mutter — Sonne, ihr, die ihr neidisch sein werdet . . . ich bitte euch alle . . . es mögen stehen . . . es mögen eure drei Schatten hoch stehen! . . . im Osten, auf eigenem Berg, Herr mein Großvater, von gewaltiger Macht, von kräftigem Genick — steh mir bei! . . . und du weißbärtiger, ehrwürdiger Zauberer (Feuer), ich bitte dich: stimme allen meinen Gedanken ohne Ausnahme zu, allen meinen Wünschen . . . höre mich . . . erfülle! . . . alles, alles — erfülle! . . .“

Dabei erreicht der Trommelwirbel wiederum seinen Höhepunkt, wiederum hört man wildes Schreien, einzeln ausgestoßene, sinnlose Worte, bis dann alles schweigt.

Die Schamanen der Tschuktschen und Korjaken gebrauchen die Bauchrednerei; und zwar so, daß die Dämonen einzelne, den Anwesenden unverständliche, wortähnliche Laute von sich geben, deren Sinn dann der Schamane von Zeit zu Zeit zusammenfaßt. Die Laute ertönen irgendwo weit in der Höhe, allmählich kommen sie näher, dringen scheinbar wie Sturm durch die Wände und verschwinden dann in der Tiefe der Erde. Von den Schamanen der Amur-Eingeborenen werden zwischen die monotonen Töne von Zeit zu Zeit einzelne, kaum merklich gesprochene Worte eingefügt, die Prophezeiungen ähneln. Die Anwesenden bemühen sich sorgfältig, diese aufzufassen. Bei den höherstehenden sibirischen Völkern ist der Schamane der alleinige Darsteller. — Wir sehen also eine künstlerische, wesentlich aus Musik und Gesang bestehende Aufführung, die in der Erscheinung des helfenden Geistes ihren wohl vorbereiteten Höhepunkt erreicht. Bei der Zwiesprache mit dem Geist pflegt der Schamane den Dialog so zu gestalten, daß er die Gemüter der Anwesenden ganz gefangen nimmt. Insgesamt erhält man den unmittelbaren Eindruck eines Zusammenhanges voll inneren Erlebens und zugleich eines in sich gegliederten harmonisch-dramatischen Wirkens (Tschubinow S. 47 ff.).

Dies führt uns wieder zurück von der Zauberei zum religiösen Phänomen, zum religiösen Erlebnis.

Es würde zu weit führen, die Schilderungen Tschubinows durch die verschiedenen Abschnitte der Zauberhandlung zu verfolgen. Bei einzelnen Stämmen, wie bei den Jakuten, verbindet sich damit schon vom ersten Abschnitte der Handlung an ein rhythmisches Hin- und Herschwingen des Körpers, das nachher in vollen Tanz (s. a. § 19) übergeht und zu einer mimisch-pantomimischen und lautlichen Darstellung führt (Tschubinow S. 63f.).

Murray (*The Witch-Cult in Palaeolithic Times* Man 1922 Nr. 2) meint, daß der gehörnte Mann mit Maske und langem Bart, der eine Tierhaut mit Schwanz über einen Menschenkörper gestülpt hat (in der Grotte der „drei Brüder“; s. *Trois-Frères-Höhle* § 4 und Band VII Tf. 108a), mit irgendwelchen schamanistischen Kulturen zusammenhängt. — Über Hexen vgl. Frazer *Der goldene Zweig* 1928.

Über die Auserwählung von Menschen durch Schutzgeister bei nordostasiatischen Völkern vgl. Sternberg S. 472ff.

Übrigens muß besonders hervorgehoben werden, daß die Zauberei gewöhnlich in den Familien vererbt wird, wie z. B. auf Mailu, Neu-Guinea (Saville *In Unknown New Guinea* 1926 S. 247). — S. a. Rausch § 10.

Obwohl die Uriankhai des oberen Jenissei-Beckens in Sibirien unter buddhistischem Einfluß stehen, pflegen sie doch ihr Schamanentum. Wenn Krankheit oder der Schatten des Todes eine Gemeinde heim sucht, flüchtet sich der einfache Waldbewohner zum Schamanen, der den Umgang mit den Geistern versteht. Trotzdem ist der Schamane mehr gefürchtet als geliebt. Seine Kunst wird vom Vater auf Sohn oder Tochter vererbt. Die Schamanen allein vermitteln den Verkehr mit der Geisterwelt (Carruthers I 250ff.).

§ 4. a) Verschiedene Erscheinungen treten in Verbindung mit Zauber auf und werden oft von Personen ausgeführt, die wir auch als Schamanen bezeichnen, ohne daß es sich dabei stets um Vorgänge handeln dürfte, die schamanistischer Natur sind. Mit der Versetzung in Trance-Zustände ist oft ein

Hellsehen und Wahrsagen verbunden. Diese Erscheinungen hängen nicht mit irgendwelchen Kulturen zusammen, sondern sind allgemein menschlicher Natur. Nur die eigenartige Deutung ist es, welche aus der kulturgebundenen Denkart fließt. Durch die Kultur und ihre Denkart sind aber auch weitere Versuche der Ermittlung der Zukunft auf eine mehr rationalistische Weise bedingt, wie etwa durch das Stellen von Orakeln (s. d. A § 5 und unten § 13) oder das Loswerfen u. dgl.

Eine merkwürdige Einrichtung unter den Hausa ist unter dem Namen *Bori* bekannt. Es handelt sich um einen zur Ekstase gesteigerten Tanz, der von einer bestimmten Gesellschaft (s. Geheime Gesellschaft) besonders kultiviert wird und ehemals vielleicht mit der Behandlung von Geisteskranken oder doch von Psychopathen zusammenhing. Insbesondere wurde er auch auf Kinder, namentlich Mädchen, angewendet, die entweder sich nicht entwickelten oder krankhafte oder verbrecherische Tendenzen zeigten. Früher (1850) scheint es ein Besessenheitstanz gewesen zu sein, bei dem Schreie wie von verschiedenen Tieren ausgestoßen wurden, und wobei von den betreffenden Personen zum Schluß die Zukunft gewahrsagt wurde (s. a. Rausch). — Die Nachbarstämme besitzen ähnliche Tänze, die auch gegen Zahlung gelehrt werden usw. (Tremearne S. 145ff.).

Unter den Bergdama wird die Weissagung eines alten Zauberers berichtet, der vor hundert Jahren gelebt haben soll: „Es werden Leute kommen, die nicht sind wie wir; sie werden euch schlagen und zur Arbeit wegschicken. Aber schnell werden diese Leute nicht kommen; wenn wir gestorben sind, und unsere Kinder gestorben sind, und wenn deren Kindeskinde zeugen und deren Eltern gestorben sind, — zu der Zeit werden andere Leute kommen, die nicht sind wie wir; zornige Leute, die grausam mit euch verfahren werden.“ Heute glaubt man, daß an den Weißen, die ins Land gekommen sind, sich diese Weissagung erfüllt habe (Vedder S. 111).

Für Hellsehen vgl. a. *Clairvoyance among the Polynesians* Journ. Polynes. Soc. 30 (1921).

b) Die künstliche Herbeiführung von Erregung durch Tänze oder durch das Schwitzhaus (vgl. a. Lowie *Tobacco Soc. Anthrop. Pap. Am. Mus. Nat. Hist.* 21/2 [1919] S. 157) u. dgl. wurde bereits unter Rausch (§ 2, 7ff.) und Männerbund erörtert. — Vgl. a. Hambly S. 30, 209f.

Die Besessenheitszustände wurden beispielsweise unter Rausch (§ 8) beschrieben.

Manche Zauberer der Bergdama besitzen die Fähigkeit, im Zustande der Verzückerung sich im Geist an weit entlegene Orte zu begeben, um zu sehen, was in der Welt vor sich geht. In diesem Zustande können sie auch das Lager // *Gamabs* betreten, der sie dort bewirtet und ihnen allerlei Geheimnisse enthüllt. Sie wandeln dann ohne Gefahr auf dem Wege der abgeschiedenen Geister und bringen Kunde aus dem Jenseits zurück. Unter heftigen, krampfartigen Erscheinungen verfallen sie manchmal spontan in einen Zustand der Verzückerung oder erst nach stundenlangem Absingen von Zauberedeln, wobei der Zauberer als Vorsänger auftritt, dem die ihn umringenden Konsultanten monoton im Chor antworten. Plötzlich schweigt er, fängt wie vom Schüttelfrost ergriffen heftig an zu zittern, Schaum tritt vor den Mund, er fällt hin und liegt erschlaft wie leblos da. Sorgfältig studiert man seine Gesichtszüge: Macht er die Bewegung des Kauens, so hat man ein gutes Jahr zu erwarten, die Beeren der Sträucher und die Feldzwiebeln werden gut gedeihen (vgl. § 7, 8, 13), führt er die Hand zum Munde und schmäzt dabei, so darf man sich im voraus auf einen ungewöhnlichen ergebnissen Fund freuen. Er wacht er aus seinem Zustande, so gibt er ausführliche Kunde vom Ergehen entfernt wohnender Verwandter, enthüllt die Geheimnisse der Zukunft, deckt verborgene Dinge der Vergangenheit auf (Vedder S. 104, 109f.).

§ 5. Träume und Visionen stehen in enger Beziehung zum Zauber. Vielfach, wie besonders in Amerika, sind sie nicht nur für die Erlangung des Schamanentums, sondern für irgendwelches Ansehen im Stamme überhaupt wichtig.

Unter den Krähen-Indianern von Nordamerika kann z. B. kein Mensch im Stamme

zu Einfluß gelangen oder in irgendeiner kritischen Lage auf Erfolg hoffen, der nicht den Segen (s. d. A) durch die übernatürlichen Mächte dadurch erlangt hat, daß die Geister ihn im Schlaf besuchten. Da das jedoch nicht immer glückt, so unternimmt man es, Traumgesichte als Visionen gewaltsam herbeizuführen, d. h. durch Fasten (s. d.) und Askese (s. d.). Der ehrgeizige Krieger, der Trauernde, welcher auf Rache ausgeht (s. Blutrache), der erpichte Liebhaber und der junge Mann, der seiner Familie aus der Armut helfen möchte, sie alle müssen ihr Fleisch kasteien, um auf diese Weise das Mitleid der übernatürlichen Mächte wachzurufen. Das Verfahren ist traditionell festgelegt und vollzieht sich in hergebrachter Weise. Nicht nur die Art des dabei eingehaltenen Verfahrens, nackt an einem einsamen Ort, am liebsten auf der Spitze eines Berges, ohne Essen und Trinken, unter Anrufung der Geister und Darbringung von Opfern vier Tage zu verbringen, ist durch die Überlieferung vorgeschrieben. Auch das Anhacken des kleinen Fingers der linken Hand ist allgemein verbreitet. Aber auch die Visionen selber treten in ganz ähnlicher Art auf. — Woher kommt das? Betrügereien durch lügenhafte Erzählungen sind im allgemeinen nicht leicht möglich. Man wird aber annehmen müssen, daß die Halluzinationen durch eine gewisse Autosuggestion herbeigeführt werden, die aus den Wünschen des Visionärs und von dem her stammt, womit er sich intensiv beschäftigt, worauf seine Gedanken sich richten, und wovon er in seinem Stamme gehört hat. — Wenn wir dann aber — retrospektiv — hören, daß nur diejenigen zu Wohlstand gelangen, welche Träume hatten (Lowie S. 3ff.), so werden wir uns wohl sagen müssen, daß es hauptsächlich Menschen mit starker Konzentrationsfähigkeit sind, die zu Visionen und zu Erfolg gelangen.

Vgl. a. Benedict *The vision in Plains Culture Amer. Anthr.* 24 (1922) S. 1ff.; Genin *Notes on the Dances, Music and Songs of Ancient and Modern Mexicans Ann. Rep. Smithsonian Instit. for 1920 (1922)*.

Mit den Träumen hängen auch wieder die Tänze und die dabei angewendeten Bemalungen u. dgl. zusammen (vgl. Lowie

Sun Dance of the Shoshoni, Ute, and Hidatsa Anthrop. Pap. Am. Mus. Nat. Hist. 16/5 [1919], sowie ders. *The Tobacco Society of the Crow Indians* Anthrop. Pap. Am. Mus. Nat. Hist. 21/2 [1919].

Über Träume vgl. a. Seligman *Presidential Address* Journ. anthr. inst. 54 (1924) und Thurnwald *Ethnologie und Psychoanalyse in Krisis der Psychoanalyse* hg. v. Prinzhorn 1928.

Zu den Suggestiv-Erscheinungen gehört vor allem auch die Furcht vor dem Z., die manchmal so stark auftritt, daß die Bedrohten allein schon dadurch sterben.

Eine solche Gesellschaft, die von der Angst vor Zauberei erfüllt ist, stellen z. B. auch die Trobriander der Südsee vor. Alles, was das Leben berührt, wird von Magik begleitet: Wirtschaftliche Tätigkeit jeder Art, Liebe, Sorge für die Kinder, Handwerk (s. d. A) und Geschicklichkeiten, Schönheitspflege und körperliche Beweglichkeit. Vor allem aber gelten Krankheit und Tod als Folge von Zauber oder Gegenzauber. In jedem Gau wird Zauberei geübt, aber einzelne Landschaften zeichnen sich darin besonders aus, so z. B. geht im Süden der Trobriand-Inseln die Sage, daß dort fliegende Hexen durch Zauber töten, Leichen essen und besonders gefährlich für Seeleute sind (Malinowski 1922 S. 72 ff.).

§ 6. Wenden wir uns nun den zauberischen Erscheinungen selbst zu, so ist deren Abgrenzung nicht nur gegen religiöse, wie schon erwähnt, sondern auch gegen profane sehr schwierig. Welchen Betätigungen primitiven Lebens liegen nicht zu einem mehr oder minder großen Teil magische Gedankengänge zugrunde? Wir brauchen nicht bloß an Kannibalismus (s. d.) zu denken, an animistische und totemistische Vorstellungen (s. Totemismus B), nicht nur an Reifeweihen (s. Jünglingsweihe, Mädchenweihe, Mannbarkeit), an die mit der Geburt (s. d.) verbundenen Zeremonien, das Männerkindbett (s. d.), die Namengebung (s. Kind, Name A), sondern auch an eine Unzahl praktischer Betätigungen, namentlich des Wirtschaftslebens (s. Handel F, Handwerk A, Wirtschaft D), an die magische Beeinflussung rhythmisch wiederkehrender Fruchtreife, des Auftauchens

junger Jagd- und Herdentiere durch zahllose Fruchtbarkeits- und Vermehrungsriten, der Wiederkehr der Jahreszeiten (s. Zählen) usw. (zum Vermehrungszauber vgl. z. B. Parsons *Increase by Magic: a Zuñi Pattern* Amer. Anthr. 21/3 [1919] S. 279 ff.).

Diese verschiedenen Auffassungs- und Verhaltensweisen hängen vielfach mit Gedanken und Vorstellungen zusammen, die man nicht schlechterdings als zauberisch bezeichnen kann, die aber sehr häufig für zauberische Handlungen verwertet werden, wie etwa die Seelensteine der Australier (s. a. Mana B).

Die Ansichten vom Leben und der Lebenskraft, die im Menschen oder in Tieren, Pflanzen, Gegenständen sich befindet, bilden indessen eine der wichtigsten Grundlagen für die zauberische Beeinflussung. In bezug auf die Seelenvorstellungen bei afrikanischen Völkern vgl. Ankermann 1918 S. 89 ff.; für die Quileute-Indianer vgl. Frachtenberg *Eschatology of the Quileute Indians* Amer. Anthr. 23/4 (1920) S. 330 ff.; vgl. a. Jostes; Nieuwenhuis *Die Grundbegriffe der Magie und ihre psychologische Bedeutung. The Differences between the Conception of Soul (Animus) and of Spirit (Spiritus) among the American Indians* 21. Internationaler Amerikanisten-Kongress 1924; Crawly *The Idea of the Soul* 1909; ferner Meinhof; Thilenius.

Da man auf den Andamanen-Inseln der Meinung ist, daß im Schläfe das *ot-jumulo*, das zweite Ich des Schlafers, sich auf der Wanderschaft fern weg vom Körper befindet, hat man stets Furcht, einen Schläfer zu wecken, weil ihm das übel bekommen könnte. Selbstverständlich hängt damit auch die Deutung der Träume zusammen, die als echte Erfahrungen und für die Zukunft bedeutungsvolle Ereignisse angesehen werden. In den Sprachen der nördlichen Andamanen-Inseln sind die Wörter für Traum, Nachdenken und Schatten (= zweites Ich) aus derselben Wurzel gebildet. Die Schwierigkeit, die Träume zu studieren, besteht jedoch darin, wie Brown (S. 167) mit Recht betont, daß man nie weiß, wieweit von den Erzählenden nach dem Erwachen das Traumerlebnis zurechtgemacht und abgeändert wurde.

Beim Tode verläßt das zweite Ich den Körper und wird ein Geist.

Bei den Batak wird das Ich als aus dem Körper bestehend aufgefaßt, ferner dem Ichbewußtsein (*roha*), dem Geist (*begu*) und der Seele (*tondi*). Im *tondi* lebt das Göttliche im Menschen, aber in einer anderen Form als etwa bei den Maori oder den Dakota-Indianern. Das *tondi* ist nur deshalb göttlich, weil es von den Gottheiten verliehen wurde, es nimmt nicht am Göttlichen selbst teil. Das *tondi* ist ein individualisiertes Stück einer Seelensubstanz, die im All existiert, und an der alles teilnimmt. Das *tondi* ist sozusagen ein Mensch im Menschen, mit eigenem Willen und Wünschen, die jedoch nicht immer mit jenen des Ich, nämlich mit dem *roha*, übereinstimmen. Doch stellt das *tondi* den wesentlichsten Teil des Bewußtseins eines Menschen dar, denn es besitzt seinen eigenen freien Willen und hat sein Schicksal vor seiner Fleischwerdung in einer bestimmten Person unter einer großen Zahl von anderen auserwählt. Das *tondi* ist auch daran schuld, wenn es kein gutes Schicksal gewählt hat. Auf diese Weise ist der Mensch vorherbestimmt. Ein Mensch hat bei den Batak in sich zweierlei Stimmen: die wahre, wesentliche und vorherbestimmte, das *tondi*, und die vergängliche, das *roha*. Die letztere aber verrichtet die eigentliche Denkarbeit, fühlt, wünscht usw. Das *tondi* ist verantwortlich für unser körperliches und seelisches Wohl; doch kennt niemand das vorherbestimmte Schicksal seines *tondi*, außer durch seine eigene Lebenserfahrung. Das *tondi* wohnt in allen Teilen des menschlichen Körpers, tritt aber außerdem noch auf verschiedene andere Weise in Erscheinung. Vor allem wird es im menschlichen Schatten (s. § 18) materialisiert, zweitens im Namen (s. d. A.) eines Menschen, drittens im Glanz, der vom Gesicht eines glücklichen Menschen scheint, und viertens in der persönlichen Kraft (s. § 9), die einer über andere ausübt. Einige Denker der Batak haben sogar siebenerlei *tondi* gefordert. Trotz gewisser Ungenauigkeiten erinnert es auch an den Schutzgeist nordamerikanischer Indianer (Warneck S. 8ff.). Bezüglich des *begu* gibt es zwei Theorien, nach deren einer das *begu* das *tondi* nach

dem Tode ist, während nach der anderen das *begu* alles das ausmacht, was von der Persönlichkeit eines Menschen übrigbleibt, nachdem das *tondi* ihn verlassen hat. Somit stellt das *begu* nichts Abgesondertes für den lebenden Menschen dar, wie das *wairua* der Maori oder das *nagi* der Dakota (Walker S. 78ff., 87, 132ff.). Es existiert in ihm nur potentiell. Die Ursache des Übels wird außerhalb des Menschen gesucht, obgleich es aufgefaßt wird als etwas, das einem in ihm liegenden Faktor entströmt. Dieser Teil der Persönlichkeit eines Menschen, der nach außen projiziert wird, bewirkt eine Atmosphäre von Furcht, in der der Batak lebt, die jedoch nicht für den Maori oder den Dakota gilt. Das Ich besteht gleichzeitig als Subjekt und Objekt, und das Objekt wird verständlich durch die Bedingungen der äußeren Welt. Der wesentliche Dualismus des primitiven Denkens bietet hier eine Verbindung zwischen dem Ich und der Erscheinungswelt in einer uns fremden Art. Doch enthält er die Form eines Zwanges (s. § 9). Die Natur kann dem Menschen nicht widerstehen, und der Mensch kann nicht der Natur widerstehen. Die Teile eines Körpers, die physiologischen Funktionen der Organe sind geradeso Symbole (s. § 8), *simulacra*, wie auch die materiellen Formen der Naturobjekte, hinter denen eine wesentlich psychisch-geistige Einheit gedacht wird (Radin S. 273f.).

Das zauberische Denken wirkt wieder auf die Gestaltung der Mythen zurück (vgl. Lowie *Ceremonialism in North America* Amer. Anthr. 4 [1914]).

Die Bedeutung zauberischer Worte und Namen wurde unter Eid A, Fluch A, Segen A behandelt; s. a. Schrift A.

§ 7. Von allen Verfahren zwecks mystischer Beeinflussung des Geschehens bildet das Vormachen, Vorbilden, Vorreden das weitaus wichtigste und verbreitetste Mittel (s. a. Idol A 1, Name A). Stets stellt man sich vor, daß durch das Abbilden des Handlungsprozesses in mimisch-darstellender Form oder als Zeichnung oder endlich mit Worten der wirkliche Ablauf der Begebenheiten in Bann geschlagen werden kann. Woher stammt diese tiefwurzelnde Auffassung? Zweifellos von einer Ver-

daß einer einen Baum zum Symbolbild einer verhaßten Person macht und dieses Symbolbild mit dem ausgesprochenen Wunsche mißhandelt, es möge dem Urbild so ergehen: er haut etwa tiefe Wunden in einen Baum und wünscht dabei den Tod der verhaßten Person. Geht dann der Baum nach einigen Monaten ein, so hofft er, daß auch der verwünschte Mensch sterben müsse. Mitunter dient aber der Baum nur zur Erprobung eines erworbenen Zaubermittels. Man bestreicht den Baum erst mit der Zauberarznei und wartet dann ab, ob er zugrunde geht oder wenigstens kränkelt. Tritt das Gewünschte mit dem Baum ein, so hat man Vertrauen, daß das Mittel auch gegen den Feind wirksam sein werde (Gutmann S. 165).

Die jungen Burschen unter den Dschagga, die noch nicht den großen Topf-Fluch veranstalten dürfen (s. Fluch A), nehmen, wenn sie sich an einem Kameraden rächen wollen, den sie etwa als Dieb oder Verräter ansehen, zwei Steine, gehen damit an der Hütte des Betreffenden vorüber, und während sie die Steine klappernd aneinander schlagen, sagen sie dazu: „Seine Gebeine mögen klappern wie diese Steine!“ So wünschen sie ihm den Tod, der die Knochen löst. Hier findet keinerlei Vermittlung durch irgendwelche anderen Geister oder sonstigen Mächte statt, sondern aus der von den betreffenden Worten begleiteten Handlung allein folgt unmittelbar die Bannung des Geschehens. Denn, will der Vater des Bedrohten den Fluch unschädlich machen, so muß er mit Gewalt oder durch Bitten sich in den Besitz der gebrauchten Steine setzen und auf diese einen Fellstreifen vom Baumschläfer auflegen, Blut und Mageninhalt eines Schafes daraufschmieren und es mit Regenwasser aus Baumhöhlen besprengen (Gutmann S. 175).

Im Sinne des Vorbildzaubers liegt auch der Entsprechungsgedanke des Jenseitsbildes, der gewöhnlich aber so ausgestattet ist, daß das Urbild das transzendente Jenseits ist und nach dessen Vorbild das Diesseits und was da vorgeht gestaltet wird. Bei den Bergdama Südwestafrikas wird z. B. das Jenseits als das Sippenlager //Gamabs gedacht. Es ist gewissermaßen die Abstraktion, die Idee

des Sippenlagers überhaupt, wie es bei den Bergdama üblich ist. In der Aussage eines Alten heißt es: „Weil um //Gamabs Werft herum allerlei Frucht bäume stehen, ist es den Bäumen, die auf der Erde wachsen, erlaubt; auch Frucht zu tragen. //Gamab erlaubt es, daß das Wild im Felde Junge wirft. Nur wenn //Gamab es dem Jäger erlaubt, wird er mit Pfeil und Bogen oder mit der Schlinge ein Wildbret fangen. Sonst schießt er vorbei, und das Wild geht nicht in die Schlinge hinein. Nur wenn //Gamab der Sammlerin die Augen auf tut, findet sie Feldkost in Fülle, sonst geht sie suchend daran vorbei und kehrt leer zur Werft zurück. Wenn //Gamab mit seinem Pfeil einen Menschen schießt, wird er krank und muß sterben. Nur der Zauberer, der von //Gamab berufen ist, kann Krankheiten heilen. Nur wenn //Gamab es gestattet, kann ein Mensch den anderen töten.“ — Weil //Gamabs Lager so und so beschaffen ist, sind auch die Lager in der Welt des Bergdama so und so. Nur weil es dort Wild gibt, kann es auch Wild auf der Erde geben. Nur weil dort Feldkost wächst, kann sie auch auf der Erde gedeihen (Vedder S. 99ff.).

§ 8. Während der Vormachzauber aus einer Verwechslung von früher und später, aus einer Verkennung der kausalen Richtungslinie hervorgeht, bedient sich die andere hauptsächliche Methode des eigentlichen Zauberns des Komplextelles und des dadurch gewonnenen metaphysischen Bildes. Auf diese Weise hängt die primitive Symbolik aber „wesentlich“ mit dem Symbolisierten zusammen (vgl. Thurnwald *Symbol im Lichte der Völkerkunde* Z. f. Ästhetik u. allgem. Kunstwiss. 21 [1927] S. 218ff.). Der Zusammenhänge gibt es viele, die uns gar nicht als solche erscheinen, jedoch in der Art der primitiven Anschauung wurzeln. Bald ist es die Ähnlichkeit der Gestalt, bald sind es irgendwelche anderen hervortretenden Eigenschaften, auf deren Gleichheit oder Zusammenklang oder sonstig vermutete Beziehungen eine „Wesenverwandtschaft“ zwischen zwei Erscheinungen aufgebaut wird, die dann wieder benutzt werden, um vom einen auf das andere zu wirken: gleichsam, als hätte man dadurch einen Zipfel des Gesamt-

wesens erfaßt, durch das man alles übrige nach sich ziehen kann.

Will man innerhalb dieser grob zerlegten Wirklichkeit Zusammenhänge auffinden und gedanklich konstruieren, wie sie zunächst für das Alltagsleben notwendig sind, und wie sie weiterhin für den Aufbau eines orientierenden Weltbildes verlangt werden, so greift man zur Aufstellung von Hypothesen und Theorien, die wohl häufig von Ähnlichkeiten der Form ausgehen. Doch ist das nicht immer so. Gerade die vermutete Gemeinsamkeit des „Wesens“ ist als Grundlage zauberischen Denkens wichtig. Das Denkverfahren ist nicht anders, als auch heute bei uns. Doch kommen, wie gezeigt, andere Beziehungsbestandteile in Betracht. Weiterhin isoliert man aus der ganzen Komplexheit, aus der eine Wirkung hervorgeht, nicht besondere Kausalketten, sondern trennt nur die Wirkungsfähigkeit als solche für sich ab. So ist es möglich, daß man sich vorstellen kann, wie z. B. aus Speichel Kinder werden oder aus Blutstropfen Regen.

Daß man mit bestimmten Eigenschaften ausgestatteten Objekten besondere Wirkungen zuschreibt, ist das Ergebnis gewisser Reflexionen. Daran knüpft auch die Bildsymbolik an. Die im Symbol zum Ausdruck kommende Vertretbarkeit wird wie alles Geistige in sinnlich materieller Form vorgestellt, ähnlich wie z. B. auch beim Fluch (s. d. A.) oder beim Segen (s. d. A.). Diese sinnlich gedachte Wesensbeziehung macht es auch klar, weshalb von Resten oder vom Namen (s. d. A.) oder von sonstigen „Belangen“ her eine Einwirkung auf das ihnen entsprechende Objekt oder die betreffende Person für möglich gehalten wird, weshalb von diesen „Real-symbolen“ her das Symbolisierte irgendwie beeinflußt oder bezwungen werden kann. Dies ist aber der Grundgedanke, von dem das zauberische Verfahren ausgeht, es ist der Hebelpunkt, von dem es die Welt des Geschehens aus den Angeln zu heben unternimmt.

Der Unterschied besteht also darin, daß im letzteren Fall das Vormachen unmittelbar auf Grund von einer Art „gesetzlicher“, wesensbedingter Zusammenhänge wirksam wird, während beim Gebrauch

eines Steines oder einer Steinfigur ein gegenständliches Mittelobjekt verwendet wird. Mit diesem sind allerdings schon Vorstellungen von einem besonderen Geist verbunden. Aber erst dadurch, daß man sich an die Ahnengeister wendet, stellt man sich Persönlichkeiten deutlich als Mittler für die Wirkungsketten vor. Die letzteren Vorstellungen müssen keineswegs ihrer Entstehungsstufe nach „später“ sein. Wohl aber dürften sie an Übergewicht gewonnen haben, nachdem kritische Überlegungen beim Mißlingen der gesetzgebundenen Zauberwirkungen einzelne geistig-führende Personen zum Nachdenken angeregt haben. Der als Persönlichkeit gedachte Geist erscheint im Sinne des menschlichen Vorbildes mit der Labilität von Seelenverfassungen und Stimmungen behaftet. Er ist aber besser geeignet, die Unbestimmtheit des Schicksals auszudrücken, als der Glaube an im Wesen der Dinge gebundene „Naturgesetzlichkeiten“.

Dieser Übergang ist es wohl gewesen, der früher zu der Auffassung führte, daß die Religion aus dem Zauber hervorgegangen sei. Denn gerade die stärkere Betonung des persönlichen Momentes drängt den Zauber zugunsten religiöser Akte, wie etwa des Gebets, zurück.

Die Wirklichkeitsgebundenheit der Bildsymbolik wird uns näher gebracht, wenn wir Deutungen hören, wie sie etwa ein antiker naturwissenschaftlicher Denker wie Lucretius (IV 98ff.) in seiner *de rerum natura* vorbringt. Er glaubt, daß Spiegelbilder (*simulacra*) im Wasser oder sonst auf glänzendem Material dadurch hervorgebracht werden, daß vom Urbilde dünnhäutige, wolkenähnliche, für das Auge nicht sichtbare Formen ausströmen, die, ähnlich wie etwa die abgeworfene Haut einer Schlange oder einer Larve, sich unter gewissen Bedingungen auf bestimmten Körpern niederschlagen und dadurch das Spiegelbild hervorrufen. Auf diese Weise stellt sich noch dieser antike Naturwissenschaftler einen materiellen Zusammenhang zwischen Bild und Objekt vor. Daher dürfen uns ähnliche, noch gröber sinnlich vorgestellte Zusammenhänge zwischen Objekt und Bild im primitiven Denken nicht wundern. Wir

haben es hier zunächst mit einer anderen, viel größeren Analyse und einer dieser entsprechenden philosophischen Synthese der Naturvorgänge und Erscheinungen zu tun. Aus denselben Vergrößerungen heraus werden uns auch Zusammenhänge begreiflich, die etwa zwischen verschiedenen Exkreten (Speichel, Schweiß, Blut u. dgl.; s. § 18) und dem Leben konstruiert werden, während wir heute von Hormonen und Stoffwechsel reden.

Eine vielfache Symbolisierung knüpft sich an Kleider und Namen (Wellhausen S. 193 ff.). Insbesondere das Ablegen oder Zerreißen der Kleider hängt mit bestimmten Stimmungen und Handlungen zusammen. Bei den alten Arabern verstößt Nacktheit gegen die Sitte, aber wer schimpflich zur Schau gestellt werden soll, dem werden die Kleider ausgezogen. Nackt werden alle zauberischen Handlungen vollzogen (s. a. Keuschheit), z. B. auch der heilige Umlauf in Mekka. Um die höchste Not zu symbolisieren, zieht man sich nackt aus. In der Trauer entblößen die Frauen nicht nur Gesicht und Brust, sondern zerreißen gelegentlich auch die letzte Hülle. Junge Mädchen entblößen sich vor dem zum Angriff schreitenden Heere, um den Feindseligkeiten Einhalt zu tun, in ähnlicher Weise, wie wir das auch z. B. von den Lolos im südwestlichen China wissen (s. a. Friede). Auch eine Mutter tut das, um eine Pression auf ihren Sohn auszuüben. Der Bote, der eine drohende Gefahr meldet, schneidet seinem Kamel Ohren und Nase ab, legt den Sattel verkehrt auf und zerreißt sein Gewand, oder er zieht sich ganz und gar aus und ruft: „Ich bin der nackte Warner.“ In späterer Zeit ist der Brauch selber abgekommen und nur die unverstandene Redensart „der nackte Warner“ übriggeblieben. Ein Mann, dem die Rache versagt wird, und der seine Verzweiflung darüber ausdrücken und zugleich seinen Patron blamieren will, entblößt Rücken und Unterteil und streut Erde auf sein Haupt. Ähnlich machte es ein Mann, der sah, daß eine Frau seiner Sippe an einen Menschen verheiratet wurde, der seinen Bruder getötet hatte. Er hob das Kleid hinten auf und bedeckte damit sein Haupt. Die Verhüllung des Hauptes

findet auch bei der Verrichtung der Notdurft statt, desgleichen bei den Toten. Von einigen auffallend schönen Männern wird berichtet, daß sie ihr Gesicht, besonders auf Festen und Märkten, zu verhüllen pflegten, um sich vor dem bösen Blick zu schützen. Damit wird auch angedeutet, worin die Verschleierung der Frau ursprünglich ihren Grund hatte. Die Sitte ist nicht erst durch Mohammed eingeführt, sondern alt und echt arabisch (vgl. Tertullian, De virg. vel. 17). Bei der Kleidersymbolik muß man sich klarmachen, daß der Gedanke herrscht, durch den Rock des anderen auch an dessen Wesen teilzuhaben. Offenbar bildet den Anlaß dazu, daß Geruch, Schweiß und Schmutz der Person, welche die Kleidungsstücke trägt, einen Teil ihrer Persönlichkeit ausmachen, selbstverständlich noch über die Bestattung des Leichnams der betreffenden Person hinaus, daß sie also die Persönlichkeit in gewissen Resten über den Tod hinaus enthalten. Darum gelten die Kleider als mit der Person verwachsen und werden nicht für etwas Äußerliches angesehen. Sie sind ein Gleichnis für inhärente Eigenschaften. Man sagt: das Kleid der Untreue, der Rock der Gerechtigkeit. Die auswärtigen Besucher der Kaaba mußten sich entweder Kleider von den Hums, den Besitzern des heiligen Steines, leihen, oder, wenn sie das nicht konnten, den rituellen Umlauf nackt vollziehen; ihr eigenes Zeug durften sie auf keinen Fall anbehalten. Später begnügte man sich damit, den Umlauf barfuß zu verrichten und die Schuhe in der Hand zu tragen (Wellhausen S. 110). Zu den eigenartigen Gedankenverbindungen, die sich an die Kleider knüpfen, gehört auch der Brauch des Umkehrens der Kleider. Hat sich jemand in der Wüste verirrt, so kehrt er seine Kleider um, hält sein Kamel an, klatscht in die Hände und fragt das Kamel um die Richtung, als wende er sich an einen Menschen; darauf setzt er es in Bewegung und kommt nun, wie man glaubt, auf den richtigen Weg. Wahrscheinlich soll damit eine Umkehrung der Rollen angedeutet werden, indem sich der Mensch vom Kamel, das Kamel vom Menschen leiten läßt. Auch beim Regengebet (*istiskua*) wird die Kleidung verkehrt angezogen (Wellhausen S. 195 ff.).

Mit dem Namen (s. d. A) ist es ähnlich wie mit den Kleidern und dem Haar. Er macht bei den alten Arabern einen Bestandteil des Wesens der Persönlichkeit aus. Hier gilt durchaus der Gedanke, daß der Name auf das Wesen des Trägers abfärbt, der sogenannte Zwang des Namens: der Mann, der Grobian Sohn Eseleine heißt, kann nicht dafür, wenn er sich grob und eselhaft beträgt. Im Namen liegt auch ein Vorzeichen, ein Omen (s. d. A). Mohammed verwandelte daher nicht bloß heidnische Namen in moslemische, sondern auch häßliche in liebliche. Wenn man den von der Schlange Gebissenen den Gesunden nennt, so wirkt dieses symbolische Benennen im Sinne eines Zaubers; wenn man die linke Seite die glückliche, den Aussatz die gesegnete Krankheit nennt, so hofft man durch diese Namen das Schicksal zu zwingen (Wellhausen S. 199).

Eine bekannte Art zauberischer Manipulationen besteht im sog. Restézauber. Unter den Dschagga Ostafrikas sucht man einem Menschen dadurch zu schaden, daß man, was immer von seinem Leib oder seiner Kleidung zu bekommen ist: Haupthaare, Speichel, Nägelabschnitte, Fäden des Zeugens, das er getragen hat usw., sammelt und dieses unter schweren Verwünschungen in einen Teich oder in eine Quelle wirft. Daraufhin wird der Verwünschte, meint man, abmagern und langsam an Entkräftung sterben (Gutmann S. 165).

Bei dem altrömischen Regenzauber wird anscheinend die Wirkung nicht mehr durch direkte „zauberische“ Einwirkung auf die Naturkräfte herbeigeführt, sondern auf dem Umweg über die Totengeister, die Manen. Diese Totengeister gelten nach der Auffassung verschiedener alter Völker als durstig. Daran knüpft sich der Gedanke, daß der Totengeist gewissermaßen das Wasser absorbiert und er Wasser auf sein Grab erhalten, daß er getränkt werden muß, damit er nicht den Regen abhält (vgl. Samter S. 317 ff., 321, 327, 339). Eine besondere Rolle spielen auch die Steine als Sitz eines Geistes (s. a. § 17), der zum Hervorrufen von Regen mit Wasser begossen wird. In diesem Begießen liegt, ähnlich wie in der Sitte des Stürzens von Statuen von Göttern oder Heiligen ins Wasser, weiter nichts als eine

vorbildliche Handlung (vgl. a. Mannhardt 1883 unter „Wassertauche“, „Regenzauber“, 1885 unter „Wasser“, ferner Grimm I [4] S. 493 ff.). Auch in diesen Fällen wird eine Vermittlung über die als Geist vorgestellte Kraft des Steines angenommen. Wenn dagegen der Regenmacher in Australien den Mund mit Wasser füllt und dieses nach der Richtung spritzt, aus der die regenbringenden Wolken zu kommen pflegen (Howitt S. 34 f.), so liegt darin ein einfaches Vormachen des Regens, durch das man den Regen anzulocken hofft, ganz ähnlich wie wenn man durch Pfeifen den Wind herbeizulocken sucht (wie ich selbst es wiederholt auf Segelfahrten in der Südsee erlebte).

§ 9. Die Meidung (s. d.), das Verbot, zu töten, zu essen, zu berühren, Namen auszusprechen, Personen oder Dinge anzublicken oder sich ihnen zuzuwenden, in einem Raum mit ihnen zusammen zu sein usw., ist eine Verhaltungsweise, die aus einem tatsächlichen allgemeinen Einhalten zu einer Norm mit gesellschaftlicher Sanktion geworden ist. Anders der Glaube an außerordentliche Wirksamkeit (*Mana* u. dgl.). Hierbei handelt es sich nicht primär um ein Verhalten, sondern um Ansichten über transzendente Kräfte. Erst von diesen Ansichten wird eine Betätigung oder ein Verhalten abgeleitet. Deshalb spielt auch die Anwendung solcher besonderen Wirkungskräfte, sofern man sich ihrer bemächtigen kann, im Bereiche der zauberischen Handlungen eine große Rolle. — Ausführliches s. unter Fluch A, Gottesurteil, *Mana* B, Meidung.

Aus der in den Dingen liegenden Wirkungskraft ergibt sich die Vorstellung von eigentümlichen Gesetzmäßigkeiten, die im Wesen der Dinge und Abläufe begründet sind, und die man daher für zauberisches Tun verwenden kann. Bemerkenswert ist, wie die Geister und Götter als diesen Auswirkungen unterworfen aufgefaßt werden, als dem Zwang transzendenter Naturbedingungen untertan. Allerdings ist diese Auffassung anders als unsere von modernen Naturgesetzen. Vielfach erscheint sie gestaffelt, und im Wettbewerb der Wirkungen und zauberischen Verrichtungen kommt es auf die überlegene und stärkere der mystischen Kräfte und Gesetzmäßigkeiten,

der Zauber und Gegenzauber an (s. a. § 11, 12; vgl. a. Engel *Die Schicksalsidee im Altertum* Veröff. d. Indogerm. Sem. d. Univ. Erlangen Band 2 [1926] und DLZ 1927 Heft 14).

§ 10. Diese Denkart findet in besonders charakteristischer Weise Anwendung in solchen zauberischen Verfahren, bei denen man die transzendenten Kräfte, die Geister, in einer von uns naiv empfundenen Weise zu betrügen, zu übervorteilen oder sonst irgendwie zu täuschen sucht (s. a. Idol A 1, Kind). Allerdings ist auch diese Täuschung oft nur eine rationalistische Erklärung des betreffenden Volkes, um sein eigenes Verhalten zu deuten, dessen instinktiven Ablauf sie nicht anders zu erklären vermögen. Sterben in einem Sippenlager der Bergdama Südwestafrikas mehrere Personen hintereinander, so sagt man, der Erstverstorbene hat sich seine Verwandten oder Freunde nach dem Jenseits geholt, um ihm dort Gesellschaft oder Dienste zu leisten. Die Furcht der Überlebenden läßt es aber geraten erscheinen, gegen solches selbstsüchtige Vorgehen der Verstorbenen sich zu schützen. Man verlegt darum das Lager, und zwar zu dem Zweck, damit der nach Gesellschaft suchende Geist den Weg nicht mehr findet und die Zurückgebliebenen in Ruhe läßt. Hat man eine feste Hütte errichtet, die man nicht gern preisgibt, so trifft man schon bei Lebzeiten des voraussichtlich dem Tode Verfallenen dadurch Vorsorge, daß man den Erkrankten hinaus trägt und ihn in einer kleinen Hütte aus Zweigen sterben läßt. Wenn sein Geist hernach in diese Hütte zurückkehrt, bleibt die feste Wohnung der Verwandten verschont, denn diese findet er nicht mehr (Vedder S. 102). Er vermag also augenscheinlich nur nach dem Sterbeplatz selbst zurückzukehren.

§ 11. Die Anwendung der vermeintlichen Kräfte findet zum Guten und Bösen, vor allem unter den Menschen, statt. Nur ein Beispiel:

Die Künste des Schadenzaubers beziehen sich bei den Trobriandern der Südsee hauptsächlich darauf, durch Sprüche und allerlei Praktiken dem Opfer Krankheit oder Tod zuzuführen. Nützen die ersten Sprüche noch nicht, oder verursachen sie nur leichte Erkrankung, so wird mit stärkeren Mitteln

operiert. Der Zauberer sucht z. B. durch ein Loch in der Wand ein Bündel Kräuter von tödlicher Kraft an einem langen Stock in die Hütte zu stecken, in der der Kranke liegt, und es dort ins Feuer zu werfen. Die Däfte der verbrannten Blätter werden vom Opfer eingeatmet. Erfährt man von einem solchen Zauber, so sucht man diesem wieder durch Gegenzauber zu begegnen. Man wendet sich zu diesem Zweck an einen anderen Zauberer, der nun seine Dienste zur Verfügung stellt, Gegensprüche murmelt und sonst unternimmt, was zur Verteidigung seines Patienten nötig ist. Unterdessen bedient sich der angreifende Zauberer aber vielleicht des Verfahrens mit dem „spitzen Knochen“. In einem dichten Gebüsch des Waldes wird Kokosnußöl in einem kleinen Topf gekocht, die Blätter von Kräutern läßt man sich darin vollsaugen und wickelt mit diesen dann einen Stachel des Stachelschweins ein oder einen ähnlichen spitzen Gegenstand. Darauf wird die tödliche Beschwörung darüber gesprochen. Der Zauberer stiehlt sich hierauf nach dem Dorfe, und wenn er sein Opfer erblickt, verbirgt er sich hinter einem Hause oder hinter einem Strauch und weist auf das Opfer mit dem magischen Dolch, den er in der Luft bewegt, als ob er sein Opfer erdolchen und die Spitze in der Wunde umdrehen würde. Begegnet man diesem Zauber nicht durch einen Gegenzauber, so stirbt der Mann unfehlbar. Jedenfalls ist die Angst vor derartigen Zauberern sehr groß und wird viel schlimmer, wenn einer weiß, daß hinter dem Zauberer die Macht des Häuptlings steht (s. § 3). Ein solches Bewußtsein trägt jedenfalls viel zum Erfolg des Schadenzaubers bei. Andererseits hat ein Häuptling, der angegriffen wird, einen guten Schutz an den mächtigsten Hexenmeistern, die gewöhnlich mit ihm verbündet sind, sowie durch die Autorität, mit der er jedem zu begegnen versteht, der sich gegen ihn verschwört. Auf diese Weise unterstützt die Zauberei die herrschende Gesellschaftsordnung und wird auch durch sie wieder gestützt (Malinowski S. 75f.).

§ 12. Die Beherrschung der besonderen Kräfte wird vor allem den menschlichen Leiden dienstbar gemacht. Unzählig sind

die Verfahren; die gegen Krankheiten in mehr oder minder zauberischer Weise Anwendung finden. Allerdings sind wir manchmal überrascht zu sehen, wie geringe Aufmerksamkeit dem Kranken in niedrigen Kulturen von seinen Angehörigen zugewendet wird. Gerade aber in besser situierten Lebenslagen von Gartenbau- und höheren Hirtenvölkern beginnt ein starkes Tasten nach Hilfsmitteln gegen Krankheit und Übel.

Nur in wichtigeren Fällen wendet man sich bei den Bergdama Südwestafrikas an den Zauberer. Erscheint dieser, so muß zunächst eine Ziege oder ein anderes Tier geschlachtet werden. Das Tier muß entweder in der Hütte des Kranken oder an ihrer Außenseite getötet werden; es erscheint somit als eine Art Sündenbock (s. a. Reinigung D). Wesentlich ist der Ritus der Schlachtung, der darin besteht, daß die Faust des Schlächters durch eine kleine Wunde unter der Herzgrube in den Brustkorb eindringt und das pulsierende Herz herausreißt. Hierauf wird in unmittelbarer Nähe des Kranken ein Feuer (s. d. A) angezündet, das dem Hause der Großfrau entstammt. Bei einem männlichen Patienten dürfen nur die Männer das Fleisch genießen, bei einer weiblichen Person nur die Frauen und die erwachsenen Mädchen. Das Fleisch muß bis auf den letzten Rest verzehrt werden (wegen der Gefahr sonstigen Restezaubers). Der Kranke darf ebenfalls davon erhalten, besonders auch der Zauberer. Von den Knochen müssen einige sorgfältig aufgegeben werden: Kinnlade, Schädelknochen, Genickwirbel, Beckenknochen mit der Kugel des Schenkelknochens; diese werden zusammengebunden auf das Dach der Hütte des Kranken gelegt, wo sie liegen bleiben, bis sie von selbst zur Erde fallen und damit erklärt haben, daß auf fernere Aufbewahrung kein Gewicht zu legen sei usw. Die weitere Krankenbehandlung besteht in Einreiben von Fett, Bestreichen mit einem Büschel Straußenfedern u. dgl. Die Hauptsache bildet jedoch das Ausaugen des Krankheitserregers. Deshalb führen die Zauberer auch den Namen „Aussauger“ = *xoma-aob*. Die Krankheitserreger werden als kleine Tiger, Löwen,

Leoparden usw., also als gefährliche Räubtiere, vorgestellt. Dort, wo nun nach einer magischen Untersuchung der Krankheitsherd mit den Erregern vermutet wird, beugt sich der Zauberer über den Kranken und fängt mit den Lippen an, an der schmerzenden Stelle zu saugen. Unterdessen redet //Gamab mit ihm, aber so, daß nur der Zauberer seine Stimme hört, der die Eingebungen und Ratschläge mit einem lauten *ā—ā!* = ja, ja beantwortet. Bleibt indessen seine Bemühung, den Krankheitserreger herauszuzaugen, längere Zeit erfolglos, so macht er eine Pause, um //Gamab Vorwürfe zu machen: „Warum hilfst du mir nicht? Du hast mich doch zum Zauberer berufen, und nur deswegen zaubere ich ja!“ Ist endlich der Krankheitserreger mit den Lippen erfaßt und herausgesogen, so hebt er eine Schildkrötenschale schnell zum Munde, schützt mit der anderen Hand ihren äußeren Rand und befördert den Krankheitserreger in die Schale, die er sofort mit der flachen Hand bedeckt, damit das schädliche Tier nicht dem unvorsichtigen Zauberer entspringt, was großes Unglück über das Sippenlager bringen würde. Eine glühende Kohle, schnell in die verdeckt gehaltene Schale gelegt, tötet den Schädling augenblicklich. Darauf hebt der Zauberer die Schale mit ausgestreckten Armen gegen den Himmel, worauf die //gamagu in Empfang nehmen, was von ihnen stammt. Wenn der Zauberer die Arme zurückzieht und die Schale den umhersitzenden Beobachtern herumreicht, ist sie bereits entleert. Nur wenn ein Stein, Dorn, Messer oder sonst ein lebloser Gegenstand die Krankheitsursache darstellt, pflegt der Zauberer den Anwesenden das Objekt zu zeigen, um es dann mit einer werfenden Handbewegung den //gamagu zurückzugeben. Einem an Schwarzwasserfieber darniederliegenden Manne entfernte ein Zauberer durch Saugen an der Magengegend ein Stück Kalbfleisch. Hier zeigt sich, wie der Zauber gelegentlich von schwindelhaften Machenschaften durchzogen ist.

Doch wäre es ein Irrtum, den Zauber einfach als Schwindel abzutun. Dagegen spricht schon alles, was mit der „Berufung“ zum Zauber zusammenhängt (s. § 3). Es kann vorkommen, daß dem Zauberer der

Krankheitserreger, den er an die Oberfläche befördert hat, in dem Augenblick, da er ihn mit den Lippen und Zähnen erfassen will, entschlüpft und ihm in den Leib fährt. In einem solchen Fall muß er sich eines Assistenten bedienen, der nun Prozeduren an dem Zauberer vornimmt, bis dieser anfängt aufzustoßen, um die Krankheit durch Erbrechen von sich zu geben. Gelingt es dem Assistenten nicht, dadurch oder durch Saugen die Krankheit aus dem Zauberer zu entfernen, so wird eine derartige Ansteckung als Gottesurteil (s. d.) gedeutet; man sagt, //Gamab hat ihn an weiterer Tätigkeit gehindert; denn nach //Gamabs Willen sollte der Kranke sterben, aber der Zauberer hat ihn dem Tode entrissen und muß daher an seiner Statt das Leben lassen (Vedder S. 105ff.).

Neben einem Kranken, Mann oder Frau, unterhält man auf den Andamanen-Inseln stets ein Feuer. Ein beliebtes Mittel der Andamanesen besteht in der Vornahme von Einschnitten auf der Haut. Derjenige Teil des Körpers, den man als Sitz des Schmerzes ansieht, wie im Fall von Kopfwiehe die Stirn oder von Zahnschmerz die Backe, wird mit sehr kleinen Einschnitten versehen, die man auf der Haut eng aneinander mit einem scharfen Stein oder heute mit Glas vornimmt. Diese Einschnitte sind tief genug, um ein wenig Blut durchsickern zu lassen, führen aber nicht zum Vergießen von erheblichen Blutmengen. Die Operation wird durch Frauen vorgenommen (Brown S. 184f.).

Auch bei den sibirischen Völkern erscheint die Krankheit als ein lebendes Wesen, das vom Menschen Besitz ergreift. So sagen die Golde, Bauchschmerzen würden durch den Irbis- oder den Tigerdämon verursacht, die durch Bewegungen ihres geschwollenen Schwanz-Endes schmerzvolle Leiden hervorriefen. Die Tschuktschen nennen den Krankheitserzeuger „Mörder“ und die Jakuten „Fresser“. Sieroszewsky erzählt von einem Jakuten, der sich an den Finger gestoßen hatte und nun den Dämon herausjagen wollte, indem er eine heiße Kohle nahm, die kranke Stelle des Fingers daranhielt und auf die Kohle zu pusten anfang. Als sich an der Stelle eine Brandblase bildete

und dann mit leichtem Prasseln platzte, fuhren die neugierigen Umstehenden mit einem Schrei der Überraschung zurück; der Kranke aber sagte selbstbewußt lächelnd: „Habt ihr es gesehen, wie er heraussprang?“ Solche im Innern des Körpers verborgenen Krankheitsdämonen stellt man sich als Menschen, Tiere, Fische, Reptilien oder Monstra der verschiedensten Art vor. Oft werden die Krankheitsdämonen vor der betreffenden Schamanisierung als Fetische aus Holz und anderen Materialien hergestellt (s. a. Idol A 1). Diese Fetischbilder sind die Dämonen selbst. Man bekommt sie durch die Herstellung des Bildes in seine eigene Gewalt (s. a. § 7), man kann sie so leichter bezwingen. Die Verfertigung der Dämonen und Geister als Fetische führte notwendig zu einer größeren Uniformität der einzelnen Gestalten (Tschubinow S. 67f.).

Den Krankheitsdämon suchen auch die sibirischen Heilkünstler durch Abreiben, Aussaugen, Auskratzen, Herausfressen aus dem Körper des Kranken zu bekommen. Der Schamane speit oder atmet ihn zur Tür hinaus, bläst ihn von sich ab u. dgl. Die Schamanen der Samojeden und Jakuten durchstechen auch die Haut des Kranken oder schneiden sie mit einem Messer an, wie das auch in anderen Gegenden der Fall ist, und behandeln sie noch mit anderen Methoden. Die Burjaten schlagen den Dämon mit Wacholderzweigen, also mit Zweigen eines zu „Reinigungszwecken“ (s. Reinigung D) benutzten Gewächses, oder sie verscheuchen ihn mit einem brennenden Holzklötzchen oder endlich dadurch, daß sie große Mengen Tabak in Brand stecken. Einerseits wird der Dämon aus einem Körper in einen anderen übergeführt, entweder in den des Schamanen selbst oder in ein Steinchen, Holzklötzchen, mit dem er den Kranken reibt, kratzt usw. Andererseits jagt man den Dämon einfach aus dem Kranken hinaus, worauf sich dann der Schamane noch bemüht, ihn auch aus der Jurte zu vertreiben. Hierbei bleibt die Möglichkeit offen, daß der Dämon zurückkehrt; dann müssen der Schamanisierung neue Zauberhandlungen angefügt werden (Tschubinow S. 73f.).

Schnelle und heftige Erkrankungen werden auf den Trobriand-Inseln der Südsee

fliegenden Hexen zugeschrieben, epidemische Krankheiten, wie etwa Dysenterie, Gepsenstern aus dem Süden, die unsichtbar durch die Dörfer ziehen, mit ihren Betelkalkkürbissen klappern und mit ihren Keulen oder Stöcken die Opfer schlagen, die sofort erkranken und sterben. Sie können auch die Gestalt von Mann oder Schlange, Krabbe oder Eidechse annehmen, und man kann sie sofort daran erkennen, daß sie nicht davonlaufen und gewöhnlich an ihrer Haut einen Flecken von schillernder Farbe besitzen. Ein solches Tier darf man nicht töten, sondern muß es sorgsam aufheben und als großen Häuptling behandeln (man denke an die Märchengestalt des Froschkönigs), nämlich auf eine hohe Plattform setzen und vor das Tier kostbare Wertstücke, eine polierte Grünsteinklinge oder ein paar Muschelarmringe oder ein kostbares Halsgehänge aus Spondylus-Muscheln, legen (Malinowski 1922 S. 77).

Die Vertreter des eigentlichen ärztlichen Berufes sind bei den Dschagga durchaus erfüllt von dem Glauben an ihre Kraft. Ihre Heilspprüche, mit denen sie die Krankheit zu bannen suchen, sind nicht nur darauf berechnet, das Leben weckende Vertrauen des Leidenden zu erregen, sondern sie sind ebenso sehr der naive Ausdruck ihres Kraftbewußtseins und Selbstgefühls. Feierlich und mit bedächtiger Würde beugt sich der Spruchkundige über den Kranken, streicht mit seinem schwarzen Zauberwedel über das Gesicht und die Brust, und während er ihn 4—mal bespuckt, murmelt er zur Krankheit, die er damit anredet, etwa: „Verwese wie der Schmetterling, der hierhin weht und dahin weht und dort vergeht!“ (Da sich während der heißen Zeit die Schmetterlinge in dichten Scharen am Ufer der Bäche einstellen, bei Beginn der Regenzeit aber wie weggeblasen sind, gilt der Schmetterling als Sinnbild eines plötzlichen, wie durch ein Zauberwort bewirkten Verschwindens.) Ein anderer Arzt richtet seine Beschwörung an die Lebenskraft des Kranken, daß sie bleibe und nicht entweiche, und bedient sich dabei des Bildes: „Der Tontopf eines Narumu-Weibes läßt kein Wasser überlaufen.“ Ein solcher Topf hält nämlich seinen Inhalt fest, und so soll auch das

Leben des Menschen festgehalten werden (Gutmann S. 159).

Für die Südsee: Christian *The Caroline Islands* 1899 S. 326ff.; Collocott *Sickness, Ghosts and Medicine in Tonga* Journ. Polynes. Soc. 32/3 (1923) S. 136; Tregear *The Maori of New-Zealand* Journ. anthr. inst. 19 (1890) S. 9ff.; Keysser *Aus dem Leben der Kaileute in Neuhaus Dtsch.-Neu-Guinea* III (1911) S. 134; Hocart *Medicine and Witchcraft in Eddystone of the Salomons* Journ. anthr. inst. 55 (1925) S. 229. — Für den malaiischen Archipel: Kleiweg de Zwaan; Stresemann *Religiöse Gebräuche auf Seran* Tijdsch. Batav. Genootschap van Kunsten en Wetenschappen 62/2 (1923) S. 355; Wirz 1926 S. 240ff.; Knocker *Notes on the Wild Tribes of the Ulu Plus, Perak (Malay)* Journ. anthr. inst. 39 (1909) S. 142. — Für Südasien: Gilhodes *Maladies et Remèdes chez les Katchins (Birma)* Anthropol. 10/11 (1915/16) S. 24ff. — Für Amerika: Karsten *Beitrag zur Sittengeschichte der Südamerikanischen Indianer* Acta Acad. Aboensis Humaniora I (1920) S. 55ff.; im Thurn *Among the Indians of Guiana* 1883 S. 335. — Für Afrika: Ellis *The Yoruba-Speaking Peoples of the Slave Coast of West Africa* 1894 S. 113; Fülleborn *Das Deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet* 1906 S. 118. — Für das Altertum: Lewin *Zahnerkrankungen und deren Behandlung im alten Ägypten* 1921; Fischer *Die Gynäkologie bei Dioskurides und Plinius* 1927; Sticker *Hippokrates, Der Volkskrankheiten I. und III. Buch* 1923; Hooper *An Ancient Eastern Medicine* Journ. Asiat. Soc. Bengal 73/2 (1904) S. 177; Stern *Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei* 1903. — Allgemein: Seligmann *Der böse Blick I* (1910) S. 6, 21; Lynn Thorndike *A History of Magic and experimental science* 1923; v. Hovorka *Leitmotive u. Elementargedanken in der allgemeinen Heilkunde* MAGW 45 (1915); Rivers *Medicine, Magic and Religion* 1924; Vinchon, Verques, Saintyves, Garson *Les guérisseurs* Revue anthropologique 38 (1928) 1—3 S. 47ff.

§ 13. Bei der Vorbedeutung wird eine Tatsache wie ein Mosaikstein in einem harmonisch abgestimmten Bilde betrachtet. Von da aus spinnen sich Beziehungen zu dem verschiedenen Nebeneinander in dem Komplex, dem diese Tatsache eingeordnet ist. Betrachtet man diese Tatsache als Geschehnis, so wandelt sich das Nebeneinander in ein Nacheinander oder Voreinander. Durch diese Transponierung in die zeitliche Dimension erhalten die Verbindungen mit der Tatsache eine kausale Färbung.

Ausführliches s. unter Gottesurteil, Omen A, Orakel A; s. a. Rätsel.

Gutmann (S. 148ff.) meint von den

Dschagga Ostafrikas, daß ein Abhängigkeitsbewußtsein von rein menschlich bestimmten Mächten und die dadurch herbeigeführte Verkennung aller innerlich bedingten Zusammenhänge, Mißtrauen und Angst vor jeder nur halbwegs ungewöhnlichen Erscheinung des täglichen Lebens den Anlaß dazu bilden, bei Plänen und Fahrten des einzelnen Menschen die ganze ihn umgebende Welt als Mitspielerin aufzufassen und aus ihren Zufälligkeiten durch die erregten Sinne Ermunterung oder Warnung herauszulesen. Darin sieht er das Gebiet des Aberglaubens, dessen stärkster Anreiz früher die nahezu täglich drohende Gefahr räuberischen Einfalls von irgendeinem näher oder ferner wohnenden Volke und daneben die Sorge um das Gelingen des eigenen Anschlags auf den Nachbarstamm zwecks Erbeutung von Weibern und Vieh waren. Sieht er am Morgen ein von den Erdferkeln auf dem Wege gewühltes Loch, so ist ihm das ein Anzeichen, daß von dieser Seite des Weges bald Feinde in das Land kommen werden. Deshalb beobachtet er auch voll ängstlicher Neugier die Wolkenformen. Schmale, lange Wolkenstreifen über den Himmel hin verkünden einen feindlichen Einbruch und heißen darum „Weg der Feinde“. Wenn zwischen festgeballten, schwarzen Wetterwolken in der Mitte oder nahebei eine einzige Öffnung erscheint wie ein Tor, so prophezeit man ein besonders großes Unglück über das Land, einen unglücklichen Krieg. Zeigt sich am Mittag eine große Einzelwolke mitten am Himmel, rund und breit die Landschaft verdunkelnd, so ist sie ein Zeichen der Ahnen, die damit vor feindlichem Überfall warnen wollen. Man achtet darauf, ob sich eine Öffnung, eine „Tür“ darin zeigt. Sie ist das Sinnbild des Entkommens usw.—Ähnliche Wolkendeutungen finden wir bei den Maori Neuseelands.

Um auf etwas hinzuweisen, bedienen sich die Loango-Leute des westlichen Zentralafrikas nicht des Zeigefingers, sondern der ganzen Hand mit gestreckten Fingern. Nur wenn ihnen daran liegt, einen winzigen Gegenstand zwischen anderen zu bezeichnen, tippen sie mit der Spitze des kleinen oder mittleren Fingers mehrmals darauf. Auf eine Person (auch auf den Regenbogen) soll man nicht mit der Hand hinweisen (s. a.

Idol A 1). Im Gespräch deuten sie auf einen Anwesenden, den sie nicht nennen wollen, mit den Augen und leicht rüsselförmig vorgestreckten Lippen hin, indem sie dazu oft den Kopf heben, das Kinn vorschieben; die Augenbrauen hochziehen. Solche und andere Gebärden geschehen so unmerklich, daß man sie leicht übersieht. Einen in der Nähe Befindlichen winkt man heran, indem man seinen Blick fängt und die Lider senkt. Man weist ihn dadurch fort, daß man die Augen starr hält und erweitert, eine Gebärde, wie sie auch bei uns üblich ist (Pechuël-Lösche S. 44).

Das Verhalten oder Gedenken der zu Hause zurückgebliebenen Frauen wird als wesentlich für den Jagd- oder Kriegserfolg der abwesenden Männer, des Gatten oder Bruders, betrachtet. So muß z. B. bei Yukaghiren des nordöstlichen Sibiriens ein bereits geschlechtsreif gewordenes Mädchen während der Abwesenheit ihres Bruders auf der Jagd nicht hochblicken, sondern auf die Erde, aber sie darf dann nicht nach den Fußstapfen ihres Bruders sehen, sie soll auch nicht nach der Jagd fragen oder Berichten über ihren Bruder in bezug auf die Jagd zuhören. Sie darf nachher auch nicht den Kopf oder die Vorderteile des getöteten Wildes genießen, noch auf den Kopf des Tieres blicken. Sollte ein derartiges unverheiratetes Mädchen diese Verbote verletzen, so würden die Teilnehmer der Jagdunternehmung Not an Nahrung leiden (Czaplicka S. 90, nach Jochelson *The Yukaghir and Yukaghirised Tungus* [The Jesup N.-Pacific Exped.] *Memoirs Am. Mus. Nat. Hist.* 13, 1—2 S. 63ff., 77f.).

Wir haben hier also einen der häufigen „Beziehungszauber“ vor uns, die besonders fremdartig anmuten (s. a. Handel F). Die bestehende seelische Anteilnahme wird hier auch auf nicht Seelisches ausgedehnt. Gewisse Handlungen erhalten einen Index von Gefühlswert für den seelischen Partner. Das Verhalten muß im harmonisch abgestimmten Bilde bleiben, auch wenn der andere abwesend ist, und ganz besonders, wenn er sich Gefahren aussetzt. Wird die harmonisch wirkende Verhaltensart verletzt, so stellen sich Folgen ein, die ihrerseits sich aus dem Symbolcharakter der betreffenden Übertretungen ergeben.

§ 14. Gegen das Heer von Zauber- und Fluchmitteln, das täglich und vielgestaltig droht, sucht sich der Dschagga Ostafrikas, so gut er kann, zu schützen. Glaubt er schon die Wirkung eines Zaubers an sich oder seinem Besitz zu spüren, so gilt es, ihn so schnell wie möglich aufzufinden und unschädlich zu machen. Bei den Zauberern kauft man auch allerlei Schutzmittel gegen Zauber, die um Hals oder Armgelenke getragen werden, oder die man in die Kleidung einnäht. Es sind Holzstückchen von bestimmten Bäumen, besondere Kräuter, Wurzeln u. dgl. Glaubt man sich vom bösen Blick getroffen, so beißt man schnell auf ein solches Schutzmittel. Bevor man mit dem Essen beginnt, guckt man auf ein derartiges Holzklötzchen, um vor irgendeinem Speisezauber bewahrt zu bleiben. Auch Klauen von Leoparden und Löwen, Krokodilhaut, Haare aus dem Elefantenschwanz sind gute Hilfsmittel (Gutmann S. 166f.).

Über Schutzmittel s. Fluch A, Gottesurteil, Reinigung D, Segen A.

§ 15. Zur Ableitung gefährlicher Kräfte bedient man sich irgendwelcher Objekte oder Tiere (s. a. § 17, 18), um auf diese Weise den Strom der Gefahr unschädlich zu machen. Überall taucht das Sündenbock-Motiv unter verschiedenen Verkleidungen auf.

Eine sehr verbreitete Art der Ableitung der von Toten (s. Totenkultus A) oder von Geistern ausgehenden Ansprüche besteht im Abschlagen des kleinen Fingers der linken Hand, wohl als Ersatz der Hingabe der ganzen Person.

Ausführliches s. unter Askese, Gelübde A, Idol A 1, Meidung, Moral, Opfer A, Reinigung D.

§ 16. Außer gegen andere Menschen zielt der Z. auf die Beeinflussung von Naturvorgängen ab, die nach unserer Auffassung unbeeinflussbar sind, wie etwa der Mondwechsel, das Wehen von Winden, der Wechsel von Jahreszeiten u. dgl. m. Hier überall glaubt der seine Kräfte überschätzende Mensch eingreifen zu müssen, um das Gleichgewicht und die Ordnung der Natur zu erhalten.

Als Naturnachhilfe sind vielfach auch die Wachstums- und Reifezeremonien zu

betrachten, die das Heranwachsen des Nachwuchses begleiten, angefangen von der Namengebung (s. Kind, Name A) bis zur Jünglingsweihe (s. d.) und Mädchenweihe (s. d.). Die Sexualität und Fruchtbarkeit soll durch menschliche Handlungen bei dem Eintritt der Mannbarkeit (s. d.) verliehen werden. Ganz ähnlich finden wir auch eine Nachhilfe der biologischen Prozesse durch den Menschen in allerlei Bemühungen zur Förderung der Fruchtbarkeit, des Ertrags der Gärten und Felder sowie der Haus- und Herdentiere.

Für die Anlage der Gärten ist bei den Trobriandern der Südsee ein besonderer Gartenmagier tätig. Er bestimmt das Auspflanzen der Schößlinge, und jedes neue Stadium des Pflanzenlebens, das Sprossen, Knospen, Entfalten der Blätter, Aufwachsen, das Ausbreiten von Krone und Laub und das Fruchtbringen, wird von entsprechenden magischen Künsten begleitet. Er überwacht sowohl die Kräfte der Natur wie auch die der Menschen und ihre Arbeit (Malinowski 1922 S. 59).

§ 17. Die Objekte, welche als Sitz besonderer Kraft dem Zauberer als Mittel für seine Betätigung dienen, sind gewöhnlich außerordentlich dauerhafte Substanzen oder sonst mit eigenartigen Qualitäten ausgestattete Gegenstände.

Ungewöhnliche Steine, Erdarten, Pflanzen- und Tierstoffe, Feuer usw. werden als Träger besonderer Kräfte betrachtet (s. § 8 und Idol A 1, Mana B). Häufig geht bei diesen Dingen das, was wir heute etwa therapeutisch gelten lassen, mit dem, was wir als abergläubisch bezeichnen, bunt durcheinander. Der Mensch des engen Lebensraumes probiert und untersucht in seiner Weise alles, was ihm beim Stande seiner Technik dienlich und nützlich zu sein scheint. Die außerordentlichen Eigenschaften eines Stoffes werden vom egozentrischen Standpunkt aus als mystische Wirkungskräfte empfunden. Diese Kräfte sind aber gewöhnlich nicht in feste und streng isolierte Beziehungen gebracht, sondern man sieht nur in einer verschwommenen Weise ihre „verursachenden“ Fähigkeiten unverbunden, „an sich“, wodurch sie mit dem Nimbus einseitiger Wirkungskraft ausgestattet werden.

Zauberische Kraft wohnt nach der Auffassung der Andamanen-Leute in verschiedenen Substanzen, wie z. B. im roten Ocker, oder in weichem, roten Stein, der in den nördlichen Andamanen auch für rote Farbe verwendet wird, in der weißen Tonerde, die man für therapeutische Zwecke sowohl äußerlich wie innerlich gebraucht, insbesondere zum Auflegen auf Wunden, ferner in einer olivenfarbigen Erde, die an gewissen Quellen gefunden wird und als Heilmittel, mit Wasser gemischt, allgemein für alle Arten von Übeln angewendet wird. Außerdem werden verschiedenen Pflanzen, Pflanzenfasern, Hölzern u. dgl. besondere Kräfte zugeschrieben. Dabei handelt es sich nicht allein um wirkliche oder vermutliche Medikamente, sondern auch um Pflanzen mit ungewöhnlichen Eigenschaften: mit hartem Holz oder mit besonders elastischem Holz, die zur Herstellung von Bogen dienen, u. dgl. m. In ähnlicher Weise gelten auch Tiere und tierische Substanzen als Träger besonderer zauberischer Kräfte. So z. B. vorzüglich das Bienenwachs. In einem Fall von Lungenentzündung wurde z. B. schwarzes Bienenwachs erhitzt, bis es weich war, und dann über die Brust des Mannes geschmiert. Man glaubt, daß es die Geister des Waldes fern hält. Wird ein Mann von einer Schlange gebissen, und gelingt es, die Schlange zu töten, so zieht man ihr die Haut ab, deren Innenfläche auf die Wunde gelegt wird, usw. Besondere Bedeutung legt man menschlichen Knochen bei. Sie gelten als Mittel, die Geister zu vertreiben und so der Krankheit vorzubeugen oder sie zu heilen. Knochen von Tieren schnitzt man so, daß sie wie Menschenknochen aussehen, und legt ihnen dann die gleiche magische Wirkungskraft bei. — Von anderen Dingen schreibt man besonders dem Feuer (s. d. A) die Kraft zu, böse Geister der See und des Waldes fernzuhalten (Brown S. 179ff.).

Von vielfacher Beziehung ist die Erde und was darauf wächst, der Rasen, das Gras und die Halme, auch das Heu. In einer großen Zahl von Sagen und Rechtsgebräuchen, von Heilzauber und Schadenzauber leben die verschiedensten Vorstellungen und Gebräuche unseres Mittelalters als Reste in der Volksauffassung vieler

Gegenden bis heute weiter fort (Heckscher S. 105ff.).

Eine Fundgrube von derartigen Tatsachen bei Frazer *Der goldene Zweig* 1928.

Tiere wurden für Zwecke des Wahrsagens im westeuropäischen Mittelalter, besonders in England und auch in Frankreich verwendet. Diese galten als teuflische Hausgeister. Namentlich waren es Hunde, mit denen die Hexen in besonderer Beziehung standen (Murray Nr. 50).

Besonders häufig treten Steine als Träger besonderer Kräfte auf: vgl. dazu

Lewis *The Menhirs of Madagascar* Journ. anthr. inst. 47 (1917) S. 448; Hutton *The Meaning and Method of the Erection of Monoliths by the Naga-Tribes* Journ. anthr. inst. 52 (1922) S. 242; Kees *Die Schlangensteine und ihre Beziehungen zu den Reichsheiligtümern* ÄZ 57 (1922); Curtin und Hewitt *Seneca Fiction, Legends and Myths* Ann. Rep. Bur. Am. Ethnol. 32 (1918); Grinnell *The Medicine Wheel* Amer. Anthr. 24 (1922) S. 299. — Pflanzen: Gutmann *Die Ehrerbietung der Dschagganeger gegen ihre Nutzpflanzen und Haustiere* Arch. f. d. ges. Psych. 48 S. 123; Mukherjee *The Soma Plant* Journ. Asiatic Soc. 1921 S. 241; Haeblerlin *The Idea of Fertilization in the Culture of the Pueblo Indians* Memoirs of the American Anthrop. Association 3, 1 (1916); Stevenson *Ethnobotany of the Zuñi Indians* Ann. Rep. Bur. Am. Ethnol. Smiths. Inst. 30; Kind *Bericht üb. d. Literatur zur antiken Medizin 1911—17* Jahrb. üb. d. Fortsch. d. klass. Altertumswiss. 178, 1 (1919); v. Hovorka und Kronfeld *Vergleichende Volksmedizin* 1908; Darmstaedter *Die Alchemie des Geber* 1922.

§ 18. Von den Bestandteilen des menschlichen Körpers gelten als die Träger des Lebens und der Kraft teils diejenigen, welche beim Tode nicht mehr in Erscheinung treten, also alle Absonderungen, insbesondere das Blut, andererseits Bestandteile von besonderer Dauerhaftigkeit, wie Haare, Nägel, Zähne und der Schädel. Daß besondere Organe, wie das Herz, die Leber u. dgl., als Sitz der Lebenskraft angesehen werden, dürfte erst das Ergebnis späterer Spekulationen sein.

Der Zauberer wendet bei den Bergdama seine Fürsorge auch prophylaktisch dem Gesunden zu. Wenn er erfährt, daß die //gamagu, die gefährlichen Totengeister, einem Menschen nachstellen, so teilt er dies ungesäumt dem Verfolgten mit. Dieser muß nun in ritueller Weise (s. § 12) eine Ziege schlachten oder ein Wild erlegen; das im Herzen des Tieres befindliche Blut

wird mit zerstoßenen Kräutern vermischt, und der Betreffende muß mit dieser Salbe Brust und Oberarme einreiben, bis die Schmutzkruste der Haut sich ablöst und mit ihr vermischt. Die so in der Hand sich zusammenrollenden fetten Schmutzkrusten werden in ein Lämpchen getan, dieses zugebunden und als Amulett um den Hals getragen. Dann stehen die übelwollenden //gamagu von ihrem Vorhaben ab, haben keine Macht mehr über ihn (Vedder S. 109). — Die Schmutzkruste auf der Haut wird somit als Träger von Übeln betrachtet und das Einsalben als Schutz gegen Gefährdung.

Der Heilzauber findet nicht nur für Menschen Anwendung, sondern auch für Tiere. Vermindert sich die kleine Ziegenherde, oder magern die Tiere ab, so wird ein Zauberer gerufen, der das Herzblut einer Ziege nach allen Seiten verspritzt und dadurch die Luft von den //gamagu reinigt. Er selbst bindet sich Galle auf den Kopf, um mißgünstigen Geistern den Zugang zum Lager zu verwehren. Das Fleisch wird gemeinsam von allen Männern am heiligen Feuer verzehrt (Vedder S. 109).

Außerordentlich verbreitet ist der Glaube an die Haare als Kraftträger. Bei den Veddas von Ceylon war eine Haarlocke vom eigenen Kopf oder dem der Schwester ein übliches Geschenk des Bräutigams an die Braut. Der Schwester Pflicht war es, eine Haarlocke dem Bruder zu geben, wenn er es wünschte. Sonst gibt aber ein Mann nicht gern eine Haarlocke, aus Furcht vor Verzauberung (Seligmann 1911 S. 99). — Über das Haaropfer vgl. auch *Anthropos* 20 (1925) 3/4 S. 744 und Wilken *Verspreide Geschriften* III (1912).

Die menschliche Seele stellen sich die Ostjaken als mit dem Haar des Kopfes verknüpft vor, dort wohnt sie. Darum wird von dem besiegten Feind der Skalp abgeschnitten, die Kleidung genommen und das Herz gegessen: erst dann ist der Betreffende als wirklich tot zu betrachten und kann seine Existenz im Jenseits nicht fortsetzen (Donner S. 5; s. a. Kannibalismus, Menschenopfer C).

Als Symbol der Macht oder des Lebens wird bei verschiedenen Völkern das Haar gebraucht. Der Grund liegt offenbar darin,

daß die lange Haltbarkeit des Haares nach dem Tode zu der Auffassung geführt hat, daß das Haar ähnlich wie die Nägel etwas das Leben Überdauerndes darstelle. Daraus leitet sich einerseits die Symbolik des Haares und der Nägel ganz unmittelbar ab, andererseits führt diese Idee ihrer Dauerhaftigkeit auf den Gedanken, durch diese außerordentlich „starrlebigen“ Bestandteile einer Persönlichkeit einen besonders starken Einfluß auf sie ausüben zu können. Diese zauberischen Gedankengänge unterstützen weiterhin diese Symbolik. Dazu kommt auch vielfach noch die Bedeutung, die dem Kopf als Sitz der Lebenskräfte zugeschrieben wird, und die vor allem wohl aus der Erfahrung des Todes eines geköpften Menschen herrührt.

Das lange Haar gilt als Symbol der Überlegenheit und geistigen Macht: die Freien tragen langes Haar bei den Franken. Bei den Babyloniern und Syrern (s. Haartracht C, D) treten die Könige mit langem Haar und langem Bart auf, wie es noch heute die Priester der orthodoxen Kirche tragen. Bei den Helenen wird dem Sklaven das Hauptrasiert, um ihm damit seine Kraft zu nehmen, die in den Haaren sitzt. Schwere Verbrecher werden im Mittelalter mit Abschneiden der Haare bestraft, insbesondere ist das Scheren der Haare die Strafe für Ehebruch in Indien und bei den alten Germanen. Als Zeichen ihrer Unterwerfung versteckt bei den Samojeden die Frau sorgsam ihr Haar, und ebenso ist das Abschneiden der Haare bei den Frauen vieler Naturvölker mit diesem Gedanken verbunden (s. a. Jünglingsweihe, Mädchenweihe, Mana B). — Namentlich geht das Skalpieren aus den geschilderten Vermutungen über die Zusammenhänge von Haar, Kopf und Lebenskraft hervor. — Weiterhin knüpft sich daran die Verehrung der Hörner von Tieren (s. Fluch A, Gelübde A, Idol A 1, Totemismus B), insbesondere auch das Aufsetzen von gehörtem Kopfschmuck, z. B. von Stierköpfen. Hierdurch versucht man, die gewünschten tierischen Kräfte auf sich zu übertragen (Donner S. 7ff., Brunnhofers S. 338f.).

Auch bei den alten Arabern werden Haar und Bart lang getragen; das Scheren von Haar und Bart ist eine entehrende Strafe.

Die Stirnlocke ist das Zeichen des Freien, sie wird dem Kriegsgefangenen abgeschnitten; der Sklave hat seine Glatze über der Stirn. Die Schläfenlocken, die bis auf die Brust herabfallen, sind das charakteristische Merkmal des Jünglings; sie werden oft zur Altersbestimmung in diesem Sinne benutzt. Ältere Männer verzichten auf diesen Schmuck, doch kommen Ausnahmen vor. Es ist indessen möglich, daß die Schläfenlocken ursprünglich in einer besonderen Zeremonie gestutzt wurden, und zwar bei Eintritt der Mannbarkeit (s. a. Jünglingsweihe, Mana B). Dieses Abschneiden der Schläfenlocken bei Eintritt in das Mannesalter war ohne Zweifel ein Opferakt (s. Opfer A). Zu dem Opfer gehörte das Scheren der Haare, insbesondere beim Gelübde (s. d. A; wahrscheinlich leitet sich daher zunächst das Scheren der Kopfhaare bei den Priestern ab und wurde zu einem Zeichen für einen Mann, der regelmäßig Opfer darbrachte, weiterhin für Gesittetheit, wie im späteren orientalischen und klassischen Altertum). Auch das Abschneiden des Haares für den Toten ist als Opferaufzufassen (s. Totenkultus A). Wer sich für den Tod in der Schlacht weihet und gelobt, zu siegen oder zu fallen, schneidet sich vorher das Haar ab, gleichsam um sich selbst das Totenopfer zu bringen. — Der Schleier der Frauen soll vor allem das Haar bedecken. Wenn sie den Schleier abnehmen und das Haar fallen lassen oder auflösen, so gilt das fast ebenso, als wenn sie sich nackt ausziehen. Frauen mit aufgelöstem Haar sehen Männern gleich und werden dafür gehalten (Wellhausen S. 197ff.).

Die Bedeutung, welche für das magische Denken den Absonderungen: dem Urin, Kot, Schweiß, Speichel, Blut, Tränen und Schnupfen, ferner Atem und Ton u. dgl. m. zugeschrieben wird (vgl. Lublinski 1924 S. 154ff.; über das Blut vgl. insbesondere Wiedemann S. 58ff.), ist daraus herzuleiten, daß diese verschiedenen Exkrete es sind, durch die sich der Lebende von dem Toten unterscheidet. Infolgedessen wurden sie als allgemeine „Ursachen“ bzw. Wirkungskräfte des Lebens angesehen. Bald wurde dem einen, bald dem andern in den primitiven Gedankenkonstruktionen eine überragende Bedeutung zugeschrieben.

§ 19. Als Zaubermittel spielt der Tanz bei Jägern eine große Rolle. Gewöhnlich handelt es sich darum, die Bewegungen der gewünschten Jagdtiere sowie den Vorgang der Jagd durch den Tanz vorzubilden. So erzählt z. B. Catlin (S. 127f.) von den Mandan-Indianern des oberen Missouri, daß, als junge Männer des Stammes vergeblich das Land nach einer Büffelherde abgesucht und, zum Lager zurückgekehrt, die traurige Nachricht gemeldet hatten, der Häuptling beschloß, einen großen Büffeltanz zu veranstalten, der so lange fortgesetzt werden sollte, bis die Tiere erschienen. Unter Umständen konnte so ein Tanz ohne Unterbrechung drei Wochen lang Tag und Nacht dauern. Waren die einen Tänzer ermüdet, so wurden sie durch andere abgelöst. Die Tänzer, die von allen Seiten zusammengeholt wurden, waren in Büffelfelle mit Büffelschädeln und -Hörnern verkleidet und trugen Pfeil, Bogen und Speer. Die Trommeln wurden geschlagen, die Rasseln geschüttelt, der Tanz war von beständigem Singen begleitet. Dabei wurden die Bewegungen der Büffel nachgeahmt. So hoffte man, den großen Geist, der den Lauf der Herden lenkt, in einem den Jägern günstigen Sinn zu beeinflussen. Wachen in Büffelkleidung waren ausgestellt, um das Herannahen der ersehnten Herden zu melden. Ermüdete einer der Tänzer, hielt er inne und beugte sich unter der Last seiner Ausrüstung, so spannte wohl einer der Zuschauer seinen Bogen und tat so, als ob er auf den ermüdeten Tänzer schösse, der dann zu Boden fiel und den Totenkampf eines Büffels nachahmte. Darauf stürzten sich andere mit Messern auf ihn und mimten die Bewegungen des Abhäutens eines Büffels nach; schließlich trugen sie ihn fort (vgl. Hambly S. 213f.).

Ähnliche Tänze werden bei den verschiedensten anderen Stämmen und Völkern abgehalten, wie bei den Tschuktschen Sibiriens, den Buschmännern der Kalahari, den Veddas von Ceylon, Australiern usw. (Hambly S. 219ff.). Allerdings sind die derartigen Tiermimiken zugrunde liegenden Gedankengänge und Vorstellungen keineswegs immer gleich. Doch handelt es sich

im wesentlichen darum, den Jagdertrag zu mehren.

Den Ertrag der Felder und Herden sucht man ebenfalls häufig durch Tänze zu mehren. So wird in Kiwai, Neu-Guinea, bei beginnender Pflanzungszeit ein großer Pfeiler mit Bananentrauben, Sagobündeln, Kokosnußgirlanden und zahlreichen Schweinen behängt, die später an die Besucher verteilt werden. Damit hängt auch die Jünglingsweihe (s. d.) zusammen (Beaver S. 180).

Die Hexentänze des Mittelalters sollten übrigens auch Fruchtbarkeit fördern und bei den Springtänzen die Halme so hoch sprießen, als der Sprung gelang usw. (Ham-bly S. 207).

§ 20. Zum Schluß müßte die kritische Einstellung der Menschen geprüft werden, die sich des Zaubers bedienen, namentlich in solchen Fällen, in denen er versagt. Die Antworten, die wir bei einem Mißlingen des Z. erhalten, fallen aber, wie wir gleich sehen werden, derart aus, daß wohl an Personen oder an der Verfahrensart u. dgl. Mängel gefunden werden, jedoch nicht an der Grundlage der Lebensanschauung, des Gedankensystems und Glaubens (s. a. Moral § 5).

Straft bei den Bergdama die Wirklichkeit den Zauberer Lügen, so wird sich niemand unterstehen, seine private Wahrnehmung und Meinung anderen mitzuteilen. Der Zauberer ist außerordentlich hellhörig und kann auf meilenweite Entfernung hin vernehmen, was Nachtteiliges über ihn gesagt wird. Auch was man im Flüsterton von ihm sagt, weiß er. Seine Rache ist allgemein gefürchtet, denn er hat es nicht nur in der Hand, Kranken, Gefährdeten und Unglücklichen seine Hilfe zu versagen, sondern er kennt auch Mittel, den ihm feindlich Gesinnten unschädlich zu machen. Außer männlichen kennt man übrigens auch weibliche Zauberer, über deren Rache ein Fall von Vedder berichtet wird (Vedder S. 110, vgl. a. ebd. S. 104, 109).

Das Versagen der Zaubersprüche wird bei den Trobriandern der Südsee auf inkorrekte oder unwirksame Handlungen, gebrochene Meidungen (Tabus), schlecht ausgesprochene Worte oder Formeln u. dgl. zurückgeführt. Andererseits behauptete ein

Zauberer auch gern, daß er an Krankheit u. dgl. schuld sei, um dadurch sein Ansehen zu erhöhen (Malinowski 1922 S. 76).

Folgendes Ereignis, das Radin (S. 29f.) erlebte, ist bemerkenswert. Ein Indianer seiner Bekanntschaft erzählte von einer Segnung (s. a. Segen A) durch gewisse Götter. Damit wollte er den Anspruch erheben, einen jungen Vetter, der krank war, heilen zu können (s. § 9, 12). Er wurde reichlich bewirtet, ging dann weg und vergaß den ganzen Zwischenfall. Einige Monate nachher begegnete er seiner Tante, die ihm für alles dankte, was er getan hatte. Dabei wurde festgestellt, daß seine erlogene Behauptung ihren Zweck erfüllt habe. Als er davon zu Radin sprach, meinte er: „Als ich dieses hörte, war ich überrascht und nicht sicher, ob ich gesegnet worden war oder nicht!“ Aus diesem und einem nicht unähnlichen anderen Fall leitet Radin (S. 30) die Auffassung ab, daß im primitiven Denken nicht die Ursache mit der Wirkung verbunden wird, sondern die Ursachen als solche und die Wirkungen für sich festgestellt werden; auch der Mediziner und der Denker arbeiten mit derartigen „Ursachen an sich“, nur manchmal auch mit einem Ursache- und Wirkungsverhältnis, während der Durchschnittsmensch sich mit einfachen Wirkungen begnügt.

S. a. Askese, Brüderschaft (Künstlerische), Eid A, Fasten, Feuer A, Fluch A, Geheime Gesellschaft, Gottesurteil, Handschlag, Idol A 1, Jünglingsweihe § 2, Kannibalismus, Kind, Mana B, Mannbarkeit, Männerkindbett, Meidung, Menschenopfer C, Moral § 15; Nahrung A 1, Omen A, Opfer A, Orakel A, Rätsel, Rausch, Reinigung D, Primitive Kultur, Primitives Denken, Segen A, Sklave A, Totenkultus A.

Allier *Le Non-Civilisé et Nous, différence irréductible ou identité foncière* 1927; Anker-mann *Die Religion der Naturvölker* (in *Lehrbuch der Religionsgeschichte*, hg. v. Bertholet) 1925; ders. *Totenkult und Seelenglaube bei afrikanischen Völkern* ZfEthn. 50 (1918); Arbmänn *Untersuchungen zur primitiven Seelenvorstellung, mit besonderer Rücksicht auf Indien* *Le Monde oriental* 20/21 (1926/27); Baudesson *Indo-China and its Primitives*

Peoples 1925; Beaver *Unexplored New-Guinea* 1920; Bertholet *Das Wesen der Magie* Nachrichten der Ges. d. Wiss. zu Göttingen 1926; Best *Spiritual and Mental Concepts of the Maori* Dominion Museum Monography Nr. 2 (1918); Beth *Religion und Magie bei den Naturvölkern*² 1926; Bollig *Die Bewohner der Truk-Inseln. Rlg., Leben u. kurze Gramm. eines Mikronesienvolkes* Anthrop.-Bibl. 3/1 (1927); Brown *The Andaman Islanders* 1922; Brunnhofer *Arische Urzeit* 1910; Carruthers *Unknown Mongolia* 1913; Catlin *Manners, Customs and Ceremonies of the North American Indians* 1886; Cureau *Savage Man in Central Africa, a Study of Primitive Races in the French Congo* 1915; Czaplicka *Aboriginal Siberia* 1914; Diepgen *Geschichte der Medizin. I. Altertum* 1923; Donner *Ornements de la tête et de la chevelure; quelques mots sur leur signification* Journ. Soc. Finno-Ougr. 37 (1920); Durkheim *Les formes élémentaires de la vie religieuse* 1912; Eliasberg *Die Veranschaulichung in der Hilfsschule* Ztschr. f. experiment. Pädagogik 1926; Findeisen *Zur Kenntnis der religiösen Gebräuche bei den Sarten, Beltiren und Jakuten* ZfEthn. 1925; Firth *The Maori Carver* Journ. Polynesian Soc. 34 (1925); Frachtenberg *Eschatology of the Quileute Indians* Amer. Anthr. 22/4 (1920); Frazer *The Golden Bough* 1922; Grimm *Deutsche Mythologie* 1865; Grinnell *A Buffalo Sweatlodge* Amer. Anthr. 21/4 (1919); Gutmann *Dichten und Denken der Dschagga-Neger* 1909; Hambly *Tribal Dancing and Social Development* 1926; Hauer *Die Religionen, ihr Werden, ihr Sinn, ihre Wahrheit. I. Das religiöse Erlebnis auf den unteren Stufen* 1923; Heckscher *Rasenzauber Volk und Rasse* 3/2 (1928); Journ. anthr. inst. 16 (1887) Howitt; Hubert und Mauss *Esquisse d'une théorie générale de la magie* Année Sociologique 7 (1902); Jostes *Sonnenwende, Forschungen zur germanischen Religions- und Sagen Geschichte* 1926; Kafka *Verstehende Psychologie und Psychologie des Verstehens* Arch. f. d. ges. Psych. 65/1-2 (1928); Katō *A Study of Shinto, the Religion of the Japanese Nation* 1926; Lehmann *Aberglaube und Zauberei* 3. Aufl., bes. v. D. Petersen 1925; Leuba *How Magic is to be differentiated from Religion* Journ. Relig. Psychol. 6 (1913); Lowie *Primitive Religion* 1924; Lublinski *Eine mythische Urschicht vor dem Mythos* ArchfRW 22 (1924); dies. *Der Medizinmann bei den Naturvölkern Südamerikas* ZfEthn. 1920/21; Lucretius hg. v. Diels *De rerum natura* 1924; Malinowski *The Argonauts of the Western Pacific* 1922; Mannhardt *Mythologische Forschungen* 1884; ders. *Die deutschen Wald- und Feldkulte* 1883; Marett *The Threshold of Religion* 1924; Meinhof *Die Religionen der Afrikaner in ihrem Zusammenhang mit dem Wirtschaftsleben* Institut. für Sammenlignende Kulturforskning 1926; Murray *Divination by witches and familiars* Man 18 Nr. 50 (1918); Nieuwenhuis *Der primitive Mensch und seine Umwelt* Z. f. Völker-

psych. u. Sociologie 1/2 (1925/26); Nioradze *Der Schamanismus bei den sibirischen Völkern* 1925; Parsons *Increase by Magic* Amer. Anthr. 21/3 (1919); Pechuël-Löschke *Volkskunde von Loango* 1907; Peckel *Religion und Zauberei auf dem mittleren Neu-Mecklenburg* Anthrop.-Bibl. 1/3 (1910); Puckett *Folk-beliefs of the Southern Negroes* 1926; Radin *Primitive Man as Philosopher* 1927; Samter *Allrömischer Regenzauber* ArchfRW 21 (1922); Schapera *Customs relating to Twins in South Africa* Journ. Afric. Soc. 1927; Seligmann *The Veddas* 1911; Stasiak *Le Çataka (étude comparative)* Rocznik Orientalistyczny 2 (1925); Sternberg *Divine Election in Primitive Religion* 21. Kongreß der Amerikanisten 1924; Thilenius *Zum Problem des Animalismus* Festschrift für Meinhof 1927; Thurnwald *Die Lüge in der primitiven Kultur in „Die Lüge“* 1927; Tremearne *Hausa Superstitions and Customs* 1913; Tschubinow *Beiträge zum psychologischen Verständnis des sibirischen Zaubers* 1914; Vedder *Die Bergdama* 1923; Vierkandt *Die Anfänge der Religion und Zauberei* Globus 92 (1907); Walker *The Sun Dance of the Oglala Division of the Dakota* Anthrop. Papers Am. Mus. Nat. Hist. 16, 2 (1919); Warneck *Die Religion der Batak* 1909; Wellhausen *Reste arabischen Heidentums* 1897; Westermann *Die Kpelle* 1921; Wiedemann *Der Blutglaube im alten Ägypten* ArchfRW 22 (1924); Wirz *Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea II* (1925); ders. *Die Krankenbehandlung bei den Dajak des Siang-Landes* Tijdschrift voor Indische Taal-Land-en Volkenkunde 66, 1-2 (1926); de Zwaan *Opvattingen der Inlanders in onze oost omtrent de schadelijke invloeden der geesten van onvoldragen en van doodgeborenen voldragen Kinderen* Nederl. Aardrijksk. Genootschap 2. Ser. 45, 1 (1928). Thurnwald

B. Ägypten.

§ 1. Religiöse Bedeutung. — § 2. Form und Zweck. — § 3. Zauberer und ihre Texte. — § 4. Der Gott „Zauber“. — § 5-6. Zaubermittel.

§ 1. Die offizielle Religion (s. d. C) der äg. Tempel hat sich im wesentlichen an die mythologischen Vorstellungen gehalten und ein priesterliches Dogma geschaffen, in dem für den Volksglauben nicht viel Raum übrig blieb. Aber gelegentlich tritt auch in der älteren Zeit einmal in der priesterlichen Religion zutage, daß der naive Gläubige sich religiöse Vorgänge nicht ohne Zauber denken kann. Formeln, Beschwörungen und Anrufungen, oft sogar mit Drohungen verbunden, durchsetzen die alten Totentexte, in denen besonders stark volkstümliche Vorstellungen wiedergegeben sind. Man hat die Anbringung von Bildern aus dem täglichen Leben in den Gräbern des AR dadurch erklären wollen, daß man den Toten

sie durch eine Zauberformel zu wirklichem Leben und zur Arbeit für sich (den Toten) anbringen ließ. Man ist mit den Folgerungen aus dieser Auffassung wohl zu weit gegangen, aber daß Zauberkräfte dabei im Spiele sind, wenn die dem Toten mitgegebenen Figuren der Bauern und des Gesindes für ihn arbeiten, erscheint zweifellos. Deutlich ausgesprochen sind in den Pyramiden-Texten (aufgeschrieben Dyn. 5—6) Zauberformeln gegen Schlangen, die im Leben angewendet und deshalb dem Toten mitgegeben sind. Amulette (s. d. B) mit Zauberkräften sind den Ägyptern seit der Urzeit vertraut.

§ 2. Dieselbe Form der Beschwörung wie bei dem alten Schlangenzauber wird durch die ganze äg. Geschichte angewendet, wenn man gefährliche Tiere oder böse Geister abwehren will. Im allg. sind die Formeln auf bestimmte Fälle zugeschnitten. Man sucht Krankheiten zu verjagen, indem man sie vor den einzelnen Körperteilen warnt, auf denen sie sich niederlassen könnten. Als Krankheits-Dämonen kommen zuweilen die Geister der Toten ins Haus, denen der Zauberer androht, er würde ihnen die Gräber zerstören und die Opfergaben wegnehmen. Zu einem Zauberschutz griff man bei Gewitter, indem man den Apophisdrachen durch ein Lied vom Siege des Sonnengottes einschüchterte. Raubtieren, Schlangen und Skorpionen entgeht man durch Zauberformeln, in denen von den Göttern die Rede ist, die diese Tiere bezwungen haben. Gegen Löwen und Krokodile schützt eine Anrufung des Thot, der einst den Horus vor ihnen bewahrt hat. Auch die heiligen Katzen wollte man gegen den Stich der Skorpione sichern; eine Bemerkung in der Überschrift des Spruches gibt die Anwendung für diesen Zweck.

In den Zauberformeln spricht sich oft ein so enges persönliches Verhältnis zwischen dem Gläubigen und der übersinnlichen Welt aus, wie es uns nur selten in volkstümlichen Texten überliefert ist. Absicht der Zaubersprüche, die für Anwendung im täglichen Leben bestimmt sind, ist die Einwirkung auf die Kraft und das Leben derjenigen, gegen die sie gerichtet waren. Liebeszauber sind für die pharaonische Zeit bisher noch nicht nachgewiesen.

Einige Zauberbücher sollen Kraft und

Stärke gegen die Feinde verleihen und Entsetzen verbreiten. Ein solcher Z. wird, wenigstens in späterer Zeit, an jedem Morgen über dem König vollzogen, um ihn gegen seine Feinde zu schützen. Auch die Götter besitzen ihre persönliche Zauberkräfte, die bei dem einen stärker, bei dem anderen schwächer ist; die Zauberkräfte des Thot ist wirkungsvoller als die anderer Götter. Die göttliche Zauberkräfte kann gestärkt werden sogar durch Menschen, wenn diese bestimmte Sprüche rezitieren. Die Gewalt des Sonnengottes ist an seinen geheimen Namen gebunden, und der Gegner erlangt durch Kenntnis desselben die Macht des Trägers, sogar gegen diesen selbst. In den Pyramidentexten verschlingt der neue Götterkönig die Zauber- und Lichtgeister seiner Gegner, um sich ihrer zu bemächtigen. Der Gewitterdrache Apophis besitzt eine Seele, einen Geist, einen Z., einen Leib und einen Schatten. Sie alle können ihm von den Helfern des Sonnengottes geraubt werden. Schon in den älteren Totentexten sind Sprüche vorhanden, die dem Verstorbenen seine Zauberkräfte sichern und erhalten sollen. Wenn seine Knochen und Glieder zusammengesetzt werden, wird ihm auch seine Zauberkräfte angefügt, die ihm dann nicht wieder geraubt werden darf.

§ 3. Mit Zauberkräfte besonders stark begabte Menschen sind im Volke überall zu finden gewesen. Der gewöhnliche Zauberer wird sich an den Volksglauben gewendet haben, der wenig dogmatische und keinerlei mythologische Voraussetzungen macht. Er hat aus seiner Kenntnis der Zaubermittel heraus die Wege gefunden, um sich Ansehen zu verschaffen. Wenn geschulte Priester die Tätigkeit eines Zauberers übernahmen, erhielt Vorgang und Inhalt der Beschwörung eine andere Form. Der Cherheb, der Gelehrte unter den Priestern, wußte Göttersagen, hochtönende und geheimnisvolle Beiwörter der Götter, mystische und vieldeutige Formeln und den übrigen aus den „Gottesbüchern“ der Tempel-Archive genommenen Apparat geschickt in die Anwendung seiner Zauberei hineinzuarbeiten. Es handelte sich durchaus nicht um eine schwarze Kunst, die nur außerhalb der Tempel und im Verborgenen betrieben werden durfte, sondern Texte und An-

wendung waren völlig legitim. Sie waren in den Tempeln zu finden, wurden um des Pharaos willen rezitiert und schließlich in seinem Grabe wie in denen seiner Untertanen an den Wänden angebracht, um ihnen auch im Jenseits zu dienen.

Handschriften, die Zaubertexte überlieferten, entstammen nachweislich zum Teil den Tempelschulen, dem „Lebenshaus“, und wurden in königlichen Schriftsammlungen aufbewahrt. Für ihre Gleichwertigkeit mit Texten der Religion, Medizin, Technik und Lebensweisheit spricht, daß sie ebenso wie jene von Göttern verfaßt sein wollen. Ein Zauberbuch hat der Erdgott verfaßt, ein anderes der weise Thot. Ebenso tritt Amenophis, Sohn des Hapu, als gelehrter Erfinder von Zaubersprüchen auf. Andere sind in einem Grabe der heiligen Stiere gefunden worden. Die Texte selbst sind von verschiedenster Art, je nach der Quelle, aus der sie stammen. Die einen, die in den Kreis des niederen Volkes gehören, sind formelhafte Litaneien mit Anspielungen auf die Götterwelt ohne viel inneren Sinn. Andere sind von Kennern der religiösen Literatur zurechtgemacht aus alten Totentexten, Götterhymnen und mythologischen Erzählungen. Ein Redaktor hat aus einem berühmten Liede an die Himmelsgöttin einen Geburtszauber gemacht, indem er ihren Namen durch den der Geburtsgöttin ersetzte. Eine der interessantesten Erzählungen aus den Göttersagen ist uns nur dadurch erhalten, daß in ihr von Schlangen die Rede ist und sie deshalb durch einen kurzen Zusatz zu einem Schutzzauber gegen Schlangen umgestaltet wurde. Einige Sprüche, die wahrscheinlich durchaus volkstümlich sind, ziehen gern geheimnisvolle und oft sinnlose Worte heran, dabei auch Brocken aus fremden Sprachen, besonders aus dem Sem., Libyschen und Nubischen. Dieser Zug ist neben vielen anderen aus pharaonischer Zeit bis in die Zauberei der christlichen Zeit Ä. erhalten (Recueil d'études égyptol. à Champollion 1922 Crum).

§ 4. Den letzten Beweis dafür, daß die Zauberei der Religion durchaus gleichwertig und nur als ein Teil ihrer Äußerungen anzusehen ist, gibt das Vorhandensein eines Gottes „Zauber“, der die Verkörperung der Zauberkraft darstellt. Er erscheint neben

den großen alten Göttern wie Re; Sachmet und Thot; er wird neben der großen Götterneunheit von Heliopolis (s. d.) genannt und heißt „Zauber, Ka des Re“. Re sagt einmal zu dem Erdgott Geb: Der Gott Zauber ist bei dir und schützt dich gegen Zaubersprüche deiner Gegner. In Totentexten wird dem Verstorbenen die Möglichkeit gegeben, sich in den Gott „Zauber“ verwandeln zu können; der Tote gibt sich als Gott „Zauber“ aus, der voller Zauberformeln sei.

Erman *Religion* 1909 S. 167; Gardiner *Magic in Hastings Encyclopaedia of Religion and Ethics*; Wiedemann *Magie und Zauberei im alten Ägypten* AO 6, 4.

§ 5. Die Mittel, deren der äg. Zauberer sich bediente, waren im wesentlichen die gleichen, ob es sich um einen Mann aus dem Volke oder um einen gelehrten Priester handelte. Die von ihm vorzunehmenden Handlungen sind vorgeschrieben in den Anweisungen, die jedem Zaubertext beigegeben werden. Dort werden Räucherungen bestimmter Art genannt, auszuführen in einem mystischen Kreise, der genau herzurichten ist. Die Abwicklung des Verfahrens ist ebenso kompliziert wie das Ritual eines Gottesdienstes, und alle Einzelheiten müssen mit peinlicher Sorgfalt innegehalten werden, denn davon hängt die Wirkung der ganzen Handlung ab. Die Anweisungen schreiben zuweilen die Anfertigung von Papyrusblättern vor, auf die in der und der Weise ein Götterbild oder Figuren von dämonischen Mischwesen des Volksglaubens zu zeichnen sind. Bei Schadenzaubern wird eine Figur des zu vernichtenden Feindes, meist aus Wachs, angefertigt, mit seinem Namen, vielleicht auch einer Verwünschung beschrieben und im Feuer verbrannt. Papyrusblätter mit Formeln und heiligen Bildern sollen zerstampft gegessen werden. Amulette (s. d. B) mit heilkräftigen Darstellungen, Abwehrbildern von Göttern und Tieren, oder auch nur eine Schnur mit mystischen Knoten werden um den Hals getragen und sollen den Träger gegen Gefahren schützen. Das Bild eines Gottes wurde, wie uns in einem großen Denkstein berichtet ist, vor eine wahnsinnige Prinzessin gebracht, nachdem ihm ein besonderer Schutzzauber verliehen war, und dadurch konnte er die Kranke heilen.

§ 6. Die von dem Zauberer zu sprechenden Worte sind nach Herkunft und Inhalt verschiedener Art. Ihre Wirkung beruhte freilich darauf, daß man sie in der richtigen Weise rezitierte. Einen Teil von ihnen können wir uns wohl undeutlich gemurmelt denken, einen anderen aber ebenso feierlich gesungen wie die Hymnen im Gottesdienst. Formeln werden gern wiederholt, oft viermal, wie die ausdrücklichen Zusätze in den Texten angeben, oft noch häufiger. In den Texten identifiziert sich der sprechende Zauberer gern mit Göttern. Er ruft diese nicht nur an, versichert sich ihrer Hilfe und veranlaßt sie auf irgendeine Weise, seinen Absichten zu dienen, sondern der Zauberer spricht oft genug im Namen der großen Götter: Ich bin Re, oder: Ich bin Amon usw. Diese Redeform wird ausführlich ausgebaut, und der Zauberer verschafft sich in der Rolle der betreffenden Götter ihre Macht, wobei die Nennung ihres Namens wesentlich ist. Bei der Rezitation versichert der Zauberer, genau wie der Priester im Gottesdienst, daß er sich in jeder Weise gereinigt habe. Anweisungen betonen ausdrücklich, daß nur ein Zauberer das Ritual und den Text anwenden dürfe, dessen Kopf gereinigt ist o. ä. (s. Reinheit A).

Roeder

C. Palästina-Syrien s. Religion D.
D. Vorderasien s. Mummenschanz, Religion E.

E. Medizin. § 1. Der primitiven Volksanschauung ist alles Übele, Schlimme, Böse, das den Menschen trifft, Zauberei, und was sie bekämpft, der Gegenzauber. Religiöses Wunder und schlimme Zauberei (Goëtie) sind oft nur durch die Stellungnahme dazu verschieden. Der Zauberer, der Magier, der Theurg, der Priester gehen fließend ineinander über. Den „guten“ Geistern naht man sich in der Kulthandlung, im Gottesdienst, den „bösen“ im Zauber, in der schwarzen Magie und ihrer priesterlichen Gegenwirkung, der Beschwörung (s. d. B). Sowohl der Schadenzauber (Verfluchung usw.) wie der Schutz- und Heilzauber treten in den verschiedensten Formen auf und bedienen sich zahlreicher materieller Hilfsmittel.

§ 2. Zauberer und Hexenmeister gibt es bei allen primitiven Völkern, aber auch in allen hohen und höchsten Frühkulturen, namentlich auch in Babylonien und Ägypten.

Man trifft auf sie später nicht etwa nur im „finsternen“ Mittelalter, sondern auch im frühen Hellenentum wie in den „aufgeklärten“ Zeiten des Hellenismus und seiner röm. Um- und Weiterbildungen, in der Blütezeit der röm. Republik wie in den Jahrhunderten des Kaisertums und den Niedergangszeiten, in denen der Z. in Verbindung mit dem Neuplatonismus die allerüppigsten Blüten trieb. Das Amulett (s. d. E) Altbabels findet sich beispielsweise als magischer Heilbehelf bei den ärztlichen Enzyklopädisten des 6. Jh. n. C. in byzantinischer Kultur wieder.

§ 3. Auch bei den nordalpinen Völkern Europas ist Zauberglaube und -brauch fest eingewurzelt gewesen, namentlich im Norden. Bildzauber, Namenzauber, Spruchzauber, Schriftzauber (Runenzauber) und Zauberhandlung sind allenthalben in wechselnder Auslese und Häufigkeit vertreten, um die Ostsee wie an den Ufern des Euphrat und Nil. Weiteres s. Zauberarzt.

K. Beth *Religion und Magie* 1914; F. Lenormant *Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer* 1878; M. Jastrow *Die Religion Babylonien u. Assyriens I* (1905), II (1912); A. Wiedemann *Magie u. Zauberei in allen Ägypten* 1905; J. Burckhardt *Die Zeit Konstantins d. Großen* 1880; E. Stemplinger *Antiker Aberglaube in modern. Ausstrahlung* 1922; Hoops *Reall.* IV 578ff. Mogk. Sudhoff

Zauberarzt. § 1. Im Grunde ist die ganze vorhippokratische Medizin Vorderasiens und Ägyptens Zaubermagie, wenn auch recht erhebliche Anfänge einer schlichten Beobachtungsmagie nebenherlaufen und in die hyperphysischen Medizintexte z. B. ständig mit eingemischt sind, ja gelegentlich textlich auch fast völlig selbständig auftreten. Schälen wir das empirische Material heraus und behandeln es als Vorläufer der griech. medizinischen Wissenschaft gesondert, so dürfen wir dabei niemals ganz aus dem Auge lassen, daß z. B. als die eigentliche (offizielle) babyl. Wissenschaft nicht die für uns vernünftige physikalische und pharmakologische Behandlungsvorschrift zu gelten hat, sondern die theurgische Seite der eigentlichen Priestermedizin (s. d.), die auf einer höheren Stufe des Wissens und Könnens, der wahren und tiefsten Erkenntnis zu stehen glaubt. Zauberarzt ist schon der Medizinmann und ist noch der Priesterarzt der hohen vor-

hellenischen Kulturen. Auch die hellenische Kultur ist von Priestermedizin in allen ihren Per. durchaus nicht völlig frei, wohl aber die medizinische Wissenschaft der Griechen, in die sich nur noch episodisch etwas Zaubermedizinisches einmischt, wie in Erwähnung oder gar Empfehlung von Heil-Amuletten, oder etwas wie Glauben an Asklepios und dessen Eingreifen, selbst bei Galenos, was man je nach Neigung auch Theurgie (s. d.) nennen könnte.

§ 2. Z. ist also der primitive Medizinmann mit seinem Beutelchen voll abergläubischen Krimskrams von Vogelklauen, Tierzähnen, Muschelchen usw. Der Beschwörungspriester an Euphrat und Nil tritt in Wirksamkeit, wenn die Schutzgottheit versagt, über die der Priester ja gleichfalls kultische Macht zu besitzen glaubt. Ist der Mensch einem Krankheitsdämon (s. d.) verfallen, so kommt die Dämonenbekämpfung durch Zauberformeln, durch Zauberriten in Frage, die durch unterstützende Zuhilfenahme von Naturobjekten, wie beispielsweise Kraut und Stein, noch wirksamer gemacht werden. So erscheint der Unterschied zwischen Medizinmann und Zauberpriester hier durchaus nur als ein gradueller. Bei den Ägyptern scheint in der überschaubaren Entwicklungslinie der wenigen auf uns gekommenen Papyri (s. Papyri [Medizinische]) die Zaubermedizin seit dem Beginn des MR allmählich zuzunehmen. Allg. Formeln zur Bekämpfung dämonischer Erkrankungen finden sich in den Texten neben besonders wirkungsvollen für besondere Erkrankungsfälle. Zauberspruch und Zauberhandlung in Ritus und Geste finden ihre Beihilfe in Amulett (Anhänger) und Talisman (Wundt *Völkerpsych.* II 2 S. 199—221; Wiedemann *Die Amulette der alten Äg.* AO II, I [1910]), die in den Frühzeiten Europas und Vorderasiens wie bei den heutigen Naturvölkern allenthalben ein wichtiges Rüstzeug des Zauberspezialisten bilden. S. a. Zauber.

Alfred Lehmann *Aberglaube und Zauberei* 1898; M. Bartels *Die Medizin der Naturvölker* 1893 S. 171—206.

Sudhoff

Zauberer s. Magie A § 3. 4, Religion, Zauber.

Zauberglauben (Paläol.) s. Kunst A, Jagd A § 6, Schmuck A.

Zauberstab. § 1. Der Z. ist ein stockartiger

Gegenstand von bestimmter Länge, dem unter gewissen Umständen eine höhere Kraft zugeschrieben wird, und mit dem ein als zauberkräftig anerkannter Mensch magische Handlungen vornimmt. Beim Entstehen der Idee von einer Zauberkraft wird oft eine künstliche Beschaffenheit (z. B. Stab als menschliche Figur geschnitzt) oder auch eine natürliche vorausgesetzt (z. B. auffallendes Wachstum), in der man die Wirkung höherer Kräfte zu spüren meint. Auch kann die magische Vorstellung einer Bewegung oder Geste entstammen, bei der ein Stab Geleiter oder Stütze der menschlichen Intention ist (de Waele S. 205 ff.). Die Lücken der geschichtlichen Überlieferung (der Z. wird selten erwähnt oder dargestellt, und dann nur in einem Momente der Handlung; de Waele S. 20) können in vielen Fällen mit Hilfe ethnohist. Beispiele gefüllt werden.

§ 2. Aus der Zeit des ausgehenden Paläol. (Magdalénien) stammen stockartige Gegenstände, die aus Rengeweih geschnitzt, durchbohrt und mit Figuren, die von einem frischen Naturempfinden zeugen, verziert sind. Man nennt sie allg. „Kommandostäbe“ (s. d.) oder auch „Schaustäbe“. Vielleicht wird diesen Gegenständen nur ein praktischer Wert beizulegen sein: man hat sie gedeutet als Jagdkeulen (Anderson), als Pfeilstrecker oder als Würdeabzeichen, wobei die Zahl der Löcher den Rang des Besitzers andeuten sollte (Lartet, Broca), als ein Teil des Pferdegeschirres (Pigorini), als eine Art Fibel zum Zusammenhalten der Fellmäntel (Schoetensack) oder einfach als Jagdtrophäen (S. Reinach). Die mit Tierfiguren geschmückten und als Schutzstäbe oder Horoskope gedeuteten ägyptischen Gegenstände scheinen zu den Diluvialstäben eine Analogie zu bieten. Wahrscheinlich hat auch beim Gebrauch eine gewisse Beziehung zu immateriellen Zwecken bestanden (de Waele S. 105), entweder als eine Art den australischen *tjuringa* ähnliche Stäbe (Beth S. 231) oder als echte Fetischstäbe, deren genauer Gebrauch sich jedoch jeder bestimmten Kenntnis entzieht (Reinach S. 232).

§ 3. Aus den Tausenden von Beispielen, die wir in den auf der ganzen Erde verbreiteten magischen Bräuchen vorfinden, genau wie in der Folklore, kann nur eine bescheidene

Auslese gegeben werden. An erster Stelle erscheint die Anschauung, daß der Z. ein Amulett für seinen Träger in allen gefährlichen Lebensumständen ist und dazu ein sicheres Mittel, schwer zu erringende Vorteile zu erwerben. Die in konkreter Weise mit Lebenssubstanz erfüllten und reich dekorierten hohlen Stäbe schirmen die Batta bei Krieg und Krankheit (de Waele S. 103), werden aber auch, wie der Regenstock in Queensland (Beth S. 67) und anderen Gegenden, zweckmäßig bei Dürre verwendet. Die Hindus schlagen mit Stöcken und Keulen die bösen Geister von sich weg (Oldenberg *Rel. d. Vedas* S. 491; Macculloch S. 85, 205). Im alten Mexiko wurde ein Federstab über die Tiere geschleudert, um den bösen Geist, das Fabelwesen Itauki, zu verscheuchen. Magisch zu deuten ist auch der Angriffsstab (*pointing stick*), den die Australneger und die Rothäute in der Richtung des Feindes werfen, um damit im voraus, *in effigie*, den Sieg zu erwirken. Mit eisernen Stöcken, wie in Finnland (Macculloch S. 207; Journ. anthr. inst. 5 [1876] S. 442) und im Kongo-Gebiete (Archf RW 1907 S. 549), treibt man die bösen Geister in die Flucht. Durch seine innere Kraft ist der Stock des reisenden Boten bei austral. Völkern (Reinach S. 234, 6), gerade wie bei den Griechen, seinem Träger ein wunderbarer Schutz (de Waele S. 29ff.): solche Stäbe können deshalb, wie in Mexiko (Globus 1905 S. 383), göttlich verehrt werden. Denn im Stabe wohnt und wirkt eine göttliche Kraft: die Führerstäbe oder Zepter sind denn auch bei jedem primitiven Volke religiöse Gegenstände. Aus den zahlreichen Beispielen (Gerland pass.) könnte man die hohen Häuptlingsstäbe der Marquesas-Inseln, den Rasselstab der Azteken, den Schau- und Erinnerungsstab der austral. Aranda erwähnen (Beth S. 191, 233). Der beim Sonnentanz verehrte Grabstock der Arapaho (Globus 1905 S. 383) und die als Perlenschnüre getragenen Stäbchen bestimmter Stämme (de Waele S. 103, 3) sind die Wohnung der Geister. Nach primitiver Anschauung läßt sich im Schwirrholtz die Stimme des Gottes hören (de Jongh *Ant. Mysterienwesen* S. 228; Beth S. 191). Im hohlen Zauberstabe werden die Sünden der Maori geborgen und auf diese Weise alles

Übel aus dem Volke genommen (ArchfRW 1907 S. 545). Die seit dem späten Mittelalter in Europa verbreitete Wünschelrute scheint, nach dem Bericht des Philostratos, schon im Altertum bei den Brahmanen vorkommen. Auch jetzt noch hat sie eine weite Verbreitung (de Waele S. 44; Man 1902 S. 40, 65). Die Rhabdomantie fand sich schon im Altertum bei vielen Völkern (*RE I A S.* 13ff.; de Waele S. 154); auch jetzt kommt sie noch vielfach vor, z. B. bei Buddhisten und Kelten, in Japan, usw. (*Hastings IV* 787, 788a, 802b). Zu den Zauberstäben könnte man auch rechnen die Gabelstöcke, mit denen bei magischen Verrichtungen die Lappen die Trommel rühren, die Ruten, mit denen die Einwohner Neu-Guineas in den Mysteriennächten (Macculloch S. 207; Anthropos 1914 S. 674; de Waele S. 195) und die Zulus auf Befehl des Medizinmannes (Frazer S. 240) die Erde schlagen. Diese Zeremonie, die man auch bei den bolivischen Guarayos findet (ebd. S. 239), bezweckt das Aufrufen der Geister der Tiefe, insbesondere der Geister der Fruchtbarkeit. So wecken auch beim Erdbeben mit dem Schläge auf der Erde die Tonganer den Gott Maui auf (ArchfRW 1902 S. 381), während hingegen die Timoresen glauben, mit solchen Schlägen die Erdgeister verscheuchen zu können (ebd.; de Waele S. 195).

§ 4. Z. sind nicht die wiederholt auf ägyptischen Denkmälern dargestellten Stöcke oder Stäbe, die man beim Gehen, bei der Jagd und der Schiffahrt (Wiedemann S. 197, 213, 234), bei Bastonade und Musik (ebd. S. 105, 234; Oesterle *Sacred Dance* 1923 S. 203), als Waffe, als Kerbstock und als Gewicht (ebd. S. 238, 401, 311) verwendete. Zum Entstehen des Begriffes des Z. und seiner Schlangenform hat der Umstand mitgewirkt, daß eine stabartige Erstarrung eintritt, wenn man die Schlange auf einer bestimmten Stelle im Nacken drückt (Wiedemann S. 421; de Waele S. 104). Beim Öffnen des Mundes, einer Begräbniszeremonie, berührte der Chereb den Toten mit einem Z., der u. a. in einen Schlangenkopf endete (Wiedemann S. 368, 421). Dem Zepter wurde göttliche Ehre erwiesen, wohnte doch der Gott Thot im Gegenstande (Spiegelberg *Stabkultus b. d. Äg.* 1903 S. 184; 1906 S. 164). Wie zauberkräftig das Königszepter gedacht wurde, bezeugen Er-

zählungen wie die der Einnahme Joppes (de Waele S. 107, 2). Kleine, mit allerhand Darstellungen heiliger Tiere geschmückte Stäbe werden als Amulette (s. d. B.; Proc. Soc. Bibl. Arch. 1905 S. 130, 297; ebd. 1906 S. 159) oder als Horoskope gedeutet (ebd. 1906 S. 33). Nach Ps. Callisth. I 1 (de Waele S. 161) verwendete der König Nektanebos bei einer lekanomantischen Handlung, womit er einen Zauber auf die Feinde ausüben wollte, eine $\rho\acute{\alpha}\beta\delta\omicron\varsigma \epsilon\beta\epsilon\nu\lambda\eta$.

§ 5. Selten wird in Vorderasien ein Z. erwähnt. Bei den Babyloniern muß eine Art Belomantie geläufig gewesen sein (de Waele S. 155, 1), ob es aber eine Wünschelrute gegeben hat (Journ. anthr. inst. 5 S. 447), ist sehr ungewiß. Weder bei der Astrologie noch bei der Hydromantie ist der Z. bezeugt. Gewisse, mit Keilschrift versehene Obsidian-Stäbe (de Waele S. 144, 1) lassen sich nicht näher bestimmen. Die Beschreibung Herodots (I 195) ist nur die eines verzierten Wanderstabes. Darstellungen babyl. und hettit. Siegelzylinder bezeugen das Vorhandensein eines Stabkultus: irrigerweise fand man jedoch in derartigen Darstellungen den Prototypus des griech. Kerykeions (Amer. Journ. Arch. 1916 S. 175; de Waele S. 42). Der goldene Götterstab in einem assyr. Texte (Trans. Soc. Bibl. Arch. 1874 S. 436) ist eigentlich der Schreibgriffel (s. Keilschriftgriffel) des Marduk (s. d.; de Waele S. 65, 2). Hinsichtlich der pers. Rhabdomantie (RE I A S. 13; de Waele S. 154) findet sich nur vereinzelt eine Darstellung, bei der man nicht entscheiden kann, ob die Priester die literarisch bezeugten Bündel Tamariskenruten (de Waele S. 155) oder den Knüttel tragen (Bull. Corr. Hell. 1913 S. 351). Bei der Züchtigung des Hellespontos läßt Xerxes das Meer von den Magiern peitschen: dieser magisch-symbolische Akt kann jedoch mit Peitschen — nicht mit Stöcken — ausgeführt worden sein (Herod. VII 35; VIII 109; de Waele S. 193).

§ 6. Im AT werden wiederholt Stöcke ohne magische Bedeutung erwähnt: der Reisestock des Bileam (Num. 22, 27), die Keule des David (I. Sam. 17, 40), die Standarte der ehernen Schlange (Num. 21, 9), der Wanderstab des Jakob (Gen. 30, 37); diesem letzteren jedoch wird in der späteren Sage eine mythologische Bedeutung zugeschrieben

(Jeremias S. 318). In die Auffassung des israel. Z. sind wahrscheinlich kanaanitische Gedanken hineingeflochten, war doch der Baum bei den Semiten in hohen Ehren und die Wohnung der Astarte. Auch Pfahl und Stab (Aschera) sind den Israeliten Sitz der Gottheit (Herzog-Hauck XVIII 149, 25 ff.; II 157, 8). Die Z. Moses und Aarons, Propheten- und Engelstäbe sind die bekanntesten im AT. Ex. 4, 2 scheint der Z. nur Moses Hirtenstab zu sein, an den andern Stellen jedoch der von Gott beim brennenden Gebüsch überreichte Stab, der Stab des Herren (Ex. 4, 17), der in der Wüstenwanderung „vor dem Anschein Gottes“ lag (Num. 20, 2—11). Dem Erzähler der Mosebücher war sicher die oben erwähnte stockartige Erstarrung der Schlange bekannt, das wird vorausgesetzt bei der Beschreibung der äg. Z. sowie bei den Stäben Moses und Aarons (Ex. 4, 2; 7, 9. 12). Mit seinem Stabe bewirkt Mose die Plage Ägyptens (Ex. 9, 23; 10, 13), schlägt er das Wasser aus dem Felsen (Num. 20, 2—11; Becker *Quellwunder d. Moses i. d. altchristl. Kunst* 1909) und bewirkt er den Sieg, da er den Stab wie einen Speer (Josua 8, 18. 26) in der Richtung der Feinde ausstreckt. In der späteren rabbinistischen Literatur wird dem Mosesstabe ein wunderbarer Ursprung zugeeignet, er soll angeblich wie ein Tempelbalken und das Kreuz Christi aus Paradiesholz stammen (Hastings IV 809). Die Zauberkraft des Aaronstabes äußert sich am meisten beim wunderbaren Blühen (Num. 17, 8). Beim Wunder des Gideon (Richt. 6, 21) schlägt der Engel den Felsen mit dem Stabe, und durch Auflegen seines Stabes erweckt Elisa ein totes Kind (II. Kön. 4, 29). In frühchristl. Darstellungen, nicht aber in der Erzählung (Ezech. 37; Cabrol *Dict. arch. Chrét. s. v.*), hält Ezechiel bei der Vision eine Rute. Israelitische Rhabdomantie könnte man in der Jakob-Erzählung finden, ebenso Hosea 4, 12, wo die Erwähnung den emoritischen Bräuchen entlehnt zu sein scheint (Ztschr. Ver. Volks. 1893 S. 131). Die jüdische Zeremonie beim Erntefest, die Erde mit Weidenzweigen zu peitschen, bis alle Blätter abgefallen seien, scheint als eine Art Fruchtbarkeitszauber aufzufassen zu sein (Frazer S. 239). In gnostischer Zeit wurde auch in nicht-jüdischen

Kreisen Salomon als Urbild der Zauberer angesehen: ein in Ostia gefundenes Amulett stellt ihn dar mit Mischtrank und Zauber- oder Mischstäbchen (de Waele S. 143). Daß in Israel der Stab auch als das Symbol der Macht galt, wird durch die Geschichte Judas und Thamars belegt (Gen. 38, 10ff.).

RE; Hastings *Encyclopaedia of Religion and Ethics*; Herzog-Hauck *Prot. Realenzyklopädie*; Beth *Religion und Magie b. d. Naturvölkern* 1914; Déchelette *Manuel I*; Frazer *Comm. Pausanias IV*; Nord und Süd 1902 S. 51ff. Gerland; Macculloch *Childhood of fiction* 1905; Jeremias *Das alte Testament* 1916; Wiedemann *Ag.*; Reinach *Antiquités nationales I* (1889); de Waele *The Magic Staff or Rod in Graco-Italian Antiquity* Gent 1927.

Ferdinand Joseph de Waele

Zaumzeug s. Pferd D, Trense.

Zedmar (Band IX Tf. 205 a. c, 207 a. b. h. i, 210 k, 213 a. e, X Tf. 31). § 1. Der Flurname Z. bezeichnet ein Bruch in der Nähe des Dorfes Astrawischken im Kr. Darkehmen (Ostpreußen) — bei Hollack ist fälschlich Kr. Goldap genannt — (s. die Karte Band IX Tf. 204). Die in den J. 1905—14 hier veranstalteten Ausgrabungen haben neben einigen kleineren angeschnittenen Fundstellen drei größere Wohnplätze aufgedeckt, die Inselsiedlung A, das Uferdorf D und die Pfahlbauanlage G. Vollkommen ist bislang noch keine der drei Siedlungsstätten ausgegraben worden, so daß die folgende Darstellung der Kulturverhältnisse keine endgültig abgeschlossene sein kann.

§ 2. Was die Fundschichten von A und D anlangt, so liegen für beide Stätten dieselben Verhältnisse vor. Die Gegenstände fanden sich teils auf dem auch den Untergrund des Bruches bildenden Ton, teils bis 30 cm darüber in einer von den Anhöhen herabgespülten Kiesschicht. Auch die engeren Wohnbezirke, soweit sie feststellbar waren, zeigten bei A und D den gleichen Charakter. Nachweisen ließen sich an beiden Stätten von N nach S laufende Schlaf- bzw. Sitzmulden. Neben diesen Resten von Wohnstätten lagen die Herdstellen, bestehend aus Steinpackungen oder runden, mit Asche gefüllten Gruben.

§ 3. Auch hinsichtlich der Fundgegenstände herrscht zwischen A und D im allg. Übereinstimmung. An beiden Stätten überwiegen die Horn- und Knochengерäte, unter

denen sich viele altertümliche Formen von ancyclus- oder litorinazeitlichem Charakter befinden. So ist die knöcherne Tüllenhacke (vgl. Band IX Tf. 205h) in mehreren Exemplaren vorhanden (Bezenberger-Festschrift 1921 S. 150 Abb. 2 K. Stadie). Bisher nur aus Zedmar A belegt ist der Ancyclus-Dolch, aus einem Ellenbogenknochen gefertigt (Band IX Tf. 205c), dagegen ist wiederum beiden Stätten gemeinsam die Hirschgeweihhacke von typischer Ancyclus-Form (Bezz-Festschrift S. 153 Abb. 4f). Von hoher Altertümlichkeit sind ferner die für A und D charakteristischen Dolchstäbe aus Geweihsprossen, die auf Prototypen des Frühmagdalénien zurückgehen (R. R. Schmidt *Die diluviale Vorzeit Deutschlands* 1912 Tf. 10, 8; Sirgenstein). Mesol. ist die Form einer Spitzhacke von Z. D, aus einem langen Geweihsstück gearbeitet, an dem die Augensprosse pickenförmig zugespitzt ist und die Stange selbst den Schaft bildet (wie Manus 1 [1909] Tf. 1 und anderswo; Literatur hierüber in Altschlesien 1 [1922] S. 7 Anm. 2). Knöcherne Harpunen, die in A und D nur in geringer Zahl auftreten, sind einseitig gezackt und weisen ein bis zwei Widerhaken auf (Bezz.-Festschr. S. 153 Abb. 4d).

§ 4. Ungleich zahlreicher für beide Siedlungen belegt ist die Litorina-Form der langgestreckten Hammeraxt (vgl. Band IX Tf. 205b). Je nach ihrer Schäftungsweise lassen sich drei Unterarten absondern, die einer zeitlichen Aufeinanderfolge entsprechen dürften. Bei der ersten führt ein Schaftloch durch eine kurz abgeschnittene Seitensprosse oder neben derselben durch die Hauptstange; diese Form steht der litorinazeitlichen am nächsten. Die zweite Art entbehrt des Schaftloches bei sonst gleicher Gestaltung der Axt. Das dritte Entwicklungsstadium zeigt eine oder zwei flach-breite Rillen an einer Seite, während die Sprosse bis auf die Wurzel abgeschnitten ist. Vertreter sämtlicher drei Arten haben sich bisher nur in A nachweisen lassen. Viele von diesen Hammeräxten weisen Aushöhlungen am Schneiden- oder Hammerteil auf, wahrscheinlich zur Aufnahme von besonders gearbeiteten Klingen bestimmt. Solche Einsatzstücke aus Knochen und Horn haben sich denn auch in Zedmar A und D mehrfach gefunden, teils

spitz-, teils breitnackig (vgl. solche aus Schussenried [Württemberg] Berl. phot. Album Sektion VII Kat. S. 605 Nr. 19ff., und aus Kijev [Rußland] Trudy. 1899 Tf. 18). Diese Sonderklingen sind bisher in Ostpreußen nur für Zedmar bezugt. Das gleiche ist der Fall für den Typus des Schneidenschuhs aus Zedmar A, ein bereits im Mesolithikum vorkommendes Gerät (Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord 1914—19 S. 304 Abb. 42 Sværdborg; s. d.). Auch die in Zedmar A und D gehobenen kurzen Pfeilspitzen aus Knochen und Horn zeigen typisch frühneolithische Form.

§ 5. Neben diesen Gerätschaften aus Horn und Knochen von mesol. Formgebung stehen solche rein neol. Charakters. Zahlenmäßig ragt unter ihnen ein Gerättypus hervor, dessen Verwendung von dreifacher Art gewesen ist. Er besteht aus dem Wurzelende einer Gehwirstange mit ganz erhaltener Augensprosse und einem kurzen, halbierten Stück der Stange (Bezz.-Festschrift S. 153 Abb. 4b). Letzteres ist oft zugespitzt, so daß die Verwendung als Axt unter Benützung der Augensprosse als Handhabe wahrscheinlich ist. Mitunter zeigt die Sprosse Anschärfung, was auf den Gebrauch als Spitzhacke hinweist. Schließlich hat das Gerät, wie Schlagspuren an der Abwurflläche beweisen, auch als Hammer gedient. Lanzenspitzen wurden in A und D aus der Spitze von Gehwirstangen gefertigt, die zwecks Schäftung tief ausgehöhlt sind. Hirschgeweih-Sprossen sind in A und D auch zu kleinen Äxten ohne Schaftloch verarbeitet worden; auf ihre Verwendung bei Herstellung von Flintgeräten deuten Schlagspuren an dem Schneiden- und spitzen Nackenteil. Dieser Typus lebte in Zedmar G fort.

Gegenüber der großen Masse an Horn- und Knochengeräten ist die Zahl der in Zedmar A und D bisher gehobenen Stein- gerätschaften verhältnismäßig klein. Die Flint-Artefakte bieten die typisch neol. Formen. Von den Steinbeilen gehören sämtliche der breitnackigen, flach-ovalen und dicknackigen Form an. Außerdem ist Zedmar A mit drei Exemplaren des ostpreuß. Schu- leistenkeils (s. Ostpreussen A), einer kleinen Hammeraxt von keilförmiger Gestalt (Bezz.-Festschrift S. 153 Abb. 41—1) und zwei Hacken von der schmalen und breiten Art vertreten.

§ 6. Wie den oben bezeichneten Typen der Knochen- und Horngeräte, so haftet auch der Keramik vom Ufer- und Inseldorf zum großen Teil ein sehr altertümlicher Zug an, der unter dem keramischen Material von allen bekannten Siedlungen bisher einzig dasteht. Altertümlich sind erstens der zumeist mangelhafte Brand der Gefäße und die starke Durchsetzung des Tons mit Gesteinsbrocken. Für die kleineren, gewiß jüngeren Gefäße ist fein geschlämmtter Ton charakteristisch. Der trümmerhafte Überlieferungszustand der Gefäße läßt leider über die Formen wenig aussagen. S-förmige Schweifung der Kontur herrscht vor (vgl. den Becher von D: Band IX Tf. 213a). Zumeist scheinen große, weitmündige Gefäße vorgelegen zu haben (ebd. Tf. 213e), von denen die ältesten noch den typisch mesol. spitzen Boden zeigen. Von Bedeutung ist das Vorkommen einer Gefäßart in Zedmar A, die, in einem leider fragmentarischen Stück vertreten, nach dem erhaltenen Bauchteil zu urteilen, der Gattung der nord. Kragenfläschchen vom jüngeren jütländischen Typus angehört (vgl. Mannus 13 [1921] S. 145f. Abb. 46). Die am oberen Bauchteil radial angebrachte Strichreihenverzierung ist ebenfalls typisch jütländisch (Müller NAK. I 153 Abb. 78). S. a. Band X Tf. 31a—c.

§ 7. Die Ornamente der Gefäße von Zedmar A und D sind zum allergrößten Teil in Tiefstichttechnik ausgeführt. Es finden sich Punktreihen, Zonen von Fingernagel- eindrücken, oft schräg angeordnet und überreich über die Gefäßwandung verbreitet. Einige Male ist die Mündung der Gefäße innen mit Kurzstrichzonen verziert. Tiefe Fingerspitzen-Dellen auf dem Rande oder Fingereindrücke mit anschließendem Fingerlangstrich begegnen nicht selten. Der schnurornamentierte Zierstil hat sich bisher nur für das Inseldorf A in ganz wenigen Scherben nachweisen lassen. Die typische Schrägstrichzonen- und Wulstkeramik scheint den Bewohnern beider Siedlungsstätten fremd gewesen zu sein. Dagegen ist Ornamentierung in Rädchentechnik, gepaart mit Grübchenverzierung, vertreten, die an die neol. Keramik Rußlands und Finnlands erinnert (Z. d. Finn. Altert.-Ges. 29 [1922] S. 36 Abb. 11 [Olonec], S. 38 Abb. 12 [Galič], S. 61 Abb. 19 [Gegd.

von Kijev] J. Ailio; ders. *Wohnplatzfunde I* 85 Abb. 58; II 41 Abb. 18).

§ 8. Eigenartig ist die in Zedmar D sich vorfindende, sonst aber im ostpreuss. Neol. nicht nachweisbare Erscheinung einer Bodenverzierung in Speichenradform, ausgeführt in Nagelstich (wie in der Fatjanovo-Kultur [s. d.] auf der Wandung von Gefäßen; Z. d. Finn. Altert.-Ges. 29 [1922] S. 81 Abb. 26). Der einfachere Vorläufer dieser Verzierung, Bodenkranz-Ornament in Tiefstich, dagegen findet sich wie in Zedmar D auch anderswo, z. B. Wieck-Luisental, Kr. Elbing (Sitzungsber. Prussia 24 [1923] S. 141), Kurische (s. d.) Nehrung und Rützau (s. d.; Westpr.; über anderweitiges Auftreten dieses Strahlenkreises, z. B. in Rußland, Finnland, Kaukasien, Böhmen, vgl. Z. d. Finn. Altert.-Ges. 32 [1922] S. 131 A. Euro-paeus). Einen besonderen, bisher nur in Zedmar D zutage getretenen Stil bietet die linearverzierte Keramik mit eigenartigen Ornamentmustern: Gittermotiv, das sich unterhalb des Mündungsrandes hinzieht, liegende Kreuze oder Netzmuster mit sechseckigen Maschen und darin befindlichen Kreuzen. Die größere Masse der so verzierten Gefäßscherben reiht sich hinsichtlich ihrer Tonstruktur und ihres Brandes an die oben erwähnte rädchenverzierte Keramik derselben Siedlungsstätte D an, was Grund zu der Annahme gibt, daß beide Stile ungefähr gleichaltrig sind. Einfache, senkrechte Striche sind in dieser Linearkeramik oft mit einem gespaltenen Stempel ausgeführt (wie Ailio *Wohnplatzfunde I* 86 Abb. 61). Interessant durch ihre Einzigartigkeit ist eine kleine Scherbe von Zedmar D mit schwarzer und weißer Bemalung, die auf Beziehungen mit den neol. s. Kulturkreisen der bemalten Keramik hinweist. Zedmar A hat ferner Scherben geliefert mit Abdrücken von Geweben, wie sie auch in der neol. Keramik auf der Kurischen (s. d.) Nehrung vereinzelt vorkommen (vgl. dieselbe Verzierungsweise in Finnland: Z. d. Finn. Altert.-Ges. 28 [1920] Tf. 18, 6—7; s. a. Textilkeramik).

§ 9. Was die zeitliche Aufeinanderfolge der keramischen Stilarten in Zedmar A und D betrifft, so fehlt zu ihrer Feststellung leider eine genaue Scheidung nach der Höhenlagerung. Doch kann soviel gesagt werden, daß dem Tiefstichstil die Verzie-

rungsweisen mit Rädchen und Stempelstich gefolgt sind, woran sich wohl zu allerletzt die mit Flechtschnur verzierte Keramik anschloß. Das Fehlen der ausgeprägten Wulstkeramik dürfte wohl darin seinen Grund haben, daß die Siedlungsstätten A und D im Spätneol. nicht mehr bewohnt gewesen sind. Unter den Fundgegenständen, die für A und D gemeinsam sind, befinden sich auch Schädelkalotten.

Eine Kulturerscheinung, die das Inseldorf A allein auszeichnet, stellen Bernsteinschmuckstücke dar. Während in D jenes Material bisher nur in roher Form zutage getreten ist, haben die Ausgrabungen in A bereits 12 Anhänger von verschiedenster Gestaltung ergeben. „Dreieckig, viereckig, zungen- und mandelförmig, beil- und trapezförmig, z. T. mit Längsstrichen, bei einem mit Punkten auf der Schauseite verziert, mit und ohne Löcher gleichen sie so auffälligen den von Klebs in seinem Werke über den samländischen Bernsteinschmuck beschriebenen Bernstein-Artefakten [s. Bernstein A, Schwarzort], daß eine Handelsbeziehung mit der samländischen Bernsteinküste angenommen werden muß“ (Bezz.-Festschrift S. 154; ebd. S. 155 Abb. 5). Der Erhaltungszustand des Zedmarer Bernsteinschmuckes ist erstaunlich gut; nur bei ganz wenigen Stücken zeigt sich eine leichte Verwitterungskruste. Man darf auf Grund dieser Tatsache annehmen, daß die betreffenden Stücke früh unter die gegen Witterungseinflüsse schützende Obhut des Wassers und später des ebenso wirkenden Moores gelangt sind, und daß nicht allzu lange nach Herstellung des Bernsteinschmuckes die Insel-siedlung und mit ihr zugleich das Uferdorf durch Höhersteigen des See-Niveaus unter Wasser gesetzt worden sind, was naturgemäß die Bewohner zur Aufgabe des Platzes als Wohnstätte zwang. Der Zeitpunkt dieses Geschehnisses darf auf Grund der obigen Darlegungen über die Gerättypen und keramischen Stilarten in den Anfang des Spätneol. gesetzt werden.

§ 10. Dieser unteren Grenze der neol. Besiedlung von Zedmar A und D steht als obere, die ihren Beginn andeutet, nach Maßgabe der vielen mesol. Formen unter den Horn- und Knochengewerten und der Keramik eine Epoche gegenüber, die zeitlich wohl der

beginnenden nord. Dolmenzeit gleichzustellen ist. Zwischen den beiden Zeitabschnitten also, der ausgehenden I. und der IV. nord. Per. Mont., hat sich die Kulturentwicklung von Zedmar A und D vollzogen, und zwar so, daß im älteren Teil die Traditionen des Mesol. weiter in Wirkung blieben, während im jüngeren neue Elemente, wie Schafloch-axt, -hacke, Bernsteinschmuck und nord. Keramik (Kragenfläschchen), wahrscheinlich hineingetragen durch Neuankömmlinge, in Aufnahme kamen. Es ist zu erwarten, daß sich dereinst an anderen Stellen des Moorstrandes von Z. Wohnstätten auffinden lassen, die, von noch höherem Alter als A und D, die Voraussetzungen für die oben geschilderten neol. Kulturstätten bergen.

§ 11. Das Pfahlbaudorf G ist wie die Insel- und Ufersiedlung bisher nur zum Teil ausgegraben worden; doch haben sich bereits gegen 22 Wohnstätten feststellen lassen, die sich um eine unweit des Ufers gelegene Insel gruppierten. Der Typus der Zedmarer Seesiedlung scheint der des Pfahlrostbaus gewesen zu sein, bei dem die Hüttenplattform von senkrecht in den Seegrund getriebenen Pfählen getragen wurde (s. Pfahlbau G); wenigstens konnten übereinander geschichtete Balkenlagen, wie sie beim Typus des Packwerkbaus als Substruktion üblich waren, nicht festgestellt werden; dagegen ergab der Befund das Vorhandensein von zahlreichen Rostpfählen. Die Siedlung schützte nach der Seeseite ein Balkendamm, den man als eine Art Wellenbrecher ansehen kann. Die Lage der einzelnen Wohnstätten deuteten Herdstellen und meist gleich danebenliegende Mahlsteine an. Erstere, von rechteckiger, quadratischer, dreiseitiger oder rundlicher Gestalt, zeigten in der Regel eine zweischichtige Steinplasterung, mitunter von einem etwa 1 m im Dm haltenden, dreikantigen, getrennten Lehmring überlagert. Lehmstücke mit Strauchwerkabdrücken wiesen auf Wandbewurf bzw. Fußbodenbelag hin.

§ 12. Die Überbleibsel dieser Pfahlbausiedlung waren verschieden tief gelagert; sie fanden sich an einzelnen Stellen bereits in 0,30 m T. und reichten an anderen bis zu 1,20 m in den Lebertorf (sog. „Sülze“) hinab. Der alte Seeboden war fundleer, eine Tatsache, die die Entstehung der Ansiedlung in eine Zeit fallen läßt, wo der See bereits in das

Stadium der Vermoorung getreten war. Die durchgängig nicht übermäßig starke Torfschicht, welche die Kulturreste enthielt und sich darüber lagerte, gibt Veranlassung dazu, der fraglichen Wohnstätte kein allzu hohes Alter beizulegen. Dafür sprechen auch die Kulturreste selber, die Horn-, Knochen-, Stein- und Holzgeräte und nicht zum wenigsten die Keramik.

Eine unmittelbare Fortsetzung der Kulturentwicklung, die für Zedmar A und D im Spätneolithikum so jäh abbrach, dürfte die Pfahlbausiedlung kaum darstellen. Wenn auch einzelne von den Gegenständen Berührungspunkte mit denen der älteren Wohnstätten aufweisen, so steht demgegenüber doch ein so großer neuartiger Formenvorrat, daß die zeitliche Differenz zwischen dem Anfang der Seesiedlung G und dem Ende der oben behandelten Fundstätten mit einigen Jahrhunderten nicht zu hoch bemessen ist.

§ 13. Von den mesol. Formen führt nur noch der Ellenbogendolch ein Nachleben. Bei den Äxten aus Hirschgeweih fällt ihre große Zierlichkeit ins Auge. Andere Eigentümlichkeiten, die jüngeres Alter verraten, sind quadratisches oder ovales Schafloch. Sprossenäxte sind die einzigen Vertreter dieser Gattung von Geräten, welche die Tradition von Zedmar A und D aufrecht erhalten. Neu treten in Erscheinung Speerspitzen aus kleinen Röhrenknochen, wie sie sich zahlreich in den bronzezeitlichen Pfahlbauten gefunden haben, und Netznadeln, aus Tierrippen gefertigt (Bezenberger-Festschrift S. 159 Abb. 6e, f). Bei den Stein-geräten macht sich ein ebenso großer Unterschied bemerkbar. Die Schaflochäxte zeigen die Formen der bronzenen Typen aus der ält. BZ (Bezz.-Festschrift S. 159 Abb. 6i, k, wie Montelius *Chron. ält. BZ.* S. 59 Abb. 172). Die in G gefundenen doppelschneidigen Äxte haben die gleichen kupfer- und bronzezeitlichen Typen zur Voraussetzung. Auch ein Keulenkopffragment mit Einkerbungen an dem Mantelknick ist scheinbar epineolithischen Charakters (Bezz.-Festschrift S. 159 Abb. 6g). Daneben kommen aber auch noch rein neol. Formen vor, wie ein stumpfnackiges Beil mit ovalem Querschnitt und ein kleiner Hohlmeißel.

§ 14. Auch der Habitus der keramischen Erzeugnisse von Zedmar G zeigt einen

nachsteinzeitlichen Charakter (Band X Tf. 31d—i). Die Henkeltasse mit kugligem Boden, der steilwandige Napf mit abgesetztem Boden, große, grobgerauhte, weitmundige Gefäße mit Doppelknubben am Rande (Bezz.-Festschrift S. 159 Abb. 6a—b, Tf. 10, 1), Gefäße mit hohlem Fuß und Scheibeldeckel stehen der ostpreuss. neol. Keramik fremd gegenüber. Auffallend ist ferner das völlige Fehlen jeglicher Verzierung. Zu diesem soeben gekennzeichneten Kulturzustand stimmt das zahlreiche Vorkommen von Mahlsteinen, das auf einen ausgedehnten Getreidebau schließen läßt. Von sonstigen Gerätschaften seien noch einige aus Holz erwähnt, wie eine noch unfertige Wagenachse, mehrere Vorsteckkeile, Holzgriffe mit Knauf und eine Holzgabel. Unter den faunistischen Überbleibseln, die leider auch für Zedmar G noch nicht abschließend bestimmt sind, ist das Vorhandensein eines Ziegenhorns bemerkenswert, während floristisch der Fund einer *trapa natans* (s. Wassernuß) und gebrannter Hirse (*panicum miliaceum*; s. Hirse) von Bedeutung ist.

Was die Zeitstellung von Z. G betrifft, so dürften die obigen gerät-analytischen Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit dem Hinweis auf die Form des Pfahlbaus und die faunistischen und floristischen Merkmale zur Genüge dargetan haben, daß hier, rein absolut chronologisch betrachtet, kein neol. Fundplatz vorliegt, sondern daß unter Berücksichtigung aller erwähnten Fundtatsachen Zedmar G trotz bisherigen völligen Fehlens von Metallsachen der BZ zuzuweisen ist, und zwar, wie es durch das Nachleben einiger neol. Formen wahrscheinlich gemacht wird, dem älteren bzw. mittleren Abschnitt derselben.

W. Gaerte

Zehnu (Tehenu) s. Libyer A.

Zeitmessung. S. a. Zählen.

A. Ägypten (Tf. 60b, c; 65). §1. Methoden. Die den Äg. als Erlebnis an die Hand gegebenen Zeiteinheiten des Tages und der Nacht weisen dort zwar nicht so starke Verschiedenheiten der Länge auf wie bei uns im Laufe der Jahreszeiten. Immerhin ergab aber die Beobachtung, daß sie keine gleichbleibenden Größen waren, und daß man aus ihnen durch einfache Teilung

keine kleinere Zeiteinheit gewinnen konnte, die für Zeitbestimmungen innerhalb des Tages bzw. der Nacht zu verwenden war. Zur Gewinnung einer solchen Zeiteinheit griffen die Ägypter zu Instrumenten, die sie konstruierten unter Benutzung der Sonne (Tf. 60b) oder der Sterne (Tf. 60c, 65b. c) oder des Wassers (Tf. 65a). Ihnen allen liegt die Einteilung des durchschnittlichen Tages bzw. der Nacht in zwölf Stunden zugrunde (Ludw. Borchardt *Altägypt. Zeitmessung* 1920; Nachr. Ges. Wiss. Gött. 1920 Phil.-hist. Kl. S. 97 Sethe).

§2. Sonnenuhren. Die einfachste Form hat nur einen senkrechten Stift, der an einer genau in der Ost-West-Richtung laufenden Wand eingeschlagen ist. Eingegrabene Linien zeigen die Stellen an, an denen der Schatten des Stiftes sich zu den einzelnen Stunden befindet. Voraussetzung ist, daß man die Ost-West-Richtung kennt; sie kann nachts durch Sternbeobachtung festgestellt werden. Diese Uhr teilt den Tag in 12 gleiche Abschnitte; die angezeigten Stunden werden also im Sommer länger, im Winter kürzer sein. Reise-Uhren der gleichen Konstruktion sind aus Elfenbein und Fayence erhalten (Tf. 60b); der Benutzer konnte eine geeignete Ost-West-Wand zum Anlegen an den Tempeln in Ä. leicht finden (ÄZ 48 [1911] S. 9 Borchardt; ebd. 49 S. 66 ders.; ebd. 56 [1920] S. 101 Möller).

Komplizierter sind Sonnenuhren mit wagerechter Auffangfläche in Form eines Stabes mit Zapfen |____; auf den Zapfen legt man ein Lineal der als „Elle“ bekannten Art, um dann den Schatten auf den Stab fallen zu lassen, wo Marken die Stunden angeben. Der Stab muß wagerecht liegen, und zwar in der Ost-West-Richtung, der Zapfen am Vormittag im O, am Nachmittag im W; das Lineal wird in der Nord-Süd-Richtung aufgelegt.

Unabhängig von der Ost-West-Richtung werden Sonnenuhren verwendet, die man so aufstellt, daß die Sonnenstrahlen einen Block streifen und sein Schatten auf eine schräge Fläche fällt, auf der eingegrabene Linien die Stunden angeben. Diese „Streiflicht“-Sonnenuhren, deren Achse immer in der Richtung der Sonnenstrahlen stehen muß, können an allen Orten benutzt werden. Die Stundenangaben sind für die einzelnen

Monate des Jahres verschieden eingesetzt, nehmen also auf die verschiedene Sonnenhöhe Rücksicht.

§ 3. Sternbeobachtung. Selbsttätig arbeitende Sternenuhren gibt es nicht, sondern zwei Männer ermitteln aus dem Gang bestimmter Sterne durch Tabellen die jeweilige Stunde. Die Beobachtung geschieht nachts in folgender Weise: Auf dem Tempeldach sitzen sich zwei Männer in der Nord-Süd-Linie gegenüber; der eine beobachtet die n., der andere die s. Himmelhälfte. Jeder hält mit der einen Hand einen Stab mit Visierschlitz vor das eine Auge, mit der anderen Hand bei ausgestrecktem Arm ein Lot vor sich (Tf. 60c, 65b. c). Dann bringt er Visierschlitz, Lot und Kopf seines Partners in eine gerade Linie und beobachtet, welche Sterne durch diese Nord-Süd-Linie hindurchgehen. Eine Tabelle in seiner Hand gibt für jeden Tag oder wenigstens für jeden Monat des Jahres an, zu welcher Stunde die wichtigen Sterne durch diese Nord-Süd-Linie hindurchgehen; oder richtiger: an welcher Stelle (z. B. über dem Scheitel, über dem rechten, linken Auge des Partners) die wichtigen Sterne an den Stundenanfängen stehen (s. a. Band XII Tf. 107a). Mit diesen Hilfsmitteln können nachts die Stundenanfänge von den Sternbeobachtern ausgerufen werden. S. a. Stern A.

§ 4. Wasseruhren. Die autobiographische Inschrift im Grabe des Amenemhet in Theben aus dem Anfang der 18. Dyn. (um 1550 v. C.) gibt an, daß Amenemhet eine Wasseruhr hergestellt hat, aus der das Wasser durch einen Auslauf abfließt und dann gleich lange Stunden anzeigt ohne Rücksicht auf die Dauer der Nacht im Sommer oder Winter. Nach seinen Worten ist Amenemhet der Erfinder der Auslauf-Wasseruhren, von denen eine größere Zahl erhalten ist. Über dem Auslauf pflegt die Figur eines Pavians zu sitzen, eingegrabene Linien zeigen an, die wievielte Stunde dem Wasserstande entspricht. Die Außenseite des geradwandigen Standgefäßes (oben weiter als unten) ist mit Darstellungen bedeckt, die sich auf die Stunden der Nacht beziehen. S. Tf. 65a.

Von einer Einlauf-Uhr aus Edfu ist nur der Kasten vorhanden, in welchem ein Einsatz mit Führung für den auf einem Schwimmer

befestigten Zeiger gesessen hat; der Aufsatz trug die Skala. Das tropfenweise einfallende Wasser ließ den Schwimmer mit dem Zeiger allmählich steigen und gab dadurch die Stunden an. Voraussetzung für den richtigen Gang der Uhr ist, daß nur eine bestimmte geringe Menge Wassers einfließt.

Roeder

B. Vorderasien s. Kalender B, Stern B.

Zellerndorf (Niederösterreich). Aus einem nicht völlig durchforschten Gräberfeld wurden ein kleiner, dreieckiger Dolch, eine Kugelkopfnadel, ein Ring mit eingerollten Enden und 12 tonnenförmige Perlen aus Bronze, welch letztere aus 22% Zinn und 75% Kupfer bestehen, neben einer mit Buckelreihen verzierten Schale und einem gehenkeltten Töpfchen gefunden. Es handelt sich um Skelettgräber der ältesten BZ.

M. Much *Grabfunde aus Zellerndorf in Niederösterreich* Mitt. Zentr.-Kom. 1898 S. 75-77.

G. Kyrle

Zelt s. Feldlager B § 7, Haus.

Zemgalen s. Baltische Völker B § 6.

Zemhu (Tamahu) s. Libyer A.

Zendjirli s. Sam'al.

Zepter.

A. Ägypten. § 1. Als die Äg. feste Formen für die äußere Erscheinung ihrer Göttergestalten schufen, gaben sie ihnen Z. und Stäbe in die Hände. Der König als ihr Sohn hält ähnliche Zepter, die zu seinem Ornat gehören und ihn als eine gottähnliche Persönlichkeit bezeichnen. Stäbe (s. d.) als Würdezeichen sind auch auf Privatleute übergegangen. Der Sinn der Z. und Stäbe ist überall der gleiche; die mit ihnen dargestellte Persönlichkeit soll durch sie ausgezeichnet und in eine höhere Sphäre gehoben werden. Daß dabei Abgrenzungen bestehen und der Privatmann nicht eine Stockform tragen darf, die dem König oder gar den Gottheiten vorbehalten blieb, ist begreiflich und entspricht der auch bei anderen Völkern herrschenden Sitte.

§ 2. Bei Gottheiten. Die spätere Zeit hat schematisch die Gliederung herbeigeführt, daß Götter das Uas-Zepter, Göttinnen das Waz-Zepter tragen. Die Schematisierung ist natürlich erst in späterer Zeit erfolgt, ursprünglich werden mannigfaltigere Formen in Gebrauch gewesen sein. Das Uas-Zepter ist ein unten

gegabelter Stab, oben mit einer Krücke versehen, die in später Zeit zu einem Hundekopf mit spitzer Schnauze umgebildet wird; ein Stock von ähnlicher Art, wenn auch primitiver Form ohne die künstlerische Glättung des äg. Stils, ist heute bei Kameltreibern in der äg. Wüste in Gebrauch (Journ. Eg. Arch. 3 [1916] S. 127 Seligman). Das Uas-Zepter (hierogl. *w's*) ist das Schriftzeichen für das Wort „Glück, Heil“ oder ähnliches. Daraus ergibt sich eine symbolische Bedeutung des Zepters. Das Waz-Zepter der Göttinnen ist ein Papyrus-Stengel mit Blüten-dolde (s. Papyrus) und hat als Schriftzeichen (hierogl. *w'd*) die Bedeutung „Grünen, Gedeihen, Frischsein“; es soll offenbar ein Symbol für die kräftige Gesundheit der Göttinnen sein, wenn der Papyrus-Stengel ihnen ursprünglich auch als die überall wild wachsende Blume in die Hand gegeben worden sein mag. Götter und Göttinnen pflegen in der einen Hand eines der genannten Z., in der anderen herabhängenden das Lebenszeichen Anch (hierogl. *n'h*) zu halten. Auch dieses, das ursprünglich ein magischer Knoten gewesen sein mag, hat symbolische Bedeutung bekommen; es soll zeigen, daß die Gottheiten das ewige Leben besitzen.

Einige Z. kommen nur bei bestimmten Göttern vor. Osiris allein trägt Krummstab und Geißel (Band I Tf. 77b rechts). Nur bei Ptah von Memphis kommt ein zusammengesetztes Z. vor, das aus dem Uas-Zepter und dem Ded-Symbol (hierogl. *dd* „Dauer“) des Osiris zusammen mit dem Lebenszeichen Anch besteht. Auch andere Götter haben ursprünglich ihre bestimmten Zepter und sonstigen Abzeichen gehabt, die später der Gleichmacherei der Götterfiguren zum Opfer gefallen sind.

§ 3. Bei dem König. Statuen des sitzenden Königs zeigen im AR die eine Hand geballt, die andere flach auf dem Oberschenkel liegend; in der Faust sitzt ein Steinkern, der schwach hervorragt (vgl. Band VII Tf. 120). In dem Steinkern hat man die Andeutung eines Z. sehen wollen, das nicht ausgeführt sei, weil das Material es nicht erlaubte. Die Erklärung ist nicht einleuchtend, und der Steinkern mag nichts anderes sein als eine Ausfüllung des Hohlraums in der Hand. Richtig ist allerdings, daß der König ge-

legentlich Z. in den Händen trägt. Zunächst scheinen sie nur bei bestimmten Gelegenheiten und in Verbindung mit besonderen Trachten getragen worden zu sein, z. B. bei dem Regierungsjubiläum (*Hebsed*). Der König erhält zuweilen Krummstab oder Geißel, später gelegentlich auch beide zusammen. Bei dem Weihen des Opfers hält er den Cherp-Stock (hierogl. *hrp*). Im allg. sind die Z. des Königs von den Göttern auf ihn übertragen.

Erman-Ranke *Äg.* S. 65; Wiedemann *Äg.* S. 57.

Roeder

B. Palästina-Syrien.

§ 1. Äg. Abbildungen; geschichtliche Nachrichten. — § 2. Archäol. Funde.

§ 1. Auf dem Bilde der Beduinenkarawane im Grabe des Chnemhotep in *beni hasan* führt der Häuptling *ib'sa³* als Zeichen seiner Würde einen Krummstab, den er zwischen die Hörner des von ihm geleiteten Tieres hält (Wreszinski *Atlas* II [1924] Tf. 6; s. hier Band VI Tf. 99a). Der Stab ist abwechselnd weiß und schwarz gemalt, war also teilweise geschält. Ebenso trägt ein Syrer im Grabe des Mencheperré-seneb (W. M. Müller *Egyptological Researches* II [1910] S. 29f., Tf. 16) einen am oberen Ende krumm gebogenen, in einen Knopf auslaufenden, schwarz und rot gefleckten Stab (vgl. Band VI Tf. 102). Zweifelhafte ist der sonderbare, mit Goldringen versehene Stab bei dem Syrer im Grabe des Amuneseh (a.a.O. S. 48f., Tf. 28). Daß tatsächlich die syr. Fürsten mit Gold verzierte Z. besaßen, bezeugt Thutmosis III. in seinen Annalen (J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* II 436f.); denn unter der Beute nach der Schlacht bei Megiddo (s. d.) werden ein Stab mit Menschenkopf und ein Stab aus Johannisbrotbaumholz, mit Gold und Edelsteinen besetzt, aufgeführt, ebenso ein Stab aus feinem Holz als Tribut einer unbekanntenen Gegend Vorderasiens (ebd. II 536; aus Zypern II 493). In Ägypten war der Krummstab Zeichen des Herrschers und wurde ihm deshalb sogar mit in das Grab gegeben (A. Wiedemann *Das alte Ägypten* 1920 S. 57, 64, 359). Darum tragen auch syr. Gottheiten in äg. Darstellung das Z. (z. B. Reschef; H. Greßmann *Allorientalische Texte und Bilder zum AT* II [1909] S. 72f., Abb. 131f.). Auf Siegeln finden

sich weitere Belege (vgl. das Siegel des *šobanijo* R. Dussaud *Les monuments palestiniens et judaïques* 1912 S. 94 Nr. 122; G. Contenau *La glyptique syro-hittite* 1922 S. 32f.). Vielleicht ist in der Inschrift des Königs Ahirâm von Byblos *hofer* = Z. zu lesen (Syria 6 [1925] S. 104 R. Dussaud). Das AT kennt das Z. (hebr. *šebet* oder *m^hôqêq*) als Abzeichen des kriegerischen Führers (Juda Gen. 49, 10; Sebulon Richt. 5, 14; vgl. *miš'enet* Num. 21, 18) oder des vornehmen Mannes (hebr. *maššê* Gen. 38, 18. 25; vgl. Exod. 4, 17ff.; Psalm 110, 2). In der Königszeit wird es bei israelitischen Fürsten nicht erwähnt, wohl aber bei ausländischen (Amos 1, 5 Aramäer; 1, 8 Philister; Esther 4, 11; 5, 2; 8, 4 *šar'bit* Perser).

§ 2. Die arch. Funde sind z. T. zweifelhaft. Die anderwärts vorkommenden Kommandostäbe (s. d.) der Rentierzeit fehlen hier. Bei Sidon (s. d.) wurde ein silberner Z.-Griff gefunden (H. 13,5 cm), den zwei Bänder mit mythologischen Darstellungen aus der Herkules-Sage nach Art der orientalischen Siegelzylinder umgeben, wenn echt (Bedenken OLZ 19 [1916] S. 93 F. E. Peiser), ein Erzeugnis der syr.-hettit. Kunst um 2000 v. C. (Amtl. Ber. Pr. S. 37 [1916] S. 52ff. O. Weber; zu den Darstellungen vgl. Mischwesen § 5 und 11). Im Grab II zu Byblos (s. d.) lag unter dem Holz-sarkophag ein papyrusförmiges Z., dessen Holzteile zerstört waren, während der Fuß und die Dolde aus Gold sich erhalten hatten (Syria 4 [1923] S. 339 P. Montet). Fraglich sind die Funde aus Gezer (s. d.), nämlich ein kreuzweis durchlochtes, zylindrisches Stück Quarzit, das einen Z.-Kopf gebildet haben könnte (Macalister *Gezer* I 82), und ein Bronzestück aus einer Zisterne (ebd. I 273, wohl nicht so zu deuten), sowie die Tongeräte aus Sichern (s. d. § 4).

Peter Thomsen

C. Vorderasien.

§ 1. Namen für Z. — § 2. Der Bumerang als Z. — § 3. Die Keule. — § 4. Der Stab.

§ 1. Das Z. ist in Mesopotamien aus verschiedenen Waffen hervorgegangen. Der „Bumerang“, verwandt mit dem Krummschwert (s. Schwert D § 2), heißt *ŠIBIR* sem. *šibirru* und wird mit einem Schriftzeichen geschrieben, das m. W. in alter Form noch

nicht belegt ist (Delitzsch *HWB* 639; ders. *Sumer. Glossar* 259), daher ist es noch nicht zu deuten. Ferner ist das Z. von der „Keule“ (s. d. D) abgeleitet, *UŠ-BAR*, sem. *ušparu*, geschrieben mit Zeichen in übertragener Bedeutung (s. a. Weberei D § 1; Delitzsch *HWB* 147, 720). Ein anderes Wort ist *BAL*, sem. *palû*, abgeleitet von dem Zeichen für „Spindel“ (s. Weberei D § 1). Endlich ist der „Stab“ das Vorbild für Z. gewesen. *PA* sem. *haṭtu* heißt Stab und Zepter. Auch dieses Zeichen ist in übertragenem Sinne für Z. angewendet, weil *PA* ursprünglich „Flügel“ bedeutet (sem. *kappu*) und zwei Flügel darstellt, nämlich zwei senkrechte Striche, an die nach außenhin in der Mitte je ein kurzer, wagerechter Strich angesetzt ist (vgl. WVD OG 40 S. 14 Nr. 121 A. Deimel); Bezold *Babylon.-Assyr. Glossar* 32b führt noch ein weiteres Wort *uluḫḫu* an, das Z. bedeutet. Die Z. sind weiterhin aber auch nach den verschiedenen Holzarten benannt. So heißt *erînu* das Zedern-Z. (Bezold a. a. O. 69a), *šibtu* oder *šabbîtu* heißt ein Z. aus Rohr, mit dem Zeichen für „Rohr“ *GI* geschrieben (E. Unger *Babylon. Schrifttum* 1921 Liste Nr. 15); *ḫuṭaru* bzw. *ḫuṭartu* ist die Bezeichnung eines Z. aus dem Holz des Baumes *MA-NU*, nach der sumer. Schreibung (Delitzsch *Sumer. Glossar* 182; Bezold a. a. O. 120b). Ob es sich hierbei um Oleander (*Rhododendron*) handelt, wie Ebeling vermutet hat, läßt sich noch nicht entscheiden.

§ 2. Der sumer. König Eannatum von Lagas (s. d.) trägt auf der Geierstele (Band VII Tf. 138b) im zweiten und dritten Fries in der r. Hand einen Krummstab, der aus mehreren parallelen Streifen zusammengesetzt ist und dem Sichelschwert (s. Schwert D § 2) ähnlich sieht. Hier ist er im Kampfe verwendet, tritt jedoch noch nicht in Aktion; auf einem anderen Relief einer Statuenbasis in Paris (Heuzey *Catalogue des Antiquités chaldéennes* Nr. 5; AO 15 S. 8 Abb. 13 Meissner), zu der die Kalksteinstatue (hier Band VII Tf. 133a) gehören dürfte, ist eine Begegnung von zwei sumer. Fürsten dargestellt. Der von l. kommende Fürst hat den Bumerang als Z. r. geschultert, er ist also auch Zeremonial-Instrument. Der sem. König Naram-Sin von Akkad (s. d.) hat wahrscheinlich ein gleich-

artiges Z. l. geschultert, wie sein Relief in Konstantinopel (Band V Tf. 93) zeigt, wenn man es ergänzt.

In kassit. und assyr. Zeit ist der Bumerang ein Abzeichen der Götterkönige, wie Marduk (s. d.), Ašur (s. A-usar) und Enlil (s. d.) sowie Götterbild Er § 7, 10, 14). Die Götter halten ihr Z. abwärts (Band IV Tf. 195a, c; 198a; 208b [erster Fries]; s. Maltaja und Bavian § 2) oder über einen Arm gehängt (Band VIII Tf. 61 d, e). König Anubanini von Lullubi (um 2000) scheint den Bumerang zu tragen (Band III Tf. 45b). Die assyr. Könige als Hohepriester halten dasselbe Instrument in der r. Hand gesenkt, wenn sie mit entblößtem Haupte die Opferzeremonie ausführen, nach den Statuen dieser Herrscher: Assurnassirpal II. (Unger *Assyr. u. Babylon. Kunst* Abb. 34) und Salmanassar III. (Band VII Tf. 154a).

Auf den echt hettit. Denkmälern (1400—1200 v. C.) ist der König mit einem länglichen, gebogenen Z. (Lituus) ausgestattet, wie zahlreiche Reliefs zeigen, so aus der Hauptstadt Hatti (s. d. und Band III Tf. 48 [rechts]), in Melidia (s. d.; Band VIII Tf. 41 b, c) und auf den Reliefs von Öjü (s. d.).

§ 3. Die Keule als Z. (*haṭtu* oder *palū*) ist erst in der zweiten Hälfte der sumer. Kultur (1850—539) bei Göttern und Königen nachzuweisen. Gott Marduk hält sie (Band IV Tf. 198a), ebenso Gott Ašur (Band VIII Tf. 61c, 63a [r. Gott = Marduk]). Auch die Keule als Z. ist demnach ein Abzeichen höchster Würde. Die assyr. Könige erhalten dies Z. von ihren Göttern verliehen, es ist das „gerechte Zepter“ (*haṭtu iširtu*), das „die Völker regiert“ (*murte-at nišē*); vgl. Assurnassirpal II. *Annalen I Z. 44—45* (L. W. King *Annals of the Kings of Assyria* 1902 S. 269; Delitzsch *HWB* 273). Der neubabylon. König Nabonaid erhält vom Gott Nabu (s. Nabū) ein „gerechtes Z., das das Land vergrößert“ (*ušparu kini murappišat māti*); vgl. VAB 4 S. 281, Kol. VII, Z. 27—28 Langdon. Durch das Z. wird der Regent gekennzeichnet. So haben z. B. die beiden Söhne des Asarhaddon, Assurbanipal als Kronprinz von Assyrien und Šamaš-šumi-ukin als Kronprinz von Babylonien, nicht das Keulen-Z., das nur dem regierenden König

geziemt: Stele aus Sam'al (s. d.) in Berlin (VA 2708); vgl. Unger *Assyr. u. Babylon. Kunst* Abb. 67—69; hier Band VII Tf. 83 b—c, 160a. Seit Tukulti-Ninurta I. (1250) sind die assyr. Könige regelmäßig mit dem Z. dargestellt, das am oberen Ende mit dem Keulenknäuf, am unteren mit einer großen Quaste verziert ist: Tukulti-Ninurta I. (Unger a. a. O. Abb. 30; hier Band VII Tf. 147), Tiglatpileser I. (1100; Unger a. a. O. Abb. 33); Assurnassirpal II. (Unger a. a. O. Abb. 34, 39; hier Band VII Tf. 148 [in der Hand des Hofbeamten], Tf. 156b; Band VIII Tf. 64b [in der Hand des Beamten], 64c); Salmanassar III. (Unger a. a. O. Abb. 40, hier Band VII Tf. 154a); Šamši-Adad V. (Unger a. a. O. Abb. 43; hier Band VII Tf. 154b); Adadnirari III. (Unger a. a. O. Abb. 42; hier Band VII Tf. 156a); Sanherib (Unger a. a. O. Abb. 66; hier Band IV Tf. 209); Asarhaddon (Unger a. a. O. Abb. 67, 70, 71; hier Band VI Tf. 74 — die Stele ist nach Comptes Rendus Acad. Paris 13, 7 [1927] Thureau-Dangin, vgl. Syria 8 S. 366f., eine Replik der Stele Asarhaddons von Sam'al! —, Band VII Tf. 160a).

Eine Zwischenstellung zwischen Gott und König haben die geflügelten Menschen inne (s. Mischwesen § 31a). Diese Götter sind vermutlich Windgötter; sie haben deutliche Beziehungen zum Sonnengott Šamaš (s. d.), dem im allgemeinen die Verleihung des Z. an die assyr. Könige obliegt. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß sie als Boten dieses Gottes das Regierungs-Z. überbringen, als Diener dieses Gottes, wie ähnlich die Hofbeamten für ihren König in derselben Weise Dienste leisten (s. o.).

§ 4. Der Stab als Z. ist in Assyrien wenig gebräuchlich bei den Königen. Assurnassirpal II. trägt ihn nur einmal auf dem Relief in London (Mansell Phot. Nr. 368 = Layard *Monuments I* 34 r. = Bezold *Ninive u. Babylon*³ Abb. 45). Tiglatpileser III. (740) hat ihn auf zwei Reliefs (Unger *Reliefs Tiglatpilesers III. aus Nimrud* PKOM 5 Nr. 4 und 20), Sargon trägt ihn häufiger (Botta-Flandin *Monuments de Ninive* Tf. 12, 14, 30, 121). Dagegen ist er in Babylon das bestimmte Abzeichen des Königs, seit der kassit. Zeit bis ins 7. Jh. und vielleicht noch später: König Nabu-

mukin-apli (980; Band VII Tf. 81b), Marduk-zakir-šumi (850; Band VII Tf. 81a), Marduk-apla-iddina II. (720; Band VII Tf. 161), ein unbekannter König (Band IV Tf. 195c). Auch bei den Aramäern in Syrien ist der Stab das Abzeichen des Königs, so in Karkamisch (s. d.; Band VI Tf. 66a [im 10. Jh.], Tf. 69c, 70a [im 8. Jh.]); in Marqasi (s. d.) bei einer Statue in Konstantinopel (um 900); in Sam'al (s. d.; Band VII Tf. 165a, bei einer gleichartigen Statue). Bei dem Relief des Statthalters von Mari (s. d.), Šamaš-rēši-usur (Band IV Tf. 194a), findet sich ein Stab bei einer Gottheit (r.) als Z., was sich vielleicht durch den damals, um 900, starken Einfluß der Aramäer auf das mittlere Euphrat-Gebiet erklären läßt, während der Fürst sonst durch Keilinschrift, Königshut und Zepter-Keule dem assyr. Einfluß huldigt (vgl. a. Unger *Assyr. u. Babylon. Kunst* Abb. 94).

Auf mehreren Reliefs des 3. Jht. ist dargestellt, wie der Sonnengott oder ein anderer Gott dem Könige Ring und Stab überreicht (Unger *Sumer. u. Akkad. Kunst* Abb. 59, 62; hier Band VII Tf. 143, 145b, 163). Ob es sich hier um einen Zepter-Stab handelt und um einen Ring, als Abzeichen der Königswürde, ist aus den etwa beigegebenen Texten, z. B. der Gesetzes-Inschrift des Hammurapi (H. Greßmann *Altor. Texte zum Alt. Test.* II [1926] S. 380ff. Ebeling), nicht zu entnehmen. Die älteste Darstellung dieser Zeremonie auf der kürzlich gefundenen Stele des Ur-Nammu aus Ur (s. d.; Band XIV Tf. 13) bietet dagegen klar und deutlich die Überreichung einer vielfach geknüpften Meßschnur und einer Meßbrute zum Bau des Tempels durch einen Gott, der außerdem in der l. Hand noch die Hacke geschultert hält, um auch sie dem König zu überreichen. Im Frieze darunter trägt der König Ur-Nammu den Ziegelkorb und den Pflug an einer Hacke auf der r. Schulter, ebenfalls Instrumente, um den Grundstein des Tempels zu legen. In größerer Abbildung bietet Woolley im Museum Journal Philadelphia 1925 S. 49—52 diese Szenen. Es ist daher die Wahrscheinlichkeit groß, daß die späteren Darstellungen dieselbe Szene im Auge haben, die Grundsteinlegung von Tempeln, von denen in der Vorrede des Codex Hammurapi auch viel die Rede ist. Es handelt sich also

vorläufig auch bei den jüngeren Bildern um Meßbrute und Meßschnur, die von der Gottheit dem bauenden Könige überreicht werden.

Z. werden den assyr. Königen auch als Tribut (s. d. C) gebracht. Am klarsten sind die Darstellungen des schwarzen Obeliskens Salmanassars III. in London, wo im 1. Frieze aus Gilzan am Urmia-See, im 2. Frieze von Jehu von Israel *hušartu-Zepter* überbracht werden, lange, dünne Stäbe, an denen das Holz wohl das Kostbarste ist (Band IV Tf. 74a). S. a. Götterbild E 1, Göttersymbol E 1, Kunstgewerbe D, Standarte C.

J. B. Nies *The Boomerang in Ancient Babylonia* Amer. Anthr. 16 (1914) S. 26f.; Rev. arch. 1887, 2 S. 259f. Heuzey; ebd. 1891, 1 S. 151 f. ders.; F.-G. von Papen *Der Thyrsos* Diss. Bonn 1905; K. Frank *Bilder u. Symbole babylon.-assyr. Götter* LSS 2, 2 (1906); H. Bonnet *Die Waffen der Völker des alten Orients* 1926; Daremberg-Saglio s. v. Lituus.

Eckhard Unger

Zerelia. Ortschaft im s. Thessalien. Zwischen zwei ganz kleinen Seen ein von frühneol. Zeit bis ins 17.—16. Jh. hinein bewohnter Hügel, mit Resten von 8 Ansiedlungen übereinander. Im Brande gehärtete Stücke des Lehmewurfs der Hütten und reiche Keramik erhalten. In den obersten Schichten Steinkistengräber der BZ.

Ältere Berichte: Fimmen *Kret.-myk. Kultur* 1924 S. 3, Keramik ebd. S. 69—79. — Ausgrabungen von Wace: BSA 14 S. 197ff., 224; Liverpool Annals 1908 S. 118ff.; Wace-Thompson *Thessaly* S. 150ff.

G. Karo

Zettelstrecker s. Textiltechnik A § 10.

Zickzackmuster. Eines der einfachsten reziproken, endlos sich ergänzenden Muster, indem je zwei aufwärtsgerichtete Schenkelpaare ein abwärtsgerichtetes bestimmen und umgekehrt, so daß jede Unterbrechung des Musters die Halbierung irgendeines Schenkelpaares bedeutet. Das sehr frühe Vorkommen (schon in der Verzierung der dän. Muschelhaufengefäße) läßt vermuten, daß das Z. ursprünglich bloß als eine Bereicherung der ununterbrochen fortschreitenden geraden Linie aufgefaßt wurde. Zu entschiedener Wirkung gelangte das Z. erst später durch Vergrößerung und bandartige Verbreiterung der Schenkel. S. Unendliches Muster, Winkelband. F. A. v. Scheltema

Ziege. A. Europa. § i. Sicher wilde Z. kommen gegenwärtig in Europa nur noch auf Kreta und der Kykladen-Insel Erimomilos vor. Es sind Unterarten der asiat. Bezoar-Ziege (*Capra hircus* L [aegagrus]), welche an den säbelartig in einer Ebene rückwärts gekrümmten, zweischneidigen Hörnern zu erkennen ist. Die Hörner laufen annähernd parallel, unterliegen keiner Achsenkrümmung, so daß die an der Wurzel vorn gelegene Schneide immer auf der Außenseite des von den Hörnern gebildeten Bogens liegt. Durch die Stellung der Achse des Querschnittes annähernd parallel zur Schädelachse ist die Kante an der Hornwurzel der am meisten nach vorn liegende Teil des Horns. Bei den asiat. und der kret. Form (*Caprus hircus cretensis* Lorenz) richten sich die Hornspitzen meist nach innen, obwohl auch Ausnahmen vorkommen, bei der Erimomilos-Unterart (*Caprus hircus picta* Ehrhard) nach außen. Ob Bezoar-Ziegen früher weiter auf den griech. Inseln verbreitet waren, wissen wir nicht. Weit nach W über den Balkan hinaus sind sie in Europa wohl nie in wildem Zustand vorgedrungen.

Neben dieser Bezoar-Ziege lebt auf der Kykladen-Insel Jura noch eine andere wilde Ziegenform. Die Stellung der Hornzapfen zueinander ist eine andere als bei der Bezoar-Ziege. Die Achsen des Querschnittes bilden an der Hornwurzel untereinander einen viel offeneren Winkel, so daß die vorderen Kanten mehr gegeneinander stehen. Dann verlaufen die Hörner weiter nach oben auch nicht unter halbkreisförmiger Krümmung parallel, sondern biegen sich nach außen, wobei die Achse eine Schraubendrehung ausführt, derart, daß die Kante auf die Hinter- und schließlich sogar in extremen Fällen auf die Unterseite des Hornes gerät. Da man Ziegen mit derartigen Hörnern lange nur als Hausziegen kannte, so nahm man an, obwohl auch vereinzelt andere Meinungen laut wurden, die Jura-Ziegen seien verwilderte Hausziegen. Nun hat aber Adametz im J. 1913 in alt-alluvialen Schichten von Złoczów in Ostgalizien die Reste von Wildziegen gefunden, die in Hornform und Schädelbau genau mit der Jura-Ziege übereinstimmen. Adametz nennt diese Ziege *Capra prisca*. Damit ist der Nachweis geliefert, daß einmal in Südost-

europa eine wilde Ziege vom Typus der Jura-Ziegen lebte, und die Möglichkeit gegeben, daß die Jura-Ziege der letzte noch überlebende wilde Rest der alten *Capra prisca* ist, die dann nach den Gesetzen der Priorität als *Capra dorcas prisca* Adametz zu bezeichnen wäre.

§ 2. Mit der Entdeckung der *Capra prisca* wurde nun auch mit einem Schlage ein dunkler Punkt in der Geschichte der Hausziegen aufgehellt. Man kann nämlich unter den europ. Hausziegen zwei Gruppen unterscheiden: erstens eine säbelhörnige, welche die größte Ähnlichkeit mit der wilden Bezoar-Ziege hat, und deren Herkunft von ihr wohl auch nie in Zweifel gezogen worden ist. Ich habe für sie den Namen Hircus-Ziege vorgeschlagen. Die zweite stimmt in Hornform und Schädelbau mit der *Capra dorcas prisca* überein, so daß ich diese Gruppe *Prisca-Ziegen* benannte. Bevor nun Adametz die wilde *Capra prisca* kennen lehrte, war man über die Herkunft dieser letzteren völlig im unklaren. Die Mehrzahl der Forscher wollten sie vom Markhor (*Capra folconeri* Wagner), der Wildziege des inneren Kleinasien und westlichen Zentralasien, ableiten, obwohl von einzelnen Forschern, wie Haacke und Lydekker, Widerspruch dagegen erhoben worden war. Die Berechtigung dieses Widerspruches wurde aber erst allgemein anerkannt, als ziemlich gleichzeitig Binder und Augst darauf hinwiesen, daß das Horn des Markhor umgekehrt gewunden sei, wie das der Hausziege. Und namentlich Binder zeigte, daß sich auch bei Bastardierung mit der Hausziege die Horndrehung des Markhor mehrere Generationen hindurch vererbt. Da so die Unmöglichkeit der Abstammung der *Prisca-Ziegen* vom Markhor erwiesen war, kam Adametz' Entdeckung gerade zur rechten Zeit, um den wahren Stammvater und die wahre Heimat der *Prisca-Hausziegen* zu zeigen.

§ 3. Als Haustier, erscheint die Ziege wohl relativ spät, wenn sie auch noch im Neol. auftritt. Den Kjökkenmöödingern scheint sie zu fehlen (s. Schaf A § 2). Dagegen findet sie sich in der Schweiz von den ältesten Pfahlbauten an. Auch im Neol. des Mittelrheins (Neuenheim) und Böhmens (Schlaner Berge) ist sie nachgewiesen. Ob eine von beiden Ziegenarten im Hausstand

älter ist als die andere und welche, läßt sich zurzeit nicht entscheiden. Denn wenn auch einige Forscher angeben, daß in der Schweiz die „säbelhörnige“ Ziege älter sei als die „schraubenhörnige“, die erst mit dem Kupfer erscheine, so läßt sich das nach meiner Meinung mit den bisherigen Befunden nicht beweisen. Und in Neuenheim und Böhmen ist die schraubenhörnige sicher vollneolithisch. Duerst hat die säbelhörnige Pfahlbauziege, die kleine, kümmerliche „Torfziege“, als *Capra rittemeyeri*, die schraubenhörnige als *Capra kelleri* bezeichnet, welche Namen zur Kennzeichnung beider Hausziehengruppen völlig genügen. Es bedeutet daher eine ziemliche Belastung, wenn Augst noch nachträglich dafür die Namen *C. ensicornis* bzw. *strepsiceros* einführen wollte. Nach den Gesetzen der Priorität sind sie einzuziehen. Leider hat überhaupt Augst, der so große Verdienste um die Aufklärung der Geschichte der Hausziege hat, sich in seinen letzten Werken, wohl unter dem Einfluß von Holdefleiß, dazu verführen lassen, bestimmte Ziegenreste mit bestimmten Kulturen bzw. Völkern zu verbinden. Alles, was er darüber sagt, ist völlig aus der Luft gegriffen. Es fehlt jede reale Unterlage dafür. Und es ist nur zu wünschen, daß die von ihm geprägten entsprechenden Ziegenrassen-Namen möglichst bald wieder aus der Literatur verschwinden bzw. erst gar nicht Eingang finden.

§ 4. Wie sich beide Ziegengruppen über Europa ausgebreitet haben, kann wohl nach dem bisher vorliegenden Materiale noch nicht festgestellt werden. Auf jeden Fall ist heute die säbelhörnige Ziegengruppe, nachdem sie einmal wohl über ganz Europa verbreitet war, im Aussterben begriffen. Sie hat sich rein nur noch an wenigen Punkten, z. B. in Schweden, erhalten. Die bei weitem größere Mehrzahl der europ. Hausziegen gehört der schraubenhörnigen Gruppe an.

§ 5. Wann und wo zuerst hornlose Ziegen auftraten, ist nicht bekannt. Den ältesten bisher gefundenen Rest einer mehrhörnigen Ziege (aus der *Hircus*-Gruppe) fand ich in Lossow aus der Zeit der Lausitzer Kultur (Abh. Preuß. Akad. 1922 Phil.-Hist. Kl. Nr. 5 S. 5).

§ 6. Wenn übrigens schon Rüttemeyer festgestellt hat und neuere Beobachter es

bestätigen, daß in den älteren Pfahlbauten die Ziege häufiger ist als das Schaf, in den jüngeren jedoch das umgekehrte Verhältnis Platz greift, so kommt dieser Beobachtung nur eine lokale Bedeutung zu, wie das gänzliche Fehlen der Ziege in den Kjökkennöddingern zeigt, wo doch Schafe gefunden worden sind.

L. Adametz *Untersuchungen über Capra prisca, einer ausgestorbenen neuen Stammform unserer Hausziegen* Mitteilungen der landwirtsch. Lehrkanzeln d. k. k. Hochschule für Bodenkultur Wien 1914 Bd. 3 Hft 1 S. 1—21; G. Augst *Abstammung und Herkunft der mitteleuropäischen Hausziegen* 1920 (dort Literatur bis 1920; nur wegen des Literaturverzeichnisses angeführt, sonst ganz unbrauchbar); Hilzheimer *Ziegen in Brehms Tierleben*⁴ XIII (1916) S. 285—298; L. v. Lorenz-Liburnau *Die Wildziegen der griech. Inseln und ihre Beziehungen zu anderen Ziegenformen* Mitt. Bosnien 6 (1899) S. 1—36.

Max Hilzheimer

B. Ägypten. Die Z. gehört seit vorgesch. Zeit nicht nur zu den Haustieren, sondern auch zu den Speisetieren Ä., und Knochen von Z. haben sich in Hockergräbern in Ä. und Nubien häufig gefunden; nur fehlen meist genauere zoologische Untersuchungen (vgl. aber Maciver *Amrah* S. 36, a 23 und Peet *Cem. Ab.* II 6, wo die Spezies als *Hircus mambriticus* bezeichnet wird, sowie Hilzheimer bei Borchart *Sahurê* II 178). Besonders der Kopf der Ziege findet sich häufig als Grabbeigabe — auch unter den gazelle heads der Gräber von Negade (s. d.; Naqada; z. B. Petrie-Quibell S. 27, 48) werden sich wohl meist Ziegenköpfe verbergen! —, und noch ein Grabgemälde der 3. Dyn. (Petrie *Medum* Tf. 18) zeigt uns, wie einer Z., offenbar zu diesem Zweck, der Kopf abgeschnitten wird (Klebs *Reliefs AR* S. 123).

Darstellungen der ältesten Zeit sind selten (doch vgl. das schöne Elfenbeinrelief der Berliner äg. Sammlung, das uns die Z. — wie das Rind — mit Halsband und Troddel geschmückt zeigt).

Ob die Milch der Z. von den Äg. getrunken wurde, wissen wir nicht. Dagegen sind ihre Felle seit ältester Zeit verwertet worden. Sie finden sich als Bedeckung der Hockerleichen häufig in Ä. wie in Nubien, ohne daß wir jedoch ihre Verwendung als Bekleidung für die Lebenden nachweisen oder wahrscheinlich machen könnten (s. Kleidung C).

Dagegen sind Ziegenbälge gewiß seit vorgesch. Zeit — wie auch noch heute — in Ä. als „Schläuche“, d. h. zum Aufbewahren von Flüssigkeiten, verwendet worden. Ein solcher „Ziegenschlauch“ gehört zu den ältesten Bildern der Hieroglyphen-Schrift, und die Nachbildung eines solchen in Stein hat sich in einem der Königsgräber der 1. Dyn. gefunden (Petrie *Roy. Tombs* I Tf. 38, 3). Sie werden gewöhnlich mit Wasser, gelegentlich aber auch mit Öl (Klebs *Reliefs AR* S. 116) gefüllt gewesen sein.

In der äg. Religion (s. d. C) gilt der Ziegenbock als das heilige Tier des Gottes Chnum von Elephantine, und auch in Mendes im Delta wurde ein Ziegenbock als Gottheit verehrt.

Wiedemann *Äg.* S. 284; Erman-Ranke *Äg.* S. 528. Vgl. auch Lortet und Gaillard *Faune momifiée* I 77, wo drei äg. Ziegenarten unterschieden werden.

Ranke

C. Palästina-Syrien.

§ 1. Archäol. Funde. — § 2. Geschichtliche Nachrichten.

§ 1. Bereits die ältesten FO Phönikiens, die bis in das Paläol. zurückreichen, haben unter anderen Knochen auch solche von der Z. (*capra primigenia*) geliefert, so *adlûn*, am nahr *bêrût*, im *wâdi qâna*, am nahr *ibrâhîm*, nahr *el-ÿôz*, *anfeljâs*, *haraÿel*, *tarteg* und an der Quelle des nahr *el-kehb* (G. Zummoffen *La Phénicie avant les Phéniciens* 1900 S. 7ff., 29ff., 44f., 65ff.; Anthropos 3 [1908] S. 443ff.; ebd. 5 [1910] S. 161f. ders.; O. Fraas *Aus dem Orient* II [1878] S. 122f.; Jahreshefte des Vereins für Vaterländische Naturkunde in Württemberg 34 [1878] S. 378 ders.; Abhandlungen der naturforsch. Gesellschaft Halle 19 [1893] S. 77 K. v. Fritsch). Die Bevölkerung bestand demnach bis in das Neol. hinein zumeist aus Hirten. Auch an den Grabungsplätzen fanden sich solche Reste (Bliss *Tell el Hesi* S. 191; Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 43, 51, 62, 70, 158; Macalister *Gezer* II 6, 449 Abb. 533 [Amulett aus dem sog. Krematorium]). Bildlich dargestellt sind Z. auf einer Kalksteinplatte von Gezer (s. d.; ebd. II 8 Abb. 209). Die Nachbildungen in Ton (ebd. II 7f.; III Tf. 124, 31; 125, 11. 24; 126, 5) scheinen sehr jung zu sein. Wenn auf Tongefäßen hörnertragende Tiere neben einem heiligen Baume gemalt sind (s. Vase E), so ist wohl der Steinbock (s. d. B) ge-

meint (Ausnahme Macalister *Gezer* II 175 Abb. 337).

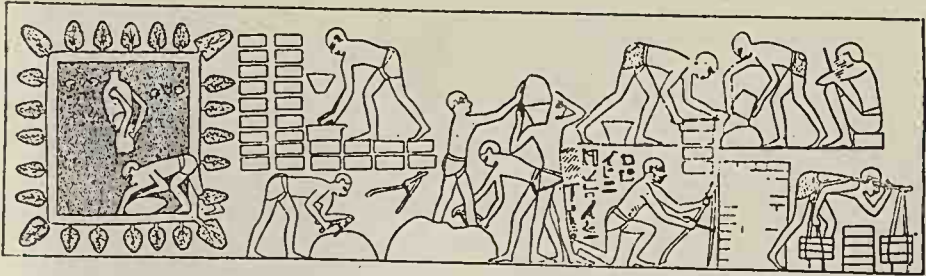
§ 2. Verhältnismäßig selten sprechen die äg. Berichte bei Aufzählung der Beute von Z. (J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* II 434f. [nach der Schlacht bei Megiddo], 490 [phön. Städte], 501 [Wild-Z.]). Nach dem AT war die Z. (hebr. *ÿz*; Bock *attûd*, *sâ'ir* [s. u.], *şâfir*, *tajîš*; Böckchen *g'dî*, daher der Ortsname *'ên g'dî*; gemeinsamer Name für Z. und Schafe, also Kleinvieh *şô'n*), den verbreitetsten Tieren bei den Israeliten. Überall weideten die Herden, oft in großer Stückzahl, die an den für die Landwirtschaft nicht brauchbaren Stellen doch genügsam ihr Futter fanden (1. Kön. 20, 27; Hoheslied 4, 1; 6, 4). Das Fell der Tiere war meist schwarz (Hoheslied 1, 5; Jes. 50, 3), seltener schwarz und weiß gefleckt (Gen. 30, 32ff.). Das lange Haar (1. Sam. 19, 13ff.) wurde zu Zeltdecken verwebt (Exod. 35, 26), die Haut zu Schläuchen verarbeitet (Hiob 32, 19). Das Fleisch, namentlich von Böckchen, aß man gern (Richt. 6, 19; 1. Sam. 16, 20), ebenso trank man die Milch (Sprüche 27, 27). Für das Sündopfer bestimmte die spätere Gesetzgebung, daß einfache Leute eine Z., vornehme einen Bock darzubringen hätten (Lev. 4, 22ff.). Auch die Gemeinde als Ganzes hatte einen Bock zu opfern (Lev. 9, 17 vgl. 16, 7). Auffällig ist es, daß für solche Böcke und Z. stets (Ausnahmen nur Gen. 37, 31; Dan. 3, 21) die Bezeichnung „haarig“ (hebr. *sâ'ir*, *s'ir* *'izzim*, *s'iral* *'izzim*) gebraucht wird. Wahrscheinlich erklärt sich dies aus altheidnischen Erinnerungen (vgl. die Opferhöhe der Haarigen *bâmat has-s'irîm* 2. Kön. 23, 8 = bocksgestaltige Wüstengötter).

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 95f., 750; ZdPV 9 (1886) S. 63f. L. Anderlind.

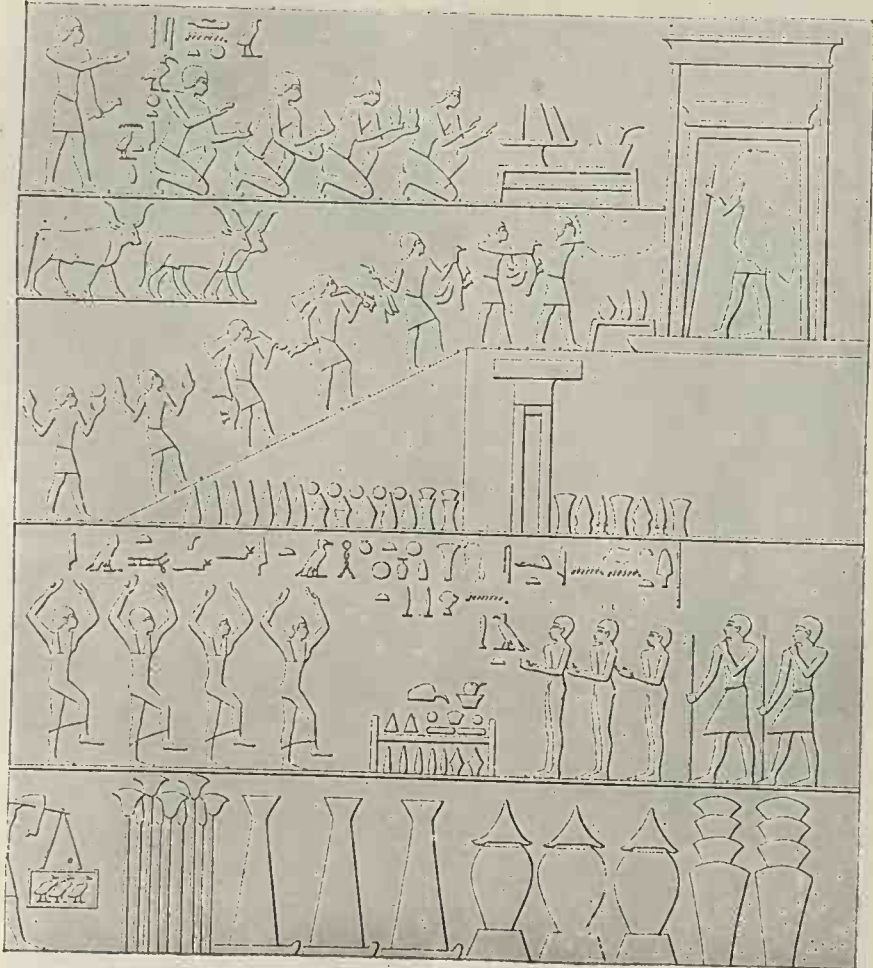
Peter Thomsen

D. Vorderasien s. Haustier E, Vorderasien B.

Ziegel. A. Europa. In Gegenden, wo geeignetes Steinmaterial fehlt, oder in primitiven Kulturen, die noch nicht zum Steinbau gelangt sind, tritt der Z. für den Baustein ein. In Ägypten und besonders in steinarmen Mesopotamien stand die Ziegeltechnik in Blüte. Eine primitive Vorstufe des gebrannten dauerhaften Z. ist der nur



a



b

Ziegel B. Ägypten

a. Wandmalerei in einem Grab der 18. Dyn.: Aus Ton und Wasser werden Ziegel in Formen hergestellt, dann nach dem Trocknen aufgehäuft und weggetragen. — b. Relief in einem Grab des AR: Auf der in Ziegeln errichteten Baurampe, die man für die Beisetzung hat stehen lassen, gehen Gabenträger auf das Dach der Mastaba, um dort vor der Statue des Grabherrn zu opfern. — Nach Klebs.



Ziste A. Allgemein

Gräberfeld von Hallstatt. (Henkel fehlen.) Nach *Archaeologia* 67 Tf. 27.

getrocknete Luftziegel, aus dem die Gebäude von Troja II gebaut waren, der aber auch noch in den folgenden Schichten III—VI benutzt wurde. L., Br. und H. stehen im Verhältnis von 6:4:1. Über die griech. Z. macht Vitruv genaue Angaben. Die röm. Baukunst verwendete gebrannte Z. ausgiebig. Nach dem N gelangte der Ziegelbau erst mit der Ausbreitung der röm. Kultur.

Dörpfeld *Troja* S. 36ff. Alfred Götz

B. Ägypten (Tf. 66). §1. Gräber. Bauten aus Z., zu denen bei dem überall vorhandenen Nilschlamm ein guter Rohstoff zur Ziegelei (s. d.) im ganzen Lande gegeben war, ziehen durch die ganze äg. Geschichte und sind für alle Zwecke aufgeführt worden. Das Grab (s. d. D) der vorgesch. Zeit ist schon früh mit Z. ausgemauert worden, später sind Ziegelgräber mit mehreren Kammern angelegt, und zuletzt hat man in der frühdyn. Zeit Schacht- und Treppengräber gebaut. Sowohl die Mastabas der Vornehmen wie die Königsgräber sind in der ältesten Zeit aus Z. errichtet, auch in den Tempeln beginnt nur ganz vereinzelt die Verwendung von Stein. Die Totentempel des AR sind in allen sorgfältig ausgeführten Teilen in Steinblöcken errichtet; aber wo man einen Bauteil eilig vollenden wollte, benutzte man Ziegel. Die königlichen Grabanlagen des MR sind ebenfalls teilweise in Z. gebaut, zuweilen auch die Pyramiden, die ursprünglich eine Verkleidung und eine Spitze aus Haustein erhalten haben oder erhalten sollten. Für freistehende Privatgräber hat man vom AR bis in die christliche Zeit hinein fast immer einen Ziegelbau aufgeführt. Nur die Mastabas des AR haben einen massiven Steinkern, in welchem Kulträume ausgespart sind; aber auch hier hat man die vorgebauten Kammern aus Z. errichtet. Bei diesen Bauten ist von der Frühzeit ab das Gewölbe (s. d. B) angewendet (Band IV Tf. 126a), in später Zeit auch Kuppeln. — S. a. Grab D § 7, 10; E § 3.

§ 2. Wohnhäuser. Die Wohnhäuser für Private wie für Könige sind in Ä. zu allen Zeiten aus Z. errichtet worden. Nur einzelne Bauteile sind in Stein ausgeführt, z. B. die Türeinfassungen und die als durchbrochene Platten gearbeiteten Fenster. Die Wände der Häuser sind im allg. glatt gewesen, während die alten Gräber gern Lisenen verwendeten.

Hauswände sind im Äußeren wie im Inneren vermutlich verputzt gewesen; bei Grabungen ist zuweilen Putz mit bunter Malerei als Schmuck der weißen Fläche gefunden worden. Königspaläste zeigen in Grundriß und Aufbau eine reiche Belebung der Form gegenüber den Privathäusern, auch durch die Verwendung von steinernen Säulen in den größeren Räumen. Bunte Malerei auf dem Fußboden ist auf einen glattgestrichenen Überzug von Stuck gebracht; als Unterlage ist dabei Nilschlamm verwendet, also der Rohstoff der Ziegel, jedoch ungeformt. In vielen einzelnen Fällen hat sich im Hausbau das Aufführen von Wänden, das Hinstellen von Blöcken aus Nilschlamm in derselben Weise erhalten, wie es in der Urzeit in Gebrauch war, als das Formen des Rohstoffes zu Ziegeln noch nicht erfunden war; auch bei den Bänken (arabisch *Mastaba*) vor der Haustür. Der den Nilschlamm bildende Lehm läßt sich auch ungehärtet als Masse zum Bau verwenden. — S. a. Baukunst B, Haus B und Band V Tf. 62.

§ 3. Festungen. Zu allen Zeiten sind Festungen und Stadtmauern aus Z. hergestellt worden. Die ältesten von ihnen mögen in die Urzeit zurückgehen, gesicherte Anlagen sind für das AR nachweisbar. Im nubischen Katarakten-Gebiet liegt heute noch in verhältnismäßig guter Erhaltung eine große Zahl der Festungen, die von den Äg. zur Sicherung des Grenzgebietes angelegt worden sind. Es sind sämtlich kleine Anlagen, die nur einer beschränkten Zahl von Soldaten Raum gaben und bei einer Einschließung nur für verhältnismäßig kurze Zeit gehalten werden konnten. Einige von ihnen liegen im flachen Nil-Tal und schützen die Besatzung nur durch hohe Mauern, aus denen, vorzugsweise an den Ecken, Türme heraustreten. Andere hat man auf der Höhe von Felsen, auch auf Inseln angelegt, sodaß sie nahezu uneinnehmbar waren. Wenn es richtig ist, daß die ältesten dieser nub. Festungen, deren größte Menge aus dem MR stammt, im AR angelegt worden sind, so haben wir in diesen Vorbilder für den späteren äg. Festungsbau zu sehen, für den die syr. Grenze gute Beispiele gibt. Von der Gegend des heutigen Suez-Kanals, in der eine befestigte Mauer mit Forts und eine gut gesicherte Brücke über den dort mün-

denden Nil-Arm gelegen hat, reichte bis nach Syrien hinein eine Kette von äg. Festungen, die im NR der Stützpunkt der erobernden Pharaonen gewesen sind. Auf den äg. Schlachtenbildern sind die syr. Festungen in derselben Weise wie die äg. dargestellt, so daß man folgern muß, daß die äg. Anlagen das Vorbild gewesen sind. Vielleicht haben allerdings die Hettiter aus Kleinasien eine besondere Technik des Festungsbaus und der Verteidigung mitgebracht (Journal asiat. 1900 Weill; Neuburger *Technik des Altertums* 1919 S. 287). — S. a. Festung B.

Auguste Choisy *L'art de bâtir chez les Égyptiens* 1904; G. Perrot *Histoire de l'art I* (1882) S. 107, 505; dtsh. von Pietschmann 1884 S. 105, 413, 459; Wiedemann *Äg.* S. 333; Erman-Ranke *Äg.* S. 506. Roeder

C. Palästina-Syrien.

§ 1. Herkunft. — § 2. Maße. — § 3. Zusammensetzung und Herstellung. — § 4. Angaben im AT.

§ 1. Für den Bau der ältesten Wohnungen (s. Haus C) hat man sich im W Palästinas zunächst mit einfachen Hütten begnügt, die aus Rohr und Lehm hergestellt waren. Im O dagegen ist mit rohen Steinen gebaut worden. Vom Anfang des 3. Jht. ab hat man aber Z. aus Lehm geformt, an der Sonne getrocknet und dann ohne Bindemittel übereinandergesetzt. Dieses Verfahren erlaubt die Herstellung glatter Wände, an denen der Regen abläuft, da sie nach unten zu stärker als oben werden, sowie rechtwinklig aneinandergesetzter Mauern. Woher diese Kunst den Bewohnern bekannt wurde, können wir noch nicht sagen. Man hat auf Ägypten oder Babylonien als Ausgangspunkte verwiesen, wo schon frühzeitig mit Z. aus Lehm gebaut worden ist. In Palästina scheint diese Bauweise zunächst in der Ebene aufgetreten zu sein und sich dann (mit der bäuerlichen Kultur? P. Karge *Rephaim* 1917 S. 667 ff.) nach N verbreitet zu haben. Eigenartig ist jedenfalls hier die Verbindung von einem Oberbau aus Lehm-Z. mit einem Steinsockel (s. Baukunst C), der nicht nur gegen die Bodenfeuchtigkeit schützte, sondern auch dem ganzen Bau große Festigkeit gab. Zur Vollendung kam diese Kunst bei den starken Festungen der Kanaaniter (s. Festung C, Jericho; Band III Tf. 87).

§ 2. Die Hoffnung, aus den Maßen der Z. auf die Herkunft dieser Bauart und auf bestimmte, damals übliche Maße (s. d. D) schließen zu können, hat sich leider nicht erfüllt. Bei den Ausgrabungen sind die verschiedenartigsten Abmessungen festgestellt worden, ohne daß es gelungen wäre, sie auf ein allgemein gültiges Normalmaß zurückzuführen. Je nach der Verwendung als Läufer oder Binder nimmt die L. des Z. ab oder zu. Die längsten Z. (bis 1,10 m) sind in der Stadtmauer von Megiddo (s. d.) gefunden worden (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 30). Sehr oft kommen quadratische Z. oder deren Hälften vor (*tell el-hesi* 33 × 17 cm Petrie *Tell el Hesi* S. 35; Megiddo 35 × 35 cm; 33 × 33 cm; 33 × 18 cm; 30 × 15 cm Schumacher S. 27, 30f., 33, 35, 40, 116, 129, 138; Thaanach 36 × 36 cm Sellin *Tell Ta'annek* S. 25; Gezer 53,4 × 26,7 cm Macalister *Gezer* I 179; Jericho 50 × 50 cm; 41 × 41 cm; 39 × 39 cm; 38 × 38 cm; 37 × 37 cm; 35 × 35 cm Sellin-Watzinger *Jericho* S. 25, 62, 72, 85; Gaza 30 × 16 cm Quarterly Stat. 55 [1923] S. 25f. W. J. Phythian-Adams; Sendschirli 35 × 34 cm Mitteilungen aus den orient. Sammlungen Berlin 12 [1898] S. 105; Karkamisch 38 × 38 cm; 42 × 21 cm; 40 × 20 cm *Carchemish* II [1921] S. 91, 120). Die Verdoppelung dieses Maßes ergibt den Binder (*tell el-hesi* 55,8 × 31,7 cm; 66—65 × 36—32 cm Petrie S. 35). Annähernd stimmen die Maße der Z. in der alten Stadtmauer von Megiddo überein, so daß man hier am ersten von einer durchgehend verwendeten Größe sprechen könnte (H.:L.:Br. = 1:3:3 bzw. 1:6:3 oder 1:2,54:1—2 oder 1:4,5:3), ebenso in Jericho (s. d.) für die jüdische Zeit (40 × 30 × 13 cm Sellin-Watzinger *Jericho* S. 72). Die H. der Z. schwankt zwar auch an den verschiedenen Orten (*tell el-hesi* 9—14 cm; Megiddo 10—14 cm; Thaanach 14 cm; Gezer 10,2 cm; Jericho 10—15 cm; *ain Sems* 12,8 cm P. E. F. Annual 2 [1912—13] S. 32 D. Mackenzie; Gaza 15,2 cm Quarterly Stat. 52 [1920] S. 156 J. Garstang; Sendschirli 10—14 cm; Karkamisch 9—14 cm), hält sich aber natürlich innerhalb enger Grenzen. Ein regelmäßiger Wechsel der Maße nach den verschiedenen Schichten läßt sich auch nicht erkennen, da an jeder

Stätte die Z. nur für den eigenen Bedarf hergestellt wurden und ungebrannte Z. nicht weithin befördert werden können.

§ 3. Leider gibt auch die Beschaffenheit der Z. und die Beschaffenheit des Lehmes keinen sicheren Anhalt für die zeitliche Bestimmung. In Megiddo bestanden die ältesten Z. aus grauem, geschwemmten Lehm mit fein geschnittenem Stroh oder Häcksel, etwas Flußsand und wenig Holz, Steinchen und Asche, die der 3. Schicht aus wesentlich anderem Lehm, der kleine Kalk- und Dolerit-Steinchen sowie zerhacktes Stroh enthielt, die der 5. Schicht aus schlecht geschwemmtem Lehm mit viel Zusätzen, die der 6. Schicht aus gut gereinigtem Lehm mit viel Zusätzen (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 26, 41, 117, 134). In Jericho fehlen in den ältesten Z. fast alle Beigaben zu dem reinen Lehm (Sellin-Watzinger *Jericho* S. 22). Als Farben werden in den Berichten angegeben Rot, Dunkelbraun, Hellbraun, Gelb, Schmutzigweiß (Macalister *Gezer* I 181), Grün und Grau (Quarterly Stat. 55 [1923] S. 25f. W. J. Phythian-Adams). Ob die Z. nur an der Luft getrocknet (so in Megiddo, Gezer, Jericho, Gaza), vor der Verwendung gebrannt oder erst bei der Einäscherung der Stadt durch Feuer gehärtet waren, ließ sich nicht überall sicher bestimmen. Meistens sind ungebrannte Z. verwendet worden, gebrannte in Gaza nur zur äußeren Verschalung oder in tieferen Lagen der Lehm-mauer (Quarterly Stat. 52 [1920] S. 156 J. Garstang). Glasierte Z. scheinen nur im N vorzukommen (*Carchemish* II [1921] S. 154 [um 1000 v. C.]). Zur Herstellung der ungebrannten Ziegelsteine benutzte man Holzformen (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 129, Tf. 41, b [EZ]; *Carchemish* II [1921] S. 143), und gelegentlich wurden auf den Z. Marken in Form von Strichen oder Kreisen angebracht (Schumacher *Tell el-mutesellim* S. 138; Sellin *Tell Ta'annek* S. 25 Abb. 10; Macalister *Gezer* I 179 Abb. 67 ff.).

§ 4. Das AT kennt den Z. (hebr. *l'bēnā*, pl. *l'bēnim*) als ältesten Baustoff in Mesopotamien (Gen. 11, 3) und Ägypten (Exod. 1, 14; 5, 7 ff.), aber auch in Palästina selbst (Jes. 9, 9; 63, 3 [bei Altären?]; 2. Sam. 12, 31: *malbēn* = Z.-Form). Wenn Z. zur Aufzeichnung von Schrift oder Bildern be-

nutzt werden (Ezech. 4, 1), so ist wohl eher an Tontafeln oder Scherben zu denken (s. Brief B).

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 750.

Peter Thomsen

D. Vorderasien. Die älteste Form der Urkunde aus Ton (s. Tonurkunde) und überhaupt der Tontafeln (s. d.) ist der Bauziegel. Seine häufigste Art ist der an der Sonne getrocknete Lehm- oder Luftziegel, babyl. *libittu* genannt. Die Z. wurden mit Inschriften versehen, seit der akkad. Zeit auch gestempelt (s. Ziegelstempel), dann meistens auch gebrannt, babyl. *agurru*. Die Inschriften stammen durchgehend von Fürsten und Königen, nennen ihren Namen und Titel und nehmen Bezug auf das Bauwerk, dem der Z. angehörte. Für die Form, in der die Z. gefertigt wurden, ist der Ausdruck *nalbanu* gebräuchlich gewesen.

In Babylonien ist die Form der ältesten Z. der Zeit des Urnina recht eigenartig, viereckig-oblong, 0,20 m : 0,295 m und etwa 0,05 m dick. Sie sind auf der Inschriftseite stark gewölbt und tragen hier in der Mitte meistens den Eindruck des Daumens. Sie werden plan-konvexe Z. genannt. Etwas später ist die Wölbung geringer, schon zur Zeit Eannatums, des Enkels des Urnina. Eine Zusammenstellung dieser Formen gibt H. V. Hilprecht *Explorations in Bible Lands* 1903 Abb. S. 542. Seit der akkad. Zeit ist die Gestalt verändert, sie ist quadratisch; die Z. Gudeas von Lagasch (2600 v. C.) sind 0,315 m breit. Die Form bleibt bis zu Nebukadnezar II., wo die Z. 0,32—0,33 m im Quadrat sind, dieselbe.

Die Ausdrücke für Z. und Ziegelschicht (assy. *ipku* oder *tikpu*) werden in Assyrien unmittelbar als Bezeichnung der Maßstäbe verwendet (s. Mass E § 6). Durch die Ausgrabungen von Assûr (s. d.) ist die Größe der Z. in Assyrien genau bekannt. Sie sind quadratisch und im Verhältnis zu denen Babyloniens größer. Um 2000 sind die Z. 0,32—0,35 m br., 0,08 m dick, sie vergrößern sich um 1800 auf 0,34—0,35 m Br. und 0,09—0,10 m Dicke, um 1300 auf 0,37—0,38 m Br. und 0,10 m Dicke; die Breite der Z. bleibt bis zuletzt dieselbe, die Dicke aber steigert sich auf 0,12—0,13 m, im 7. Jh. sogar auf 0,15 m. Neben dem quadratischen Z. gibt es für besondere Zwecke Abarten,

z. B. für Säulen runde Z. oder solche in Gestalt eines Kreisabschnitts; auch kompliziertere kommen vor, sind aber nicht häufig. S. a. Band III Tf. 40b, IV Tf. 83.

W. Andrae *Festungswerke von Assur* WVD OG 32 S. 25; E. Unger *Die Nippurelle* PKOM I (1916) S. 7, 17, 24f.; ders. *Babylon. Schrifttum* 1921 S. 8 Abb. 7, 33—35. Eckhard Unger

Ziegelbau s. Baukunst, Haus, Ziegel.

Ziegelei (Ägypten; Tf. 66). Eine gute Darstellung der äg. Z. befindet sich im Grabe des Rechmire bei Theben (18. Dyn., um 1450 v. C.; vgl. Tf. 66a; W. Wreszinski *Atlas I* Tf. 319—321). In vorgesch. Zeit, aus der keine Kunde über die Z. vorliegt, wird das Verfahren nicht viel anders gewesen sein. Die Ziegel wurden aus Nilschlamm und Häcksel, zuweilen auch mit Tonscherben vermischt, geformt und mittels einer Holzform (Petrie *Kahun* Tf. 9 Nr. 23) ausgestochen. Die in Kahun (s. d.) gefundene Ziegelform ergibt Ziegel von 28,5 : 14,2 : 8,6 cm. Die gleiche Holzform wird auch heute noch in Ä. verwendet. Dann wurden die Ziegel getrocknet und ungebrannt zum Bauen verwendet. Nach Wiedemann *Äg.* S. 335 kommen gebrannte Ziegel nur bei der Umfassungsmauer eines Ortes beim heutigen El-Hibe in Mittel-ägypten etwa aus dem J. 1000 v. C. vor. Das Modell einer Z. aus dem MR befindet sich im Berliner Museum (Inv. 16013 unveröff.). Über die Verwendung von Ziegeln s. Ziegel B. Scharff

Ziegelstempel (Vorderasien). Zur schnelleren Vervielfältigung der Inschriften auf Bauziegeln verwendete man Stempel, die im ganzen Stück aus Ton oder wahrscheinlich auch aus Holz gefertigt waren. Es haben sich nur wenige Tonstempel erhalten. Die ältesten von Naram-Sin und Scharikalischarri (Dyn. von Akkad um 2800 v. C.) sind in Nippur (s. d.) und Adab (s. d.) gefunden. Die Stempelfläche trägt die erhabenen ausgeschnittenen negativen Zeichen, die andere Seite einen Handgriff. In Assyrien ist in Aššūr (s. d.) das Bruchstück eines Stempels von Schamschi-Adad I. (2000 v. C.; Assur 20013) ausgegraben. Sonst sind nur gestempelte Ziegel von Naram-Sin bis Nabonaid auf uns gekommen. Um 1300 v. C. hat man in Assyrien Stempel verwendet, die aus einzelnen Typen zusammengesetzt sind; wie O. Schroeder an zwei Beispielen wahr-

scheinlich gemacht hat; Assur 22032: WVD OG 37 Nr. 159 und Assur 22856 c: ebd. Nr. 149.

E. J. Banks *Bismaya or the lost city of Adab* 1912 S. 342; E. Unger *Babylon. Schrifttum* 1921 S. 8 Abb. 36, 37; *ZfAssyr.* 34 (1922) S. 157f. O. Schroeder. Eckhard Unger

Ziegenfisch s. Mischwesen § 50.

Ziegenträger. Das Opfer (s. d. B § 4—6) eines Zickleins, das vom Opferer vor die Gottheit getragen wird, ist in Babylonien schon seit alters auf den Denkmälern dargestellt, z. B. Sarzec und Heuzey *Découvertes* Tf. 6^{ter}, 4; sehr häufig auf den Siegelzylindern (Band IV Tf. 156b). Gewöhnlich ist es ein Fürst, Statthalter oder König, der, das Zicklein im linken Arm, die Zeremonie ausführt (AO 15 Abb. 44 B. Meissner). Besonders oft begegnet dieser Opferer in der Hammurapi-Zeit (B. Meissner a. a. O. Abb. 110; AO 17—18 Abb. 27, 300 O. Weber), auch vorher (O. Weber a. a. O. Abb. 434; 439, 440), und endlich auf Reliefs der assyr. Könige, wo aber Genien dieses Opfer darbringen (Pottier *Antiquités Assyriennes Musée du Louvre* 1917 Tf. 12 Nr. 25 und 27).

Eckhard Unger

Ziehen s. Bronzetechnik A § 4, Draht.

Ziesel s. Diluvialfauna § 3.

Zieselieren s. Bronzetechnik A § 11—15, Eisen A § 10.

Zikkurratu s. Tempelturm.

Zimbalóva (Cimbalóva) Mogila (Südrußland). Im Bezirk Melitópól bei dem Dorfe Bolšaja Bělozerka 1867—68 untersuchter großer (15 m H.) skyth. Kurgan vom Ende des 4. Jh. v. C. Das Hauptgrab war ausgeraubt. Das unberührte Nebengrab enthielt 6 mitbestattete Pferde, mit so reicher Ausrüstung, daß die Z. M. zu den wichtigsten Pferdegräbern Skythiens gehört. Hervorgehoben seien die goldenen Backenplatten von 2 Pferden in Form stilisierter Raubfische (Band XIII Tf. 36^D) und eine Stirnplatte mit der Darstellung einer eigenartig ornamental umgebildeten kleinas. Artemis. S. a. Sěrogozy-Gruppe und Südrußland D § 68.

CR Pétersb. 1867 S. XXI; ebd. 1868 S. XIX; Kondakov *Antiq. Russie mérid.* S. 254ff.; Montelius-Festschrift 1913 S. 233ff. Rostovcev; Borovka *Scythian Art* 1928. M. Ebert

Zimnicea (a. d. Donau; Rumänien; s. die Karte Band XI Tf. 34). Brandgräberfeld der mittleren und späten Latènezeit (LTZ C und

D) von gleichem Charakter wie Poiana, Crăsani, Piscul-Coconilor, Tinosul (s. d.), Mânăstirea u. a. FO der Walachei, das aber wohl noch nicht systematisch ausgebeutet ist und jedenfalls noch keine zusammenfassende Veröffentlichung erfahren hat. Bemerkenswerte Gefäßformen, deren Vorstufen teilweise bis ins Neol. zurückreichen, bilden doppelkonische Krüge (Pârvan *Getica* Abb. 419), weitbauchige Krüge mit auswärts geschweiftem Hals (wie Pârvan Abb. 78—81 von Crăsani), Fußschalen, Tassen, Teller, Schüsseln und Schalen von wechselndem Profil und mit horizontalen Henkeln (ebd. Abb. 444) sowie ähnliche Formen, doch finden sich auch wie in Tinosul, Crăsani u. a. Gräberfeldern griech. Kantharoi und Amphoren, die z. T. auch nachgeahmt werden. Unter den Verzierungen sind besonders die ein- und noch häufigeren mehrreihigen vertikalen und horizontalen Wellenlinien bemerkenswert, die sich außer in den genannten Gräberfeldern der Walachei (s. Tinosul) auch auf gleichartigen Gefäßen Siebenbürgens und Ungarns sehr häufig wiederfinden (Arch. Ertesitö 3 [1870] S. 18 Rómer; Pârvan S. 574 Abb. 410 u. a.). Im übrigen ist die Grabsausstattung, wie gleichfalls auf den sonstigen Gräberfeldern der Walachei, im Gegensatz zu den rein-kelt. Gräbern sehr ärmlich, und namentlich fehlen Waffen vollständig. Pârvan schreibt daher diese Gräber wie die übrigen dieser Gruppe (s. o.) der altbodenständigen getischen Bevölkerung zu, während er die Gräber von Gruia, Apahida, Balsa usw. mit Recht für rein-keltisch hält.

V. Pârvan *Getica o protoistorie a Daciei* 1926 S. 459—646.

G. Wilke

Zink. Mannimmt allgemein an, daß metallisches Z. im Altertum nicht bekannt war. Allerdings soll in Pompeji der Oberteil eines Brunnengebels mit metallischem Zink bedeckt sein (Chassaigne und Chauvet *Analyses de Bronzes anciens* 1903 Anhang); es wäre das aber das einzige aus dem Altertum bekannte Stück. Über den Anteil des Z. an Kupferlegierungen (Messing) und deren Chronologie s. Legierung § 5.

Alfred Götze

Zinn.

A. Europa. § 1. Das leicht schmelzbare (Schmelzpunkt 230° C), dehnbare und silber-

glänzende Metall eignet sich gut zur Herstellung von Schmuck, aber wegen seiner Weichheit nicht für Werkzeuge und Waffen. Dem entspricht auch seine Verwendung im Altertum. Seine besondere Bedeutung für die vorgesch. Technik liegt darin, daß es durch Legieren mit Kupfer ein hervorragend schönes, brauchbares und leicht zu bearbeitendes Material für Werkzeuge, Waffen und Schmuck gibt (s. Bronzeßu A, Bronzetechnik A, Legierung). Man gewinnt es aus Zinnstein, dessen Vorkommen in Europa auf wenige Gegenden beschränkt ist. Die für das Altertum wichtigsten Lagerstätten sind Cornwall (s. Zinnbergbau) und die pyren. Halbinsel, besonders deren nw. Teil, der neuerdings wieder von Obermaier mit den Kassiteriden identifiziert wird. Geringere Bedeutung hatten diejenigen von Frankreich, wo Z. in den Dép. Dordogne, Corrèze, Haute-Vienne, Creuse und Allier und in der Bretagne vorkommt, und von Cento Camarelle bei Campiglia in Etrurien, letztere wahrscheinlich von den Etruskern ausgebeutet. Ob die Zinnseifen des Erz- und Fichtelgebirges benutzt wurden, ist umstritten. Außerhalb Europas kommt noch die pers. Provinz Khorassan, wo alte Zinnbergbaue gefunden wurden, in Betracht. Daß die reichen Zinnwäschchen Hinterindiens, wie vermutet wird, für das vorgesch. Europa Zinn lieferten, läßt sich nicht nachweisen.

Beyschlag, Krusch und Vogt *Die Lagerstätten der nutzbaren Mineralien* II 631ff.; Trepow *Die Mineralbenutzung in vor- und frühgeschichtl. Zeit* 1901 S. 29; Mém. de la Soc. R. des Antiquaires du Nord 1866 S. 34ff. Morlot; Montelius *Chron. ält. BZ.* S. 210; Déchelette *Manuel* II 94ff. mit Literatur; Boletín Arqueológico de la Comisión Provincial de Monumentos Históricos y Artísticos de Orense 7 (1923) S. 32ff. des Sep.-Abdr. H. Obermaier.

§ 2. Das beschränkte natürliche Vorkommen muß schon in der ält. BZ, als der Hunger nach Bronze sich überall regte, ein starker Antrieb zum Handel (s. d. A) über weite Strecken gewesen sein. Denn wo man Bronze goß — und das geschah überall —, brauchte man auch Z., und zwar ungemischtes. Die Einführung fertig legierter Bronze genügte nicht, denn um den beim Umschmelzen von Bronzebarren und Altmaterial entstehenden Zinnverlust auszu-

gleichen, mußte jedesmal Z. zugesetzt werden. Dieser technischen Forderung entspricht es nun, daß in Gießereifunden und auch sonst Rohzinn zuweilen vorkommt. Wahrscheinlich würde es viel häufiger festgestellt werden, wenn es nicht leicht vollkommen zu Pulver oxydierte und sich so der Beobachtung entzöge. Ein besonders geformter Zinnbarren wurde bei Falmouth gefunden; es ist wohl einer der Barren, die man nach Diodor V 22 beim Vorberge Belerion (Cornwall) in Form von Astragali goß. Sonst kommen Barren und Gußkuchen hin und wieder in Gießereifunden vor (vgl. Olshausens Zusammenstellung von Zinnfunden ZfEthn. Verh. 15 [1883] S. 86ff.); ferner: Zinnbarren in einem Gießereifunde von Aeschi, Berner Oberland (Heierli *Urgeschichte der Schweiz* S. 235), und ein Stück Z. in einer früheisenzeitl. Steinkiste von Waldenburg, Kr. Neustadt (Amtl. Ber. WPM. 15 [1894] S. 27). Kleine Zinnstäbchen, die zuweilen in den Schweizer Pfahlbauten vorkommen, sollten wahrscheinlich nicht zur Bronzebereitung, sondern zur Herstellung ornamentaler Einlagen in Tongefäßen dienen (s. Töpferei A § 15).

§ 3. Über Umfang und Art der Zinnverarbeitung gibt die erwähnte Zusammenstellung Olshausens ein Bild. Es sind zum überwiegenden Teil Schmucksachen: Hals- und Arminge, Spiralinge, ein noch nicht veröffentlichter Halskragen von Wilkersdorf (Kr. Königsberg, Neumark; Staatssl. Berlin), Köpfe von Bronzenadeln, ein Doppelknopf, eine Perle, Rädchen u. dgl.; seltener Gebrauchsgegenstände, wie die Fassung eines Schleifsteins von Hallstatt und ein Gewicht von Auvernier. Vor allem aber eignete es sich wegen seiner Schmiegsamkeit zu allerlei Beschlägen und Einlagen (s. § 5). Räumlich sind diese Funde über Schweden, Dänemark, Großbritannien, Österreich, Schweiz, Savoyen, Deutschland und den Kaukasus verbreitet.

Als das älteste europ. Vorkommen müßte man den Zinnbelag eines Tongefäßes aus dem kupferzeitlichen Pfahlbau von Finelz (s. d.) ansehen, wenn nicht der Umstand, daß es der einzige Fund aus jener Frühzeit, diese Verzierungsweise aber sonst charakteristisch für die spätbronzezeitl. Schweizer Pfahlbauten ist, zur Vorsicht mahnte. Da-

gegen ist die Datierung der mit Zinnstiften beschlagenen nord. Holzgefäße (Band IX Tf. 110c, 116a. c) in die ä. BZ gesichert. Eine Häufung der Zinnfunde tritt in der jüngsten BZ und ältesten EZ ein; es scheint, als ob man an Stelle des Silbers, das damals n. der Alpen selten vorkommt, den Bedarf an weißem Metall durch Z. gedeckt hat.

ZfEthn. Verh. 15 (1883) S. 86ff., 467ff.; ebd. 16 (1884) S. 524ff.; ebd. 18 (1886) S. 242, 490 Olshausen; Präh. Z. 9 (1917) S. 61 Götze; Jahrbuch der Gesellsch. f. Lothring. Geschichte u. Altertumskunde 18 (1906) S. 3, 55, 57 Forrer; Mannus 8 (1917) S. 46 Kossinna.

§ 4. Über die technische Verarbeitung des Z. liegen wenig positive Beobachtungen vor. Seine leichte Schmelzbarkeit läßt vermuten, daß massive Gegenstände in der Regel gegossen wurden. Dieselbe Eigenschaft ermöglicht es, nicht nur alle zum Bronzeuß tauglichen Arten von Gußformen zu verwenden, sondern man kann auch unbedenklich den direkten Guß in Steinformen voraussetzen. Besondere, ausschließlich für Zinguß bestimmte Gußformen lassen sich nicht feststellen, möglicherweise kommen manche zweiteiligen Steinformen für Ringe und kleine Ornamente, Rädchen u. dgl. in Betracht. Technisch möglich sind auch Formen aus Holz, wenn nicht zu viele Ausgüsse aus derselben Form gemacht werden; solche sollen die Briten in Kent am Ende der LTZ zum Gießen von Zinnmünzen benutzt haben (J. Evans *Bronze impl.* S. 426, 445; ders. *The coins of the ancient Britons* 1864 S. 123ff.).

Die Bearbeitung mit dem Hammer ist leicht und dürfte gelegentlich auch bei der Formung massiver Stücke mitgewirkt haben, wenn es sich bei dem beschränkten Denkmälerbestand auch nicht nachweisen läßt. Durch Hämmern sind gewiß die Inkrustationen der Schweizer Pfahlbaugesäße hergestellt, und man ist hierbei bis zur Erzeugung ganz dünner Blätter, entsprechend unserem Stanniol, gegangen. Die bei Bronze-technik A erörterten Schwierigkeiten beim Punzen und Gravieren fallen beim Z. fort; es läßt sich mit Bronzewerkzeugen leicht bearbeiten. Über die Bearbeitung der Zinnlegierungen s. Bronzeuß A, Bronze-technik A, Legierung.

§ 5. Eine Spezialität der Zinntechnik sind die schon erwähnten Inkrustationen, die sich in drei Gruppen gliedern. Die erste sind Holzgefäße aus den Eichensärgen der ä. BZ Dänemarks und Schleswig-Holsteins, deren Ornament aus Reihen eingeschlagener Zinnstifte besteht (s. § 3). Die zweite Gruppe sind Zinneinlagen (Platten und Stifte) in Bernsteinknöpfen von Bronzenadeln, die in der Schweiz bei Dörflingen, Murzelen, Sitten und Trüllikon gefunden wurden; sie stehen in Parallele zu ähnlichen Bronze-Einlagen in Bernsteinperlen des Hallstätter Kulturkreises. Als dritte Gruppe endlich erscheinen Inkrustationen von Zinnlamellen und Stanniol auf Tongefäßen und Spinnwirteln der jungbronzezeitl. Pfahlbauten der Schweiz (s. Schweiz C § 4) und Savoyens. Die Lamellen in Form von Bändern oder Vierecken sind entweder mit Harz (s. d. A § 4) aufgeklebt oder einfach in den Ton eingelegt; die Stanniolbedeckung ist auf das eingetiefte Ornament des Tongefäßes aufgepreßt, so daß dieses sich durchgedrückt hat. Im ö. Alpengebiet kommen Zinnlamellen auf einem bemalten Gefäß von Karfreit vor.

ZfEthn. Verh. 15 (1883) S. 93, 100ff. Olshausen; ebd. 19 (1887) S. 548 Virchow; Heierli *Urgeschichte der Schweiz* 1901 S. 407; Müller NAK. I 343 Abb. 174; Déchelette *Manuel* II 388f. mit weiterer Literatur.

§ 6. Über Verzinnen von Bronze- und Kupfersachen in vorchristlicher Zeit liegt nur spärliches und unsicheres Material vor. Nach Plinius (Hist. Nat. XXXIV 48) wandten es die Gallier zur Verhütung der Grünspanbildung an. Sobald man den wenigen in der Literatur genannten Fundgegenständen mit angeblicher Verzinnung nachgeht, kommt man auf schwankenden Boden. Entweder läßt sich der weißliche Überzug nicht sicher als Z. ansprechen, oder es besteht der Verdacht, daß die Zinndecke nicht absichtlich angebracht, sondern beim Erkalten der Bronze nach dem Guß entstanden ist. Solche Stücke sind Sicheln von Store Valby, Äxte von Rhosnesney, Gürtelscheiben aus der Gegend von Lüneburg, schließlich zahlreiche Messer, Dolche und Tüllenäxte der sibir. BZ (s. Sibirien C). — Über Zinn als Lötmedium s. Lötten A. — S. a. Bergbau A § 32, Bronzezeit; Geld.

J. Evans *Bronze impl.* S. 55ff.; ZfEthn. Verh. 16 (1884) S. 526 Olshausen; Montelius *Chron.*

äl. BZ. S. 75; Tallgren *Collection Tovostine* 1917 S. 32.

Alfred Götze

B. Naher Orient s. Bergbau E, Metall B—D.

Zinnbergbau (Englisch-Irischer). S. a. Bergbau A § 32, Bronzezeit § 10, Zinn A. — England ist eins der zinnreichsten Länder der Erde. Noch heute decken die Zinngruben von Cornwall $\frac{1}{4}$ des gesamten Weltbedarfs an Zinn. Dieser Reichtum hat zusammen mit dem der span. Zinngruben zu der Sage von den Kassiteriden (s. Großbritannien und Irland C § 16), den Zinn-Inseln im w. Ozean, den Anlaß gegeben, ohne daß es möglich wäre, diese Kassiteriden mit einem bestimmten Lande zu identifizieren. Cäsar kannte die südünglischen Zinngruben, wenn er auch der irrigen Ansicht war, daß die südbrit. Kelten dessen Verwendung zur Bronzelegierung nicht kannten (Bell. Gall. V 12). Die wertvollste Schilderung über den südbritischen Zinnbergbau haben wir aus augusteischer Zeit bei Diodor (V 22). Er spricht von dem Zinnbergbau beim Vorgebirge Belerion in Britannien, also offenbar auf Cornwall. „Es ist ein felsiger Boden, durch den sich Erdschichten ziehen, und aus diesen gewinnen sie durch Bearbeiten und Ausschmelzen das reine Metall.“ Es fand also zu seiner Zeit richtiger Hüttenbetrieb statt. „Sie formen das Metall zu regelmäßigen Astragalen und bringen es auf eine Insel namens Iktis (Wight?), in der Nähe von Britannien. Weil nämlich z. Z. der Ebbe das Zwischengelände austrocknet, so kann man Zinn in Menge auf Wagen nach dieser Insel bringen . . . Hier kaufen die Handelsleute das Zinn von den Einwohnern und führen es nach Gallien hinüber; nun machen sie den Weg zu Lande durch Gallien und lassen die Ware durch Pferde tragen, bis sie endlich nach ungefähr 30 Tagen an die Mündung der Rhône kommen.“ Es ist diese späte Zinnhandelsstraße also derselbe Weg, auf dem sich schon im 3. Jht. v. C. nach der Verbreitung der Megalith-Gräber (s. d. B) in Frankreich ein inniger Verkehr zwischen dem w. Mittelmeergebiet und Großbritannien abgespielt hat, derselbe Weg, auf dem auch die Glockenbecher (s. a. Glockenbecherkultur § 74 ff.) aus ihrer westmediterranen Heimat nach N gekommen sind. Es wird sich also schon zu Beginn der

Metallzeit der Export brit. Zinns ähnlich wie zu Diodors Zeiten abgespielt haben. Da die Kaufleute, die den Zwischenhandel besorgten, aus Furcht vor Konkurrenz den Ursprung ihrer Ware in möglichstes Dunkel hüllten, so entstand aus ihren Fabelerzählungen die Sage von den Kassiteriden.

Nur durch diesen Zinnreichtum, zu dem in Cornwall, Wales und Irland auch das Kupfer tritt, erklärt sich, zusammen mit den Goldfunden (s. d. B) Irlands, die große Bedeutung der großbritannischen Inseln in der frühen BZ und ihr Einfluß während der Periode der Steinkisten und der Per. I der BZ auf den germ. Norden.

Das Zinn tritt in Cornwall in festen Gesteinsadern und in Verwitterungsprodukten dieses Gesteins („Seifen“) auf. Beide sind offenbar schon in vorgesch. Zeit ausgebeutet worden. Die Funde von Steinhämmern, z. B. in den Gruben von Tregoß, deuten auf den Abbau des festen Gesteins, während es aus den Seifen durch Zinnwäsche gewonnen wurde. Solche Zinnwäschen vorgesch. Zeit sind bei Carnon gefunden worden, wo man in den 9—12 m unter der Oberfläche liegenden Wäschen neben menschlichen Schädeln u. a. eine Holzschaufel und eine aus zwei Stücken gefertigte Hirschhornhacke fand, ähnlich wie in den Flintminen von Cissbury (s. d.). Diese Funde deuten anscheinend auf die beginnende BZ.

Ein fast 90 cm l. Zinnbarren der Form, die offenbar Diodor im Auge hat, ist an der Südküste Cornwalls im Hafen von Falmouth ausgebaggert worden.

Archaeological Journal 31 (1874) Worth; Archaeologia 62 (1910) Sandars. — Kassiteriden: Lit. bei T. R. Holmes *Ancient Britain* 1907 S. 483ff.; ferner L'Anthrop. 1908 S. 129ff. Siret; RE s. v. Κασιτερίδες; Haverfield; Maedje *Über den Ursprung der ersten Metalle, der See- und Sumpferzverhüttung usw. in Schweden* 1916; Déchelette *Manuel* II 96; Read-Smith *Guide to the Antiquities of the Early Iron Age Brit. Mus.* 1905 S. 84f. — Barren von Falmouth: J. Evans *Bronze impl.* S. 426 Abb. 514; Montelius *Chron. alt. BZ.* S. 209 Abb. 510.

† W. Bremer

Zinnenring (Band IX Tf. 220f). Mit dieser Bezeichnung hat Tischler massive Bronzeringe (Hals- und Armringe) belegt, die auf der Oberseite der ganzen Ausdehnung nach mit niedrigen „Zinnen“ besetzt sind. Eine erhöhte Rippe ist

durch dreieckige Kerben in eine Reihe von Zinnen aufgelöst, die selbst viereckig erscheinen; die Kerben gehen meist bis in den Ringkörper hinein und oft noch über die Rippe selbst seitlich hinaus. Die Zinnen sind durch Gußverfahren in verlorener Form hergestellt in der Weise, daß auf den aus Wachs geformten Ring ein Wulst aus Wachs aufgelegt wurde, in den dann die Kerben hineingearbeitet wurden.

Von derartigen Ringen stammen 5 Stück (1 Hals- und 4 Armringe) aus einem Moorfund von Borchersdorf, Kr. Neidenburg, Ostpr. (Lissauer), zwei weitere aus einem Moorfund von Saffronken, Kr. Neidenburg (Bezenberger-Festschrift 1921 S. 27 Ebert), und einer aus einem Hügelgrabe bei Grünwalde, Kr. Pr.-Eylau (Tischler); sie gehören alle der frühen Eisenzeit (Per. VI Mont.) an.

Ähnliche Ringe finden sich in Süd- und Südwestdeutschland, doch sind bei diesen die Erhöhungen, die in den verschiedensten Formen auftreten, einzeln auf den Ring aufgesetzt und nicht in einen Wulst eingeschnitten. Man kann sie daher nicht im eigentlichen Sinne Z. nennen, wie das Tischler getan hat.

Ph.Ö.Schr. 31 (1890) S. 11 O. Tischler; Lissauer *Bronzezeit* S. 19 Tf. 10. W. LaBaume

Zinnober. Z. wurde im Altertum zum Rotfärben benutzt, ist aber nur selten nachgewiesen worden. Möglicherweise liegt bei manchen roten Malereien, bei denen man kurzer Hand Rötel (s. d.) anzunehmen pflegt, Z. vor. Aus der jung. StZ fand von Weinzierl in einem Grabe mit Schnurkeramik (s. d. A) von Klein-Tschernosek karmoisinrote Spritzer am Armknochen, die nach chemischer Analyse von Z. herrühren; ebensolche fand er am Schädel eines liegenden Hockers von Lobositz. Im Äneol. Italiens erscheint dieselbe Verwendung von Zinnober an einem Schädel von Sgurgola (Prov. Rom; s. a. Rote Farbe im Totenkult). In den (bronzezeitl.) Gräbern von Marcella im s. Portugal lagen größere Stücke desselben Materiales. Z. ist der Grundstoff des Quecksilbers, das man zur Feuervergoldung braucht. Wenn es sich bestätigt, daß diese bereits im 7. Jh. v. C. bekannt war (s. Vergolden A § 3), dann hätte man schon damals im Mittelmeergebiet den Z. zur Darstellung von Quecksilber benutzt.

ZfEthn. Verh. 12 (1880) S. 108 Pigorini; ebd. S. 352 Virchow; ebd. 27 (1895) S. 688; ZfEthn. 27 (1895) S. 64 von Weinzierl; Bull. Paletn. Ital. 24 (1898) S. 71 Tf. 16 Colini.

Alfred Götze

Zirkel (Meßinstrument). Der Z. scheint bisher aus dem vorgesch. Europa nur in einem im Grabhügel von Celles (Dép. Cantal) gefundenen eisernen Exemplar bekannt zu sein. Dies Stück (L. 17,5 cm) besteht aus zwei im Scharnier beweglichen, gleich langen Armen und einem dritten etwas kürzeren, der in eine pyramidenartige, abgesetzte Spitze ausläuft. Das auch sonst an Eiseninstrumenten und an Tongeschirr reiche Grabinventar (Brandbestattung) gehört in die Spätlatènezeit (s. a. Mühle A § 6 und Band VIII Tf. 109e).

L'Anthrop. 14 (1903) S. 385ff. J. Pagès-Allary, J. Déchelette und Ant. Lauby.

M. Ebert

Zirl (Tirol). An der nach Seefeld führenden Straße wurden in den J. 1908 und 1910 ungefähr 30 Brandgräber geöffnet, deren Haupturnen mit einfachem Steinsatz umgeben und oben gewöhnlich mit einer Steinplatte abgeschlossen waren. Es wurden Messer, Vasenkopfnadeln (s. d.) und Ringe aus Bronze, sowie verschiedene Urnen und Schalen gefunden. Das Gräberfeld gehört der Höttinger (s. d.) Kultur an.

G. Kyrle *Urgeschichte Tirols* Österreichische Kunsttopographie (im Erscheinen).

G. Kyrle

Ziro-Grab s. Chiusi § 2.

Ziste.

A. Allgemein (Tf. 67). So benennt man Bronzeeimer in Zylinderform, aus horizontal geripptem Blech zusammengebogen und vernietet. Man unterscheidet „weitgerippte“ ältere Z. mit zwei an der Seitenwand horizontal angelegten Handhaben (Tf. 67; Band IV Tf. 59, 14; V Tf. 22, 12 [vgl. a. ebd. Tf. 133 K]) und „engerippte“ jüngere mit beweglichen Bogenhenkeln am Rand (Band IV Tf. 61, 40; V Tf. 20, 6; VII Tf. 207; VIII Tf. 98^B d). Sie wurden im 7.—5. Jh. v. C. wahrscheinlich in Oberitalien hergestellt und verbreiteten sich hauptsächlich im hallstät. Kulturgebiet, vereinzelt auch darüber hinaus. Die Herkunft der Form ist ungewiß; H. Schmidt vermutet ägäische oder phön. Vorlagen, indessen kommen zylindrische Gefäße auch anderwärts gelegentlich vor; die Rippen

weisen m. E. eher auf Eimer aus Holzdauben und somit auf nord. Einfluß hin.

Eine andere Art Z. hat sich im griech. Kulturgebiet aus der bis in vormyk. Zeit zurückgehenden Pyxis entwickelt. Sie ist ebenfalls zylindrisch, hat aber einen figurengeschmückten Deckel und steht auf Füßen. Sie bleibt auf das klassische Mittelmeergebiet beschränkt (ficonische Ziste aus Praeneste [s. d.] 4.—3. Jh. v. C., spätere Typen aus der Zeit um C. Geb. im Museum Neapel). S. auch Eimer.

J. Schlemm *Wörterbuch* 1908 S. 83ff.; Hoops *Reall.* I 378f. H. Schmidt. Beide mit Literatur.

Alfred Götze

B. Italien (*Ciste a cordoni*). § 1. Eimerförmige zylindrische Gefäße, deren meistens allein erhaltener, aus Bronzeblech hergestellter Mantel mit Fußplatte und Deckel ein Holzgefäß verkleidete, von dem auch in einzelnen Fällen schwache Reste erhalten sind (Zannoni *Scavi d. Certosa* S. 242; Schumacher *Eine pränest. Ciste im Mus. v. Karlsruhe* 1891 S. 43; Mél. d'archéol. et d'hist. 1907 S. 400 Grenier; ders. *Bologne* 1912 S. 333). Ohne Voraussetzung eines Holzkerns würde das Gefäß für den praktischen Gebrauch zu empfindlich gewesen sein. Der Bronzemantel ist stets an der Seite durch große, flache Niete verbunden, zeigt daher Nähte. Die umlaufenden, in ziemlich starkem Relief sich abhebenden Rippen sind durch Pressen hergestellt. Sie betonen optisch ein scheinbar verstärkendes Zusammenfassen, das an Mündung und Fuß auch praktisch wird; am Fuß hält die Schlußrippe durch Umbiegen den Rand der Bodenplatte fest. Der Gedanke liegt nahe, daß die Rippen Nachklänge sind von Metallreifen, wie sie zum Zusammenhalten um Holzgefäße gelegt wurden, ähnlich wie noch heute besonders in Mittel- und Nordeuropa die Holzzeimer mit Eisen- oder Messingbändern umfaßt werden (so Archiv f. Anthr. 1895 S. 618—619 Hoernes). Das Anfassen und Bewegen wurde entweder durch ein Paar auf dem oberen Rand liegende bewegliche Bügelhenkel oder durch an der Seitenwand, bald mehr oben, bald mehr der Mitte zu, befestigte feste Greifhenkel erleichtert.

§ 2. Das hauptsächlichliche Verwendungsgebiet in Italien ist die ö. Po-Ebene, wo be-

sonders das Veneterland und Bologna (s. d.) mit der Romagna reich ist sowohl an Bronzeoriginalen wie an Tonnachbildungen, die wohl besonders zur Verwendung als Behälter für Leichenbrandreste hergestellt wurden, da es den Lebenden vielfach geratener erscheinen mochte, die wertvollen metallbeschlagenen Gefäße für den eigenen Gebrauch zurückzubehalten, eine auch für andere Gefäße und Gebrauchsgegenstände besonders in der Po-Ebene, auch der w., übliche praktische Sparsamkeit. Die ersten Rippen-Zisten erscheinen in einem Grabe von Fontanella (s. d.) di Casalromano, unweit Mantua (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 150), also einer Übergangs-Nekropole aus der letzten oberital. BZ in die EZ, woher auch die ersten halbmondförmigen „Rasiermesser“ (s. d. A 2): beide Geräte typisch für die sog. Villanova-Periode des ö. Oberitalien. Alsdann finden sich diese Z. in Este, Per. II und III (s. Este), und, in beträchtlicher Anzahl, weiter n. und nö. im ganzen Veneter-Gebiet bis hinauf in die Alpen, in das Küstenland, nach Istrien, Ungarn (s. d. F § 18) usw. Ferner in den Brandgräbern Bolognas, jedoch noch nicht in den älteren Schichten der sog. Villanova-Zeit; sie fehlen noch in den Gruppen von S. Vitale, Benacci I u. a. und tauchen erst auf mit Benacci II, Arnoaldi I usw., auch in gleichzeitigen Gräbern der Romagna bis hinab nach Verucchio (s. d.), Rimini und ganz Picenum (s. d.), sei es in Metall, sei es in den obengenannten Tonnachbildungen. Sie dienten nicht immer nur zur Aufnahme der verbrannten Leichenreste, sondern auch in Frauengräbern, wie noch ihre bekanntesten späten Nachfolger, die picenischen und pränestinischen Z., als Behälter für *mundus muliebris* jeder Art. Der eben besprochenen Gattung eigen ist eine gewisse Kleinheit, im Gegensatz zu der gleich zu nennenden späteren „etruskischen“ Art, sowie demgemäß auch eine beschränkte Zahl der umlaufenden Rippen; bewegliche doppelte Bügelhenkel sind üblicher als feste, an den Seiten des Gefäßkörpers angebrachte. Die Flächen zwischen den Rippen sind oft mit eingepreßten oder auch wohl eingepunzten oder ziselierten Linearverzierungen, konzentrischen Kreisen, Punktkreisen, kleinen Schlangenlinien (*serpentelli*), auch wohl Tier-

streifen geschmückt; auch hängen mitunter an den Seitenhenkeln aus Blech geschlagene Zierstücke. Die Deckel, wo erhalten, sind ähnlich verziert.

§ 3. Von dieser Gattung unterscheidet sich eine jüngere Art, die, ohne merkliche Übergangsformen, typisch wird für die etrusk. Zeit Bolognas. Die Z. wird größer, die Zahl der Rippen nimmt zu und die Zwischenräume werden enger, die schmückende Füllung der Flächen tritt zurück und hört bald ganz auf. Diese Wandelung beginnt sich bereits in jüngeren Schichten der vor-etrusk. verbrennenden Bevölkerung zu zeigen, so z. B. im Fondo Melenzani (ausgegraben 1893, noch unpubliziert), wo vereinzelte beigabenlose Skelettfunde nicht auf etrusk. Charakter oder auch nur Mischcharakter des Gräberfeldes bezogen werden dürfen, sondern zur Urbevölkerung gehören werden, da weder Etrusker noch Gallier beigabenlos denkbar sind. Dagegen wird man annehmen können, daß die hier gefundenen, mitunter recht großen Rippenzisten, durchweg Ton-Nachbildungen, ebenso zu verstehen sind wie schwarze Tongefäße, die zweifellos Nachbildungen etruskischer geriefelten, feinen Buccheros (s. d.) sein müssen, so daß der von den italien. Forschern festgehaltene Unterschied: kleine Z. vor-etruskisch, große etruskisch, im wesentlichen bestehen bleiben kann (Atti e mem. d. R. Dep. di stor. patria p. I. Romagna Ser. IV 4 [1914] S. 272—74 Ghirardini; ebd. 5 [1915] S. 443 Ducati); denn trotz einiger Bedenklichkeiten wird das Nebeneinander vor-etrusk. und etrusk. Bevölkerung im 6. und noch im 5. Jh. auch ein Übereinandergreifen kultureller und künstlerischer Formen notwendig im Gefolge gehabt haben: ist doch gerade im Fondo Melenzani schon eine etrusk. Graffito-Inschrift auf einem der Arnoaldi-Stufe entsprechenden kleinen Tongefäß festgestellt. Die Etrusker haben diese größere Form der Rippen-Zisten nicht mitgebracht, sondern erst in Bologna ausgebildet, wenn sie es überhaupt gewesen sind. Denn im eigentl. Etrurien ist die Rippen-Ziste kaum vertreten, bei dem dort frühen Ersatz des genieteten Bronzeblechgefäßes durch gegossene Formen sehr verständlich. Und das Wenige, was sich in Etrurien gefunden hat oder haben soll, zeigt nicht eine Vorstufe,

sondern eine vielleicht an Älteres (Cupra, Bologna Arnoaldi und Stradello: Bull. Paletn. Ital. 25 [1899] S. 76ff. Ghirardini) angelehnte Weiterbildung, indem die Seiten leicht eingeschweift sind (so Vulci [s. d.] Ann. Ist. 1885 S. 36, 3 Undset, wozu Marchesetti *Scavi n. necropoli di S. Lucia* S. 325; Gsell *Fouilles de Vulci* S. 375; Vetulonia [s. d.] Notizie 1895 S. 307 = Montelius *Civ. prim.* Tf. 190, 5 = ders. *Vorkl. Chronol.* Tf. 58, 17) oder die Z. mit Füßen versehen wird (Schumacher *Pränest. Ciste* S. 43). Auch in Latium fehlt die Rippen-Ziste. Also ist ihre Entstehung im ö. Po-Gebiet sicher, da sich dort die bei weitem größte Menge gefunden hat und immer weiter findet, von wo sie südwärts nach Picenum, nordwärts bis weithin über Friaul und das Küstenland nach Mittel- und Nordeuropa, sogar bis in die Nähe der Ostsee — Pansdorf bei Lübeck — oder gar bis an das Südufer des Ladoga-Sees (Rev. arch. 1898 II 125), westwärts nach der Lombardei und Piemont vorgedrungen ist. Gerade die Veneterkunst, die an ihrer alten Fertigkeit der kalten Metallbearbeitung in jeder Art von Gefäßherstellung — ich erinnere an die Situlen (s. d. B) — solange festgehalten hat und diese ihre balkanische Erbschaft bis auf den heutigen Tag fortsetzt (Schumacher *Pränest. Ciste* S. 65; oben Este), war mit solcher Art der Metallbearbeitung derartig verwachsen, daß sie die dadurch bedingten Formen auch auf Ton übertrug, wie die besonders der III. Per. eigene Neigung beweist, auch die Tongefäße durch umlaufende Relief-Rippen zu gliedern und die Zwischenflächen mit Metallglanz imitierenden, an rotes Kupfer und dunkle Bronze erinnernden Farben zu füllen (vgl. Band III Tf. 25d).

§ 4. Vereinzelt finden sich diese Rippen-Zisten auch im Halbinsel-Italien. Außerst spärlich (s. § 3) im W, häufiger in Picenum und weiter s., Apulien, Campanien und ein Exemplar im Inneren Siziliens.

Die nachgewiesenen weiter s. FO sind folgende: Marken (Bull. Paletn. Ital. 42 [1917] S. 42 Orsi); Montelcone (s. d.) di Spoleto, im selben Grabe mit dem Bronzewagen in New York (Band VIII Tf. 105^A, 105^B), II. Bologneser Typus, nach dem Wagen, einer Kleinmeisterschale u. a. ins 6. Jh., zweite Hälfte, gehörig (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 593; RC. Acc. Bologna 6 [1922] S. 8 SA Ducati). — Gnathia, ein Bruchstück; Tarent, zwei Exemplare, verschollen, nur auf

F. Lenormants Zeugnis beruhend: Gaz. arch. 1882 S. 93; RC. Accad. Bologna 6 (1922) S. 10 SA Ducati; Rügge-Rudiae, jetzt Museum Lecce, zwei Exemplare, abg. Bull. Paletn. Ital. 42 (1917) S. 110—112 Abb. A, B Maggiulli; vgl. Bull. Ist. 1881 S. 193 Helbig; Arch. Anz. 1921 S. 199; Allifae: Ann. Ist. 1884 S. 267 Dressel; Röm. Mitt. 2 (1887) S. 269 v. Duhn; ders. *Ital. Gräberk.* I 612, 5. Jh. — Kyme (s. d.), drei Exemplare: Ann. Ist. 1880 Tf. W 3 S. 241 Helbig; Röm. Mitt. 2 (1887) S. 269 v. Duhn; Marchesetti *Scavi n. necrop. di S. Lucia* 1893 S. 325; Grenier *Bologne* 1912 S. 336 u. ö. — Nocera dei Pagani: Bull. Napol. N. S. 5 (1857) Tf. 3 S. 178 Minervini; Willers *Bronzeimer von Hemmoor* S. 101. — Vico Equense, gefunden im J. 1879 auf einem kleinen Hofraum im ersten Hause am damals neuen Weg nach S. Maria del Castello, zusammen mit guten sf. Vasen und dem gegen die Mitte des 5. Jh. zu setzenden rf. Aktaion-Krater, Mon. Ist. 11 Tf. 42, 1, durch Barone an den Conte d'Aquila verkauft, der diese wie die andern Gegenstände mit nach Paris nahm (durch Bourguignon damals für mich gemachte Feststellungen). — Bei Terravecchia unweit Grammichele, Sizilien, das bis jetzt einzige erhaltene Exemplar von der Insel, doch bemerkt Orsi, daß im Depotfund von Aderò (s. Depotfund B II § 4, Sikuler A I VIII § 3ff.) sich eine ganze Anzahl Henkel fanden, die sehr wohl zu gerade solchen Z. gehört haben könnten: Bull. Paletn. Ital. 42 (1917) S. 36—49 Abb. 1; Arch. Anz. 1921 S. 199; Misc. Orsi 1921 S. 160—166 Ghirardini; Ducati *A proposito di una cista a cordoni trov. in Sicilia* RC. Acc. di Bologna Ser. 11, 6 (1922) S. 3—16 SA.

Die zuerst aus Anlaß der in Kyme gefundenen Z., alle des jüngeren, mit vielen dicht gesetzten Rippen versehenen Typus, eröffnete Diskussion, ob diese südital. Z. griech. Import, griech. Arbeit an Ort und Stelle, oder ob Bologneser oder Venetisches Fabrikat seien, ist noch nicht zu einem allseitig befriedigenden Ergebnis gekommen. Gegen Herkunft der Stücke aus Griechenland spricht die negative Tatsache, daß dort bis jetzt noch keine Z. dieser Art zutage gekommen sind; gegen Fabrikation etwa durch griech. Handwerker die bis jetzt so geringe Zahl und der z. B. für Campanien wohl zu beachtende Umstand, daß gerade das spätere Zentrum der Metallarbeit in jener Landschaft, Capua, noch kein Stück dieser Art geliefert hat, daß auch die kalte Metallbearbeitung in so junger Zeit — Maggiulli weist mit Recht auf die Nachbildung solcher Z. auf rf. Vasen apulischer Fabriken hin — weder in Etrurien noch im griech. Unteritalien mehr üblich war. Somit ist der von Willers ausgesprochene, von

Grenier *Bologne* S. 236 und Ducati aufgenommene Gedanke doch nicht ganz von der Hand zu weisen, daß die Billigkeit und Güte der Arbeit den bolognesisch-venetischen Arbeiten eine gewisse Verbreitungsmöglichkeit selbst in kulturell und kommerziell griech. orientierten Gegenden Italiens ermöglicht haben. Bei den ebenfalls venetischen Situlen (s. d. B.) taucht dieselbe Frage wieder auf (Bull. Paletn. Ital. 38 [1913] S. 30—38; 168—175 Orsi; Arch. Anz. 1921 S. 199).

v. Duhn

Zisterne s. Bewässerung.

Złota (Polen). § 1. Z., im Kreise Sandomierz, Wojewodschaft Kielce, gelegen, ist der Hauptfundort einer besonderen Gruppe der poln. Schnurkeramik. Außer einer neol. Ansiedlung existiert hier ein gleichzeitiges ausgedehntes Gräberfeld, das bereits seit vielen Jahren (leider meist unsystematisch) ausgebeutet wird und jetzt schon ziemlich erschöpft zu sein scheint. Das wenige, was durch fachmännische Untersuchungen bekannt geworden ist, genügt jedoch, um sich ein einigermaßen klares Bild von der Bestattungsform zu machen. Es sind durchweg Skelett- und zwar Hockergräber (Band X Tf. 64). Die meisten Gräber sind einfache Bodengräber ohne jeden Steinschutz, in denen die Skelette einzeln bestattet sind. Nur in einigen Fällen ist der Tote auf eine Unterlage von flachen Steinen gebettet. (Hadaczek und nach ihm Kossinna haben daraus mit Unrecht auf das Vorhandensein von Steinkistengräbern geschlossen). Nur wenige Gräber haben einen komplizierteren Bau und bestehen aus einem senkrechten Schacht, von dem unten eine große Kammer abzweigt, die gewöhnlich mehrere Skelette birgt. Der Eingang zur Kammer ist meist durch einen größeren oder mehrere kleine Steine verschlossen. Sämtliche Gräber, insbesondere aber die einfachen Bodengräber, sind sehr reich mit Keramik ausgestattet. Nur vereinzelt enthält ein Grab 1—2 Gefäße, meist sind es mehrere (gewöhnlich 6—8 Stück), oftmals werden aber über 10 Gefäße in einem Grabe gefunden. In einem auffallenden Gegensatz zu diesem Reichtum an Keramik steht die Spärlichkeit an anderen Beigaben: aus Stein, Knochen und Bernstein.

§ 2. Das Hauptinteresse gebührt der

Keramik, die einen ausgesprochenen Lokaltypus repräsentiert. Typische Formen sind vor allem Amphoren mit mehr oder weniger kugligem Bauch, kurzem, zylindrischen Hals und zwei auf der Schulter angesetzten Henkeln zwischen Halsansatz und größter Weite des Gefäßes, ähnliche Amphoren mit 2—3 Henkeln an der größten Ausweitung des Gefäßbauches (vgl. Band X Tf. 65a), ähnliche henkellose Gefäße (ebd. Tf. 65c), ferner weitmundige Vorratsgefäße mit einer mit Fingertupfen verzierten Leiste unterhalb der Mündung (ebd. Tf. 65d), schlanke, henkellose Becher mit S-förmig geschweifter Wandung, ähnliche oder mehr gedrückte Henkeltassen, z. T. mit Mondhenkeln (ebd. Tf. 65b), sowie tiefe Schalen mit Einziehung unterhalb des Randes (vgl. ebd. Tf. 65e). Die Gefäße haben häufig eine abgesetzte Stehfläche und sind im Oberteil fast durchweg sehr reich verziert. Neben der Schnurverzierung (meist in Form von Schnurwellenornamenten in mehreren parallelen Reihen) kommt ebenso häufig die nord. Tiefstichverzierung vor. Die gebräuchlichsten Motive sind wagerechte Reihen von kurzen senkrechten Strichen, die z. T. fransenartig angeordnet sind, z. T. auch ein schachbrettartiges Muster bilden, daneben treten Zickzackmuster sowie winkel- und halbkreisförmige Eindrücke auf. Charakteristisch für den Złotaer Typus ist das fast regelmäßige Zusammenvorkommen beider Ornamentensysteme: der Schnur- und Tiefstichverzierung, auf ein und demselben Gefäß, was bei anderen keramischen Gruppen Polens nur ganz vereinzelt anzutreffen ist. Außerhalb Z. sind ähnliche Gefäße aus anderen FO desselben Kreises Sandomierz, ferner aus den angrenzenden Kreisen Kielce, Opatów und Stopnica bekannt, die sämtlich auf dem linken (n.) Ufer der oberen Weichsel liegen.

§ 3. Die enge Verschmelzung der beiden Ornamentensysteme weist darauf hin, daß die Złotaer Kultur aus einer Vermischung zweier (oder vielleicht gar dreier) Kulturen entstanden ist, die an der oberen Weichsel aufeinandergestoßen sind. Einen Bestandteil dieser Mischung bildet zweifellos die späte Megalithkeramik vom ö. Typus, den zweiten die Oderschurkeramik (s. Schnur-

keramik A § 4 f.), außerdem aber scheint das Vorkommen von Schnuramphoren von thüringischem Typus (vgl. Band XI Tf. 96 b; mit Henkeln in der Mitte des Bauches) dafür zu sprechen, daß auch Einflüsse aus Mitteldeutschland bei der Entstehung des Złotaer Typus mitgewirkt haben. Das Vorkommen von Ansa-lunata-Gefäßen weist auf böhmische Einflüsse hin, die sich durch Vermittlung der sog. „kleinpolnischen“ Kultur Kozłowski geltend machen (s. Polen B § 7). Eine interessante Bestätigung des Mischcharakters der Złotaer Kulturgruppe bildet die von St. Lencewicz vorgenommene Untersuchung des Schädelmaterials von Złota, die erwiesen hat, daß die Träger dieser Kulturgruppe auch anthrop. durchaus ungleichartig zusammengesetzt sind. Neben typischen Langköpfen (Index 68) kommen hier nicht nur Mesokephale, sondern auch ausgesprochene Kurzköpfe vor (Index 85).

§ 4. Was die sonstigen Beigaben aus den Gräbern von Z. betrifft, so können wir uns kurz fassen. Am häufigsten sind geschliffene Feuersteinbeile und Meißel, ferner andere Feuersteingeräte, wie Messer, Schaber, dreieckige oder herzförmige Pfeilspitzen, vereinzelt kommen auch Speerspitzen und halbmondförmige Sägemesser vor. Aus anderem Gestein bestehen mehrere Äxte, u. a. schöne Streitäxte mit sog. imitierter Gußnaht von „osteuropäischem“ Typus (Äberg). Ferner sind einige Gegenstände aus Knochen zu nennen: Pfiemen, eine Gürtelplatte (vgl. Band X Tf. 60 f); Perlen und durchbohrte Tierzähne als Schmuck, weiter zahlreiche Muschelperlen, einige zylindrische Kupferblechperlen, sowie verschieden geformter Bernsteinschmuck. U. a. liegt eine große, flache Bernsteinscheibe mit kreuzförmigem Punktmuster vor (vgl. Band X Tf. 57 f), eine größere, sechseckige Platte mit 2 Öffnungen und Strichverzierung, mehrere Perlen mit V-Bohrung usw.

§ 5. Die meisten Funde aus diesem Gräberfelde befinden sich im Dzieduszycki-Museum in Lemberg (über 100 Gefäße). Zahlreiche Gegenstände besitzen auch die Museen des „Towarzystwo Krajoznawcze“ (Landeskundlichen Vereins) in Kielce und Sandomierz und das Majewski-Museum in Warschau. Vereinzelt Funde aus Z. befinden sich schließlich noch im Vorgesch. Staats-

museum in Warschau, im Archäol. Museum der Universität in Krakau, im Diöcesian-Museum in Sandomierz, im Museum des „Towarzystwo Krajoznawcze“ in Piotrków usw.

Materiały antr. arch. 9 S. 3—10 Tf. 1—10 Hadaczek; Pamiętnik Fizyograficzny Warschau Bd. 22, 5 S. 5 ff. Tf. 1—6; ebd. 24, 5 S. 1—9 Tf. 1—3 Lenartowicz; Światowit 10 (1913) S. 53—60 mit Tabelle Lencewicz; Wiadom. arch. 8 (1923) S. 38—42 Abb. 25—27 Podkowińska; ebd. 9 (1925) Antoniewicz; Kozłowski *Epoka kamienia na wydmach wschodniej części wyżyny małopolskiej* Warschau 1923 S. 114—125 Tf. 22—29; ders. *Młodsza epoka kamienna w Polsce* Lemberg 1924 S. 66—70 Tf. 16; Antoniewicz *Eneolityczne groby szkieletowe we wsi Złota, w pow. sandomierskim* Wiadom. arch. 9 (SA; 59 S.). J. Kostrzewski

Zöbing (Niederösterreich). Auf dem Kogelberge bei Zöbing, dessen Plateau nach drei Seiten steil abfällt und Siedlern auf dieser Hochfläche eine ausgezeichnete Verteidigungsmöglichkeit bietet, wurden Artefakte aus Knochen und Stein, sowie Reste von Schnurkeramik und ein Tunnelhenkel gefunden. Die durchgeführten Probestrabungen erwiesen, daß dieser Platz im Jungneol. besiedelt war.

A. Hrodegh *Eine jungneolithische Höhlensiedlung am Kogelberg bei Zöbing* Wien. Präh. Z. 1922 S. 27—30.

G. Kyrle

Zobtener Typus (Band XI Tf. 79, o). M. Weigel hat zuerst auf eine Art von Steinäxten aufmerksam gemacht, die dem schles. Gebiete; hauptsächlich aber der Gegend um den Zobten, eigentümlich ist. Sie haben einen geschweiften, in der Mitte anschwellenden Körper, eine abgeplattete Oberseite, einen etwas verbreiterten, nach unten überhängenden Nacken und eine ebenfalls nach unten gezogene Schneide. Der Querschnitt ist hufeisenförmig, die Längsachse häufig etwas konvex. Das Material ist in der Regel heller, bläulich-grüner Serpentin, wie er am Zobten ansteht, doch sind auch schwarze Exemplare nicht selten. Daß es Waffen gewesen sind, ergibt sich aus der Weichheit des Gesteins, der stumpfen, fast nie scharfartigen Schneide und der gefälligen Arbeit. Gut erhaltene Stücke zeigen eine spiegelblanke Politur, und auf mehreren sind Ornamente eingegraben, Nachahmungen der Umschnürung, womit die Axt am Stiel befestigt war. Die Fundstellen sind fast durchweg Gräber,

die Zeit die jüngste Stufe der StZ (Marschwitzer Typus; s. d.) und der Übergang zur BZ. Es war damals üblich, den Männern, oft als einzige Aussteuer, den Streithammer mit ins Grab zu legen. Außerhalb Schlesiens sind vereinzelte Stücke aus Brandenburg, Posen, Böhmen und besonders Mähren (s. Ostmährische Hügelgräber) bekannt, wo echt schles., offenbar importierte Axt-hämmer vom Z. T. in schnurkeramischen Hügelgräbern auftreten. Es scheint aber, daß der Typus von den jütländischen (s. d.) Streitäxten abgeleitet ist. Er würde dann ein Seitenstück zu den „mörserförmigen Bechern“ bilden, die gleichfalls dem Marschwitzer Typus (Band VIII Tf. 6b) und den jütischen Einzelgräbern (Band IX Tf. 94 links unten) gemeinsam sind.

Niederl. Mitt. 1 (1890) S. 403 M. Weigel; Schles. Vorz. NF 3 (1904) S. 24 O. Mertins; ebd. NF 7 (1916) S. 65 und 87 H. Seger; N. Åberg *Das nord. Kulturgebiet in Mitteleuropa während d. j. Steinzeit* 1918 Text S. 102ff. H. Seger

Zolotoj-Kurgan (= Goldener Grabhügel, bei Simferopol; Krim). § 1. Wichtiger Repräsentant der spätarchaischen skythischen Gruppe (6/5. Jh. v. C.). Untersucht von N. J. Veselovskij im J. 1890, dessen genauerer Fundbericht nach den Akten der Arch. Kommission-Leningrad erst im J. 1918 in den Materialien Arch. Rußlands 37 S. 40ff. veröffentlicht wurde. Der Hügel lag am Wege nach Sarabuz, auf dem Gute Nestrojev, etwa 5 km von Simferopol, hatte eine H. von 1,78 m, einen Umfang von 96,12 m und war ursprünglich angelegt für drei Hockergräber, die teils im gewachsenen Boden, teils im Aufschutt des Hügel lagen. Das vierte Grab, die skyth. Nachbestattung, fand sich auf dem gewachsenen Boden und hatte nach der nicht ganz klaren Beschreibung die Form eines nach den Füßen zu geneigten Lagers, auf dem das Skelett in gestreckter Lage auf dem Rücken ruhte.

§ 2. Unter dem Toten fanden sich die Reste eines eisernen Schuppenpanzers, vernietet mit bronzenen, breitköpfigen Stiften, an den zwei bronzene Scheiben angerostet waren, auf seiner Brust ein Schulterblatt vom Pferd (Pferdeteilbestattung) und an den Hüften bronzener Schmuck vom Gürtel: Adler mit ausgebreiteten Flügeln (Mater. 37 Abb. 24), Greifenköpfe (ebd. Abb. 25) und anderes.

An der rechten Seite des Skelettes lag, das Ende des Kurzschwertes zwischen den Füßen des Bestatteten, ein Akinakes, nur in Bruchstücken erhalten. Die Form des Griffes war nicht mehr erkennbar, sein Belag (mit Eisenringen zusammengehalten) bestand wohl aus Holz. Die lederne Scheide schloß mit einem kurzen, nur die Vorderseite bedeckenden, unten abgerundeten Ortband aus Goldblech ab (Mater. 37 Abb. 27), das gegen den oberen Teil der Scheide mit einer Leiste aus geflochtenem Draht, an dem tropfenartige Muster aus Golddraht (ehemals mit Email gefüllt) hängen, absetzte. An der offenen Rückseite war auf den überfassenden Rändern ein halbmondförmiges Goldblech aufgelötet (Mater. 37 Abb. 23). Das Stück steht dem Ortband aus der Ostraja Mogila (s. d. I) bei Tomakovka, von Vetersfelde (s. d.) und Šumejko (s. d.) nahe und ist wie diese griech. Arbeit (vgl. Tf. 45).

§ 3. Am Hals des Skelettes lag ein glatter, goldener Ring, offen (der offene Teil im Nacken), mit verjüngten Enden (vgl. CR Pétersb. 1876 Tf. 4, 6: Sieben Brüder [s. d.]; ebd. 1877 Tf. 3, 6: El-Tegen [s. Sieben Brüder]). Am linken Knie des Toten war der lederne Köcher niedergelegt, und ein Zierbeschlag von ihm war offenbar der ebendort gefundene bronzene Löwe, nur auf der Außenseite modelliert, innen glatt und mit einer Öse versehen (Band XIII Tf. 31^Ac). Die Bronze ist mit Goldblech bekleidet, und auf ihm, die Mitte des Löwenleibes bedeckend, befinden sich 4 Reihen von tropfenförmigen Mustern aus Golddraht, mit Email gefüllt, wie beim Ortband, aufgelötet, eine Dekorationsmanier, die für die ganze Gruppe sehr charakteristisch ist. Der Köcher scheint mit Silberblech belegt gewesen zu sein und enthielt 180 Pfeilspitzen und vielleicht Bruchstücke des hölzernen Bogens. An den Füßen des Toten Reste von Lederschuhen. Ein im Grabe gefundenes Gefäß aus rötlichem Ton (bauchige Flaschenform mit breiter Standfläche und einem ausgeschwungenen Henkel auf der Schulter) ahmt offenbar die Form mehrfach in skyth. Gräbern dieser Zeitstufe gefundener spätsamischer Gefäße nach (Izvestija 14 S. 27 Abb. 61; Žurovka; s. d.).

§ 4. Seiner Zeitstellung wie dem Stile der in ihm gefundenen Stücke nach gehört der

Z.-K. eng zusammen mit einer Gruppe, die vertreten wird durch die Funde von Ak-Mečet (beim Dorfe Kara-Merkit, Krim; vgl. Kondakoff *Antiq. Russie mérid.* II 126 Abb. 107, 108; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 267 Abb. 183, 184), Vetttersfelde, Ostraja Mogila (bei Tomakovka), Šumejko, Žurovka, Kapitanovka u. a. FO im Bezirk Čigirin des Gouv. Kijev. Sie steht unter starkem Einfluß des griech. Kunsthandwerkes der Küstenstädte, insbesondere von Olbia. S. a. Südrußland D § 50.

CR Pétersb. 1890 S. 4ff.; Materialien Arch. Rußl. 37 (1918) S. 40ff. Rostovcev; ders. *Skifija i Bospor* 1925 S. 397ff.; G. Borovka *Scythian Art* 1928; W. Ginters *Das Schwert der Skythen und Sarmaten in Südrußland* Vorgeschichtliche Forschungen 2, 1 (1928). M. Ebert

Zonenbecher s. Glockenbecherkultur, Schnurzonenebecher.

Zonhoven s. Tardenoisien § 2.

Zoologischer Garten. S. a. Jagd C § 6. — (Vorderasien) § 1. Die assyr. Könige haben nicht nur auf wilde Tiere gejagt, sondern sie auch lebendig gefangen und in ihren Hauptstädten in Z. G. untergebracht, wo sie sich fortpflanzten. Am ausführlichsten spricht Assurnassirpal II. (884—859 v. C.) davon in seiner Inschrift auf Löwen- und Stierkolossen. Zusammenfassend teilt er hier mit (Le Gac *Les inscriptions d'Assurnasir-aplu* 1908 S. 177 Z. 23—24; D. Luckenbill *Ancient Records of Assyria* I [1926] § 520), daß er 30 Elefanten, 257 Wildstiere und 370 Löwen auf der Wagenjagd erlegt hätte. Außerdem habe er (Le Gac a. a. O. S. 175 Z. 15f.; Luckenbill a. a. O. I § 519) 15 mächtige Löwen lebendig in den Bergen und Wäldern gefangen und mit 50 Jungen nach Kalhu (s. d.) gebracht, im „Käfig-Hause“ (*Bit Esir*) eingesperrt und die Jungen zur reichlichen Fortpflanzung veranlaßt. Er habe ferner Herden von lebenden Wildstieren, Elefanten, Löwen, Straußen (?), männlichen und weiblichen *pagâti*, Wildeseln, Gazellen, Hirschen, Panthern und anderen noch unbekanntem wilden Tieren in Kalhu seinem Volke zur Schau gestellt. Adadnirari II. (912—891) tötete 360 Löwen, 240 Wildstiere, 6 Elefanten und fing 7 Wildstiere, 4 Elefanten, Steinböcke, Wildesel, Gazellen und Strauße (?) lebendig (*KAHI* II Nr. 84

Z. 122 ff. Schroeder; Luckenbill a. a. O. I § 375). Noch gewaltiger ist die Anzahl von wilden Tieren, die Tiglatpileser I. (1100) tötete (Prisma VI Z. 6r und „Zerbrochener Obelisk“ Kol. IV; Luckenbill a. a. O. I § 247—248, 392). Das Jagdgebiet war Syrien und die Umgegend von Harrân (s. d.). Er schoß 120 Löwen zu Fuß, 800 Löwen zu Wagen, tötete 10 Elefanten und fing 4 Elefanten lebendig. Auch er legte eine Züchtung von wilden Tieren in der Stadt Aššûr (s. d.) an und opferte die Jungen dem Gotte Ašur (s. A-usar; vgl. Luckenbill a. a. O. I § 253). Das Jagdwild war demnach in älterer Zeit noch viel häufiger und ist durch den Abschluß allmählich stark verringert worden.

§ 2. Darstellungen von Z. G. sind aus jener Zeit noch nicht gefunden. Dagegen ist auf zwei Reliefs des Assurbanipal (um 650) aus Ninive (s. d.) ein Einblick in den Z. G. seiner Zeit gegeben. Assurbanipal hielt sich mit Vorliebe Löwen, die er dann zur Jagd aus dem Z. G. herausließ und zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen erlegte. Inmitten eines Palmenhains mit Zypressen, Wein und vielen Blumen lagert eine Löwin, vor ihr ein männlicher Löwe, aufgerichtet (E. Unger *Assyr. u. Babyl. Kunst* Abb. 84); auf einem anderen Relief (E. Unger a. a. O. Abb. 83; hier Band VIII Tf. 111a) ist ein stehender Löwe in einem ähnlichen Hain dargestellt, neben ihm aber zwei musizierende rasierte Hofbeamte, als ob sie durch ihr Spiel den Löwen bannten. Die Löwen wurden auch in Käfigen gehalten, die bei bevorstehender Jagd ins Jagdfeld gebracht wurden (ZfAssyr. 31 [1918] S. 234 Unger; Mansell Phot. Nr. 493; Paterson *Assyr. Skulpturen* Tf. 34—35; Place *Ninive* Tf. 55, 1). Der Wärter steht oben auf dem Löwenkäfig und hat die Falltür gerade heraufgezogen, so daß der Löwe herauskommen kann. Darstellungen von Jagden s. Band VII Tf. 149, 150 b, 152 (assyrische Jagden); Band VIII Tf. 41 a, Band IX Tf. 185 a (hettitische Jagden); Band XI Tf. 45 (aramäische Jagden).

E. Unger *Assyr. und Babylon. Kunst* 1927 S. 45—51, Abb. 78—89; B. Meissner *Assyrische Jagden* AO 13, 2; L. Speleers *Les scènes de chasses assyr. et égypt.* Rec. de Travaux 40 S. 158 f.; Th. Kluge *Die Löwenjagd im Altertum* Diss. Gießen; E. Unger *Über zwei Jagdreliefs Assurbanipals* ZfAssyr. 31 (1918) S. 231 ff.; B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I 224 ff.

Eckhard Unger

Zoser.

§ 1. Unsere bisherige Kenntnis. Wir kannten König Z., bei Manetho (s. d.) *Tosorthros* genannt, als Begründer der 3. Dyn., der seine Residenz zum erstenmal in Memphis (s. d.) aufschlug, während die Pharaonen der beiden ersten Dyn. an verschiedenen Orten in Oberägypten residiert hatten. Er ist ein mächtiger König gewesen, der seinem Staate erst eigentlich das Gepräge gegeben hat, das für das AR typisch ist. Er hat im Sinai Kupfer gewinnen lassen (s. Sinai-Halbinsel B). Die sog. Hungersnot-Stele, eine Fels-Inschrift auf der Insel Sehêl im ersten Katarakt, ist ein auf das 18. Jahr des Z. datierter königlicher Erlaß an den Gaugrafen von Elephantine mit der Schenkung des Dodekaschoinos-Bezirks von Nordnubien an den Chnum-Tempel von Elephantine. Er ist zwar eine Fälschung aus ptolemäischer Zeit; man darf ihr aber die Vorstellung von Z. als einem großen Herrscher entnehmen, dessen Einfluß noch über den ersten Katarakt hinaus nach S gereicht hat.

Z. hat sich zwei Gräber errichtet, das eine in Oberägypten, vielleicht in Verbindung mit einem ursprünglichen Wohnsitz von ihm; das andere an der wichtigen Stelle in der Nähe seiner neuen Residenz, an der sich die Spitze des Deltas mit dem schmalen oberäg. Nil-Tal berührt, und an der die Landeshauptstadt Memphis von Z. an durch das ganze AR geblieben ist. Das oberäg. Grab ist eine aus Ziegeln errichtete, massive Mastaba, ebenso wie die vorangegangenen Königgräber (s. Grab D § 12 und Band IV Tf. 220). Unter dem Massiv liegen Kammern, zu denen eine Treppe hinabführt (John Garstang *Mahâsna and Bêt Khallâf* 1902; ders. *Reports of excavations at Raqaqnah* 1901—2 Westminster 1904). Das Grab bei Memphis, die sog. Stufenpyramide von Sakkara (s. d. und Grab D § 13; Band IV Tf. 223a, XI Tf. 43a), ist aus Kalkstein gebaut und damit das erste der Steinmassive, die ihm als Königgräber des AR folgen. Der Bau des Z. ist eine rechteckige Mastaba, auf die 5 andere gesetzt sind, eine immer etwas kleiner als die untere; so ergibt sich ein Terrassenbau von 58 m Höhe.

Manetho nennt Imhôtep (s. d.) als Weisen

und Baumeister unter Z.; er muß aber besonders als Arzt in der Erinnerung des Volkes geblieben sein. Denn nachdem er in später Zeit zum Halbgott erhoben und als Sohn des Gottes Ptah von Memphis erklärt worden war, setzten die Griechen ihn dem Asklepios gleich. Als Grab des Imuthes (so griech. für Imhotep) wurde ein Tempel des Asklepios in Memphis angesehen.

Ed. Meyer *G.d.A.*² 1909 § 230; Breasted-Ranke *Gesch. Äg.* S. 107—110; Sethe *Imhotep* 1902.

§ 2. Ausgrabung des Totentempels. In den Wintern 1924/25 und 1925/26 hat Cecil M. Firth, General-Inspektor der Verwaltung der Altertümer in Sakkara, einen Teil des Geländes ö. von der Stufenpyramide freigelegt. Bisher hat er einige nebeneinanderliegende Gebäude und Höfe ausgegraben, die in Zusammenhang stehen, zwischen und neben denen aber noch größere Flächen versandet sind, sodaß sich zunächst noch kein vollständiges Bild der alten Anlage gewinnen läßt. Die Deutung der gefundenen Anlagen ist um so schwieriger, als sie mit den späteren weder in der Verteilung noch im Grundriß übereinstimmen. Die Pyramiden der 5. Dyn. bei Abusir (s. d.), die von der Deutschen Orient-Gesellschaft freigelegt worden sind, haben an der Ostseite einen regelmäßigen Totentempel vor sich; ebenso die Pyramiden der 4. Dyn. bei Gise, wie die dtsh. und amerik. Grabungen bestätigen. In Sakkara ist nichts Gleichartiges vorhanden; vielmehr liegen scheinbar unregelmäßige Anlagen von großer Ausdehnung und zunächst unverkennbarem Zusammenhang nebeneinander. Von Einzelheiten seien genannt:

a) Ein ursprünglich bedeckter Gang, dessen Dach von Säulen getragen wurde, die paarweise zusammenstehen und durch Steinschranken miteinander verbunden sind. Es sind Bündelsäulen aus Pflanzenstengeln, jetzt mannshoch erhalten, aus Trommeln von feinstem weißen Kalkstein aufgeschichtet, gut gefugt und überaus sorgfältig geglättet. Der geringe Abstand der Säulen voneinander und von den Wänden zeigt eine gewisse Unsicherheit des Baumeisters in der Überbrückung von Zwischenräumen. Das Auftreten dieser Säulen überrascht, da bisher die ältesten Säulen aus

der 5. Dyn. belegt waren. Erstaunlich ist ferner, daß die Säulen des Z. nicht etwa eine Vorstufe zu den späteren darstellen, sondern einer ganz selbständigen Entwicklungsreihe angehören.

b) Außerdem sind mehrere Räume und Hallen vorhanden, wie Häuser ausgeführt, von fraglichem Zweck, vielleicht nicht nur zum Kultus des verstorbenen Phrao, sondern auch als seine Wohnung bei Lebzeiten. Überall erfreut die ausgezeichnete und peinlich gewissenhafte Steinarbeit; nur das beste Material ist benutzt, und die Blöcke, die nur in den untersten Schichten, hier aber tadellos erhalten sind, haben eine Bearbeitung von vorbildlicher Sorgfalt erfahren. An den Durchgängen sind steinerne Nachbildungen von offenstehenden Holztüren angebracht, meist schräg gestellt, als ob der Flügel nur halb geöffnet sei. Die Metallbeschläge sind am Angelstein angedeutet.

c) Ein Hof mit Kapellen, die sich nach ihm zu öffnen, und Altären, zu denen Treppen hinaufführen. Hier sind Kapitelle angebracht gewesen von einer ganz ungewöhnlichen und fast unverständlichen Form, ganz anders als die später auf äg. Säulen vorkommenden.

d) Östlich vor der Stufenpyramide, aber noch innerhalb des zu ihr gehörigen und durch eine Mauer umschlossenen Bezirks ist das Grab einer Prinzessin gefunden (Band XI Tf. 43b). An seiner Fassade stehen Halbsäulen ohne Basis mit kanneliertem Schaft, also ganz in der Art von später vereinzelt vorkommenden Säulenformen, die man immer als Ursprung der dor. Säule der Griechen angesehen hat. Eine Kammer unmittelbar hinter dieser Fassade hat eine steinerne Decke mit Nachahmung runder Holzbalken; wir kennen derartige Decken auch aus anderen Gräbern und haben hier das älteste Beispiel für eine steinerne Nachbildung von Holzarbeit, die uns in b) auch bei Türen entgegengetreten war.

e) Unter den zahlreichen wichtigen Einzelunden aus der Grabung ist eine Statue des Z. bemerkenswert, die ihn, in den Mantel gehüllt, auf dem Throne sitzend darstellt; er hat die düsteren Züge eines älteren Mannes, wie wir sie später noch einmal in

der 12. Dyn. bei Sesostris III. und Amemhêt III. auftreten sehen. Am Sockel einer anderen Statue des Z. ist neben dem Namen des Königs der des Imhotep mit den Titeln eines Wesirs, Oberrichters usw. angegeben. Die Hinzufügung des Namens eines Privatmannes, und sei es auch des höchsten Beamten des Staates, zu dem des Phrao widerspricht eigentlich dem äg. Zeremoniell und kommt sonst in Zeiten einer starken Königsmacht nicht vor. Sie zeigt, daß es sich bei Imhotep um eine außerordentliche Persönlichkeit handelt, die unter Z. die größte weltliche Macht in Händen gehabt haben muß. Die spätere Überlieferung von Imhotep als dem Baumeister, der zum erstenmal einen Bau aus Stein, nicht aus Ziegeln, errichtet habe, stellt sich als richtig heraus, und wir dürfen in Imhotep-Imuthes-Asklepios den Erbauer der Stufenpyramide von Sakkara und der zugehörigen Gebäude sehen. Roeder

Zselizer Typus. Unter diesem Namen versteht man eine auf slovakischem Boden im untern Gran-Tal heimische Linearkeramik mit Spuren von Bemalung, die bis zu einem gewissen Grade an die Tonware von Šarka und Podbaba in Böhmen erinnert (s. Böhmen-Mähren B §7 und Band II Tf. 24c, d). Was ihr relatives Alter anlangt, so ist sie nach Jenny jedenfalls um ein Geringes jünger als die ausklingende sudetenländische Linearkeramik, doch erscheinen mehrfach auch Scherben mit der charakteristischen Notenkopferverzierung. Jenny schließt aus dieser unmittelbaren Berührung von Linearkeramik mit Gefäßmalerei in der Slowakei und in Niederösterreich auf eine nordwest-südöstliche Ausbreitungsrichtung der Stichbandkeramik, andererseits aber auf ein höheres Alter der bemalten Keramik im S und O gegenüber der sudetenländischen, die daher ihren Weg von Ungarn und Niederösterreich nach Mähren genommen haben muß.

H. Mitscha-Märheim *Prähistorisches aus dem untern Grantale* Wien. Präh. Z. 1924 S. 105 ff.; W. Jenny *Zur Gefäßdekoration des donauländischen Kulturkreises* MAGW 58 (1928) S. 28.

G. Wilke

Zubov-Fund (Zubov-Kuban; Südrußland; Tf. 68). § 1. Einer der bekanntesten Funde der hellenistisch-römischen Kuban-Gruppe aus

zwei (nicht fachmännisch untersuchten) Grabhügeln auf dem Gute Zubovs stammend. Der erstere enthielt neben dem Skelett folgende Stücke: 1. Auf der linken Seite einen eisernen, z. T. bronzenen Schuppenpanzer (Izvēstija 1 [1901] S. 97 Abb. 15). — 2. Längs des Toten (rechts?) ein eisernes Schwert (unveröffentlicht), mit gerader Pariestange und Knauf.

Diese war belegt mit einem Goldblech, in das geometrische Verzierungen (achterförmige Schlingen) eingepunzt waren; auf dem Griffbelag Kreise. Der Knauf hat die Form von zwei „verwachsenen“ Raubvogelköpfen. Diese Art der Dekoration mit geometrischen Motiven bei den Schwertern der Kuban-Gruppe häufig. Ein gleicher Goldbelag eines Schwertgriffes auch im Kurgan Nr. 3 im J. 1906 dort gefunden (CR Pétersb. 1906 S. 83). Beschreibung nach Spicyn in *Materialien Arch. Rußl.* 37 (1918) S. 53 Rostovcev; vgl. a. W. Ginters *Das Schwert der Skythen und Sarmaten in Südrußland* Vorgesch. Forsch. 2, 1 (1928) S. 61. Es ist charakteristisch, daß man zwar die meisten Stücke des Z.-F. abgebildet hat, bis heute aber nicht das für die Chronologie wichtige Schwert.

3. Stücke von Gegenständen aus rotem Kupfer. — 4. Eiserner Trensen mit Psalien, die in Dreizacke mit abgerundeten Spitzen enden und mit Goldblech belegt sind (Tf. 68e). — 5. Ein großer Schleifstein.

Ein Schleifstein mit Goldfassung (abg. Izvēstija 1 [1901] S. 103 Abb. 31) soll ebenfalls aus diesem Hügel stammen. S. a. Vetersfelde § 4.

6. Eiserner Flügelpfeilspitzen. — 7. Ein bronzenener skythischer Kessel des späten Typus (Izvēstija a. a. O. S. 96 Abb. 10). — 8. Eine halbkugelige, wasserhelle Glasschale (a. a. O. S. 96 Abb. 9). — 9. Ein humpenförmiges Bronzegefäß mit weit ausgeschwungenem Henkel und Deckel (der Boden angelötet; a. a. O. S. 96 Abb. 11). — 10. Eine silberne Omphalos-Schale von etwa 21 cm Dm (Tf. 68f). Auf dem Buckel eine Schlange, am Rande Hirschköpfe in flachem Relief. Sie trägt die Inschrift 'Απόλλωνος 'Ηγεμόνος εἰμι τῶμ Φάσι (d. h. Ich gehöre dem Apollon Hegemon in Phasis).

Nach dem Charakter der Buchstaben gehört die Schale, die an sich älter sein könnte, in das 5./4. Jh. v. C. Die Schlüsse, die seinerzeit Kieseritzky (Arch. Anz. 1901 S. 55f.) für die Datierung der übrigen Stücke daraus zog, sind irrig, wie längst erkannt. Die Schale dürfte geraubtes Tempelgut sein, das irgendwie in die Grabaussteuer kam. — Über die Form der Inschrift (angeblich iambischer Trimeter) vgl.

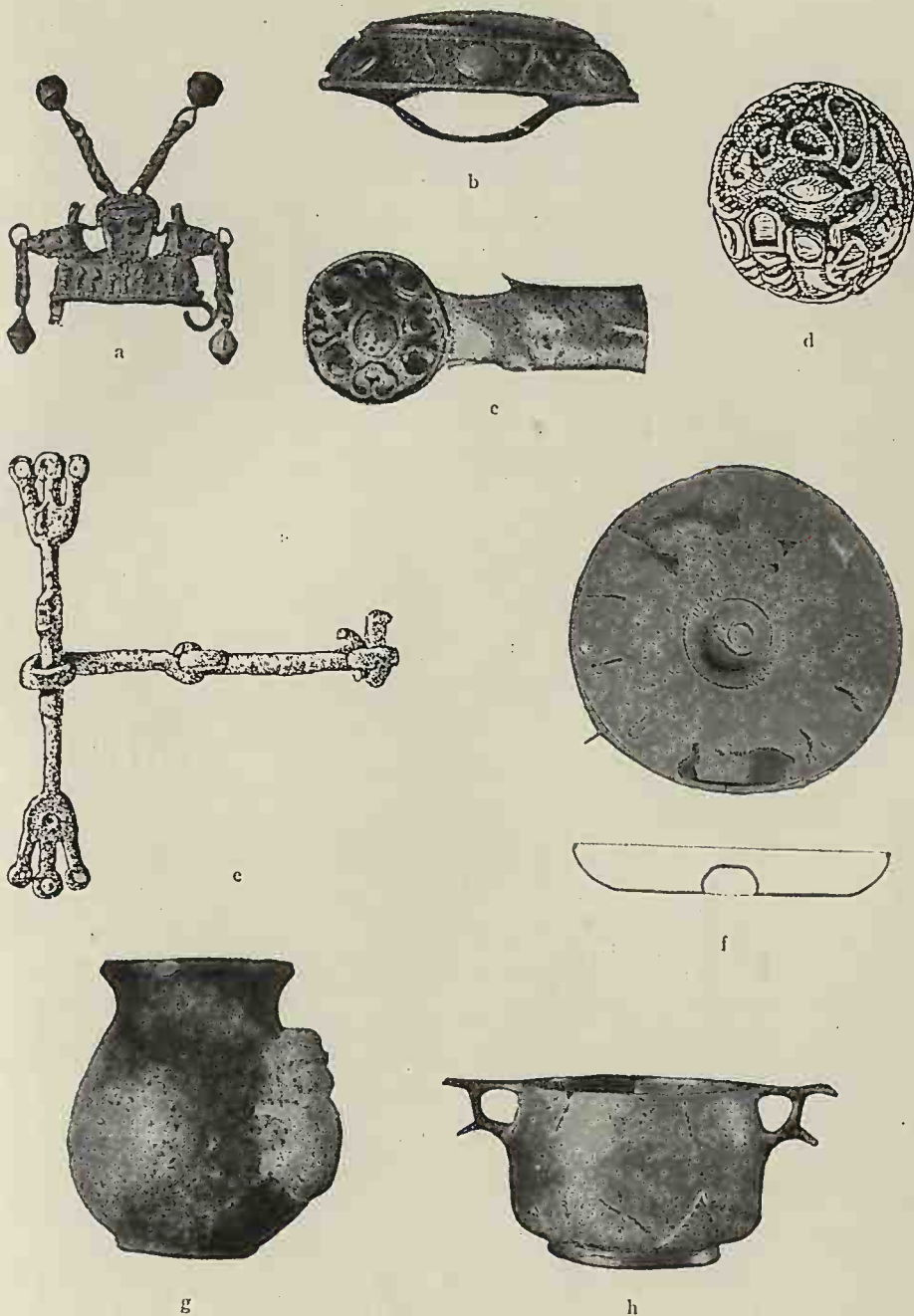
Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 232 Anm. 1. Über ähnliche Funde in späten Kuban-Gräbern s. Vozdviženskaja.

11. Ein scheibengemachter tönerner Henkelkrug (Izvēstija 1 S. 98 Abb. 17). — 12. 7 goldene Scheiben (Dm 5—6 cm), flach gewölbt, auf der Unterseite mit einer Schlaufe zum Durchziehen eines Riemens, mit Pseudo-Filigran-Auflage und Einlage von farbigem Glas, Halbedelstein und grüner, blauer oder roter Paste (Tf. 68b; 2 Stücke farbig abg. Izvēstija 1 Tf. 2).

Über Verwandtes (Achtanzivka, Siverskaja [s. d.] usw.) vgl. Mon. Piot 26 (1923) S. 155ff. Rostovcev; doch sind weder alle dort aufgeführten Stücke Fibeln, noch ist ihr direkter typol. Zusammenhang mit den germ. Rundspangen der späteren Völkerwanderungszeit nachweisbar oder wahrscheinlich.

13. 2 goldene, in Rosetten auslaufende Gürtelenden (Tf. 68c). — 14. 5 goldene, halbkugelige Bleche mit Tierornamentik und Inkrustation (Tf. 68d), Dm 2,8 cm. — 15. Zwei einfache Armringe (a. a. O. S. 95 Abb. 8). — 16. 2 silberne, gewölbte Schmuckplatten mit 4 ins Kreuz gestellten Fischen. Dm etwa 9,6 cm. Die Fische und der mit Kreis-motiven verzierte erhöhte Rand sind vergoldet. — 17. Glasperlen und anderes.

§ 2. In den zweiten Hügel, dessen Grab mit Holz eingedeckt war, fanden sich ebenfalls eine Reihe goldener Schmucksachen, unter ihnen der interessante goldene Anhänger Tf. 68a mit Tierprotomen und menschlicher Maske, ein goldener Spiralarmring (Izvēstija 1 S. 101 Abb. 22), ferner eine Henkel-schale aus wasserhellem Glas (Tf. 68h), eine Miniatur-Lanzenspitze aus Kupfer. Chronol. besonders wichtig sind ein bronzenener Spiegel (a. a. O. S. 102 Abb. 25): Rund-scheibe mit aufgehöhtem Rand und in der Mitte aufgewölbter Scheibe, kurzem, vier-eckigen, mit Öse versehenen Ansatz, der schon in der kaukas. Koban-Kultur (s. Koban) der frühen EZ auftritt (über die Verbreitung vgl. Mitt. Zentralmuseum Pokrowsk 1 [1926] S. 90ff. Rau), und drei kleine Alabaster-gefäße, darunter zwei mit einem Henkel in Form eines Tieres (Bär?), rote und weiße Farbe enthaltend (Tf. 68g). Sie sind für die ältere RKZ des s. ö. Rußlands charakteristisch, kommen auch im Wolga-Gebiet in dieser Stufe häufig vor. Da Waffen, abgesehen von der bronzenen Lanzenspitze, sonst



Zubov-Fund

I. Grabhügel 1: b, d. Goldene Zierscheiben. — c. Goldenes, in eine Rosette auslaufendes Gürtelende. — e. Eiserne Trense mit Goldauflage. — f. Silberne Omphalos-Schale. — II. Grabhügel 2: a. Goldener Anhänger. — g. Alabastergefäß. — h. Glasschale. — Nach Izvēstija Arch. Kom. I (1901).

fehlen, handelt es sich bei diesem zweiten Hügel wohl um ein Frauengrab. — Beide Gräber des Z.-F. gehören in das 1. Jh. v. C. bis 1. Jh. n. C., wahrscheinlich bestimmter in den ältesten Abschnitt der frühromischen Zeit. — S. a. Südrubland D § III.

Arch. Anz. 1901 S. 55ff.; Izvěstija Arch. Kom. 1 (1901) S. 94ff.; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 230ff.

M. Ebert

Zujevskoe. Gräberfeld im Gouv. Vjatka auf der Grenze der Kreise Sarapul und Elabuga an der Kama. Das Gräberfeld ist im J. 1898 von A. A. Spicyn untersucht worden. Es ist ein Flachgräberfeld ohne sichtbare Merkmale auf der Erdoberfläche. Seine Länge längs des Flusses beträgt etwa 200 m. Die Gräber (218) sind alle Skelettgräber mit einer T. von etwa 1 m. Die meisten von ihnen sind Einzelgräber, und nur 14 sind Kollektivgräber. Der Kopf der Toten ist nach WNW gewendet. Kisten kommen nicht vor, aber in einzelnen Fällen hat man einen Stein auf die Brust des Toten gelegt.

Das Inventar umfaßt 373 Stücke und wird vorläufig in der Akademie der Geschichte der Materiellen Kultur in Leningrad aufbewahrt. Zu Männergräbern gehören Lanzenspitzen aus Bronze oder Eisen (immer von untereinander verschiedenartigen Typen), Messer (fast stets aus Eisen), flache Tüllenäxte aus Bronze, Pfeilspitzen (nicht allzu häufig), Gürtelteile und ein Tongefäß. In den Frauengräbern findet man Anhängsel, Perlen, Finger-, Arm- und Halsringe usw. Aus Edelmetall sind 2 dünne Goldblättchen gefunden. Weiter hat man 1 Pfeilspitze aus Knochen und 4 aus Feuerstein angetroffen. Sie sind zweifellos gleichaltrig mit den übrigen Sachen. — S. a. Band I Tf. 36, 1. 6.

Das Gräberfeld kann in die Mitte des 1. vorchr. Jht. datiert werden. Es gehört der sog. Anan'ino-Kultur an (s. Anan'ino und Ostrussische Bronzezeit § 4).

Tallgren *L'époque dite d'Ananino* Z. d. Finn. Alt.-Ges. 31 (1919) S. 38—45. A. M. Tallgren

Zunft. Zünfte stellen genossenschaftliche Zusammenschlüsse von handwerktreibenden Familien dar. Als solche wurzeln sie in der früh sich geltend machenden Spezialisierung der Familien für besondere Tätigkeiten (s. Handwerk A). Schon bei Völ-

kern, deren Nahrungserwerb auf Jagd und Gartenbau gestellt ist, und die erst verhältnismäßig wenige Handfertigkeiten ausgebildet haben, finden wir, daß die besonderen Kenntnisse, wie etwa bei den Patwin-Indianern (die s. Hälfte des Stammes der Wintun Kaliforniens am Sacramento-Fluß), als Geheimnis einer Gruppe von Familien betrachtet werden. Das ist dort z. B. für die Herstellung von Pfeilspitzen, für die Verfertigung, großer, geflochtener Körbe, für Trommeln und Tänze, für den Lachsfang, die Salzgewinnung usw. der Fall (McKern *Functional Families of the Patwin* Univ. of Calif. Public. in Am. Archaeol. and Ethnol. 13 [1922] S. 247ff.).

Den Ausgangspunkt hierfür mag man in lokalen Spezialisierungen finden, wie sie etwa von den südamerik. Indianern von Guiana berichtet werden: jeder Stamm hatte seine eigenen Erzeugnisse, sei es in Rohprodukten oder verarbeiteten Gegenständen. So waren z. B. die Otomac-Frauen wegen ihrer Tontöpfe bekannt, die Arekuna wegen ihrer Baumwolle und der Blasrohre, die Makusi wegen ihres Curare-Giftes, die Maionkong und Tarumasowohl für Kassawa-Mörser wie Jagdhunde, die Waiwai wegen ihrer Tucum- und Kuraua-Fasern, die Guinau wegen ihrer Hängematten, Kassawa-Mörser, Schürzen, Gürtel aus Menschenhaar und Federschmuck, die Leute vom Oyapock-Fluß wegen ihrer Steinklingen usw. (Roth *Introductory Study of the Arts, Crafts and Customs of the Guiana Indians* 38. Ann. Rep. Bur. Am. Ethnol. 1924).

In Boden bebauenden Gesellschaften, die, wie gewisse Zentralafrik., wohl eine Überschichtung durch Hirten erlebt haben und einzelne Handfertigkeiten besonders ausgebildet, finden wir, wie z. B. bei den Ba-Ila von Nord-Rhodesien, die Elfenbeinbearbeitung, das Schmelzen von Eisen und die Schmiedekunst in der Hand besonderer Gruppen, während andere Fertigkeiten, wie die Töpferei oder das Korbflechten, allg. in den Häusern verrichtet werden (Smith und Dale *The Ila-Speaking Peoples of Northern Rhodesia* I [1920] S. 180ff.).

Auch bei geschichteten Hirtenvölkern, z. B. in Südarabien, treten besondere Handwerke, wie das der Hufschmiede und das der Sattler, in Erscheinung. Diese Berufe, die

zunftartig organisiert sind, werden hier verachtet, weil das Ansehen der Araber und ihr Reichtum ausschließlich nach dem Besitz an Pferden und Kamelen gewertet werden (Burckhardt S. 37).

Über die Stellung und Bewertung verschiedener Handwerke s. Handwerk A §4,5. In den zentralistisch organisierten despotischen Beamtenstaaten (s. Despotie, Staat), in denen die persönliche Leistungsfähigkeit innerhalb der führenden Schicht, die aus Kriegsgefangenen, Sklaven (s. d. A) und Leuten jeder Herkunft mit Einschluß des dienstwilligen Adels gemischt ist, und welche die frühere, auf Herkunft beruhende sakralgefestigte Aristokratie überwunden hat, zur Geltung kommt, gelangen die Handwerker dadurch zu einer besonderen Stellung, daß sie gruppenweise Naturalabgaben entrichten müssen, für die ihr Oberhaupt verantwortlich ist.

Diese gewöhnlich untereinander verwandten (s. Verwandtschaft) Gruppen von Familien mit nur wenigen adoptierten Fremden siedeln, wie wir das schon aus dem alten Ägypten des NR kennen (Thurnwald S. 776ff.), in einem Dorfe, später in einem Stadtteil zusammen. Darauf ist auch das Zusammenwohnen der Zunftangehörigen zurückzuführen. Die Organisation der Z. geht somit von der für die betreffende Tätigkeit spezialisierten Siedlungsgemeinde aus. Daraus leitet sich auch die große Selbständigkeit der orient. Z. ab, welche wesentliche Bestandteile des Staatswesens darstellen (Kremer *Kulturgeschichte des Orients* 1877 II 178 ff., 273 ff.; vgl. a. Eldridge *Oriental Trade Methods* 1922). Nach v. Haxthausen (I 112) ist die Zunftverfassung bei den Persern ausgebildet worden. Jedenfalls sind verschiedene Bezeichnungen für die „Zunftmeister“ und „Gesellenhäupter“ in den orient. Zunft-Organisationen auf pers. Worte zurückzuführen (Thurnwald *Gewerbe, Handel und Verkehr in Bosnien und Herzegowina* in *Die Österreichische Monarchie in Wort und Bild* 1898 S. 492). Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Wort „Zunft“ von dem im Orient gebräuchlichen arab. Ausdruck *synf* (plur.: *esnāf*) her stammt.

Gemäß ihrer ursprünglichen Anlage ist die Z. eine Vereinigung von Familienhäuptern, die zugleich Meister ihres Faches

sind. Die Familienmitglieder pflegen mit tätig zu sein, so daß zunächst die Gesellenfrage und die Verwendung von fremden Arbeitskräften in den patriarchalisch geleiteten Gemeinwesen überhaupt nicht auftaucht. — Gesellenvereinigungen sind erst eine relativ späte Erscheinung des Mittelalters. — Die primitive Kultur kennt wesentlich höchstens „Bittarbeit“ (s. Handwerk A).

Von der Z. müssen die Gilden unterschieden werden, obgleich der Ausdruck „Gilde“ nicht selten im gleichen Sinne wie Z. gebraucht wird. Doch handelt es sich bei den Gilden um nicht handwerksmäßig gebundene Zusammenschlüsse, sondern um Vereinigungen, die eher als Fortsetzung von Männerbünden (s. d.) oder Geheimen (s. d.) Gesellschaften angesehen werden können (vgl. dazu Luria *Ein milesischer Männerbund im Lichte ethnol. Parallelen* Philologus 85 [NF 37] 2).

S. a. Bruderschaft (Künstliche), Familie A, Familienformen, Geheime Gesellschaft, Kaste A, Klan, Handel F, Handwerk A, Männerbund, Schichtung, Sippe, Soziale Entwicklung, Staat, Technik A, Wirtschaft D.

Bach *Regeln der Kantoner Kaufmannsgilde in Pakhoi* Mitt. Sem. Orient. Spr. 8 (1905); Bouglé *Essais sur le régime des Castes* Travaux de l'année sociologique 1908; Burckhardt *Notes on the Bedouins and Wahabys* 1830; Clodes *The Early History of Guilds of the Merchant Taylors* 1888; Firth *Some Features of Primitive Industry* The Economic Journ. Supplement Econ. Hist. Nr. 1 (1926); v. Haxthausen *Transkaukasien* 1856; Keutgen *Ämter und Zünfte* 1903; Kramer *The English Craft Guilds* 1927; Lambert *Two thousand years guild life* 1891; Pappenheim *Alt-dänische Schutzgilden* 1885; Schanz *Gesellen-Verbände* 1877; Schmoller *Geschichte der Tucher- und Weberzunft* 1879; Smith *English Guilds* 1870; Thurnwald *Staat und Wirtschaft im alten Ägypten* Z. f. Sozialwiss. 4 (1901); Tompkins *The Friendly Societies of Antiquity* Odd-Fellow Magazine 1868; Wilda *Gildenwesen im Mittelalter* 1831.

Thurnwald

Züricher Alpenquai (Schweiz; Pfahlbau).

Im J. 1916 wurde bei Baggararbeiten am Alpenquai in Zürich ein neuer Pfahlbau der späten BZ entdeckt. Die Tragpfähle haben an ihrem oberen Ende eine Art Kapital gehabt, einen Holzblock, der vermittelst eines Zapfens auf dem Pfahl befestigt war. Der darüberliegende Holzboden war wohl mit Lehm ausgeglichen und gedichtet. Darauf war der Herd aus Steinen hergerichtet. Guß-

formen und eine Tonröhre (Mundstück eines Blasebalgs?) zeigen, daß man ein starkes Feuer unterhalten konnte. Es ließen sich auf dem Seegrund zwei Schichten unterscheiden: die ältere, dickere rührte von einer durch Feuer zerstörten Siedlung her, darüber eine dünne Schicht abgelagerter Seekreide und endlich Siedlungsreste von geringerer Ausdehnung.

Ein ungefährer Plan der Hüttenstellen wurde hergestellt (Viollier a. a. O. S. 188 Abb. 7), soweit es bei der Arbeitsweise der Bagger-Maschine möglich war. Die Form der Hütten, ob rund oder viereckig, konnte dabei nicht festgestellt werden. Ihre Lage gab sich zu erkennen durch eine Anhäufung von Abfällen: Steine, die in Ton eingebettet waren, vom Herd, Lehm von der Hüttenwand, Stroh vom Dach, ferner Tierknochen, Getreide, Mühlen, Spinnwirtel, Bronzen, Keramik und interessante Holzgeräte. Die Anhäufung von Stroh und Holz war nur dadurch möglich, daß die Stelle der Siedlung damals fast wasserfrei war und bei steigendem Wasser von der Seekreide überdeckt wurde. Wegen des höheren Wasserstandes liegt die jüngere Siedlung (mit ärmlichem Inventar) näher am Ufer. Zuletzt mußte sie überhaupt aufgegeben werden. Aus einigen rot und schwarz bemalten Hallstatt-Scherben schließt Viollier, daß die Pfahlbauten mindestens bis 800 v. C. bestanden haben. — S. a. Schweiz C § 4.

Jahresber. Schweiz. Landesmus. Zürich 25 (1916) S. 50ff.; ebd. 28 (1919) S. 40ff.; Jahresber. Schweiz. Urgesch. 9 (1916) S. 64ff.; ebd. 10 (1917) S. 44ff.; ebd. 12 (1919 und 1920) S. 73ff.; ebd. 15 (1923) S. 64ff.; ebd. 16 (1924) S. 62f.; Mitt. Antiqu. Ges. Zürich 29 H. 4 S. 44ff. Viollier.

Behrens

Žurovka (Bez. Čigirin, Gouv. Kijev; Tf. 69; Band XIII Tf. 37^B, 37^C). § 1. Repräsentativer FODerskyth. Kultur des Kijever Gebietes, unweit von Směla (s. d.), Špola (s. d.) und Zlatopol, in dessen Nähe vom Grafen Bobrinskij eine größere Zahl von Hügelgräbern untersucht wurde, die sich sowohl durch ihre Bauart wie durch ihr reiches und interessantes Inventar auszeichnen. Der Aufschutt des Hügels ist ziemlich hoch (4—8 m; doch kommen auch niedrigere in großer Zahl vor) und scheint nur aus Erde zu bestehen. Unter ihm, in den Mütterboden, eingeschnitten, liegt entweder ein einfacher Schacht, mit Balken überdeckt, zu dem in

abgesetzten Stufen ein Gang hinunterführt, oder ein z. T. recht komfortabel eingerichtetes, aus Holz gebautes Totenhaus, zu dem ebenfalls ein Gang hinunterleitet, und dessen Vorbild wohl die damaligen Häuser der dort seßhaften Bevölkerung sind.

§ 2. Als Beispiel dieses zweiten komplizierteren Typus ist auf Tf. 69 die Anlage des Kurgans Nr. 401 von Krivorukovo bei Žurovka abgebildet (vgl. den Lageplan *Izvěstija* 14 [1905] S. 1 und 13ff.). H. des Hügels 3,60 m, L. des Schachtes (von NW bis SO) 4,80 m, Br. 4,75 m, T. 2,40 m. Über dem Schacht eine weit über die Ränder desselben hinübergreifende Holzdecke. Bei manchen Grabanlagen finden sich deren zwei. Der zum Boden des Schachtes hinunterführende Gang war mit Brettern verkleidet und mit einer wahrscheinlich gewölbten Holzdecke überdacht. Im Korridor und an seinem Ende in den Grabraum hineinreichend zwei Pferde, beide offenbar auf einer Unterlage von Gras gebettet. Nahe den letztgenannten Pferderesten Knochen eines Hasen. Das Satteldach des Grabhauses wurde von 9 kräftigen Pfosten getragen, von denen die in der Mitte der Längsseiten und der in der Mitte des Raumes stehende höher waren und der mittlere der einen Breitseite, der zugleich den einen Türpfosten bildete, von der Mitte nach außen verschoben war. Der Zwischenraum zwischen den äußeren Pfosten, mit Ausnahme derer, welche die Tür bildeten, war durch Bretter geschlossen.

Der Boden dieser Gräber war entweder mit Brettern gedielt oder mit einem Lehm-Estrich versehen. Die Wände sind mit Stoff bespannt (eine Seite; doch kommt der Fall vor, daß alle Wände einen Stoffverhang haben) oder mit Farbe (weiß, rot) bemalt. In die Balken und Bretter waren Nägel zum Aufhängen von Grabbeigaben geschlagen (s. Vasjurin-Berg). Die Mitbestattung von Pferden ist in dieser Gruppe verhältnismäßig selten. — Eine Liste solcher Grabtypen aus den Bez. Kijev, Čigirin, Čerkask, Kanev, Zvenigorod, Vasilkov, Lipovec, Skvira, Tarašča des Gouv. Kijev und dem Bez. Žitomir des Gouv. Volynien gibt Spicyn in den *Izvěstija* 65 (1918) S. 103 ff.

§ 3. Obgleich die Bestattung im Hügel nach Ansicht des Ausgräbers nicht unberührt angetroffen wurde (vgl. *Izvěstija* 14 S. 13f.), war das aufgenommene Grabinventar sehr reich und erlaubt eine scharfe Datierung. Der Krieger, um dessen Ruhestätte es sich hier

handelt, lag im hinteren Teil der Kammer (s. Tf. 69c, d), zwischen den Mittelpfosten, mit dem Kopf nach SW. Zu seiner Bewaffnung gehörten ein eiserner Schuppenpanzer, ein eiserner Akinakes (L. 0,80 m; Izvēstija 14 S. 62 Abb. 10; W. Ginters *Das Schwert der Skythen* 1928 Tf. 21b; Borovka *Skythian Art* 1928 Tf. 10 A), Köcher und Pfeile, Dolch, Messer und anderes. Unter den getriebenen Goldblechen ist besonders hervorzuheben ein rhombisches Band (Band XIII Tf. 37^{c1}) mit einem Seeadler in der Mitte, einem liegenden (oder springenden) Hirsch oben, stilisierten Greifen (?)-Köpfen unten, von den Zierstücken (Bronze) des Pferdegeschirrs ein Löwenkopf (Izvēstija 14 S. 15 Abb. 32; hier Band XIII Tf. 37^{c1}), ein Eberkopf (ebd. Tf. 37^{ch}; Borovka a. a. O. Tf. 5 A) und ein seltsam umgebildetes Raubtier mit langen Beinen (Band XIII Tf. 37^{ck}; Izvēstija 14 S. 15 Abb. 31; Borovka a. a. O. Tf. 15 B), nahe verwandt mit dem vergoldeten Bronzetier aus dem Zolotoj-Kurgan (s. d. und Band XIII Tf. 31^{Ac}) bei Simferopol. Zum Inventar dieses Grabes gehört auch ein Trinkservice, bestehend aus einer Wein-Amphora älterer Form (Izvēstija 14 S. 15 Abb. 34), an deren Mündungsrand ein bronzenes Schöpfelöffel hing, einer einfachen, schwarzlackierten Kylix (a. a. O. S. 16 Abb. 37) und einem bronzenen Weinsieb, in einen Schwanenkopf auslaufend, auf dem oberen Stiel mit eingraviertem strenger Palmette.

Fast vollkommen identisches Service in einem Hügel-Schachtgrab mit Holzdecke auf dem Gute Maricyñ (s. d.). Vgl. Präh. Z. 5 (1913) S. 11 ff. Ebert und Materialien Arch. Rußl. 34 (1914) S. 30 f. Farmakovskij.

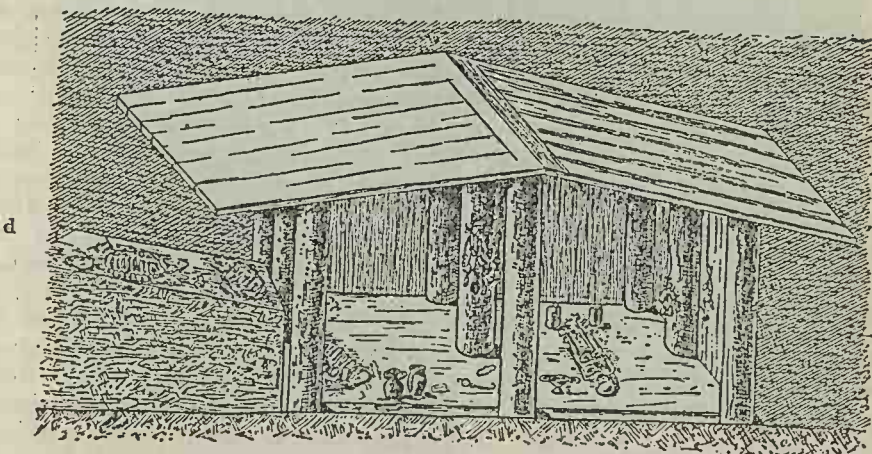
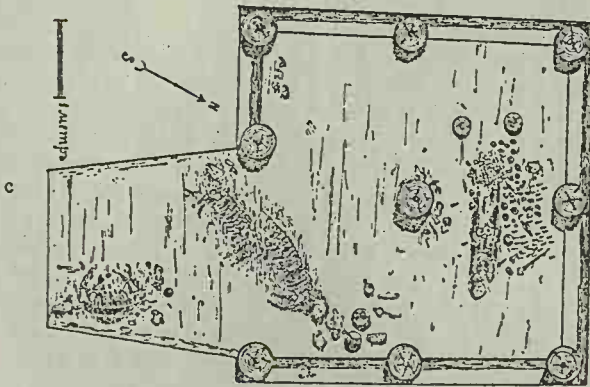
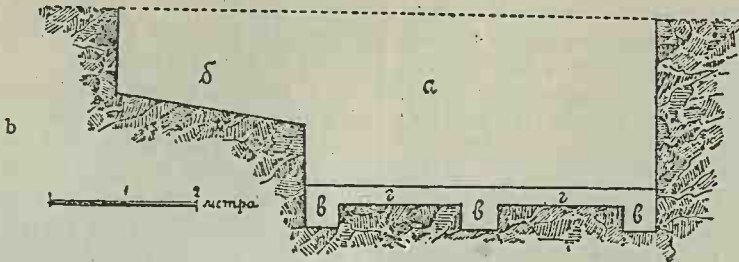
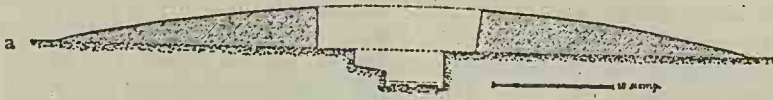
Der Kurgan gehört in die 1. Hälfte des 5. Jh. v. C. — Ganz ähnlich in Anlage und Ausstattung sind auch die gleichzeitigen Kurgane 402 (Izvēstija 14 S. 19 ff.), 403 (ebd. S. 22 f.), 404 (ebd. S. 23 f.), 407 (ebd. S. 32 ff.).

Aus Nr. 402 seien hervorgehoben die Goldbleche in Tierkopfform (a. a. O. S. 20 Abb. 47, 48 und 50; Borovka a. a. O. Tf. 11 C, E, B) und ein geschmiedetes Eisenmesser (Izvēstija 14 S. 21 Abb. 52; hier Band XIII Tf. 37^{cn}), mit dem z. B. die geschmiedeten Griffe der Akinakes mit Antennenknäuf, die in Tierköpfe enden (W. Ginters *Das Schwert der Skythen* 1928 Tf. 19 ff.), andererseits das bronzene Messer von Maricyñ (Präh. Z. 5 [1913] S. 15 Abb. 12 f 1) zu vergleichen sind. Ferner aus Nr. 403 ein bronzenes Sieb mit langem, spiralgebogenen Stabhenkel und

Aufstützgriff (Izvēstija 14 S. 23 Abb. 53), sowie eine schwarzlackierte Fußschale (ebd. Abb. 54), aus Nr. 404 ein schöner Bronzespiegel, dessen Griff oben, am Ansatz der Scheibe, in eine ionische Doppelvolute ausläuft. Im Grab Nr. 407 lagen auf der linken Seite des Skelettes (vgl. den Plan Izvēstija 14 S. 32 Abb. 75) zwei eiserne „Bunčuki“ (s. Ul § 4), oben in Vogelköpfe auslaufend (a. a. O. S. 34 Abb. 78).

§ 4. Von genau demselben Bau, doch ungewöhnlich groß, war die Anlage im Kurgan Nr. 400 (L. 7,10 m; Br. 4,55 m; T. 2,22 m). Hier lagen 2 Pferde im Dromos und auf der Rückseite der Kammer 2 Skelette (Izvēstija 14 S. 8 Abb. 8). Aus dem Inventar hebe ich hervor: die in stilisierte Pferdefüße endigenden Psalien (ebd. S. 10 Abb. 12; Borovka a. a. O. Tf. 18 C), einen bronzenen Pferdeschmuck, der in eine Raubtier-Protome (Izvēstija 14 S. 11 Abb. 13; Borovka a. a. O. Tf. 18 A) endet, einen goldenen rhombischen Anhänger mit aufgesetztem Filigran (Izvēstija 14 S. 11 Abb. 14), von dem ein Gegenstück im Funde von Vetersfelde (s. d.) liegt, einen löwenkopffartigen Beschlag (ebd. S. 12 Abb. 23) und eine schnallenartige Bronze in Form eines scheinbar frontal gesehenen Tierkopfes (ebd. S. 13 Abb. 24; vgl. jedoch zur Entstehung dieses Motivs die aus 2 Köpfen zusammengesetzte Schnalle ebd. S. 26 Abb. 59 = Borovka a. a. O. Tf. 5 D; hier Band XIII Tf. 37^{cn}). Erste Hälfte des 5. Jh. v. C.

§ 5. Eine Reihe dieser Kurgane, in denen auch treffliche einheimische Tonware nicht fehlt (Band XIII Tf. 37^B; Izvēstija 14 S. 4 Abb. 3, S. 32 Abb. 74, S. 36 Abb. 80, S. 38 Abb. 81/82; ebd. 17 S. 88 Abb. 18, S. 93 Abb. 28, S. 94 Abb. 29, S. 98 Abb. 38), enthält spätsamische Gefäße aus dem Ende des 6. Jh. v. C. (vom Ausgräber irrtümlich als kaiserzeitlich angesehen), so der Kurgan G (Izvēstija 14 S. 27 Abb. 61, 62) mit vorzüglichen Bronzen im skyth. Tierstil (ebd. Abb. 63—67), Kurgan Nr. 418 (Izvēstija 17 S. 82 Abb. 6), Nr. 423 (ebd. S. 84 Abb. 7), Nr. 429 (ebd. S. 86 Abb. 12), Nr. 447 (ebd. S. 94 Abb. 30). Zeitlich abwärts geht diese Gruppe bei im ganzen unveränderter Haltung des Grabritus und der Grabform bis in das 4. und 3. Jh. nach Ausweis der importierten griech. Keramik (z. B. Kurgan Nr. 415: Izvēstija 17 S. 79 Abb. 3, 4; Kurgan Nr. 432 [jüngere Bestattung] ebd. S. 89 Abb. 20, 22). Doch stehen diese jüngeren Gräber an Interesse



Žurovka

a—d. Grabanlage des Hügels 401 bei Žurovka, Gouv. Kijev. Nach Izvēstija Arch. Kom. 14 (1905) S. 13f.

weit zurück hinter den älteren, aus der Zeit um 500 und der 1. Hälfte des 5. Jh. v. C., die mit den Funden aus den Sieben Brüdern (s. d.; ältere Kurgane), von Nymphaion (s. Sieben Brüder), der Ostraja Mogila (s. d. I) bei Tomakovka, dem Zolotoj-Kurgan (s. d.) u. a. die prächtigsten Belege für den jüngeren archaischen Tierstil Südrußlands geliefert haben. — S. a. Südrußland D § 71.

Izvēstija Arch. Kom. 4 S. 30ff.; ebd. 14 S. 1ff.; ebd. 17 S. 77ff.; E. H. Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 174ff.; Izvēstija 65 S. 99ff. Spicyn; Rostovcev *Skifija i Bospor* 1925 S. 472, 480, 482; G. Borovka *Scythian Art* 1928. Über die Apollon-Schale vgl. Izvēstija Arch. Kom. 14 S. 44ff.

M. Ebert

Züschen (Kr. Fritzlar, Hessen-Nassau; Tf. 70). § 1. Eine ursprünglich offenbar von einem Erdhügel bedeckte Steinkiste von 20 m L. und 3,5 m Br. ist im J. 1894 von Boehlau untersucht worden. Ein quadratischer Vorraum ist durch eine Steinplatte mit „Seelenloch“ (s. d.; Dm 50 cm) abgetrennt. Unter den Darstellungen auf der inneren Seite einiger Platten begegnet mehrfach ein zweirädriger Karren, der von zwei durch ein Joch verbundenen, langhörnigen Stieren gezogen wird. Die Deutung ergibt sich aus den fast gleichzeitigen ligurischen Felsenzeichnungen (s. d. C). Somit sind dann auch die häufigen gabelförmigen Zeichen als Darstellungen von Ochsen, wie schon Voß wollte, aufzufassen. Die Kiste enthielt mindestens 27 Bestattungen, die mit Ausnahme von einer (mittl. HZ) der letzten Per. des Neol. angehören (Skelettbestattungen). Viele Kohlen- und Brandplätze, besonders im Vorraum, deuten auf Opferfeuer hin. Unter den Beigaben der Leichen sind Knochen von Rind (s. d. A), Ziege (s. d. A) und *Bos primigenius* (?) hervorzuheben. Ähnliche Opferbeigaben finden sich in Gräbern der 2. Hälfte des 3. Jht. in Holland (s. d. A), wo außerdem noch das Pferd (s. d. B) auftritt. Dorthier ist auch die Grabform abzuleiten, wenn diese auch in vereinzelt Fällen in NO-Thüringen vorkommt (Oberfarnstedt, Ziegelroda, Allstedt, Bottendorf). Den Weg der Wanderung lehrt die Steinkiste von Reinbeck, Kr. Warburg (Mannus 5 [1913] S. 34). Diesen Ursprung zeigen ferner die keramischen Beigaben, unter denen neben schlanken Bechern (s. Schnurzonbecher) zweimal die Krugflasche in ihrer nordwestdeutschen Form

auftritt. Die Angabe Kossinnas, daß sich hier auch der Typus der gehenkelten Krugflasche findet, beruht auf einem Irrtum. Die gleiche Mischung von nordwestdeutscher Tiefstichkeramik und Zonenkeramik begegnet gerade wieder in Holland (Präh. Z. 1 [1909] S. 378; ebd. 4 [1912] S. 373; ebd. 5 [1913] S. 444 Holwerda).

§ 2. Um die Züscher Steinkiste gruppiert sich eine ganze Reihe verwandter kurhessischer Gräber; dies zeigt, daß es sich nicht um eine isolierte Erscheinung, sondern um eine richtige Wanderung handelt. Eine kleinere Steinkiste (12 × 2,5 m) lag kaum 100 Schritt von der größeren entfernt, eine andere Megalithsetzung im Stadtwald von Gudensberg und eine ganz kleine, aus zwei quadratischen Kammern bestehende mit einem viereckigen „Seelenloch“ im Fritzlarer Stadtwald in einem großen Grabhügel, zu der 3 Nachbestattungen mit Leichenbrand gehören. Rohe, eingehauene Zeichen fanden sich auch auf den Platten der Steinkiste von Willingshausen (W. Grimm *Über deutsche Runen* Göttingen 1821 S. 268ff.). Gräber mit gleichem Inventar (mindestens 7 schlanke Becher und grobe Feuersteinklingen) ergaben schon die im Anfang des 18. Jh. von Landgraf Carl unternommenen Ausgrabungen auf der Maderheide bei Maden (Kr. Fritzlar). Hier lagen jedoch die Skelette ohne Steinkisten in Grabhügeln, zum Teil handelt es sich aber offenbar schon um Brandgräber. Das Aufkommen des Leichenbrandes ist in dieser jungneolithischen Gräbergruppe Kurhessens deutlich zu verfolgen. Die Verbrennung hat teilweise in den Hügeln selbst stattgefunden. Solche Brandgräber sind von Vöhl, Willingshain am Knull, Ellenberg, Obergrenzebach, Altenbremslar und Haldorf bekannt. In dem Steinkranz, der das Grab von Ellenberg umgab, fand sich eine Sandsteinplatte, die analog der Ornamentik der Tongefäße mit horizontalen Reihen eingetiefter Dreiecke verziert war. Unter dem Haldorfer Grabe kam ein viereckiges Blockhaus vom Megaron-typus zutage, das aus vierkantig zurechtgehauenen Balken aufgebaut war (s. Haus A 1 § 8 und Band V Tf. 38a). S. a. Mittel- und Süddeutschland B, Westfalen C § 2.

J. Boehlau und F. v. Gilsa *Neolithische Denkmäler aus. Hessen* Zeitschr. d. Vereins f.



Züschchen

Steinkiste bei Züschchen, nach der Untersuchung. — Nach Schuechhardt *Alleuropa*² 1926.

hess. Gesch. u. Landeskunde NF 12 Suppl.-Heft Cassel 1898; Präh. Z. 13—14 (1921—22) S. 201 W. Bremer. — Ellenberg: Korr. Gesamtv. 57 (1909) S. 375 ff. W. Lange. — Haldorf: Germania 6 (1922) S. 110 ff. W. Bremer. † W. Bremer

Zuttije, muräret ez- s. Muräret ez-zuttije.

Zuzim. Das durch Erzählungsstil und Inhalt in der Genesis einzig dastehende Kapitel 14, über dessen Datierung sich nichts Genaueres sagen läßt, das aber im ganzen eher zu der jüngeren (gelehrten) Überlieferungsschicht zu rechnen ist, erzählt in V. 5 von einem Zug der Weltkönige. „Und sie schlugen die Rephaim in Astaroth-Karnaim, die Zuzim in Ham, die Emim in der Ebene von Kirjathaim, die Choriter auf den ‚Bergen‘ im Se'ir bis El-Paran in der Wüste.“ Die Z., die nur hier erwähnt werden, müssen mithin im Ostjordanlande zwischen Astaroth-Karnaim und der Moabiterstadt Kirjathaim angesetzt werden. Symmachus, eine griech. Übersetzung neben der Septuaginta, liest offensichtlich Zamzummim (s. d.) oder will die Identität beider Namen zum Ausdruck bringen, während die LXX selbst keinen Eigennamen, sondern etwas wie 'ozim (?) = die Starken, gelesen hat. Ob Ham mit (Baboth) Ammán gleichzusetzen ist?

Fr. Schwally *Über einige palästinische Völkernamen* Zeitschrift f. Alttestamentliche Wissenschaft 18 (1898) S. 148; Ed. Meyer *Die Israeliten und ihre Nachbarstämme* 1906; Hermann Gunkel *Die Genesis*³ 1910.

Galling

Zweikampf. Eine der verbreitetsten Sitten, die zugleich in den verschiedensten Formen auftritt, ist der Zweikampf. Vorausgesetzt ist eine gewisse Regelung, eine konventionelle Ordnung im Austragen des Streites, worübergewöhnlich die Angehörigen jedes Kämpfers wachen. — In verschiedenen Gegenden Australiens waren Z. üblich, die jedoch, wie z. B. bei den Eingeborenen im *Boulia*-Distrikt, nicht mit einer Tötung ausgehen durften. Man begnügte sich mit ein paar Schlägen auf den Kopf des Gegners durch ein zweihändiges Holzsword; gebrauchte man den Speer, so zielten die Stiche auf die fleischigen Partien der Oberschenkel; wendete man Steindolche an, so wurden nur leichte und oberflächliche Schnittwunden an den Schultern, Weichen

oder Hinterbacken beigebracht (W. E. Roth *North Queensland Ethnography Bulletin* 8 Ethnol. Studies among Queensland Aborigines 1897 S. 139). Den Anlaß zu solchen Duellen bildeten stets nur Privatangelegenheiten. Es handelt sich dabei nicht um Blutrache (s. d.), die regelmäßig hinterlistig vollzogen wird und auf die Tötung abzielt, sondern um eine mildere Form der Austragung von Händeln, welche die Gemeinde nicht weiter interessierten, um leichtere Beleidigungen, etwa durch Betrug oder Diebstahl (s. d.), oder um von den Beteiligten als verhältnismäßig harmlos angesehene Frauenangelegenheiten.

Spencer und Gillen (I 199f.) betonen, daß im zentralen Australien Kämpfe schon aus dem Grunde selten sind, weil der Mangel an Wasser und Nahrung es einer jeden größeren Zahl von Männern erschwerte, gemeinsam etwas zu unternehmen. Entstehen Streitigkeiten unter einzelnen Angehörigen verschiedener lokaler Gruppen, so ergibt sich wohl eine Spannung der Beziehungen unter diesen, bis es zu einem Kampf unter ihnen kommt. Ein solcher pflegt nicht sehr blutig zu verlaufen, und oft kämpfen nur die zwei unmittelbar Beteiligten. Diese suchen unter großem Geschrei und Herumspringen einander mit Steinmessern zu verwunden. Ist das geschehen, so ist jeder Zorn veronnen, und die Kämpfer sitzen in der friedlichsten Weise nachher beisammen.

Lumholtz (*Unter Menschenfressern* 1892) schildert derartige Z., die am Herbert-River in der heißen Zeit vom November bis Februar alle drei bis vier Wochen stattfanden und gruppenweise Duelle darstellten, zu denen die Kämpfer von den Frauen angefeuert wurden. Dabei kommt bereits ein sportlicher Charakter zum Ausdruck. — Nach den Beobachtungen des Prinzen Max von Wied bei den Botokuden von Südamerika kam es in der ersten Hälfte des 19. Jh. zwischen benachbarten Stämmen wegen Verletzung der Jagdrechte oder Mißhandlung der Gattin u. dgl. zu gruppenweisen Zweikämpfen. Auch auf Bougainville (Buin) ist (nach eigenen Ermittlungen) der Häuptling berechtigt, bei Streitigkeiten um Frauen die Parteien zum Z. aufzufordern. Auf beiden Seiten

tritt die gleiche Zahl von Streitern an; Sekundanten und Zuschauer stehen im Kreise herum. Beendet ist der Kampf bei der Verwundung des Übeltäters. Der Tod des Gegners ist auch hier nicht beabsichtigt. Kommt ein solcher Fall wider Erwarten vor, so verfällt der Überlebende der Blutrache, die gegebenenfalls auf der Stelle von den Angehörigen vollstreckt wird.

Es ist in diesem Zusammenhang nicht möglich, auch nur in Kürze auf die vielen sonstigen Formen des Z., z. B. mit Stöcken u. dgl., in den verschiedensten Gegenden einzugehen, wie sie etwa Peter Kolb in der Mitte des 17. Jh. bei den Hottentotten beobachtete, wie sie von den Zulu berichtet werden und aus Ostafrika bekannt sind. Das Hauptziel des Z. ist in Ostafrika das Schienbein. Von den Buschmännern ist ein Duelltanz bekannt, bei dem drei Paare auf den Knien rutschen und mit den Händen auf dem Boden aneinander herantreten; immer ficht nur ein Paar, während die anderen sich inzwischen ausruhen. Hier tritt der spielerische Charakter darin zutage, daß einer der Kämpfenden sich unrechtmäßig Speisen angeeignet hat, die ihm der andere im Kampf abzunehmen trachtet (Werner S. 249ff.).

Bekannt ist der Spottkampf der Eskimo, der in verschiedenen Gebieten der Polarländer, bei den Ost-Eskimo, an der Labradorküste und auf den Aleuten-Inseln in der Beringsstraße sich findet. Es scheint sich darum zu handeln, daß schwächere Leute dadurch die Aufmerksamkeit der Gemeinde auf Übergriffe, namentlich Mordtaten, zu lenken suchen (ähnlich wie dies etwa bei der Kettenrache der Fall ist; s. Blutrache § 5). In anderen Eskimo-Gebieten steht dafür der Faust- und Ringkampf zur Austragung von Streitigkeiten im Vordergrund. Den Singstreit in feste Verbindung mit der Windschirmform des Zeltens zu bringen, wie König (S. 297) es versucht, dürfte schon deswegen nicht zugänglich sein, weil entgegen seiner Behauptung bei den Tasmaniern Zweikämpfe auch mit Keulenschlägen auf den Kopf ausgefochten wurden (Ling-Roth S. 84).

Spielerisch-sportlichen Charakter scheinen auch die Rivalitätskämpfe zu haben, die in den Gegenden mit Stammeshalbung

unter den beiden Hälften gelegentlich stattfinden. So haben sich z. B. auf der Karolinen-Insel Yap die Dorfschaften unabhängig von ihrer geogr. Lage in zwei große, feindliche Heerlager gegliedert, die *vādnī pāgdā* und die *vādnī pīlūi* (Müller-Wismar I 234). — Derartige mehr sportliche Kämpfe unter Dörfern werden z. B. auch von den Trobriand-Inseln (Malinowski S. 66) berichtet.

Groß ist die Zahl von verschiedenen Zweikämpfen spielerischen Charakters, wie etwa von Frauen gegen die Männer und von Männern gegen die Frauen bei den Jünglingsweihen (s. d.) der Bânaro in Neu-Guinea (Thurnwald *Die Gemeinde der Bânaro* 1921 S. 31. — Vgl. die Zusammenstellung für Indonesien und die Südsee bei Damm).

Einen besonderen Charakter erhält der Z. durch die Verbindung mit Omen (s. d. A), Orakel (s. d. A) und dem Gottesurteil (s. d.). Das wachsende Suchen nach Verbindungen für das Geschehen bei zunehmender Technik und sich speicherndem Wissen bildet den Anlaß, den Ausgang des Zweikampfes in transzendenter Weise zu deuten. Das symbolische Denken (s. Primitives Denken; Zauber A) durchsetzt Kampf und Spiel mit besonderen Zusammenhängen und hat auf diese Weise zweifellos auch dazu beigetragen, teilweise den Zweikampf umzugestalten, wenn z. B. die Forderung erhoben wird, Blutopfer zu bringen, um die Natur in ihrem Wachstum anzuregen. Aus dem ganzen Gedankenkreis des Gottesurteils wird der Z. zu einer Angelegenheit auf Leben und Tod, die ihm ursprünglich fremd gewesen zu sein scheint, da er auf Regeln fußte, die nur innerhalb einer engeren Zahl von Gemeinde- oder Kulturgenossen Geltung haben konnten; zumal es sich aus dem verhältnismäßig friedlichen Geist und den kleinen Gruppen der Jägervölker ergab, daß sie sich gegenseitig schonten, um sich im Kampf gegen die Natur nicht zu schwächen.

In Verbindung mit dem Gottesurteil (s. d.) tritt im allg. die Institution des Z. in das Licht der europ. Frühgeschichte. Bemerkenswert ist, daß im ältesten Island, das die Sagas uns erschließen, diese Verbindung jedoch noch zu fehlen scheint. Unter dem „Holmgang“, dem Gang nach

der Insel, verstehen die alten Erzähler nicht das Gottesurteil. Man bot einen Holmgang an, wenn einer fand, „er sei bei dem anderen nicht zu seinem Rechte gekommen“ (Heusler S. 35). Es handelte sich also bloß um das Abreagieren persönlicher Mißstimmung gegen den anderen. Der Gesichtspunkt, daß nun dem im Z. Unterlegenen recht geschehen sei, daß gewissermaßen „die Weltgeschichte ein Weltgericht“ sei, wird auch hier noch nicht den Vorgängen beigemischt.

In anderen Gegenden, wie in Norwegen, Irland und auch auf dem Kontinent, dürfte sich die Verbindung mit dem Gottesurteil noch in heidnischer Zeit vollzogen haben, denn die Kirche tritt gegen den Z. als Gottesurteil auf, wenn auch keineswegs mit durchschlagendem Erfolg.

Erhält sich doch noch das ganze Mittelalter hindurch der Z. als gerichtlich anerkanntes Gottesurteil (vgl. a. Post II 236, 351f.). Auch da gibt es aber Z., die nicht notwendig auf Leben und Tod gehen. In dem von Hans Fehr (1923 S. 53) beschriebenen Bild 40 sind die Kämpfer nicht mit dem Schwert, sondern mit einer schweren Keule bewaffnet; der Besiegte liegt am Boden; der Sieger kniet auf ihm und holt zum letzten Schlage aus; töten soll er den Gegner nicht. Mit der Kampfunfähigkeit ist das Gottesurteil entschieden; dann erfolgt der Richterspruch. — Auch in Bild 41 wird der Gegner nur durch einen Stich in den Schenkel kampfunfähig gemacht. Bemerkenswert ist auch der in Bild 43—51 abgebildete Z. zwischen Mann und Weib. Frauen werden sonst im Z. durch Männer vertreten. — Die Austragung eines Volkskampfes zwischen England und Frankreich durch zwei Vertreter mag einer Anekdote das Leben verdanken, dürfte jedoch für die Entscheidung von Gruppenrivalitäten nichts ganz Ungewöhnliches gewesen sein.

Bei alledem hat man den Eindruck, daß es sich beim Z. vorwiegend um ein verabredetes, wenn auch nicht ungefährliches Spiel handelt, dem erst später der Gedanke besonders transzendenter Sanktionen in Gestalt eines „Gottesurteils“ (s. d.) untergeschoben wurde.

Durch das Rittertum und die Turniere

trat beim Z. das sportlich Spielerische wieder stärker in Erscheinung. Erst der gesteigerte Ehrbegriff unter um Geltung und Ansehen rivalisierenden Familien verlieh dem Z. eine besondere Bedeutung für die persönlichen Ehren (vgl. Below, Liepmann, Kohlrausch, Fehr 1908).

S. a. Blutrache, Fehde, Gericht A, Gottesurteil, Vergeltung.

Below *Das Duell in Deutschland. Geschichte und Gegenwart* 1896; Damm *Die Zweikampfspele in Die gymnastischen Spiele der Indonesier und Südseevölker* 1922; Fehr *Der Zweikampf* 1908; ders. *Das Recht im Bilde* 1923; Heusler *Das Strafrecht der Isländersagas* 1911; Knabenhans *Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen* 1919; Kohlrausch *Zweikampf* 1906; Kolb *Caput bonae spei hodiernum a. i. Vollständige Beschreibung des afrikanischen Vorgebürges der Guten Hoffnung* 1719; König *Der Rechtsbruch und sein Ausgleich bei den Eskimo*. B. *Der Zweikampf* Anthropos 20/1—2 (1925); Liepmann *Duell und Ehre* 1904; Ling-Roth *The Aborigines of Tasmania* 1890; Malinowski *Argonauts of the Western Pacific* 1922; Müller-Wismar *Yap* 1917; Nansen *Eskimoleben* 1891; Post *Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz* 1895; Spencer und Gillen *Across Australia* 1912; Steinmetz *Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe* 1928; Werner *Anthropologische, ethnologische und ethnographische Beobachtungen über die Heikum- und Kung-Buschleute* ZfEthn. 38 (1906); Weule *Der Krieg in den Tiefen der Menschheit* 1916; von Wied *Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817* I (1820), II (1821).

Thurnwald

Zweiknopffibel s. Fibel A § 22.

Zwerg. S. a. Dachsenbühl, Kesslerloch, Pygmäen, Schweizersbild. — (Ägypten; Tf. 60d) § 1 Körpergestalt. Die große Zahl von Z. in den äg. Denkmälern macht es unwahrscheinlich, daß es sich nur um Angehörige des äg. Volkes handelt, deren Körper in der Entwicklung zurückgeblieben und besonders klein gewachsen ist. Diese Erklärung könnte nur richtig sein, wenn der Prozentsatz von zwerggestaltigen Menschen in Ä. außergewöhnlich groß gewesen wäre. Hierfür haben wir keinen Anhalt. Auf der anderen Seite hören wir, daß Zwerge aus dem Lande Punt (s. d.) nach Ä. gebracht worden sind, und es ist nicht ausgeschlossen, daß Z. ein beliebter Einfuhrartikel aus jener Gegend waren. Ferner beobachten wir gelegentlich, daß der Körper von Kindern durch starke Einschnürung, Pressung usw. in bestimmter

Weise zurückgehalten und umgebildet wird. Diese Einwirkung mag auch einen Teil der altäg. Z. hervorgebracht haben, wobei es nicht sicher ist, ob sie in Ä., Punt oder einem anderen Lande erfolgte. Bei den aus Innerafrika nach Ä. gebrachten Z. liegt endlich die Möglichkeit vor, daß es sich um Angehörige der Pygmäen (s. d.) genannten Zwergvölker handelt, von denen die letzten Reste noch in der Gegenwart von Reisenden festgestellt worden sind. Die Darstellungen der äg. Plastik lassen allerdings eher vermuten, daß es sich bei den Z. um verkrüppelte Menschen als um Angehörige eines Zwergvolkes handelt. Im letzteren Fall würde man kleine, aber doch regelmäßig und gerade gewachsene Körper erwarten, während die Äg. ihre Z. mit verdickten und verkrüppelten Gliedmaßen darstellen und diese Mißbildung in der Plastik sogar noch übertreiben. Das äg. Wort *dnw* mit dem Deutzeichen eines verkrüppelten Menschen wird in gleicher Weise für alle Fälle angewendet, in denen Verkrüppelte oder Angehörige von Zwergvölkern gemeint sein können.

§ 2. Geschichtliche Folge. In der Nähe der Königsgräber der ersten Dyn. bei Abydos (s. d.) sind Grabsteine von Z. gefunden worden; sie waren zusammen mit den wahrscheinlich von ihnen versorgten Hunden des Königs neben dem Grabe des Pharaos beigesetzt. Im AR erscheinen Z. auffallend häufig in Verbindung mit der Herstellung und Verwaltung von Schmucksachen, sodaß man sie als Goldschmiede angesehen hat. Andererseits beschäftigen sie sich mit den Hunden und Affen der Vornehmen, in deren Haushalt sie leben (vgl. Band X Tf. 113a). Für den König wird ein Z., wie wir zweimal aus den Inschriften erfahren, aus Punt mitgebracht, damit er ihn durch seine Sprünge belustige. Bei allen übrigen Z. liegt aber kein Anhaltspunkt dafür vor, daß es sich nicht um Z. äg. Herkunft handelt. In Sakkara (s. d.) hat ein Z., namens Chnemhotep, sich ein ansehnliches Grab erbaut, aus dem die berühmte Statue im Museum von Kairo stammt. Bei Beni Hassan ist das Grab eines Z. mit seinem Skelett gefunden; Reliefs im Grabe seines Herrn stellen ihn neben dem Sessel stehend dar.

Mit dem MR lassen Darstellungen von Z. in überraschender Weise nach. Gelegentlich

kommen sie zweifellos als Verkrüppelte vor, gemeinsam mit Leuten mit verkrüppelten Füßen und mit Buckligen. Ähnlich auch im Anfang des NR, wobei sie wie im späten Mittelalter in Europa die Rolle von Spaßmachern an den Höfen gespielt haben. Im übrigen erscheinen Z. vom NR ab nicht mehr. Wohl aber werden in die äg. Götterwelt verkrüppelte Gestalten aufgenommen, die aus Innerafrika gekommen sein mögen und dem Volke wohl schon in früherer Zeit bekannt waren: Bes und die Patäken. Bes (Band XII Tf. 15b) ist ein vollbärtiger Zwergengreis von verkrüppelter Gestalt mit hoher Federkrone, bekleidet mit einem Fell, dessen Schwanz hinten lang herunterhängt. Bes schwingt gelegentlich ein Schwert und ist dann ein Kampfgott. Im allg. kennen wir ihn von gutartiger Natur, und er pflegt zusammen mit der nilferdgestaltigen Toëris (Band VII Tf. 125a) den gebärenden Frauen zu helfen, wie er auch die Fürsorge für das weibliche Toilettengerät hat. Patäken nennen wir mit einem griech. Wort die kleinen Geister in verkrüppelter Zwergengestalt, bartlos und unbedeckt, die uns fast nur aus Fayence-Figuren der Spätzeit bekannt sind. Sie waren in Memphis (s. d.) zu Hause, ihre Aufgaben sind unbekannt.

Wiedemann Äg. S. 374; Erman-Ranke Äg. S. 292.

Roeder

Zwergformen (faunistische) s. Diluvialfauna § 6.

Zwerggeräte s. Aurignacien, Azilien, Capsien, Mikrolithische Feuersteinindustrie in Polen, Miniaturbeigabe, Tardenoisien.

Zwergpfeifhase s. Diluvialfauna § 3.

Zwiebel s. Lauch.

Zwilling s. Kind.

Zwillingsgefäß. S. a. Doppelgefäß, Etagegefäß.

§ 1. Begriffsbestimmung. — § 2. Formen. — § 3. Mitteleuropa: Neolithikum. — § 4. Mitteleuropa: Bronze- und Eisenzeit. — § 5. Mittelmeerlande. — § 6. Zweckbestimmung.

§ 1. Die Z., die zweckmäßig zusammen mit den Drillings-, Vierlings- und Mehrlingsgefäßen behandelt werden, sind zusammengesetzt aus zwei oder mehr meist kleinen, untereinander gleichen Gefäßen, die mit ihrer Ausbauchung zusammenstoßen oder durch ein kurzes Verbindungsstück zu-

sammenhängen. In der Regel ist die Verbindungsstelle durchlocht, so daß flüssiger Inhalt von einem zum andern Gefäß zirkulieren kann. Die zuweilen gebrauchte Bezeichnung „Doppelgefäß“ vermeidet man besser, weil sie zu Verwechslungen mit Etagengefäßen (s. d.) und den durch Scheidewände in zwei oder mehr Abteilungen zerlegten Gefäßen (s. a. Vexiergefäß) führt.

§ 2. Die Form der zu einem Z. vereinigten Gefäße ist dem jeweiligen Kulturkreis entnommen. So z. B. ist es bei einem neol. Z. der typischen Bernburger Tasse (s. Bernburger Typus), im Aurither (s. d.) Typus verwendet man gern die flache, etwas ausgebauchte Schale, im Billendorfer (s. d.) Typus das unten zugespitzte Kännchen usw. Häufig sitzt bei Zwillingen ein Henkel, wie er der betreffenden Gefäßform eignet, an der Verbindungsstelle; bei Drillingsen und Vierlingen ebenso, und zwar ist es in der mitteleurop. Zone immer nur ein Henkel. Ausnahmsweise verbindet ein nach unten gehender Bügel die beiden Gefäßböden (bemalte Keramik von Carlsruh, Kr. Steinau; Schles. Vorz. NF 8 [1924] Tf. 4, 3). Andere Sonderformen sind Drillinge, die auf einem gemeinsamen hohen Fuß sitzen (Aurither Gräberfeld von Balkow, Kr. Weststernberg; ZfEthn. Verh. 26 [1894] S. 474—476 Abb. 1; Watsch, Krain: Much *Kunsthistor. Atlas* I [1898] Tf. 55 Abb. 11; Este: Notizie 1882 Tf. 5 Abb. 10; Castelletto: Mitt. präh. Kom. 1 [1893] S. 86 Anm. 5). Oder eine größere Anzahl kleiner Gefäße steht auf der Schulter eines großen Gefäßes (Déchelette *Manuel* II 2 S. 811 Abb. 325; s. a. hier Band IV Tf. 148 d, XI Tf. 129, 16). Das ö. Mittelmeergebiet ist besonders reich an den verschiedensten Varianten, die von den mitteleurop. oft erheblich abweichen. S. a. Kernos und Band VI Tf. 65 c, d.

§ 3. Aus dem mitteleuropäischen Neolithikum sind bisher drei echte Zwillinge bekannt geworden, zwei aus dem Gräberfeld von Walternienburg (s. d. und Tf. 58h) und einer (Bernburger Typus) von Endorf, Mansfelder Gebirgskreis (Präh. Z. 4 [1912] S. 449—451 Mötelfindt). Sie stehen vorläufig isoliert und haben weder Verbindung mit den „Operngucker“-Gefäßen der bemalten neol. Keramik des SO (Band XIII Tf. 18c) noch mit den Lausitzer Zwillingen-

gefäßen. [Unter der Pannonischen (s. d.) Keramik Ungarns vgl. das Z. Band X Tf. 9, 2, von Meckjur (s. d.) das Stück Band VIII Tf. 18b.]

§ 4. In Mitteleuropa trifft man die Z. wieder in dem ganzen Komplex der Lausitzer Kultur (s. Lausitzische Kultur; Drillingsgefäß Band VII Tf. 1981; Z. von Zaborowo [s. d.] hier Tf. 64^B b, c) an, wo sie aber erst am Ende der BZ (Aurither Typus) beginnen, und in der Hallstattkultur (Drillingsgefäß des Platenitzer Typus Band II Tf. 44 Abb. 13); sie haben ihre reichste Entfaltung im 8.—6. Jh. und reichen bis zum Billendorfer und älteren Göritzer (s. d.) Typus einschließlich. Seitdem Undset und Madsen-Neergaard das damals bekannte Fundmaterial zusammenstellten, hat es sich so stark vermehrt, daß man von einem Nachweis der einzelnen Funde absehen muß. Erwähnt seien zwei Vierlinge von Kunzendorf, Kr. Sorau (ZfEthn. 11 [1879] S. 412) und Zentendorf, Kr. Görlitz (ZfEthn. Verh. 22 [1890] S. 258). Ob ein Fünfling von Brahmoo, Kr. Kottbus (a. a. O.), vorgesch. ist, scheint mir nach der Beschreibung fraglich. In die Latène-Kultur setzen sie sich nicht fort — mit Ausnahme eines typischen Drillings von Nauheim (s. d.; Band VIII Tf. 146 Abb. 47; Quilling *Die Nauheimer Funde* 1903 Abb. 175, Fund 114. Ob zuverlässig?). Von dem Lausitzer Kulturgebiet strahlen sie, wie bekanntlich auch andere Erscheinungen, nach N in das germ. Gebiet aus. Hier trifft man sie als einheimische Arbeit verhältnismäßig häufig zusammen mit Gesichtsurnen (s. Gesichtsurnenkultur) an, ganz selten aber im übrigen Norddeutschland: ein Zwilling in dem durch seine Hausgesichtsurnen (s. Hausurne A) bekannten Kistengräberfelde vom Eilsdorf (Nachr. ü. D. A. 26 [1894] S. 57 Abb. 10 Vasel; Zeitschr. d. Harzvereins f. Gesch. u. Altertumsk. 29 [1896] S. 290 Tf. 4, 62 Becker), das auch sonst starke Lausitzer Einflüsse aufweist. Ferner ein Drilling von Wagenitz, Kr. Westhaveland (ZfEthn. Verh. 16 [1884] S. 389 Buchholz). Aus Dänemark kennt S. Müller nur einen Zwilling (Müller *Ordnung* II Nr. 51). Aus dem Hallstatt-Gebiet stoßen Zwillinge und Drillinge bis nach der Schweiz vor, haben dort allerdings die funktionelle Kommunikation zwischen den Gefäßen verloren (Gross *Protohelvetes* S. 93 Tf. 32, 3, 17).

§ 5. Die in Italien vorkommenden Z. schließen sich formal und zeitlich an die mitteleurop. an. Man findet hier Zwillinge und Drillinge in früheisenzeitlichen Gräberfeldern von Corneto (s. d.) und Vetulonia (s. d.; ZfEthn. Verh. 15 [1883] S. 201; ebd. 17 [1885] S. 567; s. Band VI Tf. 33g). Im östlichen Mittelmeergebiet (Zypern, Troja II—V) kommen ähnliche Zwillinge vor (ZfEthn. Verh. 31 [1899] S. 49 Abb. 3, 4. 6. 7), auch große Gefäße mit mehreren kleineren auf der Schulter (ebd. S. 52 Abb. 53; Dörpfeld *Troja u. Iliön* Beil. 37 Abb. 7). Häufig aber weichen die Mehrlinge erheblich von den bisher behandelten Formen ab, indem z. B. Näpfchen oder gar große Flaschen als Drillinge nicht im Dreieck, sondern in einer Reihe nebeneinander angeordnet sind (ZfEthn. Verh. 31 [1899] S. 49 Abb. 3, 2. 5) oder mehrere zusammengekuppelte Gefäße in einen gemeinsamen Hals auslaufen (ebd. Abb. 3, 11), oder mehrere Gefäße auf einem horizontalen Hohlring aufsitzen (Dörpfeld *Troja u. Iliön* S. 272 Abb. 160, 161 [s. a. Tammuz § 4 und Band XIII Tf. 55c]). [Ein Drillingsgefäß aus der skyth. Kultur Ungarns hier Tf. 10^b.]

§ 6. Der Zweck der Zwillinge- und Mehrlingsgefäße ist nicht recht ersichtlich. Man hat sie manchmal mit unsern Pfeffer- und Salznäpfchen verglichen; aber ein ähnlicher Gebrauch käme höchstens bei den nicht kommunizierenden in Frage. Poppelreuter nannte die trojanischen Ringgefäße Blumenvasen (Dörpfeld a. a. O. S. 272). Jentsch dachte an Lampen (Niederlaus. Mitt. 1 S. 118), man hat aber noch nie Spuren einer solchen Benutzung bemerkt. Der Umstand, daß sie in der Regel in Gräbern vorkommen, scheint anzudeuten, daß sie irgendwie beim fune-rären Ritus oder bei religiösen Handlungen benutzt wurden. Dafür würde auch die Analogie christlicher Kultgeräte sprechen. Im Märkischen Museum in Berlin befinden sich bronzene Drillingsgefäße in gotischer Stilisierung, die durch die Inschriften I (*Oleum infirmorum*), C (*Oleum catechumenorum*) und S (*Oleum sanctum*) ihren Gebrauch andeuten (ZfEthn. Verh. 19 [1887] S. 541 Friedel). In der Gegenwart sind in Kroatien Drillingsgefäße genau in Form und Größe der alten im Gebrauch. Es wird dem Gast, der zum

ersten Male das Haus betritt, mit Wein kredenzt und heißt *bilikum* (Willkomm?); ein Scherz ist dabei, denn die Kommunikation befindet sich nur an zwei Punkten, die dritte ist unterbrochen. Wer also nicht aus dem richtigen Gefäß trinkt, in das die beiden andern ihren Inhalt nachfließen lassen, begießt sich buchstäblich die Nase.

Undset *Eisen* S. 68, 81, 83, 93, 183, 184, 187, 188; *Mém. Soc. R. des Antiquaires du Nord* 1890—95 S. 353ff. Madsen und Neergaard; Mitt. präh. Kom. 1 (1893) S. 85ff. Szombathy. Alfred Götze

Zwischeneiszeit s. Diluvialchronologie, Diluvialfauna § 6, Diluvialflora § 3, Diluvialgeologie § 6 ff.

Zyklopischer Bau. S. a. besonders Balearen, Malta B, Megalith-Grab, Mykenische Kultur, Nurage, Pantalica, Stonehenge.

(Palästina-Syrien.)

§ 1. Galiläa, ö. Landschaften. Syrien, —
§ 2. Mittel- und Süd-Palästina, Wachtürme. —
§ 3. Zeitbestimmung.

§ 1. An vielen Stellen von Palästina-Syrien finden sich Reste von Mauern und Gebäuden, die aus unbehauenen oder nur roh zugeschlagenen Felsblöcken errichtet sind, wie sie die Natur in reicher Fülle bietet. Meistens sind damit Befestigungsanlagen (s. Festung C) geschaffen worden, die trotz ihres ungefügen Aussehens sehr geschickt die Bodengestaltung ausnutzen und sicher den Verteidigern gegenüber den einfachen Waffen der alten Zeit hinreichend Schutz gewährten. Zahlreiche Gipfel des galiläischen Berglandes sind in dieser Weise befestigt, so *chirbet harra* (s. Hazor), *qarn hattin* (s. Festung C § 3f.), bei *es-seđerät*, *el-mubārakāt*, *murāret el-gurn*, *chirbet kerāzie* (P. Karge *Rephaim* 1917 S. 321ff.). Ebenso liegen derartige Befestigungen in den Landschaften *en-nuqra* und *gōlān*, so *chirbet el-gābie*, *tell 'aštārā*, *tell el-'aš'arī*, *el-muzērīb*, *der'a*, *tell eš-šihāb* (s. Festung C § 4), sodann im 'aḡlān auf *el-emtāwaq*, *ruḡm el-kenise*, *qa' at eljās*, *umm 'eisā*, *bašset basbās*, *rās gebatōn*, *tell el-gamid*, *es-sūq* (C. Steuernagel *Der Adschlūn* 1925—26 S. 107ff., 284, 375, 414, 441, 527ff., 546, Tf. 5D, 6I, 76ff.) und in *irbid* (ebd. S. 470f.; Pal-Jahrb. 1 [1905] S. 57f., Tf. 4, 1 O. Eberhard). Die Blöcke sind durchweg unbehauen und ohne Bindemittel mit den breiten

Lagerflächen aufeinandergetürmt. Die Zwischenräume sind meistens sorgfältig durch kleinere Steine ausgefüllt. Für Syrien sind solche Festungsmauern nachgewiesen auf dem *tell tuqân* s. von Aleppo (Bulletin American Schools of Oriental Research Nr. 21 [1926] S. 9 W. F. Albright und R. P. Dougherty), an der Küste in *bānjās*, dem späteren Balanaia (Rev. arch. 37 [1879] S. 223ff. C. Favre, von diesem etwa der Zeit von Ramses III. zugewiesen), und auf der Insel *ruād* (s. Baukunst C § 8). Von der Mauer in *ruād* sind an einzelnen Punkten 4 Lagen in einer H. von etwa 8 m erhalten. Die Blöcke sind im Mittel 3 m l., 2 m br. und 1,50 m dick. Offenbar gehören diese Reste schon einer späteren Zeit an, da die Blöcke so weit behauen und geglättet sind, daß sie gut neben- und aufeinander liegen und eine senkrechte Außenwand bilden (Rev. bibl. 13 [1916] S. 565ff. R. Savignac).

§ 2. Im mittleren und s. Palästina sind solche Z. B. seltener. Für das Karmel-Gebiet wären zu nennen der *tell el-baṭṭa*, *chirbet eš-šōmarije* und *qaṭat el-menābir* (ZdPV 31 [1908] S. 83, 93ff., 108ff., Abb. 41, 46f. E. v. Mülinen), deren Reste aber noch einer genaueren Untersuchung bedürfen. Wahrscheinlich sind auch die alten Burgen Jerusalem (s. d.) und Jericho (s. d.) einst mit Mauern aus großen Blöcken umgürtet gewesen. Ein Stück der jebusitischen Mauer in Jerusalem, das bei den Parker-Grabungen aufgedeckt wurde, zeigt jedenfalls diese Art (Rev. bibl. 9 [1912] S. 546 H. Vincent), und in Jericho fanden sich an mehreren Stellen solche Reste, allerdings aus späterer

Zeit (Sellin-Watzinger *Jericho* S. 11, 55, 67). Die Verbindung zwischen den größeren befestigten Orten war durch Wachtürme hergestellt, die ebenfalls aus roh aufeinander geschichteten, unbehauenen Felsblöcken errichtet waren, so z. B. im *'aḡlūn* bei *'edūn* und bei *irbid* (Pal.-Jahrb. 8 [1912] S. 57; ebd. 9 [1913] S. 64f. G. Dalman; C. Steuernagel *Der Adschlūn* 1926 S. 431, 483, Tf. 17A). Eigenartig sind die sieben, angeblich nicht von der Natur so gebildeten, in einem Halbkreise um einen 8. Stein aufgestellten Felsblöcke am s. Abhang des Ebal, in denen man den von Josua errichteten Altar (Jos. 8, 30ff.) erkennen wollte (Rev. bibl. 35 [1926] S. 99ff. R. Tonneau).

§ 3. Da diese Z. B. gegenüber den Dolmen und den mit ihnen verbundenen Anlagen (s. Megalith-Grab F) offenbar einen Fortschritt darstellen (sie sind viel geschickter aufgebaut und umfassen gelegentlich eine recht beträchtliche Fläche), müssen sie etwas später als diese angesetzt werden. Man geht wohl nicht fehl, wenn man sie dem ausgehenden Neol. und der beginnenden BZ zuweist. Dazu stimmt, daß die Festung auf dem *tell tuqân* (s. o. § 1) kurz nach 2000 v. C. (mittlere BZ) bereits vollständig verlassen wurde (s. auch *Gewölbe C*).

Peter Thomsen

Zylinder s. Glyptik, Siegel(-zylinder).

Zypern s. Kypros.

Zyprischer Dolch s. Schwert A § 1.

Zyprische Schleifennadel s. Aunjetitzer Kultur A § 7, Böhmen-Mähren D § 37, Nadel A1 § 17.

Errata und Addenda

- Band I S. 44 rechts Zeile 15: statt (s. d.) lies (s. Vase E).
- „ „ 222 „ „ 4: statt *t'îçim* lies *t'îçim*.
- „ „ 226 links „ 34: füge hinzu: Gerhard Deeters *Armenisch und Süd-kaukasisch* Caucasia Fasc. 3—4 (1926—1927).
- „ „ 240 rechts „ 52: statt *eš-šuyr* lies *eš-šuyr*.
- „ „ 258 links „ 11: statt Medinat lies Medinet.
- „ Tf. 48: statt Ottitz lies Ottwitz.
- „ „ 50: statt e, k lies e—k.
- „ „ 81b um 180° drehen.
- „ S. 359 rechts Zeile 32: statt *hallebānōn* lies *hall'bānōn*.
- „ „ 360 „ „ 26: statt gebaut zu sein lies gebaut gewesen zu sein.
- „ „ 386 „ „ 14: statt den von Gezer lies der von Gezer.
- Band II S. 10 rechts Zeile 51: statt *bahret el-chēt* lies *b. el-chēt*.
- „ „ 12 „ „ 25: statt *hat-tanin* lies *hat-tannin*.
- „ „ 28 links „ 55 und rechts Zeile 8: statt 39 lies 33.
- „ „ 116 links „ 7 von unten statt Vallengaard lies Vallensgaard.
- „ „ 130 rechts „ 3f.: tilge von den eingewanderten Tscherkessen.
- „ „ 140 links „ 6: statt 10 B. und zwei Listen lies 7 B. und 5 Listen.
- „ „ 343 rechts „ 9: statt *qāsijūn* lies *qāsijūn*.
- „ „ 471 links „ 7: statt Arch. lies Ann.
- Band III S. 9 rechts Zeile 9: statt Vasen E lies Vase E.
- „ „ 83 links „ 9: statt *parē* lies *pārē*.
- „ „ 83 „ „ 34: statt *da* lies *dā*.
- „ „ 83 „ „ 35: statt *lāyer e* lies *lāyar e*.
- „ „ 83 „ „ 43: statt *hačat-ta littik-ak* lies *hačat-tā littik-āk*.
- „ „ 83 „ „ 44: statt *karyo-k o* lies *karyo-k o*.
- „ „ 83 „ „ 46: statt Vokalübereinstimmungen lies Vokabelübereinstimmungen.
- „ „ 83 „ „ 48: statt *ting-ing* lies *tin-ing*.
- „ „ 208 „ „ 7 von unten: statt Skärvången lies Skärvången.
- „ Tf. 49 Unterschrift: streiche O. Almgren und.
- „ S. 210 links Zeile 4 und rechts Zeile 5: statt Hammeren lies Hammer.
- „ Tf. 53 Unterschrift: lies a—g Bohuslän. Nach Baltzer und Almgren. h. Frånarp, Schonen. Nach Schnittger.
- „ S. 216 rechts Zeile 1 und 3: statt 55c und 55b lies 56c und 56b.
- „ „ 218 „ „ 29: statt *Götaälvosom rädets* lies *Götaälvosomrädets*.
- „ „ 262 links „ 37: statt *el-chēt* lies *el-chēt*.
- „ „ 351 rechts „ 16: statt vielseitigen lies vielreihigen.
- „ „ 351 „ „ 44: statt 13. Jh. lies 12. Jh.
- „ „ 352 links „ 33: statt Borga lies Borgå.
- Band IV S. 146 links Zeile 12: statt Geschichte ö. vom Jordan lies Geschichte des Gebietes ö. vom Jordan.
- „ „ 153 rechts „ 36: statt *rarife* lies *ṛarife*.

- Band IV S. 272 links Zeile 7: statt Toutones lies Toutoni.
 „ „ 272 „ „ 19 von unten statt mit lies bis.
 „ „ 272 „ „ 18 von unten: statt 1. Jh. v. C. lies bis in die röm. Zeit.
 „ „ 272 rechts „ 9 von oben: statt Verwaltung lies Umwallung.
 „ „ 332 „ „ 49: statt L. Linder lies S. Linder.
 „ „ 335 links „ 43: statt Dieses lies Dieser.
 „ „ 391 rechts „ 26: nach Einlage füge hinzu (Sethe *Urkunden* IV 912).
 „ „ 473 „ „ 11: statt einem dort verunglückten Manne lies einer dort verunglückten Frau.
 „ „ 476 links „ 31: statt *cite* lies *cité*.
 „ „ 515 rechts „ 15: statt *Einleitung*² lies *Einleitung*³.
 „ „ 522 „ „ 22 von unten: statt Νέρ-τωσ lies Νέσ-τωρ.
- Band V S. 6 rechts Zeile 30: statt reiche lies reichen.
 „ „ 32 links „ 53: statt *afis* lies 'âfiš.
 „ „ 231 rechts „ 13: statt *el-chêt* lies *el-chêt*.
 „ „ 231 „ „ 16: statt auf den lies auf dem.
 „ „ 245 „ „ 12: lies Heidelberg, 2. Aufl. 1925.
 „ „ 323 „ „ 27: statt hettische lies hettitische.
 „ „ 326 links „ 45: statt W Frankreichs lies W in Frankreich.
 „ „ 406 „ „ 33/34: statt Ladogene Form lies Ladogensis-Form.
- Band VI S. 166 links Zeile 27: statt Salomos lies Davids.
 „ „ 212 rechts „ 19 von unten: statt einzelnen Schriftzeichen lies einzelnen Schriftzeilen.
 „ „ 215 links „ 18: statt Utu lies Šadū.
 „ „ 218 rechts „ 15: streiche oder.
 „ „ 390 „ „ 18: statt *elgurna* lies *el-gurna*.
- Band VII S. 131 rechts Zeile 24: statt *imitu* lies *imittu*.
 „ Tf. 210: im erklärenden Text zu a muß es heißen Innere Seite des Steines o in dem Grab Tf. 209a.
 „ „ 318 links „ 20: statt Couwell lies Conwell.
- Band VIII S. 97 links Zeile 25 hinzufügen: J. Martin und G. Rühning *Megalithische Steindenkmäler im Herzogtum Oldenburg* Ber. Oldenb. Ver. f. Altert. u. Landesgesch. 17 (1898) S. 19.
 „ „ 101 rechts „ 12 hinter Elbe hinzufügen: und östlich der Wesermündung.
 „ „ 101 „ „ 36: statt steinlose Einzelbestattung lies Einzelbestattung ohne Steinkammer oder -kiste.
 „ Tf. 31: hinter Depotfund hinzufügen: (oder Grabfund aus zerstörtem Megalithgrab).
 „ S. 225 links Zeile 38f.: statt sub-aräisch ist abzuteilen su-baräisch.
 „ „ 226 rechts „ 26: statt *-huru/as* lies *-huru/a*.
 „ „ 262 links „ 12 von unten: statt Oberrh. lies Oberhess.
 „ „ 264 rechts „ 20 von unten: statt Forschung lies Forschungen.
 „ „ 270 „ „ 12 und 9 von unten: statt wandalische lies wandilische.
 „ „ 277 links „ 18: lies bis über Bellinzona hinaus.
 „ „ 277 „ „ 13 von unten: lies R. Ulrich und D. Viollier.
- Band IX Tf. 2: statt (a—e) . . . (f—g) lies (a—e, g) . . . (f).
 „ „ 2: statt g. Mondschtütz, Schlesien lies Briest, Brandenburg.
 „ S. 26 links Zeile 30: statt negativen lies positiven.
 „ „ 86 rechts „ 42: statt 1926 lies 1927.
 „ „ 86 „ „ 43: statt 1927 lies 1926.
 „ „ 319 „ „ 2 von unten: ist hinzuzufügen Trierer Jahresberichte 13 (1921) [ersch. 1923] S. XIXff. E. Krüger.

- Band X S. 14 rechts Zeile 21: statt Gebigszügen lies Gebirgszügen.
 „ Tf. 7: statt *bahret el-chêf* (See Semachonitis) lies See von Tiberias.
 „ S. 18 links Zeile 2: statt *râ sen-naqûra* lies *râs en-naqûra*.
 „ „ 72 links „ 37: statt v. C. zurückversetzt, dem die Ansetzung lies v. C. zurückversetzt (besonders von E. Meyer vertreten), dem die Ansetzung . . .
 „ „ 72 „ „ 39ff.: statt (unmittelbar vor Dareios I.; besonders von E. Meyer vertreten) gegenübersteht lies (unmittelbar vor Dareios I.) gegenübersteht.
 „ „ 109 rechts „ 2: statt Camforros lies Canjorros.
 „ „ 134 links „ 17: statt Φοῖνιξ lies Φοίνιξ.
 „ „ 135 „ „ 9: statt Pomponius lies Pompeius.
 Band XI S. 124 links Zeile 4: statt erst lies nicht.
 „ „ 125 „ „ 11 von unten: statt Taxonomis lies Taxonomic.
 „ „ 199 rechts „ 12 von oben: statt ist lies war (jetzt im Provinzialmuseum zu Bonn).
 „ „ 265 links „ 39: statt Salomos lies Davids.
 „ „ 302 „ „ 18: statt Amenembêf lies Amenemhêt.
 „ „ 347 rechts „ 8 vor Hamâ lies: der Gegend von.
 „ „ 348 „ „ 26: statt n. C. lies v. C.
 „ „ 348 „ „ 36: nach *d*, *r* lies *m*, *k*.
 „ „ 352 „ „ 2 von unten: statt 1918 lies 1908.
 Band XII S. 16 links Zeile 18: statt *hanafijar*^{un} lies *hanafijîar*^{un}.
 „ „ 27 „ „ 19/20: statt < lies >.
 „ „ 32 „ „ 12: statt bis 1. Jh. lies bis 2.—3. Jh., vgl. Littmann *Nabataean Inscriptions* p. 24—27, 37—39.
 „ „ 34 „ „ 19 von unten: statt *ša* lies *ša (sa)*.
 „ „ 35 rechts „ 25: statt ἀγραπέρης lies ἀγραπέρης.
 „ „ 36 links „ 32: statt Katabân lies Katabân.
 „ „ 38 „ „ 26: statt Katabanischen lies Katabânischen.
 „ „ 40 „ „ 14 statt *paddam* lies *faddâm*.
 „ „ 45 rechts „ 14 von unten: statt *matôk* lies *mâtôk*.
 „ „ 395 „ „ 27: statt S. lies Nr.
 „ „ 418 „ „ 27/28: statt Kazanskoje uščelje lies Ksanskoje uščelje.
 „ „ 439 links „ 7, 10, 12: statt S. lies Nr.
 Band XIV S. 70 links Zeile 39f.: statt Schumacher *Tell el-mutesellim* lies Sellin *Tell Ta'annek*.
 „ „ 71 „ „ 9: statt Abb. 257, 1 lies Abb. 257 l.
 „ Tf. 61^v: zur Zeichenerklärung von *d*, *e* hinzufügen: Beschreibung nach Calvert (jetzt veraltet).
 „ „ 61^y: statt Thyatira lies Aidin.
 „ S. 309 rechts Zeile 12 von unten: statt Paton und lies Paton, Maiuri und
 „ „ 309 „ „ 2 von unten: „ Ayres lies Myres.

Nachwort

Das Reallexikon der Vorgeschichte liegt mit diesem letzten XIV. Bande abgeschlossen vor. Sein Plan geht auf den Sommer und Herbst 1920 zurück. Ende des Jahres 1923 war etwa $\frac{3}{4}$ des gesamten Manuskriptes druckfertig, im Januar 1924 begann der Satz der ersten zwei Bände. Im Juni 1924 erschien die erste Lieferung. Ende des Jahres 1926 war das gesamte Manuskript (bis auf eine Anzahl Nachzügler) gesetzt. Durchschnittlich sind jährlich 3—4 Bände ausgegeben worden. Dies war technisch nur dadurch möglich, daß die Drucklegung des gesamten Manuskriptes auf vier große Druckereien verteilt wurde. Band I, II und V sind von der de Gruyterschen Druckerei in Trebbin, Band III und IV von Herrmann sen.-Leipzig, Band VI, VII, VIII, IX, X und XI bis Bogen 11 von C. G. Roeder-Leipzig und Band XI (von Bogen 12 ab), XII, XIII und XIV von Metzger & Wittig in Leipzig bearbeitet. Band IV wurde über die Vorberechnung hinaus so umfangreich, daß er geteilt werden mußte.

Der ursprüngliche Plan sah nur fünf Bände vor. Aber es war mir von vornherein gewiß, daß der gewaltige Stoff unmöglich in einem so engen Rahmen befriedigend behandelt werden konnte. Doch war es leider ebenso sicher, daß damals, im Jahre 1920, kein deutscher Verlag es gewagt hätte, eine auch nur 8—10bändige Enzyklopädie der Vorgeschichte auf seine Schultern zu laden. Es mußte also, und dies war vielleicht das Schwerste von allem Schweren, für den Aufbau des Werkes ein Plan erdacht werden, der so elastisch war, daß er sowohl für eine 5bändige wie für eine 15bändige Ausgabe paßte. Es galt dann, nachdem er gefunden, den Verlag selbst für die umfangreiche Lösung zu gewinnen und editorisch alles zu tun, was für die Schaffung der notwendig sehr breiten finanziellen Basis von dieser Seite getan werden konnte. Daß der deutsche Währungsverfall von 1920—1923 und der Ruhrkrieg diese Aufgabe erschwerten, wird man nicht bezweifeln. Man nehme nun aber nicht etwa an, daß ich den Verlag mit dem Umfang des Werkes düpiert habe. Das mag vielleicht bei einem unbewanderten ideologischen kleinen Verleger in gewissen Grenzen gelingen, nicht aber bei weitsblickenden Geschäftsleuten großen Stiles mit reicher Erfahrung und scharfem Instinkt für das, was möglich und nicht möglich ist. Es war die Sache selbst, die durchschlug und überzeugte. Vollkommene Klarheit und Offenheit beiderseits, die gegenseitiges Vertrauen schufen, hat von Anfang bis zu Ende die Wege geebnet und eine Zusammenarbeit mit dem Verlage ermöglicht, an die ich immer mit Genugtuung zurückdenken werde.

Ein energischer Kampf mit der Zeit, gegen das Veralten der früher herausgegebenen Bände, war von Anfang an ins Auge gefaßt. Auch wäre vom rein technischen Standpunkt aus ein noch schnelleres Erscheinen des Werkes wohl möglich gewesen, nicht aber aus wirtschaftlichen Gründen. Der Absatz des Werkes war auf Subskription aufgebaut. In unserer armen Zeit durfte die jährliche Subskriptionsquote, also auch die Zahl der monatlichen Lieferungen, eine gewisse Grenze nicht überschreiten, sollte nicht die ganze ökonomische Grundlage des Gebäudes zusammenstürzen. Ich mußte dies wohl wissen, aber ich durfte mich davon nicht kaptivieren lassen, sondern immer auf Vorwärtsschreiten bedacht sein, denn es gab auch sonst Hindernisse und Barrieren genug.

Wie ein Bleigewicht hing sich an mich die Zweifelsucht und die Schwarzseherei vieler meiner Mitarbeiter. Ganz natürlich. Man hatte es schon öfter erlebt, daß große Werke mit vielen Mitarbeitern mittwegs steckengeblieben waren. Wir hatten eben einen großen Krieg verloren, die wirtschaftliche Not wurde immer größer, Deutschland schien seiner vollständigen Auflösung entgegenzutreiben. Wahrlich wenig Ursache, rosenrot zu

sehen. Besonders die Älteren unter meinen Mitarbeitern haben mich vielfach als einen beklagenswerten Ausbund leichtsinnigen Optimismus bemitleidet. Diese Grundstimmung konnte sehr gefährlich werden, indem viele Gelehrte ihr Manuskript nur bandweise liefern wollten, ich aber auf Anwesenheit des gesamten druckfertigen Materiales vor Beginn der Drucklegung bestehen mußte. Hiervon bin ich nur in solchen wenigen Fällen abgegangen, wo ich ganz sicher war und den Inhalt nach vorheriger Vereinbarung übersah. Ich bin auch in keinem dieser Fälle enttäuscht worden. Als das Manuskript vollzählig zusammen war und fortlaufend bearbeitet werden mußte, füllte es ausgebreitet einen mittelgroßen Raum, und seine Sicherung war eine große Sorge, die manche schlaflose Nacht verursachte, da ich damals in einem unruhigen, schlecht gebauten alten Hause wohnte.

Eine große Krisis in diesem Stadium der Vorarbeit trat nur einmal, im Februar 1923, ein, als ein Mitarbeiter, dessen Manuskript fällig war, versagte. Da sich seine Beiträge über das ganze Werk verteilten und eng mit vielen anderen verzahnt waren, galt es, schnell zu handeln. Die fundamentale Lücke wurde nicht nur geschlossen, sondern es stellte sich sehr bald heraus, daß dieser Zwischenfall für das Werk segensreich war. Der neue Bearbeiter war durch glückliche Verhältnisse in der Lage, den ganzen Fragenkomplex besser zu überschauen. Er konnte ihn vielseitiger durchdringen und darstellen.

Mit allen Mitarbeitern eine möglichst gleichmäßige äußere und innere Form der Behandlung zu vereinbaren, habe ich mich unablässig bemüht. Allermeist mußte das schriftlich geschehen, und die Mehrzahl der Briefe, sie stieg in den Jahren 1922 und 1923 bis auf über 30 täglich, galt diesem Ziel. Ich habe mir niemals verhehlt, daß hierbei nur relativ Befriedigendes erreicht werden konnte. Weit mehr als 100 Gelehrte verschiedenster Nationalität, Vorbildung und Lehrmeinung sind, insbesondere nach der elementaren Erschütterung eines Weltkrieges, nicht leicht um eine Fahne zu versammeln. Aber mir scheint, daß vollständige Uniformität gar nicht einmal erwünscht sei, daß die Lebendigkeit des Ganzen darunter gelitten hätte, wenn die Individualität des Einzelnen in allzu enge spanische Stiefel eingeschnürt worden wäre. Die Lücken und Mängel, die so notwendigerweise eintraten, mußten durch ein System verschiedenartiger Aushilfen mit behutsamer Hand korrigiert werden, damit die Grundlinien des Aufbaues sich dadurch nicht verschoben. Wichtigere neueste Funde und Entdeckungen sind bis zuletzt mit berücksichtigt worden.

Die Zusammenarbeit verlief — es sind viele Tausende von Briefen und Korrektursendungen gewechselt worden — mit wenig Ausnahmen ohne Reibungen. Mir wurde durch diese Arbeit das Glück, viele hervorragende Gelehrte und prächtige Menschen persönlich kennen und schätzen zu lernen und, wie ich hoffe, mit manch einem von ihnen für immer verbunden zu bleiben.

Schon aus stofflichen Gründen hat das Reallexikon ein internationales Gepräge, und so haben an ihm nicht nur Deutsche, sondern auch viele ausländische Kollegen mitgearbeitet. Daß in den Jahren 1920—1922 die Zeitereignisse es verhinderten, auch die Franzosen und Engländer um ihre Mitwirkung zu bitten, haben wir sehr bedauert. Inzwischen sind ja auf dem Wege der inneren Annäherung zwischen den drei großen europäischen Kulturvölkern erfreulicherweise Fortschritte zu verzeichnen, die bessere Zeiten erhoffen lassen. Sie kommen auch in diesem Werke zum Ausdruck, indem ein französischer Kollege auf eigenen Wunsch in letzter Stunde mehrere Beiträge aus seinem Forschungsgebiet beigesteuert hat. Wir betrachten dies gern als ein freundliches Symbol zukünftiger Entwicklung.

Wie auch die Zahl der Subskribenten zeigt, hat man sich sehr bald von der Brauchbarkeit und Notwendigkeit des Werkes überzeugt und es sehr freundlich aufgenommen. Eine besondere Freude und Ermutigung ist mir die freundliche Anteilnahme Eduard Meyers und weiterhin Oswald Spenglers gewesen, dem ich auch für mehrere scharfsinnige Ratschläge zu danken habe.

Die europäische Vorgeschichte, die man besser Frühgeschichte nennen sollte, ist im großen gesehen auf das engste mit der ältesten Entwicklung in den nah-orientalischen Kulturländern verknüpft, so eng, daß sie vollständig in der Luft schweben würde, wenn

man sie ohne diese Rücksicht behandelte. Das war der fruchtbarste Gedanke, den unsere Wissenschaft Sophus Müller und Oscar Montelius im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts verdankte. Die Alterswerke der beiden großen Gelehrten, Sophus Müllers „Urgeschichte Europas“ 1905 und O. Montelius' nachgelassene Arbeiten „La Grèce préclassique“ 1924 und „Der Orient und Europa“ II 1923 sind jedoch fast ohne Wirkung auf die Forschung geblieben, weil sie Aufgaben zu bewältigen suchten, die im Zeitalter des subtilsten Spezialistentums nur durch die zielsichere Zusammenarbeit vieler gelöst werden können.

Die Grabungen und Entdeckungen, die man im letzten Jahrzehnt in Asien und Afrika gemacht hat, und deren Tragweite wir eben noch kaum übersehen können, sind uns freudig begrüßte Bürgen dafür, daß wir auf dem richtigen Wege sind. So fern auch die Arbeitsweise mancher Vorgeschichtsforscher diesen Anschauungen steht, habe ich doch kaum von irgendeiner Seite eine grundsätzliche Ablehnung derselben bemerkt, dagegen vielfache lebhaftige Zustimmung gehört.

Man wird aus diesem ersten groß angelegten Versuch einer Synthese nicht nur sehen, was bisher durch die Arbeit etwa eines Jahrhunderts an Ergebnissen gewonnen ist, sondern, hoffe ich, ebensowohl, wie unendlich viele Lücken in der Einzelforschung wie in der Zusammenfassung selbst bei wichtigen Gebieten und grundlegenden Problemen klaffen, die sich heute schlechterdings noch nicht lösen lassen, in einer nahen Zukunft aber in Angriff genommen werden müssen, wie uneinheitlich die Methoden selbst noch in den einzelnen Ländern sind, und wie verschiedenartig die Zielsetzung ist. Vor allem fehlen uns zunächst für viele Gebiete die nach großen und einheitlichen Gesichtspunkten editierten Materialveröffentlichungen.

Jedes archäologische Werk bedarf, um bequem benutzbar zu sein, einer sorgfältigen, wohlgedachten Illustration. Durch sie wird manches Wort gespart. In der Regel steht sie fest, wenn das Manuskript zum Satz geht. Das verbot sich hier schon aus finanziellen Gründen. Wir konnten, als die ersten Lieferungen ausgegeben wurden, nicht übersehen, wie reich wir die bildliche Ausstattung bemessen durften. Auch technisch war die Arbeit nur allmählich zu bewältigen. Da nach Möglichkeit an der betreffenden Stelle auf jede in den 14 Bänden vorkommende Abbildung hingewiesen ist, könnte so leicht der Eindruck entstehen, als wenn die späteren illustrativ bevorzugt seien. Das ist nicht der Fall; es häufen sich nur von Band zu Band die Hinweise mit der fortschreitenden Fertigstellung der Tafeln. Durch Benutzung des Registerbandes wird sich der Benutzer leicht orientieren können. Daß stets ganzseitige Text- oder Einschalttafeln und nur in ganz wenigen Fällen interlineare Textabbildungen gewählt wurden, erwies sich als sehr praktisch. Der Umbruch der Korrekturfahnen zu Bogen ist so niemals verzögert worden, und beim gelegentlichen nachträglichen Einfügen von Tafeln gab es keine Störungen für den Text.

Dank dem verständnisvollen Entgegenkommen des Verlages enthält das Reallexikon etwa 3000 Tafeln, darunter eine Anzahl farbiger. Das ist die Höchstzahl von Abbildungen, die je in Deutschland für ein vorgeschichtliches Werk angeboten sind. In vielen Fällen habe ich mich bemüht, neue Vorlagen herbeizuschaffen, und bin dabei durch Institute und Einzelpersonen des In- und Auslandes in freundlichster Weise unterstützt worden. Insbesondere haben wir der Kgl. Italienischen Unterrichtsverwaltung und den Nationalmuseen in Sofia, Agram und Budapest für das Entgegenkommen zu danken, mit dem sie eine große Zahl von Photographien in ihren Laboratorien kostenlos für uns herstellen ließen. Die den einzelnen Länderübersichten beigegebenen Fundort-Karten erstreben keine Vollständigkeit, die nur verwirren könnte, sie sind nur ein einfaches Hilfsmittel bei der Benutzung des Textes.

Um die Übersicht zu erleichtern, habe ich in Zusammenarbeit mit den Herren Mitarbeitern zwischen die Artikel zahlreiche Hinweisstichwörter eingestreut vom ersten bis zum letzten Bande. Die Benutzbarkeit des Werkes wird aber weiter dadurch erhöht werden, daß der Verlag ein etwa 25 Bogen starkes Register herstellt und als XV. Band folgen läßt. Ich hebe ausdrücklich hervor, daß die äußeren Verhältnisse es mir nicht gestattet haben, an der Anlage und Ausführung dieses Registerbandes Anteil zu nehmen.

Das Werk hat mir viel Mühe und Sorge bereitet. Fast alle freie Zeit, die mir neben meiner Amtstätigkeit seit dem Jahre 1920 blieb, habe ich darauf verwendet und ihm acht meiner Mannesjahre geopfert. Mein Dank gilt in erster Linie meinen verehrten Mitarbeitern, die mich hingebungsvoll unterstützt haben, und von denen viele mit wachsender Anteilnahme dem Erscheinen der Lieferungen gefolgt sind. Von den in den letzten Bänden erscheinenden Beiträgen wurden viele zur Umarbeitung im Manuskript oder in der Korrektur zurückerbeten, um auf den letzten Stand der Forschung gebracht zu werden. Die Herren Roeder, Thomsen und Unger haben mich durch Mitlesen einer Korrektur der Artikel aus dem Gebiete der Ägyptologie, Semitistik und Assyriologie unterstützt. Herrn Prof. Unger, verdanke ich wertvolle Ratschläge zur vorderasiatischen Altertumskunde und eine Reihe unveröffentlichter Abbildungen aus dem Ottomanischen Museum in Konstantinopel.

Während der Vorarbeiten und bei der Drucklegung hatten wir unter den Mitarbeitern den Tod der Herren Abmann, v. Bezold, W. Bremer, H. Gjessing, H. Greßmann, E. Hahn, G. Herbig, A. Mayr, G. Möller, O. Montelius, A. Rzehak, O. Schroeder und E. von Stern zu beklagen.

Den Dank, den ich schon im Vorwort dem Verlag Walter de Gruyter in Berlin und insbesondere dem Leiter der Abteilung Trübner, Herrn Dr. Gerhard Lüdtke, ausgesprochen habe, kann ich nun nach 4 Jahren weiterer Zusammenarbeit mit noch größerer Wärme wiederholen. In unzähligen Besprechungen und Briefen haben wir verhandeln müssen. Unsere Meinungen über das, was nötig und möglich war, sind oft auseinandergegangen, doch hat niemals ein ernstlicher Mißklang unsere persönlichen freundschaftlichen Beziehungen gestört.

Wenn ich vorher gewußt hätte, welche Anforderungen die Herstellung eines sauberen, klaren, mit allen Hin- und Rückweisen versehenen Textes von der Durchsicht der z. T. aus fremden Sprachen zu übersetzenden oder in einem unmöglichen Deutsch geschriebenen Manuskripte bis zur Druckreifeklärung von Text und Tafeln stellten, welche Nerven- und Augenkraft, was für „eiserne Eingeweide“ benötigt wurden, ich hätte schwerlich den Mut dazu aufgebracht. Der Verlag wäre wohl geneigt gewesen, mir einen Sekretär zur Hilfe zu geben. Aber das Glück wollte, daß ich jemand hatte, der mir mehr als Sekretär oder Assistent war, meine liebe Frau, Ida Ebert geb. Gorges, die das Entstehen des Werkes von seinen ersten Anfängen an miterlebt hatte, mir manches kluge Wort gesagt, wenn die Widerstände sich türmten und unüberwindlich schienen, mich in allen sprachwissenschaftlichen Fragen beraten, auf manche Lücke aufmerksam gemacht und gedrängt hat, sie zu füllen, und endlich alle Korrekturen mitgelesen und mit ihrem scharfen Auge die verstecktesten Druckfehler und Versehen herausgeholt hat. Es gibt ohne Ausnahme keinen Mitarbeiter, mich eingeschlossen, der ihr nicht für Säuberung seines Textes, für Richtigstellung von Versehen und kleineren Irrtümern zu danken hätte. An eine so schnelle Ausgabe des Werkes wäre ohne ihre energische und umsichtige Mithilfe nicht zu denken gewesen.

Hoch aufatmend und doch nicht ohne leisen Trennungsschmerz lasse ich die letzte Lieferung des letzten Bandes in die Welt gehen und hoffe, daß dieses durch die Zusammenarbeit so vieler tüchtiger Kräfte entstandene Werk unserer Wissenschaft zu wahrhaftem Nutzen und Segen gereichen möge.

Baden-Baden, 15. April 1929

M. Ebert

Mitarbeiter

(Endgültiges Verzeichnis)

- Dr. N. Åberg, außerordentl. Professor an der Hochschule Stockholm.
J. Alin, Göteborg.
Dr. O. Almgren, Professor i. R. an der Universität Upsala.
D. A. Alt, ord. Professor an der Universität Leipzig.
Dr. Ing. W. Andrae, Direktor bei den Staatsmuseen Berlin.
Dr. J. Andree, Privatdozent an der Universität Münster i. W.
Fil. Mag. J. Arnborg, Lund.
† Dr. E. Assmann, Berlin.
Dr. Elise Baumgaertel, Berlin.
Graf Bégouen, Professor an der Universität Toulouse.
Dr. F. Behn, außerordentl. Professor an der Technischen Hochschule Darmstadt.
Dr. G. Behrens, Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz.
Direktor L. Bella, Budapest.
Professor Dr. R. Beltz, Schwerin i. M.
Dr. R. Bleichsteiner, Privatdozent an der Universität Wien.
Professor F. Bork, Königsberg i. Pr.
Dr. P. Bosch Gimpera, Professor an der Universität Barcelona.
† Professor Dr. W. Bremer, Museumsdirektor, Dublin.
H. C. Broholm, Kustos am Nationalmuseum Kopenhagen.
Baron C. Caffici, Catania (Sizilien).
Baron J. Caffici, Catania (Sizilien).
Dr. A. del Castillo, außerordentl. Professor an der Universität Barcelona.
Dr. J. L. Červinka, Staatskonservator, Kojetin (Mähren).
Dr. A. Debrunner, ord. Professor an der Universität Jena.
Dr. P. Diels, ord. Professor an der Universität Breslau.
Dr. F. v. Duhn, Geh. Regierungsrat, ord. Honorarprofessor an der Universität Heidelberg.
Dr. E. Ebeling, außerordentl. Professor an der Universität Berlin.
Dr. M. Ebert, ord. Professor an der Universität Berlin.
Professor Dr. B. Ehrlich, Elbing.
Dr. G. Ekholm, Dozent an der Universität Upsala.
Fil. Mag. A. Europaeus, Historisches Museum Helsingfors.
Direktor Dr. S. Feist, Berlin.
Dr. R. Forrer, Museumsdirektor, Straßburg i. E.
Dr. C. Frank, Professor an der Universität Berlin.
H. Frankfort, M. A., London.
Dr. A. Friedenthal, Reval (Estland).
Dr. J. Friedrich, Privatdozent an der Universität Leipzig.
Dr. W. Gaerte, Museumsdirektor, Königsberg i. Pr.
Dr. K. Gallig, Privatdozent an der Universität Berlin.
Dr. G. Gerullis, außerordentl. Professor an der Universität Leipzig.

- Dr. W. Ginters, Riga.
 † H. Gjessing, Museumskustos, Oslo.
 Professor Dr. A. Götze, Museumskustos i. R., Berlin.
 † D. Dr. H. Greßmann, ord. Professor an der Universität Berlin.
 Dr. H. Gummel, Museumsdirektor, Osnabrück.
 Lic. theol. A. Gustavs, Kloster (Rügen).
 Professor Dr. A. Hackman, Intendant am Historischen Museum Helsingfors.
 † Dr. E. Hahn, außerordentl. Professor an der Universität Berlin.
 Dr. E. Hammerstedt, Intendant am Nordischen Museum Stockholm.
 Fil. Dr. H. Hansson, Gamleby (Schweden).
 † Dr. G. Herbig, ord. Professor an der Universität München.
 Dr. Freiherr Fr. Hiller von Gärtringen, ord. Honorarprofessor an der Universität Berlin.
 Dr. M. Hilzheimer, Museumsdirektor, Berlin.
 Dr. F. Hohmann, Berlin.
 Dr. F. Jakobson, Riga.
 Dr. C. H. Johl, Hannover.
 Dr. N. Jokl, außerordentl. Professor an der Universität Wien.
 Dr. E. Kalinka, ord. Professor an der Universität Innsbruck.
 Dr. G. Karo, ord. Professor an der Universität Halle-Wittenberg.
 K. Keller-Tarnuzzer, Frauenfeld (Schweiz).
 Dr. A. Kiekebusch, Abteilungsdirektor am Märkischen Museum Berlin.
 Dr. P. Koschaker, ord. Professor an der Universität Leipzig.
 Dr. J. Kostrzewski, Professor an der Universität Posen.
 Dr. E. Kraus, Professor an der Universität Riga.
 Dr. A. Krebs, Wanne-Eickel (Westfalen).
 Dr. O. Kunkel, Museumskustos, Stettin.
 Dr. G. Kyrle, außerordentl. Professor an der Universität Wien.
 Dr. W. La Baume, Museumsdirektor, Honorarprofessor an der Universität Königsberg.
 Fil. Mag. Hj. Larsen, Upsala.
 Dr. J. G. Lautner, außerordentl. Professor an der Universität Graz.
 Dr. J. Lewy, außerordentl. Professor an der Universität Gießen.
 Dr. S. Lindqvist, Professor an der Universität Upsala.
 Dr. M. Löhr, ord. Professor an der Universität Königsberg.
 Dr. A. Mahr, Museumsdirektor, Dublin.
 † Dr. A. Mayr, München.
 Dr. B. Meissner, ord. Professor an der Universität Berlin.
 Dr. G. von Merhart, ord. Professor an der Universität Marburg.
 † Professor Dr. O. Montelius, Reichsantiquar i. R., Stockholm.
 Dr. H. Mötefindt, Leipzig.
 Dr. N. Niklasson, Museumsdirektor, Göteborg.
 Dr. H. Obermaier, Professor an der Universität Madrid.
 Dr. D. Opitz, Museumskustos, Berlin.
 Dr. H. Pedersen, Professor an der Universität Kopenhagen.
 Dr. Johs. Pedersen, Professor an der Universität Kopenhagen.
 Dr. L. Pericot, Professor an der Universität Santiago de Compostella.
 Dr. J. Pokorny, ord. Professor an der Universität Berlin.
 E. J. Lennart von Post, Staatsgeologe, Stockholm.
 Dr. St. Przeworski, Warschau.
 E. Rademacher, Regierungsbaurat, Jülich.
 Dr. H. Ranke, ord. Professor an der Universität Heidelberg.
 Professor Dr. Rathgen, Museumskustos, Berlin.
 Dr. O. Reche, ord. Professor an der Universität Leipzig.
 Professor Dr. K. Regling, Direktor bei den Staatsmuseen Berlin.

- Professor Dr. G. Roeder, Museumsdirektor, Hildesheim.
G. Rosenberg, Konservator am Nationalmuseum Kopenhagen.
Dr. Hanna Rydh, Stockholm.
† Dr. A. Rzehak, ord. Professor an der Technischen Hochschule Brunn.
Dr. C. Sachs, außerordentl. Professor an der Universität Berlin.
B. O. Santesson, Upsala.
Professor Dr. F. Schachermeyr, Privatdozent an der Universität Innsbruck.
Professor Dr. A. Scharff, Museumskustos, Berlin.
Dr. Adama van Scheltema, Gauting bei München.
M. Schneider, Berlin.
† Dr. O. Schroeder, Berlin.
Professor Dr. C. Schuchhardt, Geh. Regierungsrät, Direktor i. R. bei den Staatsmuseen Berlin.
Professor Dr. K. Schumacher, Direktor i. R. des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz.
Dr. H. Seger, Museumsdirektor, Honorarprofessor an der Universität Breslau.
Dr. J. R. Sernander, Professor an der Universität Upsala.
Dr. J. de C. Serra-Ráfols, außerordentl. Professor an der Universität Barcelona.
Dr. E. Sprockhoff, Direktor am Römisch-Germanischen Zentralmuseum.
† Dr. E. von Stern, ord. Professor an der Universität Halle-Wittenberg.
Dr. E. Stieren, Münster i. W.
Dr. E. Sturm, Riga.
Dr. K. Sudhoff, Geh. Medizinalrat, ord. Professor i. R. an der Universität Leipzig.
Dr. J. Sundwall, Professor an der Universität Åbo.
Dr. A. M. Tallgren, Professor an der Universität Helsingfors.
Professor Dr. P. Thomsen, Dresden.
Dr. R. Thurnwald, außerordentl. Professor an der Universität Berlin.
Dr. O. Tschumi, außerordentl. Professor an der Universität Bern.
Dr. E. Unger, außerordentl. Professor an der Universität Berlin.
Dr. M. Vasmer, ord. Professor an der Universität Berlin.
Dr. P. Vouga, Professor an der Universität Neuchâtel.
Dr. de Waele, Den Haag (Holland).
Dr. E. Wahle, außerordentl. Professor an der Universität Heidelberg.
Dr. K. B. Wiklund, Professor an der Universität Upsala.
Dr. G. Wilke, Obergeneralarzt i. R., Rochlitz (Sachsen).
-



Das

REGISTER

zum

REALLEXIKON DER VORGESCHICHTE

erscheint als

Fünfzehnter Band



im Laufe des Jahres 1930



Verlag von Walter de Gruyter & Co.
Berlin W 10 und Leipzig